(9)
NS TRIM 1479
387

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Siebenunddreyßigster Band.

Phil 8

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

AS
182
M82
Bd 37-38

8114

Gelehrte Anzeigen.

July bis Dezember.

1853.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juli.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Inscriptiones regni Neapolitani Latinae, edidit Theodorus Mommsen. Lipsiae 1852, fol., pp. XXiV, 487 et 40 mit 2 Landkarten.

Zweyter Artikel.

Die übrigen Inschriften von Venafrum enthalten viel Wichtiges hinsichtlich der Provinzial-, wie der Municipalalterthümer. Neu ist der Titel GRAPHeus (4618), nach Borghesi gleichbedeutend mit dem Amte ab epistulis Graecis, und immerhin bemerkenswerth der duumvir urbis moeniundae (4627), der zuvor in der legio II Sabina diente, die mit der Sorana, Urbana, Mutinensis zu vergleichen ist. Nr. 4620 hat Garrucci jetzt nach eigner Lesung im neuen Bull. Nap. I, n. 7 p. 51 herausgegeben. Ich setze seinen Text her, wenn auch hie und da noch einzelne Zweifel bleiben mögen. Namentlich verstehe ich das V. I, das nicht zweymal vorkömmt, und doch schwerlich vir illustrissimus ist.

MAECI . FELICIS . V . I
AEQVITATE . MAGNIFICO
BENEVOLENTIA . COLENDO
ABSTINENTIA . CONTINENTIAQ
MIRANDO . VIRTVTE . CONS
TANTIAQVE . CONSPICVO
MAECIO . FELICI . V . I
CIVITATIS . VENAFRANAE . DE
FENSORI . ORDINIS . POSsesSO
RI . POPVLIQVE . RECTORI
PROVINCIAE . SAMNITIVM
INIVN TIVAE . VICIS . MERITO
OB . INSIGNIA . EIVS . IN . REM
PVBLICAM . BENE . GESTA . ET
OB . RECORDATIONEM . OMNIVM
BENEFICIORVM . QVAE . A . MA
IORIBVS . EIVS . CIVITATI . SVNT
SI PRAESTITA . ORDO . SPLENDIDIS (sic)?
MVS . ET . VNIVERSVS . POPVLOS (sic)
VRBIS . VENAFRANAE . CONSTI
TVIT . PATRONO

Noch gedenke ich der Inschrift Nr. 4636, wichtig wegen des idiologus ad Aegyptum, welches Amt Strabo XVII, p. 797 nach der gewöhnlichen Lesart ἴδιος λόγος nennt, wo Kramer richtig ἰδιόλογος verbeßerte, was er jedoch weniger richtig als eine Uebersetzung des procurator Caesaris vel rationalis ansah, da vielmehr unsere Inschrift zeigt, daß es officieller Titel war. In derselben Inschrift ist die cohors Ubiorum equitum et peditum anzuführen, was nur ein anderer Ausdruck für equitata seyn dürfte. Der praefectus levis armaturae ist auch sonst bekannt (4628), nicht aber, so viel ich weiß, was Nr. 4641 lehrt, daß, wie der erste Centurio der Legion primus pilus hieß, so der erste Centurion der Prätorianer primus ordo genannt wurde.

Um Allifae (4741—4830; 756*—762*) hat sich im vorigen Jahrhunderte der verhältnißmäßig genaue Trutta Verdienste erworben. Bekannt sind die Inschriften des Fabius Maximus, rector provinciae, d. h. Samnii, nebst mehreren anderen auf vornehme Personen bezüglichen. Wichtig für das Alimentarwesen ist Nr. 4771, insofern der Ausdruck SACra Pecunia ALIMentaria bestätigt, daß die ganze Stiftung kaiserlich war. Eigenthümlich sind die Quästores der Augustalen, die nur hier vorkommen. — Die meisten der Inschriften von Te-

lesia (4831 — 4915) wurden vom Vf. im Garten der Familie Pacelli abgeschrieben, während mehrere andere im bischöflichen Palaste, im Museum zu Neapel und anderswo erhalten sind. Auch hier sind die praetores duumviri oberster Magistrat, und dadurch bestätigt es sich, daß die Inschrift 4869 in der That nicht nach Puteoli, sondern hierher gehört, was ich besonders für etwaige deutsche Leser der Schriften Gervasio's erwähne, der sie noch in seiner Abhandlung über die Lucceji für Puteoli in Anspruch nimmt (p. 10). Neu ist unter Anderm in Nr. 4851 die Vereinigung des Commandos einer Ala mit demjenigen einer Legion; interessant in 4877 die Erwähnung der ferae Africanae bey den Gladiatorenspielen des Fabius Severus, nicht zu gedenken der zahlreichen Inschriften mit Municipalbeamten, Augustalen, Priestern u. s. w. Untergeschoben sind nur vier Inschriften (763* — 766*).

Saepinum (4916 — 4982) ist namentlich bekannt durch das Rescript der Praefecti Praetorio Bassäus Rufus und Macrinius Vinder zum Schutze der wandernden Schafheerden, das noch jetzt an dem nach Bovianum führenden Thore vorhanden ist, dessen kleine Schrift jedoch zusammen mit dem es bedeckenden Schmutze bey seiner hohen und unbequemen Position dem Vf. unmöglich machte, es zu collationiren. Indeß gelang es ihm doch den Schluß einzelner Zeilen zu erkennen und mit deren Hülfe die Versabtheilung einiger Maßen herzustellen. Uebrigens ist der Name des Collegen des Bassäus Rufus MACRINIVS (vielleicht MACRINVS) zu schreiben. Ihre Amtsführung fällt bekanntlich unter M. Aurel's Regierung (vgl. Or. 3574). Macrinius Vinder fiel in einer Schlacht des Markomannischen Krieges (Dio 71, 3); Borghesi (Memorie dell' Inst. p. 39) hat wahrscheinlich gemacht, daß er vor seiner Beförderung zum Präfecten der Prätorianer Präfect von Aegypten gewesen. — Die Säpinatischen Inschriften sind durch Mommsen's Bemühungen, die durch einzelne Einwohner eifrig unterstützt wurden, ansehnlich und um sehr wichtige Documente vermehrt worden. Namentlich rechne ich dahin die Inschriften des Geschlechts der Neratier, denen Borghesi in den Annalen des Instituts für 1852 eine ausführliche Abhandlung gewidmet hat; einzelne waren früher von Guarini herausgegeben. Falsche Steine gibt es hier so wenig, wie von Bovianum Undecimanorum (4985 — 5005), von dessen 23 Steinen M. 20 selbst sah, und einen anderen durch Caraba erhielt, so daß nur zwey nicht durch neue Lesung feststehen. Unter jenen 20, die noch dazu meistens für neu gelten können, da sie nur in Municipalgeschichten mehr oder weniger schlecht edirt sind, befinden sich überdieß sehr merkwürdige Stücke; so der Stein des Iuppiter Xenius (4985); ein Denkmal des Vespasian, geweiht durch einen Krieger der 11. Legion, deren Deduction dem Orte seinen Namen gab (4987); ein anderes des Clodius Octavianus, der als Consul Pannoniarum secundae post praesides primus bezeichnet wird (4988), eine Notiz, die näherer Beachtung werth seyn möchte; das des Q. Arruntius, der nach vielen andern Titeln fanitalis genannt wird (4990). — Sehr zahlreich ist Aesernia (5006 — 5136; falsch 767* — 770*) vertreten, dessen Steine theils noch selbst vorhanden, theils durch einheimische handschriftliche Sammlungen aufbewahrt und kurz vor der Herausgabe des Mommsenschen Werkes von Garrucci, Storia d'Isernia und Antiche iscrizioni d'Isernia publicirt worden sind. — Aufidena (5137 — 5153) setzt M. nicht nach Alfidena, sondern nach Castel di Sangro, in dessen Nähe nach Nr. 5151 ein Samnitisches Trebula gelegen haben muß; Bovianum vetus (5154 — 5161) nach Pietrabbondante; gewissen Ruinen bey S. Maria del Palazzo legt er den Namen Juvanum bey, einer Stadt, die nur im liber coloniarum, p. 260 ed. Lachm., und in einer Militärinschrift Mar. Arv. p. 326; cf. 328 — Kellerm. Vig. 101[a], 3, 28 vorkommt. Die Inschrift Nr. 5188, die einen ordo IVVAVIENSIVM nennt, corrigirt er dem gemäß. Ich übergehe die übrigen dort gefundenen Inschriften, wie auch die von Tereventum (5162 — 5184); Teanum Apulum (5191 — 5202), das nach 5191 dem Rector von Samnium gehorchte; Larinum (5203 — 5237), dessen Steine meist noch vorhanden sind und vom Vf. gesehen wurden. Reicher ist Histonium (5238 — 5288), besonders bekannt durch den großen Sarkophag des Paquius Scaeva und seiner Gemahlin, dagegen aber auch durch Fälscher nicht wenig heim-

gesucht (778* — 787*), unter denen Pollidoro oben ansteht, welcher aber vorzüglich für Auranum Inschriften fälschte, die in neuerer Zeit durch Lomobuono delle Bucache und Giorgi vermehrt wurden; bey welchem letzteren viele derselben auf Stein und Ziegeln aufbewahrt sind (788* — 812*). Derselbe Pollidoro versah Ortona mit Monumenten, deren es dort keine echte gibt (813* — 818*). Von den Inschriften von Auranum (5289 — 5304) ist namentlich Nr. 5293 durch die Erwähnung der Stadt Cluviae bemerkenswerth. Der sechste Abschnitt schließt mit Teate Marrucinorum (5305 — 5327; 819* — 828*).

Die Provinz Valeria (5328 — 6103; 829* — 899*), deren Umfang in Ermanglung inschriftlicher Documente vom Vf. nach dem liber coloniarum und dem Paulus Diaconus bestimmt wird, beginnt mit Interpromium (5328 — 5349), dessen Inschriften, obwohl nur einem Pagus angehörend und deßhalb eigentlich mit einer benachbarten Stadt zu verbinden, doch wegen der Wichtigkeit desselben und ihrer eignen Anzahl und Bedeutung getrennt zusammengestellt werden. Ich erwähne hier namentlich den Praefectus Raetis Vindolicis vallis Poeninae et levis armaturae, der auch Praefectus Germanici Caesaris quinquennalicii iuris war (5330). Es mag hier sofort bemerkt werden, daß die von M. aus der Zahl der Päligniſchen Inschriften verwiesene Nr. 834* von Herrn de Rossi in den Vaticanischen Scheden Giovenazzi's aufgefunden ist, nach denen sie sich befindet in fronte ecclesiae S. Joannis Baptistae extra oppidum Galliani ad occasum, alta palm. $2\frac{1}{4}$, lat. p. 4. — Corfinium (5350 — 5432) hat, Früherer nicht zu gedenken, an Phöbonius und Antinori zuverlässige Sammler gefunden, während Lupoli auch hier mit Vorsicht zu gebrauchen ist. Mehrere Steine wurden vom Vf. zu Popoli im Garten des herzoglichen Palastes abgeschrieben, andere in der Gegend der alten Stadt selbst und zu Sulmo. Hervorzuheben ist außer den Inschriften des Ser. Cornelius Dolabella Metilianus (5358. 5359) namentlich das große Monument (5360), das für Lupoli zu seiner Schrift in mutilam veterem inscriptionem Corfiniensem commentarius Veranlassung ward, bezüglich auf ein Vermächtniß, aus dem die so häufig vorkommenden Vertheilungen gemacht werden sollen. Mit Beobachtung einer gewissen Etikette werden unterschieden decuriones discumbentes, seviri Augustales vescentes, plebs universa epulantes (sic). Der nicht uninteressante Stein des Pelzstiefelfabrikanten Gavius (5423) war bereits vom Vf. in Gerhard's Archäol. Ztg. IV, p. 357 herausgegeben. — Sulmo (5433 — 5469) und Superaequum (5470 — 5480) mit dem Steine des Vibius Severus, der der dea Pelina gedenkt, bey Seite lassend, wenden wir uns zum Marserlande, für welches Phöbonius eine Hauptquelle ist, deren Zuverlässigkeit M. gegen Hagenbuch's Angriffe in Schutz nimmt, obwohl zugebend, daß das nach seinem Tode herausgegebene Werk an Genauigkeit den durch L. Holstenius an Gudius übergegangenen Scheden sehr nachsteht. Auf ihn folgt Corsignani, der ihn nicht bloß ausschrieb und interpolirte, sondern auch selbst neue Denkmäler unterschob. Mommsen selbst besuchte diese Gegenden nicht, aber die Scheden Antinori's, andere, die er als Avezzanenses bezeichnet, die von Brocchi gesammelten und von Borghesi ihm mitgetheilten Inschriften nebst anderen, die Kellermann von Bunsen, Ambrosch, Kramer erhalten, füllen ziemlich diese Lücke aus. Hieher gehört Marruvium (S. Benedetto bey Pescina) (5481 — 5561), das heutige Trasacco, dessen Namen noch zu entdecken bleibt (5562 — 5591); Antinum mit dem heutigen Luco (5592 — 5609); dann folgt Alba Fucentis mit Umgegend (5610 — 5683), und Carsioli (5684 — 5702). Als Fälscher tritt neben Corsignani Martelli schon in diesen Gegenden auf, obgleich derselbe besonders die Aequiculi und Cliternia ausgestattet hat (861* — 881*); seine richtige Beurtheilung nach Borghesi's Vorgange verdanken wir gleichfalls dem Vf. Nach den Inschriften der Aequiculi (5703 — 5727), bey denen Trebula Mutuesca nicht mehr hieher gehört, und Cliternia mit Interocrium (5728 — 5749) behandelt M. die an Monumenten reiche Vallis Aternina, deren geographische und bürgerliche Verhältnisse eigenthümliche Schwierigkeiten haben. Nach M. bildete jenes Gebiet drey Präfecturen, die Amiternische, Avejatische und Peltuinatische, deren nähere Begrenzung man bey dem Vf. selbst nachse-

hen möge. Für diese Gegenden wurden ihm namentlich die noch in Aquila aufbewahrten Scheden Antinori's wichtig. Neuerdings hat Herr de Rossi, wie bemerkt, in der Vaticana die Papiere Giovenazzi's aufgefunden, die viel Gutes enthalten sollen, dessen Veröffentlichung sehr zu wünschen wäre. Umstände machten dem Vf. eine gründliche Durchforschung jenes Districts unmöglich, so daß auch in dieser Hinsicht Einiges nachzuholen seyn dürfte. — Unter den Inschriften von Amiternum (5750—5937), denen sich diejenigen des Aquilaner-Gebiets anschließen, deren Fundort sich nicht genauer angeben läßt (5938—5982), nimmt den ersten Rang das Calendarium Amiterninum ein, das von M. collationirt, hier mit mehreren Verbesserungen erscheint, die derselbe schon in Gerhard's Arch. Ztg., N. F. I, p. 107 bekannt gemacht hatte; seine dortigen Supplemente nimmt er als unhaltbar zurück. Amiternum wird praefectura genannt in den Nrn. 5755. 5781. Als Magistrate finden wir Octoviri (5755. 5782. 5785. 5790), und den Augustalen stehen IIIviri vor (5791. 5793—5797). Wie mir de Rossi aus Giovenazzi's Scheden mittheilt, sind Nr. 5938 und 5947 Fragmente desselben Steines, zu denen noch ein drittes kommt, welches dessen erste drey Zeilen so herstellt:

IVVENES . FIFICVLANI . HERCVLIS
CVLTORES . SEX . AIADIVS . AGATHEME
rus IVVENTVTIcet . . . . . .

Aveja (5983—6010) heißt ebenfalls Präfectur (5989). An ihr Gebiet schließt sich Peltuinum Vestinorum (6011—6103), gleichfalls praefectura genannt (6034), merkwürdig durch die höchste Magistratur der Aedilen, auf die dem gemäß auch die Quinquennalität übertragen wurde (ibd.). Zu ihr rechnet M. den Vieus Turfo, berühmt durch das alterthümliche Document über die Weihung eines Tempels des Juppiter Liber, das von ihm in Aquila gesehen und dem Charakter der Buchstaben nach für eine Wiederholung aus Augusteischer Zeit erklärt wurde (6011), bey deren Anfertigung das alte, vielleicht verloschene Original ungenau und unverstanden copirt sey. Bekannt ist die schöne metrische Silvanus-Inschrift (6016) des Athenio vom J. 156. Eine Reihe von Militär- und Municipal-Inschriften (u. a. die des Pausculanus, der bey seinen Gladiatorenspielen vier Verbrecher in die Arena führte, 6036), müssen der nothwendigen Kürze wegen übergangen werden. Falsche Inschriften gibt es nur von Amiternum und der nächsten Umgegend, wo wir neben Ligorio auch Martelli wieder finden (882* — 899*).

Von Picenum Suburbicarium gehören hieher Aternum (6104 — 6107), Pinna Vestinorum (6108 — 6125), Hadria (6126 — 6144), Interamna Praetuttianorum mit Castrum novum (6145 — 6220), und Truentum (6221 — 6232), größten Theils vom Vf. selbst besucht, der jedoch das Museo Delfico in Teramo nicht sehen konnte. Für Hadria kamen ihm die Scheden Sorrichio's zu Hülfe, während er nur einen einzigen Stein noch vorhanden fand; für Teramo ausser den bekannteren Werken Delfico's und Palma's die Sammlungen Valia's. In Interamna finden wir die Amiterninischen Octovirn wieder (6150), und auffallender Weise heißt die Stadt zugleich municipium und colonia in dem archaischen Steine Nr. 6149, dessen Erklärung ich anderswo dahin versuchte, daß nach dem Beyspiele anderer Städte auch in Interamna Altbürger und Colonisten mit selbstständigen Verfassungen nebeneinander bestanden hätten. Die Quinquevirn libertinen Standes (6161. 6162. 6163) würde ich für Augustalen halten, kämen nicht auch Seviri vor.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juli.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Inscriptiones regni Neapolitani Latinae etc.

(Fortsetzung.)

Wir kommen auf den wichtigen Abschnitt der Viae publicae populi Romani. In der Einleitung bespricht der Vf. mit gewöhnlicher Sachkenntniß kurz das verschiedne Verhältniß der großen öffentlichen Straßen und der Vicinalwege, welche letztere nicht hieher gehören, da ihre Anlage und Unterhaltung den Municipien zur Last fällt. Er zeigt, wie nur die großen von Rom ausgehenden Straßen von Augustus unter Curatoren, meist Prätorischen Ranges gestellt wurden, wie auch die Trajana einen solchen erhielt, dagegen die Claudia nova bloße viocuros von Ritterrang hatte und über einige andere bis jetzt Nichts fest steht. Da auf den Meilensteinen bis in's Zeitalter Diocletian's herab die Inschriften mit vollkommner Gleichmäßigkeit verzeichnet sind, so daß nur die Zahlen die einzelnen unterscheiden, so hat der Vf. der Kürze wegen die Inschriften selbst nur einmal mit Beyfügung der verschiedenen Nummern aufgeführt, dagegen aber ein Itinerarium hinzugefügt, welches durch eben jene Nummern und ihre Fundorte unter Hinzuziehung der einschlägigen Stücke der alten Itinerarien zusammengesetzt ist. Es leuchtet ein, von wie großem Nutzen dieses System für die Kenntniß des Laufes der Straßen sey. — Näher auf das Einzelne dieser werthvollen Arbeit einzugehen, verbieten der Zweck dieser Anzeige und der Raum dieser Blätter. Ich begnüge mich, diejenigen Straßen kurz namhaft zu machen, welche als dem jetzigen Königreiche Neapel angehörend hier in Betracht kommen, indem ich bloß die Namen der Kaiser und Magistrate erwähne, von denen Steine bezeugen, daß sie Bauten an ihnen vornahmen. Der Vf. beginnt mit den von Rom ausgehenden:

1. Appia: von Rom nach Capua, mit Inschriften von Nerva, Trajan, Caracalla, Marentius (6233 — 6242).

2. Latina; von Rom nach Venafrum, und von da nach Casilinum und Aesernia; Steine von Sulla, Calvisius Sabinus, Augustus, Vespasianus, vielleicht Nerva (6249), von Trajanus, Antoninus Pius, Severus Alexander (6243 — 6253).

3. Tiburtina. Valeria; von Rom nach Marruvium; Nerva, Galerius (?) (6254. 6255).

4. Claudia Valeria; von der vorigen bey Cerfennia nach Aternum ablenkend, Claudius (6256).

5. Salaria: von Rom nach Truentum; Bruchstück eines Gesetzes über diese Straße, L. Caecilius Metellus cos. 637: Augustus, Trajanus, Marentius (6257 — 6261).

6. Salaria: von Interocrium nach Interamna, und Claudia nova, von Foruli nach Corfinium; Claudius, Vespasianus, Valentinianus, Valens und Gratian (6262 — 6265).

7. Samnitica; Valentinian und Valens (6266).

8. Neapolitanae: drey Wege, die Neapel und Puteoli mit der Appia und deren Fortsetzung bey Sinuessa, Capua und Nuceria verbanden; Trajan, Hadrian, Severus und Caracalla, Constantin, Marentius, Valentinian, Theodosius und Arcadius (6267 — 6275).

9. Von Capua nach Regium; der berühmte, vom Vf. und nach ihm von Ritschl (Monum. epigr. tria, Berlin 1852, 4, p. 12 ff.) dem Popilius zugeschriebene Stein von Polla; Gordianus, Maxentius, Julian (6276 — 6280). Hinsichtlich der Inschrift des Gordian bemerke ich, daß Garrucci auf deren Rückseite diese Inschrift gefunden hat:

CL . V . IVLIA
NO PIO FE
LICI SEM
PER AUG
VSTO
BONO
REI PVBL
NAto

(Iscrizz. di Salerno p. 4), die man mit Nr. 6278 vergleiche, welche eben so auf die Rückseite des Maxentium-Steines geschrieben ist. Er will das V für Valerius nehmen; allein da Julian nie mit diesem Namen vorkommt, so dürfte die Sache besser auf sich beruhen, so lange nicht eine neue Vergleichung der Inschrift jene Lesung bestätigt.

10. Regina, von Regium nach dem Vorgebirge della Saetta zu; Maxentius, Licinius, Constantinus (6281. 6282).

11. Appia; von Capua nach Benevent, Augustus, Caracalla, Constantin, Julian, Theodosius und seine Söhne (6283 — 6286).

12. Appia von Benevent nach Tarent; Hadrian, Diocletian und Maximian (6287 — 6288).

13. Trajana, von Benevent nach Brundisium; Trajan, Severus und Caracalla, Constantin, Julian, Theodosius und seine Söhne (6289 — 6295).

14. Herculia, von Equus Tuticus nach Nerulum; Diocletian und Maximian, Maxentius, Constantin, Jovian, Theodosius und seine Söhne, Magnus, Maximus und Flavius Victor (6296 — 6301).

Es ist leicht zu begreifen, daß die Fälscher sich einen so wichtigen Abschnitt nicht entgehen liessen. Mommsen hat 44 Inschriften als untergeschoben bezeichnet (907* — 950*).

Nachdem auf diese Art sämmtliche geographische bestimmbare Inschriften des Neapolitanischen Reiches vom Vf. zusammengestellt sind, geht er im 10. Abschnitte auf die Inschriften der kleinen Geräthe, Ziegel und ähnlichen Gegenstände über (6302 — 6310), die er nach folgenden Gesichtspunkten ordnet: 1. Inschriften auf Mosaik (6302, Nr. 1 — 6); 2. auf Gewichten (6303, 1 — 9); 3. auf Tesseren (6304, 1 — 7); 4. auf Geräthen aus Gold, Silber, Erz, Glas (6305, 1 — 14); 5. Ziegel (6306, 1 — 181); 6. Töpfergeräthe, mit Ausnahme von Lampen (6307, 1 — 83); 7. Thonlampen (6308, 1 — 38); 8. Siegel, von denen jedoch nur die wichtigeren aufgenommen sind (6309, 1 — 17); 9. Erzbildchen (6310, 1 — 293). Von falschen Inschriften gehören hieher Nr. 951* — 957*. Näher auf diesen Abschnitt einzugehen, wird nicht nöthig seyn, so wie wir auch die zahlreichen Inschriften ungewissen Fundortes oder fremder Herkunft, die die beyden Capitel des 11. Abschnittes umfaßen, nur erwähnen wollen. Daß namentlich die letzteren theilweise zu den wichtigsten epigraphischen Documenten gehören, deren neue Textberichtigung und endliche Feststellung sehr dankenswerth ist, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß, wie oben bemerkt, ihre Hauptquelle die Farnesische Sammlung ist, neben dieser die Borgianische. Es rechtfertigt sich von selbst, daß der Vf. im Anführen der verschiedenen Ausgaben hier mit weniger Genauigkeit verfährt. Der 11. Theil begreift die Nr. 6311 — 7197 mit den falschen 958* — 989*, an welche sich endlich die während des Druckes gefundenen oder bekannt gewordenen Inschriften 7198 — 7257 und 7258 — 7294 schließen, nebst den falschen 990* — 1000* und 1001* — 1003*.

So weit von den Resultaten des Mommsenschen Werkes im Einzelnen, die nicht bloß für den Epigraphiker von Fach oder den Alterthumsforscher von Wichtigkeit sind, sondern auch dem Geographen des alten Italiens die bedeutendsten Hülfsmittel zur Bestimmung der Grenzverhältnisse bieten, die der Vf. selbst schon meistens, so weit es angeht, geordnet hat. Es sey mir vergönnt, kurz die Methode zu besprechen, vermittelst deren er so glänzende Erfolge erreicht hat, diejenigen Principien, die ich zu Anfange dieses Aufsatzes als die allein richtigen bezeichnete, die in der Folgezeit jedem inschriftlichen

Werke zum Grunde liegen müſſen, wenn es auf wiſſenſchaftlichen Werth Anſpruch machen will.

In der That ſind dieſelben einfach genug, jedem Laien verſtändlich und von ſelbſt einleuchtend und dennoch von ſo vielen Gelehrten bis jetzt theoretiſch und praktiſch geleugnet. Es ſind die Principien jeder geſunden Kritik, nicht bloß der epigraphiſchen oder philologiſchen Grundſätze, die, ewig gleich und nie wechſelnd, ſich nur in ihrer Anwendung auf die einzelnen Gegenſtände unterſcheiden. Mommſen ſelbſt (p. VI) hat ſeine Methode bezeichnet als möglichſtes Hinaufſteigen zu den letzten Quellen. Die letzten Quellen der Epigraphik aber ſind die Steine und, wo dieſe fehlen, diejenigen Schriftſteller, welche dieſelben geſehen und copirt haben. Wie der Philolog ſeine Handſchriften in Familien theilt und dieſe auf das Urmanuſcript zurückzuführen beſtrebt iſt, ſo hat es auch der Epigraphiker in allen Fällen zu thun, wo nicht das Original erhalten iſt und verglichen werden kann. Es war bis jetzt Sitte in den epigraphiſchen Werken, einfach den Vorgänger auszuſchreiben, ja, ihn zu corrigiren und zu corrumpiren; daher die große Unſicherheit auf dieſem Felde der Philologie. Daß man dieſer nicht mit eingebildetem kritiſchem Takte, mit Gelehrſamkeit und Scharfſinn abhelfen kann, dürfte man allmählich anfangen zu begreifen; wenigſtens iſt es hohe Zeit dazu. Unſerm Vf. fehlt es gewiß an keiner jener Eigenſchaften; aber er weiß ſie da anzuwenden, wohin ſie gehören.

Wenn aber dieſes ſtreng kritiſche Verfahren zur Herſtellung des Textes nöthig iſt, ſo bedürfen wir ſeiner nicht weniger, um den Fälſchungen auf den Grund zu kommen, die ſich in der lateiniſchen Epigraphik überall eingeniſtet haben. Wir müſſen einen epigraphiſchen Schriftſteller der Fälſchung anklagen, nicht wenn Einzelnes, was er vorbringt, etwa mit unſern vorgefaßten Ideen nicht ſtimmt (den tribunus plebis z. B. zu Teanum würde Jeder für falſch halten, auch wenn ihn nicht ein Pratilli brächte, und doch ſah M. ihn mit eignen Augen und bezeugt ſeine Echtheit), wohl aber, wenn ganze Reihen von Seltſamkeiten von keinem Anderen geſehen ſind, wenn wir, oder andere anerkannt Zuverläſſige an den Orten, wo er ſie angibt, vergebens darnach geſucht haben, oder wenn ſchließlich das Gefundene anders lautet, als der Gewährsmann glauben machen will. Um einen ſolchen zu überführen, iſt wiederum das Zurückgehen auf die letzten Quellen einziges Mittel. Iſt aber ein Fälſcher überführt, ſo ſtellt M. als feſte Regel auf, Alles, was auf ſeinem alleinigen Zeugniße ruht, zu verwerfen. Es kann nicht fehlen, und er ſelbſt gibt Beyſpiele davon, daß unter der Maße falſcher Documente hie und da auch ein echtes mitunterlaufe; es iſt Sache der Specialforſchung, ein ſolches zu rechtfertigen und, wo möglich, es wieder aufzufinden, wo es dann als neue Entdeckung betrachtet werden mag. Im Allgemeinen aber iſt jener Grundſatz durchaus richtig und gewährt allein die Möglichkeit, den Augias-Stall der Lateiniſchen Epigraphik zu reinigen. Es iſt das Princip, das Eckhel mit ſo glänzendem und anerkanntem Erfolge für die Numismatik geltend machte, und das auch in der Epigraphik ſeine Kraft bewährt hat und immer mehr ſich Bahn brechen wird. — Wo dagegen ein Gewährsmann ſich ſtets treu gezeigt hat, wenn er auch hie und da aus Mangel an Einſicht und Erfahrung in die Schlingen des Betrugs gefallen ſeyn mag, da traut ihm M., auch wo er Seltſames bringt; ſobald ſein eigenes Zeugniß dafür haftet. Er bezeichnet ſolche Documente als unſicher und verdächtig, aber er wagt nicht, ſie in die Claſſe der verdammten hinabzuſtoßen, bis nicht nachgewieſen iſt, daß ein notoriſcher Fälſcher ihr Urheber iſt, durch deſſen Vermittlung ſie in des ehrlichen Mannes Hände übergegangen. Er ſelbſt erklärt für das letzte Reſultat ſeiner Arbeit, daß unter ſeinen echten Inſchriften ſich keine mehr befinden, die durch ihren Gewährsmann Mißtrauen einflößen, unter den falſchen keine, die um eines ſolchen willen Vertrauen verdienen.

Ich glaube, in dieſen wenigen Worten genug geſagt zu haben, um die Principien anzudeuten, die der Vf. befolgt. Wie er ſie befolgt, theils durch Reiſen und Umgang mit den Originalen, theils durch Durchforſchung der Schriftſteller und Manuſcripte, darüber gibt die vorhergehende Auseinanderſetzung Auskunft. Es bleibt nur übrig noch hinzuzuſetzen, in welcher Weiſe er die Reſultate ſeiner Studien ſeinem Werke einverleibt hat.

Ein Werk von dem Umfange des vorliegenden, herausgegeben von einem Privatmanne, ohne wesentliche Unterſtützung einer Regierung oder gelehrten Körperſchaft, muß ſich natürlich Kürze und möglichſte Beſchränkung auf das Nothwendigſte zur Pflicht machen. Daher wäre es durchaus unpaſſend geweſen, hätte der Vf. von den Inſchriften, die er ſelbſt geſehen, alle die falſchen Lesarten ſeiner Vorgänger herzählen wollen. Er thut dieß nur dann, wenn der Name eine ſolche Autorität hat, die Beachtung verdient, der Stein etwa zu deſſen Zeit beſſer erhalten war und er ſelbſt ſeiner Sache nicht ganz gewiß iſt. — Wo er das Original nicht ſelbſt geſehen, war ein doppeltes Verfahren möglich: er konnte alle Lesarten aller Schriftſteller, die es anführen, oder nur eine Auswahl derſelben geben. Er entſchied ſich für das Letztere, aber vermied dabey die Willkür, die man gewohnt iſt, bey ſolchem Verfahren anzutreffen, indem er auch hier dasſelbe kritiſche Princip feſt hielt und zu den letzten Quellen zurückging, d. h. er führt nur diejenigen Varianten an, die den wahren und urſprünglichen Autoren entſtammen, ohne derer zu gedenken, welche von ſolchen herrühren, die dieſe ausſchrieben. Wo beſondere Gründe es nöthig machten, auch andere zu erwähnen, wurden ſie ſo geordnet, daß die gegenſeitige Abhängigkeit und Zuſammengehörigkeit ſofort angedeutet iſt. Die geringen Unterſchiede der Interpunktion und Zeilenabtheilung konnten bey der allgemeinen Unſicherheit unſerer Quellen füglich übergangen werden. — Erklärende Noten konnten einem Werke dieſes Umfangs nicht beygegeben werden, ſollte es nicht in's Ungeheure anwachſen. Ihre Stelle vertreten bis zu einem gewiſſen Grade die Indices, welche dem Werke angehängt ſind.

Wer ſich mit epigraphiſchen Studien auch nur oberflächlich beſchäftigt hat, kennt den ungenügenden Standpunkt, auf dem ſich bis jetzt dieſe hier ganz beſonders nothwendigen Hülfsmittel befanden. Der Vf. hat auch hierin für ſein Werk eine Muſterarbeit geliefert, und z. B. durch ſeinen Inder der Cognomina einem längſt gehegten Wunſche entſprochen. Er hat zugleich gezeigt, wie man durch Indices die erläuternden Abhandlungen und Noten erſetzen kann, welcher eine Sammlung dieſer Art ſonſt

ſo ſehr bedürfen würde. Zu dieſem Zwecke hat er ſeine Indices, wie oben angegeben, in 35 Capitel gebracht, deren drey erſte den ſeltneren Vornamen der Männer und den bekanntlich ſehr ſeltenen der Frauen, den Namen beyder Geſchlechter und den Beynamen beſtimmt ſind. Ein 4ter betrifft die Tribus, bey deren jeder er die Ortſchaften zuſammenſtellt, welche ihr angehören, während drey ſogenannte militäriſche Tribus mit Recht an's Ende verwieſen ſind, da neuerdings anerkannt iſt, daß ſie keineswegs Tribus ſind, ſondern vielmehr die erſte Hälfte des Namens ihres Geburtsortes von den Soldaten ſo von der zweyten Hälfte getrennt zu werden pflegt. Dann folgt der geographiſche Inder, der dadurch einen großen Werth erhält, daß der Vf. nicht bloß bey den einzelnen Provinzen und den Regionen Italiens die Magiſtrate, welche ihnen vorſtanden, namhaft macht, ſondern auch einem jeden einzelnen Orte ein genaues Verzeichniß ſeiner Magiſtrate, Prieſterthümer, Collegien u. ſ. w. beygegeben hat. Die fundi und casae ſind im 6. Capitel verzeichnet. — Das 7. enthält die Götter und Göttinnen mit ihren Beynamen, das 8. die Feſte, Heiligthümer, Feyerlichkeiten, und zwar iſt in beyden, was den öffentlichen Cult des Römiſchen Volkes angeht, mit Majuskeln angezeigt. Folgen 9. die Prieſterthümer des Röm. Volkes, 10. die kleineren ſacralen Aemter desſelben mit Ausnahme der nach Göttern benannten Collegien, die in das Verzeichniß dieſer letzteren aufgenommen ſind; dann 11. die Municipal- und Privatprieſterthümer, und 12. Alles, was chriſtliche und jüdiſche Religion betrifft.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juli.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Xenophons Anabasis. Zum Schulgebrauche herausgegeben von Konstantin Matthiä. Quedlinburg und Leipzig. Druck und Verlag von Gottfr. Basse. 1852. VIII. u. 439 S. gr. 8.

Diese Ausgabe verdient, obgleich sie schon dem Titel nach zum Schulgebrauche bestimmt ist, in so fern hier besprochen zu werden, als sie eine von den gewöhnlichen Schulausgaben mannigfach verschiedene Einrichtung hat, so daß sie nicht ohne Bedeutung für die Frage ist, wie die alten Klassiker für Schüler zu bearbeiten seyen.

Auf eine kurze Einleitung (S. 1. u. 2), in welcher die Verhältnisse auseinander gesetzt werden, unter denen der hier beschriebene Feldzug unternommen wurde, folgt (S. 3—267) der Text des Xenophon mit untergesetzten deutschen Noten; dann (S. 268—396) ein Wörterbuch, (S. 397—432) ein grammatischer Anhang und (S. 433—436) ein kritischer Anhang. Die übrigen drey Seiten nehmen Verbesserungen und Zusätze ein.

In dem Vorworte erklärt der Herausgeber, er habe in dieser Ausgabe einen Versuch machen wollen, den Lehrstoff und die dem Schüler zur gedeihlichen Lektüre eines alten Schriftstellers unentbehrlichen drey Hilfsmittel: Kommentar, Lexikon und Grammatik in einem Buche zu vereinigen. Daß Kommentar und Lexikon beygegeben seyen, glaubt er, werde bey der Anabasis niemanden, der wirklich praktischer Schulmann ist, befremden.

Soll Ref. auf die in seinem Programm v. J. 1845 ausgesprochenen Ansichten und Wünsche zurückgehen, so hat er in Betreff der Zugabe eines Kommentars nur seine Zustimmung zu erklären; über die Specialwörterbücher dagegen hat er daselbst (S. 7.) sein Urtheil dahin ausgesprochen, daß nichts so sehr der Gründlichkeit und dem Nachdenken bey der Vorbereitung im Wege stehe und der Bequemlichkeit derselben Vorschub leiste, als diese. Doch muß er gestehen, daß er dieses Urtheil jetzt überhaupt nicht mehr in voller Ausdehnung geltend machen, und vielmehr auf der Stufe, wo es sich um die erste Einführung in die Lesung eines zusammenhängenden Werkes handelt, ein solches Hilfsmittel an sich nicht mehr für so verwerflich erklären möchte; übrigens hatte er aber auch dabey nur solche Wörterbücher im Auge, in denen dem Schüler ohne Weiteres die für jede Stelle geltende Bedeutung eines Wortes angegeben wird. Dieß ist aber bey dem vorliegenden Wörterbuche nicht der Fall, welches weit mehr enthält als die Ueberschrift „Wortverzeichniß", was doch wohl Wörterverzeichniß heißen sollte, erwarten läßt. Es enthält nämlich vor jedem Worte außer den im vorliegenden Werke Xenophons vorkommenden Bedeutungen die Grundbedeutung, wo es nöthig scheint, mit Angabe des Stammwortes, aus welcher der hier sich findende Gebrauch möglichst folgerecht abgeleitet wird. Bey den längern Artikeln werden die einzelnen Stellen, auf welche sich das hier Gegebene bezieht, citirt; dasselbe geschieht auch bey den Wörtern, die nur an einzelnen Stellen vorkommen, namentlich den Eigennamen, über welche jederzeit die nöthigen sachlichen Erläuterungen gegeben sind. Mit

beſonderem Fleiße ſind die Partikeln behandelt; grammatiſche Formen finden ſich nur ſelten angegeben, bey den unregelmäßigen Verben iſt durch ein Sternchen auf die Grammatik verwieſen. Daß einzelne Ausdrücke fehlen (z. B. I, 2, 27. *χρυσοχάλινος*, I, 5, 2. *ἐνίοτε*; I, 8, 10. *δρέπανον*; I, 8, 20. *ἱππόδρομος*; VII, 7, 24. *ἀπειλή*; VII, 8, 14. *μηρός*.) iſt nicht weniger zu bedauern, als daß ſich manche grammatiſche Unrichtigkeiten eingeſchlichen haben (z. B. *χρέας, ως, ἡ, τάφρος, ον, ὁ*; *παραπλήσιος, ον*, da doch I, 4, 18 ſteht: *κἂν μὲν ᾖ ἡ πρᾶξις παραπλησία*).

Den grammatiſchen Anhang rechtfertigt der Herausgeber damit, daß es ſo verſchiedene Schulgrammatiken gibt, und alſo einer ſolchen Ausgabe der Eingang in alle die Gymnaſien verſperrt würde, in welchen eine andere als die in derſelben citirte Grammatik gebraucht würde, wenn man nicht überall mehrere, etwa fünf, verſchiedene Grammatiken citiren wollte, was vielen Raum unnöthig in Anſpruch nehmen würde, während ein ſolcher grammatiſcher Anhang, gleichſam eine Specialgrammatik zu Xenophons Anabaſis, über Manches beſſer als jede allgemeine Schulgrammatik Aufſchluß gäbe, und von dem Lehrer benützt werden könnte, „mit Hilfe des Anabaſis-Stoffes in die Quinteſſenz der griechiſchen Syntax einzuführen“. Der erſte Anſtand hätte freylich auch dadurch beſeitigt werden können, daß unter dem Texte nur eine Grammatik citirt, in dem Anhange aber dieſe Citate auf die andern Grammatiken reducirt worden wären; manche derſelben hätten auch ohne Schaden für die Erklärung ganz unterlaſſen werden können. Der außerdem bey der hier getroffenen Einrichtung in Ausſicht geſtellte Vortheil verdient aber gerade auf dieſer Lehrſtufe Berückſichtigung; nur dürfte wohl gefordert werden, daß das hier Gegebene mit den gewöhnlichen Grammatiken nicht in Widerſpruch ſtehe, was hier nicht ganz vermieden iſt; doch fällt der bedeutendſte Fall der Art, der den Gebrauch der Partikel *ἄν* betrifft, dem Wörterverzeichniß anheim.

Es umfaßt nämlich der grammatiſche Anhang, von welchem mit Recht die Etymologie ganz ausgeſchloſſen iſt, fünf Abſchnitte: A. Kaſus; B. Verbal-Genera; C. Tempora; D. Modi; E. Infinitiv und Partizip. Die Behandlung der Kaſus geht von der an einzelnen Homeriſchen Stellen als urſprünglich nachgewieſenen örtlichen Bedeutung aus, ſo daß der Akkuſativ der Wohin-Kaſus, der Genitiv der Woher-Kaſus, der Dativ der Wo-Kaſus genannt wird. Gegen das Einzelne iſt nichts von Bedeutung einzuwenden; der Gebrauch der Präpoſitionen iſt ausgeſchloſſen, da dieſe im Wörterverzeichniß ausführlich behandelt ſind. Im zweyten Abſchnitte iſt vorzugsweiſe das Medium berückſichtigt. Auffallend iſt dabey nur, daß es Anm. 3. heißt, die Deponentia ſeyen als Medien gebildet, ſo daß alſo die Fälle, wo der Aoriſt paſſiviſch gebildet wird, ganz übergangen ſind. Im dritten Abſchnitte, der vorzugsweiſe dem Aoriſt gewidmet iſt, findet das Imperfektum eine etwas eigene Erklärung, wenn es heißt: „Wie das Präſens in der Gegenwart, ſo läßt das Imperfekt in der Vergangenheit eine Handlung vor unſern Augen vorgehen, indem der Erzählende ſelbſt dabey geweſen iſt, oder ſo lebhaft an den Ort und in die Zeit der Handlung ſich verſetzt, als wenn er dabey geweſen wäre.“ Dieſe ſubjektive Auffaſſung läßt ſich, wo das Imperfekt im Hauptſatze ſteht, wohl rechtfertigen; es iſt aber dabey der ſo häufig vorkommende Fall nicht vorgeſehen, wo es in einem Nebenſatze ſteht, und bezeichnet, daß eine Handlung noch nicht vollendet war, als eine andere eintrat, oder überhaupt die Gleichzeitigkeit zweyer Angaben andeutet, wie II, 6, 20. *Ὅτε δὲ ἀπέθνησκεν, ἦν ἐτῶν ὡς τριάκοντα*. Hier hätte übrigens auch der Fall beſprochen werden ſollen, wenn, wie es zu I, 1, 6 u. 8 heißt, das Imperfektum ſtatt des Plusquamperfekt nun ſteht, was zu I, 7, 8 ausführlicher auseinander geſetzt und richtiger ausgedrückt iſt. Bey dem Perfekt paßt zu der richtigen Erklärung des Tempus, daß es eine abgeſchloſſene Handlung bedeute, die in ihrer Wirkung in die Gegenwart hereinreicht, nicht, daß das Perfektum *τέθνηκε* erklärt wird: „er iſt und bleibt für uns (mich) todt“, denn darin liegt, vielmehr abgeſehen von der ungehörigen ſubjectiven Auffaſſung eine Beziehung auf die Zukunft. Das Richtige iſt: „er iſt geſtorben und iſt in Folge deſſen jetzt todt“. Noch eigener klingt die Erklärung des Plusquamperfekts: „*ἐτεθνήκει = τεθνηκὼς ἦν*, er war und blieb todt“. In den beyden letzten Abſchnitten iſt

das dahin Gehörige übersichtlich zusammengestellt, und es ist auch im Einzelnen nichts von Bedeutung dagegen zu erinnern, da die einzelnen Partikeln dem Wörterverzeichniß zugewiesen sind, unter denen, wie oben bereits angedeutet wurde, die Partikel ἄν auf eine Weise behandelt ist, daß keine der gebräuchlichen Schulgrammatiken damit übereinstimmt. Diese Partikel wird nämlich erklärt: „ἄν, Adv. (verwandt mit dem a intensivum) gibt einem Gedanken oder Begrif *) aus der Seele des Redenden einen Nachdruck (subjektiven Nachdruck)", und im Vorwort ist darüber bemerkt: „Ich glaube hier mit Fug und Recht die herrschende Ansicht verschmäht zu haben, nachdem dieselbe besonders von Bäumlein so gründlich und für immer beseitigt ist, daß nur absichtliche Täuschung daran fest halten kann." Allein, wenn sich Hr. Matthiä hier auf Bäumlein beruft, so ist wohl zu bemerken, daß er ihm nur im negativen Theile seiner Erörterung der Partikel folgt. Dieser nimmt nämlich als Grundbedeutung der Partikel das Setzen eines Wirklichen an, eine Bedeutung, die sich weit eher auf alle Fälle, in denen die Partikel gebraucht wird, anwenden läßt, als die hier angenommene, und Hr. M. findet den Gebrauch der Partikel in Fällen unbedenklich, wo er nicht nur nach der gewöhnlichen, sondern auch nach der Bäumlein'schen Theorie unzulässig erscheint. Für die Verbindung mit dem Indicativ des Futurum spricht auch Bäumlein (Untersuchungen über die Griech. Modi und die Partikeln κέν und ἄν S. 158 f.); die Verbindung mit dem Imperativ stellt derselbe aber (S. 175 ff.) als höchst zweifelhaft hin, und nimmt Xenoph. Anab. I, 4, 8. ἔτωσαν für die richtige Lesart an, während hier ἰόντων ἄν im Texte steht, und im Kommentar ohne Andeutung eines Zweifels erklärt ist: „sed eant sane, nein, sie mögen immerhin gehen", im Wörterverzeichniß aber, auf das übrigens hier nicht, wie an anderen Stellen, hingewiesen ist, sich findet: „Die Verbindung des ἄν mit dem Imperativ in der Bedeutung immerhin, sane, ist an sich unbedenklich, aber dem Gebrauche nach etwas zweifelhaft, da I, 4, 8. fast die einzige Stelle dieser Art ist", wobey noch hätte erwähnt werden sollen, daß die Lesart keineswegs handschriftlich feststeht.

*) So ist überall geschrieben; eben so in dem Vorwort „Lesestof".

Außerdem ist an dem grammatischen Anhange noch eine Ausstellung in Betreff der Formen zu machen, die kleinlich erscheinen könnte, wenn sie nicht für den Gebrauch des Buches in den Händen der Schüler von so großer Bedeutung wäre. Es findet sich nämlich links und rechts der Columentitel: „Grammatischer Anhang", während auf der rechten Seite die Abschnitte sammt den Paragraphen hätten angegeben werden sollen; eine Sache, die bey solchen Büchern nur allzuoft für gering geachtet wird, und doch dazu dient, die fleißige Benützung derselben zu befördern. Die einzelnen Paragraphen laufen nämlich durch 6 bis 8 Seiten fort, so daß der Schüler, wenn er im Kommentar die Paragraphenzahl angeführt findet, und den Anfang aufschlägt, in den meisten Fällen erst mehrere Blätter umschlagen muß, bis er weiß, welchen Paragraphen er vor sich hat, und dann erst, wenn er auch den richtigen getroffen hatte, die Unterabtheilung aufsuchen kann, so daß bey den häufig vorkommenden Citaten mehr Geduld, als in so jungen Gemüthern vorauszusetzen ist, dazu gehört, um dieß immer wieder zu thun und nicht vielmehr das Aufschlagen zu unterlassen, wo sich einigermaßen vermuthen läßt, was an der angeführten Stelle zu finden ist. Doch ist dieß ein Fehler, den ein fleißiger Schüler leicht selbst verbessern kann, wenn er selbst über jeder rechten Seite die Paragraphenzahl hinzuschreibt.

Der Kommentar hat es, da das Sachliche größtentheils im Wörterverzeichniß besprochen ist, vorzugsweise mit der grammatischen Erklärung zu thun. Hierin ist des Guten eher etwas zu viel als zu wenig geschehen; doch läßt sich auf dieser Lehrstufe dagegen um so weniger einwenden, als alle diese Bemerkungen durch die Verweisung auf den Anhang oder das früher Bemerkte wenig Raum einnehmen, und das nicht zweckmäßig gewesen wäre, wenn die Bemerkungen weiterhin ohne solche Verweisungen spärlicher geworden wären, da ja doch die wenigsten Schüler ein solches Buch gerade von vorn an lesen. Worüber sich ein Schüler bestimmt Rechenschaft geben kann, das braucht er ja nicht aufzuschlagen; wobey nur das Eine zu befürchten seyn

möchte, daß er ſich hier und da jene Vorausſetzung vorſpiegelt, wo ſie nicht vorhanden iſt. Uebrigens iſt auch der Zuſammenhang, wo es nöthig ſchien, auseinandergeſetzt, was übrigens, gewiß mit Recht, nicht gar zu oft geſchehen iſt. Ein beſonderes Augenmerk iſt aber, was auch Billigung verdient, auf eine gut deutſche Ueberſetzung gerichtet.

(Schluß folgt.)

Inscriptiones regni Neapolitani Latinae etc.

(Schluß.)

Die Kaiſernamen ſind 13. ſo geordnet, daß die Namen ſelbſt voranſtehen, dann aber ihre Beynamen, ihre ſacralen und bürgerlichen Ehren unter Hinzufügung der Jahreszahlen, in die ſie fallen, aufgezählt werden. Folgen 14. die großen öffentlichen Aemter, bey denen die beſtimmbaren Conſulen namentlich und in chronologiſcher Folge aufgeführt werden; dann 15. die kleineren öffentlichen Aemter, denen ſich 16 — 24 das Militärweſen in der Art anſchließt, daß die Legionen, Cohorten, Alen, die anderweitigen Corps, die Flotten und Schiffe ſämmtlich geſondert behandelt werden, denen eben ſo die Militärämter, Flottenämter, die Nationen der Flottenſoldaten und die Kriege beygefügt ſind. — Das 25. Capitel enthält die verſchiedenen Bezeichnungen der Ortſchaften als civitas, colonia, municipium u. ſ. w. unter Aufzählung der unter die einzelnen Kategorien fallenden Städte, nebſt den Namen ihrer Bewohner; das 26. die municipalen Ehren und Aemter der Freygebornen, die der Vf. zugleich kurz, aber genügend erläutert, ſo wie 27. die Auguſtalen und ſonſtigen Ordines der Freygelaſſenen, 28. aber die familia publica der Municipien umfaßt. Sonſtige Municipalverhältniſſe, Spiele, Spenden u. ſ. w. ſind im 29. zuſammengefaßt, denen im 30. die Collegien jeder Gattung und in Nr. 31 die Künſte, Handwerke, Privatämter folgen. Sonſtiges Merkwürdige iſt in Nr. 32 zuſammengebracht. Endlich ſind die ſeltneren Noten und Siglen in Nr. 33., die Anfänge metriſcher Inſchriften und eine Zuſammenſtellung der bey Orelli vorkommenden Neapolitaniſchen Inſchriften mit den Numern unſeres Werkes in Nr. 35 gegeben. — Als Einleitung in das ganze Werk dient ein Brief an Borgheſi, in welchem die Entſtehung des Buches und die in demſelben angewandten kritiſchen Grundſätze dargelegt werden. Auf dieſe folgt ein Verzeichniß der benutzten Autoren mit kurzer Hinweiſung auf die Stelle des Werkes, wo hauptſächlich von ihnen die Rede iſt.

Und hier ſchließe ich denn dieſe Anzeige, die, zu lang vielleicht für den gemeſſenen Raum dieſer Blätter, als Entſchuldigung ihrer Länge, Umfang und Wichtigkeit des beſprochenen Werkes anführt, deſſen Verdienſte, ſo groß ſie auch um die einzelne Provinz der Neapolitaniſchen Inſchriften ſeyn mögen, dennoch in noch höherem Grade darin geſucht werden müſſen, daß in ihm zuerſt die wahren Grundſätze epigraphiſcher Kritik verwirklicht ſind. Dieſe Grundſätze aber, das hoffen wir ſicher, werden ſich Bahn brechen, und, wenn einmal wieder ernſtlich die Frage des Corpus Inscriptionum Latinarum erörtert werden ſollte, wird man ſich nicht mehr bedenken können, welchen Weg man einzuſchlagen, welche Methode man zu befolgen habe, da das unabweisbare Muſter vorliegt. Ueber die Anwendung aber dieſer Grundſätze auf ein derartiges Unternehmen vergleiche man den zu Anfange dieſer Anzeige erwähnten Aufſatz in der Allgem. Monatsſchrift und die dort benutzten Schriften.

W. Henzen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juli.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

ΥΠΕΡΙΔΟΥ ΛΟΓΟΙ B. **The orations of Hyperides for Lycophron and for Euxenippus; now first printed in facsimile with a short account of the discovery of the original manuscript at western Thebes in upper Egypt in 1847. by Joseph Arden Esq., F. S. A. the text edited with notes and illustrations by the rev. Churchill Babington, M. A. F. L. S., fellow of St. John's College, Cambridge, member of the royal society of literature, and editor of the fragments of the oration of Hyperides against Demosthenes. Non prorsus videtur spes abjicienda esse, fore ut . . . Hyperidis orationes aliquando ex situ et tenebris in lucem protrahantur. Kiessling. Cambridge, printed at the University press. M.DCCCLIII. Groß Folio. Einleitung von Arden IX, von Babington XVI. 16 Platten mit 49 Columnen; Text und Anmerkungen 16 Seiten.**

Hyperidis orationes duae ex Papyro Ardeniano editae post Ch. Babingtonem emendavit et scholia adiecit F. G. Schneidewin, Gottingae, in libraria Dieterichiana.. MDCCCLIII. Londini, Williams et Norgate. Parisiis, Fr. Klincksieck. XXII. 76.

Als Harris 1847 im ägyptischen Theben von einem Antiquitäten-Händler einige Papyrusrollen, welche Fragmente des Hyperides gegen Demosthenes über den Harpalischen Proceß enthielten, erworben, und bald darauf bekannt gemacht hatte, dachte wohl niemand, daß die Auffindung einer vollständigen Rede desselben Hyperides sobald nachfolgen würde. In demselben Jahre hatte Joseph Arden, als er den Nil aufwärts fuhr, zu Luxor mit Arabern, welche in den Gräbern und Ruinen nach Antiquitäten suchen, verkehrt, und sie aufgefordert, solchen eifrig nachzuforschen und sie ihm bey seiner Rückkehr aus Oberägypten zum Verkaufe anzubieten. Dieser Auftrag war nicht umsonst; H. Arden erhielt außer Mumien und andern Gegenständen auch Papyrusrollen; letztere wollten die Araber aus Furcht vor dem italienischen Antiquare Capellari, der daselbst seinen ständigen Sitz aufgeschlagen hat, und wie es scheint, alles von ihnen gefundene an sich zu ziehen versteht, nicht vorbringen; erst nach längerem Zögern und auf das Versprechen, dem Capellari von diesen Schriften nichts zu sagen, erhielt Arden um die Summe von 350 Piaster als Geheimniß diese Papiere. Die Araber beweisen, seit dem sie merken, daß die Nachfrage der Fremden besonders auf „letter" gerichtet ist, bereits ihre industrielle Geschicklichkeit, und sie bieten nicht selten Papyrusrollen, schön zusammengefügt, zum Kaufe, welche bey näherer Betrachtung hieroglyphische, griechische, coptische, kufische Buchstaben, nach Ardens Geständniß, „in most admired disorder" enthalten. Dieses ist hier glücklicher Weise nicht der Fall; alles ist zusammenhängend und durch nichts fremdartiges gemischt. Die Frage, woher diese Papyri genommen seyen, beantworteten die Araber, sie hätten diese bey den neuen Ausgrabungen in Gournou in einem Sarkophage gefunden;

mehr konnte Arden aus ihnen nicht herausbringen. Das müßte in seinem Leben ein besonderer Verehrer des Hyperides gewesen seyn, der selbst im Tode sich nicht von ihm trennen wollte; hoffen wir vielmehr, daß dieser Fingerzeig, wie in Herculanum, in Bobbio, — alle lateinische Palimpsesten, welche römische Autoren enthalten, und jetzt in Mailand, Turin, Rom, Neapel, Paris zerstreut liegen, stammen aus dem Kloster Bobbio — auf eine reichhaltige Bibliothek hinweise und eine neue ergiebige Fundgrube eröffne.

Von den Fragmenten, welche Harris bekannt machte, haben Böckh und Sauppe die Bemerkung gemacht, daß nicht alle sich auf die Rede des Hyperides gegen Demosthenes beziehen, sondern Bruchstücke aus einer andern Rede enthalten. Diese Vermuthung ist jetzt bestätigt, da es sich zeigt, daß sie mit den Arden'schen Papyri in Verbindung stehen und zu der Rede für Lycophron gehören; damit ist zugleich der Beweis geliefert, wenn es je eines bedurfte, daß beyde aus derselben Sammlung stammen. Man setzt diese Rollen in das zweyte Jahrhundert vor Christus, in das Zeitalter der Ptolemäer; dieses ist nicht unmöglich, doch wird sich der sichere Beweis aus den Schriftzügen kaum führen lassen; die zahlreichen herkulanischen Rollen sind nicht davon verschieden. Wir wünschten jenes hohe Alter bekräftigen zu können, weil man daraus zugleich auch anderes beweisen könnte. Wie die Grabsteine des zweyten und dritten Jahrhunderts mit ihrem KITE für *κεῖται* nur den Satz, schreib wie du sprichst, bekräftigen, so geben diese Papyri durch ihre Schreibart die Gewißheit, daß man damals *ει* nicht anders als *ι* gesprochen habe; denn nur daraus läßt sich die häufige Verwechslung erklären, wie columna 40 *μεικρα*, 38 *εκρεινα*, 37, 2 *κατα γεινωσκομεν*, 32, 20 *μεισεις*, 26 *αφειγμενον*, 31, 4 *ετειμηθη*, 48, 18 *τειμωρη*, 24, 14 *βελτειον*, 44, 24 *υπεισχνειτο*, und wieder entgegen *μιρακια*, 42, 8 *συνιλεκται*, wo eine zweyte Hand das *ε* später hinzusetzte, 42, 14 *κακοηθια*, 45, 15 *εκλελιμμεναι*, 41 *καταλιπεται*. Auch 39, 13 ist *YΠΗPETEI KAI* nur fehlerhaft geschrieben statt *ὑπηρέτηκε*, dieses Perfectum steht wie das vorausgehende *κέχρηται*.

Das interessante und belehrende ist, daß uns hier zum erstenmale eine vollständige Rede des Hyperides gegeben ist, von welchem allein aus dem alexandrinischen Kanon der zehn attischen Redner kein Muster vorlag. Nach Libanius haben einige Kritiker die Rede, welche unter den Demosthenischen steht: *περὶ τῶν πρὸς Ἀλέξανδρον συνθηκῶν* mehr der Darstellungs- und Ausdrucksweise des Hyperides als des Demosthenes angemessen gehalten; die alten haben gewöhnlich im allgemeinen und im großen nach dem Style, nicht streng historisch solche Reden beurtheilt und deren Verfasser, da jene oft anonym verbreitet waren, bestimmt, wie man aus Dionysius Abhandlung über Dinarchus ersieht. Hätten wir von den vielen im Brutus geschilderten römischen Rednern nur eine Rede von jedem, wir würden die römische Beredtsamkeit, aber auch damit jenes Büchlein Ciceros besser zu würdigen verstehen als uns jetzt möglich ist.

Die vollständig vorliegende Rede *ὑπὲρ Εὐξενίππου* ist dem Umfange nach nicht groß, sie umfaßt 39 Columnen, dem Inhalte nach nicht bedeutend und wir würden sie gerne für die gegen Demosthenes im Harpalischen Prozesse eintauschen; nicht einmal völlig klar liegt der Gegenstand vor, da diese Rede eine *δευτερολογία* ist, und man annehmen muß, daß der vorhergehende Redner das nöthige bereits vorgebracht hat. Ueber einen Berg um Oropus, der durch das Loos den zwey Phylen, der Akamantis und Hippothoontis zugefallen war, hatte der Redner Polyeuktus den Antrag gestellt, diesen dem Amphiaraos zuzustellen, da er dem Gotte gehöre, und die beyden Phylen zu entschädigen. Dieses *ψήφισμα* wurde *παρανόμων* belangt und Polyeuktus zu einer Strafe von 25 Drachmen verurtheilt. Die Athener hatten den Eurenippus, einen reichen und bejahrten Mann mit zwey andern Bürgern zu dem Gotte geschickt, um gewisse Auskunft zu erlangen; dieser behauptete im Tempel ein Traumgesicht gehabt zu haben, das er den Athenern verkündete; Polyeuktus aber sagte, Eurenippus habe, bestochen, nicht die Wahrheit ausgesagt und brachte gegen ihn die Klage der *εἰσαγγελία* vor.

Hyperides betrachtet diese Klage des Polyeuktus gegen Eurenippus nur als Folge des Grolls

und der Rache, daß er mit seinem Antrage, der übrigens in sich Widersprechendes enthalten habe, durchgefallen war, und 25 Drachmen — πέντε καὶ εἴκοσι δραχμῶν, eine unglaublich geringe Summe — zu zahlen genöthigt wurde, und man muß sagen, er versteht es, effectvolle Gedanken vorzubringen, um sowohl das Ungerechte und Unbillige, wie das Inconsequente des Verfahrens seines Gegners den Richtern wie den Lesern recht schroff vor die Augen zu stellen. Gerne möchte man ihm hierin recht geben, wenn man nicht wüßte, wie attische Redner alles zu ihrem Vortheile auszubeuten wissen und besonders noch dadurch überreden, daß sie, was ihnen entgegensteht, stillschweigend übergehen. Hier muß man zumeist dadurch bedenklich werden, daß auch Lykurgus gegen Eurenippus gesprochen hat, welchen sicher, wenn die Sache nur so gewesen wäre, wie Hyperides sie darstellt, sein edler und gerechter Sinn davon abgehalten hätte. Wir haben also, was die Sache betrifft, nur das einseitige Urtheil des Vertheidigers, und bedürften demnach nach dem Spruche audiatur et altera pars, auch der entgegengesetzten Reden der Kläger, um einiger Maßen sicher zu gehen; ich sage einiger Maßen, denn wie schwer es ist, selbst dann das richtige zu erkennen, sieht man am deutlichsten aus den gegenseitigen Klage- und Vertheidigungsreden von Demosthenes und Aeschines.

Dagegen hindert nichts, die Rede in rhetorischer Beziehung vollkommen zu würdigen; allgemeine Lehren und Sätze in anziehender Form vorgebracht, verfehlen nie ihren Eindruck, wenn auch die Anwendung auf den concreten Fall oft nicht so sicher statt findet, als der Redner glauben machen will.

(Schluß folgt.)

Xenophon's Anabasis, ꝛc.

(Schluß.)

„Es konnte nicht oft genug erinnert werden", heißt es in dem Vorworte, „was auf unseren Gymnasien noch so häufig übersehen wird und doch von so unberechenbarer Bedeutung ist, daß der fremde Autor, besonders der Griechische und Römische, nur durch eine gute und ganz den Geist der deutschen Sprache athmende Uebersetzung erst recht verständlich und genießbar wird, während jedes Undeutsch, ja jedes dem Undeutsch auch nur sich nähernde Deutsch, denselben nicht nur unerquicklich und ungenießbar macht, sondern auch verderblich zurückwirkt auf die Bildung des deutschen Styles". Zu diesem Behufe sind häufig, vielleicht etwas zu häufig, Verdeutschungen aufgenommen, neben welchen sich auch einzelne lateinische Ausdrücke angegeben finden. Was von Sachen vorkommt, ohne im Wörterverzeichniß erledigt zu seyn, so Manches was sich auf politische Einrichtungen oder auf die Kriegführung bezieht, ist gut und ohne zu große Weitläufigkeit erläutert. Alles Kritische ist mit Recht ferne gehalten.

Was in die Kritik einschlägt, ist nämlich in das Vorwort und den kritischen Anhang verwiesen. In jenem sagt Hr. Matthiä, er habe sich in der Feststellung des Textes in so ferne an Krüger angeschlossen, als er den von Dindorf, Bornemann, Poppo und anderen Gelehrten ungebührlich überschätzten Handschriften keineswegs blindlings gefolgt sey; er glaube hierin noch etwas weiter gegangen zu seyn, als Krüger, indem er die hergebrachte Lesart jenen Handschriften gegenüber, der grata negligentia des Xenophon eingedenk, überall, wo sie einen leidlichen Sinn gab, festgehalten habe. Der kritische Anhang ist den Stellen gewidmet, wo der Herausgeber den Text nach eigener oder fremder Konjektur geändert hat. Die Anzahl dieser Stellen beläuft sich gegen 130. Im Vorworte bemerkt Hr. Matthiä, er würde manche dieser Conjecturen in einer kritischen Ausgabe wohl vorgeschlagen, aber nicht in den Text aufgenommen haben, während er in einer Schulausgabe, wo es hauptsächlich auf einen klaren, bestimmten und grammatisch richtigen Text ankäme, kein Bedenken getragen habe, eine der Sprache und dem Gedanken angemessene Conjectur an der Stelle einer störenden Lesart aufzunehmen. Nicht selten sind ein oder mehrere Worte als Glossen ausgeworfen; außerdem betreffen die meisten Aenderungen Partikeln. Uebrigens möchten manche derselben, auch wenn man den im Vorausgehenden bezeichneten Maaßstab anlegt, nicht nöthig oder überhaupt nicht zu billigen seyn.

So ist gleich I, 3, 1. geschrieben *πρῶτον δὲ κλέαρχος τοὺς αὐτοῦ στρατιώτας ἐβιάζετο εἶναι* für *πρῶτος δὲ*, mit der Motivirung: „Erst wollte K. die Soldaten zwingen, später aber versuchte er es mit guten Worten". Allein, wenn dieser Satz den Gegensatz zu dem Folgenden *ὕστερον δὲ* enthielte, und dieser nicht vielmehr erst mit den Worten: *κλέαρχος δὲ τότε μὲν μακρὸν ἐξέφυγε μὴ καταπετρωθῆναι*, einträte, so hätte Xenophon wohl *καὶ πρῶτον μὲν* geschrieben, wie §. 2. Es schließt sich aber *πρῶτος δὲ κλέαρχος* vielmehr an das Vorhergehende an. „Das Heer des Kyros lag 20 Tage still, weil die Soldaten sich weigerten, weiter zu gehen; Klearchus aber war der Erste, welcher einen Versuch machte, seine Soldaten zum Weiterziehen zu bringen". — IV, 2, 16 ist wohl nicht mit Recht *τοὺς δ' ἄλλους ἐκέλευσεν ὑπάγειν, ἕως οἱ τελευταῖοι λόχοι προσμίξειαν* statt *ὅπως προσμίξειαν* geschrieben, nach II, 1, 2. *Ἔδοξεν οὖν αὐτοῖς . . προϊέναι εἰς τὸ πρόσθεν ἕως Κύρῳ συμμίξειαν*, denn die Verhältnisse sind hier ganz verschieden, und an der ersteren Stelle kann eben so gut gesagt werden: „sie sollten langsam gehen, damit die andern nachkommen könnten", als „sie sollten so lange langsam gehen, bis die anderen nachkämen". — V, 1, 7. ist die gewöhnliche Lesart: *Ἀλλά μοι δοκεῖ σὺν προνομαῖς λαμβάνειν τὰ ἐπιτήδεια, ἄλλως δὲ μὴ πλανᾶσθαι* gegen *σὺν προνοίᾳ ὑμᾶς* vertauscht, und dabey bemerkt, jene Lesart passe nicht, da es sich hier vor allen Dingen um einen Gegensatz zu *ἀμελῶς τε καὶ ἀφυλάκτως* handle, und sie sey auch wegen *σύν* nicht zu billigen. Allein warum sollte man nicht unter *προνομαὶ* geordnete, geschlossene Ausfälle im Gegensatz zu dem Plündern Einzelner verstehen können? Jene schließen die Vorsicht durchaus nicht aus. Sagt ja doch auch Polybius I, 18, 1. *φυλακτικώτερον χρῆσθαι ταῖς προνομαῖς!* und *σὺν* ist dabey eben so wenig zu beanstanden als II, 6, 18. in *σὺν τῷ δικαίῳ καὶ καλῷ*. — Zu V, 8, 17. ist ganz kurz bemerkt: „*ἐξῆν* statt *ἠξίουν*". Es ist aber nicht einzusehen, warum in den Worten: *εἰ δ' ἐπὶ τοῖς πολεμίοις ἐγένοντο, τί μέγα ἂν οὕτως ἔπαθον, ὅτου δίκην ἂν ἠξίουν λαμβάνειν* das Verbum *ἀξιόω* nicht an seiner Stelle seyn sollte, das ja sonst oft bedeutet: „ich glaube etwas thun zu dürfen", und bey Isokrates Paneg. §. 22. so auf *προσήκει* folgt, wie hier auf *ἔξεστι*. Zu dem subjectiven Verbum *ἠξίουν* paßt hier auch *ἄν* ganz gut; während das objective *ἐξῆν* wohl ohne diese Partikel stehen würde. — VI, 4, 10. möchte auch kein hinreichender Grund vorhanden seyn *εἰ μή τις* nach *οὐκ ἂν ἄλλως* in *ἢ εἴ τις* zu verwandeln. S. Klotz zu Devar. II, p. 524 f.

Außerdem sind in dem Vorworte noch 22 Stellen aufgezählt, welche dem Herausgeber zwar verdorben schienen, aber doch nicht in dem Grade, daß er deßhalb eine Aenderung im Texte hätte wagen sollen. Die deßhalb vorgeschlagenen Verbesserungen möchte Ref. keineswegs alle für nothwendig erklären; doch verdienen einige derselben Beachtung, wie IV, 2, 28, die Einschaltung des Artikels vor *τόξα*. Sie einzeln durchzugehen würde hier um so mehr zu weit führen, als sie nur als eine dem Zwecke des Buches fernliegende Zugabe zu betrachten sind.

Fassen wir diese in's Auge, so ist diese Ausgabe in den Händen eines fleißigen, strebsamen Schülers als ein sehr zweckmäßiges Hülfsmittel zum Verständniß des Xenophon zu betrachten, namentlich auch, wenn er die in der Schule nicht gelesenen Theile für sich durchmachen will. Der Druck ist in den Anmerkungen, dem Wörterverzeichnisse und den Anhängen zwar etwas klein, doch durchaus gut zu lesen; das Aeußere des Buches ist gefällig, der Preis (25 Neugroschen) mäßig, so daß es namentlich zu Schulpreisen empfohlen werden kann.

K. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juli.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Platon's ſämmtliche Werke. Ueberſetzt von Hieronymus Müller, mit Einleitungen begleitet von Karl Steinhart. Erſter Band. (Jon, Hippias der Größere, Hippias der Kleinere, Alkibiades der Erſte, Lyſis, Charmides, Laches, Protagoras.) XXIV u. 541 S. Zweyter Band. (Euthydemos, Menon, Euthyphron, die Vertheidigungsrede des Sokrates, Kriton, Georgias, Kratylos.) 680 S. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1850. 1851.

Seit Schleiermacher es unternommen, die Schriften Platons nach einem tiefer angelegten Plane und mit einem weiter gehenden Zwecke, als dieß bey ſeinen Vorgängern der Fall geweſen, in die deutſche Sprache zu übertragen, iſt das vorliegende Werk das erſte, welches ſich dieſelbe Aufgabe in ihrem ganzen Umfange zum Ziele geſetzt hat. Wie ſchwierig es iſt, dieſer doppelſeitigen Verpflichtung Genüge zu leiſten, wird jeder Sachkundige zu würdigen wiſſen. Es war deßhalb ein glücklicher Gedanke und ganz in dem Sinne ſokratiſcher Geiſtesthätigkeit, daß ſich der Ueberſetzer nach dem von Platon oft belobten Vorbilde des homeriſchen Diomedes einen Mitarbeiter erkohren und wahrlich keine ſchlechtere Wahl getroffen, als jener, der ſich unter den griechiſchen Helden den erleſen,

οὐ πέρι μὲν πρόφρων κραδίη καὶ θυμὸς ἀγήνωρ
ἐν πάντεσσι πόνοισι, φιλεῖ δέ ἑ Παλλὰς Ἀθήνη.

Der Ueberſetzer berichtet in der Vorrede, wie ſich die beyden Mitarbeiter nicht nur in die Arbeit getheilt, ſondern auch jeder den andern in ſeinem Theile unterſtützt und gefördert haben, ſo daß ſie vollſtändig erfüllten, was der platoniſche Sokrates ſo gern empfiehlt:

σύν τε δύ' ἐρχομένω, καί τε πρὸ ὃ τοῦ ἐνόησεν —

und wir alſo in wahrem Sinne des Wortes die Frucht gemeinſamer Thätigkeit in dem vorliegenden Werke beſitzen.

In der Anordnung der platoniſchen Schriften befolgt Herr Steinhart im Weſentlichen dieſelben Grundſätze, welche durch K. F. Hermann im Gegenſatze mit dem von Schleiermacher durchgeführten Principe vertreten werden. Beyde gehen von der Anſicht aus, daß die meiſten der Geſpräche, welche Schleiermacher theils als methodiſche Ergänzungen zwiſchen die größeren eingereiht, theils als dem Platon nicht angehörige Werke mit den Gelegenheitsſchriften in beſondere Anhänge verwieſen hat, vielmehr die früheſte Stufe der platoniſchen Geiſtesentwickelung repräſentiren und uns den Verfaſſer noch auf dem Standpunkte der ſokratiſchen Lehre und Lehrweiſe zeigen, nicht ohne einzelne Spuren einer ſchon damals über die Gränzen jener hinausſtrebenden Geiſtesrichtung. Bey dieſer Uebereinſtimmung mit Hermann in dem Grundgedanken wahrt ſich jedoch Hr. St. die Freyheit, welche ſelbſtändiger Forſchung gebührt.

(Fortſetzung folgt).

ΥΠΕΡΙΔΟΥ ΛΟΓΟΙ Β. etc.
Hyperidis orationes duae etc.

(Schluß.)

Man sieht leicht, daß Hyperides die Vorschriften der Technik gut zu handhaben verstanden hat. Als δευτερολογία ist die Rede nur ein Resumé, wobey man über andere Dinge sich ergehen konnte, worüber zu sprechen beliebte, denn es wird vorausgesetzt, daß der vorhergehende Redner die Sache selbst im Allgemeinen abgemacht habe*); ein passendes Beyspiel dieser Art gibt Cicero pro Murena; man ergeht sich über den Charakter des Klägers und sucht diesen wie immer bey den Richtern in schiefes Licht zu stellen, wie die Technik lehrt, in odium, invidiam, contemtionem; hier gilt es besonders, durch scharfen aber doch heitern und anmuthigen Ton der Rede die Richter zu gewinnen, denn — Ende gut, alles gut. Man muß gestehen, daß Hyperides kein geringer Meister dieser Kunst gewesen ist.

Ueberzeugend und schön ist der Beweis, daß Polyeuktus zur Klage der Eisangelie gegen Eurenippus gar nicht berechtigt war, da das Gesetz alle Fälle, in welchen eine solche stattfinden kann, aufzählt — hier lernen wir zum erstenmal vollständig die Worte des Gesetzes selbst kennen, — und dort nur von Rednern gesprochen ist, welche um Geld bestochen, zum Schaden ihres Volkes reden, ἢ ῥήτωρ ὢν μὴ λέγῃ τὰ ἄριστα τῷ δήμῳ τῷ Ἀθηναίων χρήματα λαμβάνων, während Eurenippus kein ῥήτωρ, sondern ein ἰδιώτης ist, und demnach gar nicht unter die vom Gesetze vorgeschriebene Kategorie fallen kann, womit die Klage an sich in dieser Form zurückgewiesen ist. Hier ist schon die historische Aufzählung von frühern Personen, gegen welche die Klage der Eisangelie erhoben wurde, und die sich durch die Flucht dieser entzogen hatten, interessant, im Gegensatze der spätern Zeit, wo dieselbe strenge Prozeßform, in, wie Hyperides darstellt, nichtigen Dingen angewendet wurde.

Die nächste Forderung des Klägers ist Col. 25, daß den Beklagten niemand vertheidigen soll, die Richter niemanden, der für ihn auftreten wolle, anhören sollen. Ein solches Verfahren scheint nur möglich, wenn der Gegenstand eine causa turpis ist, die an sich nicht leicht eine Vertheidigung zuläßt, und es ist zu verwundern, wie der Kläger dem Vertheidiger eine solche Blöße geben konnte. Der junge Cicero macht als Anwalt des des Vatermordes angeklagten S. Roscius davon einen schönen Gebrauch, Aeschines sagt in der Klage gegen Ktesiphon, dieser möge sich allein vertheidigen, die Richter sollen den Demosthenes, wenn dieser für jenen sprechen wolle, nicht anhören; Demosthenes weist ein solches Ansuchen mit aller Entschiedenheit zurück. So hat es denn auch Hyperides leicht, das unpolitische und inhumane dieser Forderung nach den Vorschriften der Technik (Anax. cap. 36) hervorzuheben, während Polyeuktus selbst, als er angeklagt wurde, nicht weniger als zehn συνήγοροι aus der φυλὴ αἰγηΐς, darunter auch den Hyperides, eben so jetzt in dieser Sache den Lykurgus, folglich die tüchtigsten Redner sich ausgewählt habe; dann wird in einem Enthymem der scharfe Contrast zwischen beyden recht einleuchtend und lebendig vor Augen gestellt, εἶτα σοὶ μὲν ἔξεστι καὶ φεύγοντι τοὺς βοηθήσοντας καλεῖν καὶ διώκοντι τοὺς συγκατηγόρους ἀναβιβάσασθαι, ὃς οὐ μόνον ὑπὲρ σεαυτοῦ δύνασαι εἰπεῖν, ἀλλὰ καὶ ὅλῃ πόλει πράγματα παρέχειν ἱκανὸς εἶ· Εὐξενίππῳ δ' ὅτι ἰδιώτης ἐστὶ καὶ πρεσβύτερος οὐδὲ τοὺς φίλους καὶ τοὺς οἰκείους ἔξεσται βοηθεῖν· εἰ δὲ μή, διαβληθήσονται ὑπὸ σοῦ*);

Die Erwiderung, die der Redner den Kläger darauf vorbringen läßt, er habe mit Recht diese

*) Daher auch der eigene Anfang der Rede: ἀλλ' ἐγωγε, ὦ ἄνδρες δικασταί, ὅπερ καὶ πρὸς τοὺς παρακαθημένους ἀρτίως ἔλεγον, θαυμάζω, εἰ κ.τ.λ.

*) Damit schließt der Satz, welcher die Folge des vorausgehenden in einer Frage des Unwillens ausspricht. Im folgenden beginnt ein neuer Satz, der die fingirte Antwort darauf von Seite des Gegners enthält: Νὴ Δία· τὰ γὰρ πεπραγμένα αὐτῷ δεινά ἐστι καὶ ἄξια θανάτου, wie bey lateinischen Rednern at enim; und dieses veranlaßt den Redner zur nächsten Auseinandersetzung der πεπραγμένα. Die Abtheilung der Sätze ist daher bey Schneidewin p. 8, 2 seq. zu ändern.

Forderung geſtellt; denn was Eurenippus begangen habe, ſey ſchrecklich und verdiene die Todesſtrafe, gibt dem Hyperides Gelegenheit, ſich über die causa ſelbſt kurz zu erklären, und nur daraus lernen wir den Gegenſtand kennen. Polyeuktus hatte nebenbey die Sache in das Gebiet der Politik gezogen und den Eurenippus als einen Anhänger und Schmeichler der Olympias und des Alexanders zu verdächtigen geſucht, ein Vorwurf, den Hyperides als unwürdige Verläumdung zurückweiſt, zugleich andeutend, wie nahe Polyeuktus, der Beßeres zu leiſten vermöge, durch ein ſolches Verfahren einem Sykophanten komme, wovon er ſich in acht nehmen möge: *ἀλλ' οὐκ ἔστιν ὦ Πολύευκτε, ὡς ἐμοὶ δοκεῖ, ὅθεν κατηγορίαν οὐκ ἂν ποιήσαις, καίτοι σε ἐχρῆν, ἐπείπερ προῄρησαι πολιτεύεσθαι, καὶ νὴ Δία καὶ δύνασαι, μὴ τοὺς ἰδιώτας κρίνειν μηδ' εἰς τούτους νεανιεύεσθαι, ἀλλὰ τῶν ῥητόρων ἐάν τις ἀδικῇ, τοῦτον κρίνειν, στρατηγὸς ἐάν τις μὴ τὰ δίκαια πράττῃ, τοῦτον εἰσαγγέλλειν · παρὰ γὰρ τούτοις ἐστι καὶ τὸ δύνασθαι βλάπτειν τὴν πόλιν, ὅσοι ἂν αὐτῶν προαιρῶνται, οὐ παρ' Εὐξενίππῳ οὐδὲ τῶν δικαστῶν τούτων οὐδενί*, in dieſem Geiſte habe er, Hyperides, ſelbſt immer gehandelt; der Kläger aber bringe gar nicht hieher gehörige Anſchuldigungen vor, und mißbrauche das extra causam dicere aus folgendem Grunde col. 41, *ἵν' ἐὰν μὲν ἀφέμενοι τῆς εἰσαγγελίας περὶ τῶν ἔξω τοῦ πράγματος κατηγορηθέντων ἀπολογῶνται, ἀπαντῶσιν αὐτοῖς οἱ δικασταί, τί ταῦθ' ἡμῖν λέγετε; ἐὰν δὲ μηδένα λόγον περὶ αὐτῶν ποιῶνται, ὁ ἀγὼν αὐτοῖν χείρων γένηται · τῶν γὰρ κατηγορηθέντων τὸ μὴ λαβὸν ἀπολογίαν ὑπὸ τῇ ὀργῇ τῶν δικαστῶν καταλείπεται.* Hier wird die gewöhnliche Sünde der alten Redner, das *ἔξω τοῦ πράγματος λέγειν* ſcharf und der Wahrheit gemäß gezüchtigt; merkwürdig iſt, daß dieſer Grund in keiner der uns erhaltenen Reden angegeben iſt, er iſt dem Hyperides allein eigen, und zwar ſo, daß er in der andern Rede für den Lykophron ſogleich wiederkehrt*). Polyeuktus verkenne den Charakter der Richter, hochherziger als die Athener ſey kein Monarch und kein Volk auf

*) Col. 7 *ἀλλ' οἶμαι, ὦ ἄνδρες δικασταί, πολλὰ πλεονεκτοῦσιν ἐν τοῖς ἀγῶσιν οἱ κατήγοροι τῶν φευγόντων· οἱ μὲν γὰρ διὰ τὸ ἀκίνδυνον αὐτοῖς εἶναι*

der Welt; wer böswillig angeklagt und verleumdet werde, finde immer daſelbſt ſichern Schutz; (es werden Beyſpiele aufgezählt) und ſo möge auch dem Eurenippus, der unſchuldig in einer ſchweren Klageform, die gar nicht auf ihn anwendbar ſey, belangt wäre, Recht und Billigkeit werden. Die Rede ſchließt mit den Worten: *ἐγὼ μὲν οὖν σοί, Εὐξένιππε, βεβοήθηκα ὅσα εἶχον, λοιπὸν δ'ἐστὶ δεῖσθαι τῶν δικαστῶν καὶ τοὺς φίλους παρακαλεῖν καὶ τὰ παιδία ἀναβιβάζεσθαι*, ſo offen und nakt drückt ſich keine der vorhandenen Reden aus.

Dieſes iſt der Inhalt der neuen nun vollſtändig vorliegenden Rede; wenn dieſe ihrer Durchführung nach mehr in Anwendung von allgemeinen Gedanken, loci communes, beſteht, ſo iſt dieſes in der Natur der *δευτερολογία* begründet; geſunden, kräftigen Menſchenverſtand kann man nicht verkennen, und häufige Uebung verbunden mit den gewöhnlichen Vorſtudien, wie die Alten ſie nie vernachläſſigten, mag ohne beſondere Schwierigkeiten dieſe Stufe der Beredtſamkeit erungen haben.

Von der zweyten Vertheidigungs-Rede für Lykophron*), gegen welchen Lykurgus die Klage der *εἰσαγγελία* erhoben hatte, ſind 15 Columnen übrig,

τὸν ἀγῶνα ῥᾳδίως ὅ τι ἂν βούλωνται, λέγουσι καὶ καταψεύδονται, οἱ δὲ κρινόμενοι διὰ τὸν φόβον πολλὰ καὶ τῶν πεπραγμένων αὐτοῖς εἰπεῖν ἐπιλανθάνονται· ἔπειτα οἱ μὲν ἐπειδὰν πρότερον λόγον λάβωσιν, οὐ μόνον ἃ ἔχουσιν αὐτοὶ δίκαια περὶ τοῦ πράγματος λέγουσιν, ἀλλὰ συσκευάσαντες λοιδορίας ψευδεῖς κατὰ τῶν κρινομένων ἐξιστᾶσιν τῆς ἀπολογίας, ὥστε συμβαίνειν αὐτοῖς δυοῖν τὸ ἕτερον ἢ περὶ τῶν ἔξωθεν διαβολῶν ἀπολογουμένους τῆς περὶ τοῦ πράγματος ἀπολογίας ἀπολελεῖφθαι, ἢ εἰ μὴ μέμνηνται περὶ τῶν προκατηγορηθέντων, οἴησιν καταλείπειν παρὰ τοῖς δικασταῖς ὅτι ἀληθῆ ἐστὶν τὰ εἰρημένα

*) Wie verkehrt es iſt, über Perſonen und Sachen, von welchen wir nichts Sicheres wiſſen, mit Gewalt etwas wiſſen zu wollen, welcher Fehler heut zu Tage ſehr häufig bey den Alterthumsforſchern zu finden iſt, lehren auch dieſe Fragmente; Böhnecke (Forſchungen über attiſche Redner I, 706) ſagt, er werde noch beweiſen, daß dieſer Lykophron der Tyrann von Pherä ſey; das was an ſich ſchon unglaublich lautete, wird er jetzt, (ſo wie vieles andere) nach dem Erſcheinen dieſer Papyri ſicher bleiben laſſen.

welche den Schluß umfaſſen, oft zur Hälfte verſtümmelt, und darum vielen Schwierigkeiten unterworfen. Ton und Sprache dieſer Rede iſt übereinſtimmend mit der vorhergehenden; es ſcheinen in dieſer Sammlung, welche wohl ſämmtliche Reden des Hyperides enthielt, die die εἰσαγγελία betreffenden verbunden geweſen zu ſeyn; auch hier glänzt er durch allgemeine Gedanken, weiß dem Gegner überall zuzuſetzen, und das irgend wie für den reus ſprechende blendend hervorzuheben; ſo iſt der Topus ex vita col. 11 — 15 gut angebracht und ausgeführt, das ganze aber freylich nicht mehr als ἐκ τοῦ εἰκότος. Lykophron war zwey Jahre Hipparchus in Lemnos (wodurch die bekannte Stelle im Dem. Phil. I. p. 47 eine erwünſchte Erläuterung erhält), und hatte daſelbſt von den Lemniern, wie ſich leicht erwarten läßt, allerley Auszeichnung genoſſen, was hier ſogleich zu ſeinen Gunſten gewendet wird, ἃ δὴ τεκμήρια ὑμῖν ἐστὶν εἰς τοῦτον τὸν ἀγῶνα ὡς ψευδεῖς κατ' ἐμοῦ αἰτίαι εἰσὶν· οὐ γὰρ οἷόν τε τὸν Ἀθήνησι πονηρὸν ἐν Λήμνῳ χρηστὸν εἶναι, οὐδ' ὑμεῖς ὡς τοιοῦτον ὄντα με ἀπεστέλλετε ἐκεῖσε παρακατατιθέμενοι δύο πόλεις τῶν ὑμετέρων αὐτῶν. Ueberhaupt iſt Hyperides ein Redner, aus dem man, wie aus Iſokrates, eine reichliche Aehrenleſe von Beyſpielen vorbringen kann, die ganz nach den Vorſchriften der Technik ausgeführt ſind. Die ſelbſt aufgeworfene Frageform 11, 19 διὰ τί; u. 13, 7 τίνας οὖν κέκρικα καὶ εἰς ἀγῶνα καθέστιακα; hat Hyperides wohl dem Demoſthenes abgelernt.

Die Bearbeitung von Babington iſt nicht ohne Einſicht und Kenntniß gemacht, das wird jeder geſtehen, welcher weiß, wie leicht der irren kann, welcher zuerſt Inſchriften oder ſolche Papyri erklärt; einige grammatiſche Verſehen hat der deutſche Herausgeber ſtillſchweigend entfernt, anderes richtiger erkannt und in den Addendis nachgetragen, da er das Facſimile erſt ſpäter erhalten hatte, im Ganzen mußte er ihm folgen, hat aber durch einen reichhaltigen Commentar das Studium dieſer neu aufgefundenen Blätter inſtructiv gemacht. Da der Text, wie gewöhnlich nach Vollendung der Abſchrift ſtatt fand, von zweyter Hand revidirt iſt, ſo ſind nur wenige Fehler ſtehen geblieben, die man leicht entfernen konnte. P. 4, 14 οὐ μὰ Λία, οὐχ ὥσπερ ἐν τῇ κατηγορίᾳ Πολύευκτος ἔλεγεν ο [ὐ] φάσκων δεῖν τοὺς ἀπολογουμένους ἰσχυρίζεσθαι τῷ εἰσαγγελτικῷ νόμῳ ist zwar nach O am Ende der Zeile ein kleiner Riß im Papyrus, aber es iſt nicht wahrſcheinlich, daß der Buchſtabe Y ausgefallen ſey, von dem ſich der Größe der Lücke nach zu urtheilen, noch einige Spur hätte erhalten müſſen; O ſelbſt iſt außer der Zeile und wahrſcheinlich ſpäter hinzugefügt, auch genügt ἔλεγεν ὁ φάσκων. P. 7, 6 δέκα μὲν συνηγόρους ἐκ τῆς Αἰγηΐδος φυλῆς ᾐτήσω ὧν καὶ ἐγὼ εἷς ἦν αἱρεθεὶς ὑπὸ σοῦ, im Papyrus iſt der erſte Buchſtabe des Verbums halb verwiſcht, man ſieht nur Ρ Γ Η (ω), woraus Babington ᾐτήσω gemacht hat; der eigentliche Ausdruck iſt nicht συνηγόρους ἐκ φυλῆς αἰτεῖσθαι, ſondern αἱρεῖσθαι wie ſogleich folgt; hat Hyperides das als unattiſch verworfene ἠρήσω geſchrieben, und dient dieſes zugleich zur Stütze des ariſtophaniſchen συνηρήσατο? P. 10, 1 ſteht im Papyrus ἐποίησεν περὶ, nicht ἐποίησε, wie man erwartet, worüber man Bömels Programm 1853, de N et Σ adductis litteris nachleſen kann. Unſicher bleibt in dieſer Rede nur eine Stelle p. 15, 1—4, weil daſelbſt eine Lücke im Papyrus zwey Zeilen unlesbar gemacht hat. Daß die erſten Worte nur ſeyn konnten: καὶ πότερος ἀδικεῖ ὑμᾶς ὁ κρινόμενος ἢ σὺ κακῶς μοι δοκεῖς εἰδέναι, ὦ Πωλύευκτι, war nicht ſchwer zu finden, aber das folgende iſt dem Inhalte wie der Form nach falſch ergänzt; ſchon dem Raume nach können nicht ſo viele Buchſtaben geweſen ſeyn, als man hineinlegt; Schneidewins letzter Verſuch in den Addendis ἀλλ' οἱ δίκαιοι ταὐτὰ γινώσκους, πάντες, ὅτι σύ und οὐδὲν γὰρ iſt aus mehreren Gründen unhaltbar. Man erwartet einen Gedanken der Art: καὶ βάρβαροι ταῦτα γινώσκουσιν, ὅτι . . ἐστὶν οὐδεὶς ἐν τῇ οἰκουμένῃ οὔτε μόναρχος οὔτε ἔθνος μεγαλοψυχότερον τοῦ δήμου τοῦ Ἀθηναίων, obſchon auch ſo die Anfügung des nächſten Satzes τοῖς δὲ συκοφαντουμένοις τῶν πολιτῶν ὑπό τινων ἢ καθ' ἕνα ἢ ἄθρους οὐ προίεται, ἀλλὰ βοηθεῖ nicht die beſte Verbindung erzeugt. P. 15, 14 τοσοῦτον ἀπέλιπον [πρ]οσέσθαί τινα τ[οιοῦτο]ν λόγον iſt die Lücke für τοιοῦτον zu klein und die Vorausſetzung von τινα nicht im Sprachgebrauche begründet, es war wohl τ[οῦτω]ν, im Verbum iſt die Lücke zu groß und es ſtand wahrſcheinlich ἀπέλιπον [τοῦ πρ]οσέσθαι.

L. Spengel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juli.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Platon's sämmtliche Werke, ꝛc.

(Fortsetzung).

So setzt derselbe den größeren Hippias, welchem Hermann seine Stelle hinter dem Menon am Schlusse der von ihm angenommenen Uebergangsperiode angewiesen hat, unmittelbar vor den kleineren Hippias, welche beyde Gespräche mit dem Jon an der Spitze und dem ersten Alkibiades zu einer Art von Tetralogie der frühesten platonischen Geistesprodukte vereinigt werden, welcher eine zweyte, den Lysis, Charmides, Laches und Protagoras umfassende, folgt. Der zweyte Alkibiades wird in den Anhang „einiger dem Platon fälschlich zugeschriebenen, aber doch aus seinem Zeitalter herrührenden Werke“ verwiesen.

Schon diese Uebersicht der in dem ersten Bande enthaltenen Schriften läßt uns Hr. St. als den rechten Widerpart Ast's erkennen, welcher den sämmtlichen dem Protagoras vorangehenden Gesprächen den platonischen Ursprung abspricht. Gegen ein solches Urtheil vertheidigt Hr. St. nicht nur die genannten Gespräche der ersten Reihe, sondern, wie sich von selbst erwarten läßt, auch die spätern, hinter Protagoras gesetzten, wie den Euthydemos, Menon, Euthyphron, die Apologie, den Kriton, welche Ast sämmtlich in das gemeinsame Verwerfungsurtheil mit eingeschlossen hat. Jeder unbefangene Leser wird die Sorgfalt und den Scharfsinn anerkennen, mit dem Hr. St. in allen diesen verdächtigten Gesprächen die Spuren des platonischen Geistes aufzufinden und solche Vorzüge an's Licht zu stellen weiß, wodurch auch die geringste dieser Schriften doch unserer Beachtung in hohem Grade würdig erscheint. Dieß würde sie jedoch auch dann bleiben, ja in gewissem Falle vielleicht noch in höherem Maaße werden, wenn man aus irgend welchem triftigen Grunde ihr einen anderen Urheber als Platon zuschreiben müßte; und es hieße den Standpunkt besonnener und wahrheitsliebender Kritik verrücken, würde man den Zweifel an dem platonischen Ursprunge einer Schrift für gleichbedeutend halten mit der Herabsetzung ihres inneren Werthes. Zu dieser Verwechselung könnte freylich Ast's gewaltsames Verfahren hinreichende Veranlassung bieten; die Kritik aber wird dasselbe wohl nie anerkennen, und gewiß werden es auch nur wenige seyn, die sich durch eine solche fast wegwerfende Geringschätzung, mit der sich derselbe z. B. an der herrlichen Vertheidigungsrede versündigt hat, in ihrem Urtheile bestimmen ließen. Diese Angriffe weist Hr. St., wie gesagt, ebenso geschickt als nachdrücklich ab. Nur will es uns bedünken, daß in diesem Bestreben bisweilen auch wohlbegründete Bedenken unberücksichtigt geblieben sind. Es gilt dieß von mehreren der dem Protagoras vorangestellten Gespräche, deren theilweise Schönheiten trefflich entwickelt werden, deren aber auch nicht zu verkennende Mängel entweder gar nicht erwähnt oder doch bey der schließlichen Beurtheilung so viel wie gar nicht in Rechnung gebracht werden. Bey den Schriften, die als die frühesten Geistesproducte Platons betrachtet werden, bietet sich natürlich von selbst das Auskunftsmittel (Platon war eben damals *αὐτὸς αὐτοῦ νεώτερος*), und von dem angehenden Schriftsteller darf man nicht dieselbe Virtuosität erwarten, welche wir in seinen vollen-

detſten Werken wahrnehmen und bewundern. Anders verhält es ſich nun freylich mit den Geſprächen, welche Hr. St. nach dem Protagoras ſetzt. Dieſe müſſen es ſich ſchon gefallen laſſen, mit dem Maaßſtab gemeſſen zu werden, welchen jenes in jeder Hinſicht ausgezeichnete Geſpräch für die Beurtheilung platoniſcher Kunſt und Eigenthümlichkeit an die Hand gibt. Die nächſte Stelle nach demſelben nimmt in der von Hrn. St. befolgten Anordnung der Euthydemos ein. Während nun Aſt es eitle Mühe nennt, in dieſem Geſpräche, das jeder höheren Beziehung und Andeutung entbehre, nach einem wiſſenſchaftlichen Gehalte oder gar einem philoſophiſchen Zuſammenhange mit den platoniſchen Geſprächen zu forſchen, weiſt Hr. St. in ſeiner meiſterhaft geſchriebenen Einleitung nicht nur die glänzenden Vorzüge der Darſtellung, ſondern auch den tieferen Gedankengehalt mit großem Scharfſinne und unläugbarem Erfolge nach. Wir können es uns nicht verſagen, einige Stellen auszuheben, um dem Leſer zugleich eine Probe der eben ſo geiſtreichen als tiefeingehenden Behandlung zu geben.

Nachdem Hr. St. die Helden des Drama's, das edle Brüderpaar Euthydemos und Dionyſodoros, die ehemals Fechtmeiſter ihres Zeichens und Redenſchreiber, noch in vorgerückten Jahren von der Dialektik und Ethik Profeſſion machten, um als Weisheits- und Tugendlehrer aufzutreten, im Grunde aber auf dieſem Gebiete ihr altes Fechterhandwerk fortſetzten, in ihrem Verhältniß zu den berühmten Sophiſten, Protagoras, Gorgias, Prodikos, geſchildert, fährt derſelbe fort: „Indem uns nun Platon in dieſem nach Euthydemos benannten Dialoge ein Bild jener geringern, ausgearteten, bloß in Trugſpielen und Wortſtreiten beſtehenden Sophiſtik entwirft, könnte es ſcheinen, als habe er ſeinen Sokrates hier mit eben ſo unwürdigen als unbedeutenden Gegnern in den Kampf treten laſſen. Aber wir dürfen jene neckiſchen Gedankenſpiele und grammatiſchen Schulwitze, die uns jetzt ſo lächerlich und kindiſch vorkommen, doch nicht allzu gering anſchlagen; denn in der Geſchichte des menſchlichen Denkens nehmen ſie ein ſehr bedeutendes Feld ein und ſelbſt ein Ariſtoteles hielt es nicht für überflüſſig, der Darſtellung und Löſung jener auf Täuſchung berechneten Formeln und Schlüſſe ein eigenes Buch zu widmen.“ Der Verf. zeigt hierauf, wie dieſe allerdings in Form und Inhalt und Zweck unphiloſophiſchen Praktiker doch mit den tieferen und ernſteren Beſtrebungen der Speculation in einem gewiſſen Zuſammenhange ſtehen, und fährt dann fort: „Jene eriſtiſche Dialektik erſcheint ſonach als eine vorübende Gymnaſtik des Denkens, als ein Vorſpiel einer tiefern Denk- und Sprachwiſſenſchaft, und jene kindiſchen Wortgefechte waren in der That eine nothwendige Entwicklungsſtufe, gleichſam die Flegeljahre der jugendlichen Philoſophie; wir ſehen ſie daher, wenn auch in immer andern Formen, bey allen philoſophiſch gebildeten Völkern zu allen Zeiten wiederkehren, in welchen eine neue Geiſtesrichtung ſich in einem neuen Gedankenſyſtem ihre Bahn bricht“.

In der Gegenüberſtellung der „echten, von begeiſtertem Streben nach Wahrheit getriebenen und in die Tiefe und Fülle der Begriffe eindringenden, dabey immer am meiſten dem Ethiſchen und Praktiſchen zugewendeten“ Dialektik des Sokrates, gegenüber jener „trugvollen und unechten, auf Erkenntniß der Wahrheit verzichtenden“ Dialektik der Sophiſten und ihrer Nachtreter erkennt zwar Hr. St. die apologetiſche Bedeutung an, will aber dieſelbe nicht als den höchſten Zweck des Dialogs betrachtet wiſſen. „Vielmehr war es dem Platon weſentlich darum zu thun, eine feſte Grenze des wahren Wiſſens ſowohl gegen die auf der ſinnlichen Wahrnehmung beruhende und deßhalb leicht irrende Vorſtellung, als gegen das todte und abſtracte Formelnweſen der Sophiſten, das zuletzt zum Verzichten auf alle Wahrheit und auf alles Denken führen mußte, aufzufinden.“ In dieſem Sinne glaubt der Verf. in dem Euthydemos, wie in dem ſpätern Menon und Gorgias, „die Mittelglieder und Uebergangsſtufen zwiſchen den ſokratiſch-ethiſchen und den ſelbſtändigern, auf die eleatiſch-megariſche Philoſophie zurückgehenden dialektiſchen Dialogen Platons“ zu erkennen.

Hr. St. weiſt ſomit dieſem Dialoge übereinſtimmend mit Hermann ſeinen Platz in der Reihenfolge der platoniſchen Schriften unmittelbar hinter Protagoras, „dem größten der im Weſentlichen noch rein ſokratiſchen Geſpräche“, an. „Denn nicht nur

in der Form finden wir zwiſchen beyden Kunſtwerken die größte Uebereinſtimmung, auch im Inhalte erſcheint der Euthydemos theils als ergänzendes Seitenſtück, theils als weiterführende Fortſetzung des Protagoras. Beyde Werke ſtellen, wie ſchon der größere Hippias, das Treiben der Sophiſten und ihrer Anhänger mit einer von ſchalkhaftem, jugendlichem Uebermuthe überſprudelnden, friſchen und fröhlichen aber nie bittern und vernichtenden, vielmehr auch den Gegner mild und heiter anerkennenden Komik dar, ſo daß wir bey der Leſung derſelben jenes von allen Mißklängen freye, äſthetiſche Behagen empfinden, das die gelungenſten Werke der alten Komödie in uns erregen..... Aber auch die feine und reiche Charakterzeichnung der Perſonen und die mimiſch-dramatiſche Lebendigkeit der raſch ſich bewegenden Handlung erinnert uns in beyden Dialogen gleichmäßig an jene herrlichen Dichterwerke". Bey dieſer Gelegenheit bemerkt Hr. St., wie darin eine weiſe berechnete Feinheit des Schriftſtellers liege, daß Sokrates, „der noch im Protagoras, wie in allen Dialogen der erſten Periode, als ein Mann in den beſten Jahren erſchien, hier plötzlich als Greis aufgeführt wird". Dieß ſey darum geſchehen, weil Sokrates gegen das Sophiſtenpaar, welches ſo tief unter Protagoras ſtand, nicht jene rückſichtsvolle Haltung habe einnehmen dürfen, die er überall gegen jenen beobachte. Dieſe Annahme ſcheint uns mit der Wirklichkeit der Thatſache nicht ganz in Einklang zu ſtehen. Vielmehr könnte man den Eindruck bekommen, daß Sokrates dem Protagoras gleich von Anfang an viel ſchärfer zu Leibe geht als den Sophiſtenbrüdern, indem er ſich mit faſt übermäßiger Geduld immer wieder hinter ſein ironiſches Lob, wie in ein verſchanztes Lager, zurückzieht, dem kecken, ſtreitſüchtigen Kteſippos es überlaſſend — worin allerdings ein fein motivirter Zug des Geſpräches liegt — die beyden Klopffechter in entſprechender Weiſe zu bedienen. Auch bedurfte es dieſes Grundes gar nicht, um die Verſchiedenheit in der Zeichnung des Sokrates zu rechtfertigen, da ſie außerdem von dem Verf. hinreichend motivirt iſt. Auch in der für einen andern Zug in unſerem Dialoge aufgeſtellten Erklärung können wir Hrn. St. nicht beyſtimmen. In der zweyten Katecheſe nämlich, welche Sokrates mit Kleinias anſtellt, läßt dieſer in der Erzählung des Geſprächs den Jüngling zuletzt mit ſo ſelbſtſtändiger Einſicht den eingeleiteten Gedanken weiter ausführen, daß Kriton ſeine Verwunderung nicht unterdrücken kann und Sokrates ſelbſt zugibt, „die Worte möchten einem überlegenen Geiſte, alſo doch wohl ſeinem eigenen, entſprungen ſeyn." Dieſe Abweichung von der ſonſtigen Art und Weiſe des Platon glaubt Hr. St. am beſten damit erklären zu können, daß er annimmt, „Platon habe hier an einem auffallenden Beyſpiele die wunderbar wirkſame Gewalt der Lehrmethode ſeines Meiſters darſtellen wollen, die durch ihre Klarheit und Folgerichtigkeit einen begabten Jüngling ſo mächtig anregen und fortreißen konnte, daß er, ſeiner Schüchternheit vergeſſend, die von dem Lehrer begonnene Gedankenreihe fortzuſpinnen und aus den Vorderſätzen desſelben die nothwendigen Folgerungen ſelbſtthätig zu ziehen, ja, dabey ſogar ganz neue und ſelten gehörte Gedanken auszuſprechen wagte, ſo daß in der That ein überlegener Geiſt durch ihn zu reden ſchien". Allein dieſe Auffaſſung trägt offenbar etwas in die Schrift hinein, was mit der von Hrn. St. ſelbſt adoptirten Worterklärung einigermaßen in Widerſpruch ſteht. Denn indem Sokrates zugibt, daß weder Kleinias noch Kteſippos ſich zu ſolcher Weisheit verſtiegen, und ausdrücklich verſichert, daß ſie aber auch keinem der Sophiſtenbrüder angehöre, und daher vermuthet, es müſſe wohl ein Gott zugegen geweſen ſeyn, der ſolches geredet, womit er ſcherzhaft ablehnt, den eigentlichen Urheber zu nennen, bekennt er ſich ja doch wohl im Grunde zu der dem Kriton in den Mund gelegten Deutung, womit dann ja aber das Außerordentliche in der Leiſtung des Jünglings und eben damit auch das Wunderbare in der Wirkung der Lehrmethode des Sokrates wegfällt, dagegen eine in künſtleriſcher Hinſicht ſehr fein angelegte Abwechſelung in der Erzählung des Geſprächs gewonnen wird.

Eine beſondere Beachtung verdient der in dem einrahmenden Schlußgeſpräche von Kriton angeführte aber nicht namentlich genannte Redenſchreiber, den Sokrates, mit Berufung auf einen Ausſpruch des Prodikos, ein Zwitterding zwiſchen Philoſoph und Staatsmann nennt. „Kaum iſt jemals", ſagt Hr. St., „das ebenſo ſchwächliche als anmaßende We-

ſen jener Dritten, wie ſie Platon nennt, die als Männer der richtigen Mitte ſich zwiſchen ſcharfen Gegenſätzen ſchlau hindurch zu winden ſuchen, mit ſo feinen Zügen gezeichnet worden". Die Frage, wer unter dem Ungenannten gemeint ſey — und man hat ſich in den verſchiedenartigſten Vermuthungen erſchöpft, die insgeſammt nur beweiſen, daß die hier gezeichneten Züge auf viele bekannte und wohl nicht minder viele unbekannte Perſönlichkeiten paſſen, keiner aber der namhaft gemachten mit unzweifelhaftem Vorrechte angehören — dieſe Frage beantwortet Hr. St. dahin, daß er mit Socher und Stallbaum „eine Perſonification der vom Platon auch an einer andern Stelle (in der zweyten Katecheſe des Sokrates), ganz beſonders aber im Gorgias mit ſo bitterem Tadel erwähnten Claſſe der bezahlten Kunſtredner und Redenſchreiber" annimmt, „die nach dem Vorgange des Antiphon und unter dem Einfluſſe der durch Gorgias nach Athen verpflanzten ſikeliſchen Kunſtberedſamkeit bey den redeluſtigen und proceßſüchtigen Athenern ein ſo weites Feld ihrer oft unheilvollen Wirkſamkeit fanden".

Der ſprachlichen Darſtellung und künſtleriſchen Compoſition des Dialogs ſpendet Hr. St. das größte Lob und ſetzt denſelben als ein durchaus ebenbürtiges Werk dem Protagoras an die Seite. „Hier wie dort", äußert der Verf., „wird das Geſpräch nicht unmittelbar dargeſtellt, ſondern mit mimiſcher Lebendigkeit nacherzählt; hier wie dort wird es durch ein Geſpräch des Sokrates mit einem bey der Haupthandlung unbetheiligten dritten, wie durch einen Prolog, eingeleitet; aber dieſes einleitende Geſpräch iſt hier nicht nur viel lebendiger und charakteriſtiſcher durchgeführt, ſondern es greift auch in die Mitte des erzählten Geſprächs hinüber, wo die zweyte Unterredung des Sokrates mit Kleinias plötzlich abgebrochen und von Kriton weitergeführt wird; es wird endlich auch nach der Erzählung noch fortgeſetzt und bildet ſo einen Epilog, wie wir ihn weder im Protagoras noch in irgend einem andern platoniſchen Dialog wiederfinden".

Man ſieht, die eingehende Beurtheilung des Hrn. St. ſticht in ihren Ergebniſſen nicht wenig ab von der Kritik, welche Aſt an dieſem Geſpräche geübt hat, und iſt ganz dazu gemacht, ein etwa ungünſtiges Vorurtheil durch ein möglichſt günſtiges zu erſetzen. Gleichwohl will es uns bedünken, als wäre auch auf dieſe Weiſe einer nach beyden Seiten gerechten Würdigung nicht durchaus Genüge geleiſtet. Denn während Hr. St. die wirklich vorhandenen zum Theil glänzenden Vorzüge in's hellſte Licht ſetzt, übergeht er ganz die auch nicht zu läugnenden Mängel, oder gibt ihnen durch eine leiſe Wendung ein anderes Anſehen, als ſie in der Wirklichkeit haben. Dahin gehört z. B. die Bemerkung, daß es nicht für eine bloß ironiſche Redensart zu halten ſey, wenn Sokrates ſagt, er habe ſich bey jenen Männern in die Schule gegeben, um ihre Weisheit zu lernen; denn es liege darin die Anerkennung, daß die von ihnen und ihren Genoſſen aufgeſtellten Antinomien ein nothwendiges Moment und eine zu überwindende, aber nicht gering zu ſchätzende Vorſtufe zur wahren dialektiſchen Kunſt und zu höhern Erkenntniſſen waren. Allein Sokrates ſagt eben nicht, er *habe* ſich bey jenen Männern in die Schule *gegeben*, ſondern er *werde* ſich geben, und zwar unter Umſtänden, wodurch dieſe Aeußerung allerdings bloß die Wirkung einer ironiſchen Redensart erhält, die noch überdieß in der öfteren Wiederholung läſtig und in äſthetiſcher Beziehung anſtößig erſcheint. Es iſt nämlich zu beachten, daß dieſelbe nicht bloß in das *erzählte*, ſondern auch in das *einrahmende* Geſpräch mit Kriton verlegt wird, daß alſo die erzählte Unterhaltung mit den Sophiſten, in welcher die wiſſenſchaftliche Armſeligkeit und moraliſche Nichtswürdigkeit dieſer Charlatane ſich in ihrer ganzen Blöße gezeigt hat, als bereits vorausgegangen gedacht werden muß, wodurch es in der That ein etwas froſtiger Scherz wird, wenn Sokrates erklärt, er habe *im Sinne*, ſich bey den beyden Männern in die Schule zu geben, und auch damit ſich noch nicht begnügt, ſondern dieſen Scherz noch weiter ausſpinnt, durch die nicht ganz geſchmackvolle Erzählung ſeines Verhältniſſes zu Konnos, und dann auch noch den Kriton auffordert, ſich zum Mitſchüler herzugeben und ſeine Söhne als Lockſpeiſe anzubieten, damit die Sophiſten eher geneigt wären, ſie, die Grauköpfe, ſelbſt als Schüler anzunehmen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juli.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Platon's sämmtliche Werke, ꝛc.

(Fortsetzung).

Damit sollte es nun billig sein Bewenden haben. Das ist aber keineswegs der Fall in unserem Dialoge. Denn gleich nachdem Sokrates die Erzählung des Gespräches beendigt, an dessen Schluß er — man möchte auch zweifeln, ob in passender Weise — mit der Ermahnung an die Sophisten, die Armseligkeit ihrer Weisheit nicht gar zu augenscheinlich bloszustellen, die Aufforderung verbindet, ihn nebst den Kleinias als Schüler anzunehmen; nachdem also auch Kriton zur Genüge wahrnehmen konnte, was er sich von dem Unterrichte der Sophisten zu versprechen hat, wiederholt Sokrates noch einmal die Zumuthung, Kriton soll mit ihm zu jenen Männern in die Schule gehen. Durch solche Unzuträglichkeiten verliert auch überhaupt das Lob, welches Hr. St. dem einleitenden Gespräch des Euthydemos im Vergleich mit dem Protagoras zollt, etwas an Gewicht. Wenn ferner Hr. St. „die poetische Fülle des zwischen Ernst und Scherz mit unvergleichlicher Anmuth schwebenden, durch die treffendsten und lebensfrischesten Bilder belebten Ausdruck's" rühmt, so ist doch nicht zu verkennen, daß Ast einigermaßen Recht hat, wenn er in der Häufung von bildlichen und sprichwörtlichen Ausdrücken und Wortspielen u. s. w. ein Uebermaaß sieht, wie dieß im Protagoras und anderen der schönsten Schriften Platon's nicht nachzuweisen ist. Zuweilen gehen sie auch an sich über die Grenze des Angemessenen hinaus, wie wenn Sokrates in seinem Gespräch mit Kleinias, indem er die Kunst der Redenschreiber als Theil der Bezauberungskunst erklärt, ihr gegenseitiges Verhältniß dahin bestimmt: „die eine wirkt besänftigend auf Schlangen, Spinnen, Skorpionen und andere Thiere und Krankheiten, die andere aber besänftigend und besprechend auf Gerichtshöfe, Volks- und andere zahlreiche Versammlungen". Diese und andere, nicht eben als künstlerische Vorzüge anzurechnenden Eigenschaften des Dialogs klingen zwar vielfach an die von Hrn. St. vor Protagoras gesetzten Gespräche an, stechen aber wesentlich und zu ihrem Nachtheil von der hohen künstlerischen Vollendung, der bey aller Frische und Lebendigkeit der Darstellung durchaus maaß- und anstandsvollen Haltung des Protagoras ab. Man muß also wohl annehmen, daß, wenn der Euthydemos nicht — und es sprechen allerdings triftige Gründe dagegen — zu den Vorläufern des Protagoras zu rechnen ist, wir in ihm den schwächeren Abglanz jenes in besonders glücklicher Stunde geborenen Werkes besitzen, und daß vielleicht gerade die Aehnlichkeit der Intention und Situation einer gleich harmonischen Ausführung, wie wir sie an jenem wie aus einem Gusze des reinsten, edelsten Metalles hervorgegangenen Werke bewundern, hinderlich gewesen. Ja, sollen wir unser Gefühl aussprechen, das sich uns jedesmal bey Lesung dieses Gespräches aufdrängte, so müssen wir gestehen, daß wir niemals den Gedanken an die Möglichkeit eines anderen Verfassers unterdrücken konnten. Denn abgesehen von einzelnen Verstößen gegen die Angemessenheit, die sich etwas schwer mit dem sonst von Platon bewährten Geschmack vereinbaren lassen, glauben wir überhaupt einen anders

geſtimmten äſthetiſchen Ton zu vernehmen, der weniger an die — wir möchten ſagen ariſtokratiſche — Feinheit erinnert, die wir als eine charakteriſtiſche Eigenſchaft der platoniſchen Darſtellung betrachten. Manches, was uns unter der Vorausſetzung des platoniſchen Urſprungs auffallend erſcheint, wie eben die zahlreichen Anklänge nicht nur an den Protagoras, ſondern an mehrere andere platoniſche Dialoge der ſpäteren Zeit, würde ſich viel natürlicher erklären bey der Annahme eines anderen mit den platoniſchen Schriften vertrauten und vielleicht durch dieſelben zu ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit angeregten Verfaſſers. Und iſt es nicht im höchſten Grade wahrſcheinlich und durch überlieferte Zeugniſſe beſtätigt, daß in jener Zeit der Blüthe geiſtiger Bildung und beſonders rhetoriſcher Studien zu Athen, die Bewunderung der platoniſchen Schriften manchen begabten Jünger der Philoſophie — ſey es unter den Sokratikern oder Platonikern — zu ähnlichen Verſuchen reizen mußte, die nicht immer ſo ganz unzulänglich auszufallen brauchten, wie manche der anerkannt unächten Schriften ſind, die wir in der Sammlung der platoniſchen Werke finden. Wie ſolche Dialoge fremden Urſprungs mit den platoniſchen in ein Corpus vereinigt werden konnten, dieß bedarf angeſichts der ſowohl hier als in anderen Schriftgattungen unzweifelhaft vorliegenden Thatſache keiner weiteren Erörterung. Bemerkenswerth iſt auch der Umſtand, daß, ſo viele Fragen und Unterſuchungen auch berührt werden, die weſentlich in den Organismus der platoniſchen Philoſophie eingreifen, durch den Verluſt dieſes Werkes doch keine Stufe der Entwicklung um ihren eigentlichen Vertreter unter den platoniſchen Schriften gebracht würde, indem alle einſchlagenden Fragen in anderen Dialogen, wie im Protagoras, Gorgias, Theätetus, Sophiſtes tiefer und gründlicher behandelt werden; und auch auf die doppelte Katecheſe, die Sokrates mit Kleinias vornimmt, darf man ſich nicht allzuſehr berufen, da dieſe ſelbſt der Erklärung eher Schwierigkeiten bietet als ein ſicheres Kennzeichen des platoniſchen Urſprungs an die Hand gibt. Alle dieſe Gründe ſind nun keineswegs hinreichend, dieſem Geſpräche ſeinen Platz unter den platoniſchen Schriften abzuſprechen, wozu wohl auch die ſprachliche Darſtellung entſchiednere Anhaltspunkte bieten müßte; aber ſie ſind wohl hinreichend, um den Euthydemos in die Zahl derjenigen Geſpräche zu ſetzen, für deren Aechtheit wohl kein Kenner der platoniſchen Schriften mit gleicher Ueberzeugung eintreten möchte, als z. B. bey ſolchen Werken, wie Protagoras, Gorgias, Phädrus, Phädon u. a., denen die Muſe den Stempel des platoniſchen Geiſtes unverkennbar aufgedrückt hat. Durch dieſe ſecundäre Stellung in der Reihe der platoniſchen Schriften verlieren jene Werke natürlich nichts an ihrem wirklichen Werth und Gehalt, und es wäre gewiß eher ein Gewinn als ein Verluſt zu nennen, wenn es gelänge, für ein oder das andere derſelben durch irgend welche triftige Beweisgründe einen anderen Verf. zu ermitteln und z. B. durch eine ſolche Dahingabe auch nur einen Dialog von Ariſtoteles zu erkaufen. Immer aber bleibt es Pflicht und Aufgabe nicht nur der Kritik überhaupt, ſondern auch und namentlich der platoniſchen Forſchung, nach beyden Seiten hin den Grad der Gewißheit nicht höher anzuſchlagen, als die Natur der Sache und die vorhandenen Beweisgründe erlauben, kurz das ſokratiſche Nichtwiſſen nicht allzuſehr zu vergeſſen.

Dieſe Forderung findet auch bey der Anordnung der platoniſchen Geſpräche nach einer beſtimmten Zeitfolge ihre Anwendung. Denn bedenkt man, wie ſelten in den Werken ſelbſt ein beſtimmterer chronologiſcher Anhaltspunkt gegeben iſt, dem man ohne Bedenken folgen kann, und wie ſchwer es iſt in vielen Fällen zu unterſcheiden, ob in den inneren Beziehungen der Dialoge untereinander eine Andeutung als Rückbeziehung auf eine frühere Schrift oder als eine vorläufige Hindeutung auf eine ſpätere, ausführlichere Entwicklung zu betrachten iſt, ſo wird man ſich wohl begnügen müſſen mit der Ueberzeugung, höchſtens in den größeren Umriſſen der objectiven Wahrheit nahe gekommen zu ſeyn, in dem weiteren Detail aber der möglichſten Wahrſcheinlichkeit und ſubjectiven Zweckmäßigkeit Genüge geleiſtet zu haben. In dieſer Beziehung entſpricht die Reihenfolge, in welcher uns Hr. St. die platoniſchen Schriften vorführt, gewiß allen billigen Anforderungen, wenn ſie auch nicht den Anſpruch machen kann, als die unzweifelhaft richtige oder auch

nur vorzugsweise hiſtoriſch beglaubigte zu gelten. Ein gegründetes Bedenken läßt ſich z. B. erheben gegen die Stellung, welche Hr. St. dem größeren Hippias unmittelbar vor dem kleineren gibt. Läßt man nun auch keinen Zweifel aufkommen gegen die Wahrſcheinlichkeit, daß beyde Geſpräche von demſelben Verfaſſer herrühren ſollen, ſo muß man doch anerkennen, daß das kleinere vielmehr Verwandtſchaft mit dem Jon hat als das größere, das in der ſprachlichen und dialektiſchen Darſtellung eine weit größere Sicherheit und Gewandtheit verräth, und wie Herr St. ganz richtig bemerkt, in dieſen Eigenſchaften eine hervorſtechende Verwandtſchaft mit dem Euthydemos bekundet. Denn der von Hr. St. aufgezeigte Fortſchritt in der Kunſtform des kleineren Geſprächs gegenüber dem größeren kann keine Inſtanz gegen die ſpätere Abfaſſung des letzteren abgeben, da Platon ja auch ſonſt zu früher angewendeten und in einzelnen Fällen ausdrücklich aufgegebenen Formen zurückkehrt, wo ihm dieß aus anderen Gründen räthlich ſcheint, und es ſich jedenfalls denken läßt, daß ihm eine ganz gleichmäßige Einführung des ſpäteren Geſpräches, eben weil es derſelben Perſönlichkeit gewidmet war, nicht zuſagen mochte, um ſo mehr, als ihm eine andere gewiß nicht weniger fein ausgedachte, wenn auch zu ſtark ausgebeutete Erfindung für die fehlende dritte Perſon hinlänglichen Erſatz bot zur Belebung des Geſprächs. Und wie, ſetzt Hr. St. nicht ſelbſt den Alkibiades, deſſen Verwandtſchaft in der Anlage des Geſprächs mit dem Jon und größeren Hippias, alſo Verſchiedenheit von dem kleineren Hippias in eben dieſer Beziehung er ausdrücklich hervorhebt, dennoch hinter dieſes Geſpräch, und zwar trotz aller anerkannten nicht unweſentlichen Mängel der Darſtellung, wie ſie ſich in gleich hohem Maaße kaum in einem der vorangehenden Dialoge finden?

Ein ähnliches Bedenken können wir nicht unterdrücken gegenüber der von Hr. St. aufgeſtellten Vermuthung, daß die drey Geſpräche: Charmides, Laches und Protagoras in demſelben Jahre abgefaßt ſeyen. Denn ſo wohl überlegt auch die hiſtoriſchen Combinationen ſind, auf welche ſich dieſe Annahme ſtützt, ſo beſitzen ſie doch keineswegs das Gewicht ſo unwiderſprechlicher Thatſachen, daß nicht auch ſolche Gründe, welche dieſer Annahme etwa entgegenſtehen, Berückſichtigung verdienten. Ein derartiger innerer Grund ſcheint uns in dem ſchriftſtelleriſchen Charakter der drey genannten Werke zu liegen. Denn in der That ſpricht uns aus den beyden erſtgenannten Werken einer- und dem Protagoras anderſeits doch ein ganz verſchiedener Ton an, und zwar nicht bloß in Bezug auf die reiche Entfaltung und vollendete Ausbildung der dialogiſchen Kunſtform, durch welche ſich dieſes Geſpräch allerdings den ſchönſten der reiferen Periode an die Seite ſtellt, ſondern auch und namentlich in Rückſicht auf die feineren Fäden und tieferen Motive der künſtleriſchen Compoſition und ſprachlichen Darſtellung, welche eine viel directere Beziehung als jene relativ doch mehr äußere Seite der Kunſtform auf die geiſtige Entwicklung und ſchriftſtelleriſche Ausbildung des Verfaſſers enthalten. Kurz, wir können uns die ſämmtlichen von Hr. St. dem Protagoras vorangeſchickten Geſpräche nicht anders als Vorläufer desſelben denken, als daß wir zugleich annehmen, der Verfaſſer ſey durch alle dieſe Verſuche ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit zunächſt zu dem Bewußtſeyn gekommen, daß er das Ideal des Kunſtwerkes, welches er als frühe Ahnung im Herzen tragen mochte, noch nicht erreicht habe; und der Protagoras ſey eben jenes *Εὕρηκα*, die erſte ganz gelungene Frucht der platoniſchen Muſe. Bey dieſer Auffaſſung müſſen wir gleichviel ob re oder potentia eine gewiſſe Pauſe des Beſinnens und der Sammlung annehmen, die uns hindert, dieſes Werk in einer einfachen, man mußte ſogar faſt annehmen, beabſichtigten Continuität mit den beyden anderen, doch in keinem Falle auf gleicher Stufe der Kunſtvollendung ſtehenden Dialogen zu denken.

So viel mag genügen, um den Geſichtspunkt zu charakteriſiren, von dem aus Hr. St. die platoniſchen Dialoge nach Inhalt und Form und ihrem inneren Zuſammenhange nach einer beſtimmten Reihenfolge betrachtet. Können wir auch den gewonnenen Reſultaten nicht gerade überall beytreten, ſo müſſen wir uns doch mit voller Ueberzeugung dahin ausſprechen, daß die Einleitungen zu den einzelnen Geſprächen in hohem Maaße der Forderung entſprechen, welche der Verf. laut der Vorrede ſelbſt an ſich ge-

ſtellt hat; und wir zweifeln nicht, daß Hr. St. nicht nur den Liebhabern, die nicht Fachgelehrte ſind, ſondern auch den Forſchern auf demſelben Gebiete eine willkommene Gabe geliefert hat. Der verſprochenen allgemeinen Einleitung ſehen wir von einem ſo bewährten Kenner der antiken Philoſophie mit beſonderer Erwartung entgegen.

Was nun die andere Seite des vorliegenden Werkes, nämlich die Ueberſetzung der platoniſchen Schriften ſelbſt, betrifft, ſo erweckt es ein günſtiges Vorurtheil, daß der Verf. ſich bereits an einer Ueberſetzung des Thukydides und Ariſtophanes verſucht hat. Und in der That wüßten wir uns keine beſſeren Vorſtudien zu einer Ueberſetzung des Platon zu denken, deſſen kunſtreich durchgebildeter Styl mit dem tiefſinnigen Ernſt des Hiſtorikers die Anmuth und Feinheit des Dichters in der glücklichſten Weiſe vereinigt. Aber eben in dieſen vielbewunderten Eigenſchaften der platoniſchen Darſtellung, welche ganz auf die eigenthümlichen Fähigkeiten der griechiſchen Sprache begründet ſind, liegt für den Ueberſetzer eine Quelle der mannichfachſten und tiefgehendſten Schwierigkeiten. Welche Anforderungen an eine wahrhaft befriedigende Löſung der geſtellten Aufgabe zu machen ſind, dieß hat wohl Niemand beſſer erkannt und gewürdigt als Hr. Steinhart, wie deſſen Beurtheilung der Schneider'ſchen Ueberſetzung des Staates bezeugt. Wenn übrigens Hr. St. in dem Lobe, das er dieſer Leiſtung ſpendet, ſoweit geht, daß er glaubt, der Ueberſetzer habe ein wirkliches Kunſtwerk geliefert, ſo können wir bis zu dieſem Punkte ſchon darum nicht mitgehen, weil er nach unſerer Meinung weit außerhalb der Grenzen der Möglichkeit liegt. Wir bekennen uns in dieſer Beziehung auch jetzt noch zu der Anſicht, die wir bey Beurtheilung der Dreſcher'ſchen Ueberſetzung (Bnd. XXIX. Nr. 249 dieſer Zeitſchrift) ausgeſprochen haben, und glauben ſomit jedenfalls nicht mit allzuhohen Prätenſionen an das vorliegende Werk heranzutreten. Die Anſprüche, welche der Ueberſetzer ſelbſt (Vorwort S. X.) an ſeine Arbeit macht, müſſen als durchaus läßlich und fachgemäß bezeichnet werden, ſo daß die Beurtheilung, welche ohne übertriebene Theorien nur das Ziel des Möglichen und Erreichbaren im Auge hat, wohl des dort gebotenen Maaßſtabs ſich bedienen darf. Alſo „eine möglichſt treue, aber doch nicht durch allzuängſtliches Feſthalten an jeder Wendung und Wortfügung der Urſchrift, ſteife und undeutſche und dadurch irgend unverſtändliche, demnach möglichſt lesbare Ueberſetzung“ iſt es, was Herr Müller dem Leſer zu bieten ſich anheiſchig macht. Fügen wir noch die ſelbſtverſtandene Forderung der richtigen Auffaſſung des Urtextes hinzu, ſo werden wir das Maaß der Billigkeit nicht überſchritten haben. In all' dieſen Beziehungen läßt ſich der Eifer des Bemühens und die Geſchicklichkeit der Ausführung im Ganzen nicht verkennen, aber gleichwohl auch nicht läugnen, daß im Einzelnen noch Manches hinter dem geſteckten Ziele zurückbleibt. Dieſe Wahrnehmung möge zunächſt nur dazu dienen, die eben ſehr große Schwierigkeit der Aufgabe zur Anerkennung zu bringen, welche in der weitgreifenden Incongruenz beyder Sprachen gegeben iſt. Man denke nur, was die griechiſche Sprache in dem Periodenbau durch den bequemen Gebrauch der Participien und die eigenthümlichen Partikelverbindungen zu leiſten vermag, ohne der Verſtändlichkeit und Gelenkigkeit des Ausdrucks im Geringſten Eintrag zu thun; wie die Wortſtellung bey der Freyheit von jedem äußeren Zwange ſich überall mit Leichtigkeit den ſtyliſtiſchen Zwecken des Schriftſtellers anbequemt, um zu ermeſſen, wie überaus ſchwierig es iſt, bey aller Freyheit in der Wahl der Erſatzmittel, im Ganzen und Einzelnen die Wirkung des griechiſchen Originals zu erreichen. Es herrſcht gegenwärtig wohl ziemliches Einverſtändniß, daß die Schleiermacherſche Ueberſetzungstheorie in ihrer Anwendung nicht zu dem gewünſchten Ergebniſſe führen kann. Ihr Fehler liegt darin, daß ſie die natürliche Folge des thatſächlich gegebenen Verhältniſſes, deren Ueberwindung die — allerdings ſchwerlich je vollſtändig zu löſende — Aufgabe des Ueberſetzers iſt, unter dem Geſichtspunkte des höchſten und letzten Zweckes ſelbſt betrachtet.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juli.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Platons sämmtliche Werke, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Begreiflicher Weise konnte die nach solchen Principien gearbeitete Uebersetzung der platonischen Schriften eben so wenig eine rechte Befriedigung gewähren; daher denn auch jeder neue Uebersetzer, wenn auch nicht das ihm vorschwebende Ideal erreicht, so doch wenigstens die Schleiermacher'sche Uebersetzung durch seine Leistung überboten zu haben hofft. In einer Beziehung übrigens dürfte es vielleicht den Nachfolgern — wir meinen natürlich solche, die, wie Schleiermacher, es auf eine Verdeutschung der Gesammtwerke des griechischen Philosophen abgesehen haben — nicht so leicht werden, ihren Vorgänger zu übertreffen, ja nur zu erreichen. Denn bey allen Mängeln, welche auf Rechnung des befolgten Princips gesetzt werden mögen, mag es doch vielleicht auch wesentlich dazu beygetragen haben, daß, wie man von einem platonischen Styl spricht, so auch der Uebersetzung es gelungen ist, durch eine gewisse gleichmäßige Haltung in Ton und Ausdruck, die immer unsere Bewunderung verdient, das zu erreichen, was man einen Styl nennt, wenn auch gleich demselben viel abgeht, ein würdiges Ebenbild des platonischen zu seyn. In der vorliegenden Arbeit soll nun keineswegs der gemachte Fortschritt verkannt werden; doch glauben wir, daß eine Vergleichung einzelner Partieen, der wir uns, um einer hergebrachten Pflicht zu genügen, nicht entziehen dürfen, das Resultat ergeben wird, daß nicht immer der Vorzug auf Seiten des Nachfolgers ist, und überhaupt auch solche Mängel vorhanden sind, welche hie und da die nachbessernde Hand vermissen lassen. Wir wählen zur Vergleichung eine Stelle aus Protagoras, und zwar aus dem schönen Gespräche des Sokrates mit dem jungen Hippokrates, der, voll Verlangen, den Unterricht des Protagoras zu genießen, am frühesten Morgen zu Sokrates kommt mit der Bitte, ihn zu Protagoras zu geleiten. Um den unbesonnenen Eifer des Jünglings abzukühlen und ihn über die Folgen eines unüberlegten Entschlusses zu belehren, versucht Sokrates, ihm das Wesen des Sophisten, von dem er keinen Begriff hat, deutlich zu machen. Die Stelle lautet in der Uebertragung beyder Uebersetzer folgendermassen:

Schleiermacher:

So sage denn, was glaubst du ist ein Sophist? — Ich meines Theils, sagte er, wie auch schon der Name besagt, der welcher sich auf Kluges versteht. — Aber, sprach ich, dieses kann man auch von Mahlern und Zimmerleuten sagen, daß sie die sind, welche sich auf Kluges verstehen. Wenn uns aber

Müller:

So sprich, sagt' ich, für was hältst du einen Sophisten? — Ich meine, erwiderte er, für Einen, der, wie der Name es besagt, im Besitze von Kenntnissen ist. — Kann man denn nicht, sagt' ich, auch von Malern und Baukünstlern sagen, daß sie im Besitz von Kenntnissen seyen? Wenn uns aber

Jemand weiter fragte, auf was für Kluges verſtehen ſich denn die Maler, ſo würden wir ihm ſagen, auf das zur Verfertigung von Bildern gehörige und ſo auch im übrigen. Wenn uns aber Jemand fragte: Und der Sophiſt, auf was für Kluges denn der? Was würden wir ihm antworten, was zu verfertigen er verſtehe? was würden wir ſagen, daß er ſey? — O Sokrates, er verſtehe gewaltig zu machen im Reden. — Vielleicht, ſprach ich, ſagten wir dann etwas richtiges, aber hinreichend doch nicht. Denn die Antwort bedarf uns noch einer Frage, nämlich im Reden worüber denn der Sophiſt gewaltig macht? So wie der Muſikmeiſter doch auch wohl ſeinen Schüler gewaltig macht im Reden, darüber nämlich, worin er ihn auch ſachverſtändig macht, über die Muſik. Nicht wahr? — Ja. — Gut, alſo der Sophiſt, im Reden worüber macht denn der gewaltig? Offenbar über das, worauf er ſich auch verſteht? — So ſollte man denken. — Was iſt alſo dasjenige, worin er ſelbſt, der Sophiſt, ſachverſtändig iſt, und auch ſeinen Schüler dazu macht? — Beym Zeus, ſagte er, weiter weiß ich dir nun nichts zu ſagen. — Darauf ſprach ich: Wie nun? weißt du alſo, welcher Gefahr du gehſt deine Seele preiszugeben? Oder würdeſt du wenn du deinen Körper einem anvertrauen ſollteſt auf die Gefahr, ob er geſtärkt werden würde oder verdorben, dann wohl erſt vielfach überlegen, ob du ihn ihm anvertrauen wolleſt oder nicht, und zur Berathung deine Freunde herbeyrufen und deine Verwandte, mehrere Tage lang der Sache nachdenkend: was du aber weit höher als deinen Körper achteſt, und dem gemäß alle deine Angelegenheiten gut oder ſchlecht gehen müſſen, je nachdem es geſtärkt wird oder verdorben, die Seele, hierüber haſt du dich weder deinem Vater noch deinem Bruder mitgetheilt, noch irgend einem von uns, deinen Freunden, ob du dieſem eben angekommenen Fremdling anvertrauen ſollſt oder nicht deine Seele; ſondern nachdem du geſtern Abend von ihm gehört, wie du ſagſt, kommſt du heute mit dem früheſten Morgen, nicht etwa um noch darüber irgend Geſpräch und Berathung zu pflegen, ob du dich ſelbſt ihm hingeben ſollſt oder nicht, ſondern ganz bereit ſchon, dein und deiner Freunde Vermögen Jemand fragte, im Beſitz welcher Kenntniſſe ſind denn die Maler, würden wir ihm etwa erwidern, der zur Verfertigung von Gemälden erfoderlichen, und ſo in andern Fällen. Wenn aber Jemand an uns die Frage thäte: Welche Kenntniſſe beſitzt denn der Sophiſt? Was würden wir ihm antworten? Auf welches Geſchäft verſteht er ſich? — Was anderes ſollten wir wohl von ihm ausſagen, lieber Sokrates, als, daß er ſich darauf verſtehe, tüchtige Redner zu bilden? — Dieſe Antwort, ſagt' ich, wäre vielleicht richtig, aber nicht ausreichend; denn unſere Antwort erheiſcht eine neue Frage, worüber der Sophiſt gut zu ſprechen lehrt. Wie offenbar der Citherſpieler über die Kunſt, in der er unterrichtet, gut zu ſprechen lehrt, über das Citherſpiel. Nicht ſo? — Ja. — Wohl. Ueber was lehrt denn aber der Sophiſt gut zu ſprechen? Doch offenbar über die, die er verſteht? — Natürlich. — Was iſt denn aber das, deſſen Kunde der Sophiſt beſitzt und ſeinem Schüler mittheilt? — Beym Zeus! das weiß ich dir nicht weiter zu ſagen. — Und ich ſagte darauf: Wie nun? Weißt du, welcher Gefahr du deinen Geiſt auszuſetzen auf dem Wege biſt? Oder würdeſt du dich nicht, ſollteſt du Jemandem deinen Körper, auf die Gefahr hin, daß er gedeihe oder verderbe, anvertrauen, wohl bedenken, ob du ihn demſelben anzuvertrauen habeſt oder nicht, und deine Freunde und Angehörigen in mehrtägiger Berathung zu Rathe ziehen; was dir aber mehr gilt als der Körper, dein Geiſt, von deſſen Gedeihen oder Verderben dein ganzes Wohl- oder Uebelergehen abhängt; über dieſen beſprachſt du dich weder mit deinem Vater, noch mit Einem von uns, deinen Freunden, ob du deinen Geiſt dieſem fremden Ankömmlinge anzuvertrauen habeſt oder nicht; ſondern, nachdem du am Abend, wie du ſagſt, es hörteſt, biſt du in aller Frühe gekommen, und ſprichſt darüber, ob du dich ihm anvertrauen ſollſt oder nicht, kein Wort, gehſt nicht darüber zu Rathe, biſt entſchloſſen, die eigene und der Freunde Habe daran zu wenden, als ſeyeſt du ſchon darüber vollkommen im Klaren, daß du durchaus dem Protagoras dich hingeben müſſeſt, den du, wie du ſagſt, weder kennſt, noch je geſprochen haſt und einen Sophiſten nennſt, aber offenbar nicht weißt, was denn ein Sophiſt iſt, dem

du dich anzuvertrauen im Begriff ſtehſt? — Und daran zu wenden, alſo als wäre dieſes ſchon feſt beſchloſſen, daß du auf alle Weiſe dich mit dem Protagoras einlaſſen mußt, welchen du doch weder kennſt, wie du ſagſt, noch auch jemals geſprochen haſt; ſondern du nennſt ihn nur einen Sophiſten, was aber ein ſolcher Sophiſt eigentlich iſt, dem du dich ſelbſt übergeben willſt, darin zeigſt du dich ganz unwiſſend. — Als er dieſes angehört, ſagte er: So hat es freylich das Anſehn, o Sokrates, nach dem was du ſagſt. — Iſt etwa, Hippokrates, der Sophiſt ein Kaufmann oder Kleinkrämer in ſolchen Waaren, von welchen die Seele ſich nährt? Mir wenigſtens ſcheint er ein ſolcher. — Aber wovon nährt ſich die Seele, Sokrates? — Von Kenntniſſen doch wohl, ſprach ich. Daß alſo nur nicht der Sophiſt uns betrüge, Freund, was er verkauft, uns anpreiſend, wie Kaufleute und Krämer mit den Nahrungsmitteln für den Körper thun. Denn auch dieſe verſtehen ſelbſt nicht, was wohl von den Waaren, welche ſie führen, dem Körper heilſam oder ſchädlich iſt, loben aber alles, wenn ſie es feil haben; noch auch verſtehen es die, welche von ihnen kaufen, wenn nicht einer etwa ein Arzt iſt, oder ein Vorſteher der Leibesübungen. Ebenſo auch die, welche mit Kenntniſſen in den Städten umherziehen, und Jedem der Luſt hat davon verkaufen und verhökern, loben freylich alles was ſie feil haben; vielleicht aber, mein Beſter, mag auch unter ihnen ſo Mancher nicht wiſſen, was wohl von ſeinen Waaren heilſam oder ſchädlich iſt für die Seele, und ebenſowenig wiſſen es die, welche von ihnen kaufen, wenn nicht etwa einer darunter in Beziehung auf die Seele ein Heilkundiger iſt. Verſtehſt du dich nun darauf, was hievon heilſam oder ſchädlich iſt, ſo kannſt du unbedenklich Kenntniſſe kaufen vom Protagoras ſowohl als von jedem Anderen; wo aber nicht, ſo ſiehe wohl zu, du Guter, daß du nicht um dein theuerſtes würfelnd ein gefährliches Spiel wagſt. Denn überdieß noch iſt weit größere Gefahr beym Einkauf der Kenntniſſe als bey dem der Speiſen. Denn Speiſen und Getränke, die du vom Kaufmann oder Krämer eingehandelt haſt, kannſt du in andern Gefäßen davon tragen, und ehe du ſie eſſend oder trinkend in deinen Leib aufnimmſt, ſie zu Hauſe hinſtellen, und auch dann noch einen Sachverſtändigen als er das hörte, ſagte er: So ſcheint es, lieber Sokrates, nach dem, was du ſagſt. — Iſt etwa, lieber Hippokrates, der Sophiſt ein Handelsmann oder Mäkler mit ſolchen Waaren, von denen der Geiſt ſich nährt? Mir wenigſtens erſcheint er ſo. — Nährt ſich denn der Geiſt von Etwas, lieber Sokrates? — Offenbar vom Unterrichte, ſagt' ich. Und daß, lieber Freund, der Sophiſt uns nur nicht durch Anpreiſung deſſen, was er feil hat, hintergeht, wie der mit Leibesnahrung handelnde Kaufmann oder Mäkler. Denn auch dieſe wiſſen wohl von den Waaren, die ſie einführen, weder ſelbſt, was dem Körper zuträglich oder ſchädlich iſt, loben aber, es zu verkaufen, Alles, noch wer ſie ihm abkauft, es müßte denn gerade ein Ringmeiſter oder Arzt ſeyn. So loben auch diejenigen, welche mit ihren Lehrvorträgen in den Städten umherziehen und ſie verhandeln und aushöken, Alles zwar, was ſie verkaufen wollen, jedem Kauflſtigen; doch möchten, mein Beſter, auch wohl von dieſen manche nicht wiſſen, ob, was ſie feil bieten, dem Geiſte zuträglich oder ſchädlich ſey, und deßgleichen auch ihre Abnehmer, wenn nicht auch hier wieder einer gerade ein Geiſtesarzt iſt. Verſtehſt du dich alſo zufällig darauf, was davon zuträglich oder ſchädlich iſt, dann kannſt du ohne Gefahr den Unterricht des Protagoras oder jedes Andern erkaufen; wo aber nicht, dann mein trefflicher Freund, ſiehe dich vor, daß du nicht das Theuerſte auf das Spiel ſetzeſt und gefährdeſt. Denn gewiß iſt die Gefahr beym Einkauf von Unterricht weit größer als bey dem von Lebensmitteln. Denn wer Lebensmittel oder Getränke vom Kaufmann oder Krämer einhandelt, der kann in einem andern Gefäße ſie heimtragen, ehe er durch Eſſen oder Trinken in ſeinen Körper ſie aufnimmt, und indem er zu Hauſe ſie aufbewahrt, kann er den Kundigen herbeyrufen und zu Rathe ziehen, was er davon eſſen und trinken dürfe oder nicht, und wann und wie viel, ſo daß bey dem Einkaufe die Gefahr nicht groß iſt. Den Unterricht aber kann

digen herbeyrufend berathſchlagen, was davon du eſſen und trinken ſollſt und was nicht, und wieviel und wann; ſo daß es bey dem Einkauf nicht viel bedeutet mit der Gefahr. Kenntniſſe aber kannſt du nicht in einem andern Gefäß davon tragen, ſondern haſt du den Preis bezahlt, ſo mußt du ſie in deine Seele ſelbſt aufnehmend lernen, und haſt deinen Schaden oder Vortheil ſchon weg, wenn du gehſt.

man nicht in einem andern Gefäße heimtragen, ſondern man muß nothwendig, nachdem man den Preis dafür zahlte und mit dem Geiſte ſelbſt ihn auffaßte und ſich aneignete, dadurch gefördert oder beeinträchtigt von dannen gehen.

Es nicht zu verkennen, daß man dieſe ſchöne Stelle, welche in ſo ausgezeichneter Weiſe Katecheſe mit Paräneſe vereinigt, leichter und angenehmer in der Uebertragung des Hrn. Müller lieſt als in der von Schleiermacher. Der Vorzug beſteht hauptſächlich in der größeren Gelenkigkeit der Wortfügung, welche faſt durchgehends mit glücklichem Takte getroffen iſt, wie der Leſer bey einer Vergleichung beyder Ueberſetzungen leicht wahrnehmen wird. Nichtsdeſtoweniger wäre Einzelnes ſowohl in dieſer Beziehung als auch in der Wahl der treffenden Ausdrücke, zum Theil ſogar in der Richtigkeit der Uebertragung zu beſſern. Uebrigens tritt uns gleich im Anfang ein Beyſpiel entgegen, welches zeigt, wie der Ueberſetzer manchmal genöthigt iſt, ein Opfer zu bringen. Denn natürlich geht für den deutſchen Leſer ein Theil der Wirkung verloren, den das griechiſche Original hat, wenn der Sophiſt als derjenige beſtimmt wird, der, wie der Name es beſagt, im Beſitz von Kenntniſſen iſt. Das Wort Sophiſt, hat eben, wie alle fremdländiſchen Kunſtwörter, den Uebelſtand, daß es unmittelbar gar nichts beſagt, ſondern jedernur aus hiſtoriſcher Kenntniß einen Begriff damit verbindet, an welchen ſich gar oft noch ein falſcher Nebenbegriff anſetzt, wie das wohl auch hier der Fall iſt. Denn Hippokrates denkt ſich offenbar nicht das unter dem Worte, was man ſich jetzt allgemein darunter denkt. Zweytens aber geht im Deutſchen ganz der Sinn einer Verbaldefinition verloren: *ὁ σοφιστής - ὁ τῶν σοφῶν ἐπιστήμων.* Wollte man beyden Uebelſtänden abhelfen, ſo müßte man *σοφιστής* nach dem Beyſpiel von *γραμματιστής* u. a. etwa — Weisheitslehrer überſetzen oder auch Weltweiſer, ein Wort, das ohnedieß faſt dieſelben Schickſale erlebt hat als ſein griechiſcher Leidensgefährte. Dann könnte das erklärende *ὁ τῶν σοφῶν ἐπιστήμων.* da das Wort „Weisheit“, welches dem griechiſchen Ausdruck wohl zunächſt entſpräche, doch auf eine engere Sphäre der Bedeutung beſchränkt iſt, etwa überſetzt werden: der ſich auf die Wiſſenſchaften verſteht, oder: ein Wiſſenſchaftskundiger, wodurch doch jedenfalls eine fühlbare Beziehung der Erklärung zu dem erklärten Worte gewonnen wäre. Dieſes Mittel mag nun Hr. M. vielleicht aus Gründen der Conſequenz, die ein Ueberſetzer von Geſammtwerken nicht außer Acht laſſen darf, verſchmäht haben. Statt des ungebräuchlichen „Baukünſtler“ war jedenfalls das ganz paſſende: Baumeiſter zu wählen. — Die Worte: *πολίας ἐργασίας ἐπιστάτης* überſetzt Hr. M. beſſer als Schl., aber doch auch mit Aufopferung der doppelſeitigen Bedeutung des griechiſchen Wortes, die ſich wohl durch Meiſter wiedergeben ließe. — „Tüchtige Redner“ drückt zwar an ſich ganz richtig das griechiſche *δεινοὺς λέγειν* aus, möchte aber doch hier in Rückſicht auf das folgende, wegen der im Griechiſchen gewahrten Gleichheit des Ausdrucks, zweckmäßiger überſetzt werden: ſie machen ſie geſchickt im Reden oder zu reden. — Ob „Muſikmeiſter“ oder „Citherſpieler“ vorzuziehen ſey, möchte zweyfelhaft ſcheinen. Unpaſſend iſt die Wahl des erſteren Wortes gewiß nicht, da das Beyſpiel doch ſichtlich gewählt iſt wegen der ausſchließlichen Anwendung dieſes Inſtruments bey dem Muſikunterricht zu Zwecken der geiſtigen Ausbildung. In dem Ausdruck: „über die Kunſt, in der er unterrichtet“, erſcheint das griechiſche: *περὶ οὗπερ καὶ ἐπιστήμονα (ποιεῖ)* doch allzu abgeſchwächt, was um ſo weniger zu empfehlen, da derſelbe Ausdruck gleich im Folgenden wiederkehrt, wo ſich der Ueberſetzer auch ohne Beeinträchtigung des Deutſchen enger an das Original hätte anſchließen können.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juli.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Platon's sämmtliche Werke ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das Verfehlte in der Construktion der Worte; „doch offenbar über die, die er versteht“ setzen wir auf Rechnung eines zufälligen Versehens, eben so, wie etwas weiter unten die Auslassung der Worte: noch mit deinem Bruder vor: „noch mit Einem von uns.“ — Ob Hr. M. wohlgethan, ψυχὴ im Folgenden immer durch „Geist“ zu übersetzen, sey dahingestellt; in keinem Falle aber können wir es billigen, daß περὶ τὴν ψυχὴν ἰατρικός durch „Geistesarzt“ ausgedrückt wird, was im Deutschen auf einen anders modificirten Begriff führt, und wovon schon der Gebrauch des Adjectivs im Griechischen hätte zurückhalten sollen. Hier hat Schl. offenbar besser gewählt. — Steif und ungefällig ist der Ausdruck: „in mehrtägiger Berathung zu Rathe ziehen“, und trägt noch überdieß etwas hinein, was im Griechischen gar nicht unmittelbar enthalten ist, nämlich das „mehr“, welches auch Schl. angebracht hat. Richtiger wäre es wohl so ausgedrückt: du würdest deine Freunde und Verwandte zu Rathe ziehen, und Tage lang es überlegen. — Gleich darauf verlangte nicht nur die Treue gegenüber dem Original, sondern auch die innere Uebereinstimmung der Structur im Deutschen, daß statt „über diesen“ gesetzt würde: darüber oder hierüber, wie Schl. hat. — Weder an sich zweckmäßig noch dem Griechischen entsprechend ist der Ausdruck, den Schl. etwas weiter oben für ἐπιτρέπειν gebraucht, „daß du durchaus dem Protagoras dich hingeben müssest“ statt: daß du den Unterricht des P. genießen müssest. Oder sollte Hr. M. in dem griechischen συνεστέον eine absichtliche Amphibolie gesucht haben? — Im Folgenden drückt Hr. M. ἔμπορος abwechselnd durch „Handelsmann“ und „Kaufmann“, und κάπηλος wiederholt durch „Mäkler“, dieß wohl ebenso der Bedeutung des griechischen Wortes wie dem Zusammenhang der Stelle entgegen — einmal durch „Krämer“ aus. Warum nicht durch Höker? Darauf führt die authentische Interpretation bey Plat. Civ. II, 371 D; καπήλους καλοῦμεν τοὺς πρὸς ὠνήν τε καὶ πρᾶσιν διακονοῦντας ἱδρυμένους ἐν ἀγορᾷ, τοὺς δὲ πλανήτας ἐπὶ τὰς πόλεις ἐμπόρους. Ueberdieß würde dadurch die Uebereinstimmung mit καπηλεύειν, welches Hr. M. durch „aushöken“ übersetzt, gewahrt werden. — Ein Versehen ist es, wenn Hr. M. die Worte: τρέφεται δέ, ὦ Σώκρατες, ψυχὴ τίνι; übersetzt: „Nährt sich denn der Geist von Etwas, lieber Sokrates?“ — In dem Satz: „Denn auch diese wissen wohl von den Waaren, die sie einführen, weder selbst, was dem Körper zuträglich oder schädlich ist, loben aber, es zu verkaufen, Alles, noch wer sie ihm abkauft“ . . ist Hr. M., was dem Uebersetzer nicht mißgönnt werden soll, in der Verbindung der Satzglieder bis zur Grenze des Erlaubten gegangen; überschritten scheint er uns dieselbe zu haben an einer andern Stelle (Euthyd. 272 C), welche in der Uebersetzung des Hrn. M. (II. S. 31) so lautet: „Ich dagegen, lieber Kriton, habe sowohl dort andere Bejahrtere überredet, jene Schule als meine Mitschüler zu besuchen, als werde auch hier Andere dazu zu bestimmen versuchen.“

Da das vorliegende Werk nicht zunächst für Fachgelehrte bestimmt ist, — auch Leserinnen

verſpricht ſich der Ueberſetzer — ſo hätte dem „Ringmeiſter“ wie Hr. M. γυμναστικός überſetzt, wohl eine Bemerkung beygefügt werden ſollen, wenn auch nur eine Verweiſung auf die bekannte Stelle im Gorgias enthaltend, damit der deutſche Leſer die doch an ſich gar zu unklare Beziehung des Ringmeiſters auf die Kenntniß und Wahl der zuträglichen Nahrungsmittel beſſer verſtanden hätte. — *Μαθήματα* überſetzt Hr. M. einmal durch „Lehrvorträge“, ſonſt durch „Unterricht“, beydes weder der eigentlichen Bedeutung des Wortes im Griechiſchen noch dem beſonderen Zuſammenhang an unſerer Stelle ganz angemeſſen. Denn da im Original ſich *μαθήματα* und *σιτία* entſprechen, ſo müßte auch im Deutſchen ein Wort gewählt werden, das gleichartig iſt mit „Lebensmittel“, alſo: Kenntniſſe, wie Schl. überſetzt, oder Wiſſenſchaften. — In den Worten: „nachdem man ... zahlte und ... auffaßte und ... aneignete“ iſt der Gebrauch des Imperf. doch wohl unnatürlich! Auch entſpricht die Gleichſtellung der drey Participien *καταθέντα* und *λαβόντα καὶ μαθόντα* nicht der Abſicht des Griechiſchen, ſo wie auch „beeinträchtigt“ für *βεβλαμμένον* mehr als ein Nothbehelf erſcheint, den Schl. durch eine nicht ungeſchickte Wendung umgangen hat. Wir glauben, die Stelle könnte im Sinne des Originals etwa ſo überſetzt werden: Wiſſenſchaften aber kann man nicht in einem andern Gefäße heimtragen, ſondern man muß, nachdem man den Preis erlegt, die Wiſſenſchaft in die Seele ſelbſt aufnehmen und erlernen, und ſo den Schaden oder Nutzen gleich mit hinnehmen.

Um nun noch eine Probe zu geben von andern Formen der dialogiſchen Darſtellung, ſo heben wir eine Stelle aus Laches aus, welcher in der einfach dialogiſchen Form abgefaßt iſt. Dieſelbe lautet bey Hrn. M. (Cod. I. S. 362).

„Nikias. Ich meinerſeits, lieber Lyſimachos und Meleſias, lobe euren Plan und bin zur Theilnahme bereit, und ich denke, auch Laches da. Laches. Du denkſt ganz recht, lieber Nikias; denn was da Lyſimachos über ſeinen und des Meleſias Vater ſagte, ſcheint mir ſehr treffend in Bezug auf Jenen und auf uns und Alle bemerkt, die mit Staatsangelegenheiten ſich beſchäftigen, daß es ihnen mit ihren Söhnen und andern eigenen Angelegenheiten ziemlich ſo geht wie dieſer ſagt, daß ſie ſie vernachläſſigen und ſaumſelig verwalten. Das alſo bemerkſt du ſehr richtig, Lyſimachos, daß du aber uns bey der Erziehung deiner Söhne dir beyräthig zu ſeyn aufforderſt, den Sokrates da dagegen nicht, das nimmt mich Wunder; erſtens, iſt er ja dein Bezirksgenoſſe, dann ſind ſein gewöhnlicher Aufenthalt ſolche Orte, wo dergleichen Dinge, nach denen du der jungen Leute wegen forſcheſt, ein Unterrichtsgegenſtand oder eine lobenswerthe Beſchäftigung, betrieben werden. Lyſimachos. Wie, lieber Laches, Sokrates da richtet ſeine Aufmerkſamkeit auf etwas der Art? Laches. Allerdings gar ſehr, lieber Lyſimachos. Nikias. Das hätt' ich dir ebenfalls ſagen können, ſo gut wie Laches; denn mir ſelbſt empfahl er neulich für meinen Sohn einen Mann zum Lehrer in der Muſik, Agathokles, einen Schüler des Damon, einen höchſt gebildeten Mann, nicht bloß in der Muſik, ſondern auch in andern Dingen für den Umgang mit dergleichen jungen Leuten ſehr ſchätzenswerth. Lyſim. Ich, lieber Sokrates, Nikias und Laches, und meine Altersgenoſſen kennen nicht mehr die Jüngern, indem wir unſers Alters wegen die meiſte Zeit zu Hauſe zubringen; weißt aber auch du, Sohn des Sophroniskos, mir deinem Bezirksgenoſſen einen guten Rath zu ertheilen, ſo biſt du verpflichtet es zu thun, und von Rechtswegen, denn es trifft ſich ja, daß du vom Vater her uns befreundet biſt. Denn ich und dein Vater waren ſtets Freunde und gute Geſellen und bis an ſeinen Tod trennte uns kein Zwieſpalt. Und bey den Reden dieſer fällt mir eben auch etwas ein; dieſe Jünglinge da nämlich gedenken häufig, wenn ſie zu Hauſe miteinander ſich unterhalten, des Sokrates und erheben ihn hoch; nie befragt' ich ſie jedoch, ob ſie vom Sohne des Sophroniskos ſprächen. Sagt mir aber, lieben Kinder, iſt es der Sokrates da, deſſen ihr immer erwähnt? Der Sohn des Lyſimachos. Allerdings, lieber Vater, der iſt es. Lyſimachos. Schön, bey der Here! Es freut mich, mein Sokrates, daß du deinem Vater, dem wackerſten Manne, auch in anderer Beziehung Ehre machſt, vor Allem aber, weil wie wir an deinen, ſo du an unſern Angelegenheiten Theil nehmen wirſt. Lach. Ja, laß den Mann dir nicht entgehen, lieber Lyſimachos, denn auch anderwärts war ich Zeuge, wie er nicht

bloß ſeinem Vater, ſondern auch dem Vaterlande Ehre machte. Denn auf der Flucht von Delion zog er mit mir ſich zurück; und ich ſage dir, hätten die Andern ſo wacker ſich zeigen wollen, dann ſtand es wohl um unſern Staat und er hätte damals ſolche Niederlagen nicht erlitten.“

Auch in dieſer Stelle übertrifft die Ueberſetzung des Hrn. M. an Leichtigkeit des Ausdrucks die ſeines Vorgängers. Einzelnes freylich bedürfte auch hier noch eine Verbeſſerung. So iſt es wohl im Ganzen richtiger, δημότης durch „Bezirksgenoſſe“ zu überſetzen als durch „Zunftgenoſſe“, wie Schl. thut. Allein warum nicht: Gemeindegenoſſe? wodurch der Begriff von δῆμος doch viel natürlicher und treffender ausgedrückt wäre. — Mißlungen ſcheint uns die Stelle: „dann ſind ſein gewöhnlicher Aufenthalt ſolche Orte, wo dergleichen Dinge, nach denen du der jungen Leute wegen forſcheſt, ein Unterrichtsgegenſtand oder eine lobenswerthe Beſchäftigung, betrieben werden.“ Erſtens iſt es nicht zu loben, daß das Verbum „betrieben werden“ ſo nachſchleppt, während der Ueberſetzer hier ſo ſchön die Pflicht gegen die Mutterſprache mit der Treue gegen das Original vereinigen konnte. Dann gehört καλὸν ſo gut zu μάθημα wie zu ἐπιτήδευμα, was in der Ueberſetzung nicht beobachtet wird, die noch überdieß im Ausdruck ſteif iſt. Hier verdient Schleiermacher den Vorzug, der die Stelle folgendermaßen wiedergibt: „daß du aber uns zu Mitberathern wegen der Erziehung dieſer Jünglinge berufeſt, den Sokrates hier aber nicht berufeſt, darüber wundere ich mich, da er zuvörderſt dein Zunftgenoſſe iſt, demnächſt aber ſich immer da aufhält, wo etwas von dem zu finden iſt, was du ſuchſt für die Jünglinge, irgend eine anſtändige Wiſſenſchaft oder Kunſt.“ Wollte Hr. M. „Kunſt“ für ἐπιτήδευμα nicht gelten laſſen, obwohl es in dieſem Zuſammenhange nicht gerade einen falſchen Begriff involvirt, ſo war eine Verbeſſerung ja immer möglich, wobey die richtige Verbindung des Adjectivs gewahrt werden konnte. — Ein bloßes Verſehen iſt es, daß Agathokles zum Schüler des Damon gemacht wird, ſtatt umgekehrt. — Das unmittelbar folgende: „einen höchſt gebildeten Mann, nicht bloß in der Muſik, ſondern auch in andern Dingen für den Umgang mit dergleichen jungen Leuten ſehr ſchätzenswerth“ iſt undeutſch in der Fügung und konnte unſchwer durch eine ſprachgemäßere erſetzt werden. Hr. M. ſcheint jedoch grundſätzlich ſich dieſe Freyheit zu erlauben, da ſie auch ſonſt in nicht weniger auffallender Weiſe vorkommt, z. B. Protag. 311 D (I. S. 436): „Wenn nun Jemand uns, darauf ſo begierig, fragte“ .., wo Schl. für nöthig fand, durch eine Wendung zu Hülfe zu kommen, indem er überſetzt: „Wenn uns nun Jemand in ſolchem Eifer über dieſe Sache ſehend fragte“ ... — In den Worten: „ſo biſt du verpflichtet es zu thun, und von Rechtswegen“, ſollte doch das letztere auch noch ein Verbum zur Stütze haben, mag man nun in δίκαιος δ' εἶ mehr den Begriff der Befugniß oder der Verpflichtung ſehen; alſo entweder: du darfſt, oder du mußt es von Rechtswegen, wenn man nicht χρή lieber durch ein anderes Wort ausdrückt und dann überſetzt: du biſt es von Rechtswegen verpflichtet. — Die Worte: „denn auf der Flucht von Delion zog er mit mir ſich zurück“ ſind ſehr im Sinne der Schleiermacher'ſchen Theorie nach dem fremden Idiome hingebogen, und müßten deutſch etwa lauten: denn auf der Flucht von D. hielt er ſich zu mir, da in συναναχώρει das Hauptgewicht auf dem σύν liegt. Gleich darauf ſollte es heißen: und er hätte damals keine ſolche Niederlage erlitten.

Schließlich theilen wir noch wegen der eigenthümlichen Form dieſer Schrift eine Stelle aus der Vertheidigungsrede mit, die uns in der Uebertragung beſonders gelungen ſcheint. Sie lautet (II. B. S. 261):

„Nun könnte vielleicht Jemand ſprechen: Ey wie, Sokrates, ſchämſt du dich nicht, daß dein Treiben ſo beſchaffen iſt, daß es jetzt vielleicht dein Leben in Gefahr bringt? Ich aber könnte ihm mit gutem Rechte erwidern: du haſt nicht recht, Freund, wenn du glaubſt, ein Mann, der auch nur einigen Werth beſitzt, müſſe berückſichtigen, ob es ſich um Tod und Leben handelt, und nicht vielmehr bloß, wenn er Etwas thut, beachten, ob er recht oder unrecht thut, ob er redlich oder ſchlecht ſich bewährt. Denn nichts taugten, deiner Rede nach, alle Halbgötter, die vor Troia ihren Tod gefunden haben,

ſo die andern, vorzüglich aber der Thetis Sohn, der, um zu nichts Schimpflichem ſich zu verſtehen, ſo wenig die Gefahr achtete, daß als zu ihm, der den Hektor zu tödten begehrte, ſeine Mutter, eine Göttin, ungefähr, denk' ich, ſo ſprach: Mein Sohn, rächſt du deines Freundes Patroklos Mord und tödteſt den Hektor, wirſt du ſelbſt deinen Tod finden: denn nach Hektor ſogleich, ſagt' ſie, iſt dir dein Ende geordnet. Wie er aber das vernahm, achtete er nicht des Todes und der Gefahr, ſondern erwiderte, weit mehr beſorgt ein Feiger zu leben und die Freunde nicht zu rächen: Möcht' ich ſogleich hinſterben, nachdem ich ihn, der mich beleidigte, büßen ließ; damit ich nicht verlacht hier bey den Schiffen ſitze, der Erd' unnütze Belaſtung. Du glaubſt doch nicht etwa, er habe um Tod und Gefahr ſich gekümmert? Denn in Wahrheit ſo verhält es ſich, ihr atheniſchen Männer, welche Stelle Jemand einnimmt, weil er entweder ſie für die angemeſſenere hält, oder weil der Befehlende ſie ihm anwies, die muß er, wie mich dünkt, behaupten und der Gefahr trotzen, ohne den Tod oder irgend ſonſt etwas gegen Schmachvolles zu beachten."

Auch jetzt noch, nach ſo vielen Verſuchen, iſt es nicht unintereſſant, die Ueberſetzung des alten ehrwürdigen Claudius nachzuſehen, die nicht ſchüchtern iſt in der Wahl ſolcher Ausdrücke und Wendungen, die der deutſchen Nachbildung dasſelbe populäre Gepräge verſchaffen ſollen, welches das griechiſche Original in ſo bewunderungswürdiger Weiſe beſitzt. Daß natürlich der Ueberſetzer der Geſammtwerke ſich manche Freyheit verſagen muß, die ſich der Ueberſetzer einer einzelnen Schrift herausnehmen darf, verſteht ſich von ſelbſt.

Statt aller Bemerkungen über das Einzelne ziehen wir vor dieſelbe Stelle nach der Uebertragung Dreſchers, als des nächſten Vorgängers unſeres Ueberſetzers, zur geneigten Vergleichung des Leſers herzuſetzen. Dieſelbe lautet (Platons ſämmtliche Werke überſetzt von Dr. G. F. Dreſcher. Gießen 1848. Erſter Band S. 21):

„Vielleicht aber könnte mir nun Jemand einwenden: Aber ſchämſt du dich denn gar nicht, o Sokrates, daß du eine ſolche Lebensrichtung einſchlägſt, in Folge deren du jetzt in Gefahr kommſt, das Leben zu verlieren? Dieſem würde ich aber wohl ganz mit Recht das als Rechtfertigung entgegenhalten: du denkſt nicht richtig, o Menſch, wenn du glaubſt, es dürfe ein Mann, wenn er auch nur ein bischen was Nutz iſt, die Gefahr um Leben oder Sterben in Rückſicht ziehen, müſſe im Gegentheil nicht ganz allein das in's Auge faſſen, ob er, wenn er etwas thut, recht oder unrecht thut, ob Werke eines guten oder eines ſchlechten Mannes. Elende Geſchöpfe wären doch wohl nach deiner Angabe jene Halbgötter, ſo viel deren vor Troja geendet haben, die anderen ſowohl, als insbeſondere der Thetis Sohn, der lieber, als er etwas Schimpfliches erduldete, in einem ſo hohen Grade die Gefahr verachtete, daß er, als ihn, von Begierde entbrannt den Hektor zu tödten, ſeine Mutter, eine Göttin, ohngefähr, wie ich glaube, ſo anredete: Mein Sohn, wenn du des Patroklos, deines Freundes, Tod rächen und den Hektor tödten wirſt, ſo mußt du ſelber ſterben. Denn alsbald, ſpricht ſie, nach Hektor wird dich das Verhängniß ereilen; daß er, ſolches hörend, Tod und Gefahr gar nicht in Anſchlag brachte, ſondern weit mehr fürchtend als Feigling zu leben und ſeine Freunde nicht zu rächen, ihr zur Antwort gab: Ohne Verzug jetzt möcht' ich ſterben, nachdem ich den Frevler gezüchtigt habe, daß nicht hier ich verweile verlacht bey den gewölbten Schiffen, eine Laſt für das Erdreich. Du glaubſt doch nicht etwa, der habe ſich um Tod und Gefahr bekümmert? Denn alſo verhält es ſich, ihr Männer von Athen, in Wahrheit. Wohin jemand ſich ſelber ſtellt, in der Meinung es ſey beſſer, oder von einem Vorgeſetzten hingeſtellt wird, daſelbſt muß er, wie mich dünkt, bleiben und ſich Gefahren ausſetzen, ohne weder den Tod in Rückſicht zu ziehen, noch ſonſt irgend etwas Anderes, der Schande gegenüber."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juli.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Die geographische Verbreitung der Thiere. Von L. K. Schmarda. Wien 1853. 755 S. 8.

Die Verhältnisse der geographischen Verbreitung der organischen Wesen haben in den letzteren Decennien die Aufmerksamkeit der Naturforscher in hohem Grade auf sich gezogen und mancherley Versuche veranlaßt, einstweilen, wo an eine Ermittelung der diese Verhältnisse bedingenden Gesetze noch gar nicht gedacht werden kann, wenigstens den thatsächlichen Bestand so weit als möglich festzustellen. Es ist nicht zu läugnen, daß in dieser Hinsicht die Botaniker bereits zu sicherern Resultaten als die Zoologen gelangt sind und der Grund davon läßt sich leicht einsehen. Die Pflanzen, als in der Regel an den Boden festgeheftet, sind leichter zu beobachten als die unsteten Thiere, die oft weitumher streifen und zum großen Theile in schwer zugänglichen Wohnstätten sich aufhalten. Gleichwohl sind bereits von den Zoologen mehrere dankenswerthe Versuche gemacht worden, für einzelne Thierklassen bestimmte Verbreitungsbezirke zu ermitteln, und Swainson hat sich schon früher bemüht, solche Gruppen für das ganze Thierreich festzustellen; ein Bemühen, das freylich noch wenig feste Stützpunkte zur Unterlage hatte. Mit weit beßeren Hülfsmitteln und zugleich mit umfassenderen Kenntnissen hat sich nun der Verf. vorliegenden Werkes an die schwere Aufgabe gemacht, die geographische Verbreitung der Thiere in's Klare zu setzen.

Der Verf. nimmt bezüglich der geographischen Verbreitung 31 Bezirke, oder, wie er sie nennt, zoologische Reiche an. In jedem dieser Reiche unterscheidet er dreyerley Bestandtheile: 1) eine Anzahl identischer Formen, die um so größer wird, je geringer die Entfernung der einzelnen Regionen von einander und die Hindernisse der Verbreitung sind; 2) eine Anzahl von untereinander in Körperform oder Lebensweise ähnlichen oder verwandten Formen, so daß in den verschiedenen Theilen des Reiches zwar verschiedene Species, die aber zu einem Geschlechte oder doch zu einer Gruppe oder Familie gehören, auftreten; endlich 3) eine Anzahl verschiedner Formen, deren Contrast und Zahl um so bedeutender wird, je weiter die Grenzpunkte auseinander liegen, und je größer die physischen Hindernisse des Bodens oder Klima's oder die organischen Unterschiede des Thierbaues sind.

Von seinen 31 zoologischen Reichen theilt der Verf. dem Festlande 21 und dem Meere 10 zu.

Die Reiche des Festlandes sind folgende: 1) Polarländer oder das Reich der Pelzthiere und Schwimmvögel; 2) mitteleuropäisches Reich; Reich der Insectivoren, Carabicinen und Staphylinen; 3) kaspische Steppen: Reich der Saiga-Antilope, der Wühl- und Wurfmäuse; 4) centrales Hochasien: Reich der Equina; 5) Mittelmeerländer: Reich der Heteromeren; 6) China: Reich der Phasianiden; 7) Japan: Reich des Riesensalamanders; 8) Nordamerika: Reich der Nagethiere, der Zahn- und Kegelschnäbler; 9) Sahara: Reich der Melasomen und des afrikanischen Straußes; 10) Westafrika: Reich der schmalnasigen Affen und Termiten; 11) Hochafrika: Reich der Wiederkäuer und Pachydermen; 12) Madagaskar: Reich der Lemuriden; 13) In-

dien: Reich der Raubthiere und Columbiden; 14) Sundawelt: Reich der Schlangen und Chiropteren; 15) Auſtralien: Reich der Marſupialien, Monotremen und honigſaugenden Vögel; 16) Mittelamerika: Reich der Landkrabben; 17) Braſilien: Reich der Edentaten und breitnaſigen Affen; 18) peruaniſch-chileniſches Reich: Reich der Auchenien und des Condors; 19) Pampas: Reich der Lagoſtomiden und Harpaliden; 20) Patagonien: Reich des Guanako und Darwin'ſchen Straußes; 21) Polyneſien: Reich der Nymphaliden und Apterygiden.

Die Reiche des Ocean's ſind: 1) nördliches Eismeer: Reich der Meeres-Säugthiere und Amphipoden; 2) antarktiſches Meer: Reich der Meer-Säugthiere und Impennen; 3) nördlicher atlantiſcher Ocean: Reich der Gadiden und Clupeoiden; 4) ſüdeuropäiſches Mittelmeer: Reich der Labroiden; 5) nördlicher ſtiller Ocean: Reich der Cataphrakten; 6) tropiſcher Theil des atlantiſchen Oceans: Reich der Manati, Pectognathen und Pteropoden; 7) indiſcher Ocean: Reich der Hydriden und Buccinoiden; 8) tropiſcher ſtiller Ocean: Reich der Korallen und Holothurien; 9) ſüdlicher Theil des atlantiſchen Ocean's; 10) ſüdlicher Theil des ſtillen Oceans.

Der Verf. verhehlt es nicht, daß er ſeine Darſtellung der geographiſchen Verbreitung der Thiere nur als einen Verſuch betrachte, der durch weitere Forſchungen und insbeſondere durch genauere Erörterung der Verbreitungsverhältniſſe für jede einzelne Thierklaſſe mancherley Berichtigungen und geſichertere Feſtſtellungen der geographiſchen Thierreiche erfahren dürfte. Indeß müſſen wir dem Verf. es zugeſtehen, daß er mit auſſerordentlichem Fleiße und großer Umſicht ſeinen Gegenſtand behandelt und damit eine höchſt ſchätzbare Arbeit über die geographiſche Verbreitung der Thiere geliefert hat; eine Arbeit, die von nun an das Fundament abgibt, auf welchem der weitere Ausbau dieſer Doctrin zu erfolgen hat.

Bey der Ausführung hat der Verf. ſehr zweckmäßig die allgemeine Darſtellung der Verbreitungsverhältniſſe und die Charakteriſtik der Thierreiche von den zahlreichen Belegen und Detailaufzählungen der jedem Verbreitungsbezirk angehörigen Thiere getrennt und in beſonderen Anhängen zuſammengeſtellt. Der Vortrag hat dadurch ſehr an Klarheit und Ueberſichtlichkeit gewonnen. Die Durchſicht dieſer umfaſſenden Anhänge gibt ein evidentes Zeugniß, daß der Verf. keine Mühe geſpart hat, mit der ungeheuern Literatur, die bey Löſung einer ſolchen Aufgabe, wie die vorliegende, benützt werden muß, ſich gehörig bekannt zu machen.

Eine Ueberſichtskarte der geographiſchen Verbreitung der Thiere, auf welcher die 31 Reiche eingetragen und durch Farbendruck voneinander unterſchieden ſind, bietet eine willkommene Erleichterung zur Orientirung in dieſen geographiſchen Verhältniſſen dar.

Foſſile Flora des Uebergangsgebirges von Dr. H. R. Göppert. Breslau und Bonn. 1852. 299 S. in 4 mit 44 Tafeln.

Die hier zur Anzeige kommende Darſtellung der foſſilen Flora des Uebergangsgebirges von Göppert, füllt das ganze Supplement zum XXII. Bande der Nov. Act. Academ. nat. curiosorum aus, und durch Aufnahme dieſer Abhandlung mit ihrer reichen Ausſtattung an Kupfertafeln haben die genannten Denkſchriften zur Förderung der Naturwiſſenſchaften, von Neuem einen höchſt wichtigen Beytrag geliefert und ihren altbewährten Ruf in dieſer Beziehung abermals auf's Ehrenvollſte erprobt.

Die urweltliche Flora des Uebergangsgebirges iſt ſchon deßhalb von großer Bedeutſamkeit, weil in ſelbigem das Pflanzenreich in ſeinem erſten Auftreten begriffen iſt und es deshalb von hohem Intereſſe iſt, die Formen, mit welchen es in ſeinem Uranfange beginnt, kennen zu lernen. Zugleich iſt dieſe Unterſuchung mit großen Schwierigkeiten verbunden, theils wegen der Seltenheit der foſſilen vegetabiliſchen Ueberreſte des Uebergangsgebirges, theils wegen des fragmentariſchen oder beſchädigten Zuſtandes, in welchem viele derſelben gefunden werden, und nur einem ſo bewährten Kenner der ur-

weltlichen Flora, wie es der Verf. iſt, konnte es gleichwohl gelingen, zu verläſſigen Reſultaten zu kommen. Ueberdieß iſt es ihm geglückt, das Gebiet dieſer Flora anſehnlich zu erweitern, denn während er ihr im Jahre 1847 nur 60 Arten zuweiſen konnte, hat er jetzt ihre Anzahl auf 136 gebracht.

Der Verf. handelt zuerſt ausführlich von der geographiſchen Verbreitung des Uebergangsgebirges über die Erdoberfläche und aus ſeiner Darſtellung iſt zu erſehen, „daß auf der ganzen weſtlichen Hemiſphäre, vom hohen Norden bis zu den Eilanden des antarktiſchen Kreiſes, die palaeozoiſchen Gebilde [Uebergangsgebirge, nebſt Kohlenkalk, Steinkohle, Rothliegendes und Zechſtein] einander ſtets in der Ordnung folgen, wie dieß in Großbrittanien der Fall iſt, ſo wie ferner, daß die ſogenannten Uebergangsgeſteine, und zwar von den ſiluriſchen Schichten bis zur Steinkohlenformation, entweder das eine oder das andere dieſer Glieder in allen fünf Erdtheilen, vom Nordpol an bis in die Nähe des Südpol's entdeckt worden ſind, wenn auch die genauere Beſtimmung der einzelnen Abtheilungen in dieſen ausgedehnten Erdſtrichen erſt von der Zukunft zu erwarten iſt".

Beſonders ausführlich erläutert der Verf. das Vorkommen und die Beſchaffenheit des Uebergangsgebirges in Schleſien, weil er in dieſer Provinz die meiſten Beobachtungen ſelbſt anzuſtellen Gelegenheit hatte. Hinſichtlich der Abtheilung des Uebergangsgebirges von Niederſchleſien folgt er ganz dem Vorgange von K. v. Raumer, deſſen Arbeit über dieſes Gebirge durch die bewundernswerthe Genauigkeit der Unterſuchung wie durch die gedrängte ſcharfe überſichtliche Zuſammenfaſſung der Reſultate ein Werk von klaſſiſcher Gediegenheit iſt.

Indem der Verf. in Uebereinſtimmung mit v. Raumer die Urſchiefer des Rieſengebirgs als ſolche anerkennt, iſt es bemerkenswerth, was er über graphitartige Ausſcheidungen in gewiſſen dieſer Schiefer auf S. 68 vorbringt.

„Da ich auch bey der größten Aufmerkſamkeit nicht im Stande geweſen bin, eine Spur von organiſchen Reſten zu entdecken, ſo dürften wohl dieſe negativen Betrachtungen nur dazu beytragen, wenn nicht auch ſchon die Lagerungsverhältniſſe jeden anderweitigen Beweis überflüſſig machten, die ſchon von Raumer aufgeſtellte Anſicht zu rechtfertigen, daß dieſe Schichten mit zu den Urſchieferformationen gehörten, und ſomit die darin vorkommenden Graphite und graphitartigen Anflüge als Ausſcheidung des Kohlenſtoffes zu betrachten wären, der hier vielleicht für primitiv zu halten und nicht aus organiſchen Körpern entſtanden ſey. Für dieſe Meinung ſpricht wohl der Umſtand, daß doch jedenfalls einſt der Kohlenſtoff, ebenſo wie alle andern Elemente, vor der Exiſtenz der Pflanzenwelt vorhanden geweſen ſeyn müſſe, und er in dieſen älteſten Formationen, zu denen man jetzt jene Urſchiefer rechnet, in Form von Graphit ſich ausgeſchieden habe."

Dieſes Zugeſtändniß iſt uns in ſo fern höchſt beachtenswerth, als der Verf. früher von primären Kohlenſtoffbildungen überhaupt nichts wiſſen wollte. Wie wir unſere Anſicht über die Steinkohlenbildung auch jetzt noch, den Entdeckungen und den darauf gegründeten Anſichten des Verf. gegenüber, gleichwohl aufrecht zu halten gedenken, darüber haben wir uns ſchon Band XXVII S. 997 dieſer Blätter ausgeſprochen.

Die Hauptſache in des Verf. Arbeit iſt natürlich die ſyſtematiſche Beſchreibung der bis jetzt im Uebergangsgebirge entdeckten Pflanzen. Wir können hier nicht in das Detail derſelben beſonders eingehen, aber es wird die Verſicherung genügen, daß durch die meiſterhaft durchgeführte und das ganze bisher zu Tage geförderte Material berückſichtigende Bearbeitung des Verf. nunmehr erſt eine klare Einſicht in den Charakter dieſes älteſten Florengebietes der Erde gewonnen und die feſte Grundlage für alle weiteren Ausführungen desſelben gegeben iſt. Die urweltliche Flora hat durch dieſe Arbeit ein ſicheres Fundament erlangt, auf dem ſie ſich nun weiterhin aufbauen kann. Die zahlreichen und vortrefflich ausgeführten Abbildungen geben ein wichtiges Hülfsmittel zur verläſſigen Wiedererkennung der durch ſie dargeſtellten Pflanzenformen ab.

Nach den Abtheilungen der Uebergangsformation geordnet, gibt der Verf. am Schluße ſeiner Charakteriſtik der Pflanzenarten eine Ueberſicht über die Gattungen und Arten der urweltlichen Flora des Uebergangsgebirges und zwar nach folgendem Schema, wobey wir jedoch die Arten nicht mit Namen,

aufführen, ſondern nur die Anzahl, die jede Gattung an ſolchen aufzuweiſen hat, in Ziffern beyfügen wollen.

(Schluß folgt.)

Platon's ſämmtliche Werke, ꝛc.

(Schluß.)

Hinter dem Text der einzelnen Schriften folgen erläuternde Anmerkungen ſowohl zu den Einleitungen als zu der Ueberſetzung. Der genuinen Ueberſchrift iſt jedesmal, mit einziger Ausnahme der Vertheidigungsrede, eine zweyte beygegeben, nicht Ueberſetzungen der überlieferten zweyten Ueberſchriften, ſondern ſelbſtgemachte, um dem Gedächtniß der Leſer bey dem Durchlaufen der Inhaltsanzeige zu Hülfe zu kommen. So heißt es alſo: Jon oder die Kunſt des Rhapſoden, Lyſis oder die Freunde (*περὶ φιλίας*), Laches oder die Tapferkeit, Protagoras, oder die Sophiſteneinkehr (*σοφισταί*) u. ſ. w. Das mag nun als Geſchmacksſache gelten und unentſchieden bleiben, ob ein ſolcher Titel, wie: „Menon, oder die Bürgertugend und die Erinnerung an ein früheres Daſeyn“ oder: „Gorgias, oder vom eigentlichen Nutzen der Staatsberedſamkeit“ vielen Beyfall finden wird. Schlimm aber iſt es, wenn die zweyte Ueberſchrift, die das Bewußtſeyn an den Inhalt der Schrift bewahren ſoll, ſo ganz auf falſcher Fährte geht, wie z. B. „Euthydemos, oder die Sylbenſtecher“. Offenbar ſollen doch wohl mit dieſem Beyſatz die Sophiſtenbrüder bezeichnet werden, auf die aber kein Titel weniger paßt als dieſer, Hr. M. müßte denn mit dem Wort einen ganz andern Sinn verbinden als gewöhnlich geſchieht. Denn ſo weit entfernt ſind die beyden, an Sylben herumzutüfteln aus Hyperakribie, wobey etwa der Geiſt verloren ginge, wie man's wohl mitunter den Philologen vorgeworfen hat, ſondern ihre ganze Kunſt beſteht vielmehr im Verdrehen und Verwechſeln von Worten und Begriffen, dem gegenüber eher Sokrates mehrfach als Sylbenſtecher erſcheint und ſich jenen läſtig macht, wogegen die beyden Helden ſelber wohl Wortverdreher oder Charlatane oder Klopffechter und alles andere heißen mögen, nur nicht Sylbenſtecher.

Unrichtig eigentlich, obwohl durch das Herkommen geſchützt, ſind auch ſolche Ueberſchriften wie: Hippias der Größere, Hippias der Kleinere, Alkibiades der Erſte, was den Begriff von zwey verſchiedenen Perſonen erweckt, während durch den, wohl auch ſchwerlich von dem Verfaſſer herrührenden Beyſatz nur die Geſpräche unterſchieden werden ſollen, ſo daß es ſprachgemäß im Deutſchen heißen müßte: der größere Hippias und der kleinere u. ſ. w.

Die äußere Ausſtattung iſt ausgezeichnet, wie man es von dieſer Firma erwarten darf, und dem Preiſe des Buches entſprechend.

Möge denn der Wunſch des Ueberſetzers in Erfüllung gehen, daß das Werk auch ſeinerſeits dazu beytrage, die Liebe zur griechiſchen Literatur ſo wie das Studium der platoniſchen Philoſophie neu zu beleben, und das Unternehmen für den weiteren Fortgang diejenige Theilnahme finden, die es ſowohl um der anſprechenden Ueberſetzung als um der trefflichen Einleitungen willen in hohem Grade verdient.

Chriſtian Cron.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juli.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Verſuch einer Geſchichte der Pflanzenwelt, von Dr. F. Unger. Herausgegeben von der K. Akademie der Wiſſenſchaften. Wien 1852. 364 S. 8.

Der um die Paläontologie ſo verdiente Herr Verf. hat die Wiſſenſchaft um ein Werk bereichert, welches in ſeinem Inhalte zu wichtig und anziehend iſt, als daß es in dieſen Blättern mit Stillſchweigen übergangen werden könnte.

Bereits im Jahre 1851 veröffentlichte der Herr Verf. in den Denkſchriften der math. naturwiſſenſchaftl. Klaſſe der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien eine Abhandlung: „Die Pflanzenwelt der Jetztzeit in ihrer hiſtoriſchen Bedeutung“, als deren willkommene Erweiterung wir das vorliegende Werk betrachten können, welches in eine Einleitung und 5 Abſchnitte zerfällt, über deren weſentlichen Inhalt wir hier in gedrängter Kürze referiren wollen.

Einleitung. — Es gibt nur wenige Theile der Erdoberfläche, welche gänzlich ohne Vegetation ſind; doch wird dieſe Decke nicht immer von denſelben Pflanzen gebildet, ſondern es wechſeln dieſe je nach den klimatiſchen Verhältniſſen, deren Aenderung in der Zeit ſich ebenfalls in der Flora wieder abſpiegelt, indem eine Pflanzenart ſich immer ſo weit ausdehnt, als das Klima es geſtattet. Es gibt jedoch auſſer dieſen primären Einwirkungen noch ſecundäre, die geeignet ſind, eine Pflanze aus einer Gegend in eine andere weit entfernte, mit einem ähnlichen Klima verſehene, zu bringen, wenn auch die Zwiſchenländer nicht im Stande ſind, dieß in Frage ſtehende Gewächs gedeihen zu laſſen. Solche ſecundäre Wirkungen ſind Naturkräfte, namentlich die Strömungen der Luft und des Waſſers, der Einfluß der Thiere und beſonders des Menſchen.

Hat ſich eine Pflanzenart über ein Land verbreitet, ſo behält ſie dasſelbe nicht für alle Zeiten inne, denn ihre Exiſtenz iſt keine ewige, und wenn auch nicht nachweisbar iſt, daß eine Species in der hiſtoriſchen Zeit wirklich ausſtarb, ſo wiſſen wir doch deren mehrere, die im Vergleiche zu ihrer früheren Ausdehnung jetzt ſo wenig verbreitet ſind, daß ihr Ausſterben als bevorſtehend angeſehen werden kann.

Die gegenwärtige Vertheilung der Pflanzen läßt ſich doch nicht auf die klimatiſchen Verhältniſſe allein reduciren, denn Länder, die in ihrem Klima miteinander übereinſtimmen, beherbergen dennoch mitunter ganz verſchiedene Floren. Es iſt dieſer Unterſchied, wie der Verf. hervorhebt, darin zu ſuchen, daß die Pflanzenwelt ſich allmählig veränderte und für die erloſchenen Urformen andere und andere Arten eintreten, die endlich die Divergenz hervorbrachten. Es iſt jedoch das Zurückverfolgen dieſer Entwicklung ohne Eingehen in längſtvergangene Zeiten unſeres Erdballs unmöglich, denn die hiſtoriſche Zeit reicht hiezu nicht aus, und es iſt nothwendig, zur Löſung dieſer Frage auf die geologiſchen Perioden zurückzugehen. Wir ſind hiebey auf die Pflanzenüberreſte jener Zeiten angewieſen, die übrigens weit davon entfernt ſind, ein vollendetes Ganzes zu bilden, aber mit Sorgfalt geſammelt, verglichen,

und nach ihrem Werthe beſtimmt, uns dennoch einen Ueberblick der Geſchichte der Vegetation verſchaffen.

I. Abtheilung. — Art der Erhaltung vorweltlicher Pflanzen. — Aus allen Schichten der Erdrinde werden foſſile Pflanzen erhalten, und deren Alter wechſelt mit dem der Geſteine. Dieſe Pflanzen ſind uns aber durchaus in keinem Zuſammenhange überliefert, und wir haben nicht nur kein ſyſtematiſches Verzeichniß derſelben, ſondern wir beſitzen kaum eine einzige Pflanze, von der alle Theile erhalten wären, während von der Mehrzahl nur einzelne Organe, von den wenigſten einer oder der andere charakteriſtiſche Theil ſich vorfindet.

Wie unter den Abfällen eines an mannigfaltigen Bäumen und Sträuchern reichen Waldes alles bunt durcheinander gemiſcht iſt, ohne daß ein Zuſammenhang der einzelnen Theile ſtattfindet, ſo iſt auch das Material, aus denen der Paläontolog die einzelnen Pflanzenarten herausſuchen ſoll.

Sicherlich iſt nur ein Theil der früheren Vegetationen erhalten worden, denn die zu dieſem Zwecke angeſtellten Verſuche haben gezeigt, daß viele Pflanzen durch den macerirenden Einfluß des Waſſers bald verſchwinden, und ſo wird dieſes auch in früheren Zeiten geweſen ſeyn; wie nur höchſt ſelten Pflanzen mit allen ihren Theilen kenntlich erhalten wurden, mag auch nur der kleinſte Theil der zu einer gewiſſen Zeit vorhandenen Gewächſe auf uns übergegangen ſeyn. Nur die der Verweſung und Auflöſung entgangenen vorweltlichen Pflanzen und Theile derſelben haben ſich mehr oder weniger kenntlich erhalten. Obwohl aber das Waſſer einen ſo zerſtörenden Einfluß auf die Gewächſe ausübt, ſo iſt doch deren Erhaltung nur durch das Waſſer vermittelt worden, denn die in demſelben ſuſpendirten gröberen und feineren Theilchen verſchiedener Mineralſubſtanzen hüllten ſie ein und entzogen ſie den Einwirkungen der Luft ſowohl als des Waſſers oder ſie imprägnirten ſie bis auf's Innerſte. Das Reſultat beyder Proceſſe war bey erſterem Verkohlung, bey letzterem Verſteinerung.

Bisweilen beſchränkte ſich die einwirkende Flüſſigkeit darauf, die Pflanzen nur mit einer Rinde zu überziehen, und da das ungeſchützte Gewächs nach und nach zu Grunde ging, blieb dieſe als leere Form desſelben ſtehen. Solche Bildungen ſind die Incruſtationen.

Wenn aus einer Verſteinerung die verſteinernde Subſtanz durch Salzſäure entfernt wird, ſo bleibt das Gerippe der Pflanze unverändert ſtehen; weil aber die Bildung der Petrefacten lange Zeit erfordert, ſind nur härtere Subſtanzen auf dieſe Weiſe erhalten, während umgekehrt die Incruſtationen zwar die Pflanze an ſich verloren gehen ließen, aber die Formen ſelbſt weicher Theile erhielten.

Der ganze Verſteinerungsproceß war übrigens ſehr beſchränkt im Vergleiche zu der Maſſe der durch den ſogenannten Verkohlungsproceß erhaltenen vorweltlichen Pflanzen.

Die foſſilen Kohlen in ihren unzähligen Abänderungen enthalten Stoffe, die den friſchen Pflanzen fehlen, die ſich aber bey ihrer Verbrennung als Deſtillationsproducte von ihnen trennen, woraus ſich ergibt, daß die Steinkohle nicht durch den Verbrennungsproceß mit Lichtentwicklung entſtehen kann, was die Bezeichnung Kohle als eine gänzlich ungeeignete erſcheinen läßt.

Wenn Holz dem Einfluße bald der Luft bald des Waſſers ausgeſetzt iſt, entſteht eine ſo langſame Verbrennung desſelben, daß die Temperatur ſich nicht ſo weit erhöht, um eine Lichtentwicklung abgeben zu können, und es reſultirt ein Entweichen von Kohlenſäure und Kohlenwaſſerſtoff, worauf eine Verbindung von Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff zurückbleibt, die immer verhältnißmäßig um ſo mehr Kohlenſtoff enthält, je länger der Proceß gedauert hat, und ſo kommt es, daß der Kohlenſtoffgehalt von der Holzfaſer durch die ganze Reihe von Torf, Braunkohle und Steinkohle bis zum Anthrazit von Gruſchowe hindurch von 52,65 bis auf 95,70 Procente ſteigt.

Unter den ſich gegenwärtig bildenden Anhäufungen von Pflanzenſubſtanz iſt es die Torfbildung, welche die größte Aehnlichkeit mit der der foſſilen Kohlenlager hat, um ſo mehr als ſich eine ununter-

terbrochene Aufeinanderfolge vom Torfe bis zum Anthracite wahrnehmen läßt, und wir können daher die Steinkohlen als das Product einer seit grauer Vorzeit eingeleiteten Vermoderung betrachten, wobey jedoch zu erwähnen ist, daß die hiebey thätige Wärme in früherer Zeit höher gewesen seyn muß, während jetzt bey der Temperatur unserer Tropen die Pflanzen früher verwesen als sich Torf bilden kann, weßhalb es in niederen Breiten keine Torfmoore gibt. Hauptsächlich mochte der enorme Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre der damaligen Zeiten ein zu schnelles Verbrennen verhindert haben.

(Schluß folgt.)

Fossile Flora des Uebergangsgebirges.

(Schluß.)

I. Silurische Formation.

a. Untere silurische Formation.

1. Potsdamsandstein.

Scolecolithus 1.

2. Kalkführender Sandstein.

Palaeophycus 2. Buthotrephis 1.

3. Vogelaugen-Kalkstein.

Phytopsis 2.

4. Trentonkalkstein.

Palaeophycus 2. Sphaerococcites 1.
Buthotrephis 2.

5. Utikaschichten.

Sphenothallus 1.

6. Hudsonflußgruppe.

Palaeophycus 1. Sphenothallus 1.
Buthotrephis 1.

b. Obere silurische Formation.

Medinasandstein.

Harlania 1. Fucoides 1.

Clintongruppe.

Chondrites 1.

II. Devonische Schichten.

Europa.	Amerika.
Aeltere oder rheinische Grauwacke.	Hamiltonschichten.
Haliserites 1.	Knorriae species.
Chondrites 2.	Sagenariae species.
Drepanophycus 1.	
Delesserites 1.	Chemungschichten.
Asterophyllites 1.	Sphenopteris 1.
Dactylopteris 1.	Sagenaria 1.
Sagenaria 1.	Sigillaria 1.

Cypridienschiefer.

Confervites 1. Sphaerococcites 1.

III. Kohlenkalk.

Asterophyllites 1. Lepidodendron 1.
Calamites 1. Sagenaria 2.
Zygopteris 1. Noeggerathia 1.
Gyropteris 1. Stigmaria 1.
Sphenopteris 1. Trigonocarpum 1.
Cyclopteris 4. Protopitys 1.
Lycopodites 1. Araucarites 2.
Cardiocarpon 1.

IV. Posidonomyenschiefer.

Anarthrocanna 1. Lepidodendron 1.
Bornia 1. Sagenaria 6.
Sphenopteris 2. Knorria 6.
Hymenophyllites 1. Stigmaria 1.
Odontopteris 1. Trigonocarpum 1.
Cyclopteris 1. Noeggerathia 2.

V. Jüngere Grauwacke des Harzes, Sachsens, Schlesiens [analog dem Liegenden der englischen Kohlenformation].

Equisetites 1. Pecopteris 1.
Calamites 8. Noeggerathia 5.
Stigmatocanna 1. Lycopodites 1.
Anarthrocanna 3. Lepidodendron 1.
Bornia 1. Sagenaria 10.
Asterophyllites 2. Halonia 1.
Sphenopteris 4. Ancistrophyllum 1.
Hymenophyllites 3. Dechenia 1.
Trichomanites 2. Didymophyllon 1.

Neuropteris 1.	Megaphytum 4.
Odontopteris 1.	Knorria 4.
Cyclopteris 2.	Stigmaria 1.
Cyatheites 1.	Sigillaria 4.
	Araucarites 2.

Am Schluße ſeiner Abhandlung zieht der Verf. aus ſeinen vorhergegangenen ſpeciellen Erörterungen noch folgende allgemeine Reſultate.

1) Landpflanzen fehlen in den älteſten oder ſiluriſchen Schichten; Seepflanzen, und zwar Fucoiden, beginnen auf unſerer Erde die Vegetation. Sie lebten zugleich mit den erſten Thieren, die ebenfalls lediglich Meeresbewohner waren. Von dieſer erſten Vegetation kann jedoch nicht behauptet werden, daß ſie ſich ſo auffallend verſchieden zeigte von der unſerigen, wie dieß von der Landvegetation der Steinkohlenformation im Vergleich zu der gegenwärtigen geſagt werden muß. Eben ſo wenig gehören jene Algen den niedrigſten Bildungsſtufen dieſer Familie an, ſondern vielmehr den höchſten, den Florideen und Fucaceen. Uebrigens verhehlt es der Verf. nicht, daß der Allgemeinheit dieſes erſten Reſultates die Angaben von Sharpe und Bunbury entgegenſtehen, denen zu Folge in Portugal große Kohlenlager und Landpflanzen mit entſchieden ſiluriſchen Thierverſteinerungen gefunden werden.

2) In Amerika wie in Europa treten die erſten Landpflanzen zwar nur ſehr vereinzelt auf, beginnen jedoch ſchon mit bekannten Familien und Gattungen der Steinkohlen-Flora [Lycopodiaceen, Filices, Sagenarien, Calamiten und Aſterophylliten], vermiſcht mit Seepflanzen [Fucoiden], welche letztere gewiſſe Schichten, wie die der Cypridinenſchiefer, vielleicht ausſchließlich einnehmen.

3) Im Kohlenkalk ſind die Pflanzen ſchon zahlreicher; Fucoiden ſcheinen zu fehlen. Zu den vorhin genannten Familien der Landpflanzen treten Farrn in größerer Mannigfaltigkeit hinzu, wie auch Stigmarien, Sigillarien, Noeggerathien und Coniferen.

4) Die Flora des Poſidonomyenſchiefers iſt von der der jüngeren Grauwacke hinſichtlich der Gattungen und Arten nicht weſentlich verſchieden, ja ſelbſt in verſchiedenen Gegenden, wie am Harz und in Schleſien, haben ſie mehrere Arten gemeinſchaftlich. Fucoiden fehlen gänzlich; Equiſeten, namentlich Calamiten, Farrn, insbeſondere die Neuropteriden und Sphenopteriden herrſchen vor. Nur eine Art iſt mit dem Kohlenkalk gemein, 5 dagegen mit der Steinkohlenformation.

5) Die größte Verbreitung unter den Landpflanzen haben Calamites transitionis, C. Roemeri und Sagenaria Veltheimiana, die alſo wohl recht eigentlich als Leitpflanzen für die jüngeren Schichten der Uebergangsformation, in denen die Landpflanzen beginnen, angeſehen werden können.

6) Die bisher im Uebergangsgebirge entdeckten 136 Arten vertheilen ſich in folgende Familien: Fucoiden 28 Arten, Equiſeten 15, Aſterophylliten 4, Filices 29, Noeggerathiae 8, Lycopodiaceae 40, Sigillarieae 5, Cycadeae 2, Stigmaria 1, Coniferae 4. — Sämmtliche Hauptfamilien der Kohlenformation, mit alleiniger Ausnahme der auch in dieſer Formation nur ſparſam beobachteten Palmen, ſind unter ihnen vertreten. Hiedurch wird Brongniart's Behauptung beſtätigt, daß nämlich in der langen Periode von dem erſten Erſcheinen der Vegetation der Erde bis auf den rothen Sandſtein, der die Steinkohlen bedeckt, keine weſentliche Verſchiedenheit in der Vegetation gefunden worden. Es ſind, wie der Verf. zuſetzt, faſt überall dieſelben Gattungen, aber mit äußerſt wenig Ausnahmen nicht dieſelben Arten.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juli.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt, ꝛc.

(Schluß.)

Während die Masse der auf diese Weise uns erhaltenen Pflanzentheile im Vergleiche zu den durch Versteinerung zu uns herübergekommenen äußerst beträchtlich ist, bringt diese Conservirungsmethode den Nachtheil mit sich, daß die Pflanzen, je älter desto weniger kenntlich werden, und es läßt sich bey den Steinkohlen die Pflanzenstructur erst durch microscopische Untersuchung nach dem Einäschern oder Aufweichen mit kohlensaurem Natron u. s. w. darthun.

Eine eigenthümliche Erhaltung erlangten verschiedene Pflanzentheile dadurch, daß sie von dem Bernsteine, dem Harze eines vorweltlichen Baumes, eingeschlossen wurden, in welchem sie ganz erhalten wurden, wenn sie vor dem Einschließen getrocknet waren, während sie im entgegengesetzten Falle sich zwar veränderten, aber ihre frühere Form im Hohldrucke sehr gut erkennen lassen.

Hauptfundort des Bernsteins sind namentlich die südlichen Küstenländer der Ostsee, wo er in allen Schichten des jüngern Diluviums und des Alluviums bis 300 Fuß Höhe und bis 140 Fuß unter der Oberfläche liegt, doch meist zwischen 0 und 30 Fuß Höhe über dem Meere. Merkwürdig ist, daß bey der Verbindung der verschiedenen Orte seines Vorkommens durch Linien diese in einem Punkte sich schneiden, der als seine Quelle anzusehen ist und im südöstlichen Theile des Ostseebeckens unter 55° n. B. und 37 — 38° L. liegt.

II. Abtheilung. Die Bestimmung oder die systematische Erkenntniß vorweltlicher Pflanzen. — Die Feststellung der Abstammung der verschiedenen Pflanzenreste richtet sich, wie hier der Verf. darthut, im Allgemeinen nach denselben Normen, welche bey der Bestimmung der jetzigen Formen in Anwendung kommen; doch macht der veränderte und fragmentarische Zustand der fossilen Pflanzen noch besondere Modificationen und Erweiterungen derselben nothwendig.

Die Sicherheit der Bestimmung richtet sich nach dem Grade der Erhaltung des Fossils. Da wo dasselbe ganz zerstört ist, wie bey Stein- und Braunkohlen oder bey bituminösen Erden, fällt natürlich die Möglichkeit jener Bestimmung ganz hinweg. Nach Abzug dieser unbestimmbaren Stoffe bleiben theils Abdrücke übrig, theils Versteinerungen, von denen erstere wohl die äußern, nicht aber die innern Formen, letztere die innere Gestalt, aber nicht die Umrisse bieten, was namentlich bey den Abdrücken meistens hinreicht, da die Wissenschaft gegenwärtig so weit gediehen ist, um von dem einen einen Schluß auf das andere zuzulassen. Es tritt hiebey leider der unangenehme Umstand ein, daß die Zahl der vollkommen erhaltenen Pflanzenabdrücke nur gering ist, denn man findet fast nur einzelne Theile, wie z. B. Wedelfragmente, Rindentheile u. s. f. Können uns nun diese Bruchstücke auch kein vollständiges Bild von der ursprünglichen Pflanze geben, so sind sie doch andrerseits das Hauptmaterial der Pa-

läontologie, und ſie dürfen daher durchaus nicht vernachläßigt werden, da noch dazu verſchiedene Umſtände, wie die Art der Verzweigung, die Blattanſätze u. ſ. f. auf den allgemeinſten Character der Pflanzen ſchließen laſſen.

Ein Stamm, ein Aſt, eine Wurzel ohne Erhaltung der äußeren oder inneren Structur iſt für eine paläontologiſche Beſtimmung unzulänglich. Einzelne Theile eines Holzes ohne das gegenſeitige Verhältniß von den Elementarorganen zu kennen ſind ebenfalls unzulänglich; deßgleichen Blätter ohne Nervatur, ohne Blattſtiel, ohne Erhaltung des Randes u. ſ. w., ſo wie Früchte ohne Erhaltung der äußeren Form. Dagegen ſind Stücke eines Holzes ſelbſt ohne Rinde, Aeſte mit Erhabenheiten und Vertiefungen, Gliederung, Dornen u. ſ. w., Rinden oder äußere Stammtheile mit Blattnarben, vollſtändige Blätter, Blüthen und andere characteriſtiſche Theile derſelben, Früchte mit deutlicher äußerer Form — und bey einfachen Pflanzen Theile des Laubes, Wedel auch ohne Fructification zur Beſtimmung hinlänglich. Eine beſtimmte Structur des Stammes kann ein hinlängliches Mittel zur Beſtimmung der Klaſſe, Familie, ſelbſt der Gattung ſeyn. Gewiſſe Blattformen laſſen auf beſtimmte Gattungen ſchließen.

III. Abtheilung. Umfang der Flora der Vorwelt. — Der Verf. zeigt, daß bey der Vergleichung der Artenzahl der foſſilen Pflanzen mit der der lebenden ſich ein bedeutendes Mehr zu Gunſten der letzteren ergibt. Die Zahl der Arten der Vorwelt iſt nur $\frac{1}{3\,5}$ der gegenwärtigen, während die vorweltlichen Thiere ſich zu den jetzigen wie 1 : 7 verhalten. Nachſtehende, vom Verf. mitgetheilte Tafel zeigt uns das Verhältniß beyder Pflanzenwelten.

	Vorwelt.		Gegenwart.	
1. Phallophyta . .	250	9,1 pC.	8394	9,0 pC.
2. Acrobrya . . .	1015	36,8 pC.	4139	4,4 pC.
3. Amphibrya . . .	178	6,4 pC.	13952	15,8 pC.
4. Gymnospermae . .	443	19,7 pC.	356	0,3 pC.
5. Apetalae . . .	230	8,3 pC.	4866	5,2 pC.
6. Gamopetalae . .	77	2,7 pC.	28258	30,4 pC.
7. Dialypetalae . .	341	12,3 pC.	32697	35,2 pC.
Plant. incertae sedis	217	7,8 pC.		

Da übrigens eine große Menge von Pflanzenarten durch keine der oben angegebenen Methoden der Nachwelt aufbewahrt wurde, ſo erinnert der Verf., daß die vorhandene Flora der Vorwelt nicht den ganzen Inhalt derſelben darbietet, daß es jedoch ſcheint, als ob uns keine weſentlichen Glieder der einſtigen Flora unbekannt geblieben ſeyen, wie ſich beſonders durch Vergleichung der damaligen Inſectenwelt mit der jetzigen ergibt, da dieſe Thiere in ihrer vollkommenen Abhängigkeit von der jeweiligen Flora auch deren Character repräſentiren. Uebrigens darf durchaus nicht verkannt werden, daß bey dem noch ſo geringen Alter des Studiums der Paläontologie vieles undurchforſcht iſt, was uns zu der Annahme berechtigt, daß unſere Kenntniß der vorweltlichen Pflanzen noch eine bedeutende Ausdehnung erleiden muß, wenn ſie auch ſtets nur ein Stückwerk bleiben wird.

IV. Abtheilung. Character der Flora der Vorwelt. — Die Pflanzen der verſchiedenen Epochen der Erde waren jedesmal voneinander ab-

weichend, und auſſerdem noch gab es damals wie jetzt eine Land- und eine Waſſervegetation, welche letztere ſich wieder in Süßwaſſer- und Meerpflanzen ſonderte.

Ein Unterſchied jedoch, der gegenwärtig eine ſehr große Rolle in der Vertheilung der Gewächſe ſpielt, war damals, wie der Verf. mit Recht hervorhebt, ohne Zweifel nicht vorhanden, nämlich ein Unterſchied in der Wärme, und dieſes Agens verbreitete ſeine Thätigkeit in der gleichen Epoche auf gleiche Weiſe über die ganze Erde. Eine und dieſelbe Flora herrſchte jederzeit auf Erden, eine Flora, die in unſerer tropiſchen und ſubtropiſchen Zone die meiſten Analogien findet. Dieſe Gleichförmigkeit der jeweiligen Pflanzenwelt erſtreckt ſich von den älteſten Formationen bis zur Miocänperiode, in welcher erſt eine Verſchiedenheit der Temperatur vorgekommen zu ſeyn ſcheint, und die entſchieden tropiſchen Gewächſe machen hier Pflanzen aus minder warmen Ländern Platz, doch ſind auch dieſe Abwechslungen nicht ſehr bedeutend. Mit großer Entſchiedenheit läßt ſich dagegen aus der Thierwelt auf eine ſeit dem älteren Diluvium ſtattfindende Wärmedifferenz ſchließen, wenn auch nur wenige Pflanzenreſte aus jener Zeit bis auf uns gekommen ſind.

Wenn jedoch die Flora je eines Zeitalters ſtets denſelben Character hatte, ſo konnten doch die Localfloren voneinander abweichen, es waren die Pflanzen namentlich in der Steinkohlenperiode geſellig, und die verſchiedenen Arten beſchränkten ſich gegenſeitig oder löſten ſich nach und nach ab, gerade ſo, wie es auch in der Jetztwelt zu geſchehen pflegt.

Allen geologiſchen Anzeichen nach waren die Höhendifferenzen des feſten Theiles der Erdoberfläche in den früheſten Zeiten der Erde unbedeutend, und darum läßt ſich auch aus jenen Zeiten eine hierauf bezügliche Differenz in dem Florencharacter nicht erwarten; dieſelbe ſcheint aber mit den größeren Höhen eingetreten zu ſeyn.

Die Flora der Steinkohlenzeit läßt ſich am eheſten mit der unſerer kleineren Eilande in der Tropenregion vergleichen, während die der Miocänperiode mit der großer Flußniederungen, wie des Ohio, Alabama, Miſſiſſippi u. ſ. w. zuſammentrifft.

V. Abtheilung. Die Entwicklung der Vegetation in den verſchiedenen Perioden. — Hier ſtellt ſich der Verf. die Aufgabe: 1) eine geſchichtliche Darſtellung der in den größeren Perioden aufeinanderfolgenden Vegetationen zu geben, und 2) den innern Zuſammenhang dieſer Pflanzenſchöpfungen als den Erguß einer einheitlichen, durch alle Zeiten hindurchgreifenden Idee darzuſtellen, und ſetzt folgende Perioden feſt: 1. Uebergangsperiode, 2. Steinkohlenperiode, 3. Trias, 4. Jura, 5. Kreide, 6. Molaſſe, 7. Jetztzeit, und ſtellt die gefundenen Reſultate in folgender Tabelle zuſammen.

	Übergangsperiode.	Steinkohlenperiode.	Trias.	Jura.	Kreide.	Molaſſe.	Jetztzeit.
1. Thallophyta	8,0 pC.	1,4 pC.	3,4 pC.	14,7 pC.	25,4 pC.	10,0 pC.	9,0 pC.
2. Acrobrya	82,7 pC.	81,6 pC.	68,1 pC.	37,5 pC.	10,0 pC.	3,7 pC.	4,4 pC.
3. Amphibrya		2,3 pC.	7,7 pC.	5,4 pC.	6,6 pC.	9,2 pC.	15,8 pC.
4. Gymnospermae	9,2 pC.	7,3 pC.	18,1 pC.	38,2 pC.	21,5 pC.	13,9 pC.	0,3 pC.
5. Apetalae					17,7 pC.	18,1 pC.	5,2 pC.
6. Gamopetalae						7,0 pC.	30,4 pC.
7. Dialypetalae					2,2 pC.	30,2 pC.	35,2 pC.

Die aus dieſer Tabelle gezogenen Schlüſſe weichen übrigens nicht unbedeutend von den hier gegebenen Ziffern ab, indem hauptſächlich die Möglichkeit der Erhaltung der einzelnen Pflanzen berückſichtigt wird, und nach dieſer Betrachtungsweiſe ergibt ſich

die Uebergangsperiode als das Reich der Thallophyten,
„ Steinkohlenperiode „ „ „ „ Acrobryen,
„ Triasperiode „ „ „ „ Amphibryen,
„ Juraperiode „ „ „ „ Gymnoſpermen,
„ Kreideperiode „ „ „ „ Apetalen,
„ Molaſſeperiode „ „ „ „ Gamopetalen,
„ Jetztzeit „ „ „ „ Dialypetalen.

Zur Erklärung des Entſtehens der gegenwärtig ſo verſchiedenartigen Geſtalt der Pflanzen, ſetzt der Verf. eine Zelle voraus, die allem vegetabiliſchen Sein zu Grunde liegt. Er erklärt die Entſtehung neuer Typen als eine partielle Metamorphoſe, an welcher vielleicht nicht einmal ſämmtliche Individuen einer Art zu irgend einer Zeit Antheil nehmen, ſondern wahrſcheinlich nur von einer geringen Anzahl derſelben vollzogen wird. Nur auf dieſe Weiſe, ſagt er können die Pappel-, Eichen-, Ahorn-Arten u. ſ. w. der Jetztwelt mit den Pappel-, Eichen- und Ahorn-Arten der Vorwelt zuſammenhängen; nur auf dieſe Weiſe iſt es erklärlich, wie der Reichthum der Leguminoſengattungen in den wenigen Gattungstypen der Vorwelt begründet iſt, und ſelbſt die großen Abtheilungen der Familien, Ordnungen und Klaſſen ihre Prototypen ſchon in der früheſten Geſchichte der Pflanzenwelt haben können. Auf der andern Seite iſt aber das Erlöſchen der Urformen eben ſo geſetzmäßig und zeigt uns in den übrig gebliebenen Reſten früher bey weitem umfangsreicherer Gattungen, welche große, durchgreifende, pragmatiſche Geſchichte die Erde — und mit ihr die vegetabiliſche Decke — bereits durchgemacht hat.

Dr. Conſt. Wilh. Wittwer.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 33.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juli.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Mai 1853.

Herr Akadem. Dr. Wagner brachte zur Vorlage: Beyträge zur Kenntniß der Gattung Arvicola und der deutschen Fledermäuse von J. H. Blasius, Professor in Braunschweig.

I. Gruppirung der Gattung Arvicola Lacep. nebst einer neuen Art dieser Gattung.

A. Waldmäuse: Der 1. Unterkieferzahn hat 7 Prismen, außen 4, innen 5 Kanten; der 2. Unterkieferzahn 3 Prismen, und außen und innen 3 Kanten.

Ein Streifen langer Haare auf der innern Ohrfläche zwischen der Basis des Außenrandes und der innern Ohröffnung. Oberseite braunroth.

1. *A. rutilus* Pall. — Nordeuropa, Sibirien.
2. *A. Glareola* Schreb. Nord- und Mittel-Europa.
3. *A. Nageri* Schinz. — Alpen.

B. Erdratten: Der 1. Unterkieferzahn hat 7 Prismen, und außen 4, innen 5 Kanten; der 2. Unterkieferzahn 5 Prismen und außen und innen 3 Kanten. Ein Streifen langer Haare auf der innern Ohrfläche zwischen der Basis des Außenrandes und der innern Ohröffnung. Oberseite braungrau oder schwarzgrau.

4. *A. amphibius* L. — Europa und Sibirien.
5. *A. alpinus* Wagner. — Alpen.
6. *A. petrophilus* Wagner. — Alpen.
7. *A. ratticeps* Keys. und Blas. — Nord-Europa bis zu den Ostseeländern.

C. Feldmäuse: Der 1. Unterkieferzahn hat 9 Prismen, und außen 5, innen 6 Kanten; der 2. Oberkieferzahn 4 Prismen und außen 3, innen 2 Kanten. Oberseite braungrau.

a. Das Ohr zwischen der Basis des Außenrandes und der innern Ohröffnung nackt, ohne eine Spur von langen Haaren.

8. *A. saxatilis* Pall. — Sibirien.
9. *A. oeconomus* Pall. — Sibirien.
10. *A. gregalis* Pall. — Sibirien.
11. *A. socialis* Pall. — Südrußland und Sibirien.
12. *A. arvalis* Pall. — Mitteleuropa, Sibirien.
13. *A. Savii* Selys. — Italien.
14. *A. alliarius* Pall. — Sibirien.

b. Ein Streifen langer Haare zwischen der Basis des Außenrands des Ohrs und der innern Ohröffnung.

15. *A. campestris* Blas. Nov. Spec. Nord-Deutschland.

D. Erdmäuse: Der 1. Unterkieferzahn hat 9 Prismen, und außen 5, innen 6 Kanten; der 2. Oberkieferzahn 5 Prismen, und außen und innen 3 Kanten. Ein Streifen langer Haare auf der innern Oberfläche zwischen der Basis des Außenrandes und der innern Ohröffnung.

16. *A. agrestis* L. — Skandinavien und Nord-Deutschland, Belgien, England.

Hierher würde *A. insularis Nilss.* gehören, wenn sie sich als Art bewähren sollte, was mir übrigens nach den wenigen Exemplaren von *A. agrestis* L., die ich bisher gesehen, nicht wahrscheinlich scheint.

Die obenerwähnte neue Art: *Arvicola campestris* hat die Größe und Färbung von *A. agrestis* oder *A. arvalis*. Von A. agrestis unterscheidet sie sich nur durch das Gebiß, während sie in der Färbung

ganz mit ihr übereinstimmt. Sie ist oben dunkel braungrau, unten grauweiß. Der Schwanz ist deutlich zweyfarbig, ungefähr ein Drittel der Körperlänge. Auf der Innenseite des Ohrs steht ein Streifen langer schwarzgrauer Haare zwischen der Basis des Außenrandes und der innern Ohröffnung, ohne bis zur Höhe der innern Ohröffnung hinauf zu reichen: ganz wie bei A. agrestis L. Im Gebiß stimmt sie ziemlich genau mit A. oeconomus Pall. überein: der 3. obere Backenzahn hat außen 5, innen 4 Kanten, während bei A. arvalis und den übrigen Arten der entsprechenden natürlichen Gruppen außen nur 4 Kanten ausgebildet sind.

Maaße: Körper bis zur Schwanzwurzel	3″	6,5‴
Schwanzlänge ohne Haare .	1″	2,5‴
Kopflänge	1″	0,2‴
Ohrlänge von der äußern Basis	—	4,5‴
Oberarm	—	6,3‴
Unterarm	—	6,5‴
Hand mit Krallen . . .	—	4,8‴
Schenkel	—	6,8‴
Schienbein	—	9 ‴
Fuß mit Kralle	—	8,1‴

Diese Art habe ich bis jetzt nur aus der Nähe von Braunschweig erhalten.

II. Ueber zwey neue deutsche Fledermäuse.

1. *Vesperugo Maurus* nov. spec. Blas.

Die Art gehört zur Untergattung Vesperugo. Der sicheren Uebersicht wegen will ich die natürlichen Gruppen erwähnen.

A. Vesperugo Keys. et Blas. Oben und unten jederseits 5 Backzähne: im Ganzen 34 Zähne.

a. Waldfledermäuse: Der Ohrdeckel erreicht seine größte Breite oberhalb der Mitte, und hat nur einen Zahn dicht vor der Basis. Die Fußwurzel querrunzelig. Flughaut bis zur Fußwurzel angewachsen. Nur das letzte rudimentäre Schwanzglied frey vorstehend.

1. *V. Noctula* Schreb. — Mittel- und Süd-Europa.
2. *V. Leisleri* Kuhl. — Mitteleuropa.

b. Zwergfledermäuse: Der Ohrdeckel erreicht seine größte Breite unterhalb der Mitte, und hat nur einen Zahn dicht über der Basis. Die Fußwurzel querrunzelig. Flughäute bis zur Zehenwurzel angewachsen. Nur das letzte rudimentäre Schwanzglied frey vorstehend.

3. *V. Kuhlii* Natt. — Südeuropa.
4. *V. marginatus* Cretschm. — Dalmatien und Südeuropa.
5. *V. Nathusii* Keys. et Blas. — Mittel-Europa.
6. *V. Pipistrellus* Schreb. — Europa.

c. Alpenfledermäuse: Der Ohrdeckel erreicht seine größte Breite in der Mitte, und hat noch einen zweyten zahnartigen Vorsprung über dem an der Basis, etwas unter der Mitte des Außenrandes. Auf der Basis der Fußsohle eine breite, flache Schwiele. Die Flughaut bis zur Zehenwurzel angewachsen. Die beyden letzten Schwanzglieder stehen ganz oder größtentheils frey vor.

7. *V. Maurus* Blas. Nov. Spec. — In den Alpen.

B. Vesperus Keys. et Blas. Oben 4, unten 5 Backenzähne jederseits, im Ganzen 32 Zähne.

d. Bergfledermäuse: Der Ohrdeckel erreicht seine größte Breite über der Mitte und hat nur einen Zahn dicht über der Basis. Eine breite Schwiele auf der Basis der Fußsohle. Die Flughaut bis zur Zehenwurzel angewachsen. Die beyden letzten Schwanzglieder stehen frey vor.

8. *V. Nilssonii* Keys. et Blas. — Skandinavien und Harz *).
9. *V. discolor* Natterer. — Europa.
10. *V. Savii* Bonap. — Dalmatien, nach Temminck.

e. Niedrigfliegende Fledermäuse: Der Ohrdeckel erreicht seine größte Breite unter der Mitte des Außenrandes, und hat nur einen Zahn dicht über der Basis. Eine breite, flache Schwiele auf der Basis der Fußsohle. Flughaut bis zur Zehenwurzel angewachsen. Die beyden letzten Schwanzglieder stehen frey vor.

11. *V. serotinus* Schreb. — Europa.

V. Maurus hat 34 Zähne. Die Schneiden der untern Vorderzähne stehen einander parallel,

*) Nach wiederholter genauer Untersuchung von mir kann ich jetzt das von Herrn Forstrath Koch aus Regensburg mir überschickte und von mir im Schreber'schen Supplementband zu V. Nilssonii gezählte Exemplar doch nur für eine eigenthümliche Varietät von V. discolor ansehen, was ich hier deßhalb bemerke, damit die Südgrenze des V. Nilssonii nicht zu tief herabgedrückt wird. Wagner.

quer zur Richtung der Kiefer. Der 1. obere Vorderzahn ist zweyspitzig, und wenig höher als der einspitzige 2. Zahn. Der Eckzahn im Oberkiefer berührt hinten den zweyten Backenzahn, so daß der erste sehr kleine Backenzahn ganz nach Innen gedrängt wird und von Außen nicht sichtbar ist. Der 1. untere Backenzahn ist kaum halb so hoch, und im Querschnitt kaum halb so breit als der folgende. Der mit der stark verschmälerten Spitze nach vorn gerichtete Ohrdeckel erreicht seine größte Breite ziemlich in der Mitte und hat außer dem gewöhnlichen Zahn an der Basis des Außenrandes noch einen kleinen Zahn unter der Mitte. Die Körperflughaut bis zur Zehenwurzel, die Schwanzflughaut bis an's vorletzte Glied angewachsen. Ohren und Flughäute dickhäutig und dunkel braunschwarz. Der Pelz oben und unten braunschwarz, oben mit bräunlichen, unten mit gelblichweißen Haarspitzen. Die Größe zwischen V. Nilssonii und V. Kuhlii.

Maaße.			
Flugweite	8″	6‴
Totallänge	3	2
Kopflänge	—	7,4
Schwanzlänge	1	3
Dessen freystehendes Ende	—	1,2
Ohrlänge vom Außenrande	—	6,4
Ohrlänge vom Innenrande	—	4,4
Oberarm	—	10,0
Unterarm	1	3,5
Schenkel	—	5,7
Schienbein	—	5,8
Fuß	—	3,5

Ich habe diese Art vom Montblanc, St. Gotthardt, aus dem Oetzthal, von Heiligenblut und aus dem Naßfelde bey Gastein. Sie kommt bis zu den letzten Sennhütten hinauf vor, und gleicht im Fluge und der Lebensweise dem V. Nilssonii vom Harze.

2. *Rhinolophus Euryale.* Nov. Spec. Blas.

Diese neue Art steht in Größe und Ohrbildung dem Rh. clivosus nahe, weicht aber in der Bildung des Nasenaufsatzes von allen bekannten Arten ab.

Der sehr kleine obere Lückenzahn trennt den Eckzahn vom zweyten Backenzahn, und ist in der Mittellinie der Zahnreihe eingefügt. Die vordere Querfläche des Längskammes auf der Nase ist der ganzen Länge nach gleichbreit und oben breit abgerundet; die hintere Spitze über dem Sattel erhebt sich über die vordere Querfläche fast um deren

ganze Höhe. Das Hufeisen hat jederseits gegen die Mitte hin einen, durch einen kleinen Einschnitt gesonderten, nach vorn vorspringenden Hautzahn. Der Wurzellappen des Ohrs ist durch eine flache, stumpfwinkelige Einbucht vom Außenrande abgetrennt, und oben und unten gleichmäßig gerundet. Das Schienbein steht um die Länge der Fußsohle frei aus der Flughaut vor. Der Schwanz ist bedeutend länger als die halbe Länge des Unterarmes.

Flugweite	10″	0‴
Totallänge	2	8
Länge des Kopfes	0	9
Länge des Schwanzes	1	—
Länge des Unterarmes	1	8,5

Maaße von Rh. clivosus:

Flugweite	10″	6‴
Totallänge	2	8
Länge des Kopfes	0	9,5
Länge des Schwanzes	0	10,5
Länge des Unterarmes	1	8,5

Bey *Rh. clivosus* ist die vordere Fläche des Längskammes nur in der untern Hälfte gleich breit, in der obern gleichmäßig verschmälert. Bey *Rh. ferrum equinum* und *capensis* ist diese Querfläche in der Mitte verschmälert, oben breit abgerundet; bey *Rh. Hippocrepis* der ganzen Länge nach verschmälert. Bey *Rh. clivosus* ist das Hufeisen vorn nach der Mitte hin mit einem Zahn versehen; bey *Rh. ferrum equinum* abgerundet; bey *Rh. Hippocrepis* am Vorderrande gekerbt. Das Gebiß ist bey dieser neuen Art wesentlich wie bey *clivosus*. Bey *Rh. Hippocrepis* ist der erste kleine Backenzahn oben fast halb so hoch als der 2., und in der Mittellinie der Zahnreihe eingefügt. Bey *Rh. ferrum equinum* steht der Eckzahn im Oberkiefer in unmittelbarer Berührung mit dem 2. Backzahn, und der sehr kleine, nur wenig über das Zahnfleisch vorragende 1. Backenzahn ist aus der Zahnreihe hinaus nach Außen gedrängt, wie bey *Rh. capensis Licht.*, daher früher übersehen. Alle Arten, bey denen der Nasenaufsatz aus Hufeisen, Längskamm und einer Lanzette mit Zellenvertiefungen besteht, haben oben 5, unten 6 Backenzähne, also im Ganzen 32 Zähne.

Ich habe diese neue Art in Mailand, am Gardasee bey Riva und in Triest erhalten. An allen diesen Punkten kommt sie mit Rh. clivosus

zuſammen vor, ſcheint jedoch nicht ſo häufig wie dieſe letzte Art zu ſeyn.

Die Zahl der deutſchen oder mitteleuropäiſchen Arten würde ſich demnach auf 24 belaufen, wenn man die in Dalmatien angebenen V. marginatus et Savii mit hinzuzählt. Es ſind folgende:

Rhinolophus Hippocrepis, *ferrum equinum*, *clivosus* und *Euryale*.
Plecotus auritus.
Synotus Barbastellus.
Vespertilio murinus, *Bechsteinii* und *Nattereri*; *mystacinus*, *Daubentonii* und *dasycneme*.
Miniopterus Schreibersii;
Vesperugo Noctula und *Leisleri*; *Kuhlii*, *marginatus*, *Nathusii* und *Pipistrellus*: *Maurus*; *Nilssonii*, *discolor* und *Savii*; *serotinus*.

Von dieſen Arten kommen Rhinolophus clivosus und Rh. Euryale, Miniopterus Schreibersii, Vesperugo marginatus und Savii nur ſüdlich von den Alpen, Vesperugo Maurus nur in den Alpen, und Vesperugo Nilssonii nur nördlich von den Alpen vor.

III. Bemerkungen über Hypudaeus petrophilus und H. leucurus.

1. Hypudaeus petrophilus Wagn. *). Nach Färbung und Gebiß würde ich denſelben zu H. alpinus rechnen, der, wie ich jetzt verſichern kann, im ganzen Alpenzug von Frankreich an bis zu den öſtlichen Tauern verbreitet iſt und, wie ich mich an etlichen und 20 Exemplaren überzeugte, in allen Farbenabänderungen vom Weißgrau bis Dunkelbraun vorkommt. Auch nach Schädel und Gebiß ſteht dieſer H. petrophilus unmittelbar neben H. alpinus; nur eine auffallende Abweichung von letzterem ſehe ich: das 3. Prisma am zweyten obern Backenzahn iſt vorn eingebuchtet. So etwas kenne ich bey keiner einzigen Art. Ich habe von H. alpinus aus der Schweiz, Tyrol und von Heiligenblut über 20 Schädel unterſucht, aber kein einziger hat einen ſolchen Zahn. Wenn ſo etwas individuell ſeyn könnte, müßte ich die Art für identiſch mit H. alpinus halten; iſt dieſe Bucht aber bey andern Exemplaren auch vorhanden, ſo würde ich keinen Anſtand nehmen, ſie für ſpecifiſch verſchieden von letzterem anzuſehen. Hierüber wird die Vergleichung von andern Exemplaren die Entſcheidung bringen. Daß übrigens das vorliegende Thier ein recht altes iſt, ſieht man auch aus den Muskelgrenzen auf dem Scheitel; ſeine Abweichungen können demnach nicht auf Rechnung einer Jugend-Eigenthümlichkeit gebracht werden.

2. Arvicola leucurus Gerbe, erſt vor Kurzem als ein neuaufgefundener Alpenbewohner publicirt, iſt ein hellfarbiger Arvicola alpinus Wagn., höchſtens, wie Selys ganz richtig ſagt, eine lokale Raſſe. Es iſt in der ganz ausgezeichneten Beſchreibung keine Spur von dem, was mir als ſpecifiſche Begründung wichtig erſcheint. Gerbe iſt noch in den minutiöſen Abweichungen der Entwicklungs-Verſchiedenheiten befangen, die er für ſpecifiſch hält, aber vortrefflich darſtellt. Die abgebildeten Zähne von A. leucurus gehören einem jüngern Thiere an als die von A. nivalis; dieß kann man a priori wiſſen. Die Knochen der Stirnbeine ſind individuell abweichend. Ich habe von etlichen Arten 40 bis 50 Schädel aus verſchiedenen Altern und kann dieß für ſolche ſicher wiſſen. Auf einen einzigen Schädel kann man ſolche ſpecifiſche Charaktere nicht gründen. Es iſt eine wahre Fatalität, daß die beyden Zähne, die die mannigfaltigſten Verſchiedenheiten darbieten, der letzte obere und der erſte untere Backenzahn, Abweichungen nach dem Alter zeigen; damit iſt Gerbe noch nicht bekannt. Uebrigens habe ich eben ſo helle Exemplare von A. alpinus, wie dieſer A. leucurus, aus den öſtlichen Alpen, z. B. von Heiligenblut. A. alpinus kommt wie A. Nageri in der ganzen Alpenkette vor.

Nach dem, was Gerbe über Arvicola Lebrunii Cresp. ſagt, wird dieſer wohl auch zu A. alpinus gehören.

*) Da Herr Profeſſor Blaſius die genaueſten und umfaſſendſten Unterſuchungen über unſere kleinen einheimiſchen Säugthiere, insbeſondere auch über die der Alpen gemacht hat, ſo hatte ich ihm mein Exemplar vom H. petrophilus zur Anſicht überſchickt, um ſein Urtheil über dieſe Form zu vernehmen.
Dr. Wagner.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 34.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.
Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung vom 7. Mai l. J. hielt Hr. Dompropst v. Deutinger, ord. Mitglied der k. A. d. W., einen Vortrag über „die Geschichte des Gymnasiums, Lyceums und des bischöflichen Alumnats von Freysing," aus welchem nachstehendes mitgetheilt wird.

Der Herr Verfasser wies nach, daß die Errichtung einer, den Bestimmungen des Kirchenrathes von Trient (Sess. XXIII. cap. 18. de reform.) entsprechenden Lehr- und Erziehungsanstalt für den Klerus des Bisthums Freysing zwar schon i. J. 1567 sowohl von Seite des Päpstlichen Stuhles als des bayerischen Herzogs Albert V., dessen Sohn Ernest eben damals zum Bischof von Freysing erwählt worden war, lebhaft betrieben und daß dieselbe auch auf den gleichzeitigen Provinzial- und Diöcesansynoden beschlossen, demungeachtet aber bis zum Jahre 1598 nicht einmal begonnen worden war; daß man erst im letzteren Jahre durch die Einziehung einiger Kanonical-Präbenden bey dem Domstifte und den Collegiatstiften St. Andreas und St. Veit in Freysing einen kleinen Stipendienfond für einige Candidaten des geistlichen Standes gewonnen, keineswegs aber ein eigentliches Seminar zu Stande gebracht habe, und daß selbst dieser Fond schon im Jahre 1616 wieder einer großen Gefahr der Zersplitterung ausgesetzt war, im Jahre 1632 aber durch den feindlichen Einfall der Schweden in Bayern wirklich ganz vernichtet wurde; daß der i. J. 1663 von dem Bischofe Albrecht Sigmund gemachte Versuch, eine neue Dotation für ein Diöcesanseminar zu schaffen, an der landesherrlichen Verweigerung von Beyträgen vermöglicher Kirchenstiftungen scheiterte, und daß erst die i. J. 1684 erfolgte Wahl des jungen bayerischen Prinzen Joseph Clemens (nachmaligen Churfürsten und Erzbischofs von Köln) zum Coadjutor des Bischofs Albrecht Sigmund Gelegenheit gab, in dieser Sache dem Ziele endlich näher zu kommen, indem Papst Innocenz XI. diese Coadjutorswahl nur unter der scharf betonten Bedingung bestätigte, daß von dem Tode des Bischofs Albrecht Sigmund an bis zum wirklichen Regierungsantritte seines Nachfolgers die von dem Eintritte desselben in das hierzu erforderliche kanonische Alter abhing, aus den Renten des Hochstiftes von den Bisthumsverwesern ein Seminarfond gesammelt werden müsse.

Es wurde dann weiter dargestellt, wie der verdienstvolle Freysingische Bischof Johann Franz, Freyherr von Eckher, der Nachfolger von Joseph Clemens, diesen ex mensa episcopali gebildeten Fond vergrößert und es sich zu einer seiner ersten oberhirtlichen Angelegenheiten gemacht habe, das i. J. 1688 eröffnete Diöcesanseminar zu einer vollständigen, von Priestern des Benedictinerordens besorgten Studienanstalt (Gymnasium und Lyceum) zu erweitern, welche Einrichtung diese Anstalt hatte, welche Schicksale dieselbe während ihres (etwas mehr als einhundertjährigen) Bestehens betrafen, welche gelehrte und würdige Männer derselben ihre Kräfte gewidmet und

sie zu einem großen Flore gebracht haben und wie dieselbe endlich nach vollzogener Säcularisation des Hochstiftes Freysing i. J. 1805 sammt dem Diöcesanseminar ein Ende gewonnen*).

Sodann trug Herr Reichs-Archivs-Canzlist Muffat eine kurze Abhandlung: „Ueber die Vermählung K. Otto IV. mit Königs Philipp von Schwaben-Tochter Beatrix", vor, die das Factum und Datum dieses Ereignisses aus einem Briefe Otto's IV. feststellt, und Böhmers Angaben in seinen Kaiser-Regesten berichtigt.

Die Frage war: „An welchem Tage hielt Kaiser Otto IV. sein Beylager mit Beatrix?"

Von Italien mit dem Banne der Kirche belastet i. J. 1212 nach Deutschland zurückgekehrt, suchte Kaiser Otto IV. dem erbleichenden Sterne seines Glückes durch den endlichen Vollzug seiner Ehe mit Beatrix, König Philipps Tochter, mit welcher er schon seit 1208 verlobt war, einen neuen belebenden Strahl zu verleihen, indem er dadurch die Freunde und Vasallen der Staufen für sich zu gewinnen und auf diese Weise seine Macht zu vergrößern und zu befestigen hoffte.

Der Tag, an welchen sich der Wendepunkt seines Glückes knüpfen sollte, war bis jetzt noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt.

Nach der Angabe des Godefridus Colonienſis**), welcher besagt, daß die jugendliche Braut am vierten Tage nach der Vermählung eines plötzlichen Todes gestorben sey, hat man im Zusammenhalte mit dem Datum des Todestages, als welchen die Chronica ducum Brunswic.**) den 11. August benennt, bisher den siebenten August als den Tag der Vermählung angegeben.

Allein daß die Hochzeit schon am 22. Julius zu Northausen gefeyert wurde, daß demnach zwischen dem Beylager und dem Todestage der Beatrix zwanzig Tage liegen, geht aus einem Briefe Kaiser Otto's IV. selber hervor, den er unterm 30. Juli von Weissensee aus, zu dessen Belagerung er nach den kurzen Freuden der Hochzeitsfeyer zurückgekehrt war, an seinen treuen Freund Wolfger, Patriarch von Aquileja sendete***).

In diesem Briefe, dem man es ansieht, daß er ganz in der Absicht geschrieben ist, den ihm so ergebenen Patriarchen in der Ausdauer seiner Treue gegen ihn zu befestigen, giebt er diesem Nachricht, daß er sich durch die Gnade Gottes, dessen Allgüte er hierin erkenne, gesund und wohl befinde; daß er seinen Verräther, den Landgrafen (Hermann von Thüringen), mit einem großen und starken Heere hart bedränge, dessen Lande und Schlösser verwüstet habe und unablässig verwüste; so daß dieser und seine Anhänger ihre Machinationen gegen ihn bereuen, und in ihren Erwartungen jetzt getäuscht, in der Folge nichts mehr gegen ihn zu unternehmen wagen würden.

*) Dieser Vortrag wird in den Beyträgen zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freysing nebst den dazu gehörigen urkundlichen Beylagen abgedruckt werden.

**) Godefrid. Colon. bey Böhmer Fontes II. p. 350. „circa idem tempus Otto imperator Thuringiam cum exercitu terram illam igne et ferro vastat. Northusie etiam nuptias celebravit, ducens filiam Philippi regis que sibi desponsata fuerat. Que quarta die rebus excessit humanis." Reiner Leodiens. bey demselb. II. p. 380. . . . „Uxor Ottonis imperatoris moritur iuvencula mense Augusti filia Philippi regis Bavenberg crudeliter interfecti anno desponsationis sue primo sine herede, nocte sana mane mortua . . . Die Stellen hat übrigens vollständig zusammengereiht Stälin Wirtemb. Gesch. II. 160.

**) In Mader. antiquit. Brunswic. 1678. S. 17. . . „obiit anno 1213. Id. III. August." Das Jahr ist jedoch irrig angegeben!

***) Derselbe ist abgedruckt in J. F. B. M. de Rübeis Monumenta ecclesiae Aquilejensis commentario illustrata. Argentinae 1740. fol. col. 660—661.

„Ausserdem“, fährt er fort, „eröffnen wir dir, daß wir die Ehe, wie es schon längst der Wunsch aller unserer Getreuen und Freunde gewesen, mit unserer geliebtesten Gemahlin Beatrix an dem Sonntage vor dem Feste Jakobs glücklich und feyerlich vollzogen haben, was dir um so angenehmer zu erfahren seyn wird, je mehr dieß, wie wir nicht bezweifeln, uns und den uns Wohlgesinnten Nutzen bringen wird.“

„Da wir dich gleich als die Hälfte unserer Seele lieben und in dich, wie wir uns verpflichtet fühlen, unser volles Vertrauen setzen, den wir in allen Wechselfällen durch die That als den treuesten erprobt gefunden haben, bitten wir dich, in der Treue zu uns wie bisher auszuharren, wie wir denn auch im Geringsten nicht an derselben zweifeln. Lasse dir uns und alle unsere Angelegenheiten empfohlen seyn, und bewähre dich wie bisher als einen emsigen Vollstrecker in allen Geschäften, welche zu unserer und des Reiches Ehre gereichen.“

Nachdem er den Patriarchen noch ersucht, ihm auch über seine Verhältnisse häufigere Nachrichten zukommen zu lassen, schließt er:

„Ueber die Zustände der Venetianer und über ihr Verhalten gegen uns wünschen wir durch dich verständigt zu werden; trachte daher mit Vorsicht zu erforschen, welche Vereinbarung sie mit uns zu haben wünschen.“

„Durch Gottes Gnade und durch die Beyhülfe unserer Getreuen haben wir unsern Feind den Landgrafen schon sehr in die Enge getrieben, und werden ihn noch weiter treiben, so daß wir sein Schloß Weissensee und die Stadt selbst, gegen seinen und seiner Anhänger Willen in unsere Gewalt bringen werden, zu den übrigen Schlössern, welche wir schon genommen haben, und welche wir in Bälde noch zu nehmen gesonnen sind, wenn er nicht noch zeitig genug von seinem thörichten Beginnen abläßt, und, (was ihm als einziges Rettungsmittel noch übrig bleibt), so bald als möglich in unsere Gnade zurückgekehrt seyn wird.“

„Deinen Boten, den Magister Laurentius haben wir deßhalb bey uns zurückbehalten, daß wir dich durch ihn benachrichtigen können, wenn zwischen uns und dem Landgrafen ein Vergleich zu Stande kommen sollte. Wir wollen auch und ermahnen dich, beflissen zu seyn, deine Boten häufiger nach Italien zu entsenden, um die Lombarden wiederholt zu unsern Dienst zu erstarken.“

Alle diese Hoffnungen, deren Erfüllung K. Otto IV. mit so vielem Selbstvertrauen entgegensah, wurden durch ein unseliges Verhängniß ihm nur zu bald vereitelt.

Ein plötzlicher Tod raffte die jugendliche Gemahlin dahin — das Band womit er durch sie auch ihre Anhänger an sich gefesselt glaubte, ward dadurch zerrissen, und schon der nächste Augenblick belehrte ihn, wie trügerisch die Hoffnung ihn geblendet — denn kaum hatten die Schwaben und Bayern den Tod der jungen Kaiserin erfahren, als sie heimlich des Kaisers Lager verließen, so daß Otto die Belagerung Weissensees, und all die Erfolge, die er an dessen baldigen Eroberung geknüpft, aufgeben und selbst vor der ausfallenden Besatzung hinter Erfurts Mauern Schutz suchen mußte.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften in den Monaten März und Mai 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg:

Verhandlungen 3. Bd, 3. Hft. Würzb. 1852. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein dahier:

Zeitschrift. März III. 1853. München 1853. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer Bd. XXVI. Hft. 1. Jan. London 1853. 8.

Von der Gesellschaft für Frankfurter Geschichte u. Kunst in Frankfurt a/M.

Archiv 5. Hft. Frankf. 1853. 8.

Von der Real academia de ciencias in Madrid:

Memorias. Tom. I. Tercera serie. Ciencias naturales Tom. 1. part. 2. Madr. 1851. 8.

Resumen de las actas de la academia de 1850. 1851. Madrid 1851. 8.

Von der Royal Society in London:

Philosophical transactions for the year 1852. Part. I, II. Lond. 1852. gr. 4.

Proceedings. Vol. VI. Nr. 83—93. London 1852. 8.

Fellows of the Society. Novbr. 30. 1852. Lond. 1852. 8.

Von der Royal asiatic Society in London:

Journal Vol. XIII. Port. 2. Lond. 1852. 8.

Von dem Professor Gerhard in Berlin:

Ueber die k. Vasensammlung zu München. Berl. 8. und Münchens antike Kunstschätze übersichtlich betrachtet. Berl. 8.

Von dem Lyceum of natural history in New-York:

Annals. Vol. V. Aug. 1852. Nr. 9—14. New-York 1852. 8.

Von der Academia pontificia de' nuovi Lincei in Rom:

Atti. Anno V. Session II. del 22. Febr. 1852. Rom 1852. 4.

Von der Imprimerie nationale in Paris:

Journal de savants. Janvier—Decbr. 1852. Par. 1852. 4.

Von dem naturhistorischen Verein der Preuß. Rheinlande und Westphalens in Bonn:

Verhandlungen. 9. Jhrg. 3. u. 4. Hft. Bonn 1852. 8.

Von dem zoolog. mineralog. Verein in Regensburg:

Abhandlungen 3. Heft. Regensb. 1853. 8.

Von dem historischen Verein von und für Oberbayern hier:

Oberbayerisches Archiv. 13. Bd. 2. u. 3. Hft. Münch. 1852. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für praktische Pharmacie. Bd. XXVI. Hft. II. III. Landau 1853. 8.

Von dem Herrn Rudolph Freiherrn v. Stillfried in in Berlin:

Monumenta Zollerana. Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. 1. Bd. Berl. 1852. 4.

Von dem Herrn A. Marsilli in Rovereto:

Della tassa delle galette. Rovereto. 8.

Publica ternata dell' J. R. Academia Roveretana dei XXIII. Decbr. 1852. Rovereto 1853. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Monumenta Zollerana. Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Herausgegeben von Rudolph Freyherrn von Stillfried und Dr. Traugott Märker. Erster Band. Urkunden der Schwäbischen Linie, 1095—1418. Berlin. In Commission bey Ernst u. Korn. 1852. 4. S. 558.

Einer der Herausgeber dieses Werkes, Herr von Stillfried, hat bereits im Jahre 1848 eine Urkundensammlung unter dem nämlichen Titel an's Licht treten lassen und beabsichtiget, dasselbe, da hievon nur der erste Band erschienen ist, fortzusetzen, allein zwey Umstände nöthigten, jenes ganz auf sich beruhen zu lassen, und eine ganz neue Quellen-Sammlung zu veranstalten, einmal nämlich weil im Verlaufe eine Menge neuer Quellen entdeckt wurden, die nicht wohl in einem Nachtrage untergebracht werden konnten, und dann weil sich inzwischen der Wiederanfall der Hohenzoller'schen Stammlande ergab, welcher den ursprünglichen Plan modificiren mußte. Es ward demnach der Quellensammlung, wovon der erste hier zu besprechende Band vorliegt, ein neuer, erweiterter Plan zu Grunde gelegt. Es wurden nämlich in diesem ersten Bande die diplomatischen Quellen des gemeinsamen Zollerstammes, und darunter auch die des bisher unbeachtet gebliebenen gräflich Hohenbergischen Nebenzweiges bis zu dessen völliger Abtrennung bekannt gemacht; von dem Jahre 1235 an aber, als dem Zeitpunkte, wo der fränkische, nachmals Churbrandenburgische oder königlich Preußische Zweig sich völlig abgesondert hatte, wurden hier nur die Urkunden, welche sich auf die Schwäbische Linie beziehen, veröffentlicht und bis zu der Epoche fortgeführt, wo ein Repräsentant der fränkischen Linie, nämlich Friedrich VI. von Nürnberg, welcher zur Brandenburgischen Churwürde gelangte, zum ersten Male wieder sich seinen Schwäbischen Stammgenossen zuwendet. Es lag ursprünglich im Plane, die Herausgabe der den Schwäbischen Zweig betreffenden Urkunden bis zu dem Jahre 1488 fortzuführen, bis zu dem Zeitpunkte nämlich, wo die erste Hohenzollerisch-Brandenburgische Erbverbrüderung geschlossen wurde, allein es ward schon mit dem Jahre 1418 abgebrochen, aus dem Grunde, weil das aus dem XV. Jahrhundert vorhandene urkundliche Material allzu massenhaft ist und keinen solchen Werth hat, daß die Bekanntmachung desselben in seinem ganzen Umfange sich rechtfertigen ließe. Doch soll auch dieses nicht völlig unbenutzt liegen bleiben, indem von Seite der Herausgeber beabsichtiget ist, dasselbe in einer anderen entsprechenden Form seiner Zeit zu veröffentlichen. Für die nächsten Bände der hier in Rede stehenden Monumenta sind die diplomatarischen Quellen der fränkischen Linie, der Burggrafen von Nürnberg, bestimmt, welche, wie nicht zu zweifeln ist, sowohl zahlreicher als auch wichtiger sind, wie die in diesem ersten Bande mitgetheilten, letzteres darum, weil die Burggrafen eine große Thätigkeit entfalteten und an den wichtigsten Reichsgeschäften vielfach und einflußreich sich betheiligten.

Bezüglich der Frage, ob in derley Quellen-Sammlungen bloß Diplome und urkundliche Daten mit Ausschluß alles übrigen quellenmäßigen Materiales aufgenommen werden sollen, könnte allerdings

eine Meinungsverschiedenheit stattfinden. Die Herausgeber dieser Monumenta haben sich lediglich auf Urkunden beschränkt, es lag aber in ihrer Absicht, wenigstens für die früheren Jahrhunderte ein möglichst vollständiges Material zu liefern, was ihnen auch gelungen ist, so daß Stälin, der berühmte Verfasser der Geschichte Wirtemberg's, welcher die umfassendsten Forschungen gemacht hat, nur einige wenige Stücke, welche den Herausgebern entgangen sind, nachzuweisen vermochte. Dieselben wurden nebst einigen anderen, welche erst während des Druckes dieser Monumenta bekannt gemacht worden sind, in der Vorrede nachgetragen. Ref. verweist auf folgende Urkunde, welche den Herausg. entgangen ist: Wolfhardus episcopus Augustensis investit ducem Ottonem Carinthiae eiusque fratres de omnibus feodis, quae isti ab ecclesia sua tenent, sicut ea, quae ipsorum pater ab eadem tenuit. Act. ap. Umistam Brix. dioec. die veneris tertio decimo intrante Januario — praesentibus Friderico de Zolre summo praeposito Aug. ecclesiae etc. Hormayr sämmtl. Werke. II. nr. 53. Da der Zweck dieser Urkundensammlung nicht ein allgemein historischer, sondern nur ein speciell Hohenzollerischer ist, so wurden bloß jene Urkunden, welche entweder von Hohenzollern ausgestellt worden sind oder directen Bezug auf sie haben, ihrem ganzen Umfange nach aufgenommen, jene dagegen, welche nur in indirecter Beziehung zu denselben stehen, d. h. in welchen dieselben nur als Zeugen, Taidinger oder Siegler erscheinen, ohne Ausnahme nur auszugsweise mitgetheilt, was selbst von bisher noch ungedruckten Kaiserurkunden gilt, so sehr auch sonst deren vollständige Bekanntmachung wünschenswerth gewesen wäre.

Die älteste der hier abgedruckten Urkunden, der Stiftungsbrief des Klosters Alpirsbach gehört dem J. 1095 an, es ist jedoch sehr zweifelhaft, ob dieselbe nicht etwa nur eine historische Aufzeichnung ist. An diese schließt sich die päpstliche Urkunde v. J. 1101 an, wodurch die Stiftung des ebenerwähnten Klosters bestätiget wurde. An diese reihen sich zahlreiche Urkunden an, welche zufolge des obengedachten Grundsatzes nur auszugsweise mitgetheilt wurden. Erst gegen die Mitte des XIII. Jahrhunderts hin beginnen die von Zoller'schen Grafen ausgefertigten Documente, so wie solche, welche sich unmittelbar auf sie beziehen, daher auch vollständig bekannt gemacht werden, zahlreicher zu werden. Sie belaufen sich mit Einschluß der bloß auszugsweise mitgetheilten auf nahezu sechshundert. Es erscheint weder thunlich noch auch erforderlich hier auf den Inhalt derselben näher einzugehen, sondern es wird die Bemerkung genügen, daß Käufe und Verkäufe, Schuldverschreibungen, Widmungen an Stifte und Kirchen, Tausch- und Hausverträge Gegenstand derselben sind, demnach zumeist nur ein specielles Interesse haben, wie dieß in der Natur der Sache liegt, womit übrigens keineswegs behauptet wird, daß nicht auch für die allgemeine deutsche Geschichte Materialien darin liegen. Gerade die Geschichte der hohen Adelsgeschlechter bedarf im Interesse derselben einer sorgfältigeren Behandlung, als ihr seither zugewendet wurde.

Die Urkunden, welche der früheren Periode angehören, sind mit wenigen Ausnahmen schon in anderen Druckschriften bekannt gemacht worden. Dieselben haben die Herausg. theilweise auch angegeben, die vollständige hier einschlägige Literatur aber, so wie die erforderlichen Erläuterungen in den „Hohenzollerischen Forschungen", welche den Monumenten vorangingen theils nebenher fortgesetzt werden, niedergelegt.

Mit den Grundsätzen, welche die Herausgeber bey Bearbeitung der Urkundentexte sich zur Richtschnur genommen haben, erklärt sich Ref. fast durchgehends einverstanden. Allerdings soll der Urtext auf's getreueste wiedergegeben werden, doch nur soweit, als dieß im Drucke möglich ist, ohne von diesem in Facsimilirung zu verfallen; daher wurden die Abkürzungen, welche sich in den Originalien finden, durchgehends aufgelöst, und die damals übliche eben so zweckwidrige als schwankende Interpunctionsweise, welche im Drucke sehr störend seyn würde, der jetzt üblichen angepaßt, soweit dieß zum richtigen Verständniß erforderlich schien; dagegen ward die der älteren Graphik eigenthümliche und ganz willkührliche Verwechslung großer und kleiner Buchstaben beybehalten, was Ref. nicht billigen kann, eben weil der Gebrauch dieser Buchstaben auf keinen festen Regeln beruhte, ihre Aenderung also unbedenk-

lich geſchehen kann, und weil die Beybehaltung dieſer Eigenheit im Drucke ſehr ſtörend iſt.

Die häufig den Urkunden unmittelbar angefügten Siegelabbildungen (Holzſchnitte) erhöhen nicht etwa bloß den Schmuck, ſondern auch den inneren Werth des Werkes, und ſind eine um ſo willkommenere Zugabe, als einerſeits ſolche ſphragiſtiſche Illuſtrationen in der Regel allzuſehr vernachläßiget werden, und andererſeits zumeiſt ſehr ungenau, alſo unbrauchbar ſind. Und doch ſind die Siegel nicht ſelten von größerem hiſtoriſchen Werthe, als ſelbſt die Urkunden, an denen ſie hängen.

Auf die äußere Ausſtattung wurde eine, zumal in Deutſchland, ganz ungewöhnliche Sorgfalt verwendet, was freylich nur die Munificenz des Königs von Preußen, des Schöpfers dieſes Werkes, möglich gemacht hat.

Historia diplomatica Friderici secundi sive constitutiones, privilegia, mandata, instrumenta, quae supersunt istius imperatoris et filiorum eius. Accedunt epistolae paparum, et documenta varia. Collegit, ad fidem chartarum et codicum recensuit, iuxta seriem annorum disposuit et notis illustravit J. L. A. Huillard-Bréholles, auspiciis et sumptibus H. de Albertis de Luynes unius ex academiae inscriptionum sociis. Tom. II. P. I et II. (S. 1093). Tom. III. (S. 547.) Parisiis excudebant Plon fratres. 1852. 4.

Immer mehr drängt ſich das Bedürfniß auf, die wichtigſten Quellen der Geſchichte, die Urkunden, welche in älteſter und neueſter Zeit ſo zahlreich bekannt gemacht wurden und beſonders jetzt ſo maſſenhaft an's Licht geſtellt werden, entweder auszugsweiſe (in Regeſten) oder ihrem ganzen Umfange nach unter beſonderen Rubriken zuſammen zu faſſen, da es immer ſchwerer wird, das ganze Urkundengebiet zu überblicken. Dieß gilt ganz beſonders bezüglich der von den deutſchen Königen und Kaiſern ausgeſtellten Urkunden, nicht bloß weil ſie, ungeachtet ſehr viele verloren gegangen, in großer Zahl vorhanden, ſondern auch, weil ſie in einer Menge von Druckſchriften, deren manche überdieß ſchwer zugänglich, zerſtreut ſind. Böhmer und Chmel haben ſich daher ein großes, allerſeits anerkanntes Verdienſt erworben, indem ſie dieſelben nachgewieſen und auszugsweiſe zuſammengeſtellt haben; denn erſt dadurch iſt es den Hiſtorikern möglich geworden, die deutſche Geſchichte, ſey es im Zuſammenhang oder einzelne Theile derſelben in entſprechender Weiſe zu bearbeiten. Indeſſen ſollte man dabey nicht ſtehen bleiben, ſondern ſämmtliche Urkunden der deutſchen Könige und Kaiſer in einen Codex zuſammenfaßen. Es war allerdings der Plan, dieſelben in den von Pertz redigirten Monumenta histor. German. zu veröffentlichen, leider aber ſcheint er, wenn auch nicht völlig aufgegeben zu ſeyn, doch jedenfalls nicht in Ausführung gebracht zu werden, indem nach einer ſo langen Reihe von Jahren noch nicht einmal der Anfang gemacht iſt, und überhaupt die Fortſetzung dieſes Nationalwerkes, wie verlautet, keineswegs ſicher geſtellt iſt. Sollte es jedoch, wie zu wünſchen iſt, ſeinen ungeſtörten Fortgang haben, dann möchte vorzuziehen ſeyn, den Druck der Chroniken und ſelbſt den der Leges vorläufig auszuſetzen und jenen der Urkunden zu beginnen.

Unter dieſen Verhältniſſen iſt um ſo dankenswerther, was in dieſer Richtung von anderen Seiten her geleiſtet wird, daher auch das in Rede ſtehende Werk, obgleich es uns Deutſche ſchamroth machen ſollte, daß ſelbſt das Ausland ſich veranlaßt ſieht, unſeren ſchwachen Kräften zu Hülfe zu kommen. Dasſelbe iſt übrigens noch nicht vollendet, denn der erſte Band, in welchem, wie zu vermuthen iſt, die Geſchichte des Kaiſers Friedrich II. behandelt wird, iſt noch nicht erſchienen, jedenfalls dem Ref. noch nicht zugekommen; das wichtigſte jedoch, das was als beſonders nothwendig ſich darſtellt, der codex diplomaticus umfaßt, ſo weit er bisher gedruckt vorliegt, bereits die Urkunden eines Decenniums, und es iſt zu erwarten, daß derſelbe innerhalb kurzer Zeit zum Abſchluße gebracht werden wird. Da der erſte Band, in welchem ohne

Zweifel über den Plan Auskunft gegeben wird, noch rückſtändig, jedenfalls dem Ref. nicht zugekommen und der Codex mit keiner Vorrede eingeführt iſt, ſo läßt ſich der Plan, welchen der Herausg. dieſem Werke zu Grunde gelegt hat, nicht erkennen, namentlich iſt nicht erſichtlich, warum derſelbe den Codex mit dem Jahre 1220 und nicht vielmehr mit dem J. 1213, in welchem Friedrich zum Deutſchen König erwählt ward, beginnt.

Wie die Ausführung entnehmen läßt, lag es im Plane des Herausg. alle auffindbaren Urkunden, gedruckte wie ungedruckte, welche von dem Kaiſer Friedrich II. ausgeſtellt wurden oder ſich auf ihn beziehen, wie beſonders mehrere päpſtliche Bullen, ſodann auch die von dem Sohne desſelben dem Könige Heinrich ausgeſtellten Urkunden in dieſem Codex zuſammen zu faßen.

Dieſe Arbeit ward durch Böhmer's Regeſten allerdings ſehr erleichtert, doch beſchränkte ſich der Herausgeber nicht auf die Urkunden, welche dort nachgewieſen ſind, ſondern hat auch viele bisher ungedruckte oder nur in Auszügen bekannte Urkunden aufgeſpürt, deren namentlich eine große Anzahl in italieniſchen Archiven aufgefunden, und auch einige deutſche Archive ausgebeutet; überdieß hat er, wo immer es ihm möglich war, die bereits durch den Druck veröffentlichten nach den Originalien verbeſſert, häufig auch, wo ihm ſolche nicht zu Gebote ſtanden, die Fehler der bisherigen Abdrücke ex ingenio abcorrigirt. Gegen die meiſten dieſer Correcturen, die entnehmen laſſen, daß der Herausgeber mit der deutſchen Geſchichte ſehr vertraut iſt, wird ſich kaum eine Einwendung machen laſſen, obwohl hierin große Vorſicht eintreten muß. Ref. glaubt einige dieſer Correcturen bemerklich machen zu ſollen. In einer Urkunde v. J. 1223 (II, 760) erſcheint unter den Zeugen ein Ludovicus marchio de Badin, der, da ein ſolcher in dieſer Zeit nicht exiſtirt hat, unmöglich angenommen werden kann. Der Herausg. ſchlug daher die kaum verwerfliche Aenderung vor: Ludowicus (dux Bawariae, Hermannus) marchio de Badin; denn beyde, befanden ſich in dieſer Zeit in der Umgebung des Königs Heinrich. Ebenſo rechtfertiget ſich die Umänderung eines der Zeugen in einer Urkunde des Kaiſers Friedrich v. J. 1230 (Tom. III, 180), nämlich des Albertus „Rimesſindle", wie er in den bisherigen Ausgaben erſcheint, in Albertus "Rindesmule"; ebenſo die Aenderung „prosperitatis" (Tom. III, 421) in posteritatis", welches der Sinn dieſer Stelle fodert. Ref. vermöchte noch mehrere andere derartige Verbeſſerungen namhaft zu machen, beſchränkt ſich jedoch auf dieſe, die hinlänglich beweiſen, daß der Herausg. mit Sachkenntniß zu Werke gegangen. Dagegen finden ſich auch Conjecturen, welche, wie Ref. dafür hält, nicht angenommen werden können. In einer Urkunde des Königs Heinrich, welche derſelbe Jägers Geſchichte der Stadt Ulm entnommen hat, und die ſonſt nirgends gedruckt iſt, kommt unter den Zeugen (II, 736) ein Fridericus de Bruhingen vor, ein Name, der offenbar verdorben iſt, ſtatt deſſen daher der Herausg. Trutelingen (im Drucke ſteht fehlerhaft Trutehingen) in Vorſchlag bringt, womit Ref. nicht einſtimmt, der vielmehr der Anſicht iſt, daß Truentingen = Truhendingen geleſen werden müſſe; denn Friedrich von Truhendingen kommt in den Urkunden des Königs Heinrich öfter als Zeuge zum Vorſchein und die Reihenfolge der Zeugen fordert an dieſer Stelle einen Namen, der einem der höheren Adelsgeſchlechter angehört. Zu „Theobaldus" de Vohburch, welcher gleichfalls in einer Urkunde des Kaiſers Friederich als Zeuge erſcheint (II, 782), macht der Herausg. die Bemerkung, daß dafür beſſer „Diopoldus" oder „Tyboldus" geleſen werde, was ganz unrichtig iſt. Zwar finden ſich beyde Formen, beſonders in Urkunden, welche in Italien und von italieniſchen Notären verfaßt wurden, ſehr häufig, allein ſie ſind noch unrichtiger als die Form „Theobaldus". Sprachrichtig iſt nur die Form „Dietpaldus". Indeſſen iſt kein Anlaß, ſich an derley unrichtigen Namensformen, welche in dieſer Zeit und ſchon früher ſehr häufig zum Vorſchein kommen, zu ſtoßen, ſoferne nur nicht wegen der Namensträger ſelbſt Bedenken entſtehen, welche in dem vorliegenden Falle nicht möglich ſind.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München: herausgegeben von Mitgliedern 5. August.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

1. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. I. — 1847. Hongkong 1848.

2. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. II. — 1848—50. Hongkong 1852.

3. The Chinese Miscellany, designed to illustrate the government, philosophy, religion, arts, manufactures, trade, manners, customs, history and statistics of China. Davon ſind erſchienen:

I. A Glance at the interior of China, obtained during a journey through the silk and green tea districts. Shanghae 1849. Printed at the Mission Press.

II. Dissertation on the silk-manufacture, and the cultivation of the mulberry; translated from works of the Tseu-Kwang-K'he, called also Paul Siu, a colao, or minister of state in China. Shanghae 1849.

III. The Chinaman abroad: or a desultory account of the Malayan archipelago, particularly of Java; by Ong-Tae-Hae. Translated from the original. Shanghae 1849.

IV. General description of Shanghae and its environs, extracted from native authorities. Shanghae 1850.

4. The Ceremonial usages of the Chinese, b. C. 1121, as prescribed in the „Institutes of the Chow dynasty Strung as Pearls". Translated from the original Chinese, with notes, by William Raymond Gingell, interpreter to her majesty's consulate, Too Chow Too. London 1852.

Die Satzungen der Königlichen aſiatiſchen Geſellſchaft für Großbritanien und Irland beſtimmen: Es mögen ſich in den Kolonien Zweigvereine bilden, welche vorzüglich den örtlichen Verhältniſſen ihre Aufmerkſamkeit zuwenden und ſich der engliſchen Muttergeſellſchaft anſchließen. Eine der neueſten Schöpfungen dieſer Art iſt die aſiatiſche Geſellſchaft für China, begründet am 19. Januar 1847, die bereits zwey Bände wichtiger Abhandlungen erſcheinen ließ. Der dritte iſt im Drucke begriffen und wird nach Allem was durch öffentliche Mittheilung verlautet, in keinem Falle hinter den beyden erſten zurückbleiben. Die fünfte Abhandlung dieſes neuen Bandes, welche die Inſchriften der chineſiſchen Porcellangefäße erklärt, die in ägyptiſchen Gräbern gefunden wurden, haben wir bereits aus Hongkong erhalten. Ihr Verfaſſer iſt der erſte chineſiſche Dolmetſch der Regierung zu Victoria, W. H. Medhurſt, der Jüngere.

Der berühmte Sinolog und Staatsmann Sir Francis Davis hielt als Statthalter zu Hongkong

und erster Präsident die Eröffnungsrede (15. Februar 1847), welche die Wichtigkeit des Vereins und seine mannigfachen Aufgaben entwickelt. Die praktische Richtung, wie man dieß von Engländern nicht anders erwarten wird, ist bey weitem die vorwiegende. Es werden die Anfragen und Gegenstände mitgetheilt, welche die heimathliche Regierung ihren Konsuln und Beamten vorlegte. Sie enthalten eine vollständige Länder- und Völkerkunde. Diese Beamten sind beauftragt die geographische und geologische Beschaffenheit des Landes, die natürlichen und künstlichen Erzeugnisse, und welche sich für den englischen Markt eignen zu untersuchen. Die europäischen Erzeugnisse, die von Eingebornen gekauft werden, und wie sich der Verschleiß des Opium verhält zur ganzen Bevölkerung, zu ihrem übrigen physischen, geistigen und moralischen Zustande; die Stellung der Eingebornen zur Regierung, zu den Reichsgesetzen und dem Beamtenthum, — über alle diese Gegenstände sollen die Konsuln Erkundigungen einziehen und in's Einzelne eingehende Berichte einsenden. Die Vorrichtungen beym Ackerbau, die Düngersorten und die Düngerweise mögen genau beobachtet werden. Dr. Buckland von Oxford habe ihm geschrieben, so erzählt Herr Davis, daß Professor Liebig hierüber die genauesten Nachrichten wünscht, vorzüglich in Betreff des chinesischen Düngers.

Ein Aufsatz des Herrn Meadows über den Landbesitz in China eröffnet die Reihe der Abhandlungen. Herr Meadows hat in München, was er in seinen vermischten Bemerkungen über China, die wir in einem frühern Bande der Anzeigen (Nov. 1847) besprachen, dankbarlich anerkennt, den Grund gelegt zu seiner chinesischen Sprachkenntniß und somit zur glücklichen amtlichen Laufbahn im Mittelreiche. Die trefflichen Bemerkungen Staunton's (Penal Code of China London 1810 S. 526) über das Grundeigenthum werden hiemit erweitert und ergänzt. Die von M. angeführten Thatsachen und Schriften zeigen, daß der Landbesitz in China ein ludeigener ist und durch kein Lehensverhältniß beschränkt oder bedingt wird. Es scheint der Eigenthümer kann auf seine Gründe Hypotheken aufnehmen, sie nach Belieben ganz oder theilweise verkaufen und seinen Kindern hinterlassen, zahlt er nur die Landsteuer und richtet sich nach dem Landesüblichen, schriftlich nicht verzeichneten Brauche.

Die zweyte Abhandlung enthält die Beschreibung der heißen Quellen von Jongmak, unfern Macaos von dem brittischen Konsul zu Kanton, Herrn Bowring. Dieß ist der durch seine politische Gesinnung wie durch seine andern litterarischen Arbeiten ausgezeichnete Freund des berühmten Rechtsgelehrten Bentham. Bowring ward seit der Heimkehr des Herrn Davis die Seele der asiatischen Gesellschaft; ohne seine Thätigkeit und Ausdauer wäre sie vielleicht zu Grunde gegangen. Die Abhandlung des Herrn Dr. Harland über das chinesische System der Anatomie und Physiologie ist sicherlich ein tüchtiger Beytrag zur Kenntniß der ostasiatischen Medicin. Wir müssen aber ihre Beurtheilung den Fachgenossen des Verfassers überlassen. Auffallender Weise findet man hier keine Erwähnung der Opuscula medica ad mentem Sinensium, welche Andreas Cleyer (Francofurti 1682) herausgegeben hat, obgleich sie dieselben Theile der chinesischen Medicin behandeln. Bekanntlich sind diese Arbeiten nicht von Cleyer selbst, sondern von mehreren Missionaren, namentlich von dem polnischen Jesuiten Michel Boym. Remüsat, der selbst manches Plagiat beging, war sehr geneigt, Andere dieses Betrugs anzuklagen. So auch den Hessen-Kasseler Arzt Cleyer (Nouveaux Melanges Asiatiques II. 227). Die Anklage ist ganz ungegründet. Cleyer sagt nirgendwo, daß er Verfasser dieser Abhandlungen sey, sondern sie wären von einem gelehrten Europäer gesammelt, geschrieben worden (ab erudito Europaeo collecta, ab erudito Europaeo conscripta).

Herr Hillier, Vorstand der Polizey zu Victoria auf Hongkong beschäftigt sich seit längerer Zeit mit dem chinesischen Münzwesen. Man findet hier von ihm zwey Abhandlungen. In der ersten wird nach den gesammelten Satzungen der überaus reinen Dynastie das bestehende Münzwesen beschrieben und in der zweyten, nach einem einheimischen Werke von der Regierung des Jao bis zum Schlusse der Mingdynastie (2356 v. — 1644 n. u. Z.), während eines Zeitraums von viertausend Jahren, eine ausführliche Münzgeschichte gegeben, wobey die Münzen selbst in Abbildungen mitgetheilt werden. Herr H. übersetzt bloß die Worte seines chinesischen Originals; an Münzen aus den Zeiten des Jao und Schun,

aus den Zeiten der drey ersten Dynastien und noch weiter herab wird er wohl selbst nicht glauben.

Es werden jetzt in China, was ehemals wohl der Fall war, weder Gold- noch Silbermünzen mehr ausgeprägt. Das einzige Geld China's im engern Sinne des Worts bilden die gegossenen Kupfermünzen, die aus einer Mischung von sechs Zehntheil Kupfer und vier Zehntheil Zink bestehen. Nach dem gesetzlich aufgestellten Verhältniß des Kupfers zum Silber gehen zehntausend solcher Münzen auf eine Unze feinen Silbers, chinesisch Leang, von den Europäern gemeinhin Tael genannt, welche von der ostindischen Kompagnie auf sechs Schilling acht Pence oder vier Gulden unsers Geldes gerechnet wird. Dieses feine chinesische Silber enthält gewöhnlich ein und ein halb Procent Gold. Tausend Unzen oder Tael reinen Silbers machen in London nach kaufmännischer Rechnung, den Goldgehalt des Silbers mit eingeschlossen, dreyhundert und sechszehn Pfund Sterling. In den verschiedenen Kreishauptstädten des Reiches sind eigene Münzgebäude errichtet, welche je nach Größe und Bedürfniß des Reiches mehr oder weniger Schmelzöfen enthalten. Auf allen Münzen des Reiches, wo immer sie gegossen seyn mögen, befindet sich die Ehrenbenennung (Nien hao) der Regierungsjahre des Kaisers mit der Inschrift: Allgemeine Münze in chinesischen und Mandschu-Charakteren. Nicht selten wird auch der Gußort oder der Münzhof des Kreises, wo die Münzen gegossen wurden, angegeben. Die von der Regierung ausgegebenen gewöhnlich im Lande kursirenden Münzen sind unter ihrem Nennwerthe gegossen.

(Fortsetzung folgt).

Historia diplomatica etc.

(Schluß.)

Ueberhaupt wird man sich hüten müssen, auf dem urkundlichen Gebiet der Verbesserungslust so großen Spielraum zu gewähren, da die Urkunden hiedurch den Typus, welchen ihnen die Zeit aufgedrückt hat, und der alle Beachtung verdient, verlieren würden, abgesehen davon, daß man sich vielfach der Gefahr aussetzen würde, Irrthümliches hinein zu bringen, was dem Herausg. allerdings mehrfach begegnet ist. In einer Urkunde des Kaisers Friedrich v. J. 1226 (II, 662) will der Herausg. statt Lehnburch, wie der Abdruck bey Lünig, oder Lenhburc, wie in jenem bey Dümont steht, Luneburch gelesen wissen, und hat diesen Namen auch unbedenklich in den Text aufgenommen; allein diese Aenderung scheint dem Ref. nicht richtig zu seyn, sondern er ist der Ansicht, daß Lenzeburch zu substituiren sey. In der Urkunde (II, 683) will der Herausg. statt „per excessionem" gesetzt wissen „per concessionem", allein jene Leseart paßt zu dem vorhergehenden sehr gut, weßhalb sich die vorgeschlagene Aenderung nicht rechtfertigen läßt, ebensowenig und noch viel weniger in der nämlichen Urkunde die von dem Herausg. gewählte Leseart „insuperque" statt „per que", eine Aenderung, von deren Richtigkeit er doch so sehr überzeugt war, daß er sie selbst in den Text aufnahm. Dieses ist selbst in dem Falle nicht zu billigen, wenn auch die Aenderung kein Bedenken gegen sich hat, sondern vorzuziehen, in den Noten sie anzudeuten. In der Regel hat sich der Herausg. allerdings darauf beschränkt. In den zahlreichen Noten welche sich unter dem Texte befinden, erläutert derselbe die Geschichte, Geographie und Chronologie in einer Weise, die allen Beyfall verdient. Die letztere besonders gibt gar häufig Anlaß zu Bemerkungen und Erläuterungen, da die Zeitbestimmungen, welche sich in den Urkunden finden, gar häufig nicht zusammen stimmen. Noch ist ein wesentlicher Punkt nicht gehörig festgestellt, die Frage nämlich, ob das Datum der Ausfertigung der Urkunden mit dem Aufenthalt des Ausstellers immer zusammenfalle? Man hat dieß zwar allgemein angenommen, allein versichert ist man dessen keines Falles; denn es kommen nicht selten Urkunden vor, in denen das Actum offenbar nicht zu dem Datum paßt. In diesem Falle hilft man sich mit der Annahme, daß in dem Datum ein Fehler stecke, aus der Verlegenheit, allein diese Annahme ist darum noch nicht gerechtfertiget. Zweifelhaft bleibt es immer in allen jenen Fällen, wo

das Actum und Datum voneinander getrennt ist, was besonders häufig in den von den deutschen Königen und Kaisern ausgestellten Urkunden sich findet, wodurch sie selbst auf die Vermuthung führen, daß die Verhandlung über irgend einen Gegenstand welche der Ausfertigung einer Urkunde vorherging, und diese nicht gleichzeitig geschah. Jedenfalls ist der Grund der Trennung des Actums und Datums noch nicht genügend erklärt.

Die beygefügten Arten lassen entnehmen, daß der Herausg. mit der Geschichte, so wie mit deren Quellen und Hülfsmitteln sehr vertraut und auch der deutschen Sprache mächtig ist, ohne deren Kenntniß ihm wohl kaum möglich gewesen wäre, dieses Werk an's Licht zu fördern. Nur sehr selten ist ihm ein hieher gehöriges Werk entgangen. Ref. beschränkt sich auf die Bemerkung, daß die Urkunde des Königs Heinrich v. 18. August 1228 (III, 378), welche der Herausg. nur nach dem Auszuge kennt, welchen Kleinmaiern in der Juvavia veröffentlicht hat, in von Koch-Sternfelds Beyträgen III, 218 vollständig abgedruckt ist. Die in den vorliegenden zwey Bänden mitgetheilten Urkunden entziffern sich mit Einschluß der einfachen Regesten, auf welche sich der Herausg. in Ermanglung der vollständigen Urkunden beschränkt sah, auf nahe zu tausend, und es ist anzunehmen, daß ihm nur wenige entgangen sind.

Daß der Herausg. die Urkunden nicht beziffert hat, will Ref., da dieß Neben- oder wenn man will, Geschmacksache ist, nicht tadeln, doch aber vermißt er nur ungerne diese Bezifferung. Auch fällt als ungewöhnlich auf, daß er zwischen den Inhaltsanzeigen (Regesten), welche den Urkunden vorangestellt sind, und diesen die bezügliche Literatur oder den Aufbewahrungsort der Documente angegeben hat, statt wie sonst allgemein üblich, beyde am Schluße einer jeden Urkunde zu verzeichnen. Doch ist dieß wie schon bemerkt, nur Nebensache und fällt vielleicht nur darum auf, weil es nicht gewöhnlich ist. Für sehr zweckmäßig hält Ref., daß der Herausgeber die Inhaltsanzeigen der hier abgedruckten Urkunden am Schluße eines jeden Bandes in chronologischer Folge zusammengestellt hat, da hiedurch der Ueberblick der Documente, so wie ihr

Auffinden sehr erleichtert wird. Das Register, welches bey einem Werke dieser Art nie fehlen sollte, entspricht nicht der Ansicht des Ref., obwohl er nicht verkennt, daß auch die von dem Herausgeber gewählte Anordnung ihre Vortheile hat. Derselbe hat nämlich die Namen der Bischöfe und Adelichen nicht deren Sitzen untergeordnet, sondern durchgehends die Vornamen an die Spitze gestellt, so daß man z. B. den Otto dux Meraniae nicht unter letzterem Worte, das denn doch das hervorstechende ist, sondern unter „Otto" und unter vielen dieses Namens suchen muß. Um in beyderley Rücksichten zu genügen, hält Ref. für das Zweckmäßigste, auch die Vornamen in die alphabetische Ordnung zu bringen, von diesen jedoch auf die Zunamen zu verweisen. Auch kann Ref. nicht billigen, daß einem jeden Bande ein Register beygegeben ist, da doch ein Register am Schlusse des Werkes über das ganze offenbar viel zweckmäßiger ist. Der Druck ist, soviel Ref. sich überzeugen konnte, sehr correkt. Nur auf einige wenige Druckfehler ist derselbe gestossen z. B. II, 877 Hermannus „Wirhibiburgensis" episcopus statt H. „Wirziburgensis" ep.; II, 887 episcopus de „Ainsteten" statt „Aihsteten; II, 898 Fridericus de Truhtingen statt Truhntingen oder Truhendingen; III: 371 „Wibenburg" statt „Wizenburch." In den Urkunden dieser Zeit sehen freylich die „z" einem „h" sehr ähnlich. Diese Ausstellungen sind jedoch unerheblich und können den Werth dieses Werkes nicht beeinträchtigen. Es macht den lebhaftesten Wunsch rege, daß man endlich an die Herausgabe eines Kaiser-Codex Hand anlegen möchte. Demselben könnte das vorliegende allerdings als Muster dienen, auch von Seite des handhablichen Quartformates, welchem vor jenem in Folio der Vorzug einzuräumen ist, so wie auch von Seite der äußeren Ausstattung, der schönen Lettern und des Papieres, welches weiß und sehr körperhaft ist.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Auguſt.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1853.

1. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. I. etc.
2. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. II. — etc.
3. Chinese Miscellany, etc.

I. A. Glance at the interior of China, etc.

II. Dissertation on the silk-manufacture, etc.

III. The Chinan abroad: etc.

IV. General description of Shanghae etc.

4. The Ceremonial usages of the Chinese, etc.

(Fortſetzung.)

Solche Münzen, Regierungsgeld genannt, enthalten $\frac{54}{100}$ Kupfer $\frac{40}{100}$ Zink; manchmal iſt die Miſchung von Zink noch bedeutender. Sie ſind dem Kurs unterworfen und man erhält, je nach ihrer innern Güte bald mehr bald weniger für einen Tael, ſo z. B. in Junnan gewöhnlich zwölfhundert. In der kleinen Bucharey oder dem chineſiſchen Turkeſtan wird eine eigene, aus den Zeiten der Mongolenherrſchaft ſtammende kupferne Münze geprägt, Pul genannt, wovon hundert auf eine Tanka oder Unze reinen Silbers gehen. Vor Alters war der Gußort dieſer Münzen in Jarkand und Uſch; jetzt ward er nach Akſu verlegt. Dieſe Münzen enthalten in mohammedaniſcher d. h. wohl arabiſcher Schrift den Gußort und die Ehrenbenennung der Regierungsjahre des Kaiſers. In Tübet werden einfache und doppelte Silbermünzen ausgeprägt, wovon je achtzehn oder neun auf einen Leang gehen. Sie führen die Ehrenbenennung der Regierung und die Worte „Allgemeine Münze.“ Auf dem Revers ſteht noch das Wort „Münze“ in tübetiſcher Sprache.

Die Ausſprache der chineſiſchen Charaktere des Herrn Hillier iſt ſehr auffallend. Die Chineſen haben, wie man weiß, kein r in ihrer Sprache und doch findet man in der Geſchichte der chineſiſchen Münzkunde die ſonderbaren Worte Tar Tarng, Narn Targ und mehreres Andere, dem wohl ſchwerlich ein Chinakundiger ſeine Zuſtimmung ertheilen möchte. Dieß wird auch bereits im Vorwort zum zweyten Theil der Abhandlungen, von dem verdienſtvollen Sekretär der aſiatiſchen Geſellſchaft Herrn A. Shortrede bemerkt. Herr Shortrede iſt der unterrichtete Herausgeber einer der beſten Zeitungen, der China Mail auf Hongkong. Die Charaktere müſſen Ta Tang, große Tangdynaſtie, Nan Tang, Südliche Tangdynaſtie geleſen werden. Freylich finden ſich in dieſen Arbeiten manche andere Sonderbarkeiten, wie Cobloi anſtatt Chubilai. Mehrere Aufſchriften ſind gar nicht richtig geleſen, ſo Münze 188 S. 102, welche nach H. Garn pao hor und Tar hor chorng paou lauten. Eine Ueberſetzung dieſer ſonderbaren Worte iſt nicht hinzugefügt. Nun ſteht aber auf der Münze ganz deutlich Jongngan, Pao, ho, d. h. Ewige Ruhe, Koſtbares Tauſchmittel; dann Tai ho, Tong pao, d. h. Große Einheit,

Allgemeine Münze. Jongngan iſt eine Jahresbenennung der Dynaſtie Tuen Wei von 529—531 und Tai ho derſelben Dynaſtie von 477—500 u. Z.

Tu ſchi oder Tu jeu und Matuanlin widmeten das achte und neunte Buch ihrer das ganze chineſiſche Leben und Kulturſyſtem umfaſſenden methodiſchen Encyclopädie der Münzgeſchichte des chineſiſchen Reiches. Es werden in dieſen Büchern nicht bloß der Urſprung und die mannigfachen Veränderungen des chineſiſchen Münzſyſtems auseinander geſetzt; ſondern man findet hier auch in wenigen Worten den Inhalt aller Regierungsverordnungen, welche im Laufe der Jahrhunderte über das Münzweſen im Reiche der Mitte erlaſſen wurden. Es wird der innere Werth, welchen das ausgeprägte Geld geſetzlich haben ſoll, ſo wie die Strafen der Münzverfälſcher angegeben. Man erſieht hieraus, daß mehrere Verordnungen über das Münzweſen und den Verkauf des Kupfers der regierenden Mandſchu-Dynaſtie ſchon aus der Zeit der Tang ſtammen. Jede der vierundzwanzig Abtheilungen der methodiſchen Encyclopädie iſt mit einer Vorrede verſehen, worin der Hauptinhalt und die leitenden Ideen der betreffenden Abtheilung auseinandergeſetzt werden. „Obgleich bloß“, ſo beginnt die Vorrede der Münzgeſchichte, „Speiſe und Kleidung zur Erhaltung des Lebens nothwendig ſind, ſo kamen doch andere Gegenſtände, die weder auf das eine noch auf das andere einen Bezug haben, wie Perlen, koſtbare Steine und die fünf Metalle in allgemeinen Gebrauch. Die ehemaligen Herrſcher ſahen ein, daß Kleidung und Nahrungsſtoffe in den verſchiedenen Verhältniſſen der Menſchen nicht ausreichen, weßhalb ſie an deren Stelle andere Tauſchmittel erwählten. In den alten Zeiten waren Perlen und koſtbare Steine die theuerſten Waaren; dann kam Gold, hierauf Schwerter und Kleidungsſtoffe. Perlen, Edelſteine und Gold ſind unbequeme Tauſchmittel, weßhalb man ſich für Gegenſtände geringern Werths des täglichen Lebens, des Kupfers bediente. Runder Münzen dieſes Stoffes in den Münzhöfen der neuen Departemente gegoſſen, bediente man ſich von den Zeiten der Tſcheu bis auf den heutigen Tag.“

In den alten Zeiten der Sitteneinfalt, ſetzt Matuanlin hinzu, war immer Geld genug vorhanden, ſpäter als Luxus und Ueppigkeit einriſſen, war die Maſſe vorhandenen Metalls nicht ausreichend. Schon ſeit den Zeiten der Tang mußte man zu einem Repräſentanten desſelben, zu Papiergeld ſeine Zuflucht nehmen, was von dem chineſiſchen Staatsmanne ſehr getadelt wird.

Der verſtorbene Gützlaff hat, vorzüglich nach den Angaben der hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Werke der Chineſen, eine ſehr ſchätzenswerthe Abhandlung über den Metallreichthum des Mittelreichs geliefert. Bis auf die neueſte Zeit, ſagt der kundige Mann mit Recht, wußten wir gar wenig von der Geologie des öſtlichen Aſiens, noch weniger von der Mineralogie. China war für uns in dieſer Beziehung, wie in vielen andern, ein verſchloſſenes Land. Erſt in unſern Tagen wird es etwas lichter im öſtlichen Aſien. Queckſilber, welches früher eingeführt wurde, bildet jetzt ſchon einen Hauptgegenſtand der Ausfuhr. Längs des ganzen Uferlandes des Kiang wurden Kohlen gefunden, ſo auch zu Formoſa und in andern Theilen des großen Reiches. G. beſchreibt alle die Gauen und Oertlichkeiten China's, im engern wie im weitern Sinne des Wortes, wo Gold, Silber, Kupfer, Eiſen und andere mineraliſche Stoffe gewonnen werden. Die Minen werden aber von den Chineſen mit geringer Kenntniß und Sorgfalt betrieben. Dieß liegt zum Theil im Princip. Man glaubt eine Vermehrung der Tauſchmittel bringe Theuerung; man befürchtet das Volk möchte den Ackerbau vernachläſſigen, was Hungersnoth zur Folge habe.

Medhurſt iſt der gelehrteſte Kenner der Sprachen und der thätigſte Sendbote im öſtlichen Aſien. Im Jahre 1816 von der Londoner Miſſionsgeſellſchaft ausgeſandt, erlangte Medhurſt in kurzer Zeit ſolch eine Fertigkeit der ſchwierigſten Sprachen jener Gegenden, daß er in ihnen predigen und der chineſiſchen wie der malayiſchen Jugend am indo-chineſiſchen Kollegium zu Malacca in ihrer eigenen Sprache Unterricht ertheilen konnte. Der Profeſſor verfaßt eine bedeutende Anzahl ſelbſtſtändiger Schriften, liefert Ueberſetzungen, ſchreibt Wörterbücher und Grammatiken, verfertigt in chineſiſcher und malayiſcher Sprache erbauliche und lehrreiche Traktate, welche über alle Inſeln und Länder des öſtlichen Aſiens in reich-

licher Fülle verbreitet werden. Wir wollen das Verzeichniß dieser Schriften, wovon sich die meisten in unserer chinesischen und orientalischen Büchersammlung finden, zur Charakterisirung der erstaunlichen, in Europa kaum bekannten Thätigkeit des tüchtigen Mannes der Anzeige seiner neuesten Werke, die er unter dem Namen Chinesische Miscellaneen als Zeitschrift erscheinen läßt, vorausſenden.

In chinesischer Sprache schrieb M. unter dem Namen Schangte oder Tugendfreund, folgende Werke und Traktate: Monatliches Magazin in mehreren Lieferungen; Gebetbuch für Kinder; Geschichte von Java; Abhandlung über das neue Jahr; über ihr Fest auf den Gräbern; die Sprüche Jesus; über das Speisen der Geister der verstorbenen Ahnen, nach Ansicht der Anhänger des Kongtse; über die chinesische Göttin des Meeres; Darstellung der christlichen Moral; das christliche Buch der drey Worte; freundschaftliche Gespräche; zwey Traktate über die chinesische Sitte, durch das Feuer zu springen, wie die Taosse zu thun pflegen; Abhandlung über die Erlösung; verschiedene Predigten; Auswahl wichtiger Stellen aus der heiligen Schrift; Uebersetzung des Evangeliums nach Marcus; christliches Schulbuch; vergleichende Chronologie der Geschichte China's mit der Geschichte des Westens, worin der Verfasser die Chronologie des alten Testaments mit der chinesischen in Einklang zu bringen sucht; Darstellung der Eigenschaften Gottes; Fall und Erlösung des Menschen; Harmonie der Evangelien; das Daseyn Gottes; Katechismen und andere kleinere religiöse Abhandlungen. In malayischer Sprache kennt man von ihm: Einleitung in die heilige Schrift; Inhalt der christlichen Lehre; Unterredung mit den Muselman über die Sünde; Ermahnung zum öffentlichen Gottesdienste; Katechismen — einer wird von der Frau des Missionars verfaßt — und mehrere christliche Schulbücher. Von seinen selbstständigen Werken in englischer Sprache erwähnen wir bloß den Ueberblick der chinesischen Zustände und Verhältnisse, welcher auch ins Deutsche übersetzt wurde; Bestand und Aussichten im Mittelreiche; das alte China und die Theologie der Chinesen. Unter seinen zahlreichen linguistischen Arbeiten mögen die vorzüglichsten seyn: das englisch-chinesische und chinesisch-englische Wörterbuch; das japanische, coreanische und formosanische Vocabular; die chinesische Grammatik (Notices on Chinese Grammer) und endlich das große Lexikon der Fokien Mundart.

Medhurst ließ sich im Jahre 1817 in Malacca nieder, einer Stadt, welche vor Gründung Singhapurs der Hauptstapelplatz war des Handels im östlichen Archipelagus und deßhalb für die Zwecke der Mission und Kunde jener Länder am geeignetsten scheinen mochte. Malacca zählte damals 25,000 Einwohner, wovon 4000 Chinesen und 2000 Portugiesen; der übrige Theil der Bevölkerung bestand aus Malayen. Hier gründete der berühmte Sinolog Morrison das anglo-chinesische Collegium, dessen Leistungen für das chinesische Sprachstudium in Europa, wie für Verbreitung der englischen Sprache und europäischen Wissenschaft im östlichen Asien höchst beachtenswerth sind. M. verweilte nur kurze Zeit als Lehrer der Anstalt. Er ging nach Penang, besuchte einige andere Inseln des östlichen Archipelagus und nahm endlich 1822 einen bleibenden Aufenthalt zu Batavia. Hier setzte er das von Dr. Milne begonnene chinesische Magazin fort, worin auch Gegenstände nicht christlichen Inhalts besprochen wurden, und suchte sogleich diese so wie andere Schriften der Missionare unter den Chinesen auf Java, auf den nahen Inseln und in China selbst zu verbreiten. Von dem Magazin sind monatlich tausend Exemplare gedruckt worden.

Seit dem Frieden zu Nanking lebt M. in Schanghai, vielfach beschäftigt theils mit Missions- theils mit wissenschaftlichen Arbeiten, unter welchen die Zeitschrift: „Chinesische Miscellaneen“ einen bedeutenden Rang einnimmt. Sie soll, im Laufe der Jahre, alle Gegenstände des Lebens und der Wissenschaft umfassen; die Verfassung, das Beamtenwesen, die Philosophie und Religion; die Künste, Manufakturen, Verkehr und Sitten des Mittelreichs. Wir haben vor kurzem die im Eingange angeführten vier Lieferungen dieser, in Europa seltenen Zeitschrift erhalten; die erste ward bereits im letzten Jahrgange unserer Anzeigen besprochen. Wir verweisen deßhalb in Betreff des Blickes ins Innere China's während eines Ausflugs nach den Seide- und Theedistrikten auf jene frühere Anzeige

(Nr. 48 des Jahrgangs 1852) und bemerken bloß, daß dieser ersten Lieferung zu London bloß ein neuer Titel hinzugefügt wurde. Sonst ist das Werk in keiner Beziehung verändert.

Die zweyte Lieferung enthält wirkliche Lettres Persannes. Ein Orientale, ein Chinese beschreibt den indischen Archipelagus und Java; beschreibt die Holländer, Engländer und Spanier, beurtheilt ihre Sitten und Einrichtungen und zeigt uns wie sich die europäischen Nationen in der Seele eines gebildeten, ehrlichen und wackern Sohnes der Blume der Mitte abspiegeln.

Die Männer aus Fokien ziehen gerne nach der Fremde. Aus diesem Kreise stammen die meisten jener zahlreichen chinesischen Ansiedlungen im indischen Archipelagus und auf der Halbinsel jenseits des Ganges. Auch Wangtai hai — nach Herrn Medhurst Ongtae hae — ist aus Fokien, und bezeichnet, was bey ihm natürlich, alle Namen in der Mundart seines besondern Vaterlands. Sonderbar erscheint aber, daß der Uebersetzer die chinesischen Zeichen nach dieser Aussprache wiedergibt. Er schreibt Ming, den Namen der bekannten Dynastie, Beng, die Stadt Tsiuentscheu des Kreises Fokien, mit den Worten Tschwantschew, Amoy, Haito, Cochinchina, Anlam, so daß, stünden die chinesischen Charaktere nicht dabey, man gar nicht wüßte, wovon die Rede. Wang tai hao verfaßte sein Werk gegen Ende des vorigen Jahrhunderts; es hat aber in der Folgezeit Zusätze erhalten. Man findet hier eine Darstellung der Ereignisse bey Eroberung Javas durch die Engländer (1811) und ihren neuen, im Gegensatze zu den Holländern vorgenommenen Einrichtungen. Der Reisende wird von seinen Freunden und Bekannten, theils in der Vorrede, theils in Anmerkungen zu seiner Schrift, als wackerer und einsichtsvoller Mann gerühmt. Im Hause des Chinesenvorstandes zu Samarang hätte er ein herrliches üppiges Leben führen können; es zog ihn aber nach der Heimath zurück zur alten Mutter, die noch lebte. Weg warf er Alles, gute Nahrung und schöne Wohnung, herrliche Kleider und schöne Sklavinnen, so leicht wie einen alten Schuh; süßer dünkten ihm gemeine Lebensmittel im Heimathort als alle Leckerbissen des Südens. Wieder griff er zu seinem ursprünglichen Geschäft, zur Schulmeisterey oder wie der Chinese sich ausdrückt; er pflügte mit der Zunge und verlebte seine Tage in Vergnügen bis zum hohen Alter.

Die Identität und der Ursprung der verschiedenen Namen eines und desselben Volkes, einer und derselben Gegend und Landschaft herzustellen, gehört zu den schwierigsten Untersuchungen der Länder und Völkerkunde. Diese Benennungen sind häufig so zufälliger Art und unbedeutenden Aeußerlichkeiten entsprungen, daß, werden sie von den Nationalen selbst nicht angegeben, es nicht selten ganz unmöglich ist die Ursachen zu erforschen. Mehrere Beyspiele der Art findet man in dieser Reisebeschreibung. Batavia wird von den Chinesen, wegen der zahlreichen Kokosbäume, Kalaba genannt, — der einheimische Name dieser Palmengattung. Von ihren dreyeckigen Hüten heißen die Holländer und dann alle Europäer die Dreygehörnten, die Einheimischen des östlichen Archipelagus hingegen wegen des Mangels an Fußbekleidung die barfüßigen Barbaren. Spanien nennt der Chinese Kanfila, d. i. Kastilien, eine Abtheilung der Bewohner Formosas die rohen Wilden, eine andere die freundlichen Wilden. Und so erfahren wir hier durch den Verfasser selbst die Ursachen vieler andern Benennungen, welche uns ohne Erklärung verborgen geblieben wäre.

Wang findet allenthalben, auf den Ländern und Inseln im Südwesten Ordnung, Ruhe und einen ziemlichen Grad von Bildung verbreitet. Dieß Alles will der höchstbefangene eitle Mann dem bildsamen Einflusse seiner vaterländischen Kultur und des leuchtenden Herrscherhauses der Mandschu zuschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Auguſt.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1853.

1. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. I. etc.
2. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. II. — etc.
3. Chinese Miscellany, etc.

I. A. Glance at the interior of China, etc.

II. Dissertation on the silk-manufacture, etc.

III. The Chinan abroad: etc.

IV. General description of Shanghae etc.

4. The Ceremonial usages of the Chinese, etc.

(Fortſetzung.)

Dieſer Lieblingsgedanke wird mehrmals wiederholt. Seine Verachtung der Barbaren, und dem Chineſen ſind alle andern Völker Barbaren, zeigt er auch, wie bey ſeinen Landsleuten gewöhnlich, durch die Schreibung ihrer Namen und Titel mit Charakteren ſchimpflicher Bedeutung. So wird z. B. für Gouverneur Gowanlu geſagt und mit Schriftbildern bezeichnet, die hochmüthiger dummer Südbarbaren Geſetzgeber bedeuten. Der Reiſende beginnt mit der Beſchreibung des Schiffweges von Amoy nach Batavia, woran man ſeine geographiſche Unwiſſenheit uud die Langſamkeit der Dſchonk erkennt. Rechnet er doch die Entfernung auf vierzehn tauſend chineſiſche Meilen, wovon 50 auf eine Schiffswache und 250 auf einen Grad gehen. Demnach würde die Entfernung wenigſtens 56 Grade betragen. Batavia, ſagt Wang, iſt im Süden von einem Vulcankranze umgeben, hinter welchem der ſüdliche Oceaan ſich ausbreitet. Man findet dort alle Waaren in Fülle und Kaufleute der verſchiedenſten Nationen der Erde. Doch iſt das Klima ungeſund; es bleibt während aller vier Jahrzeiten ſo heiß, wie zu Fokien nur im Sommer. „Die Regenzeit entſpricht unſerm Frühjahr und die trockenen Monate unſerm Herbſt. Obgleich der Boden reich und fruchtbar, ſo erndten ſie doch nur einmal im Jahre. Reis iſt ſehr wohlfeil; das Volk reich und wohlgenährt. Die Chineſen beſuchen Java und die benachbarten Inſeln wenigſtens ſeit 400 Jahren; Leute aus Fokien und Kanton haben ſich hier niedergelaſſen, an 100,000 Seelen. Viele erwerben große Reichthümer und kaufen ſich dann von den Holländern allerley Aemter und Titel. Dieſe unſere Landsleute nennen ſich aber ſämmtlich Kapitan. Bey ihrer Einſetzung wird folgende Ceremonie beobachtet. Der Chineſe verſammelt zum beſtimmten Tage eine Anzahl ſeiner angeſehen Landsleute und Freunde. Sobald der Holländer mit dem Erlaß erſcheint, geht ihm die ganze Geſellſchaft bis zur Hausthüre entgegen. Der Holländer tritt herein, ſtellt ſich in die Mitte der Halle und lieſt das Dekret. Iſt dieß geſchehen, ſo deutet er gen Himmel, blickt dann zur Erde und ſpricht: Dieſer Mann iſt gebildet, geſcheidt und aller Dinge kundig, — deßhalb wird er zum Kapitan erhoben. Was haltet ihr davon, ihr ältern Leute? Nun ſprechen Alle wie mit einer Stimme: Sehr gut, vortrefflich.

Der Holländer ſchüttelt dem Kapitan die Hand und die Beſtallung iſt zu Ende. Es ſind dieß gar einträgliche Aemter. Die Kapitane haben eine Anzahl Sonderrechte und können große Reichthümer ſammeln.“

Dieſe Holländer beſitzen, fährt der Verfaſſer fort, kaum eine der fünf Haupttugenden, welche ſind: Güte, Gerechtigkeit, Anſtand, Weisheit und Wahrheit. Die Großen unterdrücken die Kleinen; ſind hochmüthig und ſelbſtſüchtig, demnach ermangeln ſie der Güte. Männer und Frauen laſſen ſich ſcheiden, damit ſie wieder heirathen können; kaum iſt der Mann einen Monat todt, ſo hat ſeine Wittwe die Erlaubniß einen andern zu nehmen, demnach mangelt ihnen der Sinn für Gerechtigkeit. Männer und Frauen kommen in einer Geſellſchaft zuſammen, es fehlt ihnen alſo das Gefühl für Schicklichkeit. Sie ſind abenteuerlich und ausſchweifend im höchſten Grade, ſteigen dadurch in ein frühes Grab, ohne ſich um ihre Nachkommen zu bekümmern, demnach muß ihnen Weisheit abgeſprochen werden. Ehrlichkeit muß man ihnen zum Theil nachrühmen. Am ſiebten Tag haben ſie einen Sabbath, wo ſie von 9—11 des Morgens in die Kirche gehen, allerley Gebete herſagen und Sprüche murmeln. Die Zuhörer ſtehen gebückten Kopfes und weinen als wenn etwas Beſonderes vorgefallen wäre. Iſt das Geſchwätz zu Ende, ſo gehen ſie auseinander, machen ſich luſtig in ihren Gartenhäuſern, eſſen, trinken, ſpielen und arbeiten nichts den ganzen Tag. Die Europäer geben ſich durchgängig viele Mühe, artig zu ſeyn und ein ſtattliches Ausſehen zu haben. Wenn ſich Bekannte begegnen, thun ſie als ob ſie ſehr erfreut wären und ſind unerſchöpflich in Komplimenten. Werden ſie von einem Armen angegangen, ſo weiſen ſie ihn nicht zurück, mag er nun ihres Stammes oder nur im Entfernteſten ihnen bekannt ſeyn, — ſie behandeln ihn immer mit Freundlichkeit. Sehen junge Leute einen Fremden, ſo verneigen ſie ſich vor ihm. Wenn Dienſtboten ihrer Herrſchaft begegnen, knien ſie nieder. Das iſt ein rühmliches Benehmen, das wahrlich an die ſchönen alten Zeiten erinnert. Grund und Boden dieſer indiſchen Inſeln iſt reich und äußerſt fruchtbar; Alles iſt wohlfeil, und man lebt hier, was das Phyſiſche betrifft, ſehr angenehm. Im Geiſtigen ſieht es freilich anders aus! Hier findet man keine Philoſophen und Dichter, keinen Kongtſe und Sutongpo, mit denen man die Mußeſtunden in angenehmer Weiſe hinbringen könnte; man trifft keine Menſchen gleichen Sinnes, mit welchen man in herzlicher Weiſe zuſammenleben und Gefühle austauſchen könnte, keine tiefe Höhlen um der Einſamkeit zu leben und keine hohen Thürme um in die Weite zu ſchauen. Die Sitten und die Lebensweiſe der eingebornen Barbaren ſind ſo wilder Art, daß ſie kaum verdienen beſchrieben zu werden. Ein Theil lebt in hohlen Bäumen, ein anderer in Höhlen; ſie gehen nackt, tatowiren ſich und freſſen ungekochte Speiſen. Wer wird ſich um ſolche Leute kümmern? Selbſt die chineſiſchen Landsleute werden ſchlechter unter dieſen Barbaren, weshalb auch die friſch vom Mittelreiche Ankommenden in jeder Beziehung den auf Java Geborenen vorgezogen werden. Man hat die Männer viel lieber als Schwiegerſöhne. Das Heirathsgut iſt hier aber ſehr unbedeutend; manchmal beſteht es bloß in einigen Wachslichtern. Und doch beſitzen die Frauen eine gewaltige Macht; ſie haben die Herrſchaft im Hauſe und halten ſtreng darauf. Sklavinnen müſſen ihnen unbedingten Gehorſam leiſten.

Eſſen und Schlafen werden in dieſen weſtlichen Gegenden als gar wichtige Geſchäfte betrachtet. Die Sache mag noch ſo dringend ſeyn, ſo muß der Beſucher warten, bis der Herr vom Hauſe mit dem Eſſen fertig und vom Schlafe aufgeſtanden iſt. Der Kirchthurm Batavia's ſteigt hoch empor, nach allen Richtungen hört man den Glockenſchall. Es läutet Tag und Nacht. Nachmittags mit dem Schlag zwey ſchließen die Einwohner die Thüre und begeben ſich zu Bette, ſo daß man gar Niemand in den Straßen ſieht. So iſt es Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein. Dieſe weſtlichen Gegenden ſind ſehr angenehm; ich kann es nicht läugnen. Wenn Jemand nicht für ſeine Aeltern, für bedürftige Brüder oder die Familie zu ſorgen hätte, ſo könnte er dort ein ſehr vergnügtes Leben führen. Aber welch ein ungeheurer Unterſchied findet bey all' dem nicht ſtatt zwiſchen China und jenen Ländern. Unſere Vergnügungen ſind gepaart mit Bildung, mit Rechtlichkeit und ſittlichem Weſen; hingegen ſind die jener

Menſchen ohne eine Spur von Feinheit und Geſittung. Schamlos iſt ihr Leben und die Abentheuerlichkeit treiben ſie auf die höchſte Spitze; ſie ergeben ſich der Luſt ungezähmt, ſchrankenlos.

Die Holländer bilden nicht den zehnten Theil der Einwohner Java's und doch ſind ſie das herrſchende Volk. Natürlich. Sie haben Muth und Unternehmungsgeiſt, während die Javaner faul und nachläſſig ſind, einſichtslos und arbeitsſcheu. Sie gehorchen unbedingt und ſind voller Ehrfurcht für ihre Gebieter, für die fremden Holländer. Siehe nun, als dieſe Holländer an nichts Böſes dachten, kamen plötzlich die rothhaarigen Engländer, welche ſchon lange gegen Java Plane ſchmiedeten, herbey, bemächtigten ſich aller Länder und entfernten die drückenden Abgaben. Jeder gehorchte ihnen gerne und Kaufleute ſtrömten herbey aus der Ferne wie aus der Nähe. Der Geiſt dieſer Engländer iſt in der That zu bewundern.

In der Gründungsgeſchichte der Jeſuitenmiſſion in China iſt viel von einem hochgeſtellten Beamten die Rede, dem Matthäus Ricci zu Nanking in europäiſchen Wiſſenſchaften Unterricht ertheilte. Siukuangki, ſo hieß dieſer Beamte, wendete ſich zum Chriſtenthum und erhielt in der Taufe den Namen Paulus. Paulus Siu, wie er jetzt heißt, ward Miniſter und leiſtete ſeinem Lehrer in Peking große Dienſte. Sein Bildniß findet man in Dühalde; ſeine ausführliche Lebensbeſchreibung in den Geſchichten der Ming (Mingſſe Buch 251). Paulus Siu hinterließ bey ſeinem Tode eine ökonomiſche Encyclopädie, Nong tſching tſiun ſchu geheißen, welche auf kaiſerliche Koſten im Drucke erſchienen iſt. Dieſer Encycoplädie ward die Abhandlung über die Maulbeerbäume und die Seidenzucht entnommen. Das Werk iſt demnach über zwey Jahrhunderte alt. Zahlreiche Auszüge eines neuen Werkes über den Seidenbau findet man in der erſten Lieferung der chineſiſchen Miſcellaneen.

Paul Siu beginnt mit einer geſchichtlichen Einleitung. Die Stellen der klaſſiſchen Werke werden angegeben, die Sagen über den Seidenbau bey den frühern Schriftſtellern zuſammengeſtellt, um den Leſer in den Stand zu ſetzen, die Entwicklung dieſer wichtigen Manufaktur gleichſam mit einem Blicke zu überſehen. Die Gemahlin des mythiſchen Fürſten Hoangti, ſo erzählen die Chineſen, habe ſich zuerſt mit der Erziehung der Seidenraupe beſchäftigt. In der Steuerrolle des Ju (gegen 2200 v. u. Z.) iſt bereits von Maulbeerbäumen und Seidenwürmern, im ſüdweſtlichen Theile des heutigen Kreiſes Schantong, die Rede. Von dieſer Zeit ſteigt der Seidenbau zu immer größerer Bedeutung; Ackerbau und Seidenzucht gelten für die zwey wichtigſten Beſchäftigungen, von dem Palaſt des Himmelsſohns bis herab zur niedrigſten Hütte. Die eine gewährt Nahrung und die andere Kleidungsſtoffe. Wie ein Ackerbaufeſt, was ſich heutigen Tags noch erhalten hat, ſo gab es in frühern Zeiten auch ein Hoffeſt für den Seidenbau, was ausführlich beſchrieben wird in den Sittenſpiegeln der verſchiedenen Herrſcherhäuſer. In die techniſchen Einzelnheiten des Werkes können wir nicht eingehen. Es wäre wohl der Mühe werth, daß kundige Männer dieſen Schriften ihre Aufmerkſamkeit ſchenken, um zu ſehen, ob nicht noch manche Vorkehrung der Chineſen, wie bereits mit mehreren geſchehen, in Europa nachgeahmt werden könnte. Die Abhandlung zerfällt in folgende Abſchnitte: Ueber Erziehung der Seidenwürmer und ihre verſchiedenen Gattungen; über die Anpflanzung der Maulbeerbäume und ihre verſchiedene Arten; über die Werkzeuge und ihren Gebrauch beym Seidenbau mit vielen Abbildungen.

Unter dem Herrſcherhauſe der Ming wurden auf Befehl der Regierung von Staatsbeamten und Gelehrten des Reichs drey große Werke verfaßt, welche Alles enthalten, was der Chineſe von ſeinem Standpunkte zur Kenntniß des Landes und Volkes von Nöthen hatte. Die Geographie und Statiſtik, ſo wie das Wenige, welches unter den Ming von den umwohnenden Völkern bekannt war, war in dem Ming Itong tſchi, in der allgemeinen Beſchreibung des Reiches der Ming enthalten. In dem zweyten Sammelwerke Ming hoei tien, geſammelte Satzungen der Ming überſchrieben, ſind alle Erlaſſe der Fürſten in Betreff der religiöſen, politiſchen und bürgerlichen Verfaſſung des Landes, theils vollſtändig theils auszugsweiſe mitgetheilt. Zu dieſen umfaſſenden Handbüchern der Landesbeſchreibung und

Staatsverwaltung kam noch eine vollſtändige Geſetzſammlung des Reichs. Keine andere Nation der Erde hatte zu den Zeiten des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts etwas Aehnliches aufzuweiſen.

Das jetzige Haus der Gioro beurkundete im Anfange Kraft und Einſicht und eine bewunderungswürdige Bildungsfähigkeit. Die Mandſchu verſtanden es, ſich den Vorurtheilen, den hergebrachten religiöſen und politiſchen Satzungen der Söhne Jao's anzuſchmiegen, — und zugleich ihre Herrſchaft feſt zu begründen. Wenige Dynaſtien können ſich einer ſolchen fortlaufenden Reihe ausgezeichneter Herrſcher rühmen. Innerhalb der Gränzen des eigentlichen chineſiſchen Reiches ward jede Empörung entweder durch Vorſicht und Liſt im Keime erſtickt, oder mit Waffengewalt niedergeſchlagen. Den Gefahren, welche die junge Herrſchaft durch eine Vereinigung aller Mongolen-Stämme ausgeſetzt war, ward ebenfalls durch Klugheit und Tapferkeit vorgebeugt. Alle den Ming und den Song tributpflichtigen Reiche gehorchen unbedingt. Schon im Zeitraume Kang hi hatte man demnach Muße ſich den Wiſſenſchaften zu widmen, und in den Jahren Kien long herrſchte eine literariſche Thätigkeit, derjenigen des ſiebenten und achten Jahrhunderts unter den Tang vergleichbar.

Lange vor den Mandſchu, man könnte ſagen, ſeit den Zeiten des Kong tſe, mangelt es in allen Erzeugniſſen der chineſiſchen Literatur an dem göttlichen Hauche, an der ſchöpferiſchen Kraft und dem ſtreng wiſſenſchaftlichen Geiſte. Sammeln und Zuſammenleimen, Noten und Gloſſen ſchreiben, das hundertmal Geſagte nochmals zu wiederholen, und das, was ſich von ſelbſt verſteht, in unendlichen Parallelſätzen ſeitenlang auszuſpinnen, — das ſcheint jetzt der Stolz der Blume der Mitte, das iſt die wiſſenſchaftliche und geiſtige Thätigkeit der großen Menge chineſiſcher Gelehrten. Mehrere unter Kien long begonnene oder von Neuem aufgelegte und vermehrte, unermeßliche Sammelwerke ſind für die europäiſche Wiſſenſchaft ganz unbrauchbar, andere von unſchätzbarem Werthe. Wohl verſtanden, ſie ſind von unſchätzbarem Werthe für den wiſſenſchaftlichen Mann, für den Meiſter eines beſondern Zweigs der religiöſen und politiſchen Wiſſenſchaften, für den

Künſtler und Gewerbsmann. Er muß das ungeordnete, äußerlich zuſammengetragene Material zu beleben, organiſch zu geſtalten wiſſen; bloße Sprachkenntniſſe, wörtlich getreue Ueberſetzungen ſind am unrechten Orte, reichen hier nicht aus. Der jetzige Chineſe iſt ein durchaus empiriſcher Menſch; er beobachtet fleißig und genau, und trägt emſig und unverdroſſen Alles, was er geſehen, Alles, was er gefunden, auf einen Haufen zuſammen. Hier wo die eigentliche geiſtige Thätigkeit erſt beginnt, hört die ſeinige auf. Er läßt die Maſſe liegen, wie er ſie gefunden. Das Ganze logiſch zu ordnen und zu durchdringen, iſt ſeine Sache nicht; von der Theorie, welche Thatſachen und Erfahrungsſätze zur Grundlage für die Wiſſenſchaft benützt, hat er keine Ahnung.

Drey Sammelwerke, welche unter den Mandſchu in Nachahmung der Ming Dynaſtie angeordnet und herausgegeben wurden, ſind von Wichtigkeit für die ganze civiliſirte Welt: die Geſetzſammlung, die geographiſche und ſtatiſtiſche Beſchreibung des Reiches in 300 Bänden und der Verwaltungsſpiegel oder die geſammelten Satzungen des Chinomandſchu-Staates. Die Geſetzſammlung ward auf eine treffliche und geſchmackvolle Weiſe von Staunton überſetzt. Staunton richtete aber ſeine Aufmerkſamkeit bloß auf die vierhundert ſechs und dreyßig Grundnormen; die Zuſatzartikel, welche ſchon im ſechs und dreyßigſten Jahre Kien long (1772) ſich auf tauſend vierhundert und ſechszig beliefen und jetzt die Summe von mehreren Tauſenden überſteigen, ſind nicht übertragen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Auguſt.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1853.

Zur Vorgeſchichte deutſcher Nation, von E. v. Wietersheim Dr. Phil. Leipzig 1852. 8.

Die Urgeſchichte unſeres Volkes liegt trotz der ebenſo zahlreichen als mitunter ausgezeichneten Forſchungen, welche von alten Zeiten her hierüber angeſtellt und zu Tage gefördert wurden, noch ſehr im Dunkel, daher es wohl begreiflich iſt, wenn dieſelbe immer wieder von Neuem zum Gegenſtande der ernſteſten Unterſuchung gemacht wird, leider ohne die Hoffnung, daß die Nacht, welche auf der älteſten Geſchichte des deutſchen Volkes liegt, je irgend genügend aufgehellt werden könne, da keine der vorhandenen Quellen ſo weit hinaufreicht. Eben dieß war für viele Anlaß, ſtatt Thatſachen uns Phantaſiegebilde vorzuführen oder aber jede Erörterung über die Urgeſchichte völlig auszuſchließen, zwey Extreme, welche wie immer verwerflich ſind. Iſt es auch nicht möglich, völlige Klarheit zu gewinnen, da wie die Wiege des neugeſchaffenen Menſchen, ebenſo die jeden Volkes völlig von Dunkel umhüllt iſt, ſo kann man doch, wenn die Lichtſtrahlen, welche in dieſes Dunkel fallen, zuſammengefaßt werden, zu Reſultaten gelangen, welche, wenn auch nicht völlig befriedigend, doch aber als annehmbar ſich darſtellen.

Solche Reſultate ſind in der vorliegenden Schrift niedergelegt. Sie zerfällt in zwey Hauptabtheilungen. In der erſten handelt der Verf. von der „Vorgeſchichte“ der Deutſchen, in der zweyten ſucht er die Uebergangsperiode von derſelben zur Geſchichte zu beleuchten. Allerdings vermag nur Speculation jene lange dunkle Zeit zu erhellen, da es an jeder unmittelbaren Erkenntniß aus Quellen und Denkmalen gebricht, doch aber iſt ſie nicht verwerflich, wenn ſie nur nicht auf ſubjectiver Willkühr, ſondern auf objectiver Grundlage d. h. auf mittelbarer Schlußfolge vom Seyenden auf das Geweſene, von dem Bekannten auf das Unbekannte beruht.

Als Grundlagen, auf welchen ſich die Forſchung in Bezug auf erſtere zu bewegen hat, und welche, wenn auch nicht zu ſicheren Ergebnißen führen, doch aber Schlüße auf die Erſcheinungen der Vorzeit erlauben, bezeichnet der Verf. die Geſtalt der Erde, das Weſen der Menſchen, die Verwandtſchaft der Sprachen, die nothwendige Verkettung zwiſchen Vor- und Folgezeit, ſo wie ſelbſt die Sage, welche nicht erfindet, ſondern das Thatſächliche nur ausſchmückt, daher ihr Kern ein hiſtoriſcher iſt, obgleich es freylich ſehr ſchwer hält, ihn aus den Umhüllungen herauszufinden.

An der Spitze einer derartigen Unterſuchung ſtehen die Fragen: ſind die deutſchen Autochthonen, oder ſind ſie eingewandert, und wenn Letzteres, woher ſind ſie gekommen? Laſſen ſie ſich auch nicht mit völliger Sicherheit beantworten, ſo dürfen ſie doch nicht, wie häufig geſchieht, gänzlich unberückſichtiget bleiben. Wenn Tacitus die Deutſchen für Kinder ihres Landes (indigenae) erklärte, ſo iſt dieß verzeihlich, unverzeihlich aber, wenn Gelehrte ſelbſt noch in der neueſten Zeit alles Ernſtes das nämliche behaupten. Indeſſen iſt doch allenthalben die Anſicht durchgedrungen, daß die Germanen aus Aſien, der gemeinſamen Wiege aller Erdbewohner, eingewandert ſeyen, eine Anſicht, die ſich nicht etwa auf die Schöpfungsgeſchichte ſtützt, welcher menſch-

licher Dünkel keinen Werth beylegt, ſondern in den Ergebnißen der neueſten Forſchungen auf dem Sprachgebiete, wie auf jenem der Naturwiſſenſchaft ihre volle Berechtigung findet. So ſehr ſich auch noch im Einzelnen die Anſichten durchkreuzen, das aber, was das Entſcheidende iſt, ſteht feſt, nämlich, daß ſämmtliche europäiſche Sprachen mit Ausnahme der finiſchen und etwa der baskiſchen, für die man bisher noch keinen Anknüpfungspunkt aufgefunden hat, ſowohl unter ſich als mit dem Zend und Sanſkrit im Weſen urverwandt ſind, d. h. in derſelben Wurzel zuſammenlaufen. Dieſe Sprachverwandtſchaft beweiſt Stammverwandtſchaft, da wollte man dieß läugnen, angenommen werden müßte, daß die verſchiedenen Stämme urſprünglich eine und dieſelbe Sprache ſich gebildet haben, eine Annahme, welche ſich wohl von ſelbſt verbietet. Zwar geht hieraus noch nicht hervor, daß Aſien als die Urheimath zu betrachten ſey, doch kann dieß wohl nicht bezweifelt werden, wenn man bedenkt, daß dort die Kultur blühte und die größten Reiche beſtanden zu einer Zeit, wo noch völlige Nacht auf Europa, zumal dem nordweſtlichen (Germanien) lag, daß alle Sagen auf Aſien, als die Urheimath hinweiſen, und daß die letzten Einwanderungen ſelbſt noch in die hiſtoriſche Zeit fallen, daher hinlänglich bekannt ſind. Man hat ſich nicht mit den Nachweiſen hierüber begnügt, ſondern auch verſucht, die Wege zu bezeichnen, auf welchen die Einwanderung von Aſien her nach Europa erfolgte, allein es fehlen für eine ſolche Unterſuchung ſichere Anhaltspunkte, und ſie iſt wohl auch von untergeordnetem Intereſſe. Was der Verf. hierüber zuſammengeſtellt hat, iſt übrigens der Beachtung wohl werth.

Im zweyten Abſchnitte behandelt der Verf. wie ſchon bemerkt, die Uebergangsperiode von der Vorgeſchichte in die Geſchichte der deutſchen Nation und beginnt dieſelbe mit den bekannten Stammſagen der Germanen, welche ſchon oftmals Gegenſtand gelehrter Forſchung waren, ohne daß es bisher gelungen iſt, ein ſicheres Reſultat zu erreichen, was wohl auch kaum möglich ſeyn wird, da das Thatſächliche, das in den Sagen liegt, allzuſehr verſchwommen iſt in dem, was die Phantaſie zugeſetzt hat. Hieran ſchließt der Verf. eine ausführliche Erörterung über die Sueven, die um ſo verdienſtlicher iſt, als die bisherigen Forſchungen über dieſelben in mehr als einer Beziehung ſich nicht bloß als ungenügend, ſondern auch und zwar in weſentlichen Beziehungen als irrig ſich darſtellen, namentlich darin, daß man, um vorgefaßte Lieblingsmeinungen nicht preisgeben zu müſſen, zwiſchen Sueven und Nicht-Sueven keinerley Unterſchiede, trotzdem daß dieſe zufolge der Quellen ſo deutlich hervortreten, nicht nur nicht anerkennen will, ſondern mit ſolcher Hartnäckigkeit und Heftigkeit abläugnet, daß einiger Muth erforderlich iſt, dieſer ebenſo allgemein verbreiteten als irrigen Anſicht entgegen zu treten. Der Verf., der dieſen hatte, darf einer heftigen Oppoſition verſichert ſeyn, wie immer, wenn man inveterirte Lieblingsmeinungen angreift.

(Schluß folgt.)

1. **Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. I. etc.**
2. **Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. II.— etc.**
3. **Chinese Miscellany, etc.**

I. **A. Glance at the interior of China, etc.**

II. **Dissertation on the silk-manufacture, etc.**

III. **The Chinan abroad: etc.**

IV. **General description of Shanghae etc.**

4. **The Ceremonial usages of the Chinese, etc.**

(Schluß).

Mit einer Ueberſetzung der geographiſch-ſtatiſtiſchen Beſchreibung und des Verwaltungsſpiegels wäre aber, was bey den Geſetzen allerdings der Fall iſt, der Wiſſenſchaft wenig gedient. Auch würde ſich niemand finden, der dieſe endloſen, mit einer

Maſſe verwirrender Einzelnheiten überladenen Werke übertragen oder drucken wollte. Eine vom europäiſchen Standpunkte aus unternommene, dem Höhepunkt der geographiſchen und ſtatiſtiſchen Wiſſenſchaft des neunzehnten Jahrhunderts angemeſſene Beſchreibung des chineſiſchen Reiches würde aber aus dieſen Werken die wichtigſten Thatſachen entlehnen, — ſie würde ſich dabey immer ſelbſtſtändig behaupten, ſich von der chineſiſchen Sammeley nicht beherrſchen laſſen. Man bedenke, daß die neueſte Ausgabe der geſammelten Satzungen neun hundert zwanzig Bücher umfaßt, wovon ein jedes in der Regel 25 — 26 Doppelſeiten enthält. Man findet darin alle, die Regierung und Verwaltung des Chinomandſchu-Staates betreffenden Verordnungen, nicht ſelten mit hiſtoriſchen und geographiſchen Erläuterungen verſehen. Hiezu gehört noch eine Sammlung von Abbildungen muſikaliſcher, religiöſer, militäriſcher, mathematiſcher und aſtronomiſcher Werkzeuge ſammt vielen geographiſchen Specialkarten der zum chineſiſchen Reiche gehörigen Länder und Inſeln, in hundert und zwey und dreyßig Büchern. Dieſe bildlichen Darſtellungen ſind überdieß mit einem ausführlichen Text verſehen.

Neben dieſen allgemeinen Werken ſind über einzelne Kreiſe und Diſtrikte, über die Bezirke und Städte beſondere Werke vorhanden. Man findet hier Angaben über ihre Lage und natürliche Beſchaffenheit, über ihre Ausdehnung und Bevölkerung. Die natürlichen und Kunſterzeugniſſe, die Geſchichte und Alterthümer, Einnahmen und Ausgaben zu verſchiedenen Zeiten, Lebensbeſchreibungen berühmter Männer und Frauen, Sitten und Mundart der Bevölkerung und eine Menge anderer Einzelnheiten ſind darin enthalten. Alle dieſe geographiſch-ſtatiſtiſchen Werke des Mittelreichs mögen wohl dreyßig bis vierzig tauſend Bände umfaſſen. Ward doch die Allgemeine Beſchreibung Schanghai's und ſeiner Umgegend, woraus Medhurſt einen Auszug mittheilt, in 20 Bände ausgeſponnen. Schanghai iſt aber nur einer der 1720 Bezirke, in welche jetzt China, im engern Sinne des Worts zerfällt, und jedes Dorf, ja jede denkwürdige Oertlichkeit erfreut ſich einer beſondern Darſtellung. Dieſe Specialbeſchreibungen ſind in mancher Beziehung lehrreicher als ſelbſt die allgemeinen Werke. Man erhält dadurch eine genaue Einſicht in die geringfügigſten Angelegenheiten der Regierung und Verwaltung, des öffentlichen und häuslichen Weſens der chineſiſch civiliſirten Völker. Die vorliegende Beſchreibung Schanghai's bietet überdieß noch ein beſonderes Intereſſe; die Fremden haben hier und in der Umgegend freyen Zutritt; es wird ſich die Stadt, mit einer Bevölkerung von nahe an 300,000 Seelen, in der nächſten Zeit zum wichtigſten Handelsplatz erheben im chineſiſch-japaniſchen Meere.

Zwey Sinologen, der eine zu Paris, der andere in Futſcheu, der Hauptſtadt des Kreiſes Fokien, haben ſich zu gleicher Zeit mit einem chineſiſchen Hof- und Staatshandbuch beſchäftigt, welches angeblich im zwölften Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung verfaßt worden ſey. Der eine, Herr Biot, hat eine vollſtändige Ueberſetzung geliefert, welche im vorigen Jahrgange der Anzeigen (Nr. 26 1852) beſprochen wurde; der andere, Herr Gingell, Dolmetſch beym Konſulat zu Futſcheu übertrug die Bearbeitung eines chineſiſchen Schulmeiſters aus dem 55. Jahre Kien long (1797). Die Chineſen haben über die Frage, ob dieſes Werk aus den Zeiten der Tſcheu herrühre oder nicht, weitläufige Unterſuchungen angeſtellt. Die tüchtigſten einheimiſchen Literarhiſtoriker ſind der Anſicht, daß dieſes Hof- und Staatshandbuch nicht zu den King d. h. zu den trefflichen klaſſiſchen Schriften gehöre, ſprechen aber deſſen ungeachtet mit der größten Verehrung von ſeinem Inhalt. Die fünf Grundwerke der canoniſchen Schriften ſind von den Chineſen immerdar als die Norm der wahren Lehre und des Alterthums betrachtet worden. Was nicht hiemit übereinſtimmt, iſt unterſchoben, iſt verfälſcht. Nun ſind im Annalenbuche (Schuking) die Einrichtungen der Tſcheu in ganz anderer Weiſe dargeſtellt, wie hier in den vorliegenden Satzungen, weßhalb das Tſcheuli unmöglich als ein ächtes Erzeugniß betrachtet werden könne. Doch gilt das als ein ehrwürdiges Erzeugniß des Alterthums und wird von Auslegern der King vielfach benutzt. Uns kann es gleichviel ſeyn, ob dieſer oder jener der Verfaſſer, ob es einige Jahrhunderte älter oder jünger iſt; das Tſcheuli, wie die übrigen Sittenſpiegel der Blume der Mitte geben uns das entſprechendſte Bild des Chineſenthums zu allen Zeiten.

Herr G. der Ueberſetzer der Perlenſchnur des Sittenſpiegels der Tſcheu iſt kein Gelehrter; er ſcheint ſeinem chineſiſchen Sprachlehrer unbedingtes Vertrauen zu ſchenken; er hält das Tſcheuli wie man ſieht für ein Erzeugniß des Jahres 1121 v. u. Z. Sein Werk iſt auch von andern Wunderlichkeiten der Art, wie der vorgebliche Anfang der Mingdynaſtie im Jahre 1643 nicht frey; man bemerkte ſelbſt mehrere Fehler in der Ausſprache chineſiſcher Schriftzeichen und einen ſogar auf dem Titel, welcher unter den Druckfehlern nicht verzeichnet wurde. Anſtatt Mung chew muß nämlich Mung chen, nach deutſcher Ausſprache Mong tſchen, Traumdeuter, geleſen werden. Die Ueberſetzung iſt dem tapfern Heſſen, Major Schödde gewidmet, welcher ſich im engliſch-chineſiſchen Kriege vielfach auszeichnete und eine Zeitlang Statthalter war der Inſelgruppe Tſchuſan. Lin kao hoei, der Lehrer des Herrn G., hat eine chineſiſche Vorrede zum Buche geſchrieben, welche mit abgedruckt iſt, — das erſte engliſche Werk mit einem empfehlenden Worte in der Sprache des Mittelreichs. Herr Lin war Privatlehrer im Hauſe des Oberſtatthalters des Fokien-Kreiſes, und iſt, wie man ſich leicht denken kann, von ſeiner überſtrömenden Gelehrſamkeit feſt überzeugt. Er wundert ſich, wie ein Engländer zum Verſtändniß dieſes ſchwierigen Buches gelangen konnte, was natürlich nur mittels des vortrefflichen Unterrichts des Herrn Lin möglich war.

Zu den Zeiten der Tſcheu war China, wie heutigen Tags noch Japan, ein Lehensſtaat, womit alle die Anordnungen des Sittenſpiegels zuſammenhangen. Im Laufe der Jahrhunderte wuchſen die Lehnsleute mächtiger heran als der Lehnsherr; ſie verſagten den Gehorſam, und Wirren entſtanden, ähnlich denjenigen im deutſchen Reiche während der mittlern Jahrhunderte. Das Reich ging mit Rieſenſchritten ſeiner gänzlichen Auflöſung entgegen. An die Stelle des Oberkönigs traten wie im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation Fürſtenbündniſſe und Faktionen mancherley Art, welche des Anſehens des Himmelsſohnes ſpotteten und nach Gutdünken im Lande ſchalteten; es ſind dieß die Jahrhunderte, welche von den einheimiſchen Annaliſten die Zeiten der ſtreitenden Reiche genannt werden. Das Mittelland zerfiel in ein und zwanzig große Lehnsſtaaten, Königreiche genannt, wovon jedoch acht von Verwandten des Oberkönigs regiert wurden. Hätten die ſich nun innig aneinander und ſämmtlich dem Himmelsſohne angeſchloſſen, ſo wäre es ihnen wohl möglich geweſen, eine Art Oberherrlichkeit zu behaupten. Es mangelte ihnen jedoch ſowohl die Einſicht wie die Selbſtüberwindung, auf ſolch ein gemeinſchaftliches Ziel hinzuarbeiten; ſie vergaßen über perſönlichen Zänkereyen und ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen das allgemeine Beßte des Landes und ihres Hauſes und eilten unrettbar ihrem Untergange entgegen.

Während dieſer raſtloſen Parteykämpfe ſchwangen ſich bald dieſe bald jene Fürſten zu ſolcher Macht empor, daß die andern Lehnsfürſten und ſelbſt der Himmelsſohn ihnen eine Art Oberherrlichkeit im Lande zugeſtehen mußten. Unruhen und Wirren allerley Art nahmen Jahrhunderte lang kein Ende; Glück und Unglück, Siege und Niederlagen folgten ſchnell aufeinander. Das chineſiſche Volk verwilderte, gleichwie das deutſche während des dreyßigjährigen Bürgerkrieges, unter dieſem unaufhörlichen Kämpfen und Morden; die grauſamſten Thaten und ſchändlichſten Laſter hatten freyen Spielraum in dem verwüſteten Lande gefunden. Man wich ab von der menſchlichen einheimiſchen Sitte der Tſcheu und folgte der Weiſe umwohnender Barbaren, die ganze Marken des Reiches an ſich riſſen und ſie eine Zeitlang beherrſchten. Hieraus entſtand das widerliche Gemenge einer äußerlich feinen Bildung mit wilden unmenſchlichen Gewohnheiten, deren Spuren heutigen Tags noch nicht ganz verwiſcht ſind. Der ächte Sittenſpiegel der Tſcheu iſt verloren, iſt vernichtet worden; das Werk, das jetzt den Namen führt, beſteht in Aufzeichnungen aus den erſten Jahrhunderten der Handynaſtie.

K. F. Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Zur Vorgeschichte deutscher Nation, ꝛc.

(Schluß.)

Als unterscheidende Kennmale der Sueven oder Ostgermanen im Gegensatze zu den Nicht-Sueven oder Westgermanen gibt derselbe folgende an:

1) Die in der Zeit vor Christus wenigstens, mehr nomadische Lebensweise der Sueven;

2) die nationale Verbindung derselben unter sich;

3) die bey ihnen mehr hervortretenden Anfänge des auf Krieg und Eroberung abzweckenden Lehenwesens;

4) die vorwaltende Neigung derselben zur monarchischen Regierungsform.

Die nomadische Lebensweise der Sueven ist durch die Nachrichten, welche uns von Cäsar, Strabo und Tacitus überliefert sind, ausser Zweifel gesetzt, daher es seltsam erscheint, wenn man dieselben als unglaubwürdig verwirft, sohin sich den Anschein gibt, besser unterrichtet zu seyn als jene. Den nationalen Zusammenhang der Sueven unter sich, beweist das große Opferfest im Semnonenwalde, darum weil, wie Tacitus ausdrücklich bemerkt, alle sueviſchen Stämme daran theilgenommen haben, wohingegen keine Spur aufzufinden ist, daß ein solch gemeinsames Band auch die Westgermanen umschloß. Darin liegt ohne Zweifel auch der Grund, daß die Völker des Sueviſchen Stammes zu großen Unternehmungen so leicht sich einigten, die Westgermaniſchen Stämme dagegen stets unter sich entzweyt waren, und jeder seine eigenen Wege ging, so daß nicht einmal die Gefahr, eine Beute der Römer zu werden, sie bewegen konnte, sich enger aneinander zu schließen, und mit vereinigter Kraft den gefährlichen Feind zu bekämpfen. Wegen der engen Verbindung sämmtlicher Sueviſchen Völkerschaften unter sich, erscheinen dieselben bey den Quellenschriftstellern gar häufig nicht unter ihren speciellen Namen, sondern werden von diesen κατ' ἐξοχην nur Sueven genannt, wie aus zahlreichen Beyspielen nachgewiesen werden könnte. So bey Tacitus (ann. II, 44): Drusus in Illyricum missus est, ut suesceret militiae — sed Suevi praetendebantur. Es ist gewiß, daß darunter die Markomannen zu verstehen seyen, wie auch in folgender Stelle (ib. 62): Suevos regemque (eorum) Maroboduum pace obstrictum; und später noch bey Ammian. Marcell. (XVI, 10. §. 20): Suevos Rhaetias incursare, unter welchen entweder die Juthungen oder Markomanen zu verstehen sind. Der Grund, daß die Quellengeschichtschreiber für die Westgermanen keinen gemeinschaftlichen Namen im Gegensatze zu den Sueven gebrauchten, ist ohne Zweifel darin zu suchen, daß dieselben in keiner nationalen Einigung standen, also auch einen gemeinschaftlichen Namen nicht hatten.

Eines der wichtigsten Kennmale, wodurch sich die Sassen von den Sueven unterscheiden, liegt in der Verfassung, welche im Gegensatz zu der vorzugsweise democratischen der Sassen, vorwiegend monarchisch war, daher wir an der Spitze jener

ſtets Könige erblicken, während bey den Saſſen der Schwerpunkt der Gewalt in den Volksverſammlungen lag. Solche ſcheinen bey den Völkern des ſueviſchen Stammes gar nicht ſtattgefunden zu haben. Cäſar ſpricht zwar (IV, 9) allerdings von einem concilium (Kriegsrath), das die Sueven, als er gegen ſie heranzog, „more suo“ abgehalten haben, allein da er hinzufügt, ſie (die an dem concilium theilgenommen) hätten „nuncios in omnes partes“ mit dem Befehl abgeſendet, „uti de oppidis demigrarent, liberos, uxores suaque omnia in silvas deponerent atque omnes, qui arma ferre possent, unum in locum convenirent“, ſo geht daraus hervor, daß hier nicht von einer Volksverſammlung in dem Sinne, in welchem ſie bey den Saſſen hervortritt, die Rede ſeyn könne; denn einmal kam Cäſar zu ſchnell heran, als daß ſämmtliche Sueven, welche auf einem ſehr großen Gebiete auseinanderwohnten, ſich zu einer Volksverſammlung hätten einfinden können; und dann war der Befehl, welcher durch Bothen verkündet wurde, gerade an den Theil der Sueven gerichtet, der an der Verſammlung hätte ſich betheiligen müſſen, indem derſelbe dahin ging, ut uxores, liberos etc. deponerent. Es iſt daher kaum einem Zweifel unterworfen, daß an dem concilium, von welchem Cäſar ſpricht, nur die Vornehmen des Volkes theilgenommen hatten, daß nur ihnen das Recht zukam, Beſchlüße zu faßen, ſowie in Ausführung zu bringen, und daß die übrigen Sueven ſich denſelben unbedingt zu unterwerfen hatten, während für die Weſtgermanen nur bindende Kraft hatte, was ſie ſelbſt in der Volksverſammlung beſchloſſen. In der erwähnten Stelle bey Cäſar tritt uns noch eine andere ſehr bedeutſame Eigenthümlichkeit der Sueven entgegen, indem der Befehl auch dahin lautete, ut omnes, qui arma ferre possent, unum in locum convenirent, indem es hienach den Anſchein gewinnt, daß auch die Sklaven mit in den Krieg auszogen, alſo das Recht Waffen zu tragen hatten, ein Recht, das jenen der ſaſſiſchen Völker ſchlechterdings nicht geſtattet war. Damit ſtimmt auch noch eine andere Stelle bey Cäſar (IV, 1) überein, wo er berichtet, daß alljährlich der eine Theil der Sueven auf Krieg ausziehe, der andere aber zu Hauſe bleibe, um ſich und jenen die erforderlichen Lebensbedürfniſſe zu verſchaffen, und daß nach Umfluß eines Jahres letztere die Waffen ergreiffen, und erſtere nach Hauſe zurückkehren. Daraus ergibt ſich, daß die gemeinfreyen Sueven ſich auch mit dem Ackerbau und den übrigen häuslichen Arbeiten beſchäftigten, während jene der ſaſſiſchen Völker ſich dadurch herabzuwürdigen vermeinten, daher dieſelben den Weibern, Kriegsuntauglichen und Sklaven überließen. Aus Tacitus wiſſen wir, daß einen freyen Saſſen neque animadvertere neque vincire, ne verberare quidem nisi sacerdotibus permissum; dagegen berichtet Cäſar (VI, 23) von den Sueven, daß Magistratus, qui bello praesint, ut vitae necisque habeant potestatem deliguntur. Auch im Göttercult ſtoßen wir auf einen Unterſchied. Mit den religiöſen Feſten, welche von den Völkern des ſaſſiſchen Stammes gefeyert wurden, waren ſtets Trinkgelage und Schmauſereyen, welche nicht ſelten mehrere Tage und Nächte hindurch fortgeſetzt wurden, verbunden, wie bekannt genug iſt, dagegen durchdrang die religiöſen Feſtlichkeiten der Sueven finſterer, Schauder erregender Ernſt, wie wir aus Tacitus (Germ. 39) wiſſen.

Dieſe und andere Eigenthümlichkeiten, welche der Verf. mit Ausnahme der ſo eben erwähnten ausführlich beſpricht, ſind ſo weſentlich und liegen ſo klar zu Tage, daß es ſchwer zu begreiffen iſt, wie man ſie ſo viel als gar nicht beachten konnte, lediglich um einmal angenommene Meinungen, wie z. B. die, daß bey allen germaniſchen Völkern feſter Grundbeſitz, Sondereigenthum beſtanden habe, nicht aufgeben zu müſſen. Wie wichtig es iſt, die Unterſchiede zwiſchen den Sueven und Saſſen feſtzuhalten, ergibt ſich unter anderen aus der Verſchiedenheit der Beantwortung der Frage: auf welcher Kulturſtuffe befanden ſich die Deutſchen zur Zeit, als ſie in die Geſchichte eintreten? Während die Einen behaupten, ſie ſeyen damals bereits feſt angeſiedelt geweſen, bleiben Andere bey der Anſicht ſtehen, daß die Deutſchen in jener Zeit noch herumſtreifende Horden waren. Dieſe beyden Behauptungen, von denen die eine die andere geradezu aufhebt, ſind bloß darum irrig, weil man auf alle

Deutſche bezieht, was doch nur eines Theils von den Sueven und anderer Seits bloß von den Saſſen gelten kann. Eben darum iſt auch jene andere gleichfalls häufig im Curſe befindliche Anſicht, welche die Extreme zu vermitteln ſucht, falſch, jene Anſicht nämlich, daß die Deutſchen im Uebergang vom nomadiſchen zum ſeßhaften Leben ſich befunden haben, darum falſch, weil damals nach den unverwerflichſten Quellenzeugnißen die Sueven noch Nomaden, die Weſtgermanen aber bereits ſeßhaft waren. Dieſe tiefeinſchneidenden Widerſprüche, welche zur Zeit noch unſere älteſte Geſchichte durchkreuzen und verwirren, können nur beſeitiget werden, wenn man die Unterſchiede, welche zwiſchen den Oſt- und Weſtgermanen thatſächlich beſtehen, gelten läßt.

Nicht unintereſſant würde ſeyn, die Urſachen dieſer Eigenthümlichkeiten zu kennen, allein es dürfte kaum möglich ſeyn, ſie nachzuweiſen. Eine derſelben iſt vielleicht darin zu ſuchen, daß die Sueven, wie ihre Sitze im öſtlichen Deutſchland beweiſen, zuletzt dahin eingewandert ſeyen, alſo auch ſpäter als die Weſtgermanen zur Seßhaftigkeit gelangten, ſo wie darin, daß ſie mit den Waffen in der Hand einen Platz zum Seyn ſich erringen mußten, daher an kriegeriſche Unternehmungen ſich gewöhnten. Indeſſen ſind dieſe Gründe kaum hinreichend zur Erklärung dieſer Eigenthümlichkeiten, durch welche ſich beyde große Stämme voneinander unterſcheiden, vielmehr wird angenommen werden müſſen, daß ſie ſtammverſchieden ſind, eine Annahme, die keineswegs haltlos iſt, indem ſie in einer Stelle bey Tacitus eine Stütze findet, in der Stelle nämlich, wo er berichtet, daß alle Völker „eiusdem sanguinis“ zu dem Nationalfeſte in dem Semnonenlande ſich verſammeln. Auch der Name der Sueven iſt noch nicht genügend erklärt, jedenfalls beſtehen deßfalls zwey verſchiedene Anſichten, und überhaupt iſt noch keiner der deutſchen Volksnamen ſicher gedeutet mit alleiniger Ausnahme jenes der Markomannen, indem das Sprechende des Ausdruckes mit Uebereinſtimmung der Geſchichte jeden Zweifel beſeitiget. Der Verf. hat in einem eigenen Abſchnitte von den „alten Volksnamen“ gehandelt, allein der Verſuch gleicht häufig mehr, wie der Verf. ſich ausdrückt, einem Rathen und Tappen, als einer von wiſſenſchaftlichen Grundſätzen geleiteten Forſchung. Dieſe Behauptung iſt indeſſen doch nur gültig in Bezug auf die von den älteren Forſchern gemachten Verſuche, denen jede Kenntniß der altdeutſchen Sprache mangelte; keineswegs aber kann ſie anwendbar ſeyn auf die Erklärungsverſuche eines Grimm und anderer der Sprache kundigen Forſcher, obgleich freylich ihre Unzulänglichkeit nicht in Abrede geſtellt werden kann, eben ſo wenig als allerdings noch zur Zeit Deutungen gemacht werden, die ein Hohn ſind auf die neueſte Sprachforſchung. Als Regel darf angenommen werden, daß die Völkerſchaften ſich nicht ſelbſt die Namen beylegten, ſondern daß ſie ihnen von anderen, den Nachbarvölkern, beygelegt wurden, was bey der Erklärung derſelben wohl ins Auge zu faſſen iſt. Grimm bringt, was ihre Entſtehung betrifft, ſämmtliche deutſche Volksnamen in drey Klaſſen, ſo daß die einen ſich urſprünglich auf einen (hiſtoriſchen oder mythiſchen) Stammherren, die anderen auf eine hervorſtechende Eigenſchaft des Volkes, die dritten auf die Wohnſitze beziehen, wogegen ſich im Allgemeinen wohl ſchwerlich etwas einwenden läßt; wenn er aber, wie auch andere z. B. den Namen der Franken von der Freyheit derſelben herleitet, ſo möchte dieß nicht ſo unbedingt zuzugeben ſeyn, eben weil die Freyheit keine hervorſtechende, etwa nur den Franken zukommende Eigenthümlichkeit, vielmehr ein Gemeingut aller deutſchen Völker war, und weil, wenn man an dem richtigen Grundſatz feſthält, daß kein Volk ſich ſelbſt den Namen beylegt, nicht wohl angenommen werden kann, daß den Franken dieſer Name aus dem bezeichneten Grunde

von anderen deutſchen Völkern beygelegt wurde, weil ja dieſelben im Beſitze der nämlichen Eigenthümlichkeit, d. h., der Freyheit, gleichwie die Franken waren.

Angefügt ſind vier Beylagen:

a) über Schaffarik's Behauptung: daß Slaven die erſten Bewohner des Landes zwiſchen den Karpathen und dem adriatiſchen Meere geweſen ſeyen, eine Behauptung, welche derſelbe gründet auf das ſlaviſche Gepräge einiger von römiſchen Schriftſtellern aufgeführten Ortsnamen und auf die auf Ueberlieferung beruhende Anſicht des Ruſſiſchen Chroniſten Neſtor (1100 — 1114), daß die Sitze der Slaven in uralter Zeit gegen Süden über die Karpathen nach Illyricum und an das adriatiſche Meer gereicht hätten, von wo ſie von den Kelten vertrieben worden ſeyen. Der Verf. widerlegt mit überzeugenden Gründen dieſe unhaltbare, wenn gleich von Schaffarik mit Scharfſinn durchgeführte Anſicht.

b) Ueber den Kimbriſchen Zug bis zur Schlacht bey Noreia. Was dieſer voranging — der Aufbruch und deſſen Veranlaſſung, die Zuſammenſetzung der Ausziehenden und die Richtung ihres Zuges war wohl ſchon oft Gegenſtand gelehrter Forſchung, allein die Nachrichten hierüber ſind theils ſo mangelhaft, theils ſo widerſprechend, daß es kaum jemals möglich ſeyn wird, zu einem ſicheren Reſultate zu gelangen, und auch dem Verf. iſt es nicht gelungen hierüber mehr Licht zu verbreiten.

c) Ueber den Urſprung der Uſipeter und Tenchteren. Der Verf. glaubt auf Grund der Nachricht, ſie ſeyen drey Jahre hindurch in Deutſchland umhergezogen, daß ſie urſprünglich im Oſten Deutſchlands geſeſſen, und hält die Uſipeter für identiſch mit den Aſſipitii, deren Paul Warnefried in der Geſchichte der Langobarden erwähnt. Sie ſollen von den Sueven verdrängt worden ſeyn, und die Tenchteren, welche dem Stamme der letzteren angehörten, ſich an dieſelben angeſchloſſen haben. Beweiſe für dieſe Anſicht konnte der Verf. begreiflich nicht aufbringen.

d) Ueber die Meinung, daß die Kimbern Keltiſchen Stammes ſeyen. Dieß wurde eben ſo oft behauptet als widerſprochen, da es für beyde Anſichten nicht an Gründen fehlt; die, daß ſie germaniſchen Stammes geweſen, ſcheint den Vorzug zu verdienen, abgeſehen von anderen Gründen, darum, weil römiſche Denkmale (monumentum ancyranum) und Schriftſteller der beßten Zeit die Kimbern beſtimmt für Deutſche erklären, denen man wohl zutrauen darf, daß ſie Kelten und Deutſche voneinander zu unterſcheiden vermochten. In neuerer Zeit hielt man ſie hauptſächlich aus dem Grunde für Kelten, weil ihre Bewaffnung im entſcheidenden Gegenſatze zu der germaniſchen Einfachheit ſtehe. Dieß muß zwar allerdings zugegeben werden, hiebey darf man aber nicht überſehen, daß in der Bewaffnung wie überhaupt in den Sitten und Gebräuchen eines wandernden und wenigſtens zehn Jahre hindurch Krieg führenden Volkes gar leicht eine Aenderung eintreten und Keltiſches Weſen ſich ihnen mittheilen konnte, ja mußte; einmal weil ſie vorzugsweiſe nur mit den Kelten Krieg führten und weil keltiſche Völkerſchaften (Tigurinen und Ambronen) freywillig oder gezwungen ſich ihnen anſchloſſen, ſo daß ein aus Galliern und Germanen gemiſchter Heerhaufen ſich bildete, in welchem jedoch die letzteren das dominirende Element blieben.

Dr. Wittmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim nach den ältesten vorhandenen Urkunden, bearbeitet von Dr. F. W. Ghillany, Ritter des königlich niederländischen Eichenkronenordens, Stadtbibliothekar in Nürnberg. Eingeleitet durch eine Abhandlung über die ältesten Karten des neuen Continents und den Namen Amerika, von Alexander von Humboldt, königlich preußischen wirklichen Geheimenrathe u. s. w. Mit einer genauen Abbildung des Behaim'schen Globus vom Jahre 1492 in zwey Planigloben nach seiner natürlichen Größe und drey der ältesten Karten von Amerika. Nürnberg, Bauer und Raspe (Julius Merz) 1853. gr. 4. S. 192.

Die Einleitung zu dem vorliegenden Werke muß aus doppeltem Grunde die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nehmen, theils weil sie von einem um die Wissenschaft hochverdienten Manne herrührt, theils weil sie die chronologischen Resultate mittheilt, welche in der noch ungedruckten dritten Section der rühmlichst bekannten kritischen Untersuchungen über die Geschichte der Erdkunde des neuen Continentes, von welchen der Verfasser bereits im Jahre 1836 zwey Sectionen in fünf Bänden geliefert hat, den letzten Abschnitt ausmachen sollten.

Eine Uebersicht der Untersuchungen über die Geschichte der Karten des neuen Continentes hatte der Verfasser schon 1835 in einem Schreiben an Jomard gegeben [1]).

Er wiederholt sie hier, jedoch ausführlicher und in anderer Form, indem er am Schlusse der Einleitung folgende Fragen, welche vorher weitläufiger erörtert wurden, in kurzen Sätzen beantwortet:

1) Welches ist die älteste aufgefundene Karte von Amerika unter den gezeichneten?

2) Wann und durch Wen ist vorgeschlagen worden, dem neuen Welttheil den Namen Amerika zu geben?

3) Welches ist die älteste gestochene Karte des neuen Welttheiles ohne den Namen Amerika?

4) In welchem Jahre und wo ist zuerst eine Karte mit dem Namen Amerika erschienen?

Die Beantwortung der ersten Frage lautet: Die älteste Karte des neuen Welttheiles, welche bisher unter den gezeichneten Karten aufgefunden wurde, ist die des Juan de la Cosa von 1530.

Von dieser Karte, der wichtigsten, die es für die früheste Geschichte der Geographie des neuen Welttheiles gibt, ist nur das einzige Exemplar bekannt, welches sich in der kostbaren Bibliothek des Baron Walckenaer zu Paris befindet. Der Verfasser fand sie dort, ließ die Haupttheile derselben stechen und mit dem fünften Bande der Originalausgabe seiner kritischen Untersuchungen über die Geschichte der Geographie des neuen Continentes,

---

1) Bulletin de la société de géographie, deuxième série, tome quatrième, Paris 1835. 8. pag. 411 seq.

welche bekanntlich in franzöſiſcher Sprache erſchienen, auf drey Karten veröffentlichen, von denen Bibliothekar Ghillany die erſte in das vorliegende Werk aufnahm. In den beyden deutſchen Ueberſetzungen, welche von den kritiſchen Unterſuchungen über die Geſchichte der Geographie des neuen Continentes erſchienen, fehlen dieſe Karten gänzlich. Vollſtändig wurde vor der Weltkarte des Juan de la Coſa veröffentlicht Amerika von Don Ramon de la Sagra, als Beygabe zu ſeinem trefflichen Werke über Cuba, Afrika von Santarem, in ſeinem für die Geſchichte der Entdeckungen in Afrika ſo wichtigen Atlaſſe.

Von der Abbildung des neuen Continentes auf dieſer Karte ſchreibt Alexander von Humboldt S. 2. „Die Weltkarte von Juan de la Coſa ſtellt in ziemlich richtiger Configuration, aber viel zu nördlich vor die großen und kleinen Antillen, die nördliche Küſte von Südamerika (von der Bocca del Drago bis Cabo de la Vela und Monte San Eufemia, dem öſtlichſten Berggehange der Sierra de Sta. Marta, damals Sierras nevadas da Citarma genannt), auch die öſtliche Küſte von Südamerika, auf welcher die Mündung des Orinoco (Rio de la Possession y Mar dulce), die des Amazonen-Fluſſes (Costa Plaida) und das Vorgebirge San Augustin (ſüdliche Breite 8° 19′) angegeben ſind. Bey dieſem Vorgebirge, etwas ſüdlich, wo der Name Puerto Hermoso ſteht, iſt als Entdecker im Jahre 1499 Vincente Yañez Pinzon genannt. Die früheſten Namen des Cabo San Augustin waren Rostro Hermoso, Cabo Sta. Maria de la Consolacion und Cabo de Sta. Cruz. Eine Küſtenlinie ohne alle Namen, von Cabo de la Vela bis zum äußerſten Norden, verbindet durch feſtes Land Venezuela mit Labrador. Man glaubt, die Mündung des Rio Magdalena oder des Atrato zu erkennen, Nichts aber deutet auf eine Kenntniß der Configuration der Strecke von Puerto de Mosquitos am weſtlichſten Ende des Iſthmus von Panama bis Honduras, eine Strecke, die Chriſtoph Columbus erſt auf der vierten oder letzten Expedition entdeckte (von May 1502 bis Novbr. 1504); Nichts auf die Configuration des Golfs von Mexiko, wohin Cortez erſt 1519 ſchiffte, obgleich die Exiſtenz der Mexikaniſchen Küſte durch die Eingebornen von Cuba früh ſchon bekannt war, eben ſo wenig iſt das Littoral der jetzigen vereinigten Staaten von Nordamerika ſpeciell bezeichnet, obgleich Sebaſtian Cabot auf ſeiner zweyten Expedition für England die ganze Küſte von dem Parallel von 67° ½ und der Terra de Bacalaos (Neufundland) bis zur Spitze von Florida, Cuba gegenüber, bereits im Sommer 1498 beſchifft hatte. In den nördlichen Regionen, in einer Mar discubierta per Yngleses, im Nordoſten von der Inſel Cuba, gibt aber die Weltkarte von Juan de la Coſa, durch viele Namen bezeichnet, die Entdeckungen engliſcher Schifffahrer auf einer Küſte an, die genau von Oſten gegen Weſten läuft, unter 53° Breite, wenn man den von Coſa dargeſtellten Abſtand des nördlichen Wendekreiſes vom Aequator zum Maßſtabe nimmt. Das Stück Küſte, welches in dieſer oſtweſtlichen Richtung dargeſtellt wird, iſt wahrſcheinlich die den St. Lorenzbuſen nördlich begränzende Küſte, gegenüber der jetzt ſo genannten Inſel Anticosti. Die Isla Verde, nordöſtlich von dem Cabo d'Inglaterra, wäre dann wohl Neufundland und nicht Grönland (Greenland). Die Küſte, die ſich plötzlich gegen Norden wendet, wird nur bis 70° ½ Breite verzeichnet und in Oſten ſo weit vorgeſtreckt, daß ſie die Inſeln Frieslanda der Brüder Zeni und Tille (Thule des Ptolemäus, wahrſcheinlich Island) umfaßt.

Von der früheſten Entdeckung des feſten Landes von Amerika durch die von Briſtol abſegelnden Johann und Sebaſtian Cabot, an der Küſte von Labrador, zwiſchen 56° und 58° Breite, den 24. Juni 1497 (alſo volle 13 Monate vor des Columbus Entdeckung des feſten Landes in Südamerika, im öſtlichen Theile der Provinz Cumana bey Punta Redonda) findet ſich auf Coſa's Karte kein urſprüngliches Zeugniß. Der von den Cabot's berührte Punkt wurde von denſelben immer mit dem Namen Prima Vista (terra primum visa) bezeichnet, gegenüber einer gleichen Inſel, welche ſie St. John nannten. Auf der Weltkarte von Juan de la Coſa finde ich unter den, den Engländern (d. h. den Cabots) zugeſchriebenen Entdeckungen bloß das Wort Cabo de San Johan neben einer großen Isla de la Trinidad, etwa 3° ſüdlicher als Cabot's Angabe, wenn man überhaupt auf Coſa's Breitenangaben viel fußen dürfte."

In das folgende Jahr dürfte eine Karte gehören, welche sich auf der königlichen Bibliothek zu München befindet, und von Amerika nur einen Theil der damals gemachten Entdeckungen der Portugiesen darbietet.

Schmeller hat in seiner Abhandlung über einige ältere handschriftliche Seekarten bereits auf diese Karte aufmerksam gemacht. Von Amerika erscheinen hier die Küsten von Labrador und Canada, beyde jedoch sind unvollständig und ohne Namen gezeichnet, ferner ein Theil der Ostküste von Neufundland, von welchem sich nicht entscheiden läßt, ob der Zeichner der Karte dieses Land als Continent oder Insel geben wollte, weil die Zeichnung nicht vollendet ist; endlich in bedeutender südlicher Entfernung durch das Meer von Neufundland getrennt, Brasilien als Insel von geringem Umfange, gezeichnet, mit der damals üblichen Benennung Sancta cruz.

An der Ostküste Neufundland's sind von Süden nach Norden folgende portugiesische Benennungen angebracht c. raso, r. de S. Franzisquo, r. das pat... c. da espera, b. da comceicam, y. dos bacalhaos, b. de santa ciria, y. de frey Luis, c. do marco, y. de boa ventura, c. de boa ventura, y. das gemas, y. dos saves, sam pedro, sam Joham, c. do marco, y. da tormenta, y. da furtuna, von welchen sich einige noch gegenwärtig erhalten haben.

Auf Neufundland wehen die portugiesische Fahne und die des Christusordens, auf Canada nur die erstere. Südlich von Canada sind zwey Inseln gezeichnet, von denen eine sam Joham benannt ist.

Dürfen wir dem Berichte Cordeiro's in seiner Geschichte der Inseln glauben, so gebührt die Entdeckung Neufundland's den Portugiesen, denn João Vaz Corterreal entdeckte um 1463 ein Land im Norden, welches terra do bacalhao oder auch terra nova genannt wird. Der Verfasser der Karte, auf welcher diese Entdeckungen der Portugiesen verzeichnet sind, nennt sich Pedro Reinel, eine Jahreszahl ist nicht angegeben. Schmeller hat sie offenbar zu frühe zwischen 1497 — 99 gesetzt. In Portugal findet sie sich nicht. Ihr Vorhandenseyn auf einer deutschen Bibliothek liefert den Beweis für die Wahrheit der Klage eines portugiesischen Schriftstellers, daß Portugal, das damals so viele Karten geliefert habe, jetzt selbst derselben gänzlich ermangle.

Die zweyte Frage über den Ursprung des Namens Amerika beantwortet der Verfasser dahin, daß der Vorschlag, dem neuen Welttheile den Namen Amerika zu geben, ganz ohne Theilnahme und Wissen des Americo Vespucci von Martin Waltzenmüller (der sich nach der Sitte der Zeit Hylacomilus nannte) gebürtig aus Freyburg im Breisgau, Lehrer der Geographie am Gymnasium zu St. Dié in Lothringen ausgegangen und in einem Abrisse der Cosmographie, welcher 1507 ebendaselbst ohne den Namen des Hylacomilus erschienen ist, enthalten sey [2]).

Von diesem Werke fand der Verfasser vier Ausgaben, eine vom May 1507 zu St. Dié gedruckt, eine andere von 1509 zu Straßburg gedruckt, eine dritte und vierte, die zu Venedig 1535 und 1554 erschienen.

Trotz dieser Vervielfältigung, sagt er S. 5, ist dieß Werk, welches den wahren und ersten Ursprung des Namens Amerika erweis't, so selten geblieben, daß 1832 in Paris nur ein einziges Exemplar und nicht einmal auf der königlichen Bibliothek existirte.

Die hiesigen Bibliotheken sind reichlicher ausgestattet, denn es findet sich nicht nur die bezeichnete Ausgabe auf der königlichen Bibliothek, sondern sowohl diese wie die Universitäts-Bibliothek besitzen außerdem auch noch eine zweyte gleichfalls im Jahre 1507 erschienene Ausgabe, die auch Brunet kennt. Diese letztere liefert den Beweis, daß das Werk gleich nach seinem Erscheinen bey den Zeitgenossen einen raschen Absatz gefunden habe.

Diese zweyte Ausgabe muß eine größere Verbreitung gefunden haben, als die erste, denn sie ist

2) Cosmographiae introductio, cum quibusdam geometriae ac astronomiae principiis ad eam rem necessariis. Insuper quatuor Americi Vespucii navigationes. Universalis chosmographiae descriptio tam in solido quam plano, eis etiam insertis quae Ptholomaeo ignota a nuperis reperta sunt.

von Panzer und anderen von ihm genannten Schriftstellern aufgeführt, welche der ersten nicht erwähnen.

Sie beginnt, wie die erste, mit der Widmung des Werkes an den Kaiser Maximilian von Seite des Gymnasium's zu Dié, hier gymnasium Vosagense genannt. Hierauf folgt unter der Ueberschrift de principiis geometriae ad spherae noticiam necessariis ein Abriß der Cosmographie in neun Capiteln, welcher mit den Worten schließt: hactenus exequuti capita proposita, hic ipsas longinquas expaciationes sequenter introducamus Vesputii, singulorum factorum exitum circa institutum tradentes, Finis introductionis.

Den Uebergang zu den Reisen des Vespucci bilden zwey dem Leser gewidmete Gedichte, das erste von einem Ungenannten, welcher diese Reisen aus der französischen Volkssprache (vulgari gallico) in das Lateinische übersetzte, das andere von Philesius Vogesigena, der sich in anderen Gedichten kenntlicher Ringmann Philesius nennt. In der ersten Ausgabe steht letzteres voran. Diesen Gedichten reiht sich ein Schreiben des Vespucci an den Herzog René von Lothringen, König von Jerusalem und Sicilien, ohne Datum an, welchen nach einer weiteren Einleitung der Bericht über die vier Reisen des Vespucci, welche er angeblich von 1497—1504 machte, nachfolgt. Am Schlusse steht: Americus Vesputius in Lisbona.

Hierauf folgt ein Buchdruckerzeichen mit den Buchstaben S. D. G. L. N. L. M.

Unter demselben stehen die Worte: finitum IV. Kal. Septembris anno supra sesquimillesimum VII, während es in der ersten Ausgabe heißt: finitum VII Kal. Maij anno etc.

Ueber das Gymnasium zu Dié mangeln uns nähere Nachrichten. Die Buchdruckerei, welche mit demselben verbunden war, weil es in der Widmung heißt, qui librariam officinam apud Lothringie Vosagum in oppido cui vocabulum est sancto Deodato, nuper ereximus erscheint mit dem Drucke dieses Werkes zum ersten Male in den Annalen der Buchdruckerkunst. Die Fragen, ob und welche Stellung der in beyden Ausgaben nicht genannte Verfasser der Cosmographie an dem Gymnasium zu Dié eingenommen habe, läßt sich nach der Ansicht des Referenten aus denselben nicht beantworten.

Der Vorschlag, den vierten Theil der Erde Amerika zu benennen, ist im letzten Capitel der Cosmographie mit folgenden Worten enthalten: nunc vero et haec partes sunt latius lustratae et alia quarta pars (ut in sequentibus audietur) inventa est: quam non video cur quis jure vetat ab Americo inventore sagacis ingenii viro Amerigen quasi Americi terram sive Americam dicendam: cum et Europa et Asia a mulieribus sua sortita sint nomina. Ejus situm et gentis mores ex bis binis Americi navigationibus quae sequuntur liquide intelligi datur.

Von diesem Vorschlage, welcher in spätere geographische Werke wörtlich übergegangen ist, wird in der Einleitung gesagt, er beruhe auf einem bloßen Irrthume und sey durch zufällige Umstände, wie die Vorliebe eines deutschen Gelehrten für Amerigo Vespucci, erregt durch des Seefahrers Correspondenz mit Renatus von Lothringen, entstanden. Anderer Meinung ist Santarem. Er nimmt an, daß Vespucci in die Veröffentlichung seiner Briefe eingewilligt habe, daß Ylacomilus nur der ostensible Erfinder des Namens Amerika sey, und Vespucci durch seine Verbindungen mit Ylacomilus in indirekter, der Ungerechtigkeit beygestimmt habe, die gegen Columbus begangen worden sey [3]).

(Fortsetzung folgt.)

3) Recherches historiques, critiques et bibliographiques sur Américc Vespuce et ses voyages par M. le vicomte de Santarem. Paris s. a. p. 222 Vespuce mourut le 22. février 1512. S'il n'avait point destiné ses lettres écrites à ses amis a être publiées, il aurait sans doute désavoué cette publicité, car il a eu bien le temps de le faire. Mais au contraire, parce qu' il avait des rapports avec l'inventeur ostensible du nom d'Amérique, c'est — à — dire avec Ylacomilus, il a consenti indirectement à l'injustice commise envers Colomb, comme il avait consenti à la publication de ses lettres.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Auguſt.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1853.

Geſchichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim ꝛc.

(Fortſetzung).

Santarem beruft ſich bezüglich der Verbindungen, die Veſpucci mit Ylacomilus gehabt habe, auf den ſchon erwähnten Brief an Jomard, in welchem Alexander von Humboldt jedoch nicht von Verbindungen des Ylacomilus, ſondern des Herzogs Renatus von Lothringen mit Veſpucci ſpricht. Die Verbindung des Letzteren mit Ylacomilus kann daher nur als eine indirekte betrachtet werden [4]).

Für ſolche Verbindungen des Herzoges mit Veſpucci ſpricht allerdings ein Brief, welcher angeblich von Veſpucci an den Herzog geſchrieben und mit der Cosmographie des Ylacomilus abgedruckt iſt.

In dieſem Briefe erinnert Veſpucci den Herzog an ihre Freundſchaft in der Jugendzeit, als Beyde zuſammen von Georg Anton Veſpucci, dem Onkel des Seefahrers in der Grammatik unterrichtet wurden. Gerade dieſe Stelle hat aber Santarem mit wichtigen Gründen angegriffen, ſo wie er überhaupt dargethan hat, daß dieſer Brief weder an Renatus I. noch an Renatus II. geſchrieben ſeyn kann, da die Ueberſchrift unentſchieden läßt, welcher Renatus hier gemeint ſey [5]).

Mit dieſem Beweiſe fällt zwar auch die Stütze, welche Santarem ſeiner Behauptung über die Verbindungen des Ylacomilus mit Veſpucci geben wollte, hinweg; dennoch aber läßt ſich dieſelbe aus einem anderen Grunde als wahrſcheinlich aufrecht erhalten.

Die Gründe Santarem's ſind nämlich allerdings ſchlagend, allein nur gegen den italieniſchen Text, in welchem der Brief ein Ganzes bildet, während der Text bey Ylacomilus zwey Briefe zeigt, zu deren letzterem die Ueberſchrift ganz paßt, die wahrſcheinlich aus Sorgloſigkeit über den erſteren geſetzt wurde.

Dieſer letztere Brief, welcher mit den Worten: inclytissime rex sciat A. M: quod ad has ipsas regiones mercandi causa primum venerim beginnt, enthält Nichts, was mit der Lebensgeſchichte des Herzogs Renatus II. unvereinbar wäre, während der erſte Brief, wie das Fragment der dritten und vierten Reiſe bey Ramuſio zeigt, an Pietro Soderini, damals Gonfaloniere von Florenz gerichtet war, von welchem Santarem noch überdieß bewieſen hat, daß er mit Amerigo Veſpucci durch den Onkel desſelben unterrichtet wurde.

4) Bulletin de la société de géographie. Deuxième série. Tome IV. Paris 1835. p. 412: 1507. Martinus Ylacomilus professeur à Fribourg, qui dans les temps des vendanges, va en Lorraine, dont le duc, grand protecteur des études géographiques *était lié* avec Vespuce, propose le premier dans une petite cosmographie le nom d' Amérique.

5) Man vergl. ſeine recherches historiques, critiques, et bibliographiques sur Américe Vespuce pag. 53—59.

An Soderini allein konnten auch nur die Schlußworte der vierten Reiſe gerichtet ſeyn, welche bey Ylacomilus gänzlich fehlen[6]).

Ob Ylacomilus nur der oſtenſible Erfinder des Namens Amerika ſey, läßt ſich aus dieſem Briefe nicht entſcheiden, wohl aber erſcheint als ſehr wahrſcheinlich, daß Veſpucci durch denſelben wie durch die mit ihm verbundenen Reiſeberichte zu der Ungerechtigkeit beygetragen habe, die an Columbus begangen worden iſt, ſowie er auch die Fortdauer derſelben beförderte, indem er nach der Veröffentlichung derſelben ſchwieg.

Ylacomilus muß aber ſeinem Abriſſe der Cosmographie auch eine oder mehrere Karten beygegeben haben. Denn demſelben Capitel, in welchem der Vorſchlag geſchieht, das neuentdeckte Land Amerika zu benennen, iſt eine Abbildung des Globus nach ſeiner Eintheilung in Meridiane und Parallelkreiſe beygegeben, auf deren Rückſeite es heißt: Propositum est hoc libello quandam cosmographiae introductionem scribere: quam *nos tam in solido quam plano depinximus*. In solido quidem spacio exclusi strictissime. Sed latius in plano: ubi sicut agrestes signare assueverunt et partiri limite campum, ita orbis terrarum regiones praecipuas dominorum insigniis notare studuimus. Et (ut ab ea in qua sumus parte incipiamus) ad Europae meditullium Rhomanas aquilas (quae regibus Europae dominantur) posuimus atque clave summi patris patrum insigni ipsam ferre Europam (quae Rhomanam ecclesiam profitetur) cinximus. Aphricam pene omnem et Asiae partem signavimus lunulis quod est insigne summi Babiloniae Soldani quasi totius Egypti et partis Asiae domini. Asiae vero partem quae minor Asia dicitur crocea coloris cruce juncto chalybe circumdedimus quod est signum Thurcorum Soldani Scythiam intra imaum maximum Asie montem et Sarmaticam

6) Man vergl. primo volume e terza editione delle navigationi e viaggi raccolto gia da M. Gio. Battista Ramusio. In Venetia 1563. fol. Tom. I. fol. 128 und 130, und Santarem a. a. O. pag. 158.

Asiaticam notavimus anchoris quas magnus Tartarus pro insigni habet. Crux rubea praesbyterum Joannem (qui et orientali et meridionali Indiae praeest atque in Biberith sedem tenet) representat. Denique in quartam terrae partem per inclytos Castiliae et Lusitaniae reges repertam eorundem ipsorum insignia posuimus. Et quod non est ignorandum vadosa maris littora (ubi naufragia timentur) imaginibus crucis signavimus sedi haec jam missa facientes.

Laſſen ſich auch die Worte: in solido quidem spacio exclusi, (was offenbar exclusi heißen muß), auf die beygegebene Abbildung des Globus beziehen, ſo fehlen doch die in den folgenden Worten näher bezeichneten Karten, auf welche ſich der Verfaſſer auch am Schluſſe dieſes Kapitels wieder bezieht[7]).

Auf dieſe Karte bezieht ſich wohl auch der Anhang auf dem Titelblatte: universalis cosmographiae *descriptio tam in solido quam in plano* eis etiam insertis quae Ptholomeo ignota a nuperis reperta sunt.

Eines ſolchen Werkes erwähnen auch Ortelius und die deutſche Ueberſetzung, welche von den Schifffahrten des Veſpucci nach dem Texte des Ylacomilus gemacht wurde[8]).

7) Haec pro inductione ad cosmographiam dicta sufficiant, si te modo ammonuerimus prius, nos in *depingendis* tabulis typi generalis non omnimodo sequutos esse Ptholomeum presertim *circa novas terras* ubi in *cartis marinis* aliter animadvertimus etc.

8) Bey Ortelius theatrum orbis terrarum. Antverpiae 1570. fol. heißt es im catalogus auctorum: Martinus Waldseemüller universalem navigatoriam (quam marinam vulgo appellant) in Germania editam. Puto hunc eundem esse cum Jlacomilo praedicto.

In der Ueberſetzung der Reiſen des Veſpucci, welche den Titel führt: Diß Büchlein ſaget wie die zwē Durchlüchtigſte Herrē her Fernandus K. zu Caſtilien und herr Emanuel K. zu Portugal haben das weyte mör erſuchet vnnd funden vil Inſulen vnnd ein Nüwe welt von wilden nacken-

Es ist nun allerdings fraglich, ob sich der Name Amerika nicht schon auf dieser Karte des Ptacomilus findet; allein Referent kann diese Frage nicht beantworten, weil es ihm bisher nicht gelang, sie irgendwo aufzufinden.

Von den Gedichten, welche den Uebergang zum zweyten Theile bilden, ist das des Philesius einem älteren Werke entnommen. Es findet sich bereits in der zwey Jahre früher (1505) zu Straßburg erschienenen Schrift de ora antarctica per regem Portugallie inventa, in deren Vorrede Philesius bemerkt, daß er sich viel mit dem Studium des Ptolomäus beschäftigte.

Im September des folgenden Jahres war Ringmann Philesius gleichfalls noch in Straßburg, was aus der Widmung hervorgeht, welche er zu Wimphelings Rede über den heiligen Geist schrieb. 9).

Die Zeit, wann er von da nach St. Dié kam, läßt sich nur annäherungsweise bestimmen. Die Widmung seiner Uebersetzung des Julius Cäsar an Kaiser Maximilian ist im Jahre 1507 gleichfalls noch zu Straßburg verfaßt, im Jahre 1509 aber war er, wie aus der grammatica figurata hervorgeht, zu St. Dié.

Der Text der vier Reisen, welcher, wie Santarem bemerkt, so viele Verwirrung veranlaßt hat, ist aus einer unbekannten Quelle genommen.

Alexander von Humboldt hat schon früher bemerkt, daß sie nach dem einleitenden Gedichte aus dem Französischen übersetzt, nach einer Stelle im Werke selbst aber ursprünglich in italienischer Sprache verfaßt und erst aus dieser in das Französische übertragen worden seyn sollen.

Der Schluß derselben ist offenbar abgekürzt. In dem vollständigen Texte bey Ramusio empfiehlt der Schreiber seinen Bruder Antonio und sein ganzes Haus dem Schutze des Gonfaloniero, was der Uebersetzer mit richtigem Takte weggelassen hat, so daß er am Ende seiner Arbeit sorgfältiger erscheint als am Anfange.

Nach der Unterschrift Americus Vesputius in Lisbona, die Ramusio nicht hat, stehen in beyden Ausgaben des Ptacomilus zur Seite des Buchdruckerzeichens die Verse:

Urbs Deodate tuo clarescens nomine praesul
Qua Vogesi montis sunt juga pressit opus
Pressit, et ipsa eadem christo monimenta favente
Tempore venturo caetera multa premet.

Der letzte Vers deutet darauf hin, daß die neuerrichtete Buchdruckerey eine große Thätigkeit entwickeln sollte, allein nach den bisherigen Forschungen wurde außer den erwähnten zwey Auflagen der Cosmographie in jener Zeit nur noch ein Werk in St. Dié gedruckt.

Oberlin, welcher diesem Werke als typographischer Seltenheit eine längere Anzeige gewidmet hat, drückt sein Erstaunen über diesen Umstand aus, kann aber, obgleich ihm, wie man vermuthen sollte, im Elsasse nähere Nachrichten nicht hätten mangeln sollen, die Ursache nicht angeben; denn er schreibt: Il n'est, au reste, guères croyable que dans l'intervalle des deux petits ouvrages sortis de la presse de S. Diey, en 1507 et 1509, il n'y en ait été imprimé quelque autre, qui sera peut-être découvert encore dans le travail du triage (qui se fait aujourd'hui dans toute la république) des bibliothèques recueillies dans les chefs — lieux de départemens. Mais apres l'impression de la grammaire, la typographie de ce gymnase paroît avoir été supprimée sans qu'on en connoisse la cause; au moins nous retrouvons Philesius enseignant, en 1510, la belle littérature à Sélestad. Il y termina sa carrière l'année suivante à l'age de 29 ans 10).

---

den Leuten, vormals vnbekannt; heißt es am Ende:

Gedruckt zu Straßburg durch Johañē Grüninger. Im iar M.CCCCCIX. u. ff. Letare. Wie du aber dye kugel un beschreibung der gantzeen welt verston sollt, würst duhernach finden vnnd lesen.

9) Jac. Wimphelingii Schlettstatensis theologi oratio de sancto spiritu Phorcae anno 1507 mense Maio in 4.

10) Magasin encyclopédique ou journal des sciençes des lettres et des arts rêdigé par A. L. Millin. V. année, Tome V. Paris 1799. 8. p. 328.

Das Werk führt den Titel grammatica figurata; gedruckt wurde es am erſten Juni 1509 mit denſelben Typen, wie die Cosmographie. Als Eigenthümer der Druckerey nennt ſich in der Widmung an den Biſchof von Toul Walter Lud Canonicus des Collegiatſtiftes zu St. Dié. Bemerkt wird, daß Phileſius in dieſer Druckerey als Corrector verwendet war [11]).

Ueber die ferneren Schickſale der Cosmographie bieten unſere Bibliotheken noch folgende Aufſchlüſſe: In demſelben Jahre ſcheinen, wie Oberlin angibt, Gymnaſium und Buchdruckerey zu St. Dié wirklich aufgehört zu haben, denn in der dritten Auflage der Cosmographie, welche, obgleich der Verfaſſer zu St. Dié noch verweilte, dennoch zu Straßburg erſchien, iſt weder von dem einen, noch von der andern mehr die Rede.

Der Titel des Werkes iſt derſelbe wie in den beyden Auflagen von 1507, die Widmung aber iſt, obgleich noch aus demſelben Jahre datirt, an mehreren Stellen geändert.

Statt des Gymnaſiums zu Dié iſt Martinus Ylacomilus genannt, die Stelle über die Errichtung der Buchdruckerey iſt ganz weggelaſſen, bey den Arbeiten über Ptolomäus iſt bemerkt, daß der Verfaſſer dazu Gehilfen habe [12]).

Keine der drey Ausgaben dieſer Cosmographie iſt mit Seitenzahlen verſehen.

Zwey Jahre darauf erſchien von demſelben Verfaſſer eine Einleitung zu einer von ihm verfertigten Karte von Europa, welcher Ringmann, der ſich nach einem darin befindlichen Schreiben zu Nanci aufhielt, mit dem erklärenden Texte verſah [13].

Aus der Widmung an Herzog Anton von Lothringen iſt erſichtlich, daß Ylacomilus noch zu St. Dié verweilte.

Die beyden Venetianer-Ausgaben hat Referent nie geſehen. Ueber die ferneren Schickſale Ringmann's und Waldſeemüller's iſt nur weniges bekannt.

Ringmann ſtarb nach Oberlin im Jahre 1511. Waldſeemüller's Todesjahr iſt unbekannt, doch wird ſeiner in der Ausgabe des Ptolomäus von 1522 als eines bereits Verſtorbenen erwähnt. Seine Karte Europa's hat Referent gleichfalls nicht auffinden können, Ortelius führt ſie im Cataloge der Schriftſteller, welcher ſeinem Welttheater vorausgeht, mit den Worten an: Martinus Ilacomilus Friburgensis Europam eam alicubi in Germania impressam habemns.

Die beyden letzten Fragen über die älteſten geſtochenen Karten ohne und mit dem Namen Amerika werden dahin beantwortet, daß die erſte geſtochene Karte von einem Theile des neuen Continents ohne den Namen Amerika die von Ruyſch gezeichnete Weltkarte ſey, die der römiſchen Ausgabe des Ptolomäus von 1508 beygegeben iſt, die erſte mit dem Namen Amerika aber die Weltkarte des Petrus Apianus von 1520 ſey, welche der Camers'ſchen Ausgabe des Solinus von 1522 beygegeben iſt.

---

11) Den Schluß bilden die Verſe:
Est Locus in Vogeso iam notus ubique per orbem
A Deodate tuo nomine nomen habens:
Hic Gualtherus Lud necnon Philesius ipse
Presserunt miris hec elementa typis.
Anno domini M. D. IX. Kalen. Juny.

12) Am Schluſſe ſteht: pressit apud Argentoracos hoc opus ingeniosus vir Joannes grüniger. Anno post natum salvatorem supra sesquimillesimum Nono. Joanne Adelpho Mulicho Argentinensi Castigatore.

13) Das Werk führt den Titel: Instructio manuductionem prestans in cartam itinerariam Martini Hilacomili: cum luculentiori ipsius Europae enarratione a Ringmanno Philesio conscripta;

Am Schluſſe ſteht: Argentorati ex officina impressoria Joannis Grüninger: Julio secundo pontifice maximo in ecclesia praesidente, Maximilianoque Caesare Rhomano Augusto: inclyto: victorioso. Et Ludovico XII. potentissimo Gallorum rege christiani orbis habenas unanimiter ac faelicissime tractantibus. Anno salutis. M. D. XI. mense Aprili.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Auguſt.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1853.

Geſchichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim ꝛc.

(Fortſetzung.)

Die Aehnlichkeiten, welche der Verfaſſer der Einleitung ſeit ſeinen früheſten Unterſuchungen zwiſchen dieſer Karte des Apianus und dem gleichzeitigen Globus von Schöner bemerkt hat, haben ihn veranlaßt, die Quellen, die Schöner benützte, von S. 9—11 näher zu erörtern.

Mit S. 12 ſchließt die Einleitung, welche vom Mai 1852 datirt iſt. Hierauf folgt von S. 15—80 die Lebensgeſchichte Behaim's, welche Bibliothekar Ghillany in zwölf Kapitel getheilt hat. Die vier erſteren Kapitel (S. 15—26) begreifen die Lebensverhältniſſe Behaim's bis zu ſeinem Auftreten in Portugal. Sie handeln von der Familie der Behaim, von Martins Aeltern und Geſchwiſtern, von ſeinem Geburtsjahre und ſeiner Jugend bis zu ſeinem Erſcheinen in Portugal.

Im fünften Kapitel (S. 26—35) unterbricht der Verfaſſer die Lebensgeſchichte Behaim's, um dem Leſer eine Ueberſicht der Entdeckungsreiſen nach Afrika, Oſtindien und Amerika, welche von der Eroberung Ceuta's bis zum Tode Behaim's (1415—1506) ausgeführt wurden, zu geben.

Im ſechsten Kapitel nimmt er den Faden der Lebensgeſchichte Behaim's wieder auf und führt ihn durch fünf weitere Abſchnitte fort, indem er von S. 35—78 die Verhältniſſe, welche ihn nach Portugal geführt haben mögen, ſein Aſtrolabium, ſeine Entdeckungsreiſe an der afrikaniſchen Küſte mit Diogo Caō, ſein Verhältniß zu Columbus und zur Entdeckung Amerika's, ſeinen Aufenthalt in Nürnberg und ſeine letzten Lebensjahre beſpricht.

Im zwölften Kapitel endlich (S. 78—83) werden Behaim's Familienverhältniſſe auf der Inſel Fayal dargeſtellt und ſeine Nachkommenſchaft entwickelt.

Referent kann nicht den ganzen reichhaltig gegebenen Stoff in dieſer Anzeige zuſammendrängen, er mußte ſich daher darauf beſchränken, nur Einiges, darunter Behaim's Aufenthalt in Portugal beſonders hervorzuheben.

Martin Behaim iſt nach den neu angeſtellten Forſchungen des Verfaſſers zu Nürnberg um 1459 geboren, wo er den Unterricht Regiomantan's in der Mathematik und Aſtronomie genoß, welcher ſich von 1471—75 dort aufhielt.

Er erlernte die Handlung und begab ſich von Nürnberg nach den Niederlanden, wo er ſich von 1477—79 mit Tuchhandel beſchäftigte. Bald darauf, wahrſcheinlich ſchon im Jahre 1480 kam Behaim nach Portugal. Die Veranlaſſung hiezu läßt ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen, die Vermuthnng, welche der Verfaſſer hierüber aufgeſtellt hat, empfiehlt ſich durch den häufigen Verkehr, der damals zwiſchen Portugal und Flandern ſtattfand.

Er ſagt nämlich S. 37: Wenn man berückſichtigt, daß Behaim ſchon in den erſten Jahren ſeines Aufenthaltes in Portugal beym dortigen Hofe in ſo großem Anſehen ſtand, ſo muß man wohl annehmen, daß er mit bedeutenden Empfehlungen dahin gekommen, daß es alſo wohl Jobſt von Hurter

(ein Edelmann aus Brügge, Statthalter der Inſeln Fayal und Pico) geweſen ſey, der ihn auf einer Reiſe in den Niederlanden kennen gelernt und nach Portugal gebracht hatte.

König Johann II. hatte in Liſſabon eine Geſellſchaft gebildet, welche die Inſtrumente der ausübenden Cosmographie vereinfachen, neue entdecken und geographiſche, mathematiſche und nautiſche Kenntniſſe unter den Portugieſen verbreiten ſollte.

Als Mitglieder derſelben führt der Verfaſſer S. 37 auf: Joſe und Rodrigo, Leibärzte des Königes, Martin Behaim, Diogo Ortiz, den Biſchof von Ceuta und Calçadilha, den Biſchof von Viſeu.

Er iſt hierin, wie auch Schäfer, der Geſchichte der Mathematik in Portugal von Garçaõ—Stockler gefolgt, welche dieſelbe Angabe hat, während die richtigere Anſicht, daß Ortiz und Calçadilha nur eine Perſon waren, in die Note 1 verwieſen iſt.

Diogo Ortiz, welcher von portugieſiſchen Schriftſtellern auch der Licenciat Calçadilha genannt wird, war zuerſt Biſchof von Tanger, dann von Ceuta, endlich von Viſeu [12]).

Der König hatte den beyden Leibärzten Joſe und Rodrigo und unſerem Behaim aufgetragen, die Schifffahrtskunde darin zu erweitern, daß man den Ort auf dem Meere beſtimmen könne, wo ſich ein Schiff befinde. Sie erfanden die Kunſt nach der Sonnenhöhe zu ſchiffen, berechneten Declinationstafeln für die Sonne und wandten das Aſtrolabium für die Schifffahrt an.

Das größte Verdienſt hiebey ſchreibt der Verfaſſer S. 38 unſrem Landsmann nach den Zeugniſſen der portugieſiſchen Quellen zu. Behaim war, wie hier treffend bemerkt wird, wohl nur dadurch mit dieſem Auftrage beehrt worden, weil er ein Schüler Regiomontan's war.

Er konnte die Erwartungen, die man von ihm hegte, um ſo leichter rechtfertigen, da er ohne Zweifel zu Nürnberg in Regiomontan's Werkſtatt bereits die Inſtrumente geſehen hatte, die er den Portugieſen empfahl.

Bald darauf brachte er auch die neue Erfindung in Ausübung, da ihn der König einer Expedition beygab, welche unter Diogo Caõ die Entdeckungen an der afrikaniſchen Küſte fortſetzen ſollte (1484—85).

Behaim hat an verſchiedenen Orten ſeines Globus von dieſer Expedition Nachricht gegeben. Der Verfaſſer vergleicht ſie mit dem abweichenden Berichte des Barros und entſcheidet ſich S. 45 gegen Letzteren, weil Erſterer als Theilnehmer der Expedition auf größere Glaubwürdigkeit Anſpruch mache als Letzterer.

In demſelben Kapitel widerlegt er auch noch die Behauptung, daß Behaim vor Columbus nach Amerika gekommen ſey und als der eigentliche Entdecker Amerika's gefeyert werden müſſe, welche ſeit der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerſt von Wagenſeil, dann öfters aufgeſtellt worden iſt.

Dagegen bemerkt er S. 55, daß Behaim durch ſein Aſtrolabium, welches die Schiffer in den Stand ſetzte, ſich auf offener See zurecht zu finden, ſowie durch die, wenn auch falſche Vorſtellung von der Nähe der oſtaſiatiſchen Küſte, die er mit Columbus theilte, weſentlich zur Ausführung des Planes des Columbus beygetragen habe.

Ueber Behaim's Verhältniß zu Veſpucci findet ſich weder bey portugieſiſchen noch bey ſpaniſchen Schriftſtellern eine Nachricht. Da ſich aber Veſpucci vom Anfange des Jahres 1501 bis Ende 1504 in portugieſiſchen Dienſten befand, ſo glaubt der Verfaſſer S. 62 als zweifellos annehmen zu dürfen, daß Behaim mit Veſpucci bekannt geweſen ſey, und beyde Männer über die einzuſchlagenden Wege bey dem Aufſuchen einer weſtlichen Durchfahrt Berathungen mit einander gepflogen hätten.

Referent kann dieſer Annahme deßhalb nicht beytreten, weil es ſehr fraglich iſt, ob Veſpucci in Portugal irgend ein bedeutendes Amt bekleidet habe;

13) Als Biſchof von Tanger erwähnt ſeiner Ruy de Pina in der Chronik Johann's II. mit den Worten: obispo de Tanger, que entam era ho Licenciado Calçadilha. Colleçcao de livros ineditos de historia portugueza etc. Lisboa 1792. fol. t. II. p. 93.

denn der einzige portugieſiſche Schriftſteller, welcher von einer Reiſe nach Braſilien ſpricht, die im Mai 1501 ausging, erwähnt Veſpucci gar nicht [14]).

Am Schluſſe ſeiner Unterſuchung über Behaim's Verhältniß zu Columbus und zur Entdeckung Amerika's wirft der Verfaſſer noch die Frage auf, wie es ſich mit der Entdeckung der Magellansſtraße, die von Wagenſeil und Anderen dem Martin Behaim zugeſchrieben werde, verhalte.

Er beantwortet ſie dahin, daß Behaim entweder ſelbſt in den Jahren 1494 bis 1506, in welchen uns ſeine Lebensgeſchichte unbekannt geblieben iſt, an dieſe Straße gekommen ſey, oder daß er vermuthete, es müſſe an jener Stelle eine Durchfahrt ſich befinden, und ſie auf ſeiner Karte eingezeichnet habe, weßhalb Magellan ſich bereits im Jahre 1517 am ſpaniſchen Hofe auf dieſe Karte berufen konnte.

Zur Begründung letzterer Annahme bemerkt der Verfaſſer, daß auch Johann Schöner bereits vor Magellan nicht bloß die Geſtalt von Südamerika ziemlich richtig, ſondern ſelbſt die ſpäter ſogenannte Magellansſtraße noch bevor ſie Magellan entdeckte, ohne Benennung auf ſeinem Globus angezeigt habe.

Ueber die Quellen, welche Schöner hiezu in Nürnberg benützen konnte, bemerkt der Verfaſſer S. 66: Es läßt ſich erwarten, daß ein Mann, der die Geographie zu ſeinem Fachſtudium machte, nicht allein dem Behaim'ſchen Globus eine beſondere Beachtung zuwandte und von Walter (dem Freunde Regimontan's und nachherigen Beſitzer ſeiner Sammlungen), zu erfahren ſuchte, was Behaim mündlich über geographiſche Kenntniſſe geäußert habe, ſondern auch die Verbindung der Behaim'ſchen Familie mit dem berühmten Martin Behaim auf ſeiner fernen Inſel nach Möglichkeit benützte, um ſich einiges Licht über die geographiſchen Verhältniſſe der neu entdeckten Länder zu verſchaffen; es wäre auch möglich, daß er mit Behaim ſelbſt in brieflichen Verkehr getreten.

So ſcharfſinnig auch dieſe Bemerkungen des Verfaſſers ſind, ſo geneigt auch Referent iſt, zuzugeben, daß Magellan durch eine Karte Behaim's, welche er nach ſeinem Globus verfertigte, zu dieſer Durchfahrt veranlaßt wurde, ſo übrigt doch noch die Frage, ob die Vermuthung einer ſolchen Durchfahrt, denn von einer Reiſe Behaim's nach der Magellansſtraße wiſſen wir Nichts, von ihm ſelbſt herrühre.

Nach den portugieſiſchen Schriftſtellern war dieſe Durchfahrt auffallender Weiſe bereits auf einer Karte, welche der Infant Don Pedro ſchon im Jahre 1438 wahrſcheinlich aus Venedig mitbrachte, unter dem Namen cola do dragão verzeichnet, und wird von ihnen als identiſch mit der Magellansſtraße bezeichnet [15]).

Die Annahme dieſer Identität iſt aber lediglich nur eine Vermuthung, welche dieſe Schriftſteller, die ſämmtlich der ſpäteren Zeit angehören, ausgeſprochen haben.

Die Karte, welche der Infant Don Pedro der

14) Galvão tratado dos descobrimentos. Lisboa occidental. 1731. fol. pag. 36.

Neste mesmo anno de 1501. e mez de Mayo partirão tres navios da Cidade de Lisboa por mandado del Rey D. Manoel, a descobrir a Costa do Brasil, e forão a ver vista das Canarias, e dahi o Cabo Verde, tomarão refresco em Beziguiche, passada a Linha da perte do Sul, forão tomar terra no Brasil em cinco graos daltura, e foraõ por ella até trinta e dous pouco mais ou menos, segundo sua conta, dondo se tornarão no mez de Abril por haver já lá frio e tormenta, pozerão neste descobrimento, e viagem quinze mezes, por tornarem a Lisboa na entrada de Setembro.

15) Man vergl. Memoria sobre dois antigos Mappas Geograficos do Infante D. Pedro, e do Cartorio de Alcobaça. Por Antonio Ribeiro dos Santos in dem akademiſchen Werke: Memorias de litteratura portugueza. T. VIII. p. I. Lisboa 1812, 1., in welchem es S. 281 heißt: O Mappa do infante D. Pedro tinha delineado todo o ambito da terra, o cabo da Boa Esperança com a denominação de Fronteira de Africa, e tambem o Estreito, que depois se chamou de Magalhães, com a denominação de Cola do Dragão: assim o referem os já citados authores Antonio Galvão, Gaspar Fructuoso, o Padre Cordeiro, e Manoel de Faria.

Vermuthung gemäß im Jahre 1438 aus Venedig nach Liſſabon brachte, war wahrſcheinlich keine andere, als die venetianiſche von Andrea Bianco 1436 verfaßte Weltkarte.

Referent kennt ſie leider nicht nach Formaleonis saggio sulla nautica antica degli Veneziani, mit welchem Werke ſie abgedruckt iſt, ſondern bloß nach der Beſchreibung, die Santarem im dritten Bande ſeine Verſuches über die Geſchichte der Cosmographie von ihr giebt.

Nach dieſer befindet ſich auf derſelben an der Südſpitze Afrika's eine Durchfahrt in der Form einer Bai, in welcher zwei Drachen gezeichnet ſind mit dem Beyſatze nidus abimalion.

Daß dieſe Durchfahrt die Cola do dragao der portugieſiſchen Schriftſteller ſey, dafür ſpricht außer der Aehnlichkeit des Namens auch noch die Gleichheit der bildlichen Bezeichnung. Dafür ſpricht ferner noch der Umſtand, daß auf der Karte des Infanten Don Pedro neben der cola do dragao nach der Angabe derſelben Schriftſteller auch das Cap der guten Hoffnung unter Benennung Frontera de Africa genannt wird, von welchem Referent in ſeiner akademiſchen Feſtrede über Afrika von den Entdeckungen der Portugieſen bereits bemerkt hat, daß es dasſelbe Cap ſeyn dürfte, welches wir gegenwärtig unter dem Namen Currentes nennen.

Vielleicht hatte Behaim überhaupt nur die Vermuthung einer Durchfahrt nach Weſten, welche ſich ſchon in einem Briefe Doscanelli's zeigt. Darin hat der Verfaſſer gewiß Recht, daß Schöner die Magellansſtraße aller Wahrſcheinlichkeit nach nur aus Mittheilungen Behaim's kennen konnte, weil Magellan ſelbſt ſich auf eine Karte Behaim's berief. Es fragt ſich jedoch noch immer, ob Magellan wirklich die nach ihm genannte Durchfahrt auf der Karte Behaim's, oder nur die Bemerkung angedeutet fand, daß eine ſolche vorhanden ſeyn dürfte.

Iſt die Durchfahrt auf Schöner's Globus wirklich unſere Magellansſtraße, ſo würde ſich auch das Reſultat in Ausſicht ſtellen, daß Magellan und Schöner ſie aus den Mittheilungen Behaim's kannten.

Die Durchfahrt, welche auf Schöner's Globus ſüdlich vom rio de Cananor verzeichnet iſt, kann aber nach der Anſicht des Referenten die Magellansſtraße nicht ſeyn, weil zwiſchen beyden noch eine ſehr bedeutende Küſtenſtrecke in Mitte liegt.

Schöner's Globus giebt zwar für den genannten Fluß den vierzigſten Grad der ſüdlichen Breite an, allein dieſe Beſtimmung iſt unrichtig, wie ſchon die Nähe des Hafens St. Sebaſtian zeigt, der mit der Inſel St. Sebaſtian unter dem23° 50′ S. B. liegt.

Auf dem Atlas, den Vaz Dourado 1570 zu Goa zeichnete, iſt der rio Canone, wie er dort genannt wird, unter dem 25° S. B. angegeben. Schöner benützte bey ſeinem Globus wahrſcheinlich ältere Karten, welche Braſilien nur bis zum rio Cananor, Cananea, oder Canone, wie er genannt, enthielten. Südlich von dieſem Fluſſe zeichnete er die Durchfahrt, von welcher er gehört haben mochte, und ſetzte dann die Zeichnung des Continentes nach ſpäteren Nachrichten fort. Letztere ſcheinen aber ſehr allgemeiner Natur geweſen zu ſeyn, denn während der nördlich von der Durchfahrt befindliche Theil Braſiliens mit mehreren Namen bedeckt iſt, enthält der ſüdlich gelegene nur die zwey generellen Bezeichnungen Brasilia inferior und antarcticus circulus.

Karten, auf welchen die Küſte Braſiliens nur bis zum rio de Cananor gezeichnet iſt, müſſen aber am Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts in großer Zahl vorhanden geweſen ſeyn, denn München beſitzt zwey derſelben.

Auf die erſte, welche ſich im Beſitze der Hof- und Staatsbibliothek befindet und zwiſchen 1501 1506 entworfen ſeyn mag, hat Schmeller in der erwähnten Abhandlung S. 253 aufmerkſam gemacht.

Die zweyte Karte, welche die Küſte Braſiliens bis zum rio de Cananea enthält, gehört dem Hauptconſervatorium der Armee und ſoll von Salvat de Pilestrina im Jahre 1511 verfaßt ſeyn.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Auguſt.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1853.

Platons ſämmtliche Werke. Ueberſetzt von Hieronymus Müller, mit Einleitungen begleitet von Karl Steinhart. Dritter Band. Inhalt: Theätetos, Parmenides, der Sophiſt, der Staatsmann. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1852. S. 722.

Die vier Geſpräche, welche der dritte Band der vorliegenden Ueberſetzung von Platons ſämmtlichen Werken umfaßt, gehören zu den bedeutſamſten Schriften unſeres Philoſophen. Sie bilden recht eigentlich die Grundlage der platoniſchen Philoſophie, d. h. derjenigen Entwicklung derſelben, um derenwillen Platon in der Geſchichte der Philoſophie eine ganz andere Stellung einnimmt als die übrigen Sokratiker, die entweder die Lehren ihres Meiſters in einer vorherrſchend praktiſchen Richtung zu bewähren ſuchten oder zu einſeitig ethiſchen oder dialektiſchen Syſtemen ausbildeten. Auch Platon, deſſen frühere Schriften ſich mehr oder weniger in der Sphäre des ſokratiſchen Philoſophirens bewegten, verließ den gewonnenen Boden nicht mehr. Die tiefſinnigen Gedanken der joniſchen und italiſchen Speculation, die ſich in dem Geiſte ihrer Urheber zu einer großartigen aber einſeitigen Weltanſchauung geſtaltet hatten, waren unter den geſchäftigen Händen der Sophiſten zu einer populären Weltweisheit und Lebensphiloſophie umgebildet worden, welche durch die Läugnung aller objectiven Wahrheit die Wiſſenſchaft und Sittlichkeit gleich ſehr gefährdete und der Philoſophie für immer den feſten Boden zu entziehen drohte. Dieſe wäre in dem Strudel und Treiben eines zwar reich entfalteten aber haltungsloſen geiſtigen Lebens untergegangen, wäre es nicht der verſtandes- und willenskräftigen Perſönlichkeit des Sokrates gelungen, das *ποῦ στῶ* zu finden, den Punkt, wo die Philoſophie von Neuem Platz greifen konnte. Es war dieß die Vertiefung des Selbſtbewußtſeyns, welche alles Handeln auf ein feſtes, begriffsmäßiges Wiſſen zu begründen ſuchte, ein Poſtulat, das ſich mit um ſo größerer Kraft geltend machte, als es ſich in der Perſönlichkeit ſeines Urhebers gleichſam verleiblicht hatte. Die fruchtbaren Gedanken, welche die dialektiſchen Erörterungen des Sokrates über ethiſche Begriffe im lebendigen Verkehr mit empfänglichen Jünglingen entwickelten, wurden von keinem ſeiner Anhänger tiefer aufgefaßt als von Platon, deſſen ſchöpferiſcher Genius auch die unentwickelten Keime zu gehaltreicher und allſeitiger Entfaltung brachte. Bey dieſem Beſtreben, den Mittelpunkt des ſokratiſchen Philoſophirens zu einem alle Theile der Wiſſenſchaft umfaſſenden Ganzen zu erweitern, konnte Platon nicht umhin, auch die vorſokratiſchen Syſteme der Naturphiloſophie, in denen die von ihm und Sokrates bekämpfte Sophiſtik wurzelte, in ernſte Betrachtung zu nehmen und des etwa in ihnen liegenden tieferen Gehaltes ſich zu bemächtigen. Der tiefeingreifendſte Gegenſatz, der in der Speculation der Griechen hervorgetreten war, ſprach ſich in der heraklitiſchen und eleatiſchen Weltanſchauung aus, deren einſeitig feſtgehaltenes Princip in ſeinen letzten Conſequenzen zu demſelben troſtloſen Ergebniß, nämlich der Aufhebung aller Wahrheit und Erkenntniß, alſo aller Philoſophie geführt hatte. Frühzeitig nahm Platon den Kampf gegen dieſe Lehren auf, die mit der ganzen Bildung der damaligen Zeit auf's innigſte verflochten waren. Zuerſt war es mehr die äußere

Seite der Sophiſtik, ihr anſpruchsvolles aber innerlich haltungsloſes Auftreten, welches Platon im Protagoras und den verwandten Dialogen mit mimiſcher Kraft darſtellt und in ſeiner Blöße erſcheinen läßt. Ernſter und eindringlicher wird der Kampf im Gorgias geführt, der den ſittlichen Widerſpruch in ſeiner Anwendung auf die Politik mit der ſchneidenſten Schärfe hinſtellt und in ſeiner tiefſten Wurzel angreift. Allein es waren dieß noch nicht die eigentlich metaphyſiſchen Principien, mit denen es Platon zu thun hatte. Näher kam er dieſen im Kratylos, da die Sprache ja in der innigſten Wechſelbeziehung zur Dialektik ſteht. Am tiefſten aber erfaßte er die Principien der von ihm bekämpften Theorieen in Dialogen, welche Platon durch die äußere Einkleidung an den Theätet geknüpft und dadurch ausdrücklich mit demſelben zu einem größeren Ganzen vereinigt hat. In einem ſehr merkwürdigen Verhältniß zu dieſen Dialogen ſteht der Parmenides, ein Werk von der eigenthümlichſten Behandlung, das wie ein großes Räthſel die verſchiedenartigſten Deutungen erfahren hat. Neuerlichſt, nachdem die Auffaſſung Schleiermachers, der in dem Werk noch den jugendlichen Verfaſſer erkennen wollte, auch von Brandis aufgegeben war, ſchien ſich die mit großem Aufwand von Scharfſinn und Gelehrſamkeit durchgeführte Anſicht allgemeine Geltung verſchaffen zu wollen, daß der Parmenides in der Reihe der platoniſchen Schriften ſeine Stelle hinter dem Sophiſten und Staatsmann finde, ja ſogar als das vermißte dritte Glied der Trilogie zu betrachten ſey. Gegen dieſe letztere Auffaſſung, in welcher Zeller und Stallbaum, ſo verſchieden auch ſonſt ihre Deutung des Inhalts iſt, zuſammentreffen, hat ſich der Unterzeichnete bereits früher (ſ. Jahrg. 1840 Nr. 221 dieſer Blätter) ausgeſprochen und freut ſich nun, bey Hrn. Steinhart derſelben Anſicht zu begegnen. Schwieriger ſcheint die Frage, welche Stelle demnach der Parmenides einzunehmen hat, da er doch jedenfalls in einer ſehr nahen Beziehung zu dem Inhalt des Sophiſtes ſteht. Hr. St. hat ſich dafür entſchieden, ihm ſeinen Platz zwiſchen dem Theätetos und Sophiſtes anzuweiſen, und begründet dieſe Anordnung mit der Erklärung, daß der Parmenides an vielen Stellen die in dem erſteren jener beyden Dialoge gewonnenen Ergebniſſe vorausſetzt, wogegen der Sophiſtes im Vergleich zum Parmenides einen bedeutenden Fortſchritt in der Fortbildung Platons und eine Löſung mehrerer dort geſtellter wichtigen Aufgaben enthalte. Mit dem letzteren Theile dieſer Behauptung ſind wir mehr einverſtanden als mit dem erſteren. Denn was auch an dieſem wahres und unzweifelhaft richtiges iſt, das läßt ſich, wenn man den ausdrücklichen Andeutungen Platons über den Zuſammenhang der drey Dialoge ihr Recht zugeſteht, vollſtändig und befriedigend aus der künſtleriſchen Anlage des größeren Ganzen erklären. Offenbar gibt ſich in dieſer großartigen Compoſition bereits ein deutliches Bewußtſeyn über den inneren Fortſchritt in der Entwicklung der griechiſchen Philoſophie, das was man in der neuern Zeit die Dialektik in der Geſchichte der Philoſophie zu nennen pflegt, zu erkennen, und eben dieſer dialektiſche Fortſchritt des Gegenſtandes iſt es, was dem Theätet den Charakter der Priorität vor dem Parmenides verleiht. Wenn man dagegen die geſchichtliche Entſtehung und Reihenfolge der platoniſchen Schriften in's Auge faßt, ſo ſcheint uns mehr für die Priorität des Parmenides zu ſprechen. Daß Platon, als er den Theätetos ſchrieb, mit der eleatiſchen Philoſophie bereits näher bekannt war, iſt unzweifelhaft und wird auch von Hr. St. nicht beſtritten. Spräche ja doch ſchon die Stelle, wo Sokrates eines Geſpräches gedenkt, das er als junger Mann mit Parmenides gehabt, und die Weiſe, wie er ſich daſelbſt über dieſen Philoſophen äußert, zu deutlich dafür. Ja, Hr. St. ſieht darin directe Beziehung auf den Dialog dieſes Namens, nur nicht als einen bereits damals geſchriebenen, ſondern erſt im Keime vorhandenen. Zu dieſer Annahme iſt Herr St. ſchon um deßwillen genöthigt, weil er eine geſchichtliche Grundlage für die Zuſammenkunft des Sokrates mit dem Parmenides nicht anerkennt, ſondern dieſelbe als eine zu dem beſtimmten philoſophiſchen und äſthetiſchen Zweck erdichtete betrachtet. Etwas gezwungenes liegt nun freylich darin, daß Platon zu derſelben Zeit, wo er ſich bereits mit dem Gedanken an eine größere Compoſition trug, welche die im Theätet begonnene Unterſuchung fortzuſetzen und zu Ende zu führen beſtimmt war, den Plan zu einem anderen Werke

von ganz verſchiedener Anlage und Ausführung in der Seele getragen haben ſoll. Scheint es nicht natürlicher anzunehmen, daß wir in dem Parmenides die erſte Frucht eines tiefer eindringenden Studiums der eleatiſchen Lehre beſitzen, den erſten Verſuch Platons, ſich auf dem in dem Umgang mit Sokrates, und durch die Kenntniß der joniſchen, beſonders heraklitiſchen Philoſophie gewonnenen Standpunkte mit dieſer großartig-tiefſinnigen Weltanſchauung auseinanderzuſetzen, die fruchtbaren Gedanken derſelben in ſeinem Geiſte zu verarbeiten und durch weitere reichere Entwicklung die ſowohl in der Grundanſicht des Parmenides als in den dialektiſchen Erörterungen des Zenon hervortretende Einſeitigkeit zu überwinden? Vortrefflich legt der Verfaſſer den bedeutſamen Gehalt der eleatiſchen Lehre und ihren tief eindringenden Einfluß auf die Entwicklung der griechiſchen Philoſophie dar; ſchildert meiſterhaft die Wirkung, welche dieſelbe auf einen Geiſt wie Platon ausüben mußte, als er in dem Umgange mit ſeinen megariſchen Freunden und durch das Studium des parmenideiſchen Lehrgedichtes zuerſt tiefer in dieſes Heiligthum der Speculation eingeweiht wurde.

Aber eben der mächtige Eindruck, den dieſe Bekanntſchaft auf ſeinen Geiſt machen mußte, gibt für eine ſolche Compoſition, wie ſie im Theätetos vorliegt, zunächſt keinen Raum; er forderte zuerſt faſt mit innerer Nothwendigkeit ein ſolches Werk, wie wir es eben in dem Parmenides beſitzen, in dem der heranreifende Denker ſich ſelbſt verſenkt in die Tiefen der eleatiſchen Speculation, und indem er ihrer eigenen dialektiſchen Methode ſich anbequemt, ſeine Kraft in dieſer Richtung verſucht und übt. Dann erſt, nachdem er dieſe Arbeit beſtanden, nachdem er ein Werk geſchaffen, das mehr wie ein Tribut der Verehrung als in der Form und mit dem Anſpruch einer Widerlegung auftritt, mochte er zu einer ſo umfaſſenden Compoſition ſchreiten, deren bewußter und gleich in dem erſten Theile angedeuteter Zweck es war, die beyden Hauptrichtungen der griechiſchen Speculation in ihrer Einſeitigkeit zu widerlegen und von einem höheren Geſichtspunkte zu verſöhnen und dadurch jeder von beyden ihr Recht widerfahren zu laſſen. Dem Inhalte nach ſteht der Parmenides alſo wohl mit dem ſpäteren Sophiſtes näher als dem früheren Theätetos, muß aber deßhalb noch keineswegs ſpäter verfaßt ſeyn als dieſer; etwa wie Ariſtoteles von Anaxagoras ſagt im Verhältniß zu ſeinem jüngeren Zeitgenoſſen Empedokles: *τῇ μὲν ἡλικίᾳ πρότερος ὢν τούτου, τοῖς δ' ἔργοις ὕστερος.* Von dieſer Auffaſſung ſcheint uns denn auch im Grunde die des Hrn. St. nicht mehr weit entfernt zu ſeyn, wenn er in der Einleitung zu Parmenides (S. 234) annimmt, Platon habe zu dieſem Geſpräche wohl ſchon bey der Abfaſſung des Theätetos einen vorläufigen Plan entworfen gehabt. Dieſe Faſſung erſcheint uns faſt nur als der künſtlichere Ausdruck desſelben Gedankens, vielleicht darauf berechnet, den eingenommenen Standpunkt möglichſt rein und klar abzuſondern von der Auffaſſung Schleiermachers, obwohl ſich auch in dieſer, wenn man abſieht von der angeſtrebten Zuſammenſtellung mit Phädros und Protagoras, ein richtiges Gefühl über den künſtleriſchen Charakter des Werkes ausſpricht, das, bey allem Ernſt und aller Tiefe der Speculation, doch eine gewiſſe Jugendlichkeit der Darſtellung nicht verläugnet. Auch das darf wohl anerkannt werden, daß, wenn man dieſe Stellung des Parmenides zum Theätetos zugibt, die Bemerkung in dem Einleitungsgeſpräche, welches Hr. St. mit Schleiermacher als eine Art Widmung an die megariſchen Freunde betrachtet, über die gewählte Art der Darſtellung eine ganz andere Bedeutung gewinnt, als wenn eine ganze Reihe von Dialogen vorangeht, wie es nach der Anordnung des Hrn. St. der Fall iſt, welche gar nicht in der hier ausdrücklich aufgegebenen, erzählenden Form abgefaßt waren, und dagegen gleich nach dem Theätetos wieder ein Geſpräch mit einer überaus künſtlich angelegten diegematiſchen Einkleidung folgt. Selbſt auf den auffallend abgebrochenen Schluß des Parmenides könnte die von uns vorgezogene Anordnung ein erklärendes Licht werfen. Denn iſt es nicht natürlich, ja faſt wahrſcheinlich, daß gerade bey der Ausarbeitung dieſes Werkes dem zu immer größerer Klarheit und tieferer Einſicht in die Löſung des von den Eleaten kühn hingeſtellten Räthſels fortſchreitenden Denker der Plan und Drang zu jenem, beyde entgegengeſetzte Richtungen der Speculation umfaſſenden Werke entſtehen mußte? und iſt es nicht

denkbar, daß der in ſeiner Seele reif gewordene Gedanke das Abbrechen des noch nicht zu einem künſtleriſch vollendeten Abſchluß gebrachten Werkes veranlaßte, um zur Ausführung des größeren Planes zu ſchreiten? Ja, bey den eigenthümlichen Mitteln der Andeutung, welche Platon wie in anderen Dialogen, ſo auch ganz beſonders in der Einleitung des Parmenides wählt, um den Leſer auf den richtigen Standpunkt der Betrachtung zu ſtellen, könnte man in der merkwürdigen Aeußerung, welche er dem Zenon über ſeine Schrift in den Mund legt, eine perſönliche Beziehung erkennen, welche zu verſtehen geben ſollte, daß die Herausgabe des Werkes in dieſer äußerlich unvollendeten Geſtalt mehr durch zufällige Umſtände veranlaßt als eigentlich beabſichtigt geweſen ſey.

(Schluß folgt.)

Geſchichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim ꝛc.

(Schluß.)

Ueber den Globus des Martin Behaim hat Bibliothekar Ghillany im Jahre 1842 ein eigenes Programm geſchrieben, zu welchem in vorliegender Schrift Natträge geliefert ſind.

Behaim verfertigte ihn während ſeines Aufenthalts in Nürnberg, der gegen zwey Jahre gedauert haben mag, im Jahre 1492. Er war ſeinen Verwandten in Nürnberg kein willkommener Gaſt, denn ſie tadelten an ihm das dolce farniente, welchem ſich der Südländer ſo gerne ergiebt und die fremden Sitten, die ſich der Deutſche ſo leicht aneignet.

Behaim kehrte im Jahre 1493 nach Portugal zurück, von wo er nach den Niederlanden geſandt wurde. Ueber ſein Schickſal von 1494 bis zu ſeinem 1506 erfolgten Tode ſind keine Nachrichten vorhanden.

Mit dem Tode Johann's II. (1495, 25. October) ſcheint er ſeine Stelle am portugieſiſchen Hofe verloren zu haben; auch ſeine Vermögensverhältniſſe müſſen ſich ungünſtig geſtaltet haben, denn er ſtarb zu Liſſabon im Spitale.

Bey ſeinem Tode war aus ſeiner Ehe mit Johanna, der Tochter des Jobſt von Hurter, Statthalters der Inſeln Pico und Fayal (wo auch Behaim längere Zeit hindurch gewohnt hatte), nur ein Sohn gleichen Namens vorhanden, von deſſen Lebensverhältniſſen jedoch ſehr wenige Nachrichten vorhanden ſind, welche der Verfaſſer fleißig geſammelt hat.

Als Beylagen ſind dem vorliegenden mit Fleiß und Gemüthlichkeit gearbeiteten Werke die Abhandlung des Portugieſen Trigozo über Martin de Bohemia, die einſchlägigen Stellen aus Garçaõ Stockler's Geſchichte der Mathematik in Portugal und vier und zwanzig für die Lebensgeſchichte Behaim's und ſeines Sohnes wichtige Briefe angehängt.

Mit der einleitenden Abhandlung ſind zwey Karten von Juan de la Cosa und von Ruyſch, Theile von Amerika enthaltend, wieder abgedruckt, welche, wie ſchon erwähnt wurde, Herr von Humboldt früher mit dem fünften Bande ſeiner kritiſchen Unterſuchungen über die Geographie des neuen Continentes veröffentlichen ließ.

Herr Bibliothekar Ghillany hat ſeiner Arbeit mehrere Abbildungen beygegeben, zuerſt die Behaim's ſelbſt, dann die eines Aſtrolabium, welches Regiomontan im Jahre 1468 verfertigte, ferner die des Behaim'ſchen Globus in zwey Planigloben nach ſeiner natürlichen Größe, endlich die eines Theiles des Schöner'ſchen Globus. Am Schluſſe muß Referent bezüglich ſeiner eignen Perſon bemerken, daß er nicht, wie im Vorworte geſagt iſt, Beichtvater und Hauskaplan der portugieſiſchen Königsfamilie, ſondern Lehrer ihrer kaiſerlichen Hoheit, der leider im Lenze ihres Lebens verſtorbenen Prinzeſſin Donna Maria Amalia von Braſilien war, als er ſich im Archive zu Liſſabon mit einigen Forſchungen beſchäftigte, welche mit denen des Verfaſſers zuſammenfallen, weil ſie die Deutſchen in Portugal betrafen.

Das Reſultat dieſer Forſchungen iſt im Octoberhefte der Monatsblätter zur Ergänzung der allgemeinen Zeitung (Jahrgang 1847) niedergelegt, aus welcher ſie Stricker in ſeiner Schrift über die Deutſchen in Spanien und Portugal faſt wörtlich, jedoch ohne die in den Anmerkungen enthaltenen Beweisſtellen, wieder abdrucken ließ.

Friedrich Kunſtmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Auguſt.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1853.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae liber, ad fidem codicum denuo collatorum recensuit et commentariis enarravit Fr. Carolus Wex. Brunsvigae impensis Fr. Vieweg et filii. M.DCCCLII. XII. 337.

Die Vita Agricolae erſchien nicht in der Editio princeps des Tacitus 1470; einige Jahre ſpäter um 1475 hatte Fr. Puteolanus dieſe Schrift bekannt gemacht, und ſein Text wurde, da Handſchriften den nachfolgenden Herausgebern nicht zu Gebot ſtunden, von allen als einzige authentiſche Ueberlieferung betrachtet; doch konnte niemand wiſſen, was in ſchwierigen Stellen, dergleichen hier in großer Anzahl vorhanden ſind, Puteolanus aus ſeiner Handſchrift beybehalten, und was oder wie er geändert hatte, ſo daß jede kritiſche Bearbeitung unſicher blieb. Brotier hat das Verdienſt, die zwey noch vorhandenen Manuſcripte des Agricola aus der Vaticana nr. 4498 (*A*) nr. 3429 (*F* von Pomponius Laetus geſchrieben) zuerſt theilweiſe benutzt und die nachfolgenden Bearbeiter, wohin ſie ſich wenden ſollen, aufmerkſam gemacht zu haben. Beyde Handſchriften ſind ganz neu; während wir von den größern Werken des Tacitus zwey verhältnißmäßig alte Quellen beſitzen, deren Bedeutung erſt in unſerer Zeit recht gewürdigt worden, nachdem ſich die Gewißheit herausgeſtellt hat, daß alle andern Codices nur Abſchriften des Mediceus ſind, haben wir von den drey kleinern Werken keine, welche auch nur aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts wäre, ſie ſind ſämmtlich aus der zweyten Hälfte desſelben*). Für den Agricola die Sache zur Entſcheidung zu bringen, wäre Aufgabe und Pflicht des G. L. Walch geweſen, welcher eine beſondere weitläufige Bearbei-

*) Fulv. Urſinus Angaben ſind beachtenswerth; er ſelbſt beſaß den codex des Pomponius Laetus, *F*, und was er aus v. c. anführt, iſt größtentheils aus dieſem und deſſen Randbemerkungen nachweisbar, aber nicht alles; daher H. W. die Vermuthung äußert, er habe noch eine ältere und weit beſſere Handſchrift benutzt, als *F* und *A*. Dieſes bezweifeln wir. 7 iſt in Temelium Liguriae urbs ſtatt in templo Liguriae pars ſo ſicher eine gelehrte Vermuthung, wie 19 praeficere, 33 cohortandum, welche W. ſelbſt als ſolche anerkennt. F. Urſinus, der geiſtreichſte Kritiker ſeiner Zeit in Italien, bezeichnet Exemplare von älteren Gelehrten mit handſchriftlichen Bemerkungen und Verbeſſerungen nach der Sitte jener Zeit mit v. c. und ſo halten wir auch 44 magnae cujusdam felicitatis esse nur für eine gelehrte Ergänzung, als welche ſich 46 quam aemulatione offenbar kund gibt. 3 servitutis ſtatt senectutis iſt eine glückliche Emendation, welche ſchon vor Lipſius in Italien gemacht worden iſt. Es bleibt noch Cap. 13 die treffliche Aenderung von praecipue in praeceptum, welche Urſinus ebenfalls aus v. c. erwähnt, aber (wie man nach p. 13 ſchließen muß, denn ſonſt bezeichnet *M* nur die Randbemerkungen von Laetus Handſchrift, und dann wäre nach p. 254 dieſes praeceptum auch dort angegeben), nicht am Rande von *F*, ſondern von *A* ſteht. Iſt ſie dort von derſelben Hand oder von einer ſpätern? dasſelbe hat auch Lipſius gefunden, aber wundern muß man ſich, wenn dieſe Verbeſſerung vor 1515 gemacht wurde, weil ſie nur aus dem erſten Theile der Annalen (I. 11. IV, 37) genommen und begründet werden konnte.

tung dieſes Buches gab. Dronke erhielt durch einen Italiener eine Collation, welche in Folge der Unſicherheit ſelbſt wieder zu mancher Verwirrung Anlaß gab. Zur völligen Gewißheit ließ H. Wex den einen Codex Δ genau mit allen Abkürzungen abſchreiben, mit dieſem den andern Γ vergleichen und etwaige Bedenken ſpäter durch wiederholte Einſicht berichtigen.

(Fortſetzung.)

Platon's ſämmtliche Werke.

(Schluß.)

Möglich ſogar, daß auch der Parmenides in dem urſprünglichen Plane des Verfaſſers als der erſte Theil eines größeren Ganzen angelegt war, das von einem anderen Ausgangspunkte dasſelbe Ziel wie die Trilogie des Theätetos verfolgte, deſſen weitere Ausführung aber vielleicht deßwegen aufgegeben wurde, weil ſich in der eingeſchlagenen Richtung die Kritik der heraklitiſch-protagoreiſchen Lehre weniger leicht und naturgemäß mit der Darſtellung der eleatiſchen Philoſophie verbinden ließ, als es auf dem im Theätetos betretenen Wege möglich war. Wie dem aber auch ſeyn mag — denn mit ſolchen Vermuthungen muß man allerdings befürchten, das Gebiet der ὀρθὴ δόξα μετὰ λόγου zu verlaſſen — ſo viel möchten wir auf unſerem Standpunkte feſthalten, daß nichts nöthigt, den Parmenides nach dem Theätetos, und nichts hindert, ihn vor denſelben zu ſetzen; daß auch kein innerer Grund dafür ſpricht, ſelbſt wenn man, wie nicht unwahrſcheinlich, einen größeren Zwiſchenraum der Zeit zwiſchen der Abfaſſung des Theätetos und Sophiſtes annimmt, ein anderes Geſpräch gleichſam zur Ergänzung einer ſonſt vorhandenen Lücke einzuſchalten; daß es alſo doch wohl zweckdienlich ſcheinen mag, die von Platon durch die äußere Einkleidung aneinander geknüpften Dialoge dem Leſer auch in dieſem Zuſammenhange vorzuführen. In der Anordnung des Hrn. S. würde dann der Parmenides dem Kratylos zur Seite getreten ſeyn und beyde Dialoge in einem ähnlichen Verhältniſſe zu der folgenden Trilogie ſtehen, wie Hr. St. den Kratylos als Vorläufer des Theätetos betrachtet.

In der Deutung des philoſophiſchen Inhalts ſchließt ſich Hr. St. am nächſten der Auffaſſung Zeller's und K. F. Hermann's an, nicht jedoch ohne den eigenthümlichen Standpunkt auch in der Erklärung des Einzelnen zu wahren, wie es in der verſchiedenen Stellung, welche jene Gelehrten dem Parmenides zu dem Sophiſtes einräumen, bedingt iſt. Auf dem Gebiete der philoſophiſchen Exegeſe bewährt ſich Hr. St. als Meiſter. Wie er ſich einerſeits frey hält von dem Fehler derjenigen, die, ſtatt auf den Inhalt des zu erklärenden Werkes unbefangen einzugehen, ihre modernen Begriffe und Anſchauungen in den antiken Schriftſteller hineintragen, ſo bringt er anderſeits zu dieſem auch mehr als ein bloß literariſches Intereſſe mit; die Philoſophie iſt ihm ſelbſt eine Herzensangelegenheit, und darum iſt ſein Sinn auch erſchloſſen für das Verſtändniß der philoſophiſchen Werke des Alterthums, in denen ſich ein Quell urſprünglicher Weisheit eröffnet. Die Einleitungen zu den vorliegenden vier Geſprächen ſind durch Form und Inhalt gleich ausgezeichnet, und trefflich geeignet, Intereſſe und Verſtändniß für die großen Fragen der Philoſophie des Alterthums wie der Gegenwart zu erwecken. Aus dieſen lebensfriſchen, tiefeingehenden Darſtellungen ſpricht uns derſelbe Geiſt an, wie aus einer wohlgelungenen Biographie, die oft auf eine ganze Epoche der Geſchichte ein überraſchendes Licht wirft und den ächten Geſchichtsforſcher am beſten erkennen läßt. Wäre etwas an ihnen zu tadeln, ſo könnte man höchſtens an der etwas übermäßigen Ausdehnung der einzelnen Einleitungen Anſtoß nehmen. Beyſpielsweiſe führen wir an, daß die Einleitung zum Theätetos gerade hundert Seiten einnimmt, juſt eben ſo viel als das Geſpräch ſelbſt in der Ueberſetzung. Bey Schleiermacher iſt das Verhältniß ein ganz anderes; dort findet die Einleitung auf fünfzehn Seiten Raum, während das Geſpräch weit über hundert Seiten füllt. Man erſieht daraus auch den verſchiedenen Standpunkt, auf den beyde Darſtellungen ſich zu

dem Leſer ſtellen. Schleiermacher's überall mit großer Conſequenz feſtgehaltener Grundgedanke iſt der, daß die Abſicht des Schriftſtellers darauf hingehe, die eigene Thätigkeit, das philoſophiſche Mitdenken des Leſers zu erwecken, daß derſelbe alſo ohne dieſe ſelbſtſtändige Mitbetheiligung ohnedieß nie zu dem Verſtändniß der geleſenen Schrift gelangen könne, dem der Exeget hauptſächlich nur durch die dem Geſpräche in der Reihenfolge angewieſene Stellung und höchſtens noch durch einige Andeutungen über den Gang der Unterſuchung und die inneren Beziehungen zu anderen Geſprächen zu Hülfe zu kommen habe. Darum ſind Schleiermacher's Einleitungen ohne die darauffolgende Leſung der Schrift ſo viel wie nichts, während es wohl denkbar wäre, daß der gebildete Leſer der Steinhart'ſchen Einleitungen, der mit großem Intereſſe der eben ſo geſchmackvollen als erſchöpfenden Darſtellung des Verfaſſers gefolgt iſt, am Schluſſe die Wirkung empfände, als hätte er mit dem Commentar zugleich den Inhalt des erläuterten Geſpräches in ſich aufgenommen und habe es darum weniger nöthig, ſich in der unſerem Standpunkte doch immer etwas fremdartigen Form der philoſophiſchen Darſtellung zurechtzufinden. Dieſer Irrthum wäre nun freilich von dem Verfaſſer der Einleitungen eben ſo wenig beabſichtigt als verſchuldet, indem er nicht geringere Sorgfalt als auf die Darlegung des philoſophiſchen Inhaltes auf die Erklärung der künſtleriſchen Behandlung wendet.

Auch die hinter jedem einzelnen Werke beygefügten Anmerkungen, die ſich zu der Einleitung des Theätetos auf 78 belaufen, verdienen alle Beachtung. Sie enthalten theils weitere hiſtoriſch-philoſophiſche Nachweiſungen und Parallelen, theils Verſuche, den überlieferten Text des griechiſchen Originals entweder gegen Mißverſtändniſſe und unnöthige Aenderungen zu rechtfertigen oder ſelbſt, wo es nöthig ſcheint, zu verbeſſern und früher gemachte Verbeſſerungsvorſchläge, die Widerſpruch gefunden, zu vertheidigen. Beyſpielshalber möge hier erwähnt werden, daß Hr. St. in der vielbeſprochenen Stelle des Theätetos (149 D.), wo die verſchiedenen Seiten der Hebammenkunſt dargelegt werden, die überlieferte Lesart, welche auch die Zürcher-Ausgabe in dem Texte bewahrt: *ἐὰν νέον ὄν δόξῃ ἀμβλίσκειν, ἀμβλίσκουσι* — damit zu rechtfertigen verſucht, daß er *νέον* im comparativen Sinn verſtanden wiſſen will, wie es die Ueberſetzung in folgender Weiſe wieder gibt: „Und die Hebammen vermögen doch auch durch Arzneimittel und Beſprechungen die Wehen zu erregen und, wenn ſie wollen, zu mildern, eine ſchwere Geburt zu befördern und wenn ſie, während die Frucht noch unreif iſt, eine Fehlgeburt für nöthig erachten, dieſe zu bewirken?“ K. F. Hermann hat in ſeiner Ausgabe die Zahl der vorhandenen Vermuthungen um eine gewiß geiſtreiche und ſcharfſinnige vermehrt, indem er *ἐάνγε ὅσιον δόξῃ* ſchreibt und, der von Pollux mit ausdrücklicher Beziehung auf dieſe Stelle bemerkten aktiven Bedeutung mißtrauend, das anakoluthiſche *ἀμβλίσκουσιν* durch Klammern ausſcheidet. Ob übrigens nicht doch die geringſte Aenderung: *ἐὰν δέον ὄν δόξῃ* ſich auch jetzt noch empfiehlt?

Entſchieden auf einen irrigen Weg ſcheint uns Hr. St. gekommen zu ſeyn, wenn er p. 169 D. *τί εἰ ἐπεχειρήσαμεν ἀναισχυντεῖν* zu leſen vorſchlägt ſtatt des überlieferten *ἐπιχειρήσαμεν*, „da ja Sokrates nicht von einem bevorſtehenden, ſondern von einem ſchon unternommenen und als fruchtlos erkannten, verwegenen Beginnen“ rede. Allein ſchon das *πάντα γὰρ τολμητέον* unmittelbar vor dieſen Worten, welches man doch nur gezwungen in dem Sinne eines allgemeinen Satzes verſtehen könnte, deutet auf einen zu unternehmenden Verſuch hin; und worin dieſer beſtehe, läßt uns der Schriftſteller gar nicht im Unklaren, indem er mit ausdrücklicher Anknüpfung an die beregten Worte, es als verwegenes Beginnen oder einen Uebergriff in der Unterſuchung bezeichnet, zu erklären, was *ἐπίστασθαι* ſey, ehe man noch den von Anfange geſuchten Begriff der *ἐπιστήμη* gefunden; und zwar ſoll dieß geſchehen, um den Begriff der *ψευδὴς δόξα* zu ermitteln. Dieſer Verſuch, das *ἐπίστασθαι* zu erklären, beginnt p. 197 A. und wird unverkennbar durch das ermunternde Wort des Theätetos: *τόλμα τοίνον, νὴ Δία* eingeleitet.

Nicht beyſtimmen können wir der Anſicht des Herrn Steinhart über den Unterſchied der Begriffe des *ὅλον* und *πᾶν*. Platon ſoll nämlich den Begriff

der Ganzheit oder Totalität von dem der Allheit oder Allgemeinheit unterſchieden und erſteren durch τὸ πᾶν, letzteren durch τὸ ὅλον bezeichnet haben. Mit dieſer Auffaſſung würde aber dem natürlichen Sinn der Worte offenbar Gewalt angethan. Der Sprachgebrauch zeigt durchgängig, daß ebenſo wie im Deutſchen das Ganze und die Theile, im Griechiſchen τὸ ὅλον und τὰ μέρη ſich entſprechen. Einen Widerſpruch gegen dieſen Sprachgebrauch dürfen wir unſerem Philoſophen um ſo weniger zumuthen, als die Stelle im Theätetos, worauf ſich Hr. St. bezieht, denſelben vielmehr ausdrücklich beſtätigt und eine begriffliche Unterſcheidung der beyden Ausdrücke ὅλον und πᾶν daſelbſt verworfen wird. Hr. St. will zwar in dieſer Verwerfung nicht Platon's eigene Meynung erkennen. Doch ſucht er wohl zu viel in dem Wechſel des Ausdrucks ἀπῆ und ἀποστατῆ, da ja im Parmenides gerade das ὅλον definirt wird als οὗ ἂν μέρος μηδὲν ἀπῆ, alſo eben mit dem Ausdrucke, der im Theätetos von dem πᾶν gebraucht wird. Schwerlich wird ſich auch eine andere Stelle in einer andern Schrift aufbringen laſſen, welche der von Hrn. St. aufgeſtellten Begriffsbeſtimmung entſchieden das Wort redete. Wollte man von der natürlichen Bedeutung der beyden Ausdrücke mit Hinzunehmung von τὰ πάντα ausgehen, ſo könnte man eher zu der entgegengeſetzten Anſicht kommen, nämlich τὸ ὅλον bedeute das Ganze und τὸ πᾶν, als die zuſammenfaſſende Einheit von τὰ πάντα, die Allheit, das Allgemeine. Doch wird man wohl thun, dem Fingerzeig zu folgen, welchen Ariſtoteles, der ſo großen Werth auf die ſprachgemäße Begriffserklärung und Unterſcheidung der verſchiedenen Bedeutungen einzelner Worte legt, in der von Hrn. St. angeführten Stelle der Metaphyſik gibt. Dieſe zeigt, daß allen drey Bezeichnungen zunächſt natürliche Begriffe zu Grunde liegen, und zwar ſo, daß τὸ πᾶν und τὰ πάντα das Ganze als bloße mathematiſche Größen bezeichnet, erſteres als continuirliche, letzteres als discrete, wogegen τὸ ὅλον dasſelbe als ein gegliedertes erſcheinen läßt, als einen Organismus, deſſen Theile als Glieder zugleich an eine beſtimmte Ordnung gebunden ſind. Dieſer natürliche Begriff des ὅλον wird nun auch zur Bezeichnung des ſpeculativen Begriffes der Allheit oder des Allgemeinen, des ἓν ἐπὶ πάντων, verwendet, welches Platon wohl auch τὸ ἐπὶ πᾶσι κοινόν oder ἡ μία ἰδέα περὶ πάντων oder, wie Ariſtoteles, τὸ καθ' ὅλου nennt. Sehr häufig verbindet ſich ὅλον und πᾶν in dem Sinn einer ſynonymiſchen Verſtärkung, z. B. in den verſchiedenen adverbialen Ausdrücken, oder ſie wechſeln als gleichbedeutend, wie das Weltall ſowohl τὸ ὅλον als τὸ πᾶν heißt, wobey freylich ein verſchiedener Geſichtspunkt angenommen werden mag, wie Ariſtoteles ſagt: ὅσα ἄμφω ἐνδέχεται. So viel ſcheint uns feſt zu ſtehen, daß der Begriff des Ganzen nicht von der Bezeichnung des ὅλος getrennt werden darf, wie wir es denn auch auf dem Standpunkt der deutſchen Sprache nicht zugeben können, daß „das Ganze nichts als die Summe ſeiner Theile ſey."

Um unſerer Anzeige keine zu große Ausdehnung zu geben, unterlaſſen wir es dießmal, auch auf die Ueberſetzung näher einzugehen. Wir enthalten uns deſſen um ſo lieber, als wir vorausſichtlich mehr als lieb in den Fall kommen würden, größeren oder geringeren Verſtößen gegen die Richtigkeit der Uebertragung oder die Angemeſſenheit des Ausdrucks zu begegnen, wofür wir in keinem Falle den Verfaſſer der Einleitungen mit verantwortlich machen möchten, obwohl das Vorwort des Ueberſetzers dazu ein Recht zu geben ſcheint.

Chriſtian Cron.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Auguſt.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1853.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae liber etc.

(Fortſetzung.)

So erhalten wir jetzt zum erſtenmale zuverläſſige Angaben*) und ſind im Stande das Verhältniß der Handſchriften zum Texte des Puteolanus, d. h. aller bisherigen Ausgaben zu beſtimmen. Ob derſelbe die Handſchrift *Γ*, wie der Herausgeber ſehr wahrſcheinlich macht, benutzt, oder auch an einigen Stellen die zweite *Δ* eingeſehen, oder eine dritte verſchiedene und unbekannte gebraucht hat, mag bezweifelt werden, ſo viel iſt gewiß, daß ſein Codex nichts anderes enthielt, als was die beyden *Γ Δ* geben, und daß alle Abweichungen entweder als Conjecturen des Puteolanus oder als Fehler ſeines Abſchreibers oder Setzers zu betrachten ſind**). Die Vorausſetzung, daß er eine ältere Handſchrift von beſſerer Gewähr gehabt habe, verſchwindet; er änderte verdorbene Stellen willkürlich, beſonders von vorne herein bis Cap. 20, und hat dadurch einem Rhenanus, Lipſius und wie vielen Kritikern! das wahre zu finden unmöglich gemacht. Das that er nicht bloß im Agricola, auf welchen Wex allein Beziehung nimmt, ſondern auch in den Annalen und Hiſtorien, nur daß hier ſeine Aenderungen, weil man bald gute Handſchriften fand, ſchnell entfernt worden ſind*), während ſie in dem Agricola aus Mangel an dieſen bis auf die neueſte Zeit ſtehen blieben. Sehr häufig iſt die Umſtellung der Worte, großentheils aus Unachtſamkeit**), manchmal abſichtlich, z. B. 7. admodum iuvene Domitiano, ſtatt iuvene admodum; er wußte nicht, daß dieſes Adverbium dem Subſtantivum, zu welchem es gehört, im lateiniſchen nachgeſetzt zu werden pflegt, puer admodum, nicht admodum puer, wie man aus Livius und beſonders aus Juſtinus lernen kann, und hat was ihm natürlicher ſchien, daher umgeſtellt. Es iſt jetzt nach

*) Nur einmal iſt W. über *Γ* in Zweifel p. 291, 2; an einigen Stellen iſt Angabe deſſelben übergangen 291, 6. 300, 5. 315, 2 ſteht *Γ* unrichtig ſtatt *Δ*.

**) Auffallend iſt nur Cap. 3. imperii ſtatt temporum, und deſſen Verwechslung ſchwerlich ſo wie Wex meint, zu erklären; Cap. 18. fore universa ſtatt terrorem ceteris fore. Wir ſetzen im obigen voraus, daß die Varianten, welche als Randbemerkungen in *Γ* ſtehen, in keiner Verbindung mit dem gedruckten Texte des Puteolanus ſtehen, und nicht erſt ſpäter aus dieſem übergetragen ſind, was, da wir nicht wiſſen, wann Pomp. Laetus, der 1497 geſtorben iſt, dieſe Abſchrift gemacht hat und ob er nicht ſpäter Nachträge gegeben hat, eine nicht widerlegte Möglichkeit iſt.

*) Wir wollen hier nur an die große Interpolation von mehreren Zeilen aus der Octavia XIV. 8 erinnern, welche von Puteolanus an in allen Ausgaben bis auf Lipſius, der zuerſt ſie getilgt hat, zu leſen iſt.

**) Bei der Sorgloſigkeit, welche durchgehend iſt, kann man Cap. 30. Grampium für Graupium. 38. Horestorum für Borestorum und anderes nicht für Textesabweichung aus einer verſchiedenen Quelle, ſondern nur für Schreibfehler halten. Die Form auf *is* hat er überall in *es* geändert 18. navis 25. 28 hostis. 44 auris; warum auch Wex ihm folgte, begreifen wir nicht.

dem Erſcheinen der Ausgabe von Wex nicht mehr zu befürchten, daß der Text des Puteolanus noch irgend jemand irre führen werde.

Aus dem Zuſtande des Textes, wie er in der Handſchrift vorliegt, hat der Herausgeber ſchon früher trefflich den Beweis geführt, daß die angebliche Schrift des Mönches Ricardus Corinensis aus dem XIV. Jahrhundert: Britannicarum gentium historiae antiquae scriptores tres, Ricardus Corinensis, Gildus Badonicus, Nennius Banchorensis, welche der Engländer Carl Bertram 1757 angeblich aus einem Manuſcripte der Copenhagener Bibliothek bekannt gemacht hat, und in welcher mehrere Stellen Agricolas mit allen Fehlern der gewöhnlichen Ausgaben angeführt werden, nichts als eine plumpe Täuſchung Bertrams ſey, welche gleichwohl die gelehrteſten Engländer nicht erkannten, die vielmehr hierin die gewichtigſte Autorität aus dem Mittelalter zu finden glaubten.

Dieſen unbeſtrittenen Vorzug der neuen Ausgabe, daß jetzt eine ſichere Grundlage des Textes für immer gewonnen iſt, da ältere Quellen für den Agricola aufzufinden nicht zu erwarten ſteht, hat H. Wex durch vielfache Verſuche, auf dieſer Baſis die Berichtigung vorzunehmen, vermehrt, und die Prolegomena 1 — 223 geben in ſieben Kapiteln (1. de veterum librorum fide ac dignitate; 2. de emendanda librorum scriptura; 3. de compositione libri; 4. Romanorum in Britanniam expeditiones; 5. Agricolae vita per annos digesta; 6. de quibusdam hominibus quorum fit mentio; 7. editiones et curae virorum doctorum) mancherlei Aufſchlüſſe; Text mit Varianten und Erklärung füllen das übrige. 224 — 337. Es finden ſich ſo viele Stellen ganz anders als bisher behandelt, ſo viele, an welchen bis jetzt noch niemand Anſtoß genommen hatte, geändert oder bezweifelt, daß man ſicher behaupten kann, noch kein Herausgeber habe dieſer vita Agricolae ſo viel Studium wie H. Wex zugewendet. Dabey eine genaue Beachtung des lateiniſchen Sprachgebrauches, welche von allem ſorgfältige Rechenſchaft fordert und Unterſchiede aufſucht, welche andern gewöhnlich verborgen bleiben. Das Ganze muß ungeachtet aller Widerſprüche, die man gegen Vieles erheben kann und erheben wird, als eine erfreuliche Erſcheinung deutſchen Fleißes und deutſcher Gründlichkeit begrüßt werden.

H. Wex glaubte viele falſche Zuſätze zu finden und die Vorrede ſpricht es auch aus, daß er kaum dem Vorwurfe entgehen werde, er habe hierin des Guten zu viel gethan; als ſolche werden bezeichnet und eingeſchloſſen 4 quae equestris nobilitas est; 5 neque segniter; 9 et saepius misericors, ebendaſelbſt tristitiam et arrogantiam et avaritiam exuerat; 16 et seditio sine sanguine stetit; 22 crebrae eruptiones; 35 citra Romanum sanguinem bellandi; 36 parva scuta et enormes gladios gerentibus; 45 tot hominum, und weiter unten ante quadriennium. Wir geſtehen, daß aller angewandte Scharfſinn des Herausgebers uns wenig überzeugt hat. In dem Satze 33. Legiones pro vallo stetere, ingens victoriae decus, [citra Romanum sanguinem bellandi] et auxilium, si pellerentur ſeyen die eingeſchloſſenen Worte eine armſelige Tautologie, da victoriae hypothetiſch zu faſſen ſey, entſprechend dem folgenden si pellerentur; ferner ſey bellandi falſch, das werde nicht für pugnare gebraucht, und überdieß ſey hier der Begriff von vincere gefordert, es ſey alſo pessima macula Tacito inusta. Wir dächten, der Gebrauch von citra wäre dem Tacitus ſo eigen, ſpätern Gloſſatoren ſo fremd, daß dieſes allein ſchon von der Kühnheit abſchrecken ſollte, hierin einen falſchen Zuſatz zu ſehen; übrigens iſt mit dieſer Schlacht der Krieg überhaupt geendet, Britannien ganz unterjocht, und debellandi liegt nahe. Eher hätten wir gedacht, würde jemand, der die nähere gar nicht unnütze Exegeſe nicht zu verdauen vermag, geſchrieben haben: ingens [victoriae] decus citra Romanum sanguinem debellandi, et auxilium si pellerentur. In dieſem Aufſpüren von vermeintlichen Zuſätzen hat der Scharfſinn des Herausgebers oft entſchieden den falſchen Weg betreten, und es iſt nicht ſchwer der Ueberlieferung beyzuſtehen; ein einleuchtendes Beyſpiel der Art finden wir Cap. 7. initia principatus ac statum urbis Mucianus regebat, .. is missum ad delectus agendos Agricolam integreque ac strenue versatum vicesimae legioni tarde ad sacramentum transgressae praeposuit, ubi decessor seditiose agere narrabatur: quippe legatis quoque consularibus nimia ac formidolosa erat,

nec legatus praetorius ad cohibendum potens, incertum suo an militum ingenio. Hier findet W. einen Widerſpruch und Tacitus ſcheint ihm damals noch nicht gewußt zu haben, was er in den Hiſtorien I, 60 erzählt; er hält daher den ganzen Satz ubi — narrabatur für verdächtig, glaubt jedoch einfacher und kürzer zurecht zu kommen, daß er seditiose *ea* agere narrabatur ſchreibt, die Worte aber ubi decessor für den Anfang einer begonnenen, aber nicht vollendeten Randbemerkung hält! Das lautet alles an ſich ganz unwahrſcheinlich, Tacitus mußte längſt dieſe Verhältniſſe Britanniens von Agricola erfahren haben, aber in den Hiſtorien heißt es, daß ſämmtliche Heere Britanniens, nicht etwa bloß die XX. Legion, ſich für Vitellius erklärten, und dieſes war am Anfange des Krieges, als vom Veſpaſianus noch keine Rede war; hier aber ſpricht Tacitus von der Zeit, wo Mucianus Rom an Veſpaſians Stelle regiert, wo die XX. Legion tarde ad sacramentum transgressa, d. h. für Veſpaſian ſich erklärt hat. Dagegen ſcheint die andere Schwierigkeit zu bleiben; wie kann Tacitus von decessor ſagen seditiose agere und doch nachher bemerken incertum suo an militum ingenio? Man beachte das narrabatur, unrichtig ſtellt Wex die Frage: Quomodo hoc incertum esse poterat, si ille ipse *seditiose agebat*? nicht ſo ſpricht Tacitus, ſondern seditiose agere narrabatur. Schon quippe lehrt, daß im Vorhergehenden von der Legion die Rede ſein muß; weil dieſe ſo mächtig und furchtbar war, daß der Legatus ſie nicht zähmen konnte, erzählte und ſagte man, legatum praetorium seditiose agere (er war für ſeine Legion verantwortlich), und weil man in Rom (vielleicht nach Angabe des Bollanus), dieſe Anſicht hatte und das glaubte, ſandte Mucianus den Agricola nach Britannien. Mit narrabatur wird nur das Gerede ausgedrückt, die eigentlichen Gründe ſpricht der Autor mit quippe — ingenio aus, und wir finden an der ganzen Stelle weder Widerſpruch noch ſonſt etwas Auffallendes, was die kühnen Vermuthungen des Herausgebers irgendwie rechtfertigte. Auch p. 121 wird angenommen, der Gloſſator habe mehrere Beyſpiele geben wollen, und item . . . geſchrieben, ſey aber dabey ſtecken geblieben, und ſo finde ſich nichts weiter als jenes Wort, wie die Motivirung des Entſtehens ſolcher vermeintlicher Gloſſen häufig ganz unglücklich iſt; hätte der Herausgeber mehrere Codices verſchiedenen Alters durchgegangen, er würde von dieſen und andern willkürlichen Angaben ſich freygehalten haben*). Cap. 12. nec aliud adversus validissimas gentes pro nobis utilius, quam quod in commune non consulunt. Wer hält utilius für ein Gloſſem, wenn man dieſes ausläßt, werde die oratio ausgezeichnet nervosa, aber auch falſch, hätte er hinzuſetzen ſollen; haben denn die Römer ſonſt gar nichts gegen die ſtarken Nationen — Britannen und andere — als deren Uneinigkeit unter ſich? nicht ihre zerſtörende Kriegskunſt, ihre unermüdlichen Legionen u. ſ. w.? aber beſſeres haben ſie allerdings nicht; nichts nützt und hilft ihnen mehr als deren Uneinigkeit unter ſich ſelbſt; der Begriff von utilius iſt alſo unentbehrlich; ob pro nobis richtig iſt, oder dafür etwas anderes zu ſetzen, z. B. profecto nobis, iſt eine andere Frage.

Eine größere Umſtellung wird Cap. 11—12 vermuthet, wonach die Worte ceterum Britanniae . . . universae vincuntur Cap. 13 nach nondum ut serviant zu ſtehen kommen, wodurch von der Lage Britanniens, dem Klima und dann den Bewohnern geſprochen wird, während Tacitus jetzt zuerſt von der Lage, dann von den Bewohnern und zuletzt von den klimatiſchen Verhältniſſen Britanniens ſpricht. Dieſe Vermuthung ſcheint natürlich, iſt geiſtreich und einleuchtend, aber ſowohl caeterum Britanniam Cap. 11, als beſonders Cap. 13. ipsi Britanni erregt ein Bedenken; Tacitus würde bey einem Uebergange zu den Bewohnern als beſonderem Theile nicht caeterum geſagt haben, noch weniger aber ipsi, was dazu gar nicht paßt; eben ſo wenig kann die Anknüpfung der urſprünglichen Bewohner Britanniens an die Erwähnung, daß ſie ſich Aushebung und Contributionen von den Römern gerne gefallen laſſen, genügen.

Dieſe Schrift des Tacitus trägt mehr den rhetoriſchen Charakter, als die ſpäter geſchriebenen Hi-

*) Wir meinen p. 61. 129—31 und 142, wo der geſunde Sinn des Herausgebers ſelbſt erkennt, daß dieſes doch nichts als ein ludere ſey.

ſtorien und Annalen, nicht etwa bloß in der ſchönen, Freyheit athmenden Rede des Galgakus, welche gegen Sclaverei und die Unterjochung der Römer gerichtet iſt, ſondern auch ſonſt, wo man dieſes nicht erwartet, z. B. 18. obstupefacti hostes, qui classem, qui naves, qui mare exspectabant; ebenſo die Schilderung 25. egregia specie . . compararentur, oder Cap. 15. verglichen mit der Erzählung in den Annalen. Sie iſt aber auch die ſchwierigſte, dieſes gewiß zumeiſt, weil der Text uns nicht in alter Ueberlieferung erhalten iſt, obſchon man ſich vielmehr wundern und dankbar anerkennen ſoll, daß er auch nur ſo gut erhalten ſey. Wenn demnach die Urtheile in der Behandlung einzelner Stellen oft weit von einander abgehen, ſo kann dieſes nicht auffallen; ſie werden es jetzt, nachdem die ſichere Baſis gewonnen iſt, hoffentlich weniger. Der Herausgeber hat keine ſchwierige Stelle ſtillſchweigend übergangen, und hat vielmehr viele, an welchen bis jetzt niemand ein Bedenken getragen hat, angezweifelt und einige mit glücklichem Erfolge geheilt, z. B. 40. tranquillitatem atque otium penitus *hausit*, ſtatt auxit, was die Handſchriften geben; in ſehr vielen Fällen jedoch hat er uns nicht überzeugt, und wir hatten längſt einen andern Weg der Erklärung eingeſchlagen, manchmal haben wir ihn nicht einmal verſtanden; wenn 36. nach Döderlein geſchrieben iſt: interim equitum turmae, ut fugere covinnarii, peditum se proelio miscuere, ſo ſoll dieſes heißen, die covinnarii flohen um den bedrängten ihrigen zu Hilfe zu kommen, und die römiſche Reiterey ſetzte ihnen nach. Ein fliehen (fugere) um zu Hilfe zu eilen, iſt uns an ſich nicht einleuchtend. Die essedarii waren gegen die Reiterey gerichtet, wie Cäſar IV., 33 ſagt: quum se inter equitum turmas insinuaverint, ex essedis desiliunt et pedibus proeliantur. Hier muß der Kampf der römiſchen equites und der covinnarii erwähnt werden, und wir können in den handſchriftlichen turmae fugē covinnarii nach lateiniſchem Sprachgebrauche nichts anderes finden, als einfach equitum turmae fugatis covinnariis peditum se proelio miscuere *).

*) Daher jetzt nur vagi currus . . sine rectoribus, wie aber dieſe auf die Römer obvios anrennen konnten, die doch gegen die Feinde bergaufwärts kämpften, mag Tacitus verantworten.

Sonſt ſtimmen wir in der Auffaſſung der vielfach beſtrittenen Stelle mit W. überein, halten jedoch die nachfolgenden Aenderungen ſchon wegen des wiederholten jam und des unbegreiflichen jam diu ante für ganz unwahrſcheinlich.

34. Quomodo silvas saltusque penetrantibus fortissimum quodque animal contra ruere, pavida et inertia ipso agminis sono pellebantur, sic acerrimi Britannorum jam pridem ceciderunt, reliquus est numerus ignavorum et metuentium. So haben die Handſchriften, Puteolanus anderte pelluntur, und es hat niemand Anſtoß genommen; pellebantur hält W. für falſch, weil in allgemeinen Sätzen nicht das Imperfectum ſteht und vermuthet *pelli solent*. Wir ändern gar nichts und halten pellebantur für ganz richtig; es ſind dieſe Worte von Agricola nicht als allgemeiner Satz ausgeſprochen, ſondern mit Beziehung auf das, was ihnen ſelbſt kurz vorher auf dem Wege — 33 silvas evasisse — begegnet iſt, alſo ſo viel als nobis intrantibus, dadurch wird das Gleichniß für die Soldaten weit überzeugender und lebendiger und das Imperfectum iſt an ſeiner Stelle.

16. Quod nisi Paulinus cognito provinciae motu prope subvenisset, amissa Britannia foret. Quam unius proelii fortuna veteri patientiae restituit, tenentibus arma plerisque, quos conscientia defectionis et proprius ex legato timos agitabat, ni, quamquam egregius cetera, arroganter in deditos et ut suae cuiusque injuriae ultor durius consuleret.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Auguſt.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1853.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae liber etc.

(Schluß.)

So hat Wex mit Orellis Zuſtimmung ſtatt propius .. ne quamquam gegeben und erklärt: er hätte durch das eine Treffen den alten Zuſtand hergeſtellt, wenn er nicht gegen die, welche ſich ergeben hätten, mit zu großer Härte und Anmaſſung verfahren wäre. Dieſe neue Erklärung iſt geiſtreich und wir bezweifeln nicht die lateiniſche Conſtruction an ſich, wohl aber in dieſer Verbindung; der Relativſatz quam .. restituit ſchließt ſich ſo enge an das vorhergehende, daß er hart davon zu trennen iſt; eben ſo paſſend beginnt mit tenentibus ein neuer Gedanke; ganz unwahrſcheinlich aber lautet die Verknüpfung: nisi .. subvenisset, amissa foret .. restituit, ni: .. consuleret, zweymal ein hypothetiſcher Satz und in abweichender Form. Früher konnte, da Puteolanus ſtatt ne quamquam oder ne quaquam kühn, nur um einen Gedanken hineinzubringen, hic cum in den Text geſetzt und damit eine hiſtoriſche Thatſache hineingetragen hatte, niemand auch nur ahnen, was es mit den Worten für eine Bewandtniß habe. Suetonius hat durch jene große Schlacht die Britannen in den frühern Zuſtand gebracht und dieſe ſelbſt ſagen Ann. 14, 37 dux et exercitus tanti belli confector, obſchon dort noch der Krieg im kleinen fortgeſetzt gedacht wird. Wir glaubten die Stelle durch das Auslaſſen eines Wörtchens, ohne weitere Aenderung mit den Annalen in vollen Einklang zu bringen: restituit. Tenentibus arma plerisque [quos] conscientiâ defectionis et propius ex legato timor agitabat, ne, quamquam egregius .. consuleret. Nicht ein Factum wird gemeldet, ſondern ein Fictum, propius iſt in der Umgebung des Suetonius, nämlich Cossutianus, und in Folge deſſen in Rom ſelbſt.

Einigemal iſt verſucht durch beſſere Abtheilung der Worte Sinn und Gedanken feſt zu ſtellen, und wir glauben, daß dadurch nicht ſelten ein beſſerer Zuſammenhang hergeſtellt werden kann; Cap. 34 iſt, wie es ſcheint, zu verbinden: quos quod tandem invenistis, .. transigite cum expeditionibus, das andere iſt Zwiſchenſatz, wobey nicht einmal ein enim nöthig iſt, da die Lebhaftigkeit der Rede deſſen Ueberſpringen leicht erklärt. Vielleicht iſt Cap. 30 zu verbinden et infestiores Romani .. raptores orbis .. et mare scrutantur. An den zwey Stellen aber, an welchen der Herausgeber eine ſolche Anwendung macht Cap. 25. u. 1, können wir dieſe nicht billigen. An erſterer Stelle wird mit den Worten cum simul .. compararentur gerade die egregia species beſchrieben, und kann der folgende Satz daher nicht davon getrennt werden. Nach der neuen Abtheilung der Sätze heißt es in der That: weil das römiſche Land und Seevolk vergnügt zuſammenkam, und beyde gegenſeitig ihre Bravouren erzählten, haben die Caledonier zu den Waffen gegriffen, und wie ungefügig und ſchleppend folgt dem erſten cum .. attollerent, dann hintendrein noch ein neues cum interim cognoscit! Daß W., der ſo ſtrenge auf lateiniſchen Sprachgebrauch hält, cum simul .. im-

pellitur ac . . attollerent vertheidigt, ſollte man nicht erwarten, das mußte jedenfalls durch beſſere Beyſpiele belegt werden. Die Abtheilung im erſten Kapitel quam non petissem incusaturus. Tam saeva et infesta virtutibus tempora halten wir für noch weniger gelungen, ſo viel Mühe auch verwendet iſt p. 159—64, dieſes wahrſcheinlich zu machen. Es ſoll der Gedanke darin liegen: „heut zu Tage iſt es anders als zur Zeit der alten Hiſtoriker; jetzt muß der Biograph, der einen Entſchlafenen feyern will, um Entſchuldigung bitten, daß man ihm das Lob des großen Mannes nicht verübeln möge. Wer dagegen mit Beſchuldigungen hervortritt, der bedarf ſolcher Bitte nicht, er kann ohne weiteres auf günſtige Aufnahme rechnen, ja vor kurzem wurden zwey Lobredner ſogar mit dem Tode beſtraft und ausdrücklich wurde die Lobrede als ihr Verbrechen bezeichnet.“ Es iſt falſch, daß das Publikum unter Nerva und Traianus eine Lebensbeſchreibung des Agricola — der, wie man allgemein annahm, als ein Opfer der Grauſamkeit des Domitianus gefallen war — mit Widerwillen aufnahm und Tacitus ſeine Leſer deßwegen um Nachſicht zu bitten genöthigt war; vielmehr mit Beyfall und großer Zuneigung muß man die Biographie des Agricola geleſen haben; dieſen Sinn für wahre Tugend verliert keine Zeit. Fragt man, was zu jener Annahme berechtigte, ſo werden die Worte aus dem Anfange der Hiſtorien angeführt, obtrectatio et livor pronis auribus accipiuntur, aber hier iſt von den Kaiſern die Rede, an welchen man auch das Gute verkennt und den Hiſtoriker, der alles tadelt, gerne und lieber, als den ſchmeichelnden und alles lobenden anhört. Dadurch, daß die Worte tam saeva et infesta virtutibus tempora in einen eigenen Satz gefaßt werden, ſpricht Tacitus ſie von der Zeit des Nerva und Traianus aus; er aber theilt ſeine Zeit, die er durchlebt hat, in eine doppelte, die frühere, unglückſelige unter Domitianus, (und alles hier erwähnte bezieht ſich und muß ſich nur auf die Regierungszeit dieſes Tyrannen beziehen, alſo auch obige Worte), und die jetzige glückliche unter Nerva und Traianus, die erſt mit nunc demum redit animus beginnt. Was wird man aber dazu ſagen, daß der Herausgeber die Hypotheſe aufſtellt, die Schlußworte hic liber honori Agricolae . . excusatus ſeyen von Tacitus nach moderner Weiſe als Motto dem Büchlein vorausgeſetzt worden und dadurch werde das Perfectum venia opus fuit gerechtfertigt? Dieſe Erklärung des Prooemium wird ſicher wenig Beyfall finden. Daſelbſt Cap. 3 wünſchten wir zu erfahren, ob uti dixerim durch Beyſpiele gerechtfertigt wird; man erwartet, was Rhenanus geſetzt hat, ut ita dixerim, aber Tacitus ſagt in dieſer Formel nie ita, ſondern immer sic, während Plinius beydes gebraucht.

44. Opibus nimiis non gaudebat, speciosae non contigerant filia atque uxore superstitibus. potest videri etiam beatus incolumi dignitate, florente fama, salvis affinitatibus et amicitiis futura effugisse: ſo die Handſchriften, nur daß in der einen das Fehlen der zweyten Negation nach speciosae als Variante bezeichnet wird; ſeit Rhenanus speciosae contigerant. Filia. Wer nach Selling's Vorſchlag speciosae contigerant filiae atque uxore superstitibus. Potest. Offenbar will Tacitus zeigen, daß Agricola das höchſte erlangt habe, was der Menſch erlangen kann, daß er εὐδαίμων geweſen ſey; er habe die Güter des Geiſtes, des Körpers und die äußern gehabt, τὰ τῆς ψυχῆς, τοῦ σώματος καὶ τὰ ἐκτός. Eines iſt vielleicht einzuwenden, er ſey zu früh, im beſten Mannesalter geſtorben, und darauf bezieht ſich die Bemerkung des Biographen; man könne es ſogar als einen Beweis der Eudämonie des Agricola betrachten, daß er ſo früh geſtorben ſey, weil er dadurch gerade den grauſamſten Zeiten des Domitianus entgangen ſey, und indem er das traurige Bild jener Jahre ſich

und dem Leſer kurz vergegenwärtigt, wird ihm jene oben genannte Möglichkeit (potest videri etiam beatus .. effugisse) zur völligen Gewißheit und er ſchließt mit den Worten, denn einen Schluß enthalten dieſe, nicht wie man gewöhnlich annimmt, einen neuen Abſatz, Tu vero felix, Agricola, non vitae tantum claritate, sed etiam opportunitate mortis. Zu dieſer εὐδαιμονία aber gehört, daß man ſelbſt nicht Schlimmes erleidet, daß man ſeine Kinder nicht überlebt, alſo zunächſt dieſe, dann in weiterer Ferne ſelbſt ſeine Verwandte und Freunde wohlerhalten zurückläßt. Selling's Frage demnach: etenim si Agricola potest videri beatus futura effugisse, num, si filia atque uxor non superstites fuissent, non potuerat beatus videri futura effugisse? werden wir mit einem entſchiedenen Nein beantworten, und des Herausgebers ironiſcher Zuſatz: nempe gaudebat ille, quod ipse futura effugeret, filia autem atque uxor futuras miserias exhaurire deberent, hat, ſo witzig er vielleicht auch einem ſcheinen mag, doch gar keine Bedeutung; die Schriften der Philoſophen geben uns darüber hinreichenden Aufſchluß. Nach dem neuen Verſuche heißt es durch die Aenderung des Ablativus in den Dativus: ſeine Frau hatte Vermögen, und ſeine Tochter, weil dieſe durch die Ehe mit Tacitus eine reiche Heirath gemacht hatte, als wenn dieſes hieher gehörte; ja nach Selling hat Tacitus damit nur beſcheiden andeuten wollen, daß er ſeinen Schwiegervater förmlich unterhalten habe, da Dio erzählt 66, 20, Agricola habe nach ſeiner Rückkehr aus Britannien ἔν τε ἀτιμίᾳ καὶ ἐν ἐνδείᾳ gelebt. Wie Tacitus nichts von der ἀτιμία weiß und dem widerſpricht, ſo auch nichts von der ἔνδεια, und wie hätte er dann ſagen können, quid aliud adstruere fortuna poterat? Zur εὐδαιμονία gehörte, daß man wenn nicht vieles, doch mäßiges Vermögen beſaß; wenn aber Agricola kein Vermögen hatte, wie konnte er außer Frau und Tochter den Domitianus zum dritten Miterben einſetzen (Cap. 43)? Sinn und Zuſammenhang entſteht nur, wenn es einfach heißt: opibus nimiis non gaudebat, speciosae contigerant; gar großer Reichthum hatte für ihn nichts anziehendes, anſehnliches Vermögen aber war ihm zu Theil geworden.

Haben wir hier nicht unſere Zuſtimmung geben können, ſo vermögen wir es auch im folgenden nicht. Daß die Worte magnae cuiusdam felicitatis esse, welche Urſinus als aus v. c. nach Sitte damaliger Zeit anführt, uns nur die Ergänzung eines gelehrten Italus ſcheinen, iſt ſchon oben bemerkt; Tacitus hätte gewiß nicht magnae cuiusdam, ſondern maximae geſagt, und mußte es nach ſeiner ganzen Anſicht von der Regierungsperiode des Traianus ſagen. Hätte Urſinus außer *I* noch eine andere Handſchrift gehabt, ſo würde ſich dieſe, wie ſeine übrigen Codices in der Vaticana vorfinden, aber die von ihm aus v. c. angeführten Varianten, welche ſich im *I* nicht finden, verrathen ſich alle auch äußerlich nur als gelehrte Vermuthungen; Cap. 46 iſt quam .. aemulatione ſelbſt nichts als ein plumper Verſuch, dem corrupten einen Gedanken aufzubringen, da aus dem obigen quam infirmo desiderio et mulieribus lamentis herunterzuziehen iſt, temporalibus laudibus aber weder laudationes funebres ſind, noch jetzt erwähnt werden können, vielmehr liegt im erſteren Worte ein ganz anderer Begriff verborgen. Von aemulatio kann gar keine Rede ſeyn und Pichena's imitando colamus hat noch am meiſten Wahrſcheinlichkeit. So lange man von dieſem zweyten vermeintlichen Codex des Agricola von F. Urſinus keine beſſern Beweiſe vorzubringen im Stande iſt, als der Herausgeber gegeben hat, wird ſich niemand dadurch verführen laſſen. Wenn Cap. 45 nobis tum nostrae absentiae conditione [ante quadriennium] amissus est geſchrieben iſt, ſo verſtehen wir den Gedanken nicht; die Prolegomena erklären ſich

gegen die Vulgata: nobis tam longae absentiae (ſo *F*, und am Rande tum, *A* gibt einfach: tum nostrae absentiae), billigen aber die Erklärung, die Lipſius am Eingange ſeines Commentares gibt, daß ante quadriennium von dem Momente zu verſtehen ſey, als Tacitus die Biographie geſchrieben hat, wodurch die Zeit der Abfaſſung dieſes Büchleins genau beſtimmt würde, vergl. S. 209. Inzwiſchen mag H. Wex geſehen haben, daß eine ſolche Angabe, wie unnütz und ungewöhnlich, ſo hier auch nicht leicht möglich ſey, und im Widerſpruche mit dem obigen, (wie auch ſonſt noch einigemal), werden im Texte die fraglichen Worte eingeklammert, mit der Bemerkung: ex interpretamento enatum videtur. Aber weſſen interpretamentum ſollen dieſe Worte ſeyn, und wie ſollte jemand dazu gekommen ſeyn, dieſe aus eigenem Kopfe hinzuzuſetzen? Auch würde Tacitus die Repetitio nicht ſo gegeben haben: noster hic dolor, nostrum vulnus, nobis tum nostrae absentiae amissus est, daß das dritte noster durch nobis verdrängt würde, aber ſogleich in nostrae wieder erſchiene; und heißen dieſe Worte auch, was H. W. will: das iſt unſer beſonderer Schmerz, unſere Wunde, unſer Verluſt, quoniam ea erat absentia nostra, ut statim accelerare non possemus? ſchwerlich bedeuten ſie etwas anderes, als: uns ging er damals verloren in Folge unſerer Abweſenheit.

Wir haben einige Beyſpiele vorgebracht, in welchen wir dem Urtheile des Herausgebers nicht beypflichteten; hätten wir auch mehrere angeführt, es würde wahrſcheinlich nicht anders ſeyn; leicht könnte daraus jemand, weil wir nur widerlegend aufgetreten ſind, ſchließen, daß der Werth dieſer neuen Bearbeitung nicht ſo vorzüglich ſey. Die Urſache des Widerſpruches aber liegt in der Schwierigkeit der Kritik und Interpretation des Werkes ſelbſt. Wie die Kritik, gegenüber der frühern Zeit, eine

ganz andere und beſſere geworden iſt, was jeder, welcher die Sache kennt, zugeben muß, andere haben darüber überhaupt keine Stimme, ſo die Exegeſe; vieles was vordem unbeachtet geblieben, aber ein nicht unwichtiges Moment zur richtigen Interpretation iſt, wird jetzt ſcharf aufgefaßt, und in dieſer Beziehung hat H. Wex mehr als irgend ein neuer Bearbeiter des Tacitus geleiſtet. Von der Meinung jedoch, weil er in Worte und Gedanken des Autors tiefer als bisher eingedrungen ſey, müſſe jede neue Erklärung auch als die einzig wahre anerkannt werden, wird er wohl ſelbſt ferne ſeyn; er wird nicht von uns allein, er wird von allen Widerſpruch erfahren, aber keiner wird ihm Kenntniß, Ernſt und Forſchungsgabe abſprechen, oder die gebührende Achtung verſagen; es gilt das Neue zu prüfen, zu berichtigen, und davon angeregt wo es nöthig iſt, Beſſeres zu geben; darum iſt ſolchen Arbeiten nicht mit ſchalen Lobſprüchen, weit mehr dadurch gedient, daß das Unhaltbare nachgewieſen wird, und Ref. bekennt gerne aus dieſem Buche Vieles gelernt zu haben, und durch dieſes zu weiterm Nachdenken veranlaßt worden zu ſeyn.

L. Spengel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Ueber die Bedeutung und den Endzweck der Naturforschung. Von Christian Friedrich Schönbein. Basel 1853. 15 S. 4.

Der Verf., welchem es oblag zur Feyer der alljährlich stattfindenden Promotion der Schüler des Paedagogiums in Basel das Festprogramm zu verfassen, hatte sich dießmal nicht die Erörterung von naturwissenschaftlichen Besonderheiten zur Aufgabe gewählt, sondern einem innern Drange und einem gewissen Pflichtgefühl folgend, die dargebotene Gelegenheit ergriffen, um einmal öffentlich über die allgemeinsten und höchsten Beziehungen der Naturwissenschaften sich zu äußern und seine Ueberzeugung von der Bedeutung und dem Endzweck der Naturforschung auszusprechen. Er wollte hiemit nicht bloß ungegründetem Mißtrauen begegnen und schiefen Ansichten entgegen treten, sondern auch den noch größeren Vortheil benützen, daß Urtheile, von Fachmännern kommend, eine eigenthümliche Ueberzeugungskraft mit sich führen, welche selten fehlt, ihre Wirkung hervorzubringen.

Indem nun der Verf., einer unserer berühmtesten Chemiker und Physiker, mit der größten Entschiedenheit und auf höchst geistreiche Weise den Behauptungen gewisser neuerer Naturforscher, daß nämlich die Naturforschung in ihrem letzten Resultate zum Materialismus und Atheismus führen müsse, sich entgegen stellt, halten wir es unsererseits für Pflicht, auf dieses Programm, das eben erst in den Buchhandel gelangt ist, näher einzugehen, um dadurch zu seiner allgemeineren Bekanntwerdung beyzutragen. Diejenigen, welche dermalen mit einer gewissen Scheue auf die Naturwissenschaften und ihre Endergebnisse hinblicken, können daraus die beruhigende Ueberzeugung schöpfen, daß keineswegs die Gottesleugnung der Fundamentalsatz der Naturwissenschaften sey, sondern daß er in letztere erst durch bornirte Anschauungen und beschränkte subjektive Vorurtheile dieser und jener Naturforscher in ganz unberechtigter Weise hineingetragen werde. Wir werden im Nachfolgenden den Verf. meist selbst sprechen lassen, weil in solcher Weise sein Programm sich am besten empfehlen wird.

Der Verf. beginnt seine Betrachtungen mit der Hinweisung, daß schon in der Kindheit unsers Geschlechtes das menschliche Gemüth geahnet hat, daß die unendliche Mannigfaltigkeit der Gegenstände und Erscheinungen, welche mit den Sinnen wahrgenommen werden, einen andern als zufälligen Ursprung habe und denselben etwas zu Grunde liege, was mit dem Auge nicht gesehen, mit dem Ohre nicht gehört werden könne; daß es höhere Gewalten gebe, denen das Irdische unterthan sey und durch welche Alles, was da ist, sein Wesen und Bestehen habe. Diese durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurchlaufende Ueberzeugung sey eine Thatsache, deren Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden könne, denn daraus lasse sich kein anderer Schluß ziehen als der, daß das, was die überwiegende Mehrheit der Menschen durch alle Zeiten hindurch festgehalten hat, kein Wahn, sondern aus dem innersten Gemüthe hervorgegangen und deßhalb auch seiner Wesenheit nach wahr sey.

Allerdings habe sich auch früh schon eine Ansicht geltend zu machen gesucht, welche in der Na-

tur nur die Natur ſehen und darin Nichts von dem Walten eines Gottes wiſſen wollte. Die Welt ſollte etwas Urſprüngliches ſeyn, durch ſich ſelbſt beſtehend, von nichts Weiterem abhängig, ihren Gang von Ewigkeit her und bis in die Ewigkeiten hinaus mit blinder Nothwendigkeit ſelbſt beſtimmend, ein Perpetuum mobile ohne Anfang und Ende.

„Bewußtloſe Materie! bewußtloſe Bewegung, das waren die ſchöpferiſchen Gewalten, denen Alles ſein Daſeyn verdankte; aus einem blinden Spiele, das ein noch blinderer Zufall mit den Atomen treibt, ſollte das ſo herrliche und bewundernswürdige Schauſpiel hervorgehen, welches die Natur fortwährend unſerem Blicke darbietet; die Welt der Gedanken und Gefühle, und alles Schöne und Große, was auf dieſem Gebiete wurzelt, das ſollte und konnte nicht mehr Bedeutung haben als das Zuſammenfließen zweyer Waſſertropfen, als das Aufwirbeln einer Staubwolke. Iſt doch Alles bloßes Wogen und Wirbeln des Urſtaubes, ein Hin- und Herwerfen, ein Verbinden und Trennen der Atome.“

Wie der Verf. über eine ſolche Anſicht urtheilt, ſpricht er in Folgendem aus.

„Man braucht einer ſolchen Weltanſicht nur den einfachſten Ausdruck zu geben, um vor ihrer Troſtloſigkeit zu erſchrecken und um ſie vor dem Auge des Gemüthes in ihrer ganzen Nacktheit und Grundloſigkeit erſcheinen zu laſſen. Die Thoren ſprechen in ihrem Herzen: „„es iſt kein Gott““; das iſt das Urtheil, welches ſchon vor Jahrtauſenden über dieſe Weltanſchauung geſprochen wurde und ein kürzeres und wahreres läßt ſich auch jetzt und nach Jahrtauſenden nicht fällen. Daher kommt es ohne Zweifel, daß ein Gottesleugner für die Menſchen von jeher eine noch unheimlichere Erſcheinung geweſen iſt als ſelbſt ein Wahnſinniger; denn man zeiht ihn der größten Sünde, die begangen werden kann: der Verleugnung ſeines Urſprunges.“

Wenn derartige Anſichten bey Solchen ſich finden, die mit dem Inneren des Haushaltes der Natur nicht näher bekannt ſind, ſo will dieß der Verf. noch einigermaſſen begreiflich finden.

„Wie aber ein mit Sinnen und Verſtand begabter Menſch und mit dieſer oder jener Seite der Natur genauer vertraut, zu der Anſicht gelangen kann, daß es in der Welt nichts Weiteres gebe als bewegte Materie, und namentlich Das, was wir Bewußtſeyn, Gedanken, Begriffe, Gewiſſen und Pflichtgefühl nennen, auch nichts Anderes ſey als nur wieder beſtimmte Zuſtände und Thätigkeitsformen dieſer Materie, das iſt für mich, ich geſtehe es unverholen, das unerklärlichſte Räthſel.“

Leider könne man nicht leugnen, daß ſolche Anſichten in unſern Tagen ſich geltend zu machen ſuchten. Habe man doch unlängſt erſt den Muth gehabt, unverhüllt und vor aller Welt es auszuſprechen, daß ein Gedanke nichts mehr und nichts weniger ſey als eine Abſonderung des Gehirns, gerade ſo wie der Urin ein Erzeugniß der Nieren.

„Weitern Zeugniſſes bedürfen wir nicht, wer ſo redet, der leugnet nicht nur den Geiſt des Menſchen, ſondern den Geiſt überhaupt und das Göttliche. Ein ſolches Verneinen des Höchſten, was je in den Sinn des Menſchen gekommen, verletzt aber nicht nur die zarteſten Seiten des Gemüthes, es widerſpricht auch eben ſo ſehr dem einfachſten Verſtand und der höchſten Vernunft, welche ſelbſt als die unbegreiflichſten und widerſinnigſten Thatſachen betrachtet werden müßten, wenn ſie nichts Anderes als Bewegungserſcheinungen der Materie oder Gehirnabſonderungen wären.“

Der Verf. hebt nun hervor, wie der Menſch, wenn dem ſo wäre, mit ſeinen geiſtigen, gemüthlichen und ſittlichen Bedürfniſſen als das mißrathenſte Gebilde der Natur anzuſehen wäre. Da wäre es für unſer armes Geſchlecht noch unendlich beſſer geweſen, wenn es niemals in's Daſeyn gerufen worden wäre; denn könne es etwas Troſtloſeres für den Menſchen geben, als nach vielem Mühen und Streben endlich einſehen zu müſſen, daß er nichts Weiteres ſey als ein Stück bewegter Materie, eine Zeit lang mit blinder Nothwendigkeit bald dahin bald dorthin getrieben, um endlich wieder zurückzuſinken in das Urdunkel der Bewußtloſigkeit, oder auf's Neue blinden Naturkräften als Spielball zu dienen und Stoff zu liefern zu dieſem, zu jenem Gebilde des Zufalls. Wie thöricht und zwecklos müſſe aber dann das Größte erſcheinen, was unſer Geſchlecht ſeit ſeinem Beſtehen gedacht, gefühlt, gethan und erſtrebt hat und wie lächerlich namentlich die uralte Ueberzeugung der Menſchen, daß es Gutes und Böſes, Tugend und Laſter, Recht und Unrecht gebe. Die Materie kenne kein Sittengebot. Ob die Menſchheit ſich glücklich fühle oder nicht, ob ſie liebe oder haſſe, ob ſie baue oder zerſtöre, ob ſie fortdaure oder nicht, was liege daran? Sey ja doch alles nur bewegte Materie.

„Alſo weg mit dem albernen Gewiſſen, fort mit dem thörichten Pflichtgefühl, abgeſtreift den alten Wahn, daß man ſeinen Nächſten lieben ſoll wie ſich ſelbſt. Was Recht oder Unrecht, was Tugend und Sittlichkeit, was Menſchen- und Vaterlandsliebe! das alles iſt Wahn und Trug; denn außer der Materie giebt es nichts und dieſe ſtellt keine Forderung. Eſſen wir, trinken wir, genießen wir, wonach uns gelüſtet und weſſen wir habhaft werden können, denn morgen ſind wir todt.“

Dieß ſind die praktiſchen Nutzanwendungen, die ſich mit nothwendiger Conſequenz aus den materialiſtiſchen gottesleugnenden Anſchauungen der Natur ergeben müſſen. Von ihnen wendet ſich der Verf. mit Abſcheu und Grauen zurück.

„Würde eine genauere Kenntniß der Natur zu einer ſolchen Ueberzeugung führen, ſo müßten wir Jeden auf's Tiefſte beklagen, der ſich in den Beſitz eines ſo unglückſeligen Wiſſens verſetzte und hätten die Geſetzgeber und Machthaber im Intereſſe des Fortbeſtandes der menſchlichen Geſellſchaft nichts Eiligeres zu thun, als die ſtrengſten Verbote zu erlaſſen und die kräftigſten Maaßregeln zu treffen, daß ſofort alles Naturſtudium aufhöre und alle Anſtalten aufgehoben werden, die ein ſolches förderten. Und vor Allem müßten die Naturkundigen ſelbſt als Menſchen der gefährlichſten Art in Acht und Bann gethan und von jeglichem Verkehr mit der übrigen Menſchheit ausgeſchloſſen werden. Glücklicher Weiſe iſt aber dem nicht ſo und führt die ächte Naturforſchung zu einem ganz andern Endziel als zur Verleugnung des Geiſtes, zur Zernichtung des Sittengeſetzes, zum Verneinen des Göttlichen. Anſichten und Grundſätze, wie die beſprochenen, ſind allerdings beklagenswerthe Verirrungen, weil ſie manche Gemüther beunruhigen, verwirren, unglücklich machen, ja verderben. Aber die Macht der Wahrheit iſt zu groß, das Walten und Wirken des Geiſtes in der Natur und im Menſchen zu offenkundig, iſt dem menſchlichen Gemüthe das Bewußtſeyn ſeines göttlichen Urſprunges zu tief eingeſenkt, als daß zu fürchten wäre, unſer Geſchlecht werde jemals ſo unglücklich und gottverlaſſen werden, um in ſeiner Geſammtheit unter die Herrſchaft eines eben ſo rohen als unvernünftigen Materialismus zu verfallen.“

Zur Unterſtützung des eben Geſagten beruft ſich der Verf. zunächſt darauf, wie ſchon die Geſchichte lehre, daß wahrhaft große Naturforſcher, weit entfernt durch ihr Wiſſen von der Körperwelt zur Geiſtes- und Gottesleugnung geführt zu werden, nur immer geiſtes- und gottesüberzeugter wurden, je tiefer ſie in die Geheimniſſe der Natur eindrangen. Als Beyſpiele begnügt er ſich nur Neuton, Haller und Faraday anzuführen.

„Wie ſollte man ſich aber auch wundern, daß eine tiefere Naturforſchung zu einem ſolchen Ziele führe! Wer nur den kleinſten Theil der Natur mit Aufmerkſamkeit und unbefangenem Sinne betrachtet, der kann nicht anders, er muß, je länger er ſieht, je tiefer er forſcht, um ſo deutlicher erkennen, um ſo ſtärker überzeugt werden, daß ſie voll Verſtand, voll Weisheit, voll Geiſt, voll Göttlichkeit ſey.“

Mit Recht bewundere man viele Einrichtungen von Menſchen erſonnen, weil ſie einen hohen Grad von Scharfſinn und Erfindungsgeiſt beurkunden. Aber was ſeyen ſelbſt die angeſtaunteſten derſelben im Vergleich zu dem Bau und den Verrichtungen des kleinſten Inſekts. Und wenn wir unſern Blick erſt auf die größeren Theile des Haushaltes der Natur richteten, mit ſo fein berechneten und weiſe ausgedachten Zweckbeziehungen, wie ſie keine menſchliche Wiſſenſchaft feſtzuſtellen vermöchte, ſollten wir da auch nur für einen Augenblick den Gedanken faſſen können, daß eine ſolche von Ideen und Gedanken erfüllte Welt das Werk einer blinden Naturnothwendigkeit ſey. Was würden wir vom Verſtand eines Menſchen halten, der behauptete, der Telegraph oder die Dampfmaſchine ſey aus einer bewußtloſen Naturnothwendigkeit hervorgegangen! Und dieſe Meiſterſtücke menſchlicher Intelligenz, wie winzig erſchienen ſie gegenüber dem Weltall in ſeiner unfaßbaren Größe und Herrlichkeit! Und dieſes ſoll das Werk einer geiſtloſen Gewalt, das Erzeugniß einer blinden Naturkraft ſeyn!

Wie troſtlos und unheimlich aber müße es erſt einem Menſchen in einer Welt ſeyn, in der er nichts Göttliches und daher auch keine Liebe zu ſehen vermöge, denn was könne Kälteres und Grauſigeres gedacht werden als eine geiſtes- und gottesleere Na-

tur, was furchtbarer als die Vorſtellung, daß diejenige Macht, welche das Auge geſchaffen, nicht ſehe, welche das Ohr gemacht, nicht höre, daß ſie nicht liebe, aus deren Schoos jeden Augenblick Millionen Weſen hervorgehen, vom tiefſten Liebesbedürfniß durchdrungen.

„Nur dünkelhafte Selbſtüberſchätzung und Halbwiſſerey, verbunden mit maaßloſer Genußſucht kann zu dieſer eben ſo unerquicklichen als verſtandloſen Weltanſicht führen. Der in's Tiefe, Hohe und Weite gehende Sinn hat ſich von jeher und immer auf einen und eben denſelben Standpunkt geſtellt, von dem aus er Natur und Menſchheit betrachtet. In beyden erblickt er eine fortlaufende Offenbarung des Geiſtes, ein Herauskehren Deſſen, was in den unergründlichen Tiefen des göttlichen Weſens verborgen liegt."

Indem der Verf. dann weiter zeigt, wie allein dieſe Ueberzeugung die Bedürfniſſe des Geiſtes ſtillen, Seelenruhe gewähren und die Sittlichkeit auf einen feſten Grund ſtellen könne, macht er noch beſonders auf den Einfluß aufmerkſam, den eine ſolche Ueberzeugung auf den Naturforſcher ausüben müſſe. In der Natur den Ausdruck göttlicher Gedanken erblickend, würde er vor ihr eine hohe Achtung haben und von dem Gefühle durchdrungen ſeyn, daß ihm zu ihrem Verſtändniße vor allem derſelbe Geiſt und dieſelbe Kraft vonnöthen ſey, woraus ſie ſelbſt hervorgegangen. Andrerſeits würde er ſich ihr aber mit beſcheidenem und demüthigem Sinne nahen, weil er, der eignen Beſchränktheit gegenüber, der unendlichen Gedankenfülle der Natur ſich wohl bewußt, nie irgend einen Gegenſtand für völlig erkannt halte und deßhalb gewärtig ſey, ſelbſt auf den unterſuchteſten Gebieten neue Geheimniſſe enthüllt zu ſehen. Vor allem geheimnißvoll ſeyen ihm aber die tauſendfältigen Erſcheinungen, welche in den wunderſamſt und vielartigſt gegliederten Weſen des Pflanzen- und Thierreichs auftreten. Hier werde es ihm klar, daß er vor einer Welt von Geheimniſſen ſtehe, welche gänzlich zu durchblicken keinem Sterblichen jemalen vergönnt ſey. Wenn ihm daher von irgend einer Seite verſichert werde, daß das Räthſel des Lebens gelöst ſey oder doch bald gelöst werden würde, ſo würde er einer ſolchen Behauptung entſchieden entgegen treten, hervorgegangen aus einem völligen Verkennen der Größe der Aufgabe und der Kleinheit des menſchlichen Verſtandes.

„Sollte gar behauptet werden: eine ſolche Löſung beſtünde in dem Zurückführen des Lebendigen auf ein Spiel phyſikaliſcher und chemiſcher Thätigkeiten und es ſey die Pflanzen- und Thierwelt nichts weiter als eine große Werkſtätte, worin die Elemente der Materie durch die Gewalten der Wärme, des Lichtes, der Elektricität und was es ſonſt noch von blinder Naturkraft geben mag, auf's Mannigfaltigſte gemiſcht und deren Atome in bunteſter Verſchiedenartigkeit herüber und hinüber geworfen würden, und es verrathe eine abergläubiſche Beſchränktheit des Sinnes auf dem Gebiete des organiſchen Lebens das Walten einer bewußten Abſicht und die Wirkſamkeit eines nach Zwecken handelnden Weſens anzunehmen, ſo könnte der tieferblickende Forſcher nicht umhin, in ſolchen Behauptungen den größtmöglichen Irrthum zu ſehen, nahe verwandt mit jener Weltanſchauung, für welche die Natur nichts anderes iſt, als der Inbegriff zahlloſer raumerfüllender Maſſentheilchen, ſo oder anders räumlich geordnet, dahin oder dorthin bewegt."

Wir brechen hier ab: das Mitgetheilte wird genügen, um unſere Leſer zu veranlaſſen das Programm ſelbſt zur Hand zu nehmen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 35.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.
Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 11. Juni 1853.

Herr Prof. Dr. Seidel las: Ueber die relative Weiße der Oberfläche der Planeten Venus, Mars und Jupiter.

Seit der Veröffentlichung der Resultate meiner in den Jahren 1844 — 48 am Himmel angestellten photometrischen Messungen (Abhandlungen der k. b. Akademie II. Cl. VI. Bd. III. Abth.), habe ich die Beobachtungen mit dem Steinheil'schen Instrumente, welches mir die Güte des Erfinders und Eigenthümers auf's Neue zur Verfügung gestellt hat, wieder aufgenommen, und mich bey denselben so wie früher der freundlichen Mitwirkung des Herrn Prof. Leonhard zu erfreuen gehabt. Bey den im Ganzen günstigen Verhältnissen des vorigen Jahres haben wir schon bis zum Schlusse desselben eine Reihe von Messungen zusammengebracht, welche eben so groß als die ältere ist. Zwischen sämmtlichen Sternen erster Größe, die früher beobachtet wurden, haben wir zur Controle zahlreiche neue Vergleichungen angestellt, deren Resultate beynahe in allen Fällen innerhalb der nicht sehr weiten Gränzen der zu erwartenden Unsicherheit mit den früher abgeleiteten zusammentreffen, wobey die Einzelnen sogar, bey etwas vorsichtigerer Auswahl der Nächte, im Ganzen noch besser als jene unter sich übereinstimmen. Indessen hatten wir diesmal nicht am Fixsternhimmel das vorzüglichste Ziel für unsere Beobachtung gesucht, sondern unter den Planeten. Einige wenige Messungen an Mars und Jupiter, welche früher gemacht worden waren, habe ich bereits in dem Anhange der in den Denkschriften der Akademie aufgenommenen Abhandlung besprochen; die neueren Beobachtungen sind viel zahlreicher und genauer. Wenn man die beobachtete (auf Fixsterne bezogene) Helligkeit verschiedener Planeten zu gegebenen Zeiten vergleicht mit dem theoretischen Ausdrucke, den Lambert gegeben hat, und welcher diese Helligkeit abhängig macht von derjenigen der Sonne, von der Stellung der Erde und des Planeten gegen die letztere, von dem Durchmesser des Planeten und von der Albedo oder Weiße seiner Oberfläche, so lassen sich daraus sehr interessante Folgerungen ziehen, über die Helligkeit der Sonne, verglichen mit Fixsternen, über die Beständigkeit oder Variabilität ihres Lichtes und namentlich auch über die Weiße der Planeten selbst. So lange man diese Albedo, oder das Verhältniß der Quantität des von dem Körper zurückgeworfenen Lichtes zur Menge alles Lichtes, welches er empfängt, für keinen unter ihnen durch Vergleichung seines Glanzes mit dem directen Sonnenlichte bestimmt hat, ergeben sich allerdings nur Verhältnißzahlen, vermöge deren man etwa sagen kann, daß Jupiter einen um so und so viel größeren Theil des auffallenden Lichtes reflectirt, als Mars, oder dieser als der Mond, aber nicht wie groß dieser Theil bey jedem einzeln ist; oder mit andern Worten, man erfährt nur, um wie viel heller die Localfarbe der Oberfläche des Einen ist als die des Andern, aber nicht den eigentlichen Grad der Weiße für jeden. Dürfte man den vorhandenen Vergleichungen zwischen Sonnen- und Mondlicht

einigermaßen trauen, ſo würde man auf die abſolute Größe ſelbſt ſchließen können. Vorläufig, nehmlich bis man mit einiger Zuverläßigkeit weiß, wie viel mal der Glanz der Sonne denjenigen des Vollmondes übertrifft (eine Vergleichung, welche wir neu aufzunehmen beabſichtigen), muß man ſich mit den relativen Größen begnügen, welche ſelbſt ſchon ſehr beachtungswerth ſind. In der Abſicht, einen Beytrag zur Kenntniß derſelben zu liefern, haben wir im verfloßnen Jahre Venus während ihrer ſchönen Erſcheinung vom März bis Juni verfolgt, auch die Helligkeit von Jupiter und Mars häufig gemeſſen. Einzelne Beobachtungen ſind auch an Saturn gemacht, weil dieſer aber dabey nicht günſtig ſtand, ſo habe ich die, der nothwendigen Berückſichtigung des Ringes wegen etwas umſtändliche, Reduction derſelben bis zum Beſitze beſſern Materiales noch aufgeſpart. Hingegen haben wir zwar wenige aber ſehr gut übereinſtimmende Meſſungen an dem von der Sonne erleuchteten Theil des Mondes gemacht, um auch ſeine Albedo in Beziehung mit der der Planeten zu ſetzen, und eine größere Zahl von Beobachtungen über das aſchgraue Licht, mit welchem der von der Sonne nicht beſchienene Theil ſeiner Scheibe in den Tagen vor und nach dem Neumond ſich vom Dunkel des Himmelsgrundes abhebt. Aus der Vergleichung dieſer letztern Meſſungen mit denjenigen am hellen Theil des Mondes wünſchte ich, da man in dem aſchfarben Licht den Schein der Erde ſieht, die Albedo unſeres eig'nen Planeten abzuleiten. Indeſſen iſt es noch nicht an der Zeit über die Reſultate dieſer Beobachtungen zu ſprechen; die gegenwärtige Mittheilung ſoll ſich vielmehr auf dasjenige beſchränken, was ſich über die Planeten Venus, Mars und Jupiter ergeben hat.

I. Vergleichungen der Venus mit Sirius.

Da der Glanz des Planeten denjenigen des hellſten Fixſternes, Sirius, noch 8mal übertraf, ſo konnte ſie mit keinem andern als mit dem ebengenannten ſelbſt verglichen werden, was zum Theil in ſo heller Dämmerung geſchah, daß die Ableſungen ohne Beleuchtung gemacht werden konnten. Dabey war für die Sicherheit des Reſultates der Umſtand ſehr günſtig, daß Sirius um die Zeit der Beobachtungen Anfangs höher, nachher aber tiefer als Venus ſtand. In Folge deſſen können etwa beſtandne conſtante Unterſchiede zwiſchen der damaligen Durchſichtigkeit der Luft und derjenigen mittleren, auf welche ſich meine Extinctionstabelle bezieht (p. 43 der ſchon citirten Abhandlung), das Ergebniß nicht erheblich entſtellen. Auch bemühte ich mich bey den ſpäteren Beobachtungen, wo der Fixſtern immer tiefer ſank, von der Extinction dadurch unabhängiger zu werden, daß ich unmittelbar nach der Vergleichung mit Venus ſeine Helligkeit gegen diejenige von Capella maß. *) Den Logarithmus des Verhältniſſes zwiſchen Sirius und Capella nehme ich jetzt, nachdem zu den 9 älteren Beobachtungen (mit Ausſchluß einer verdächtigen Nr. 35.) noch 7 neue und ziemlich gute hinzugekommen ſind, an = 0,7206 (früher 0,744 ohne ſolchen Ausſchluß, ſ. Abh. p. 46). Bey den drey Beobachtungen der Venus Nr. 153, 156 und 162 wird man aber zufolge des eben Erwähnten beſſer thun, ihn ſo anzunehmen, wie die unmittelbar darnach gemachte Vergleichung ihn gab, nehmlich 0,704; 0,725; 0,745. Der geringe Betrag der Unterſchiede zwiſchen dieſen Zahlen und dem Mittelwerth, bey Zenitdiſtanzen von ungefähr 75°, ſcheint dafür zu ſprechen, daß man bey etwas vorſichtiger Auswahl der Nächte wirklich hoffen darf, die wahre Extinction durch die Zahlen meiner Tafel ziemlich gut ausgedrückt zu finden. Eben darauf deutet auch die Uebereinſtimmung der Venusbeobachtungen ſelbſt. Das Nähere der einzelnen Beobachtungen (ſchon berichtigt wegen ungleicher Durchſichtigkeit der verſchiedenen Gläſer des Inſtrumentes) gibt die Tabelle I., in welcher (ganz ähnlich wie in der citirten Abhandlung p. 31) unter φz die aus meiner Tafel genommenen Extinctionsgrößen, und unter der Ueberſchrift log. $\odot : ♀ +$ log. Alb. ♀ die Supplemente der Logarithmen derjenigen Zahlen ſtehen, durch welche nach der Lambert'ſchen Formel (ſ. p. 96 meiner Abhandlung) das Verhältniß der Helligkeit des Planeten zu der der Sonne, nach Hinweglaſſung der unbekannten Albedo und den wahren Halbmeſſer der ♀ = 0,985 des Erdhalbmeſſers geſetzt, ſich aus-

*) Bey den drey letzten Beobachtungen erlaubten dieß die Umſtände nicht.

drückt. Diese Zahlen können dienen, um die sämmtlichen Observationen auf eine Normalzeit, z. B. auf diejenige Helligkeit, welche Venus am Abend des 27. März 1852 hatte, zu reduciren, für welche Epoche man hat log. ⊙ : ♀ + log. Alb. = 8,9638. Wenn man dieß thut und zugleich den Uebergang von Sirius auf Capella macht, so geben, mit Hilfe der φz befreyt vom Einfluß ungleicher Zenitdistanz, die 10 der Extinction wegen weniger sichern Beobachtungen, welche in der Zusammenstellung mit : bezeichnet sind, im Mittel

$$\log. \frac{♀ \text{, März } 27{,}3}{\text{Capella}} = 1{,}5579$$

dagegen die 7 übrigen, welche einzeln zuverläßiger sind:

1.5531

also fast identisch; das Hauptmittel, wenn beyde Bestimmungen gleiches Gewicht erhalten, ist

1.5555

und wenn man den Uebergang auf meinen Normalstern Wega macht

$$\text{(mit } \log. \frac{\text{Capella}}{\text{Wega}} = 9.9162,$$

welches Resultat von p. 49 meiner Abh. die neueren Beobachtungen bestätigen) so ist

$$\log. \frac{♀ \text{ März } 27.3}{\text{Wega}} = 1.4717.$$

Der mittlere Fehler einer einzelnen Beobachtung, einschließlich der Unsicherheit ihrer Reduction auf gleiche Zenitdistanz beyder Himmelskörper, ergibt sich dabey $= \pm 0{,}0553$, der wahrscheinliche $= \pm 0{,}0373$, und der wahrscheinliche des Resultates, soweit es von der Vergleichung zwischen Venus und Sirius abhängig ist, $= \pm 0.0091$.

Das allmähliche Wachsen der Helligkeit des Planeten findet sich in den Beobachtungen unzweydeutig ausgesprochen, und der Gang dieser Zunahme ergibt sich aus einer Trajectorie, welche man durch die graphisch als Punkte eingetragenen Beobachtungen (an welche sich noch die unter III. zu erwähnenden Vergleichungen mit Jupiter anreihen) hindurchlegt, in vollkommner Uebereinstimmung mit der Theorie.

II. Vergleichungen zwischen Jupiter und Fixsternen.

Ueber die Helligkeit Jupiters liegen mir 4 neue Vergleichungen mit Wega, 5 mit Arcturus und Eine mit Regulus vor. Die Verhältnisse dieser Fixsterne nehme ich gegenwärtig so an:

$$\log. \frac{\text{Arcturus}}{\text{Wega}} = 9.9073 \text{ *)}$$

$$\log. \frac{\text{Regulus}}{\text{Wega}} = 9.5145$$

Wenn man mit Hilfe dieser Annahmen die Zahlen in Tabelle II. sämmtlich auf Wega, und zugleich auf diejenige Helligkeit Jupiters reducirt, welche er 1852 März 7.6 hatte, (log. ⊙ : 4 + log. Alb. = 9.6972 mit : Halbmesser des 4 = 11.21 Erdhalbmessern), so ergibt sich

$$\log. \frac{4 \text{ März } 7.6}{\text{Wega}} = \begin{cases} 0.742 \text{ aus } 4 \text{ direct. Vergleichungen} \\ 0.747 \text{ aus } 5 \text{ Vergl. durch Arctur} \\ 0.677 \text{ aus } 1 \text{ durch Regulus.} \end{cases}$$

Gibt man der letzteren das Gewicht $\frac{1}{2}$, weil die Vergleichung zwischen 4 und Regulus, an sich wegen des großen Helligkeitsunterschiedes etwas schwierig, nur auf halb so vielen Einstellungen beruht, als sonst gewöhnlich gemacht sind, so wird das Mittel

$$\log. \frac{4 \text{ März } 7.6}{\text{Wega}} = 0.7391$$

die mittlere Abweichung jeder einzelnen Beobachtung hievon beträgt 0.0462, die wahrscheinliche 0.0312 und die wahrscheinliche Unsicherheit des Mittels, so weit sie von zufälligen Fehlern der einzelnen Vergleichungen abhängig ist, $\pm$ 0.00986.

*) Aeltere Bestimmung 9.9295. Bey diesem Stern ist die Abweichung der neuern Beobachtungen vom frühern Resultat am auffallendsten. Vergleichungen mit Wega (3 neue) Capella (1) und Spica (3) so wie auch die durch 4 und ♂, vereinigen sich darin, neuerlich einen etwas kleineren Werth zu geben als früher.

III. Vergleichungen zwiſchen Venus und Jupiter.

Nachdem gegen Ende April 1852 Sirius Abends dem Horizonte zu nahe gekommen war, um noch als Vergleichungsſtern für Venus zu dienen, wurden die Beobachtungen der letzteren mit Hilfe des Planeten Jupiter fortgeſetzt. Sie ſind nebſt dem, was zu ihrer Reduction nöthig iſt, in dem kleinen Täfelchen III. enthalten. Wenn man auch hier Alles auf die Normalhelligkeit der Venus von März 27.3 und des Jupiter von März 7.6 zurückführt, und dabey der Beobachtung Nr. 191/192 das gebührende doppelte Gewicht gibt (ſie beſteht aus zwey $\frac{3}{4}$ Stunden auseinanderliegenden Meſſungen), ſo wird im Mittel aus vier Vergleichungen

$$\log. \frac{♀\ \text{März}\ 27.3}{♃\ \text{März}\ 7.6} = 0{,}7070$$

und der wahrſcheinliche Fehler dieſes Reſultats, ſo weit er aus ſo wenigen Beobachtungen ſich ableiten läßt, wäre $\pm$ 0.0181.

Stellt man hiernach die Reſultate aus I. II. und III. zuſammen, ſo iſt gefunden, wenn log. Wega = 0 geſetzt wird:

log. ♀ März 27.3 = 1.4717 $\pm$ 0.0091 aus 17 Vergleich. mit Sirius,

log. ♃ März 7.6 = 0.7391 $\pm$ 0.0099 aus 10 Vergl. mit Wega, Arctur u. Regulus.

log. ♀ März 27.3 — log. ♃ März 7.6 = 0.7070 $\pm$ 0.0181 aus 3 directen Vergl.

Subtrahirt man von der erſten dieſer Gleichungen die beyden folgenden, ſo erhält man, anſtatt Null, die Größe 0.0256 mit einem wahrſcheinlichen Fehler $\pm$ 0.0241, alſo eine Uebereinſtimmung, die durchaus befriedigend iſt, beſonders wenn man bedenkt, daß ſie von dem 5fachen Uebergang — Venus auf Sirius, Sirius auf Capella, Capella auf Wega, Wega auf Jupiter und Jupiter auf Venus, abhängig iſt. Gibt man, wie es der Zahl der Beobachtungen und den wahrſcheinlichen Fehlern angemeſſen iſt, den beyden erſten Gleichungen vierfaches Gewicht gegen die letzte, ſo erhält man aus allen dreyen als wahrſcheinlichſte Werthe:

$$\log. \frac{♀\ 1852\ \text{März}\ 27.3}{\text{Wega}} = 1.4674$$

$$\log. \frac{♃\ 1852\ \text{März}\ 7.6}{\text{Wega}} = 0.7434$$

Geht man von dieſen Zahlen aus auf das Helligkeitsverhältniß der Sonne zu Wega über, mit Hilfe der angegebenen theoretiſchen Werthe der Verhältniſſe beyder Planeten zur Sonne, ſo erhält man:

1) $\log. \frac{\odot}{\text{Wega}} = 10.4312 - \log. \text{Alb.}\ ♀$

$= 10.4406 - \log. \text{Alb.}\ ♃$

Das letztere Reſultat läßt ſich vergleichen mit demjenigen, welches meine älteren Beobachtungen des Jupiter (beſprochen S. 98 der früheren Abhandlung) ergeben haben. Aus vier Vergleichungen mit Wega und Einer mit Sirius, welche letztere ich durch die unter I. gegebenen Verhältnißzahlen ebenfalls auf Wega reducire, ergibt ſich nehmlich

$$\log. \frac{\odot}{\text{Wega}} = 10.4214 - \log. \text{Alb.}\ ♃$$

(dieß iſt der Logarithmus des arithmetiſchen Mittels der 5 Numeri, welche übrigens einzeln viel ſchlechter als die neueren harmonieren). Beyde Reſultate zeigen eine Uebereinſtimmung, welche bey der Unſicherheit der ältern Beobachtungen überraſchend zu nennen iſt. Gebe ich dem neuen Mittel 3faches Gewicht, ſo erhalte ich als Hauptmittel aus allen Beobachtungen Jupiters:

2) $\log. \frac{\odot}{\text{Wega}} = 10.4358 - \log. \text{Alb.}\ ♃$

und aus der Verbindung dieſer Gleichung mit derjenigen, welche aus den Venusbeobachtungen hervorging, erhält man zwiſchen der Albedo beyder Planeten die Bedingung

$$\log. \frac{\text{Alb.}\ ♃}{\text{Alb.}\ ♀} = 0.0046$$

oder es würde ſich verhalten

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 36.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die relative Weiße der Oberfläche der Planeten Venus, Mars und Jupiter.

(Schluß.)

3) Alb. ♀ : Alb. ♃ = 93 : 94

d. h., so weit die Beobachtungen entscheiden können, sind beyde gleich, denn der geringe Unterschied ist nach der Sicherheit der photometrischen Messungen keineswegs zu verbürgen, und würde auch ganz verschwinden, wenn man die angenommene Größe für den Halbmesser eines der beyden Planeten nur um $\frac{1}{200}$ seines Werthes verändern wollte. Ob namentlich derjenige der Venus auf eine so kleine Größe sicher ist, möchte zweifelhaft seyn. Man gelangt also zu dem auffallenden Resultate, daß diese beyden Planeten, von welchen der Eine ungefähr 4mal dichter als der andere ist, eine sehr genau gleich weiße Oberfläche haben.

IV. Vergleichungen zwischen Mars und Fixsternen.

Die neuen Vergleichungen zwischen Mars und Capella, an der Zahl 9, und zwischen Mars und Arctur (an der Zahl 3) sind in Tabelle IV. enthalten. Bey ihrer Reduction habe ich für Mars denjenigen Werth des scheinbaren Halbmessers angewendet, welchen Oudemans aus Bessel's Heliometer-Messungen hergeleitet hat. (A. N. Nr. 838). Durch die Annahme dieses Werthes statt des älteren wird auch das Resultat meiner frühern Beobachtungen des Mars (Abh. p. 98) verändert. Im Mittel der 4 alten Beobachtungen erhält man jetzt:

log. ⊙ : Wega = 9.7273 — log. Alb. ♂

dagegen aus den 12 neuen, von Arctur und Capella auf Wega reducirt:

log. ⊙ : Wega = 9.7349 — log. Alb. ♂

und die wahrscheinliche Unsicherheit des letztern Resultates ± 0.0077. Die Uebereinstimmung kann also vollständig genannt werden. In der That ist der Unterschied der beyden Zahlen bedeutend kleiner als die Aenderung, welche die erste von ihnen durch die Annahme eines andern Marshalbmessers erlitten hat *). Es darf gewiß als ein Argument zu Gunsten photometrischer Messungen geltend gemacht werden, daß ein solcher Fall sich auf einem noch so wenig angebauten Gebiete jetzt schon zutragen konnte. Diese schöne Uebereinstimmung erhält man übrigens aus Zahlen, welche in ihrer Originalform keine Spur derselben an sich tragen. Mars erschien zur Zeit seiner ältern Beobachtungen 30mal heller als bey den neueren: damals überglänzte er Sirius bey weitem, während er dießmal nur als Stern 2ter Größe beobachtet wurde. Es ergibt sich auch weiter aus dem Zusammentreffen beyder Zahlen, so wie aus demjenigen der entsprechenden für Jupiter, daß in der Zwischenzeit von ungefähr 7 Jahren die Sonne gleiche Helligkeit behalten hat, und da auch eine Beobachtung von Olbers aus dem Jahre 1801, welche den Werth einer Messung hat,

*) Nach der frühern Berechnung war der log. des älteren Mittels 0,771.

mit meinen vortrefflich harmonirt (ſ. meine Abh. p. 99), ſo kann man das Gleiche für den Zeitraum eines halben Jahrhunderts behaupten, — worin vielleicht der erſte directe Beweis gegen die Annahme einer irgend erheblichen Veränderlichkeit der Sonne enthalten iſt.

Wenn man aus allen meinen alten und neuen Beobachtungen des Mars das Mittel nimmt, ſo ergibt ſich

$$4)\quad \log. \frac{\odot}{\text{Wega}} = 9.7330 - \log. \text{Alb.} \,♂$$

und die Vergleichung dieſes Reſultates mit 1) und 2) gibt:

$$5)\quad \begin{cases} \log. \dfrac{\text{Alb.}\,♀}{\text{Alb.}\,♂} = 0.6982 \\ \log. \dfrac{\text{Alb.}\,♃}{\text{Alb.}\,♂} = 0.7028 \end{cases}$$

oder jeder der beyden helleren Planeten reflectirt ſehr nahe 5mal mehr von gleich vielem auffallendem Lichte, als Mars thut. Der letztere ſcheint daher ſchon eine bedeutend dunkle Localfarbe zu haben, die gleichwohl wahrſcheinlich noch beträchtlich heller iſt als die des Mondes. —

Bey Unterſuchungen in einem Felde, welches noch ſo wenig betreten iſt, hat die Kenntniß der Sicherheit, welche man den Reſultaten etwa zutrauen darf, faſt eben ſo großes Intereſſe als die letztern ſelbſt. Ich ſtelle deßhalb zum Schluß noch die Zahlen zuſammen, welche ſich auf verſchiedene Weiſe für die wahrſcheinlichen Fehler einzelner Beobachtungen, logarithmiſch dargeſtellt, ergeben haben, und welche die Unſicherheit der Einſtellung und die der Reduction auf gleiche Zenitdiſtanzen in ſich begreifen:

aus 62 alten Vergleichungen zwiſchen Fixſternen erſter Größe wurde gefunden (ſ. d. Abh. p. 51)				± 0,0361
aus 12 neuen zwiſchen	Mars	und	Sternen	± 0.0265
„ 17 „ „	Venus	„	Sirius	± 0.0373
„ 10 „ „	Jupiter	„	Sternen	± 0.0312
„ 4 „ „	Jupiter	„	Venus	± 0.0373
„ 16 alten u. neuen zw.	Sirius	„	Capella	± 0.0346

Daß auch die Möglichkeit conſtanter Fehler, die ſich hierin nicht ausſprechen ſollten, in den Reſultaten nicht ſehr zu fürchten iſt, ſcheint aus der im Vorausgehenden mehrfach hervorgehobenen Uebereinſtimmung zwiſchen ſolchen Zahlen hervorzugehen, welche in weit auseinander liegenden Epochen oder bey dem Uebergang durch verſchiedene Zwiſchenglieder ſich ergeben.

Zuſammenſtellung der Beobachtungen über die Helligkeit der Planeten Venus, Jupiter und Mars im Frühjahre 1852.

I. Vergleichungen zwiſchen Venus und Sirius.

Nr. der Beob.	Datum 1852.	Wahre Zenit-Diſtanz ♀	log. Beob. φ z	♀ : *	φ z	Wahre Zenit-Diſt. Sirius.	log.⊙:♀ + log. Alb. ♀
109	März 6	82° 51′	0.539	0.372 :	0.149	65° 50′	9.006
110	„ 7	71 22	0.209	0.775 :	0.138	64 46	9.004
117	„ 8	68 55	0.179	0.710	0.139	64 54	9.002
121	„ 9	68 0	0.170	0.834	0.139	64 53	9.000
125	„ 12	73 55	0.248	0.804 :	0.140	65 3	8.994
127	„ 14	71 43	0.218	0.684 :	0.140	65 2	8.991
131	„ 18	64 59	0.140	0.875	0.138	64 45	8.983
138	„ 19	67 23	0.164	0.802	0.142	65 11	8.981
142	„ 20	71 27	0.210	0.727 :	0.154	66 25	8.979
147	„ 22	70 17	0.194	0.742	0.157	66 43	8.974
152	„ 27	74 24	0.257	0.702 :	0.211	71 31	8.964
153	April 13	61 32	0.108	1.002	0.237	73 16	8.926
156	„ 16	63 47	0.128	1.044	0.303	76 42	8.919
162	„ 17	59 43	0.095	1.058 :	0.259	74 31	8.916
169	„ 21	59 49	0.096	1.207 :	0.311	77 6	8.907
174	„ 22	59 40	0.095	1.144 :	0.324	77 38	8.905
181	„ 23	38 58	0.090	1.116 :	0.328	77 47	8.903

II. Vergleichungen zwiſchen Jupiter und Fixſternen.

Nr. der Beob.	Datum 1852.	Wahre Zenit-Diſtanz 4	log. Beob. φ z	4 : *	φ z	Wahre Zenit-Diſt. *	Name des Vergleich *	log. ⊙ : 4 log. Alb. 4
116	März 7	67° 55′	0.169	1.101	0.108	61° 30′	Regulus	9.697
161	April 16	66 41	0.157	0.800	0.006	28 11	Arctur	9.607
166	„ 17	66 25	0.154	0.717	0.033	46 43	Wega	9.606
167	„ 17	65 40	0.147	0.795	0.007	28 31	Arctur	9.606
172	„ 21	68 15	0.172	0.721	0.007	28 54	Arctur	9.600
180	„ 22	65 31	0.145	0.655	0.026	44 3	Wega	9.599
185	Mai 10	68 49	0.178	0.816	0.007	30 24	Arctur	9.590
189	„ 15	67 10	0.162	0.822	0.018	40 18	Arctur	9.591
193	„ 18	63 56	0.129	0.625	0.014	37 17	Wega	9.592
195	„ 21	64 1	0.130	0.795	0.012	35 9	Wega	9.594

III. Vergleichungen zwiſchen Venus und Jupiter.

Nr. der Beob.	Datum 1852	log. ☉ : ♀ + log. Alb. ♀	Wahre Zenit-Diſtanz ♀	log. Beob. φ z ♀ : 4	φ z	Wahre Zenit-Diſt. 4	log. ☉ : 4 + lg. Alb. 4
184	Mai 10	8.865	75° 57′	0.287	0.540	0.190	69° 52′	9.590
191	„ 16	8.854	65 20	0.143	0.807	0.244	73 43	9.590
192	„ 16	8.854	72 19	0.223	0.665	0.184	69 25	9.591
197	„ 23	8.844	77 36	0.323	0.617	0.141	65 7	9.596

IV. Vergleichungen zwiſchen Mars und Fixſternen.

Nr. der Beob.	Datum 1852	Wahre Zenit-Diſtanz ♂	φ z	log. Beob. ♂ : *	φ z	Wahre Zenit-Diſt. *	Name des Vergl. *	log. ☉ : ♂ + log. Alb.
113	März 7	23° 37′	0.004	0.003	0.005	25° 5′	Capella	9.831
130	„ 14	24 10	0.004	9.953	0.009	31 39	„	9.895
136	„ 18	25 57	0.005	9.926	0.013	36 25	„	9.932
144	„ 20	25 26	0.005	9.894	0.012	35 11	„	9.949
149	„ 22	25 3	0.005	9.904	0.011	33 56	„	9.967
158	April 16	35 57	0.013	9.597	0.055	52 23	„	10.161
160	„ 16	60 43	0.102	9.546	0.007	28 37	Arctur	10.162
164	„ 17	35 18	0.012	9.682	0.052	51 47	Capella	10.168
171	„ 21	37 9	0.014	9.677	0.063	54 16	„	10.194
179	„ 22	43 39	0.025	9.714	0.101	60 34	„	10.201
183	Mai 10	52 37	0.055	9.490	0.010	33 2	Arctur	10.303
186	„ 15	77 8,5	0.312	9.164	0.008	31 25	„	10.328

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 37.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Juli 1853.

Hr. Prof. Wagner legte vor den dritten Bericht des Hrn. Prof. Harleß: Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

Nachstehend verzeichnete Untersuchungen und Arbeiten wurden im gedachten Institute in Ausführung gebracht *).

I. Reizversuche. a) An der Muskelsubstanz.

Seit der Veröffentlichung meiner Studien über die Fähigkeit der Muskelsubstanz sich ohne Mitwirkung der Nerventhätigkeit unter geeigneten Umständen zusammen zu ziehen, was ich zuerst bey Beobachtung der Aethernarkose (Wirkung des Schwefeläthers in chemischer und physiologischer Beziehung ꝛc.), dann unter Anwendung starker, die Nerventhätigkeit rasch lähmender Induktionsströme (Denkschriften der Akademie der Wissenschaften zu München 1848) gefunden hatte, haben sich mehrere weitere Thatsachen beobachten lassen, welche theils auf anderem Wege, theils mit anderen Mitteln die Schlußfolgerungen rechtfertigen, die ich an den angeführten Orten gemacht hatte, trotzdem daß sich einzelne Einwendungen dagegen früher erhoben hatten.

Das wichtigste Faktum, welches für meine Annahme spricht, ist das von R. Wagner zuerst bekannt gemachte selbstständige Pulsiren der Herzsubstanz zu einer Zeit, wo die Muskelelemente selbst noch in ihrer Entwicklung begriffen, und die Nerven noch nicht ausgebildet sind, Reizversuche der Anlagen der nervösen Centralorgane selbst noch ohne allen Erfolg bleiben (Göttinger gelehrte Anzeigen 21. Okt. 1850). Wenn Wagner das Resultat dieser Beobachtung so formulirt, daß er sagt, man sieht, daß wenigstens zu einer gewissen Zeit Muskelcontraction ohne Nerveneinfluß, ja ohne Gegenwart von Nerven möglich sey, so scheint mir damit eine willkührliche Beschränkung der Schlußfolgerung gemacht zu seyn, denn man sieht nicht, wodurch die Muskelsubstanz im weiteren Verlauf der Zeit, nachdem sie doch einmal mit ihren charakteristischen Merkmalen gebildet war, eine Fähigkeit wieder verlieren sollte, welche sie im Lauf ihrer Entwicklung einmal gewonnen hatte. Begreiflich ist dagegen, daß mit der Bildung der Nerven, wenn diese ihren Einfluß geltend machen können, Momente eingeführt werden, welche auf den Typus, die Intensität, die Erregbarkeit der Muskelsubstanz eben so wie andere als nervöse Reize von unbedingter Wirkung sind. Nichts aber berechtigt uns den Nerveneinfluß als etwas anderes anzusehen, als einen allen übrigen äußeren Reizen coordinirten Impuls, durch welchen die Kraft in den Muskeln frey wird, welche die Contraction als äußere Erscheinung ihrer Wirkung bedingt. Diese Kraft der Contraction ist dem Muskel eben so inhärent als die Elasticität einem Cautschukfaden; um

*) Die beyden früheren Berichte finden sich in diesen Blättern Bd. XXXIV S. 349 und XXXV S. 217.

ihre Wirkung aber zu verspüren, sind äußere Veranlassungen nöthig in jenem wie in diesem Fall. So wenig die spannenden Gewichte die Kraft der Elasticität erzeugen, so wenig erzeugt der Nerveneinfluß die Kraft der Contraction.

Vermöge seiner molekulären Eigenschaften kann ein Körper unter sehr verschiedenen äußeren Bedingungen immer einen bestimmten Zustandswechsel zeigen; ist dieser aber einmal determinirt, so ist keine Veranlassung anzunehmen, daß, wenn er sich in dieser bestimmten Form unter gewissen Bedingungen einmal gezeigt hat, er nicht unter denselben Bedingungen wieder auftreten sollte, vorausgesetzt, daß nicht gleichzeitig andere Bedingungen obwalten, welche jenen neutralisirend entgegenarbeiten. Das Letztere aber von den Nerven überhaupt voraussetzen zu wollen, hätten wir keinen Grund, und wenn sich auch die Zahl der bewegunghemmenden Nerven mehren sollte, deren wir nur Einen (in Beziehung auf das Herz) kennen, nehmlich den Vagus, so wäre noch immer die Frage, in welcher Weise diese Hemmung geschieht, und ob Aufhebung dieser Art der Hemmung und Fortbestehen der Hemmung anderen als nervösen Reizen gegenüber zu vereinen wäre. Man könnte sich nehmlich nur denken, ein an sich stetiger Nerveneinfluß ließe die Muskelmasse in einem derartigen moleculären Zustand verharren, daß sie von äußeren Kräften nicht eher in denjenigen übergeführt werden könnte, welcher bey der Contraction eintritt, als bis durch diese äußeren Kräfte der Nerveneinfluß überwunden wird, und die Contraction ähnlich dem Rückschwung eines sich selbst überlassenen elastischen Körpers nach Wegfall der spannenden Kräfte erfolgte. Ohne die Richtigkeit dieser Annahme prüfen zu wollen, kann eine derartige Möglichkeit nicht geläugnet werden, allein, wenn sie auch durch die Erfahrung berechtigt wäre, würde dieses an dem Verhältniß von Nerveneinfluß und Zusammenziehungsfähigkeit nichts ändern. Der physikalische Begriff von Kraft setzt die Existenz wenigstens zweyer materieller Prämissen voraus, und an dem Phänomen, aus welchem wir die Kraft abstrahiren, hat die Natur der einen Substanz eben so viel Antheil als die Natur der anderen. Mag nun die Contraction mit dem Eintreten oder Aufhören des Nerveneinflusses zusammenfallen, immer hat an dem Phänomen der Contraction das Substrat der Muskelsubstanz und das der Nerven gleichen Antheil, und nur in diesem Sinne konnte ich und habe ich die Muskelirritabilität verfochten.

Daß im Lauf der Entwicklung die Muskelsubstanz sich nicht so verändert, daß sie ihre Eigenschaft sich zu contrahiren nur für die Fälle der Nervenerregung behauptete, für alle anderen verlöre, sehen wir theils aus den von mir zuerst gemachten Beobachtungen in der Aethernarkose, und wenn man diesen keine vollkommne Beweiskraft zuschreiben will, aus den neueren Versuchen von Stannius mit Blausäure und Opiumtinctur, welche ebenfalls ergeben, daß je für sich Nerv oder Muskel getödtet werden kann, und die physiologischen Eigenschaften des anderen in Kraft bleiben (Zwey Reihen physiologischer Versuche, Rostock 1851). Es gibt nun noch andere Mittel sich von der direkten Wirkung äußerer Reize auf die Muskelsubstanz zu überzeugen, ohne daß man die Nerventhätigkeit vorher aufgehoben hat, auch wären von hieraus zusammengehalten mit anderen Erfahrungen vielleicht noch weitere Schlüsse auf das Wesen der Muskelcontraction zu machen. Denn so viel auch DuBoi's ausgedehnte Untersuchungen über die elektrischen Zustände der Muskeln im Zustand ihrer Ruhe und Thätigkeit Licht verbreitet haben, so ist in Anbetracht des Wesens der Contraction dadurch nicht mehr gewonnen als durch die Erfahrungen, daß sich bey der Contraction der Muskel verkürzt und dicker wird, daß seine Dichtigkeit um etwas zunimmt, daß er Wärme und Kohlensäure entwickelt ꝛc., denn man wird Contraction und Elektricität wohl nicht auch identificiren können. Alle diese Dinge treten neben der Contraction auf, deren Wesen in einer veränderten Gruppirung bestimmt gestalteter kleinsten, aber nicht unendlich kleiner Theile bestehen muß und welche Veränderung mit einer Reihe anderer gleichzeitig zu beobachtender Phänomene an der Muskelsubstanz verbunden ist. Aus dem absoluten Maaß der Verkürzung, Verdickung und Verdichtung müßte sich die Form dieser kleinsten Theile rechnen lassen, wonach die Aufklärung über das Wesen der Contraction wohl vielleicht noch von dem Calcul, nicht aber von

Beobachtung und Experiment zu erwarten wäre. Letzteres kann uns in dieſer Beziehung nur über die an dem räumlich ausgedehnten Muskel in der Zeit auftretende und ſich alſo zeitlich entwickelnde Contraction und die damit unvermeidlich verknüpften Proceſſe Aufſchluß gewähren. Helmholz und Volkmann haben über den Gang der Contraction mittelſt der graphiſchen Methode Unterſuchungen angeſtellt und dabey Curven erhalten, welche ein, wenn auch in ſehr kurzen Zeiten, doch ſehr deutliches Anwachſen und darauffolgendes Abnehmen der Contraction nachweiſen. Man ſieht aber leicht, daß hiebey der in der Zeit variable Totaleffect der Verkürzung gemeſſen iſt und nicht der Intenſitätswechſel der Contraction für je ein Muskelelement, was, wenn ich nicht irre, jene Experimentatoren präſumiren.

Bekanntlich ſteht, wie Weber nachgewieſen hat, die Hubhöhe in direkter Relation zur Länge der Faſer. Enthält ein Muskel verſchieden lange Faſern, und hängt an ſeinem einen, ſehnigen Endpunkt ein zu bewegender Körper, welcher die Curve auf dem Cylinder des Kymographion ſchreibt, ſo wird dieſer Körper, bey gleicher Verkürzungstendenz jeder einzelnen Faſer, doch verſchieden hoch gehoben werden, je nachdem die kürzere oder längere gerade in Contraction begriffen iſt. Nun hat es zwar alle Wahrſcheinlichkeit gegen ſich, daß in Folge eines Reizes, welcher anſcheinend alle Faſern gleichzeitig trifft, gerade die kürzeſten zuerſt, dann die längſten, und endlich nur wieder die kürzeſten ſich contrahiren ſollten; allein es iſt denkbar, daß jede Faſer erſt nach und nach in ihrer ganzen Länge ſich zuſammenzieht, daß alſo anfänglich kürzere, dann längere, und zuletzt wieder kürzere Stücke in Wirkſamkeit kommen, an welchen die übrigen als paſſive Theile, als Gewichte, hängen, die ſelbſt nun der Länge der contrahirten Theile entſprechend hoch gehoben werden, wenn auch überall da, wo die Contraction auftritt, ihre Intenſität für je eine Maaßeinheit gleich groß iſt.

Die nachfolgenden Beobachtungen, theilweiſe nicht zu dieſem Zweck angeſtellt, können auch hierüber Aufſchluß geben.

Reizt man den Muskel eines Thieres an einer vom Rumpf abgetrennten Extremität, und zwar durch mechaniſchen Druck, ſo beobachtet man diesſeits und jenſeits, d. h. oberhalb und unterhalb dieſer Stelle, eine Vibration der Muskelbündel, welche in den ſeltenſten Fällen von dem gereizten Punkt nach den entfernteren fortzuſchreiten ſcheint, ſondern an den letzteren zuerſt und am ſtärkſten auftritt. Den Leitungsgeſetzen und Anordnungen der motoriſchen Nerven zu Folge könnte man, wenn dieſe Erſcheinung von ihnen abhängig gedacht wird, nur annehmen, daß die Erregung einer tiefer unten ſich ausbreitenden Faſer in der einem höher gelegenen Muskelbezirk angehörigen einen Erregungszuſtand inducirte, wie dieſes bey der ſogenannten paradoxen Zuckung der Fall iſt, bey welcher aber der primäre Reiz nothwendig ein elektriſcher ſeyn muß, während hier nur ein mechaniſcher gewirkt hat.

Es bleibt ſomit nur die Annahme möglich, daß das Phänomen von dem Fortſchreiten der Wirkung in der Muskelſubſtanz unabhängig von der Gegenwart der Nerven ausginge, was eben auf's Neue beweiſen würde, daß die Contractionsfähigkeit weder ein Geſchenk der Nervenkraft noch eine ausſchließlich ihr unterſtellte Eigenſchaft der Muskeln iſt.

Die ganze Erſcheinung iſt nicht ſelten täuſchend ähnlich einer Wellenbewegung, wie man in günſtigen Fällen an einer dünnen Waſſer- oder Oelſchicht, oder der feuchten Oberfläche, beſonders der größeren Muskeln des Oberſchenkels (beym Froſch) ſieht. Man gewahrt dann ein von dem gereizten Punkt ausgehendes Syſtem außerordentlich feiner, nur bey ſchiefer Beleuchtung ſichtbarer Wellen, welche gegen die beyden Befeſtigungspunkte hinlaufen. Die deutlicheren zitternden Contractionen erſcheinen dann wie ſtehende im Schwingungsmaximum gelegne Wellen.

Da nun, wie aus Webers Unterſuchungen hervorgeht, die mikroſkopiſch ſichtbare Form der Contraction nicht in einer Kräuſelung oder Zickzackbiegung beſteht, wie man früher glaubte, ſo kann jene undulirende Bewegung nicht als direkter Ausdruck der Contractionen, ſondern nur als eine Folgewirkung ihres Auftretens angeſehen werden. Die einzelnen Zuſammenziehungen müſſen aber demgemäß Punkt für Punkt in der Richtung des Faſerzuges ihr Maximum erreichen, und nicht Faſer für Faſer,

wobey zu gleicher Zeit während der ganzen Dauer eines continuirlichen Reizes dieſe Maxima ihren Ort innerhalb der Länge der Faſer wechſeln. Will man hiebey auch die Natur des Reizes in Anſchlag bringen, ſo liegt am nächſten anzunehmen, daß ſich bey verſtärktem Druck die Summe der gereizten Faſern vergrößert. Das Fortſchreiten der Wirkung in der Richtung ein und derſelben Faſer möchte aber viel weniger aus der Natur des Reizes als aus dem Verhalten der Faſer gegen den Reiz abzuleiten ſeyn.

Es fragt ſich nur noch, ob das, was bey continuirlich andauerndem Reiz mit dem Blick verfolgbar iſt, auch bey momentaner Reizung in den kleinſten Zeittheilchen erfolge, ob alſo von jenen Beobachtungen auf ein ſucceſſives Verbreiten der Contraction über die ganze Länge der Faſer geſchloſſen werden dürfe.

Bey einem jeden Körper, auf welchen punktförmig ein Impuls wirkt, der den Zuſtand des ganzen Körpers zu ändern im Stande iſt, muß ſtreng genommen dieſe letzte Zuſtandsveränderung als eine im Verlauf der Zeit ſich entwickelnde gedacht werden, mag dieſe auch noch ſo kurz ſeyn; und die an dem Körper fortſchreitende Veränderung wird ihren Ausgang von der Stelle nehmen, an welcher der Impuls eingewirkt hat.

Es kann aber in der Natur des Körpers gelegen ſeyn, daß ein einmaliger Impuls eine Periode von Veränderungen anregt, wie der Stoß auf eine elaſtiſche Maſſe u. ſ. w. Dieſe Periode kann in einer wiederkehrenden gleichzeitigen Bewegung der ganzen Summe von Theilen eines Körpers oder in einer wiederkehrenden ſucceſſiven Bewegung der einzelnen Theile beſtehen. Im einen Fall liegt das periodiſch wiederkehrende Maximum in der Bewegungsebene eines beſtimmten Punktes (einfachſter Fall einer ſtehenden Seilſchwingung), oder abwechſelnd in hintereinander gelegenen Ebenen (bey der fortſchreitenden Schwingung). Denkt man von einer analogen Bewegungsform eine beſtimmte Arbeit oder Leiſtung abhängig, ſo kann dieſe auf die eine oder andere Weiſe ausgeführt werden, ohne daß an ihr als dem Produkt ſich die Natur der Factoren unmittelbar beſtimmen ließe.

Es kann alſo durch die Contraction eines Muskels, welche an einem Punkt ſeiner Länge angeregt worden iſt, ein beſtimmtes Gewicht eben ſo hoch gehoben werden, wenn das in meßbarer Zeit ſich entwickelnde Contractionsmaximum an einem beſtimmten Punkt erreicht oder auf eine gewiſſe Summe von Punkten ſucceſſive vertheilt wird.

Um hierüber Aufſchluß zu bekommen müßte man nicht bloß an dem einen Ende, wie Volkmann es gethan hat, den die Curve zeichnenden Inder anbringen, ſondern eine beſtimmte Anzahl ſolcher Inder parallel längs des Faſerzuges des Muskels einführen, und nun den Muskel in verſchiedenen Querſchnitten reizen. Dieſer Verſuch ſcheitert aber an der Unmöglichkeit in den platten Muskeln mit parallelem Faſerzug, wie man ſie hiebey allein benützen kann, die zeichnenden Körper z. B. ſteife Borſten in ihrer parallelen Stellung zu erhalten, und ihnen genug Feſtigkeit zum Zeichnen am Kymographion zu geben. Ich habe deßhalb folgende Vorrichtung conſtruirt, welche ich einſtweilen hier beſchreiben will, während ich die Mittheilung der damit zu gewinnenden Reſultate meinem nächſten Bericht vorbehalte.

Auf einem vollkommen feſtſtehenden Stativ befinden ſich in einer Ebene fünf oder ſechs circa $1\frac{1}{4}$ Zoll lange, $2\frac{1}{2}'''$ Durchmeſſer haltende Eiſenſtäbchen, je mit einer engen Spirale überſponnenen Kupferdrahtes überwickelt, und in Guttapercha-Streifen eingehüllt, ſo daß ſie vollkommen voneinander iſolirt ſind. An dem allgemeinen Träger dieſer Cylinder ſind gekrümmte Stahlfedern angeſchraubt, welche ſich ſofort je an die eine Baſis der Cylinder anlegen, ſobald dieſe durch einen in der Drahtſpirale fortgeleiteten elektriſchen Strom magnetiſch werden und vermöge ihrer Elaſticität in dem Augenblick abſpringen, in welchem jener elektriſche Strom unterbrochen wird. Da es gerade hierauf ankommt, ſind die Cylinder unterhalb der Federn mit Papier überklebt, um vor der Wirkung der auch in dem weichen Eiſen nach Unterbrechung des Stromes immer zurückbleibenden Spuren des Magnetismus geſichert zu ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 38.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.
Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung.)

Der eine Poldraht eines Grove'schen Elementes wird in so viele Arme gespalten als Electromagnete vorhanden sind, und je immer ein Arm mit dem einen Ende einer Drahtspirale verbunden. Ebenso spaltet sich der zweyte Poldraht in eine gleiche Anzahl von Zweigen, von denen je einer zu einer mit Queckſilber gefüllten napfförmigen Vertiefung in einer Scheibe von polirtem Holz taucht. Diese Vertiefungen stehen in der Peripherie eines Kreises von c. 3'' Durchmesser, und sind immer durch eine senkrecht errichtete isolirende Scheidewand in zwey Abtheilungen getrennt. In die äußeren Abtheilungen also tauchen die anderen Enden der Drahtspiralen, in die inneren die Zweige des zweyten Poldrahtes des Elementes. Die Scheidewand in den Vertiefungen hält die Kette offen, und so lange das Queckſilber dießseits und jenseits der Scheidewand nicht in leitende Verbindung gesetzt wird, bleibt das Eisen unmagnetisch. Die leitende Verbindung wird aber hergestellt durch ein N förmig gebognes Platindrähtchen, dessen einer Schenkel beträchtlich länger gedacht werden muß, und oben zu einem feinen Häkchen gekrümmt ist. Diese Schenkel an den stromschließenden Brücken sind ungleich lang und zwar immer einer um gleich viel länger als der andere. Diese Häkchen werden in dem zu untersuchenden, über dem Centrum der Scheibe fixirten Muskel und zwar genau in senkrechter Linie übereinander eingehängt, während die erste untere Krümmung des Drahtes auf dem obersten Gipfel der Queckſilberkuppe aufsitzt.

An den Stahlfedern vor den Elektromagneten sind ganz kurze steife Borsten befestigt, deren Spitzen alle genau in einer Linie stehen. Diese Borsten verzeichnen bey Beginn des Versuches auf dem angerußten Papier des Kymographions parallele Linien, welche im Bereich einer geraden Linie abbrechen, so wie die Kette geöffnet wird; denn in demselben Augenblick springen alle Federn von dem nicht mehr magnetischen Eisen zurück und es entfernen sich dadurch gleichzeitig sämmtliche Borsten von dem Cylinder des Kymographion. Hat man sich überzeugt, daß in diesem Fall wirklich sämmtliche Parallellinien gleichzeitig abbrechen, so arretirt man das Uhrwerk, stellt die Borsten durch Schließen der Kette wieder an ihren alten Platz, setzt das Uhrwerk in Gang, läßt kurze Parallellinien ziehen, und reizt den Muskel durch einen einmaligen starken Inductionsstrom an seinem unterſten Punkt, in dem man zwey Platinspitzen als stromzuführende Apparate in der Richtung der Querachse des Muskels an dessen Peripherie angelegt hat. Schreitet die Contraction vom gereizten Punkt aus nach den höher oben gelegenen fort, so brechen die Parallellinien nicht genau in einer auf ihnen Senkrechten ab, sondern die Linie, in der dieß geschieht, ist gegen jene geneigt, und um so mehr, je schneller die Rotation des Cylinders am Kymographion ist. Tritt dagegen die Contraction an allen Punkten der Längsrichtung

der Muskelfasern gleichzeitig ein, so geschieht das Abbrechen der Parallellinien bey jeder, auch der schnellsten Rotation des Cylinders, genau in einer auf jener senkrechten Linie. Auch wird sich durch das Markiren des Contractionsendes im Verlauf der Muskellänge die Reihenfolge bestimmen lassen, in welcher die Contraction an den verschiedenen Punkten erlischt, indem sich wenigstens entscheiden läßt, ob am oberen oder unteren Ende oder überall gleichzeitig die Contraction aufhört.

b) An der Nervensubstanz.

Ich hatte in Müller's Archiv 1846 pag. 74 ff. eine Reihe von Experimenten veröffentlicht, welche die Erfahrungen von Engelhardt (Müller's Archiv 1840) theils bestätigten, theils vervollständigten, und als feststehendes Beobachtungsresultat durch Versuche an einer sehr großen Anzahl von Thieren ergaben, daß wenn man von oben nach abwärts, oder umgekehrt Wirbel für Wirbel mit einem scharfen Meißel das in dem Rückenmarkskanal eingeschlossene Centralorgan mit letzterem zugleich quer durchschneidet und zwar mit raschem, gleichmäßigem und einmaligem Hammerschlag auf den Meißel, an gewissen Punkten nur Beugebewegung, an anderen nur Streckbewegung der oberen oder unteren Extremitäten auftritt, daß endlich nach Wegnahme gewisser Rückenmarksabschnitte die Möglichkeit aufhört, Reflexbewegungen von der Haut der vorderen oder hinteren Extremitäten zu erzielen.

Nun hat Ludwig in seiner jüngst erschienenen Physiologie Bd. I. S. 153 indirekt wenigstens die Richtigkeit der Beobachtung bezweifelt, und obwohl ich seit dem Jahr 1847 jedesmal die Versuche in meinen Vorlesungen mit demselben Erfolg wiederholt hatte, so lag mir doch daran, auf's Neue die wichtigeren Experimente mehrfach wiederholen zu lassen, was durch Herrn Muspratt aus Liverpool auch geschah. Was er in seinem Diarium notirte, stimmte bey nachträglicher Vergleichung vollkommen mit meinen Resultaten, und kann demnach als unzweifelhaft feststehend betrachtet werden, soferne man an allen Stellen bey Durchschneidung des Rückenmarkes genau auf gleiche Weise verfährt, und den gewöhnlichen Grad der Reizbarkeit benützt. Ich sehe mich gezwungen diese Clausel zu machen, weil ich keinen vernünftigen Grund einsehe die Thatsachen zu bezweifeln, hätte man nicht Thiere angetroffen, bey welchen die gleichen Versuche von anderen Resultaten begleitet gewesen wären. Ich glaube, daß ich der Kritik nicht erst die weiteren Mittel zur Beurtheilung und Vergleichung an die Hand zu geben brauche, indem sie bereits in meiner Abhandlung vom Jahre 1846 gelegen sind. Dort habe ich nehmlich schon experimentell, also die durch willkührliche Modification des Versuches zu erzielenden Umstände angegeben, unter welchen sich und wie weit sich das gewöhnliche, weitaus häufigste Resultat der gewöhnlichen Versuche ändert. Es geschieht dieß nehmlich bey einer künstlichen Veränderung der Reizbarkeit des Rückenmarkes durch Narkotika oder durch Einführung von Umständen, Luftzutritt zu dem blosgelegten Mark, unter welchen gewisse Fähigkeiten des Centralorganes früher verschwinden als andere. Man weiß schon längst, wie ein und dasselbe Experiment zwey ganz entgegengesetzte Erfolge haben kann, z. B. das Armiren der Nerven mit heterogenen Metallen, dem im einen Fall eine Oeffnungs-, im anderen eine Schliessungszuckung folgt, wobey dieser Unterschied ganz allein abhängt von der Verschiedenheit der Reizbarkeit des Präparates. Dieser schwer zu bestimmende oder vorauszusehende Grad der Reizbarkeit kann nicht bloß, sondern muß, wie ich damals schon nachgewiesen habe, auch das Resultat unserer Versuche bestimmen, nur kann ich nicht bestimmte Merkmale für den Anfangs- und Endpunkt des einen oder anderen Grades angeben. Als Gesetz wird aber immer der Ausdruck von Erfahrungen angenommen werden müssen, welche unter den gewöhnlichsten Verhältnissen am häufigsten gewonnen werden können, und in diesem Sinne darf das Resultat, welches ich früher gewonnen habe, und welches sich durch die dießjährigen, wiederholten Untersuchungen bestätigt hat, als der Ausdruck eines Gesetzes betrachtet werden, und ich bin mit der Formulirung dieses Gesetzes, welche Ludwig gegeben hat, vollkommen einverstanden, indem er sagt: „die durch das Rückenmark tretenden Wurzelröhren müssen auf dem Verlauf durch das Rückenmark an ganz constanten Orten ihres Weges mit einem geringeren Grad von Erregbarkeit begabt seyn als an anderen.“

Eine näher von uns geprüfte Thatsache, welche ebenfalls in jenem Artikel von mir erwähnt worden, ist die, daß es sehr beschränkte Stellen des Rückenmarkes gibt, deren leiseste Verletzung das Reflexvermögen aufhebt, und daß zweytens noch ziemliche Strecken des Rückenmarkes oberhalb der Nervenwurzel-Einsenkungen vorhanden seyn können, ohne daß innerhalb des Nervengebietes dieser Wurzeln noch Reflexfunction wahrgenommen werden kann. Jeder, der das Rückenmark von hintenher bey Fröschen blos gelegt hat, wird die Erfahrung gemacht haben, daß die Gefahr, die Reflexfunction zu vernichten, am größten bey Wegnahme des Bogens am 5ten oder 6ten Wirbel ist. Die geringste Zerrung des Marks an dieser Stelle ruft oft kürzere, oft länger andauernde tetanische Zuckungen der unteren Extremitäten hervor; sind diese vorüber, so ist das Reflexvermögen unwiederbringlich verloren. Durchschneidet man an der Stelle, wo die ersten derartigen tetanischen Zuckungen bey geringer Zerrung oder im Moment der plötzlichen Durchschneidung auftreten, das Rückenmark, so ist man nicht mehr im Stande durch Reizung der Schwimmhaut mit Essigsäure Reflexbewegungen hervorzurufen, obwohl, wie ich mich wiederholt überzeugt habe, die Markmasse mehr als ein Millimeter oberhalb des Wurzeleintrittes durchschnitten war. Dieses Factum läßt nun freylich mehrfache Deutung zu; entweder die Erschütterung und der mechanische Stoß nahe an dieser Stelle vernichtet durch irgend welche Veränderung der Erregbarkeit jener Theile, durch deren Zusammenwirken eben die Reflexfunction hergestellt ist, dieses Vermögen, oder es treten die Primitivfasern erst in beträchtlicher Entfernung von der Einsenkung der Wurzeln in's Mark, in eine solche Juxtaposition, bey welcher die Querleitung möglich ist, oder es findet sonst eine wirksame Anordnung der gesammten Nervenelemente an dieser höher oben gelegnen Stelle statt, was theilweise durch das Mikroskop vielleicht mit einiger Wahrscheinlichkeit entschieden werden könnte. Daß die anatomischen Verhältnisse mehr in's Auge zu fassen sind, dürfte sich daraus ergeben, daß bei Einführung der für Reflexbewegungen günstigsten Bedingungen (Strychnin-Vergiftung) von jenem Punkt ab, gleichwohl jede Möglichkeit einer Reflexbewegung aufgehoben ist. Auch scheint daraus zu folgen, daß die bloße Gegenwart von grauer Masse, verknüpft mit den Nervenfasern im Mark, die Reflexfunction nicht ausschließlich bedingt, sondern wesentlich auch die Faseranordnung dabey betheiligt, vielleicht ausschließlich maaßgebend ist. Darauf deutet auch noch ein Umstand hin, welchen wir mehrmal beobachteten, wenn ich gleich von vorneherein hervorheben muß, daß nur unter günstigen Verhältnissen eines gewissen Grades von Reizbarkeit der Versuch vollkommen gelingt. Hat man nehmlich die unteren Extremitäten eines decapitirten Frosches enthäutet, und reizt die Muskeln des einen Schenkels mit einem starken Inductionsstrom, und zwar mittelst sehr eng aneinander liegender Enden der Drähte, so bemerkt man oft gar keine Reflexbewegung, weder an dem gereizten noch an dem zweyten Schenkel. Wie denn auch von allen Beobachtern angegeben wird, daß man von der blosgelegten Muskulatur aus sehr schwer oder gar nicht Reflexbewegungen zu erzielen im Stande ist. Wir beobachteten aber, daß wenn durch die häufigen Inductionsstöße die Muskeln gelähmt waren, und sich nicht mehr contrahirten, statt in dem gereizten Muskel, in dem gleichnamigen Muskel der anderen Extremität eine Zuckung auftrat. Herr Muspratt hat dieses Phänomen weiter verfolgt, sehr häufig wiederholt, und mir Fälle gezeigt, in denen man Muskel für Muskel ausschließlich durch Reizung des gleichnamigen gelähmten Muskels der anderen Extremität erzielen konnte. Ja wir haben drey oder viermal ganz deutliche Zuckungen innerhalb einzelner Muskelbündel eines Muskels gesehen, welche genau so entstanden wären, wenn man statt an dem Muskel der gelähmten Extremität an dem ersteren selbst die Poldrähte angelegt hätte. Es ist begreiflich, daß ich alle Mittel anwenden ließ, um mich zu überzeugen, daß nicht ein Ueberspringen der Electricität die Ursache war, dadurch daß Glasplatten zwischen die Schenkel des auf Glas liegenden Präparates geschoben, statt der Muskeln nasse Fließpapierbäusche, welche auf den Muskeln lagen, als Verbindung der beyden Drähte benützt wurden, ferner dadurch, daß das Rückenmark ganz zerstört wurde u. dgl. Dabey zeigte sich, daß man nur an der Innenfläche der Oberschenkel die Entfernung beyder Drähte möglichst reduciren muß, und an diesen Stellen am ehesten

der oben erwähnte Erfolg durch Seitenströme herbeygeführt werden kann. Der Umstand, daß in gelungenen Versuchen ausschließlich der mit dem gereizten gleichnamige der zweyten Extremität zuckt, verdrängt schon an sich die Annahme eines einfachen Uebersprungens der Electricität; auch sind, wenn das Letztere zufällig einmal geschieht, die Zuckungen viel energischer und ausgedehnter als in Folge reflectorischer Nervenleitung.

Es ereignet sich nun wohl auch häufig, daß mehrere Muskeln auf diese Weise reflectorisch contrahirt werden, allein die ebenfalls häufigen Fälle, in welchen entweder zuerst oder ganz ausschließlich nur in dem gleichnamigen Muskel diese Reflexbewegungen auftreten, beweisen auf's deutlichste, daß die symmetrischen contractilen Organe central durch engste Juxtaposition ihrer motorischen Fasern miteinander verknüpft sind. Wir haben auch Fälle gesehen, in welchen ganz dasselbe Gesetz sich für die Muskulatur des Bauches geltend gemacht hat, am seltensten gelang es von der Muskulatur des Unterschenkels aus, was mich am längsten eine Wirkung überspringender Electricität argwohnen ließ, bis die fortgesetzten und sorgfältigsten Beobachtungen Muspratt's und die Anwendung aller möglichen Cautelen jenen Verdacht entfernt hatten. Daß die entscheidenden Erfolge, nehmlich *ausschließliche* Zuckung des gleichnamigen Muskels oder eines Bündels desselben, sehr vom Zufall abhängen, wird dem nicht auffallen, welcher mit derartigen Reizversuchen vertraut ist. Es gehört ein ganz bestimmter Grad der Erregbarkeit dazu, groß genug die Querleitung auf die nächste Station noch zu ermöglichen und klein genug, ihrer in unmeßbarer Zeit erfolgenden Verbreitung auf weitere Strecken Einhalt zu thun. Ist es aber erlaubt aus dem scheinbar zufälligen Erfolg eine Norm zu machen, und auf die centrale Faseranordnung in dieser Beziehung zu schließen? Offenbar wird bey dem geringsten Grad der Erregbarkeit, bey welchem überhaupt noch eine Reflexbewegung Statt findet, zuletzt nur noch eine Uebertragung auf die nächstgelegnen Primitivfasern möglich seyn. Die Fälle also, in welchen die Reflexbewegung innerhalb der kleinsten Grenzen eingeengt bleibt, werden denen der geringsten Erregbarkeit entsprechen, und wenn es zugleich die symmetrischen Muskeln sind, welche ausschließlich zucken, so werden diese Fälle auch als Beweise für die engste Juxtaposition der zu den symmetrischen Muskeln gehenden Primitivfasern innerhalb des Rückenmarkes angesehen werden dürfen.

Mehreres ist uns übrigens bey diesen Versuchen noch unklar geblieben und wird sich vielleicht erst im Verfolg der Untersuchung lösen lassen. Erstens nehmlich, warum von den Muskeln des Unterschenkels so viel schwerer sich Reflexbewegungen auslösen lassen, und warum zweytens in den gelungensten Versuchen die Muskeln des einen Schenkels ihre Reizbarkeit erst völlig mußten eingebüßt haben, ehe *diese* Reflexbewegungen oder Reflexbewegungen überhaupt von ihnen aus hervorgerufen werden konnten. Die Versuche wurden an nicht frisch eingefangenen Thieren zu Anfang Juny, und die gelungensten kurz vor Gewitterausbruch angestellt.

Bey Beaufsichtigung dieser Versuche hatte ich auch bemerkt, daß die Lymphherzen für die oberen Extremitäten noch fortpulsirten, nachdem die ganze obere Hälfte des Rückenmarkes zerstört war; ich forderte deßwegen Herrn Muspratt auf, auch auf die unteren Lymphherzen Rücksicht zu nehmen, da bekanntlich von Volkmann die Behauptung aufgestellt war, daß die Bewegungscentra dieser Gebilde an ganz bestimmten Punkten des Rückenmarkes gelegen seyen (Wagner's Handwörterbuch der Physiologie, Nervenphysiologie). Es wurde nun zwar schon die entgegengesetzte Behauptung ausgesprochen, nehmlich daß die Bewegung der Lymphherzen unabhängig vom Rückenmark sey; indessen war den Aussagen eines so gewandten und anerkannten Experimentators wie Volkmann gegenüber eine Bestätigung der gegentheiligen Behauptung nothwendig, und zugleich der Nachweis der etwaigen Fehlerquelle in Volkmann's Versuch. Ich glaube diesen gefunden zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 39.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.
Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung.)

Muspratt zeigte mir nehmlich einen Fall, wo plötzliche Durchschneidung des Rückenmarkes in der Gegend des 3. und 4. Wirbels sofortigen Stillstand der unteren Lymphherzen nach sich zog. Auch muß ich erwähnen, daß ich, so oft ich in meinen Vorlesungen den Volkmann'schen Versuch angestellt hatte, jederzeit den Angaben dieses Autors entsprechend die Contraction der Herzen sistirt fand. Nun trafen wir aber auf einen Fall, wo ohngefähr eine Viertelstunde nach vollständiger Entfernung des ganzen Rückenmarkes die Lymphherzen noch regelmäßig fortpulsirten. Würde dieser Fall unter hunderten nur einmal sich ereignen, so würde er doch die Schlußfolgerung Volkmann's entkräften. Die Thatsache, daß hie und da in Folge von Durchschneidung des Rückenmarkes an einer anderen als der von Volkmann angegebenen Stelle der Stillstand eintritt, zeigt uns aber, worin der Fehler bey der Beurtheilung liegt. Erstens nehmlich steht fest: Die Bewegung kann fortgehen auch nach Entfernung des Rückenmarkes, ist also nicht absolut abhängig von dessen Einfluß. Wie aber Volkmann gezeigt hat, daß durch Zerschmettern einer Extremität eine Rückwirkung auf den Schlag des Blutherzens erzielt werden kann, so kann auch durch Erschütterung des Rückenmarks an einer oder der anderen Stelle, und zwar wahrscheinlich am leichtesten von den durch Volkmann bezeichneten Stellen aus, eine den Stillstand der Lymphherzen bedingende Rückwirkung veranlaßt werden. Wir kennen in dem Vagus einen Bewegungshemmenden Nerv, und wenn nach der Wegnahme des ihn afficirenden Reizes die Bewegung des Blutherzens beschleunigt zurückkehrt, während nach einmaliger Reizung der die Lymphherzen-Bewegung hemmenden Fasern des Rückenmarkes die Pulsation an diesen Stellen nicht mehr zurückkehrt, so hat dieses mechanisch nichts Auffallendes. Denn die eine Pulsation unterhaltende Kraft kann an sich stark genug seyn diese Pulsationen eben zu unterhalten, leicht aber zu schwach, die einmal aufgehobene Bewegung auf's Neue in Gang zu bringen.

II. Galvanometerversuche.

Bey dem Einprobiren des neu acquirirten Multiplicators, verfertigt von Heckmann, Mechanikus an der polytechnischen Schule in Carlsruhe, dessen galvanische Apparate sich sämmtlich durch ihre Güte und Wohlfeilheit auszeichnen, wurden zugleich mehrere Versuche gelegentlich gemacht, um mit leichterer Mühe, als bisher möglich war, an den nicht vom Körper abgetrennten Muskeln zu experimentiren, die berühmt gewordenen Du Bois'schen Beobachtungen aus eigner Anschauung kennen zu lernen, wobey sich einzelne Phänomene wahrnehmen ließen, welche der weiteren Untersuchung würdig scheinen.

So wurde unter Anderem versucht, den in Folge galvanischer Reizung vom Nerv aus hervorgerufenen Contractionsgrad gleichzeitig mit dem Werth der bey der Contraction auftretenden negativen Stromschwankung zu messen. Es mußte also der Muskel (in allen Versuchen der Gastrocnemius des Frosches) erstens mit dem Galvanometer in leitende Verbindung gebracht und zweytens an einem Meßapparat für die Größe seiner Verkürzung bey verschiedenen Belastungen aufgehängt seyn. Als letzteren hatte ich den, in meinem Artikel Stimme (pag. 518 des Handwörterbuches von R. Wagner) beschriebenen, in dem Kabinet, welcher dazu benützt werden konnte.

Die größere Schwierigkeit bestand in dem Anlegen der Zuleitungsbäusche an den nothwendiger Weise vertikal aufgehängten Präparat, welches entweder mit dem ganzen decapitirten Thier oder nur mit dem zugehörigen Nerven in Verbindung gelassen war. Die kurzen Fließpapierbäusche mußten in längere beweglichere feuchte Massen umgewandelt werden, und ich wählte dazu dicke, mit concentrirter Salzlösung getränkte Baumwollendochte bis an ihre mit Eyweißhäutchen überzogenen Enden in ganz dünne Guttapercha eingehüllt, welche mit diesen ihren Enden durch Ringe aus vulkanisirtem Cautschuc an zwey electromotorisch möglichst differenten Stellen des unversehrten Gastrocnemius unverrückbar befestigt wurden. Die fest schließenden engen Ringe durften aber natürlich nicht auf den Muskel selbst drücken, und dadurch entweder den Nerv durch Compression zu frühzeitig paralysiren oder durch ihre mechanische Wirkung die Muskelmassen zu Contractionen anregen. Sie umschlangen daher oben ein Stück des theilweise erhaltenen os femoris, unten die Achillessehne, an welcher der Haken befestigt war, welcher die die Gewichte aufzunehmende Waagschale trug. Die Zuleitungsdochte tauchten in zwey mit derselben

Lösung gefüllte Gefäße, die ihrerseits mit dem zweyten Paar von Gefäßen, in welche die Platinplatten tauchen, durch communicirende heberförmige Glasröhren, ebenfalls mit concentrirter Salzlösung gefüllt, in Verbindung standen. Der Schließungsbausch bestand wie die Zuleitungsbäusche aus einem dicken Baumwollendocht in eine dickere Cautschucplatte eingewickelt, um ihm mehr Steifigkeit zu geben und ihn durch eine über eine Rolle laufende Schnur aus dem einen Gefäß herauszuheben; was nothwendig war, weil diese ganze Vorrichtung auf einem kleinen Tischchen über dem Meßapparat stand, an welchem man den Grad der Verkürzung beobachtete. Von hier aus mußte man auch den Induktionskreis, welcher durch den Nerv des Muskels ging, öffnen und schließen können. Auch war wenigstens zur Controlirung möglich, von demselben Punkt aus durch ein kleines Fernrohr die Schwankung der Magnetnadel an deren Bild im Spiegel wahrzunehmen, welcher oberhalb des Galvanometers in geeigneter Stellung aufgehängt war. Denn bey der großen Empfindlichkeit des Instrumentes war es immer nothwendig aus ziemlicher Entfernung abzulesen, weil die Nähe der warmen Hand oder des Gesichtes des Beobachters schon Schwankungen von mehreren Graden an der Nadel verursacht.

Ich schicke nun die Beobachtungen voraus, welche von mir und Herrn Rauscher an diesem Apparat gemacht worden sind und bemerke nur, daß die im Verhältniß zu der Empfindlichkeit des Instrumentes kleinen Nadelausschläge davon herrühren, daß man ohne Entfernung der parelektronomischen Schicht die Zuleitungsbausche an dem unverletzten Muskel applicirt wurden.

*) Du Bois in den Berlin. akad. Monatsbericht. Juni 1851.

Urſprüngliche Länge des Gaſtrocnemius A = 2, 4 Centim.

Belaſtung in Grammen.	Verlängerung durch die Gewichte in Millimetern.	Erſter Ausſchlag an der Nadel.	Verkürzung durch Reizung d. Nerv*) in Millimetern.	Erſter Nadelausſchlag während der Contraction.	Differenz beyder Nadelausſchläge.
0		54			
10	2		5,5	34	20
20	+ 1,5	40	3,5	30	10
30	+ 1,0	39	3,0	29	10
40	+ 0,5	37	4,2	32	5
50	+ 0,5	35	4,5	30	5
60	+ 0,3	37	0,5	37	0
100	+ 1	36	1	36	0
0	bleibend verlängert um 2	39	1,5	38	1

Urſprüngliche Länge des Gaſtrocnemius B 2,5 Centim.

0		63			
100	+ 7	58	10	35	23
60	+ 6,5	55	9,5	40	15
50	+ 6	50	9,5	36	14
40	+ 5,5	50	9	37	13
30	+ 4,8	46	9,5	34	12
20	+ 3,5	45	9	42	3
10	+ 3	45	8,5	43	2
0		45	7	44	1

(Dauer eines Verſuches 28 Minuten).

Gaſtrocnemius C.

Belaſtung mit 20 Gramm.	Erſter Nadelausſchlag ohne Reizung	Erſter Nadelausſchlag mit Reizung	Differenz beyder Ausſchläge	Zeit	Größe der Verkürzung bey der Reizung
	55	45	10	3 Uhr 29′	4 Millim.
	52	45	7	— 31′	3 „
	50	48	2	— 35′	2 „
	50	48	2	— 39′	1½ „

*) Der Nerv ſtand noch in Zuſammenhang mit dem Rückenmark.

Gastrocnemius E.

Belastung mit 20 Gramm.	Erster Nadelausschlag ohne Reizung	Erster Nadelausschlag mit Reizung	Differenz beyder Ausschläge	Dauer der Reizung in Sekunden
	45	23	22	3
	36	32	4	3
	34	33	1	5
	34	30	4	3
	30	27	3	3
	28	27	1	5
	26	26	0	5

Gastrocnemius F.

Belastung mit 20 Gramm.				
	29	10	19	3
	25	10	15	3
	22	10	12	3
	20	11	9	5
	19	12	7	5
	18	15	3	5
	16	15	1	5
	16	15	1	5
	15	keine Contraction mehr.	0	

Gastrocnemius G.

Belastung	Erster Nadelausschlag ohne Reizung	Zeit
20 Gramm.	49	3 Uhr 48′
50 „	48	— 50
20 „	48	— 51
200 „	45	— 55
50 „	43	— 58
50 „	43	— 59
50 „	43	4 Uhr
200 „	42	— 2′
20 „	43	— 4′

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 40.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.
Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung.)

Gastrocnemius H.

Belastung mit 20 Gramm.	Dauer der Reizung bis zum Abheben des Schließungshauches	Erster Nadelausschlag	Größe der Verkürzung in Millim.	Zeitdauer der Pausen
	0	42		
	1 Sekunde	30	3,5	2 Minuten
	3 „	35	5	3 „
	5 „	29	6	3 „
	10 „	33	3	3 „
	0	32		3 „
	1 Sekunde	30	2	2½ „
	10 „	30	1	2 „
	0	30		2 „
	5 Sekunden	30	½	2 „
	2 „	30	½	2 „
	1 Sekunde	30	0	

Belaſtung d. h. Dehnung, Reizung und deren Folgewirkung Ermüdung, ſo wie der Mangel der Ernährung (Tod) ſchwächen den Strom des ruhenden Muskels. Hiebey iſt die Dehnung weniger erfolgreich als die Reizung. Denn bey dem Muskel G brachte in 15 Minuten abwechſelnde Dehnung durch 20, 50, 200, 50, 200 Gramm nur eine Verminderung des Muskelſtromes um 6° hervor, während beym Muskel C mit conſtanter Dehnung durch bloß 20 Gramm viermalige Reizung in 10 Minuten den Strom um 5° vermindert hatte. Dort alſo eine Verminderung um 29, hier nur um 10 Procente des urſprünglichen Werthes. Aehnliches ſieht man auch bey dem Muskel A und B: bey dem Einen betrug die Verminderung des urſprünglichen Werthes 28, bey dem Anderen 28,6 %, obwohl im einen Fall von den leichteren zu den ſchwereren, im zweyten von den ſchwereren zu den leichteren Laſten übergegangen wurde.

Gleichwohl iſt der Grad der Dehnung im Verein mit anderen Einflüſſen auf den Muskel nicht ohne Erfolg. Man ſieht dieß daraus, daß in allen Fällen, wo die Belaſtung gleich erhalten wurde, in Folge von Reizung und Ermüdung die Stromſtärke des ruhenden Muskels von Moment zu Moment abnimmt, während der gleichzeitige Wechſel von Gewichten hie und da Schwankungen während der Abnahme des Stromes im Ganzen zuläßt. Bey dem Muskel A mögen übrigens vielleicht auch andere Umſtände zufällig mitgewirkt haben, während bey Muskel G die direkte Wirkung der Belaſtung unmittelbar beobachtet werden kann. Denn das plötzlich vermehrte Gewicht ruft immer eine ſprungweiſe Abnahme der Stromſtärke hervor.

Vergleicht man die Differenzen der Nadelausſchläge, durch den ruhenden Muskel erzeugt, ſo findet ſich jederzeit die größte Differenz unmittelbar nach der erſten Reizung, welche ſelbſt 12 (H) und 14 (A) Grade erreichen kann, während Gewichte, die ſelbſt um das Hundertfache auseinander ſind, nur Differenzen von 1 oder 3 hervorzurufen im Stande ſind (G).

Vergleicht man die abſoluten Werthe der Ablenkung für den ruhenden und gereizten Muskel, ſo bilden dieſe im Allgemeinen Differenzen zu Gunſten des Stromes im ruhenden Muskel: Du Boi's Geſetz der negativen Stromſchwankung. Faßt man die in den Tabellen aufgeführten Differenzen für ſich in's Auge, ſo ſieht man dieſelben je öfter die Reizung wiederholt wurde, um ſo mehr abnehmen, und endlich Null werden (AEF). Die Differenzen nehmen aber nicht ſtetig, ſondern ſprungweiſe ab, und der größte Sprung folgt gewöhnlich der erſten Reizung. Selten und nur unter gewiſſen Umſtänden (E) iſt die Abnahme der Differenz fluctuirend d. h. dazwiſchen wieder größer als nach früheren Contractionen. Die Abnahme der Differenzen überhaupt könnte erreicht werden durch einen conſtanten Werth der Ablenkung, wenn der Muskel contrahirt iſt, dem ſich der allmählich ſinkende des nicht contrahirten näherte, oder durch ein allmähliches, gleichzeitiges Vermindern der negativen Stromſchwankung bis zu dem Grad, wo dieſelbe Null wird. Man ſieht aus den Tabellen, daß das Letztere der Fall iſt, die Zahlen für den gewöhnlichen Muskelſtrom und die negative Stromſchwankung bilden convergirende Reihen, wobey graphiſch ausgedrückt, jederzeit die der erſteren eine ſtärkere Neigung hat als die der letzteren. Die Abnahme des gewöhnlichen Muskelſtromes erfolgt alſo raſcher als die der Stromſchwankung. Stellen wir die Grenzwerthe für beyde in den einzelnen Tabellen und ihre Differenzen zuſammen, ſo erhalten wir folgenden Ueberblick:

	A Diff.	B Diff.	E Diff.	F Diff.
I. Nadelausſchlag ohne Reizung	54—38=15	63—45=18	45—26=19	29—15=14
I. Nadelausſchl. während der Reiz.	38—34=4	44—35=9	26—23=3	15—10=5

Da beyde Reihen, wenn auch mit ungleicher Schnelligkeit, convergirten, so entstand die Frage, ob nicht unter Umständen eine jenseits des Convergenzpunktes auftretende Divergenz möglich ist, d. h. ob nicht Zustände der Muskeln, vorübergehend wenigstens, angetroffen werden können, in welchen die vom ruhenden Muskel ausgehende Nadelablenkung kleiner ist als die vom contrahirten ausgehende. Der Mukel E und H schienen eine solche Kreuzung zu zeigen. Denn die Nadelablenkung betrug bey Reizung des Nerv von E 27, unmittelbar darauf für den ruhenden Muskel 26. Bey H gab die Nadel im Falle der Reizung einen Ausschlag von 33° und unmittelbar darauf im Falle der Ruhe einen Ausschlag von 32°.

Hätte man diese zwey Paare von Beobachtungen für sich, herausgerissen aus der ganzen Reihe gemacht, so würde man zu dem Schluß kommen können, daß der Strom des Muskels sich während der Contraction verstärkt. Die wahre Ursache dieser Erscheinung ergibt sich aber sogleich aus der Betrachtung der ganzen Beobachtungsreihe, wobey man sieht, daß in Folge vorausgegangener häufiger oder langdauernder Reizung des Nerv die Ermüdung den Muskelstrom rasch sinken läßt, so daß diese innerhalb der Pause zwischen der letzten Contraction und der neuen Einwirkung des ruhenden Muskels auf die Nadel die Stärke des Muskelstromes unter den Werth der negativen Stromschwankung sinken läßt, denn diese führt bey abermaliger Reizung nicht wieder zu dem früheren Werth, sondern entsprechend dem Du Boi'schen Gesetz zu einem niedrigeren.

Bey allen diesen Versuchen mit vertikaler Aufhängung des Präparates bietet das Anlegen und die Handhabung der Zuleitungsbäusche manchfache, erst durch Uebung zu beseitigende Schwierigkeiten; auch ist ein oft zu großer Zeitverlust unvermeidlich. Hat man ein empfindliches Instrument wie das unseres Kabinets, welches bey günstigster Lagerung eines Muskelbündels von $\frac{1}{10}$ Millim. Querschnitt noch deutliche Ablenkung zeigt, wie wir uns bey vollkommner Gleichartigkeit der ganzen Vorrichtung überzeugt hatten, so läßt sich für Muskelversuche ein bequemes Auskunftsmittel durch Verkleinerung des Querschnittes der Zuleitungsbäusche treffen. Nachdem nehmlich die mit Salzwasser getränkten Dochte an dem Muskel angelegt waren, wurden immer mehr und mehr Fäden des Dochtes entfernt, und als wir endlich nur noch einen einzigen hatten, betrug die Nadelablenkung doch noch 5 — 8 — 10 Grade. Wo man also nicht allzu kleine Differenzen der Stromstärke zu erwarten hat, kann man sich selbst noch eines einzigen Fadens bedienen, dessen eines Ende in einem Bausch von Eyweißhäutchen eingewickelt, durch einen Faden auf den Muskel so aufgebunden wird, daß die Theile, welche nicht in Berührung mit diesem Zuleitungsfaden kommen sollen, etwa durch den Splitter einer entsprechend großen Glasröhre isolirt werden, in dessen Cavität man den Muskel oder die Sehne oder den Knochen ꝛc. legt.

III. Mikroskopie.

Da den Studierenden jetzt so vielfache Gelegenheit an unserer Universität gegeben ist, mikroskopische Objecte kennen und untersuchen zu lernen, hielt ich es bey den praktischen Uebungen nicht für nothwendig dieses Instrument mehr als gelegentlich benützen zu lassen. Meine eigenen Studien führten mich nur auf einige Objecte, von denen sogleich die Rede seyn soll und außerdem erweiterte ich meine Erfahrungen für die Anwendung des Sonnenmikroskops zu demonstrativen Zwecken, weil dieses Instrument in solcher Beziehung von Mikroskopikern von Fach, von Siebold, Kölliker, Müller, Buhl, Thiersch und Anderen als sehr brauchbar gefunden wurde, und bereits mehrfache Bestellungen bey unserem trefflichen Mechaniker Stollenreuther dahier eingelaufen sind, welcher diese Apparate mit den von mir angegebenen Vorrichtungen zu äußerst billigen Preisen anfertigt. *) Da sich beyläufig bemerkt der ganze Beleuchtungsapparat auch sehr zweckmäßig und häufig für andere Zwecke z. B. die physiologische Optik ꝛc. anwenden läßt, so dürfte dieses Instrument den physiologischen Instituten überhaupt sehr zu empfehlen seyn.

Um hier nicht überflüssige Wiederholungen machen zu müssen, verweise ich auf meinen Bericht in

*) Ein derartiges Mikroskop mit Fassung für Oberhäuser Linsensysteme kostet 5 Karolin.

diesen Blättern vom Wintersemester $18\frac{5}{52}$. Abgesehen von der Möglichkeit das Mikroskop mit künstlichem (Gas) Licht zu beleuchten, kommt es bey unserem, nicht immer heiteren Himmel darauf an, mit möglichst wenig Umständen und Zeitverlust das Lokal zu verfinstern. Dieß geschieht in meinem Hörsaal mit fünf Fenstern in weniger als einer Minute. Ich benütze nehmlich dazu leichte Blindrahmen, welche auf beyden Seiten mit geschwärztem Papier überzogen sind, jedoch so, daß die dem Fenster zugekehrte Fläche weiß ist. An den Rändern ragen aufgenagelte breite Tuchenden vor und die Läden sind ähnlich wie Rouleaux aufgehängt, indem sich die an der oberen Latte eingefügten Zapfen auf der einen Seite in einer Oese, auf der anderen in einer aufwärts gekrümmten Gabel drehen. Entsprechend der Höhe der Läden sind in bestimmter Entfernung vom Fenster in der Decke Rollen eingeschraubt, über welche die von der Mitte des unteren Randes der Läden ausgehenden Schnüre zu je einer entfernteren Rolle laufen, um von dort aus durch Zwischenrollen in bekannter Weise in einer Schnur vereinigt zu werden, durch welche mit Einem Zug sämmtliche Läden niedergelassen oder gegen die Decke des Lokales aufgezogen werden können. Ist das Letztere geschehen, so sind die weißen Flächen dem Zimmerraum zugekehrt, was die Verdüsterung des Lokales verhindert. Zugleich kann unter Benützung derselben Rollen je ein Laden für sich geöffnet werden. Sind die Läden niedergelassen, so werden sie nur an die Mauerwandungen der Fensterniſchen angedrückt, wobey die Tuchenden sich ringsum in allen Fugen einklemmen, und jeden Lichtstrahl abhalten. Uebrigens ist bey hellem Sonnenschein absolute Verfinsterung gar nicht nothwendig; man erhält auf der 6 — 8 Fuß vom Instrument entfernten auffangenden Wand noch vollkommen klare Bilder, ja es kann das diffuse Licht des Zimmers als Lichtdämpfung für das Bild bey manchen Objecten mit Vortheil benützt werden. Nur wenn man das von weißen Wolken reflektirte Licht benützen will oder muß, ist eine möglichst große Verdunklung des Raumes nothwendig, oder wenn man neben den Objectivlinsen auch noch die schwächeren Okulare benützt.

Man stellt bekanntlich bey dem gewöhnlichen Sonnenmikroskop die Objecte vertikal, was seine

leicht begreiflichen Nachtheile für alle Gegenstände hat, die in Flüssigkeit flottiren oder darin suspendirt sind und zwar wegen der Senkung, die unvermeidlich wird, so wie die Adhäsion zwischen Glas und Flüssigkeit nicht auf alle Theile der letzteren gleich wirken kann. Begnügt man sich mit etwas schwächerer Vergrößerung, nehmlich der der Linsen, so ist die vertikale Aufstellung leicht zu vermeiden und man kann die horizontale Lagerung des Objectes benützen. Indem man den die Klemmen (vgl. Bericht vom Sommersemester 1852) und die Objectivlinsen tragenden Kopf des Instruments abschraubt, und das durch die Sammellinsen desselben concentrirte Licht auf den Spiegel des gewöhnlichen Mikroskops fallen läßt, auf dessen Rohr man das erste Prisma des Zeichnungsapparates aufsteckt. Dadurch wird das Bild in horizontaler Richtung auf die Wand geworfen. Um das Mikroskop leicht und fest vor dem Beleuchtungsapparat aufzustellen, befinden sich in den Seiten der Fensterniſche zwey Stützen befestigt, auf welche ein Brett mit geeignetem Ausschnitt gelegt wird, welches den Schlitten trägt. So nenne ich zwey mit einem Falz versehene festgeschraubte Leisten, welche in diesen den Fuß des Mikroskopes aufnehmen, dessen Spiegel sodann dem Beleuchtungsapparat in geeigneter Weise genähert werden kann. Man bedarf jedoch zur Benützung dieses Apparates mehr Licht, kann auch nicht gut, eben wegen Lichtmangels, ein Okular in Anwendung bringen. Es ließe sich vielleicht hiefür eine bequemere und selbst wohlfeilere Einrichtung treffen, wenn man nehmlich die Sonnenstrahlen direkt durch eine größere Sammellinse, welche vom Innern des Zimmers aus regulirt werden könnte, auf den Planspiegel des ausserhalb des Ladens stehenden Mikroskopes würfe, wobey dann durch den Laden nur das horizontale kurze Rohr vor dem Prisma in den Zimmerraum hereinginge.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 41.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.
Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung.)

Eine weitere nothwendige Vorrichtung ist die Lenke. Um nämlich das Bild auf der auffangenden Fläche in voller Schärfe zu erhalten, ist eine an der Wand selbst zu machende genaue Einstellung nothwendig, da man während des Demonstrirens bald diesen bald jenen Theil des Objectes in den Focus zu bringen hat. Es muß also die Einstellung aus einer Entfernung von 5—6 Fuß oder jeder beliebigen eben so sicher von Statten gehen, wie bey der Beobachtung durch das gewöhnliche Mikroskop. Ich erreiche dieß sehr einfach auf folgende Weise. Auf der dem Mikroskop zugekehrten Seite der auffangenden Fläche befindet sich eine kleine, in Spitzen laufende Messingrolle, über welche zweymal eine Darmsaite geschlungen ist. Diese läuft von hier über ein kleines, an der Mikrometerschraube des Mikroskops befindliches Rädchen, über dieses ebenfalls zweymal geschlungen, und ist an ihren beyden Enden mit gleich großen Gewichten von ohngefähr $\frac{1}{4}$ Pfund beschwert. Jede Drehung der Rolle an der Wand bewegt die Mikrometerschraube und zwar eben so fein, als wenn man diese selbst in der Hand hätte. Auf diese Weise ist die oben gestellte Aufgabe gelöst.

Das Suchen der zu zeigenden Objecte erleichtert man sich sehr durch ein, auf einen kleinen Rahmen gespanntes Pflanzenpapier, welches man am Instrument stehend und den Objectträger hin und her schiebend in einer Entfernung von 5—6 Zoll vor dem Instrument aufstellt.

Als auffangende Fläche kann man eine transparente Papierscheibe oder eine undurchsichtige von feinem Kartenpapier wählen; die letztere bey einem kleineren, die erstere bey einem größeren Auditorium. Denn in allen Fällen verlangen die meist feineren Verhältnisse der Theile, welche man zeigen will, eine Besichtigung des Bildes aus größerer Nähe, und nur bey durchscheinender Wand ist dieß gleichzeitig einer beträchtlicheren Anzahl von Beobachtern möglich.

Unvermeidlich ist hiebey aber ein Farbenspiel an den Rändern der Objecte, durch das Korn des Papieres oder der matten Glastafel hervorgerufen, dessen einzelne ungleich große Theilchen nach dem Gesetz der dünnen Plättchen irisirende Farben erzeugen, welche bey undurchsichtiger glatter Wand nicht zum Vorschein kommen. Im ersteren Fall vermeidet man sie am besten, wenn man die Fläche etwas schief betrachten läßt.

Die undurchsichtige Wand hat auch noch den Vortheil, sehr transparente Objecte leichter zur Wahrnehmung zu bringen, weil diese eine möglichst große Abschwächung des Lichtes verlangen und bey dem zarten Schatten, welchen sie werfen, in Folge von Irradiation bey dem durchsichtigen Schirm für den Beobachter ganz verschwinden.

Es bedarf für den Mikroſkopiker keiner Erwähnung, daß je durchſichtiger ein Object iſt, das Licht um ſo mehr gedämpft werden muß, was bey unſerem Inſtrument ſtatt durch Blendungen durch das Entfernen des Brennpunktes der Beleuchtungslinſen, alſo durch Auseinanderſchieben der betreffenden Röhren bewerkſtelligt werden kann, oder auch durch Benützung unvereinigter Strahlen, wodurch man das Object in blauem oder orangem Licht erſcheinen laſſen kann.

Die Verbrennung oder Austrocknung der Präparate hat man auch bey ſtärkſter Sonnenhitze nicht zu fürchten, wenn man ſich des den Inſtrumenten beygegebenen, mit Gace überſpannten Ringes zwiſchen Spiegel und erſter Sammellinſe bedient. Die weißen Fäden reflectiren ſehr viel Wärme und die Zwiſchenräume laſſen Licht genug durch, um klare Bilder zu erzeugen. Beobachtet man im Winter oder bey nicht ganz heiterem Himmel, ſo iſt dieſe Schutzvorrichtung überflüſſig und leicht zu entfernen.

Will man Gegenſtände abbilden, und iſt nicht auf Herſtellung von Photographien eingerichtet, ſo zeichnet man ſie auf das matte Glas, mit dem man das kleine Bild auffängt, und trägt es von da leicht und ſicher auf Papier über, ohne die Augen ſo anzuſtrengen wie bey der Camera clara.

Was die mikroſkopiſchen Objecte, welche ich einer beſonderen Unterſuchung zu beſtimmten Zwecken unterwarf, anbetrifft, ſo hebe ich hier nur die in meinem Artikel „Hören“ in Wagner's Handwörterbuch beſprochenen hervor. Ich habe bey Fiſchen wiederholt Theilungen der Primitivfaſern des Akuſtikus auch zweyter und dritter Ordnung beobachtet, dagegen auf der Schneckentreppe bey Säugethieren vergebens nach ſolchen geſucht, auf's Neue aber hier einzelne Schlingen mit ſehr dicht liegenden Schenkeln gefunden, ohne aber leugnen zu können, daß auch freye Endigungen vorkommen. Beſonders intereſſirten mich aber wieder die wunderbaren Gebilde auf dem Spiralblatt der Schnecke. Ich kann nun aus eigner Anſchauung die Angaben Corti's ſämmtlich beſtätigen, mit Ausnahme des Daches, welches auf den Zähnen der zweyten Reihe liegt, und den darunter befindlichen drey geſtielten Zellen, indem ich das erſtere noch nicht habe auffinden können, die letzteren wohl von oben geſehen habe, nicht aber in ihrer unveränderten Lage von der Seite, wo die Stiele allein ſichtbar werden können. Ich muß vor Allem Corti darin beyſtimmen, daß die Zähne der zweyten Reihe zu den allerleicht zerſtörbaren Gebilden gehören, welche der mikroſkopiſchen Unterſuchung nur unterworfen werden können. Ich ſah ſie bey Zuſatz der indifferenteſten Flüſſigkeiten unter den Augen verſchwinden, wenn ich ſo ſagen darf, zerfließen; denn wären ſie bloß durch Veränderung ihrer lichtbrechenden Eigenſchaften in dem einen Menſtruum verſchwunden, ſo hätten ſie in einem anderen wieder zum Vorſchein kommen müſſen, was aber bey allen möglichen in Anwendung gebrachten Reagentien nicht mehr der Fall war. Jeder chemiſche Körper, welcher in einem waſſerhaltigen Medium, wie die Endolymphe doch iſt, in feſter Form erſcheinen kann, dagegen durch den geringſten Ueberſchuß von Waſſer gelöst wird, muß mit der Flüſſigkeit, in welcher er in der erſten Form exiſtiren konnte, ſehr nahe gleiches ſpezifiſches Gewicht haben. Es wird alſo die Dichtigkeit jener Gebilde ſehr wenig verſchieden ſeyn von der Dichtigkeit der Endolymphe. In dieſer Beziehung müſſen alle Zähne der zweyten Reihe, an welcher Stelle des Spiralblattes wir ſie unterſuchen, gleich ſeyn; denn weder ich bemerkte irgend eine Parthie derſelben, von welchen dieß weniger behauptet werden könnte, noch auch Corti hat einen derartigen Unterſchied bemerkt. Die Zähne der erſten Reihe und die durchſichtigen zeigen dagegen in dieſer Beziehung ein ganz anderes Verhalten. Sie ſind den verſchiedenen mehr indifferenten Reagentien viel weniger zugänglich und viel mehr conſolidirt als die anderen. Treten überhaupt Beugungswellen der Endolymphe auf, d. h. vor- und rückwärts gehende Verſchiebungen der ganzen Flüſſigkeitsſäule, entſprechend den Schwingungen der Steigbügelplatte und des Trommelfelles, ſo werden diejenigen Gebilde natürlich ſich am nächſten denſelben accomodiren können, welche annähernd das gleiche Trägheitsmoment wie die Flüſſigkeitstheilchen haben. Da in neueſter Zeit durch Weber auf's Neue die Anſicht von Beugewellen in dem Labyrinth verfochten wird, ſo habe ich einen kleinen Apparat conſtruirt, in welchem ich nicht frey ſuſpendirte Staubtheilchen (vgl. meinen vorjährigen Bericht),

ſondern ähnliche Gebilde, wie ſie auf dem Spiralblatt der Schnecke gefunden werden, zur Beobachtung benutzte. Ich habe 1‴ hohe, $\frac{1}{4}$″ Durchmeſſer haltende Glasringe ſchleifen laſſen, in deren Innerem ich als Sehne ein kleines Stäbchen befeſtigte, welches aus einer äußerſt dünnen Guttapercha-Platte geſchnittene feinſte Streifchen trug. Dieſe ſtanden parallel dem Durchmeſſer des Ringes ganz frey zwiſchen möglichſt feinen Häutchen, welche über den mit Waſſer gefüllten Ring geſpannt waren.

Auf dieſem Ring war auf der einen Seite ein zweyter Glasring, ebenfalls mit einer Membran überſpannt, aufgeſetzt, an deren Innenfläche ein ganz leichtes kurzes Capillarröhrchen mit einem Korkſtückchen aufgeſetzt war, und mit dem anderen Ende, ebenfalls auf Kork aufſitzend, gegen die Membran des mit Flüſſigkeit erfüllten Ringes anſtieß. So hatte ich alſo eine Combination von Maſſen, wie ſie in Trommelfell, Gehörknöchelchen und Schnecke gegeben ſind. In dieſem Fall ſieht man allerdings bald an dieſem bald an jenem der feinen Streifchen Erzitterungen, wenn man die das Trommelfell vorſtellende Membran in transverſale Schwingungen verſetzt, wie z. B. durch die Zinken einer Stimmgabel. Bey ſchwächeren Erſchütterungen z. B. durch verſchiedene ſehr ſtarke Töne einer Zungenpfeife, konnte ich keinerley wahrnehmbare Oſcillationen an ihnen hervorbringen, obgleich ich an einem feinen, aus einem Coconfaden beſtehenden und mit einem Siegellacktröpfchen beſchwerten Pendelchen, welches bis zur Mitte der Außenfläche der dritten Membran herabhieng, noch kleine hüpfende Bewegungen wahrnehmen konnte.

Wenn ich nach dieſen Beobachtungen auch nicht mehr unabweisbar jede Beugungsſchwingung der Zähne leugnen kann, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie ungleich ſchwieriger innerhalb einer Flüſſigkeit als unmittelbar hinter ihr entſtehen, und daß ein außerordentlich ſtarkes Mittönen des Trommelfelles bey den verſchiedenſten Tönen vorausgeſetzt werden müßte, welches bey dem Widerſtand der Gehörknöchelchen in Verbindung mit dem Waſſer des Labyrinthes und der Schnecke kaum angenommen werden kann, wenn man auch von der ganzen Einrichtung nach Seebeck's Theorie (Dove's Repert. der Phyſik VIII. S. 6 der Akuſtik) eine große Begünſtigung für das Mittönen des Trommelfelles in Beziehung auf die Summe der verſchiedenen hörbaren Töne finden kann. Die von Hyrtl feſtgeſtellte Thatſache, daß es Thiere gibt, bey welchen der Steigbügel unverrückbar in das ovale Fenſter eingekeilt iſt, zeigt wenigſtens, daß, wenn man hier die ganze Schnecke nicht will als überflüſſig anſehen, auf die an dem Trommelfell erregten und durch die Gehörknöchelchen ſich fortpflanzenden Beugungsſchwingungen ſehr wenig gerechnet iſt, und es muß bey der Eigenthümlichkeit der Formation, welche im Weſentlichen bey allen Säugethieren beybehalten iſt, die Schnecke mit ihren Gebilden auf dem Spiralblatt nicht allein nicht ausſchließlich, ſondern nur für die Fälle der ſeltener vorkommenden Schwingungsamplitude der Töne als transverſalen Schwingungen in ihrem Inneren zugänglich betrachtet werden.

Die ganz eigenthümlichen Folgen der Verletzung des Acusticus, welche wie Flourens zuerſt gezeigt hat, mit Verletzungen des kleinen Gehirns oder der Hirnſtiele übereinſtimmen, und welche ich ebenfalls weiter verfolgt und im Allgemeinen habe beſtätigen können (ſ. Artikel „Hören“ in Wagner's Handwörterbuch), die in gewiſſer Hinſicht nicht zu leugnende Aehnlichkeit zwiſchen den Zähnen des Spiralblattes und den Stäbchen und Zapfen der Retina läßt mich vermuthen, daß die letzteren in ähnlicher Weiſe Zwiſchenorgane zwiſchen den phyſikaliſchen Impulſen und dem Sinnesnerv ſeyn mögen, wie dieß bey dem Auge für das Verhältniß zwiſchen den Stäbchen und Optikusfaſern in jüngſter Zeit von Kölliker behauptet wurde; doch müßte dieſe Annahme erſt noch von weiteren mikroſkopiſchen Funden unterſtützt werden.

Nachtrag zu dem Abſchnitt „Mikroſkopie“.

In der letzten Zeit dieſes Semeſters wurde von mir ein ſehr intereſſantes Phänomen des Farbwechſels in Pigmentzellen der Nickhaut der Fröſche beobachtet, welches in gleicher Weiſe auch an der ganzen Haut des Laubfroſches zu beobachten iſt, und hier in einem offenbaren Zuſammenhang mit dem bekannten Farbwechſel dieſer Thiere (vom Grünen bis zum ſchwärzlichen Braun) ſteht. Das ganze

Phänomen, demnächſt ausführlich in der Zeitſchrift für wiſſenſchaftliche Zoologie von Kölliker und von Siebold mitzutheilen, beruht auf der durch Veränderung der Dimenſionen gewiſſer Pigmentzellen variirbaren Vertheilung einer, wie es ſcheint, viscіden Flüſſigkeitsſchicht zwiſchen den hellen, wenig bräunlich gefärbten Körnchen, ſternförmiger oder unregelmäßig geſtalteter Zellen mit elaſtiſchen Wandungen, wobey die jeweilige Dicke dieſer Flüſſigkeitsſchicht wie in der Seifenblaſe die Farbe beſtimmt, welche durch Veränderung des Druckes auf die Pigmentzelle in's Blaue, Grünliche, Violette, Rothe, zuletzt in's Bräunliche übergeht und im Verein mit einem unveränderlichen, in anderen Zellen eingeſchloßnen goldgelben Farbſtoff und dem Farbſtoff der ſchwarzen Pigmentzellen die Natur der mit bloßem Auge ſichtbaren Farbe beſtimmt.

IV. Elaſticitäts-Verhältniſſe organiſcher Gewebe.

Seit Weber's claſſiſchen Unterſuchungen über die Natur des Muskelgewebes iſt die Aufmerkſamkeit der Phyſiker und Phyſiologen in hohem Grad auf die elaſtiſchen Eigenſchaften der organiſchen Gewebe gelenkt worden. Man hat erkannt, daß der Elaſticitätsmodulus bey ihnen außer von ihrer Natur auch noch von äußeren Einwirkungen, nämlich denen der ſpannenden Kräfte abhängig iſt, daß er als eine Function ihrer phyſikaliſchen und chemiſchen ſo wie mikroſkopiſchen Eigenthümlichkeiten einerſeits, und der Dehnung, welche an ihnen hervorgerufen wird, andererſeits zu betrachten iſt. Er iſt alſo variabel mit den Dehnungsgraden bis zu einem gewiſſen Punkt, wo er ſeinem erreichbaren Maximum nahe für die ferneren Dehnungsgrade mehr weniger conſtant bleibt; denn bis zu dieſem Punkt hin iſt er in einem ſteten und zwar verhältnißmäßig raſchen Wachſen begriffen. Für ein und daſſelbe Gewebe läßt ſich ſomit der Wechſel des Elaſticitätsmodulus in der Form einer Curve darſtellen, deren einzelne Punkte beſtimmt ſind durch den geordneten Werth der Gewichte oder Belaſtungen und der procentiſchen Verlängerungen. Man ſieht leicht, daß die Beſtimmung dieſer Curve gerade von weſentlichem Nutzen für die Phyſiologie iſt, indem die Anſprüche, welche in Folge der wechſelnden Bedingungen an ein Gewebe in dieſer Beziehung gemacht werden, nicht conſtant, ſondern ſehr variabel ſind. Es genügt demnach nicht eine beliebige Belaſtung zur Vergleichung verſchiedener Gewebe von gleicher Länge und gleichem Querſchnitt zu wählen, ſondern es müſſen bis an die Elaſticitätsgränze hin dieſe Belaſtungen gewechſelt und in nicht allzugroßen Abſtänden die Elaſticitätsmoduli beſtimmt und das Geſetz des Wechſels derſelben feſtgeſtellt werden. Man denke an die höchſt wechſelnden Kräfte, denen die elaſtiſchen Gewebe der Reſpirationsorgane, der Blutgefäße u. ſ. w. Widerſtand zu leiſten haben, der aktiven und paſſiven Bewegungsorgane gar nicht zu gedenken, von denen der Wille oft ſo enorme und in jedem Augenblick präciſe Leiſtungen verlangt! Man erkennt auch hier wieder die ſo vielfach ſich geltend machende Schmiegſamkeit der thieriſchen Gewebe äußeren Einflüſſen gegenüber, denen ſich die organiſchen Kräfte erſt bey einem gewiſſen Höhepunkt entgegenſtemmen und innerhalb gewiſſer Gränze die Spitze zu bieten vermögen. So allein konnte auch nur auf der einen Seite ein auch den leiſeſten Anregungen folgender und von ihnen getragener Mechanismus hergeſtellt werden, welcher auf der anderen Seite ohne Aufgebot neuer für den Moment erſt zu erzeugender Kräfte der Uebermacht ſchädlicher Einwirkungen Trotz zu bieten im Stande iſt. Dieß konnte in unſerem Fall nicht beſſer erreicht werden als durch eine Mechanik der kleinſten Theile in den organiſchen Geweben, wobey deren gegenſeitige Anziehung in beſtimmtem Verhältniß mit ihrer Entfernung von einander wächſt.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 42.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung folgt.)

Es ist kein Zweifel, daß nicht bloß der mittlere oder ein bey einer bestimmten Belastung berechneter Elasticitätsmodulus ein und desselben Gewebes, sondern auch das Gesetz seines Wechsels bey verschiedenen Belastungen, welches ich der Kürze wegen die Elasticitätscurve nennen will, sich im Laufe der normalen Lebensprocesse ändert, und möglicher Weise in pathologischen Zuständen rascher oder allmähliger wechselt.

Kann man auch z. B. manche Arten des Pulses abhängig denken von den inneren Zuständen der Muskelfasern in den Gefäßen, so wird Niemand bestreiten, daß daran möglicher Weise auch die Veränderung der Elasticitätscurve der elastischen Faserlagen Schuld sey, wenn man bedenkt, von wie vielerley Umständen die Form eben dieser Curve und der absolute Werth je eines Punktes derselben abhängig ist.

Macht man nur einige der jetzt schon hervorzuhebenden Factoren namhaft, so weiß man, daß die Menge des Wassers, welches ein Gewebe führt, in dieser Hinsicht von großem Einfluß ist. Das Wasser ist aber nicht als reines Wasser von dem Gewebe imbibirt, sondern als ein solches, welches gelöste Stoffe enthält. Die Natur dieser Lösung, ihre Concentration sowohl als chemische Beschaffenheit, bestimmt die Gränze der Imbibition durch ein bestimmtes Gewebe. Jede Veränderung der Blutmischung oder der Beziehung der Blutgefäßwandungen zu dieser muß an diesen Gränzen etwas ändern, genug um in vielen Fällen von rückwirkendem Einfluß auf die elastischen Verhältnisse auch der Pulsaderwandungen zu seyn. Daß hier nicht eine Ueberschätzung statt findet, werden die weiter unten mitgetheilten Zahlenwerthe bestätigen.

Ein weiterer Factor ist begreiflich die Struktur, die Anordnung der Fasern, mit sonst gemeinschaftlichen Charakteren, und die Dimensionen der wirksamen Elemente, woran übrigens selten in akuten, häufiger dagegen in chronischen pathologischen Processen Wesentliches geändert werden dürfte, wie etwa in atheromatösen Gefäßen, Aneurysma ꝛc.

Wichtiger ist ein anderer Factor, nämlich die chemische Constitution der Faser sowohl als der imprägnirten Flüssigkeiten; ja selbst die mechanische Mengung mit Stoffen, welche an sich, in chemischer Beziehung nämlich, sich ganz indifferent gegen das Gewebe zeigen, können dennoch von großem Einfluß auf die elastischen Kräfte seyn (vgl. unten).

In Beziehung auf das Erstere, so gibt sich die Einwirkung mancher Stoffe, welche die charakteristische Form der Gewebselemente nicht verändern, als eine solche, welche den Molekular- oder Aggregatzustand der kleinsten Theile ändert, schon optisch durch die Veränderung des Lichtbrechungsvermögens zu erkennen, wie dieses z. B. von der Ef-

sigsäure und deren Einfluß auf das elastische Gewebe in mikroskopischer Hinsicht bekannt ist. Diese Säure übt denn auch einen sehr großen Einfluß auf den Elasticitätsmodulus aus.

Um also die Veränderung der Elasticitätscurve einzelner Gewebe durch verschiedene Einflüsse kennen zu lernen, wurden von uns nachstehende vorläufige Versuche gemacht, aus denen bereits die Wichtigkeit dieser Untersuchung deutlich genug hervorgeht, und welche ich unter Berücksichtigung des bisher nicht in allen Versuchen bestimmten absoluten und spezifischen Gewichtes fortsetzen lasse.

Was die Untersuchungsmethode anbetrifft, so wurden sämmtliche für die Arterienhäute aufgezeichneten Resultate an der Brustaorta ein und derselben Leiche (weiblicher Cadaver, 27 Jahre alt, mit chronischem perforirendem Magengeschwür) gewonnen. Es wurden dazu Riemen der Aortawandung benützt, welche alle zwischen den gleichen Querdurchschnitten des Rohres gelegen waren, in einzelnen Fällen dieselben Riemen zuerst frisch und dann, nachdem sie eine gewisse Zeit in dieser oder jener Flüssigkeit gelegen hatten, wieder untersucht. Die Riemen wurden nach dem Lineal mit einem scharfen Rasirmesser und genau parallelen Rändern geschnitten, die Länge zwischen den Klemmen gemessen, und der Querschnitt entweder gemessen oder aus spezifischem Gewicht und Länge berechnet. Die Beobachtung der Verlängerungen wurden an dem von mir construirten Spiegelapparat gewonnen, welchen ich in meinem Artikel „Stimme“ in Wagner's Handwörterbuch Bd. IV. S. 518 beschrieben habe. Dabey haben wir nur die unter einander vollkommen übereinstimmenden Ablesungen gelten lassen, und besonders auf die elastische Nachwirkung und das gleichmäßige Auflegen der Gewichte die größte Sorgfalt verwendet. Auch an diesen Untersuchungen haben sich Herr Muspratt und Elven betheiligt.

Ich schicke die Beobachtungen tabellarisch geordnet voraus.

Tab. I.

Belastung in Grammen.	Riemen frischer Aorta. I. Längsfasern. (F = 2,5075 □ Mill.) Länge:	Riemen frischer Aorta. II. Ringfasern. (F = 2,52 □ Mill.) Länge:	Dieselben Riemen 48 Stunden in kalter Essigsäure gelegen. III. Längsfasern (F = 3,6) Länge:	Dieselben Riemen 48 Stunden in kalter Essigsäure gelegen. IV. Ringfasern (F = 3,6 □ Mill.) Länge:
0	29 Millim.	30 Millim.	33,5 Millim.	29,5 Millim.
6,45	35,3 „	34 „	35,3 „	30 „
11,45	38 „	37 „	36,5 „	31,6 „
6,45	35,8 „	34 „	35,3 „	30 „
11,45	38,3 „	37 „	36,5 „	31,6 „
13,45	39,3 „	37,94 „	37,2 „	31,9 „
15,45	40,3 „	39 „	37,9 „	32,3 „
6,45	35,8 „	30 „	35,3 „	30 „
16,45	40,7 „	39,4 „	38 „	32,5 „
18,45	41,3 „	40,5 „	38,6 „	33 „
20,45	41,9 „	41,5 „	39,3 „	33,5 „
6,45	36,3 „	34,2 „	35,3 „	30 „
21,45	42,3 „	41,9 „	39,5 „	33,9 „
23,45	42,8 „	42,5 „	39,7 „	34,4 „
25,45	43,4 „	43 „	40 „	34,7 „
6,45	36,3 „	34,15 „	35,3 „	30 „
26,45	43,7 „	43,5 „	40,1 „	35 „
28,45	44,3 „	44,3 „	40,5 „	35,5 „
30,45	44,5 „	44,8 „	40,9 „	36 „
33,45	44,8 „	45,65 „	41,3 „	36,5 „
36,45	45,3 „	46,5 „	41,7 „	37 „
6,45	36,8 „	34,5 „	35,3 „	30 „
46,45	46,3 „	48 „	43,5 „	38,9 „
56,45	47,3 „	49,5 „	44,5 „	40,5 „
66,45	47,8 „	50,3 „	45,5 „	41,5 „
76,45	49,8 „	51,3 „	46,5 „	42,5 „
6,45	37,3 „	34,5 „	35,7 „	30,05 „
106,45	50,8 „	52,7 „	47,5 „	An der Klemme gerissen.
6,45	37,3 „	34,9 „		
156,45	52,3 „	54,5 „		
206,45	53,8 „	56,4 „		
6,45	38,1 „	35 „		
306,45	57,3 „	59,1 „		
6,45		35,5 „		

Tab. II.

Beobachtungen am Ligamentum Nuchae des Ochsen.

Belastung in Grammen.	A Strang (6 □ Mill. Querschnitt) des frischen Bandes 4 Stunden nach dem Schlachten.	B Dasselbe Stück (5 □ Millim. Querschnitt), 9 Stunden mit verdünnter Essigsäure gekocht.	C Ein Stück (32 □ Mill. Querschnitt) 4 Stunden in verdünnter Essigsäure gekocht und 19 Stunden in kalter Essigsäure macerirt.
0	26 Millim.	26 Millim.	35,6 Millim.
6,45	30 „	31 „	48,5 „
11,45	30,5 „	32 „	51,5 „
16,45	31 „	32,8 „	54,5 „
26,45	32 „	34,5 „	60,5 „
36,45	33 „	36,5 „	64,9 „
6,45	30 „	31 „	gerissen.
46,45	34 „	38,5 „	
56,45	35 „	40,3 „	
6,45	30 „	31 „	
66,45	36,2 „	gerissen	
76,45	37,5 „		
86,45	38,5 „		
106,45	40,2 „		
6,45	30 „		

Tab. III.

Elasticitäts-Moduli, berechnet nach der Formel $\frac{PL}{F\lambda}$, wobey P = Belastung, L = ursprünglicher Länge, F = Querschnitt u. λ = procent. Verlängerung.

P in Grammen.	I (1) frische Brust-Aorta. Bey Zug in der Richtung der Längsfasern	I (2) frische Brust-Aorta. Bey Zug in der Richtung der Ringfasern.	II (3) dieselbe 48 Stunden in kalter Essigsäure gelegen. für die Längs-	II (4) dieselbe 48 Stunden in kalter Essigsäure gelegen. für d. Ringfasern.	III (5) dieselbe 36 Stunden in kalter Phosphorsäure geleg. (Längsfasern)	IV (6) Nr. III mit kohlensaurem Kalk imprägnirt.
11,45	14,24	17,17	35,73	36,97	14,6	20,56
36,45	25,8	26,3	41,36	39,7	22,8	30,20
56,45	35,7	33,2	47,76	42,3	28,3	43,42
76,45	40,56	42,72	54,7	48,1	34,2	55,35
156,45	77,6	76,45				
Mittel		39,17	44,88	41,76	24,9	37,38
		29,735				
a) aus allen Beobachtungen.	38,78					
b) aus den 4 ersten.	28,735					

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 43.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.
Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung.)

Tab. IV.

Ligamentum Nuchae des Ochsen.

P in Grammen.	(7) frisch.	(8) 9 Stunden mit verdünnter Essigsäure gekocht.	(9) 4 Stunden in Essigsäure gekocht u. 19 Stunden in kalter macerirt.
11,45	11,03	9,92	9,49
36,45	22,56	18,09	16,4
56,54	27,18	20,52	
76,54	28,8		
Mittel		16,17	12,94
a) aus allen Beobachtungen	22,39		
b) aus den 2 ersten:	16,795	14,005	12,94

Betrachtet man zuerst die mittleren Elasticitätsmoduli, welche innerhalb der gleichen Belastungsgränzen sich haben beobachten lassen, so findet man erstens zwischen den Fällen, in welchen der Zug in der Richtung der Längsfasern und denen, in welchen er in der Richtung der Ringfasern der Arterien gewirkt hat, weder bey der frischen noch der in kalter Essigsäure macerirten Haut einen erheblichen Unterschied, weßhalb denn auch bey den weiteren Versuchen nur Riemen, parallel den Längsfasern des Gefäßes geschnitten, benützt wurden. Der mittlere Modulus des ligamentum nuchae liegt dem der Arterie ziemlich nahe, jedoch tiefer. Nachdem die Arterienhaut 36 Stunden in kalter Phosphorsäure gelegen hatte, sank der Modulus bis nahe gegen den des frischen Nackenbandes, offenbar in Folge des Entziehens einer beträchtlichen Menge von Salzen; dann wurden dem Gewebe wieder Salze zugeführt, indem man es 30 Stunden in Kalkwasser liegen ließ, so wurde der erste Modulus nicht bloß wieder erreicht, sondern beträchtlich übertroffen. Es blieb vorläufig noch unerörtert, ob das Steigen des Modulus über sein ursprüngliches Maaß von der Infiltration mit phosphorsaurem Kalk oder von der Einmengung eines Niederschlages von kohlensaurem Kalk herrührte. Der Versuch wurde nämlich folgendermassen gemacht: das mit Phosphorsäure imprägnirte Stück wurde 30 Stunden in mehrmal erneuertes Kalkwasser gelegt, und darauf in dasselbe c. $\frac{1}{2}$ Stunde Kohlensäure geleitet, bis sich ein dichter Niederschlag in der Flüssigkeit gebildet hatte und vermuthen ließ, daß dasselbe auch in der von dem Gefäß imbibirten Flüssigkeit erfolgt war.

Man sieht also wenigstens, daß die Zumischung von Kalksalzen in der einen oder anderen Form den Elasticitätsmodulus beträchtlich zu erhöhen vermag, was bekanntlich auch bey Atherom der Fall ist.

Die kalte Essigsäure erhöht ebenfalls den Elasticitätsmodulus unter Vergrößerung des Querschnittes, was Folge des Quellens der Zwischengewebe ist, indem diese Flüssigkeit die Breite der eigentlich elastischen Fasern mikrometrisch nicht vergrößert.

Kochende Essigsäure dagegen vermindert, ohne die mikroskopischen Charaktere des elastischen Gewebes wesentlich zu verändern, den Modulus, welcher wenigstens nach den bisherigen Untersuchungen dann noch tiefer sinkt, wenn das Gewebe längere Zeit nachher in verdünnter Essigsäure macerirt wird.

Um einen Ueberblick über die Elasticitätscurve zu gewinnen, sind die Elasticitäts-Moduli in der folgenden Tabelle so geordnet, daß immer der niedrigste = 1 gesetzt ist. Die Nummern der Vertikalcolumnen beziehen sich auf die gleichen Vertikalcolumnen der letzten Tabelle. Die Columnen mit der Ueberschrift Diff. enthalten die Unterschiede je zweyer aufeinander folgender Moduli.

Gewichte in Grammen.	Nr. 1	Diff.	Nr. 2	Diff.	Nr. 3	Diff.	Nr. 4	Diff.	Nr. 5	Diff.	Nr. 6	Diff.	Nr. 7	Diff.	Nr. 8	Diff.	Nr. 9	Diff.
11,45	1		1	0,531	1	0,129	1	0,073	1	0,561	1	0,468	1	0,045	1	0,823	1	0,732
		0,81																
36,45	1,81		1,531	0,403	1,129	0,207	1,073	0,071	1,561	0,377	1,468	0 643	2,045	0,418	1,823	0,245	1,732	
		0,697																
56,45	2,507		1,934	0,546	1,336	0,194	1,144	0,325	1,938	0,404	2,111	0,589	2,463	0,148	2,078			
		0,333																
76,45	2,84		2,48	1,972	1,530		1,479		2,342		2,700		2,611					
		2,609																
156,45	5,449		4,452															
11,45	1,500		1,808		3,765		3,895		1,537		2,166		1,163		1,045		1	

In der letzten Horizontal-Columne sind die für das Gewicht 11,45 Gramm berechneten Moduli verglichen, für den in der ganzen Reihe gefundenen niedrigsten, nämlich 9,49 bey dem in Essigsäure gekochten ligamentum nuchae, dessen Werth = 1 gesetzt wurde. Berechnet man von da aus weiter, indem man die sämmtlichen zusammengehörigen Moduli in ihrem progressiven und relativen Wachsen in Verhältniß zu dem jedesmaligen Anfangs-Modulus setzt, welcher mit dem überhaupt gefundenen niedrigsten (von Nr. 9) verglichen ist, so erhält man alle Moduli in ihrem Steigen untereinander verglichen und auf jenen als Einheit bezogen, z. B. 1 : 1,81 (Nr. 1) = 1,500 : X; X = 2,715 für die Belastung mit 36,45 Gramm u. s. f., darnach ist folgende Tabelle berechnet.

Gewichte.	Nr. 1	Nr. 2	Nr. 3	Nr. 4	Nr. 5	Nr. 6	Nr. 7	Nr. 8	Nr. 9
11,45	1,500	1,808	3,765	3,895	1,537	2,166	1,163	1,045	1
36,45	2,715	2,77	4,1416	4,18	2,4	3,18	2,3783	1,905	1,732
56,45	3,7605	3,5	5,0301	4,456	3,0	4,5724	2,8645	2,1715	
76,45	4,260	4,483	5,7604	5,7607	3,6	4,848	5,85		
156,45	6,735	9,85							

Hieher gehört auch eine größere Reihe von Untersuchungen über die rückwirkende Elasticität des Lungengewebes und des Thorax in Beziehung auf den Akt der stummen sowohl als tönenden Exspiration. Dieses steht mit meinen fortgesetzten Studien über die Stimmbildung im Zusammenhang, bey welchen ich mir die Aufgabe gestellt, ihre Bedingungen an dem Lebenden unmittelbar zu erforschen und zu sehen, in welchem Umfang die in meinen früheren Berichten angedeuteten und in meinem Artikel „Stimme“ in Wagner's Handwörterbuch mittlerweile ausführlich mitgetheilten physikalischen und anatomischen Befunde sowohl überhaupt als individuell bey der Stimmbildung des Lebenden benützt und bestätigt werden.

Zur Ermittlung des pneumatodynamischen Druckes der Exspirationsluft bey der Erzeugung von Tönen wurde meine Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Kräfte gelenkt, welche bey der Entwicklung dieses in seinem verlangten Werth so variablen Druckes betheiligt sind. Es sind offenbar dieselben von der Thätigkeit zweyer Gebilde abhängig, nämlich der elastischen Gewebe und der contraktilen Muskeln. Man hat den Antheil der ersteren wohl schon lange berücksichtigt, aber unterschätzt. Denn prüft man das Lungengewebe auf die Größe seiner elastischen Rückwirkung, so kommt man zu Werthen, welche dem Exspirationsdruck selbst bey der forcirteren Respiration nahe oder gleich kommen; noch viel beträchtlichere Größen liefert die Rückwirkung der sämmtlichen Thoraxtheile, bey deren Untersuchung natürlich die Todtenstarre noch nicht eingetreten seyn darf. Um die respektiven Werthe zu erhalten, wurde Luft in die Lunge geblasen, der Hahn des Tubulus darauf geschlossen, und an dem auf ihn senkrecht errichteten Manometer der Flüssigkeitsstand abgelesen, aus welchem sich unmittelbar die Pression der Luft in der Lunge bestimmen ließ. Dabey kann man bis auf 64 Mill. Quecksilberdruck und mehr kommen. Aus den Beobachtungsreihen und allgemeinen Betrachtungen, welche ausführlich in Vierordt's Archiv im 1. Heft des 13. Bandes mitgetheilt werden, ergibt sich unmittelbar, daß bey der ruhigen Respiration und noch mehr bey dem Singen in sehr beträchtlichem Grade die Inspirationsmuskeln während der Ausathmung thätig sind, indem sie durch ihre allmählig sinkende Contraction der rückwirkenden Elasticität der Respirationsorgane zur Er-

zeugung eines länger andauernden constanten Druckes die Waage halten.

Die progressive Abnahme des Contractionszustandes ist ebenso in der Natur der Muskelsubstanz gelegen (Weber*), wie die Abnahme des Elasticitäts-Modulus während der Entlastung des elastischen Gewebes. Diese glückliche Combination physikalischer Eigenschaften der beyden Gewebe sichert vor Allem die Oekonomie des Athems bey dem Gesang und den ungestörten Gang der Diffusion der Gase in dem allmählig nur sich entleerenden Luftreservoir, während der tonlosen Respiration.

In jenem Aufsatz habe ich auch auf die Wichtigkeit der Elasticitäts-Curve des Lungengewebes aufmerksam gemacht, ohne hier mehr als andeuten zu können, wie man durch Ermittlung dieser Curve auf Widerstände in den Lungen, mittlere Wanddicke und Veränderung der elastischen Kräfte des kranken und gesunden Lungengewebes zurückzuschließen im Stande ist.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Juli 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXXVI Nr. 17 — 21. Avril, Mai 1853. Paris 1853. 4.

Von der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz in Basel:

a) Archiv für Schweizer'sche Geschichte. 8. 9. Bd. Zürich 1853. 8.

b) Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft. II Bds. I. II. u. III. Heft. Chur 1851, 52, 53. gr. 4.

*) Vgl. dessen Artikel „Muskelbewegung" in Wagner's Handwörterbuch.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Danzig:

Neueste Schriften. V. Bds. 1 Hft. Danzig 1853. 4.

Von der Société imperiale des naturalistes in Moskau:

Bulletin II. III. IV. Annee 1852. Mosk. 4852. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für praktische Pharmacie. Bd. XXXVI. Hft. V. May. Ludwigshafen 1853. 8.

Von der Chemical Society in London:

Quarterly Journal. Vol. VI. I. April I. 1853. Nr. XVI. Lond. 1853. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin Nr. 12. Decbr. 1852. Febr., März, April 1853. Paris 1853. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Journal Nr. CCXXXI, Nr. VII. 1852. New Series Nr. LVI. Calcutta 1852. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. IX. May I. 1853. Nr. 34. Part. 2. Lond. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern:

Zeitschrift. Juli VII. 1853. München. 8.

Von der Academia Pontificia de' nuovi Lincei in Rom:

Atti. Anno V. Sessione III. del 13. Aprile 1852. Roma 1853. 4.

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen:

Abhandlungen. 5. Band von den Jahren 1851 u. 1852. Göttingen 1853. 4.

Von dem Instituto di corrispondenza archeologica in Rom:

a) Annali. Vol. XXIV di tutta la serie. Roma 1852
b) Bulletino per l'anno 1852.
c) Monumenti inediti per l'anno 1852. Fasc. I., II.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1853.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortſetzung.)

III. Historia.

L. J. Van Rhijn, Reis door den Indischen Archipel in het Belang der evangelische Zending. Rotterd. 1851.

A. Ziegler, Reiſe in Spanien. Bd. 1. 2. Leipz. 1852.

J. de Saint-Genois, Voyages faits en terre sainte par Thetmar en 1217, et par Burchard de Strasbourg, en 1175, 1189 ou 1225. Bruxelles 1851.

Dr. H. Gelzer, Proteſtantiſche Briefe aus Südfrankreich und Italien. Zürich 1852.

F. Werne, Reiſe durch Sennaar und Mandera, Naſub Cheli, im Lande zwiſchen dem blauen Nil und dem Atbara. Berlin 1852.

Th. Thomson, Western-Himalaya and Tibet. Lond. 1852.

And. Zambelli, Sull' influenze politica del Sacerdozio Indiano ed Egizio. Pavia 1852.

C. Janellius, Hieroglyphica Aegyptia. Neapoli 1830.

— — Veterum Oscorum inscriptiones et tabulae Eugubinae. Neapoli 1841.

— — Tentamen hermeneuticum in Etruscas inscriptiones. Neapoli 1840.

— — Tabulae Rosettianae hieroglyphicae et centuriae sinogrammatum polygraphicorum interpretatio. Neapoli 1830.

C. Jannellius, Fundamenta hermeneutica hierographiae crypticae veterum gentium. Neapoli 1830.

Dr. K. Fr. Hermann. Perſeus und Andromeda. Göttingen 1851.

D. de Guidobaldi, Alessandro e Bucefalo bassorilievo Pompeiano, scavato nel 1849. Napoli 1851.

G. M. Fusco, di alcune iscrizioni di Pozzuoli e sue vicinanze. Napoli 1851.

J. Bonomi, Niniveh and its palaces. The discoveries of Botta and Layard, applied to the elucidation of holy writ. Lond. 1852.

G. Erbkam, Ueber den Gräber- und Tempelbau der alten Aegypter. Berl. 1852.

M. Raoul-Rochette, Mémoires d'Archéologie comparée Asiatique, Grecque et Etrusque. I. Mémoire. Par. 1848.

Dr. H. Brugſch, Die Adonisklage und das Linoslied. Berl. 1852.

F. Bourgade, Toison d'or de la langue Phénicienne. Par. 1852.

Bargès, Mémoire sur trente-neuf nouvelles inscriptions Puniques. Par. 1852.

F. A. Voſſberg, Münzgeſchichte der Stadt Danzig. Berl. 1852.

Dr. L. Mercklin, Ueber den Einfluß des Orients auf das griechiſche Alterthum. Dorpat 1851.

W. G. Cookesley, Explanatory index to the map of ancient Athens. Eton 1852.

L. Canina, Indicazione topografica di Roma antica in corrispondenza dell' epoca imperiale. Roma 1850.

M. de Ring, Mémoire sur les établissements romains du Rhin et du Danube. Vol. I. Par. 1852.

A. Thierry, Attila. Schilderungen aus der Geſchichte des 5ten Jahrhundert. Leipz. 1852.

M. Willkomm, Die Strand- und Steppengebiete der Iberiſchen Halbinſel und deren Vegetation. Leipz. 1852.

(Schönhals) Erinnerungen eines öſterreich. Veteranen aus dem italieniſchen Kriege der Jahre 1848 und 49. Bd. 1. 2. Stuttg. 1852.

P. Tole, Codice degli statuti della repubblica di Sassari. Cagliari 1850.

Rapporto generale della pubblica esposizione dei prodotti naturali e industriali della Toscana. Firenze 1851.

G. Pepe, L'Italia negli anni 1847, 1848 e 1849. Torino 1850.

Seb. Donati, Nuovi miscellanei Lucchesi. T. 1. 2. Lucca 1775—84.

A. Burriél, Vita di Caterina Sforza Riario. Vol. 1—3. Bologna 1795.

J. Avolo, Dei Dazj de Sicilia nell' epoche antiche libri quattro. T. I. II. Messina 1840.

Solaro della Margarita, Memorandum storico-politico. Torino 1851.

G. Barbaro, Lettere al Senato Veneto. Vienna 1852.

Statistique de la France. Administration publique T. I. II. Agriculture. T. 1—4. Industrie. T. 1—3. Territoire, population. Documents statistiques de la France. Commerce extérieur. Par. 1835—1850.

V. Fouqué, Recherches historiques sur les corporations des archers, des arbalétriers et des arquebusiers. Par. 1852.

Th. Lavallée, Histoire de Paris jusqu'en 1850. Par. 1852.

Gl. Rossignol, Des libertés de la Bourgogne d'après les Jetons de ses états. Autun 1851.

A. La Butte, Histoire des Ducs de Normandie. T. I. Par. 1852.

S. Kaiſer, Franzöſiſche Verfaſſungsgeſchichte von 1789—1852. Leipz. 1852.

Ed. de Beauverger, Des constitutions de la France et du système politique de l'empereur Napoléon. Par. 1852.

Pitre-Chevalier, Les révolutions d'autrefois. Chroniques de la Fronde 1648—1652. Par. 1852.

A. Janſſen, Die Sagen Frankens. Lief. 1—3. Würzburg 1852.

C. Vocke, Chronik der Stadt Nordhauſen. Nordhauſen 1852.

G. Schneemann, Das Römiſche Trier und die Umgegend nach den Ergebniſſen der bisherigen Funde. Trier 1852.

E. Meier, Deutſche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Th. 1. 2. Stuttg. 1852.

H. Meidinger, Die deutſchen Ströme in ihren Verkehrs- und Handelsverhältniſſen mit ſtatiſtiſchen Ueberſichten. Abth. 1. Leipz. 1853.

L. Fr. v. Ledebur, Nordthüringen und die Hermunduren oder Thüringer. Berl. 1852.

Vic. de Bussierre, Histoire de la guerre des paysans. T. 1. 2. Plancy 1852.

G. D. Teutſch, Geſchichte der Siebenbürger-Sachſen. Heft 1. 2. Kronſtadt 1852.

V. Streffleur, Orographiſch-hydrographiſche Studien über das Gebiet des öſterreich. Kaiſerſtaates. Wien 1852.

Dr. J. Rapp, Geſchichte Tirols im Jahre 1809. Innsbruck 1852.

Coloniſationsplan für Ungarn, Siebenbürgen, Slavonien, Galizien und Bukowina. Wien 1852.

S. Hirſch, Erinnerungen an den großen Kurfürſten und an ſeine Gemahlin Louiſe von Oranien. Berl. 1852.

Fr. Harkort, Die Preußiſche Handelsmarine und ihre Stellung zum Zollverein. Berl. 1852.

L. Feuerbach, Anſelm Ritter von Feuerbach's Leben und Wirken. 2 Bde. Leipz. 1852.

J. Lauth, Die Geburt der Minerva auf der Cospianiſchen Schule. München 1852.

Das Recht der Kirche und die Staatsgewalt in Bayern ſeit dem Abſchluß des Concordates. Schaffhauſen 1852.

Fr. Beck, Ueber die Zeus-Idee in ihrer centralen Stellung zum helleniſchen Götterkreiſe. München 1852.

C. Ammer, Ueber die moſaiſchen Schöpfungstage und ihr Verhältniß zur Geologie. Regensburg 1852.

F. Vogel, Memorabilia Tigurina von 1840—1850. Heft 1. Zürich 1852.

Abhandlungen des hiſtoriſchen Vereins des Kantons Bern. I Jahrg. Bern 1848.

L. Jenſſen, Kirchen- und Schulbilder aus London. Oldenb. 1852.

M. A. Quetelet, Sur la statistique criminelle du royaume-uni de la Grande-Bretagne. Bruxell. 1851.

Dr. J. B. Weiß, Geſchichte Alfred's des Großen. Schaffhauſen 1852.

R. Torrens, Tracts on Finance and Trade. Lond. 1852.

J. Yonge-Akerman, Remains of Pagan Saxondom, principally from tumuli in England. Part I. Lond. 1852.

G. Waitz, Der neueste dänische Versuch in der Geschichte des Herzogthums Schleswig beleuchtet. Göttingen 1852.

S. Laing, Observations on the social and political state of Denmark and the duchies of Sleswick and Holstein in 1851. Lond. 1852.

Fr. Klee, Om Nordens aeldste Beboere og deres efterladte Minder. Kj'obenhavn 1852.

G. F. v. Jenssen-Tusch, Zur Lebens- und Regierungsgeschichte Christians VIII, Königs von Dänemark. Lief. 1. Altona 1852.

Acta Tomiciana. T. 1. 2. Posnaniae 1852.

P. Lanza, Degli Arabi e del loro soggiorno in Sicilia memoria. Palermo 1832.

P. Kleudgen, Die deutsche Kolonie Santa-Cruz, Provinz Rio Grande do Sul, Süd-Brasilien. Hamb. 1852.

Seymour Tremenheere, Notes on public Subjects, made during a tour in the United States and Canada. Lond. 1852.

Dr. Fr. v. Reden, Die Staaten im Stromgebiet des La Plata, in ihrer Bedeutung für Europa. Darmstadt 1852.

B. E. Philippi, Neueste Nachrichten über die Provinz Valdivia. Cassel 1852.

Fr. A. Neale, Narrative of a residence in Siam. Lond. 1852.

Ch. Morgan, The documentary history of the state of New-York, arranged by E. B. O'Callaghan. Vol. 1—3. Albany 1850.

R. J. Miltenberg, Die deutsche Colonie Donna Francisca in der südbrasil. Provinz Santa Catharina. Berlin 1852.

S. G. Goodrich, Les états-unis d'Amérique. Paris 1852.

Documents of the Assembly of the state of New-York. Vol. 1—6. Albany 1851.

J. F. Davis, China during the war and since the peace. Vol. 1. 2. Lond. 1852.

J. E. Erskine, A short account of the late discoveries of gold in Australia. Lond. 1852.

G. Butler Earp, The gold colonies of Australia. Lond. 1852.

G. Bossi, J Negri della nigrizia occidentale etc. Vol. 1—3. Torino 1851.

G. H. Rose, The Afghans, the ten Tribes and the kings of the East. Lond. 1852.

R. Godlonlon and E. Irving, A narrative of the Kaffir war of 1850—51. T. 1—4. Lond. 1851—52.

Boisrond-Tonnerre, Mémoires pour servir à l'histoire d'Haïti. Par. 1851.

Dr. A. Heising, Süd-Australien. Berl. 1852.

K. F. Ledderhose, Aus dem Leben der Fr. R. Moser, geb. Vischer. Heidelb. 1852.

Dr. Roth, Erinnerungeu an drey verdiente Gymnasiallehrer, J. A. Werner, Ch. F. Roth, Fr. J. Drück. Stuttg. 1851.

Dr. O. Krabbe, August Neander. Hamburg 1852.

J. J. Hottinger, Hans Conrad Escher von der Linth. Zürich 1852.

Holcroft's memoirs, written by himself. Lond. 1852.

Life of Lord Jeffrey, by Lord Cockburn. Vol. 1. 2. Edinb. 1852.

Milde, Feldzeugmeister Joh. Freyh. von Rath. Dresden 1852.

Memoir of the Duke of Wellington. Lond. 1852.

Dr. Fr. Lewitz, Mirabeau. Bd. 1. Breslau 1852.

Dr. O. Klopp, Leben und Thaten des Admirals de Ruiter. Hannover 1852.

A. Capelle, Vie du Cardinal P. Giraud, Archevêque de Cambrai. Lille 1852.

B. Szemere, Graf Ludwig Batthyany, Arthur Görgei, Ludwig Kossuth. Abth. 1. Hamb. 1853.

H. Rose, Gedächtnißrede auf Berzelius. Berl. 1852.

P. Drouilhet de Sigalas, De l'art en Italie. Dante Alighieri et la divine Comédie. Par. 1852.

M. Baudier, Histoire de la vie et de l'administration du Cardinal Ximénés. Par. 1851.

IV. Mathematica.

Dr. J. H. T. Müller, Betrachtungen über das Tetraeder mit seinen Berührungskugeln. Wiesbaden 1852.

C. Th. Meyer und M. H. Meyer, Lehrbuch der Axonometrie. Lief. 1. Leipz. 1852.

Fr. Bartholomaei, Resultate zu den Aufgaben in der Arithmetik. I. Die absoluten Zahlen. Jena 1852.

E. F. Apelt, Die Reformation der Sternkunde. Jena 1852.

Fr. Engel, Handbuch des gesammten landwirthschaftlichen Bauwesens. Bd. 1. Abth. 1.

A. Malberg, Die Literatur des Bau- und Ingenieur-Wesens der letzten 30 Jahre. Berlin 1852.

F. J. Brand, Kirchliche Baukunſt. Paderborn 1852.

A. Reichensperger, Die chriſtliche germaniſche Baukunſt und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Trier 1852.

Wilh. Lübke, Vorſchule zur Geſchichte der Kirchenbaukunſt des Mittelalters. Dortmund 1852.

F. Freiſſauf von Neudegg, Das fortſchreitende Bewegungsprinzip für Dampf- und Eiſenbahn-Wagen auf ebenen und geneigten Bahnen. Wien 1852.

V. Physica.

Dr. H. Maſius, Naturſtudien. Leipzig 1852.

Dr. Joh. Müller, Grundriß der Experimental-Phyſik. 3te Aufl. Braunſchweig 1852.

M. Faraday, Experimental researches in electricity. Lond. 1851.

E. Liais, Théorie mathématique des oscillations du baromètre etc. Par. 1851.

F. Reich, Neue Verſuche mit der Drehwage. Leipzig 1852.

Dr. H. W. Dove, Die Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde. 2te verm. Aufl. Berlin 1852.

W. Herbert, Amaryllidaceae. Lond. 1837.

K. Engeſſer, Flora des ſüdöſtlichen Schwarzwaldes u. ſ. w. Donaueſchingen 1852.

H. Walpert, Alphabetiſch-ſynonymiſches Wörterbuch der deutſchen Pflanzennamen ſo wie der pflanzlichen Erzeugniſſe. Magdeb. 1852.

Dr. F. Unger, Verſuch einer Geſchichte der Pflanzenwelt. Wien 1852.

— —, Botaniſche Briefe. Wien 1852.

Dr. H. Schacht, Phyſiologiſche Botanik. Berl. 1852.

Dr. Kirschleger, Flore d'Alsace et des contrées limitrophes. Vol. I. Strasb. 1852.

J. Payer, Botanique cryptogamique. Par. 1850.

Dr. H. Karſten, Beytrag zur Entwickelungsgeſchichte der Loranthaceen. Berlin 1852.

Dr. H. F. Bonorden, Handbuch der allgemeinen Mykologie. Stuttg. 1851.

O. Fr. von Hingenau, Ueberſicht der geologiſchen Verhältniſſe von Mähren und öſterreich. Schleſien. Wien 1852.

C. G. Giebel, Allgemeine Paläontologie. Leipz. 1852.

G. Fischer de Waldheim, Ommatolampes et trachelacanthus, genera piscium fossilium nova. Mosquae 1851.

F. Römer, Monographie der foſſilen Crinoidenfamilie der Blaſtoideen u. ſ. w. Berlin 1852.

Dr. F. Römer, Die Kreidebildungen von Texas und ihre organiſchen Einſchlüſſe. Bonn 1852.

Dr. R. Kner, Neue Beyträge zur Kenntniß der Kreideverſteinerungen von Oſt-Galizien. Wien 1852.

E. v. Otto, Additamente zur Flora des Quadergebirges in der Umgegend von Dresden und Dippoldiswalde. Dippoldiswalde 1852.

Dr. G. Leonhard, Die Mineralien Badens nach ihrem Vorkommen. Stuttg. 1852.

L. Liebener und J. Vorhauſer, Die Mineralien Tirols beſchrieben. Innsbruck 1852.

E. v. Eichwald, Lethaea Rossica ou le monde primitif de la Russie. Abth. 1. Stuttg. 1852.

A. Delesse, Unterſuchungen über den rothen Porphyr der Alten und über den rothen ägyptiſchen Syenit. Stuttg. 1852.

Dr. M. L. Frankenheim, Kryſtalliſation und Amorphie. Breslau 1851.

Dr. E. L. Schubarth, Handbuch der techniſchen Chemie und chemiſchen Technologie. 4te umgearb. Aufl. Thl. 1—3. Mit Atlas. Berl. 1851.

Dr. F. L. Strumpf, Die Fortſchritte der angewandten Chemie. Bd. 1. Abth. 1. Agriculturchemie. Berlin 1853.

F. Baedeker, Chemiſche Rechentafel nach den neueren Atomgewichtszahlen berechnet. Elberfeld 1852.

F. X. L. Hlubek, Bericht über die engliſche Landwirthſchaft und die zu London 1851 ausgeſtellten landwirthſchaftlichen Geräthe und Maſchinen. Gratz 1852.

Dr. G. Heyer, Ueber die Ermittelung der Maſſe, des Alters und des Zuwachſes der Holzbeſtände. Deſſau 1852.

W. Hamm, Katechismus der Drainirung oder Entwäſſerung des Bodens durch unterirdiſche Abzüge. Leipzig 1852.

Dr. R. Haas, Die deutſche Seidenzucht. Leipz. 1852.

Dr. A. Jacquemart, Bibliographie forestière française. Paris 1852.

Dr. F. Stamm, Die Landwirthſchaftskunſt in allen Theilen des Feldbaues und der Viehzucht. Lief. 1. Prag 1852.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 44.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Schluß.)

V. Vergiftungsversuche.

Die in den früheren beyden Berichten erwähnten Untersuchungen über den Einfluß der Leuchtgase auf den thierischen Organismus, welche ich mit Herrn Dr. Martin angestellt hatte, führten insoferne zu keinem sicheren Endresultat, als die damals allein mögliche Methode der Versuche immer zweifelhaft lassen mußte, welche Bestandtheile dieser Gasgemische eigentlich die charakteristischen Erscheinungen an den Thieren hervorriefen. Man wird sich erinnern, daß wir in der Weise operirten, daß atmosphärische Luft immer in gewissen Verhältnissen von diesem oder jenem Gas (Holzgas oder Kohlengas) beygemischt und diese verschiedenen Mischungen den Thieren zur Athmung geboten wurden. Dieses konnte wohl zu der Ermittlung der in sanitätspolizeylicher Hinsicht wichtigen Frage führen: bey welchem Gehalt der Luft eines Raumes an dem einen oder anderen Gas das Leben mehr gefährdet sey, allein von theoretischer Seite mußte dabey der Grund der Differenz und die Natur des eigentlich schädlichen oder absolut tödtlichen Princips immer versteckt bleiben. Deßhalb wurden diese Untersuchungen ausgesetzt und können jetzt erst wieder aufgenommen werden, nachdem Pettenkofer's sichere Analysen beyder Gasarten vorliegen, in welchen bereits schon die Fingerzeige für die Beurtheilung der Differenzen in toxikologischer Beziehung gegeben sind. Dem gemäß werden die Untersuchungen jetzt in der Weise wieder aufgenommen, daß man je einen der Bestandtheile des Gasgemisches mit so viel atmosphärischer Luft mengt als die Summe der übrigen Gase der Analyse entsprechend enthält und in ihrem Verhalten gegen den thierischen Organismns prüft, hierauf einen zweyten u. s. f., dann eine Combination von zwey, drey ꝛc., wie sie in den bezüglichen Gasgemischen vorkommen, verbunden mit entsprechenden Mengen atmosphärischer Luft, bis man auf diejenige Combination trifft, durch welche die dem Holz- oder Kohlengas eigenthümlichen Wirkungen erzeugt werden.

Inzwischen wurden verschiedene Versuche mit dem ozonisirten Terpentinöl im Vergleich mit dem gewöhnlichen Terpentinöl an verschiedenen Thieren in Gemeinschaft mit Herrn Prof. Dr. Seitz angestellt. Als Resultat dieser Untersuchungen, welche an kalt- und warmblütigen Thieren gewonnen wurden, läßt sich in der Kürze Folgendes sagen: Das ozonisirte Terpentinöl erzeugt im Allgemeinen dieselben Wirkungen, wie das gewöhnliche, aber in auffallend potenzirtem Grad, und dieses nicht bloß in Beziehung auf Größe der pathologischen Veränderung durch eine bestimmte Dosis, sondern auch durch die Schnelligkeit, mit welcher dieselbe wirkt, wobey diese Dosis noch sehr viel kleiner seyn kann als diejenige, durch welche nach längerer Zeit und weniger ausgiebig die gleichen Erscheinungen durch das gewöhnliche Terpentinöl erzeugt werden.

In Folge deſſen treten wie überall, wo gewiſſe Veränderungen raſch erzeugt werden, noch andere ſekundäre Wirkungen auf, welche abhängig ſind von dem Moment der Zeit, das bey allen organiſchen Vorgängen eine ſo wichtige Rolle ſpielt.

Weiter kann ich den ſpäteren Veröffentlichungen dieſer Beobachtungen hier nicht vorgreifen.

VI. Diffuſionsverſuche.

Prof. Pettenkofer hatte mir die intereſſante Beobachtung mitgetheilt, daß das in einer oben geſchloſſenen Glasröhre befindliche Waſſer, das vollſtändig mit Kohlenſäure geſättigt iſt, in dem anfänglich über ihm befindlichen, mit Kohlenſäure gefüllten Raum der Glasröhre aufſteigt, wenn die untere offene Mündung der Röhre unter dem Niveau von Waſſer ſteht, welches atmoſphäriſche Luft abſorbirt hatte. Wir erklärten uns das Phänomen auf folgende Weiſe: Zunächſt diffundirt Kohlenſäure des Waſſers in der Glasröhre und atmoſphäriſche Luft des Waſſers, in welches jene taucht; ſofort wird wieder eine Portion der aufgenommenen Kohlenſäure an die über dem Waſſer ſtehende Atmoſphäre abgegeben, und die von dem Waſſer der Glasröhre heraufgenommene Kohlenſäure theilweiſe durch letztere erſetzt, ſo daß die Diffuſion zwiſchen den Gaſen der Flüſſigkeiten in und außerhalb der Glasröhre immer fortgehen kann. Wird nun dem in der Glasröhre enthaltenen Waſſer die vorher abſorbirte Kohlenſäure entzogen, ſo wird dieſelbe, ſo lange ſie gasförmig über dem Waſſer in der Glasröhre ſteht, immer wieder abſorbirt werden können, da ſie gleichſam von der Oberfläche des Waſſers, in welchem die Glasröhre ſteht, durch die in der letzteren ſtehenden Waſſerſäule hindurch abdunſtet. Es bildet ſich alſo von Moment zu Moment ein Vacuum, das jedoch im Augenblick ſeines Entſtehens wieder ausgefüllt wird durch das Waſſer, welches, getrieben von dem äußeren Barometerdruck, emporſteigt, und zwar bis zu einer Höhe, welche eben dieſem Barometerdruck (ſcheint es) und der Vollſtändigkeit des Gaswechſels entſpricht. Nach Beendigung des Verſuches zeigt ſich keine Spur mehr von Kohlenſäure in dem faſt ganz reducirten Luftraum oberhalb des Waſſers in der Glasröhre. Ich benützte dieſen Verſuch als Schema des Reſpirationsproceßes in meiner Vorleſung, indem ich die Glasröhre unten mit Membran ſchloß, das in ihr enthaltene kohlenſaure Waſſer als parynchematöſe Flüſſigkeit, die Membran als Gefäßwandung der Capillaren das Waſſer des äußeren Gefäßes als Blut und die Oberfläche dieſes Waſſers als Lungenfläche betrachten ließ, wobey ſich der geſammte Gaswechſel einfach in dem Steigen der Flüſſigkeitsſäule des Glasrohres bemerklich machte. Dabey beobachtet man, daß die Membran ſehr ſtark convex nach innen in das Glasrohr gedrängt wird.

Nahm ich ſtatt der Schweinsblaſe ein Stück Cutis mit unverſehrter Epidermis oder Epidermisſtücke allein, ſo trat ganz dasſelbe ein: das Steigen der Waſſerſäule ſowohl als das ſtarke Vordrängen der Haut in den Innenraum der Röhre. Auch konnte das Erſtere nicht durch das Letztere erklärt werden. Denn die Elevation der Innenfläche der Haut über die urſprünglich horizontale Lage betrug kaum $\frac{1}{2}$ Centim., die Erhebung der Flüſſigkeitsſäule nach c. 12 Stunden 7—8 Centim. Die Einwärtsdrängung der Häute lieferte einen deutlichen Beweis dafür, daß ſie feſt genug aufgebunden und ohne Loch waren, das Steigen der Flüſſigkeitsſäule aber, daß die Epidermis für dieſe Fälle wenigſtens nicht impermeabel für Waſſer iſt.

Auszug aus dem Sitzungsprotokoll der hiſtoriſchen Claſſe der k. Akademie der Wiſſenſchaften, abgehalten am 18. Juni 1853.

In der Sitzung der hiſtoriſchen Claſſe am 18. Juni d. J. hielt der Claſſen-Secretär, Director Rudhart, einen kurzen Vortrag über die im k. ſchwediſchen Reichsarchive zu Stockholm befindlichen, auf die bayeriſche Geſchichte Bezug habenden Documente, welche der dortige apoſtoliſche Vicar Studach daſelbſt copiren laſſen will.

Bereits in einer der früheren Sitzungen hat der Claſſen-Secretär über den Stand dieſer Angelegenheit Bericht erſtattet.

Neuerdings jedoch iſt in dieſer Sache unter Vermittelung des Herrn Oberbibliothekars zu Würzburg, Dr. A. Ruland ꝛc. dd. 15. May l. Js. ein Brief Studach's dd. Stockholm, 4. May heurigen Jahres angelangt, mit welchem derſelbe die Inhaltsanzeige von 70 Briefen des Herzogs Bernhard von Weimar an den Reichskanzler Oxenſtjerna aus der Zeit vom 20. October 1633 bis 19. Auguſt 1634 überſendet, mit dem Beyfügen, daß er wegen einer begonnenen literariſchen Arbeit, — Schilderung des König Olaf's des Heiligen und ſeiner Zeit, — und wegen ſeines vorgerückten Alters, mit dem Abſchreiben obiger Briefe in extenso ſich nicht befaſſen könne. In einem früheren Briefe an Ruland hatte er jedoch hierfür Hoffnung gemacht, was um ſo wünſchenswerther geweſen wäre, weil Individuen, die für dieſe Arbeit des diplomatiſch-genauen Copirens geeignet ſind, in Stockholm nur ſehr ſchwer zu treffen ſeyen. Indeſſen erbietet er ſich am Schluſſe ſeines Schreibens doch zur Beſorgung der Abſchrift, ſey es aller oder nur der erheblichſten Briefe; was mit Dank anzunehmen wäre. Nur dürfte zu dieſen Briefen, — mögen ſie nun alle oder auswahlsweiſe für Bayern copirt werden, — derjenige noch hinzuzunehmen ſeyn, den Hzg. Bernhard von Weimar aus Donauwörth den 9. September 1633 an Oxenſtjerna geſchrieben, ein Brief, welcher die Bedenken des Hzgs. über Waldſtein's Anträge ꝛc. ꝛc. enthalten ſoll. Es iſt dieß ein Brief von entſchiedener Wichtigkeit über Waldſtein's Schuld oder Unſchuld, den aber Studach in ſeinem mitgetheilten Verzeichniße ausgelaſſen. Auch das Inventar der Königin Chriſtine von Schweden vom Jahre 1652 möchte zu copiren ſeyn, da dieß Verzeichniß wegen der von den Schweden aus Bayern geraubten Kunſtſchätze von Wichtigkeit zu ſeyn ſcheint.

Ob nun von ſämmtlichen 70, eigentlich 71 Briefen diplomatiſch-genaue Abſchriften zu nehmen und nach Bayern zu ſenden wären, oder ob nur das hiſtoriſch Bedeutſamſte aus ihnen herausgehoben zu werden verdiene, das iſt die Frage.

Für die Erwerbung der ganzen Sammlung ſpräche wohl zunächſt der Umſtand, daß ſie, ungeachtet einiger wenig erheblicher Stücke, doch zur Vervollſtändigung des Bildes dienen würde, welches uns Bernhard's von Weimar Kriegsführung auf bayeriſchem Boden darſtellt. Alle Briefe, — und dieß Moment iſt geeignet, ihren Werth zu erhöhen, — ſind bis jetzt noch ungedruckt, weder bey Röſe, (Bernh. v. Weimar), — was nach ſorgfältig vorgenommener Vergleichung derſelben mit den Urkunden bey Röſe ſich ergeben, — noch bey Dudik, noch in dem neueſten Werke des Dr. L. Prowe: „Mittheilungen aus ſchwediſchen Archiven und Bibliotheken, Berlin, 1853, 4to.“

Handelt es ſich aber bloß um die Abſchriftnahme der hiſtoriſch-bedeutſamſten dieſer Briefe, ſo dürften bloß die Nrn. 11, 17, 18, 24, 25, 26, 27, 31, 32, im Ganzen 9, und Bernhard's oben angezogenen Brief vom 9. September 1633, Donauwörth hinzugerechnet, 10 Briefe in extenso zur Abſchrift kommen.

Ueber die weiteren Maßnahmen in dieſer Angelegenheit wird nach dem Eintreffen der Briefe von Stockholm ſeiner Zeit Bericht an die hohe Claſſe erſtattet werden.

In derſelben Sitzung kam zur Vorlage:

Bemerkungen über die Genealogie und die Beſitzungen der Grafen von Falkenſtein und Neuburg von Dr. Buchinger, k. Hofrath.

Aus den fünf erlauchten Geſchlechtern, welche zur Zeit der Agilolfinger im bayeriſchen Geſetzbuche beſonders ausgezeichnet wurden, haben ſich wahrſcheinlichſt Abkömmlinge in verſchiedenen Verzweigungen mehrere Jahrhunderte erhalten, und namentlich dürfte dieß auch der Fall geweſen ſeyn in den Geſchlechtern der Huoſier und der Fagane am Fuße der bayeriſchen Hochgebirge, da lange noch nach der Karolinger Herrſchaft ein ſüdlicher Gau nach den Huoſiern benannt blieb, und eine Ortſchaft Fagen oder Vagen noch zeitlich beſteht. Da nun daſelbſt während dem eilften Jahrhundert und weiterhin nach urkundlichen Ausweiſungen nebſt den Grafen von

Andechs und andern Grafen auch die Grafen von Falkenſtein und Neuburg hauſten, wovon die erſtgenannte Burg oberhalb Roſenheim am Inn und den Berg Madron (St. Petersberg) und die andere an der Mangfall am Berg ober Vagen entlegen war, ſo wurden dieſe Grafen von mehrern Geſchichtſchreibern für Abkömmlinge der genannten ausgezeichneten Edelgeſchlechter aus den Zeiten der Agilolfinger erachtet.

Die Geſchichtforſcher Lazius, Aventin und Wigileus Hund beginnen die Genealogie der Grafen von Falkenſtein und Neuburg mit einem Grafen Patto, der noch um das Jahr 1040 lebte, und ſchlieſſen mit einem Grafen Sigboto, welcher i. J. 1272 von einem ſeiner Dienſtmänner im Bade ermordet wurde. Auch Ritter von Lang *) folgte größtentheils dieſer Darſtellung, wandelte aber den Namen des Grafen Patto von Falkenſtein in den Namen Siboto um, und verwarf die Stiftung des Kloſters (Canonicatſtifts) Weyarn durch einen Grafen Siboto von Neuburg, weil er eine das Alter eines ſpätern Grafen Sigboto bezeichnende Stelle im Cod. Falkensteinensi mißverſtändlich auf den Stifter von Kloſter Weyarn bezog. In allen dieſen Genealogien ſind die Grafen von Falkenſtein und die Grafen von Neuburg und Weyarn unausgeſchieden aus einer von genanntem Grafen Patto ausgehenden Hauptlinie dargeſtellt. Hingegen kommen ſie in zwey Hauptlinien ausgeſchieden vor in den Stammtafeln der ausgeſtorbenen Regenten von Bayern (Leipzig bey Widman's Erben und Reich. 1778. XVI. Tabelle) und in der genealogiſchen Tabelle über die Grafen von Neuburg und Falkenſtein, welche dem Catalogo Religiosorum Weyarensium des Probſts Rupert Sigl von Weyarn beygefügt iſt. **)

Probſt Sigl legte ſeiner Genealogie die im Coder oder Saalbuch von Falkenſtein *) enthaltene genealogiſche Stelle zum Grunde, welche alſo lautet:

„Comitis Sigbotonis (des zur Zeit des Herzogs Otto I. von Bayern lebenden Grafens Sigboto I. von Falkenſtein) Pater dicebatur Roudolfus, Avus ejus Herrandus, Attavus (proavus) ejus Patto. Ejusdem Comitis Mater dicebatur Gertrut, Avus ejus Sigboto; Attavus ejus Gerolt. Filii Comitis Sigbotonis dicebantur Chouno et Sigboto. Mater vero eorum Hiltegardis.“

Er unterſchied hienach zwiſchen den alten Grafen von Falkenſtein und den Grafen Neuburg und Wiare (Weyarn), erachtete aber, die in der angezogenen genealogiſchen Stelle des Cod. Falkensteinens. an die Spitze geſtellten Grafen Patto (von Falkenſtein) und Gerolt (von Neuburg) als Brüder betrachten zu müſſen, und glaubte ſich berechtigt, da die genannte Stelle keinen gemeinſchaftlichen Stammvater beyder Grafen und Linien angibt, einen ſolchen durch Conjectur aufſtellen zu dürfen, und nahm ſonach zwey Grafen Patto an, einen ältern und einen jüngern, wovon der ältere zugleich der Vater des jüngern Grafen Patto und des Grafen Gerolt und mithin Stammvater des Geſammthauſes Neuburg Falkenſtein ſeyn ſollte.

(Schluß folgt.)

*) Bayerns Gauen nach den Volksſtämmen Allemanen, Franken und Bayern. Nürnberg 1831. M. ſ. auch Bayerns Gaue von Karl v. Spruner ꝛc. 1831.

**) Ruperti II. Propositi Catalogus Religiosorum Weyarensium 1789. Typis editus 1797.

*) Dieſer Codex iſt zwar im VII. Band der Monum. boic. abgedruckt aber ſo fehlerhaft, daß ein neuer Abdruck zu wünſchen wäre.

Beylage zu Nro. 39 der Gelehrten Anzeigen (XXXVII. Band).

Tabula genialogica secundum Rupertum Sigl, Praepositum Canoniae Weyarensis.

Patto I.

Comes de Neuburg et Falkenstein. † ante 1017.
Uxor ex Stemate C. de Andex.

Geroldus C. de Neuburg et Wiare. Uxor Luitgardis.

- Udalschalcus abbas Tegernseensis anno 1191 — 1210.
- Sigebotus I. † 1136. Uxor Alhaidis de Sulzbach.
  - Sigebotus II., obiit improlis ante patrem.
  - Sigebotus III. obiit circa 1241. Uxor Adelhaidis.
    - Sigebotus occisus in Balmeo anno 1272. Uxor Irmingardis.
  - Chuno II. obiit improlis post annum 1256. Uxor Elisabeth.
- Frideruna, uxor generosi Hugonis in Norico Ripensi.
  - Gertrudis, uxor Rudolphi de Falkenstein, heres unica Sigeboti I. de Neuburg.
    - Sigebotus I. de Falkenstein. Uxor Hildegardis filia Chunonis IV. de Meglingen.
      - Sigebotus II. Uxor Luitgardis filia Conradi II. de Valley.
  - Chuno I., obiit improlis post 1189.
- Frideruna, uxor Engelschalki de Wasen.

Patto II. C. de Falkenstein.

- Herrandus I., obiit 1101. Uxor ex familia Comitum de Pilstein.
  - Rudolphus † circa 1135. Gertrudis filia Sigeboti I. de Neuburg uxor Rudolphi.
    - Herrandus II. † circa 1154. Uxor Sophia de Meglingen.
      - Sigebotus de Antwurt seu V, obiit improlis.
  - Wolfkerus I., obiit improlis circa annum 1158.
    - Wolfker II., obiit improlis.
  - Adelheidis, uxor Bertholdi de Potenstein in Austria.
    - Judith a. Maritus ejus Nizo, Eques de Raitenbuch.
  - Bernhardus dictus de Grueb. Uxor Mathildis, soror Ottonis I. de Valley.
    - Otto, Praepositus in Rotenbuch 1144. † post 1180.
    - Rupetus Abbas in Tegernsee 1155. † 1186.
    - G. filius.
      - N. filius.
    - N. filia.
      - N. filia. Maritus de Hohenfels.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

V. Physica.

F. Göbell, Die Besteuerung und Zukunft der deutschen Rübenzucker-Fabrikation. Breslau 1852.

Agricultur-chemische Untersuchungen und deren Ergebnisse, angestellt und gesammelt bey der landwirthschaftlichen Versuchsstation der Leipziger ökonomischen Societät vom J. 1851|52. Leipzig 1852.

B. R. Scheibler, Ueber Guano. Liegnitz 1852.

Fr. Kirchhof, Handbuch der landwirthschaftlichen Betriebslehre. Dessau 1852.

E. Heyer, Beytrag zur näheren Würdigung des Flächenfachwerkes. Gießen 1852.

Dr. J. Gottlieb, Vollständiges Taschenbuch der chemischen Technologie. Leipzig 1852.

Schöttler, Ueber Dampfkessel-Explosionen. Magdeburg 1852.

J. Leidy, Special anatomy of the Gasteropoda of the united states. Philad. 1851.

Fr. G. Hope, Catalogo dei crostacei italiani etc. Napoli 1851.

Dr. L. Pfeiffer, Conspectus cyclostomaceorum emendatus et auctus. Cassellis 1852.

F. X. Fieber, Rhynchotographieen. Prag 1851.

C. Bergmann und R. Leuckart, Vergleichende Anatomie und Physiologie. Stuttg. 1852.

C. Vogt, Bilder aus dem Thierleben. Frankf. 1852.

L. Pfeiffer, Monographia pneumonopomorum viventium. Cassel 1852.

J. Müller, Ueber Synapta digitata und über die Erzeugung von Schnecken in Holothurien. Berlin 1852.

J. Müller, Ueber die Ophiurenlarven des Adriatischen Meeres. Berlin 1852.

G. Johnston, Einleitung in die Konchyliologie oder Grundzüge der Naturgeschichte der Weichthiere. Herausg. von H. G. Broun. Lief. 1. Stuttg. 1853.

L. Kerl, Beschreibung der Oberharzer Hüttenprozesse. Clausthal 1852.

K. W. Tschewkin und A. D. Oserski, Rußland's Bergwerksproduktion. A. d. Russ. von Dr. C. Zerrenner. Leipzig 1852.

A. Gurlt, Bemerkungen über die neueren Fortschritte des Kupferhüttenprozesses in England. Freiburg 1852.

VI. Anthropologia.

R. Leubuscher, Ueber die Entstehung der Sinnestäuschung. Berlin 1852.

Dr. J. F. Siemers, Vorlesungen über Anthropologie, Physiologie und Diätetik. Leipzig 1852.

C. Crowe, The night side of nature or ghosts and ghost Seers. Lond. 1852.

S. Ruf, Psychische Zustände. Ein Beytrag zur Lehre von der Zurechnung. Innsbruck 1852.

Dr. C. G. Carus, Ueber Geiſtesepidemien der Menſchheit. Leipzig 1852.

M. Prisse d'Avennes, Miroir de l'Orient ou tableau historique des croyances, moeurs, usages ... de l'Orient Musulman et Chrétien. Livr. 1. Paris 1852.

A. F. Ozanam, Du progrès dans les siècles de decadence. Par. 1852.

J. Grimm, Ueber Frauennamen und Blumen. Berlin 1852.

K. Friedrich, Die Erziehung zur Arbeit. Leipzig 1852.

A. Grynäus Paedagogia sublimior theoretica et applicata. Pesth 1852.

Earl of Carlisle, Lectures and addresses in aid of popular education. Lond. 1852.

Ch. Palmer, Evangeliſche Pädagogik. Abth. 1. Stuttg. 1853.

J. Niggler, Das Turnen, ſein Einfluß und ſeine Verbreitung. Gekrönte Preisſchrift. Bern 1852.

P. R. von Bilguer und v. d. Laſa, Handbuch des Schachſpieles. 2te verb. Aufl. Berlin 1852.

F. Baucher, Methode der Reitkunſt. 4te Aufl. A. d. Franz. Berl. 1852.

VII. Philosophia.

Gratry, Une étude sur la sophistique contemporaine ou lettre à M. Vacherot. 2me édition. Paris 1851.

Basilidis philosophi Gnostici sententias ex Hippolyti libro *κατὰ πασῶν αἱρεσέων* nuper reperto ... ill. Jacobi. Berol. 1852.

L. A. Gruyer, Opuscules philosophiques. Bruxelles 1851.

Dr. A. Gladiſch, Die Religion und die Philoſophie in ihrer weltgeſchichtlichen Entwickelung und Stellung zu einander, nach den Urkunden dargeſtellt. Breslau 1852.

Dr. K. Fiſcher, Vorleſungen über Geſchichte der neueren Philoſophie. Bd. 1. Abth. 1. Stuttg. 1852.

H. C. Oerſtedt, Die Naturauffaſſung des Denkens und der Einbildungskraft. Hamburg 1852.

Dr. J. Kieſel, Der idealiſtiſch-realiſtiſche Prozeß des Bewußtſeyns. Würzburg 1852.

Will. Whewell, Lectures on the history of moral philosophy in England. Lond. 1852.

VIII. Aesthetica.

Italieniſcher Novellenſchatz. Ausgewählt und überſ. von A. Keller. Th. 1 — 4. Leipzig 1852.

Gedichte der Troubadours. Im Versmaß der Urſchrift überſetzt von K. L. Kannegießer. Tübing. 1852.

Amis et Amiles und Jourdains de Blaivies. Zwey altfranzöſ. Heldengedichte des Kerlingiſchen Sagenkreiſes. Herausgegeben von C. Hofmann. Erlangen 1852.

Dr. A. Boltz und Dr. H. Franz, Handbuch der engliſchen Literatur. Th. 1. Berlin 1852.

M. Gnizot, Shakspeare et son temps, étude littéraire. Par. 1852.

K. Gutzkow, Aus der Knabenzeit. Frankf. 1852.

B. Goltz, Ein Jugendleben. Th. 1. 2. 3. Leipzig 1852.

H. E. Marcard, Vermiſchte Schriften. Hamburg 1852.

Fr. Kugler, Belletriſtiſche Schriften. Bd. 1 — 5. Stuttgart 1852.

H. Eiſenlohr, Martin Luther. Bd. 1. 2. Stuttg. 1852.

Fr. Bodenſtedt, Gedichte. Bremen 1852.

Lieder Muskatblut's; erſter Druck beſorgt von Dr. E. v. Groote. Cöln 1852.

Heinzelein von Conſtanz von F. Pfeiffer. Leipzig 1852.

F. W. Hackländer, Bilder aus dem Soldatenleben. Bd. 1. 4te Aufl. Stuttg. 1852.

L. Eckardt, Vorleſungen über Göthe's Torquato Taſſo. Bern 1852.

Dr. E. Meier, Deutſche Volksmährchen aus Schwaben. Stuttg. 1852.

M. Lermontoff, Poetiſcher Nachlaß, überſ. von Fr. Bodenſtedt. Bd. 1. Berlin 1852.

J. Kraszewskiego, Ostatni z Siekierzyn'skich. Petersburg 1851.

M. Missirini, Iscrizioni italiane. Palermo 1834.

L. A. Gera, Veneziano, Delle iscrizioni italiane e latine. Centuria 1. 2. Venezia 1845 — 46.

Ant. Calegari, Inscriptiones. Patavii 1818.

J. W. Völker, Die Kunſt der Malerei. Leipzig 1852.

Apsley Pellat, Curiosities of glass making. Lond. 1849

A. Martin, Handbuch der Photographie. 3te Aufl. Wien 1852.

Catalogue of the collection of Assyrian, Babylonian, Indian, Peruvian and Mexican Antiquities formed by B. Hertz. Lond. 1851.

E. H. Langlois, Essai sur les danses des morts ... ouvrage complété et publié par A. Pottier et Alfr. Baudry. Vol. 1. 2. Rouen 1851.

Les Danses des Morts, dissertations et recherches historiques etc.... publiés par G. Kastner. Par. 1852.

St. de la Madelaine, Théories complètes du chant. Par. 1852.

E. Fr. Richter, Die Grundzüge der muſikaliſchen Formen und ihre Analyſe. Leipzig 1852.

— —, Die Elementarkenntniße zur Harmonielehre und zur Muſik überhaupt. Leipzig 1852.

E. de Coussemaker, Histoire de l'harmonie au moyen age. Par. 1852.

J. B. Labat, Etudes philosophiques et morales sur l'histoire de la musique. T. 1. Par. 1852.

J. Fiſchhof, Verſuch einer Geſchichte des Clavierbaues. Wien 1853.

A. Barbereau, Etudes sur l'origine du système musical. I. Mémoire. Par. 1852.

IX. Politica.

S. Tremenheere, The political experience of the Ancients. Lond. 1852.

Sieben Geſpräche über Staat und Kirche. Arnsberg 1852.

P. Paruta, Opere politiche. Vol. 1. 2. Firenze 1852.

Dr. C. W. Opzoomer, Conſervatismus und Reform. A. d. Holländ. überſ. von J. H. Hisgen. Utrecht 1852.

E. Kretzſchmar, Der Kampf des Plato und die religiöſen und ſittlichen Principien des Staatslebens. Leipzig 1852.

Alph. Grün, Le vrai et le faux socialisme. Par. 1849.

E. Fabri, Die öffentliche Meinung und die Politik in ihrer Wechſelwirkung. Erlangen 1852.

G. Schirges, Volkswirthſchaftliche Studien. Frankf. 1852.

J. R. MacCulloch, A treatise on the circumstances which determine the rate of wages. Lond. 1851.

A. Zaleisky, Handbuch der Geſetze und Verordnungen für die Polizeiverwaltung im öſterreich. Kaiſerſtaate von 1740 — 1852. Lief. 1. Wien 1852.

Dr. J. Schladebach, Vorſchläge zur Förderung der Koloniſation und des Gewerbfleißes in Deutſchland. Dresden 1852.

C. Matthiae, Die Polizeigeſetze des Herzogthums Braunſchweig. Braunſchweig 1852.

C. Frh. v. Phull, Verſuch einer ſyſtematiſchen Anleitung für das Studium der Kriegs-Operationen. Stuttgart 1852.

Darſtellung der Begebenheiten des deutſch-däniſchen Krieges von 1848. Abth. 1. Berlin 1852.

H. Aſter, Die Gefechte und Schlachten bey Leipzig im Oktober 1813. Thl. 1. Dresden 1852.

Ed. Kuchenbäcker, Vorleſungen über Kriegskunſt und Kriegswiſſenſchaft. Bd. 1. Leipzig 1852.

W. H. Gündell, Die Feuerwaffen der K. Hannoverſchen Infanterie. Hannover 1852.

G. v. Hofmann, Das neue Percuſſions-Gewehr. Coblenz 1852.

X. Medicina.

H. Rohlfs, Umriſſe zur Kritik der neueren deutſchen Medizin. Th. 1. München 1851.

The American Journal of Insanity. Vol. I — VI. Utica 1844 — 50.

Dr. H. v. Andreä, Ueber den Zuſammenhang zwiſchen Medizin und Philoſophie. Frankf. 1852.

Dr. H. Häſer, Lehrbuch der Geſchichte der Medizin und der epidemiſchen Krankheiten. 2te umgearb. Aufl. Abth. 1. Jena 1852.

J. Moleſchott, Der Kreislauf des Lebens. Phyſiologiſche Antworten auf Liebig's chemiſche Briefe. Mainz 1852.

F. Bidder u. C. Schmitt, Die Verdauungsſäfte und der Stoffwechſel. Mitau 1852.

Dr. A. Fr. Hohl, Zur Pathologie des Beckens. Leipz. 1852.

J. Adam's, Anatomie und Pathologie der Vorſteherdrüſe. A. d. Engl. von Dr. W. Keil. Halle 1852.

C. Kahl, Anleitung zur Behandlung der acuten Krankheiten mit Waſſer. Hamb. 1852.

M. Huß, Chroniſche Alcoholskrankheit oder Alcoholismus chronicus. A. d. Schwed. überſ. von G. van dem Buſch. Stockholm 1852.

Dr. C. Kiſſel, Die direkte Kunſtheilung der Pneumonieen. Eilenburg 1852.

Dr. G. Capsoni, Della influenza delle risaje sulla salute umana. Milano 1851.

Dr. A. Siegert, Das Eis innerlich gebraucht als Heilmittel gegen die aſiatiſche Cholera. Leipz. 1852.

C. Morris, Lectures on scarlett fever. Philadelphia 1851.

A. Michaux, Mémoire sur les causes de la fièvre jaune. Par. 1852.

Dr. A. B. Maddock, Die Inhalationskuren. Weimar 1852.

Dr. H. Helfft, Krampf und Lähmung der Kehlkopfs-Muskeln. Berlin 1852.

Dr. C. F. Eichſtedt, Ueber den Durchfall der Kinder. Greifswald 1852.

R. Dundas, Sketches of Brazil, including new views of tropical and European fever. Lond. 1852.

Dr. J. Fr. H. Albers, Lehrbuch der Semiotik. 2te Aufl. Leipzig 1852.

Dr. W. R. Weitenweber, Mittheilungen über die Peſt zu Prag in den Jahren 1713 — 1714. Prag 1852.

Dr. L. Sachs, die Heilkraft des kalten Waſſers auf wiſſenſchaftl. Principien zurückgeführt. Berlin. 1849.

E. Pohl, die Melancholie nach dem neueſten Standpunkte der Phyſiologie und auf Grundlage kliniſcher Beobachtungen. Prag 1852.

Fr. W. Heidenreich, Die Verkürzung des Schenkels im Hüftgelenke. Ansbach 1852.

Dr. J. C. Jüngken, Ueber die Anwendung des Chloroforms bey Augenoperationen. Berlin 1850.

H. Schuſter, Ueber Thoraxgeſchwülſte. Erlang. 1851.

Dr. J. H. Stütz, Aufſuchung der Gefäße und Nerven am menſchlichen Körper. 2te Aufl. Wien 1852.

Dr. P. Landi, Della ottalmia catarrale epidemica. Firenze 1850.

Dr. W. Roſer, Die Lehre vom Hornhaut-Staphylom. Marburg 1852.

Dr. Fr. Ph. Ritterich, Das künſtliche Auge. Leipzig 1852.

Dr. Fr. Ravoth und Dr. Fr. Vocke, Chirurgiſche Klinik. Berlin 1852.

Dr. J. J. Bühring, Zur Pathologie und Therapie der Krankheiten des Hüftgelenkes und ihrer Ausgänge. Berlin 1852.

Dr. Werner, Grundzüge einer wiſſenſchaftlichen Orthopädie. Abth. 1. Berlin 1852.

Dr. K. E. Haſſe, Die Menſchenblattern und die Kuhpockenimpfung. Zürich 1852.

Dr. G. Roß, Beyträge zur Orthopädie. Altona 1852.

L. Geiſt, Die Regeneration des Unterkiefers nach totaler Narcoſe durch Phosphordämpfe. Erlangen 1852.

Dr. G. v. Breuning, Heilart des Beinfraßes auf arzneilichem Wege. Wien 1852.

Homolle et Quevenne, Mémoires sur la digitaline. Par. 1851.

Dr. B. Schuchardt, Unterſuchungen über die Anwendung des Magneſiahydrats. Göttingen 1852.

F. B. Chaumeton, Flore médicale. Vol. I — VIII. Par. 1844 — 1850.

Alibert, Des eaux minérales dans leurs rapports avec l'économie publique, la médecine et la législation. Par. 1852.

Dr. F. W. Scanzoni, Die geburtshilflichen Operationen. Wien 1852.

E. Winkler, Memoranda der gerichtlich-chemiſchen Prüfung auf Gifte. Weimar 1852.

Dr. J. M. F. de Saive, Die Inokulation, ein Schutzmittel gegen die Lungenſeuche des Rindviehs. Köln 1852.

XI. Jus.

Fr. Freiesleben, Handbuch der Berggeſetzgebung des Königreiches Sachſen. Leipzig 1852.

Het Nederlandsch Wetboek van Koophandel van 1830 en de Code de Commerce. Utrecht 1851.

Dr. C. H. L. Brinckmann, Lehrbuch des Handelsrechts. 1te Hälfte. Heidelb. 1852.

Bericht über den Handel und die Induſtrie von Berlin in den Jahren 1850 u. 51, erſtattet von den Aelteſten der Kaufmannſchaft von Berlin. Berl. 1852.

Dr. C. A. Schmidt, Der prinzipielle Unterſchied zwiſchen dem römiſchen und germaniſchen Rechte. Bd. 1. Roſtock 1853.

Dr. A. C. Holtius, Abhandlungen civiliſtiſchen und handelsrechtlichen Inhalts, überſ. von Dr. S. Sutro. Utrecht 1852.

Fr. Ritschel, Legis Rubriae pars superstes. s. l. et a.

W. Parbs, Berichtigungen mit Ergänzungen z. G. F. Puchta's Pandekten-Vorleſungen. Schwerin 1852.

R. Jhering, Geiſt des Römiſchen Rechts auf den verſchiedenen Stufen ſeiner Entwickelung. Th. 1. Leipzig 1852.

Dr. F. L. Keller, Der Römiſche Civilprozeß und die Actionen in ſummariſcher Darſtellung. Abth. 1. Leipzig 1852.

Dr. R. Stintzing, Das Weſen von Bona fides und titulus in der Römiſchen Usucapionslehre. Heidelb. 1852.

A. Brinz, Kritiſche Blätter civiliſtiſchen Inhalts. Erlangen 1852.

C. C. F. Hierſemenzel, Vergleichende Ueberſicht des heutigen Römiſchen und Preuß. gemeinen Privatrechts. Thl. 1. Berlin 1852.

H. Grapow, Zuſammenſtellung der Beſtimmungen für das Bauweſen im Preußiſchen Staate aus den Jahren 1845 — 1852. Berlin 1852.

L. Eggert, Das heutige Gewerbeweſen in den K. Preußiſchen Staaten. Berlin 1852.

Vogelmann, Die Zehentablöſung im Großherzogthume Baden. Karlsruhe 1838.

Alex. a Daniels de Saxonici speculi origine. Berol. 1852.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 45.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.
Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bemerkungen über die Genealogie und die Besitzungen der Grafen von Falkenstein und Neuburg von Dr. Buchinger k. Hofrath.

(Schluß.)

Der ältere Graf Patto, welcher im Jahre 1010 nach Urkunden des Klosters Tegernsee, dessen Fiskal — Advokat war, und durch Heyrath zur Grafschaft Falkenstein gelangt seyn soll, soll schon um das Jahr 1017 gestorben seyn, da um diese Zeit seiner in Monum. boic. nicht mehr gedacht wird, der jüngere aber, der auch Vogt des Klosters Tegernsee war, und im Jahre 1040 urkundlich vorkömmt, soll vor dem Jahre 1042 verlebt haben, da in diesem Jahre schon ein gewisser Luitprand als Advokat von Tegernsee bezeichnet wird.

Hier wird nun bemerkt werden dürfen, daß im Jahre 1025 bey einer zu Regensburg zwischen der verwittibten Kaiserinn Kunigunde und dem Bischof Engelbert von Freysing erfolgten wichtigen Tauschverhandlung drey Grafen Gerolt als Zeugen auftraten, nähmlich ein Graf Gerolt im Obersundergau, ein anderer Graf Gerolt und der gleichnamige Sohn eines dieser Grafen *), wornach es also nicht wohl wahrscheinlich ist, daß der vom Prälaten Sigl angenommene Graf Patto der ältere hier als Vater eintreten konnte.

Es beruhet auch die ganze Conjectur des Prälaten allein auf der Voraussetzung, daß die im Cod. Falkensteinens. in der mehrgedachten genealogischen Stelle an der Spitze findlichen Grafen Patto und Gerolt Blutsverwandte gleichen Grades und sonach Brüder seyen. Allein es scheint an hinlänglicher Sicherheit zu Annahme solcher Blutsverwandschaft und Brüderschaft zwischen beyden genannten Grafen zu fehlen, da sie nach der genealogischen Tabelle des Cod. Falkensteinens. vielmehr als Glieder verschiedener Geschlechter und Häuser erscheinen, die erst in eines übergiengen, als Graf Rudolf, der Enkel des Grafens Patto von Falkenstein, die Enkelinn des Grafens Gerolt von Neuburg und Weyarn, nähmlich die Gräfinn Gertrud, Erbtochter des Grafens Siboto, der das Kloster Weyarn stiftete, und ohne männliche Nakommenschaft verstarb, ehlichte. Der Codex wollte wohl nur die Ahnen des Grafens Siboto I. von Falkenstein einerseits und die Ahnen der Gräfinn Getrud von Neuburg, seiner Gemahlinn, anderseits darstellen, erwähnt aber nichts von gleicher Abstammung beyder Häuser, woraus auf eine Blutsverwandschaft zwischen ihren Gliedern nothwendig zu schliessen wäre.

Es scheinen sich demnach hier zwey Häuser von verschiedener Abstammung darzustellen, und da nach der Geschichte des Klosters Wessobrun v. J. 1753, S. 82 Falkenstein noch im Jahre 955 eine Besitzung der Grafen von Andechs war, so ist es wahrscheinlich, daß das Haus Falkenstein ein Zweig hie-

*) Complicatio Dnae Cunigundae Imperatricis atque Engelberti Episcopi Frisingens. apud Meichelbek. Pars I. pag. 219. M. s. auch Prof. Buchner's bayerische Geschichte, III. Buch S. 173 u. 174.

von war, wie auch Herr Ritter v. Koch-Sternfeld schon geäussert hat. *) Die Grafen von Neuburg aber mochten von dem erlauchten Geschlechte der Fagana abstammen, welchem Schloß und Ort Fagen an der Mangfall ihren Namen verdanken dürften, und unfern welchen die Nachkommen sich eine neue Burg (das vorm. Schloß Neuburg) erbauten, auf das alte Fagen aber Ministerialen oder Lehenmänner setzten, die davon ihren Namen erhielten, aber nicht mit dem alten Edelgeschlechte dieses Namens verwechselt werden dürfen, so wie auch urkundlich unter den Grafen von Dachau Ministerialen von Dachau vorkommen.

Wenn nun zwar mit des Prälatens Sigl-Conjectur hinsichtlich eines gemeinsammen Stammvaters der Grafen von Falkenstein und jener von Neuburg und Weyarn nicht Jedermann verstanden seyn dürfte, so verdient gleichwohl im Allgemeinen seine Genealogie genannter Grafen zuversichtlich den Vorzug vor allen übrigen derley Genealogien in Hinsicht auf Gründlichkeit und Ausführlichkeit, und da der Catalogus Religiosorum Weyarensium, worin diese Genealogie tabellarisch vorgetragen, selten und wenig verbreitet ist, so wird der hier angefügte Abdruck dieser tabellarischen Darstellung sich rechtfertigen lassen.

Die Hauptbesitzungen der Grafen von Neuburg und Falkenstein bestanden, nachdem auf Weyarn ein Augustiner-Stift begründet worden, noch in den Grafschaften und Herrschaften Neuburg, Falkenstein, Hademarsberg (Hartmansberg) und Herrantstein. Graf Siboto I. von Falkenstein dessen Vater Rudolf durch die Vermählung mit der Erbtochter des Grafens Siboto von Neuburg die Grafschaft Neuburg erlangt hatte, nannte sich auch im Cod. Falkensteinens. einen Grafen von Neuburg, von Falchenstein von Hademarsperch und von Herrantstein, Sohn des Grafens Rudolf. Für jede Grafschaft stand am Sitze derselben eine eigene Procuratie. Auch hatte der Graf die Vogtey in Aibling *) und zahlreiche zum Theil sehr ansehnliche Lehengüter.

Zu den ansehnlichsten und größern Lehen gehörte zuvörderst die schon genannte Herrschaft Hademarsberg in den Umgebungen des Simsees und des Chiemsees, welche vom Bisthum Trient zu Lehen gieng. Weitere größere Lehen waren Hausleiten in Oesterreich vom Hochstift Passau, eine große Zahl von Gütern von den Grafen von Burghausen, Sulzbach, Craiburg, Wasserburg ꝛc. die Cometie Luichental vom Herzog von Bayern, die Vogteyen über die erzbischöfl. salzburgischen Güter bey Chiemsee, über des Stiftprobst's Güter daselbst und über die Probstey-Güter zu Wiare (Weyarn), die Vogtey auf dem Berg S. Petri (Madron) vom Bischof zu Freysing, die Lehen vom Pfalzgrafen Otto den jüngern Bruder des Herzogs Otto I. von Bayern zu hundert Mansus und noch viele andere Güter, wie sie im Cod. Falkensteinens. und hiernach in des Ritters v. Lang Schriften über Bayerns Gauen aufgeführt sind.

Durch Vermählungen gelangten die Grafen von Falkenstein und Neuburg in Schwägerschaft mit vielen adelichen Häusern in Bayern und Oesterreich, namentlich mit den Grafen von Sulzbach durch Adelheid der Gemahlin des Grafens Siboto von Neuburg, des Stifters der Canonie zu Weyarn, mit den Grafen von Beilstein durch des Grafens von Falkenstein Herrant I. Gemahlinn, mit den Grafen von Potenstein in Oesterreich durch die Gräfinn Adelheid von Falkenstein, mit den Grafen von Valley durch des Grafen Bernhard von Falkenstein genannt von Grueb Gemahlin, mit den Grafen von Meglingen durch die Gemahlinen der Grafen Sigeboto I. und Herrant II. von Falkenstein, mit den Grafen von Valley durch die Gemahlinn des Grafens Sigboto II., mit den edlen von Wasen durch die Gräfinn Frideruna von Falkenstein, ferner mit den edlen von Hohenfels und Raitenbuch ebenfalls durch Falkensteinische Gräfinnen.

*) Das Reich der Longobarden in Italien, eine akademische Abhandlung 1839. S. 8.

*) Also nicht den Ortsbesitz wie in einer neuern historischen Schrift vorkömmt.

Mehrere dieſer Verſchwägerungen hatten auch anſehnliche Erwerbungen an Gütern zur Folge. Ein eigener Eintrag im Falkenſteiner Codex oder Salbuch gibt Nachricht über das von Engelſchalk von Waſen ſeiner Gemahlinn Frideruna Gräfinn v. Falkenſtein zugewieſene Vermögen an Leuten und Gütern zu Waſen (in civitate Wasin). Auch die öſterreichiſche Herrſchaft Herrantſtein iſt, wie Rupert Sigl mit voller Ueberzeugung aſſerirt, durch Verſchwägerung der Grafen von Falkenſtein und der Grafen von Beilſtein an erſtere übergegangen *), nähmlich durch eine ehliche Verbindung des Grafen Herrans I. von Falkenſtein mit einer Gräfinn von Beilſtein. Auch bezieht ſich hierauf eine im Cod. Falkensteinens. vorkommende Verhandlung zu Niwenurfar (Neuurfahr) wornach Graf Siboto I. von Falkenſtein für den Fall ſeines Todes ſeiner Frau und ſeinen Söhnen das Caſtell Herrantſtein und alle ſeine Güter in Oeſterreich zuſicherte, und worin Behufs dieſer Dispoſition Graf Chounrad von Beilſtein aller bisher gemachten Anſprüche und Klagen auf das Patrimonium des vorgedachten Grafens Siboto von Falkenſtein in der Herrſchaft Herrantſtein und auf alle Zugehörungen verzichtete.

Nachdem das gräfliche Haus Falkenſtein und Neuburg gänzlich erloſchen war, kamen deſſen bayerſche Herrſchaften und Güter größtentheils an das Haus Wittelsbach und das Herzogthum Bayern. **)

*) M. ſ. über die Grafen von Beilſtein die Abhandlung über die Grafen von Burghauſen, Schalla und Beilſtein in den akademiſchen Denkſchriften hiſtoriſcher Klaſſe VI. B. 2. Abtheilung. — In dieſer Abhandlung finden ſich einige Druckfehler, welche hiemit berichtiget werden. M. l. Höuharter Wald ſtatt Hohenwarter Wald. S. 425 in der Note lies 50 Häuſer ſtatt 50 Einwohner. S. 426 lies Willibirg Gemahlin des Herzogs Conrad in Mähren ſtatt in Kärnthen. S. 416 lies Ennsthal ſtatt Emsthal und allenthalben Enns ſtatt Ems. S. 464, die hier benannten Orte gehören in das Gaſteiner Thal.

**) Hademarsberch hat jedoch der Biſchof von Trient ſchon circa 1263 an den Herzog von Bayern verliehen, alſo nach des Grafens Chuno II. Tode.

Falkenſtein wurde von den Herzogen Rudolf und Ludwig für ein Rechnungsguthaben und eine Ablöſungsſumme i. J. 1310 an Rudolf von Haslung verpfändet, nachdem es bisher ſchon von Chunrad Haslung onerös beſeſſen war. Späterhin i. J. 1501 kamen Schloß, Herrſchaft und Gericht von Falkenſtein durch Verkauf an die Kinder des Hanns Hofer, Gilg, Chriſtoph und Dorothea. Herzog Albrecht bekam hiefür 8500 fl.; Herzog Wilhelm kaufte aber die Herrſchaft wieder an ſich. In der Folge kam die Herrſchaft an die Herrn von Hund, und 1570 erſcheinen Hanns Jörg und 1573 Wolf Dietrich Hund. (Güterbeſchreibung) als Beſitzer. Dann folgten Chriſtoph Freyh. v. Ruepp und die Grafen von Preyſing, und i. J. 1780 kommt Joh. Nep. Xaver Graf von Preyſing auf Altenpreyſing vor.

Vagen erſcheint i. J. 1413 als ein den Herzogen in Bayern lehenbarer Sedelhof mit Tafern und Dorfgericht daſelbſt im Beſitz von Peter den Schalchdorfer, der dieſe Realitäten ſeinem Bruder Ulrich verkaufte. Sie verblieben bey den Schalchdorfern bis in den Eingang des XVI. Jahrh., in welchem anno 1508 ein Ulrich Schalchdorfer an den Veit Marlrainer die eine Hälfte und anno 1516 Jörg Schalchdorfer resp. deſſen Vormundſchaft an den Herzog Wilhelm von Bayern die andere Hälfte verkaufte. Die erſtgedachte Hälfte kam ſpäterhin an die Grafen von Löſch, welche in der Güterbeſchreibung der Jahre 1570—1597 vorkommen. Im Jahre 1780 erſcheint Joſeph Ferdinand Graf zu Reinſtein und Tattenbach als Inhaber der Hofmark Valley, Holz- und Feldolling, Wattenſtorf, Marlrhain und Marhofen.

Sowohl Falkenſtein als Vagen erſcheinen noch im J. 1806 unter dem Pfleggericht Aibling, und in genanntem Jahr namentlich auch Hartmansberg (das alte Hademarsberch) als Hofmark und Vogteygericht im Beſitz von Joh. Valentin Reichsgrafen von Hörl, k. Generalmajor.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat July 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preußischen Staaten:

Verhandlungen, 41. Lieferung. Berlin 1853. 4.

Von der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel:

Mittheilungen V. Der Münzfund von Reichenstein. Basel 1852. 4.

Vom Herrn W. M. T. G. Morton in Washington:

Anaesthesia 2. Sess. 32. cong. Wash. 8.

Vom Herrn Dr. Scherer, Professor der Chemie in Freiberg:

Lehrbuch der Metallurgie, mit besonderer Hinsicht auf chemische und physikalische Prinzipien. 2ten Bandes 1. u. 2. Liefr. Braunschweig 1853. 8.

Vom Herrn J. G. H. Schwellengrebel in Bonn:

Neue verschiedene Coordinaten-Systeme im Zusammenhang untersucht. Bonn 1853. 4.

Vom Hrn. Christoph August Brandis, Professor in Berlin:

Aristoteles, seine akademischen Zeitgenossen und nächsten Nachfolger. Erste Hälfte. Berlin 1853. 8.

Vom Hrn. Paolo Volpicelli in Rom:

Saluzione Algebrica. Roma 1853. 4.

Vom Hrn. Manuel Johnson in Oxford:

Astronomical observations in the year 1851. Vol. XII. Oxford 1853. 8.

Vom Hrn. Macedo Melloni, Professor in Neapel:

Considerazioni ed esperenzie intorno al magnetismo delle Rocce. Napoli 1853. 4.

Vom Hrn. Jodok Stülz, Chorherr von St. Florian in Wien:

Das Leben des Bischofs Altmann von Passau. Wien 1853. gr. Fol.

Von dem Herrn. Dr. v. Schlichtegroll, k. Hofrath hier:

Ueber die Salbücher des Mittelalters. Münch. 1853. 8.

Von dem Herrn Bibliothekar Dr. Krabinger hier:

J. Caecili Cypriani episcopi Karthaginiensis et martyris libri de catholicae ecclesiae unitate et de habita virginum. Tubingae 1853. 8.

Von dem Herrn Major von Sprunner hier:

Leitfaden zur Geschichte von Bayern. Bamberg 1853.

Von dem Herrn Piccolos in Paris:

Supplement a l'anthologie grecque contenant des épigrammes et autres poesies légères inedites. Paris 1853. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Schluß.)

XI. Jus.

F. Walter, Deutsche Rechtsgeschichte. Lief. 1. Bonn 1852.

H. Siegel, Das deutsche Erbrecht nach den Rechtsquellen des Mittelalters. Heidelb. 1853.

Rechtsdenkmale aus Thüringen. Herausg. von A. L. J. Michelsen. Lief. 1. Jena 1852.

Ad. Holtzmann, Ueber das Verhältniß der Malberger Glosse zum Text der lex salica. Heidelb. 1852.

C. Chr. Eigenbrodt, Ueber die Natur der Bede-Abgaben. Gießen 1826.

Frz. Löher, Das System des Preuß. Landrechts. Paderborn 1852.

Vollständige Sammlung der seit 13. März 1848 im Justizfache erschienenen Gesetze und Verordnungen. Bd. 1. Jahrgang 1848. Wien 1852.

Dr. A. Th. Michel, Darstellung der Gewährleistung nach dem österreich. Privatrechte. Prag 1849.

M. Hahn, Die direkten Steuern Oesterreichs. Wien 1852.

Corpus juris consuetudinarii regni hungarici. T. 1. 2. Budae 1844 — 46.

M. Taillier, Recherches sur l'histoire des institutions politiques et civiles du moyen age (du IX au XVI siècle). Bruxelles 1850.

M. Quantin, Recherches sur le tiers-état au moyen-age. Par. 1851.

J. Levita, De la réforme hypothécaire en France et en Prusse. Par. 1852.

Dr. C. S. Zachariä von Lingenthal, Handbuch des französischen Civilrechts. 5te verm. Aufl. Herausg. von Dr. Anschütz. Bd. 1. Heidelb. 1852.

A. Giordano, Commento sulle leggi civili del regno delle due Sicilie. Vol. I — V. Napoli 1848 — 51.

L. Volpicella, Gli antichi ordinamenti marittimi della cittá di Trani. Potenza 1852.

New-York Code. First report of the commissioners of the Code. Book 1. Chapters 1. 2. 3 and 4. Albany 1849.

Laws of the state of New-York. Albany 1851.

Guil. Staundforde, Les Plees del Coron, anno domini 1574. Lond. 1573.

W. Hawkins, A treatise of the Pleas of the crown. Vol. 1. 2. Lond. 1822 — 24.

Ant. Fitzherbert, La Grande abridgement. Lond. 1577.

Laws of the state of North-Carolina, passed by the general session of 1850 — 51. Raleigh 1851.

H. v. Brauchitsch, Geschichte des preußischen Rechts. Berlin 1852.

W. Wills, An essay on the principles of circumstantial evidence. 3 Ed. Lond. 1850.

Das österreich. Strafgesetz vom 27. Mai 1852 und die Verordnungen über die Gerichts-Competenz. Wien 1852.

K. W. Hahn, Das Holzdiebstahl-Gesetz vom 2. Juni 1852. Breslau 1852.

Dr. F. V. Ziegler, Die Verbrechensunfähigkeit juristischer Personen. Mitau 1852.

Dr. A. Mayer, Das Strafverfahren im Großherzogthum Baden nach dem Gesetze vom 5. Febr. 1851. Lief. 1. Freiburg 1852.

Dr. Rich. John, Ueber Landzwang und widerrechtliche Drohungen. Göttingen 1852.

A. Frantz, Der Preußische Strafprozeß nach den positiven Gesetzen und legislatorischen Quellen. Heft 1. Quedlinb. 1852.

E. J. Ameke, Das Preußische Strafrecht. Abth. 1. Das Strafverfahren. Glogau 1852.

Dr. C. Trummer, Von der criminellen Behandlung des Bankerotts. Hamburg 1852.

A. v. Orelli, Die Jury in Frankreich und England. Zürich 1852.

E. F. Müller, Die Preuß. Strafprozeß-Ordnung in ihrer jetzigen Gestalt. Berlin 1852.

A. Hye, Das österreich. Strafgesetz über Verbrechen, Vergehen ꝛc. Lief. 1—4. Wien 1852.

Gesetz, den Diebstahl an Holz und anderen Waldprodukten betreffend. Vom 2. Juny 1852. Berlin 1852.

Ferd. Kramer, Briefe über Criminalrecht. Dresden 1852.

V. v. Haynau, Blätter aus der Mappe eines Criminalisten. Heft 1. Marburg 1852.

A. Bell, Historical sketches of feudalism, british and continental. Lond. 1852.

Dr. H. Zoepfl, Die weibliche Lehenerbfolge in Fuldische und Pfalz-Fuldische Mannlehen und Burglehen. Stuttg. 1852.

Dr. G. B. Sartori, Della storia de feudi e della legislazione, miglioramento e svincolo. Venezia 1852.

A. Ipsen, Die alten Landtage der Herzogthümer Schleswig-Holstein von 1588—1675. Kiel 1852.

Entwurf eines Gesetzes wegen Aufhebung der Fideicommisse, des Lehnsverbandes und der Stammgüter. Quedlinb. 1852.

L. Schaumann, Die rechtlichen Verhältnisse der legitimen Fürsten, des Usurpators und des unterjochten Volkes. Cassel 1821.

L. Gr. v. Pfeil, Das Wesen des modernen Constitutionalismus und seine Consequenzen. Berlin 1852.

K. F. Günther, Der Concurs der Gläubiger nach gemeinem deutschen Rechte. Leipz. 1852.

Fr. Gesell, Leitfaden zum deutschen gemeinen Civilprozeß. Berlin 1852.

L. Liebgott, Das Preußische Depositat-Verfahren. Berlin 1852.

XII. Theologia.

M. T. Ruyneau de S. George, Essai philosophique et historique sur le christianisme au 19. siècle. Par. 1851.

The holy Bible, translated into the Burmese from the original tongues. 2. Edit. Maulmain 1840.

Barth's Bible Stories. Translated into Marathi. Bombay 1852.

Dr. F. Larsow, Die Festbriefe des heiligen Athanasius, Bischof's von Alexandria. A. d. Syrischen übers. Leipzig 1852.

Rhabanus Maurus, de laudibus sanctae crucis ed. A. Henze. Lips. 1852.

Des heiligen Agobard Abhandlungen wider die Juden. A. d. Latein. übers. von E. Samosch. Leipzig 1852.

Tertulliani quae supersunt omnia ed. F. Oehler. T. I—III. Lips. 1853.

Ph. Fr. Keerl, Die Apokryphen des alten Testaments. Leipzig 1852.

E. M. Hengstenberg, Die Opfer der heiligen Schrift. Berlin 1852.

Fr. Delitzsch, Die Genesis. Leipzig 1852.

Dr. J. A. B. Lutterbeck, Die neutestamentlichen Lehrbegriffe oder Untersuchungen über das Zeitalter der Religionswende. Bd. 1. Mainz 1852.

Dr. F. X. Dieringer, Dogmatische Erörterungen mit einem Güntherianer. Mainz 1852.

H. E. F. Guericke, Versöhnliches über brennende Kirchenfragen der Zeit. Leipzig 1852.

J. E. Gladstone, What is Tractarianism; three lectures. Lond. 1852.

W. Beyschlag, Evangelische Beyträge zu den alten und neuen Gesprächen über Staat und Kirche. Berlin 1852.

The Gospel and the great Apostasy. Prize Essay. Lond. 1852.

M. Jocham, Moraltheologie. Th. 1. Sulzbach 1852.

Dr. Fr. Liebetrut, Die Sonntagsfeyer. Zweyte gekrönte Preisschrift. Hamb. 1851.

Dr. G. A. Keferstein, Die Einführung des rhythmischen Chorals. Apolda 1851.

G. Pfahler, Gregor der Große und seine Zeit. Bd. 1. Frankf. 1852.

P. Gonzati, La basilica di S. Antonio di Padova. Fasc. 1. 2. Padova 1851.

W. Drumann, Geschichte Bonifacius des Achten. Th. 1. 2. Königsb. 1852.

Dr. D. Schenkel, Die kirchlichen Gegenstände der Gegenwart. Darmstadt 1852.

Ch. MacFarlane, The Catacombs of Rome. Lond. 1852.

M. Müllbauer, Geschichte der katholischen Missionen in Ostindien. Gekrönte Preisschrift. Berlin 1852.

J. Müller, Historische Denkmäler in den Klöstern des Athos. Wien 1850.

J. Ch. Fässer, Geschichte der Münster'schen Wiedertäufer. Münster 1852.

Dr. A. Tholuck, Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrhunderts. Hamburg 1852.

G. de Félice, Histoire des protestants de France. Par. 1851.

A. Dammann, Geschichtliche Darstellung der Einführung der Reformation in den ehemals gräflich Schaumburgischen Landen. Hannover 1852.

Dr. K. Ch. Becker, Beyträge zu der Kirchengeschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Frankfurt a/M. mit besonderer Beziehung auf Liturgie. Frankf. 1852.

Dr. Ferd. Kampe, Geschichte der religiösen Bewegung der neueren Zeit. Bd. 1. Leipzig 1852.

J. H. Schulte, Das Leben des hl. Bonifacius, des Apostels der Deutschen. Münster 1852.

A. André, Cours alphabétique et méthodique de droit canon dans ses rapports avec le droit civil ecclésiastique. T. 1. 2. Par. 1852.

Dr. K. Hase, Die evangelisch-protestantische Kirche des deutschen Reiches. 2te Aufl. Leipzig 1852.

J. W. Fr. Höfling, Grundsätze evangelisch-lutherischer Kirchenverfassungen. Erlangen 1851.

Dr. C. Knies, Die katholische Hierarchie in den großen deutschen Staaten seit 1848. Halle 1852.

Dr. C. F. Göschel, Der Dualismus evangelischer Kirchenverfassung. Stettin 1852.

Der paritätische Staat und die Forderungen der Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz. Mainz 1852.

Dr. K. A. Schneider, Zur Verständigung über die Emancipation der Kirche, insonderheit der evangelisch-protestantischen. Berlin 1852.

Korb, Der geistliche Sühneversuch in Ehescheidungssachen, nach der Verordnung vom 28. Juni 1844. Berlin 1852.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Drittes Quartal. Juli — September.

I. Encyclopaedia.

(Historia litteraria. Academica.)

P. Burke, The law of international Copyright between England and France. Lond. 1852.

Novelle letterarie pubblicate in Firenze, l'anno 1740 — 1769. T. 1 — 30. Firenze 1740 — 1769.

Dr. J. G. Tiarks, Die Universität Cambridge. Heidelberg 1852.

L. Livet, Etudes sur la litterature française à l'époque de Richelieu et de Mazarin. I. Bois-Robert. Par. 1852.

G. Prezziner, Storia del pubblico studio e delle società scientifiche. Vol. 1. 2. Firenze 1810.

Seraf. Mazzetti Bolognese, Memorie storiche sopre l'università e l'istituto della scienze di Bologna. Bologna 1840.

Dr. R. Holzapfel, Mittheilungen über Erziehung und Unterricht in Frankreich. Magdeb. 1852.

Storia letteraria della Liguria. T. 1 — 4. Genova 1824 — 1826.

J. F. Hautz, Die Juristenfakultät der Universität Heidelberg unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, vom J. 1559 — J. 1576. Leipzig 1853.

Ang. Fabronius, Historiae academiae Pisanae. Vol. 1 — 3. Pisis 1791 — 95.

F. G. Eichhoff, Tableau de la littérature du Nord au moyen age. Par. 1853.

Geschichte der K. K. Hof-Staats-Druckerey in Wien. Wien 1851.

Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen te Haarlem. Deel 1. Haarlem 1851.

J. Arneth, Archäologische Analekten. Wien 1851.

Transactions of the China Branch of the Royal Asiatic Society. P. 1. 2. Hongkong 1848 — 1852.

A. Trendelenburg, Leibniz und die philosophische Thätigkeit der Akademie im vorigen Jahrhundert. Berlin 1852.

Mémoires de la société archéologique de l'Orléannais. T. I. Orléans 1851.

Ant. Mazzarosa, Opere. T. 1 — 4. Lucca 1841 — 42.

Jos. Droz, Oeuvres morales. Vol. 1. 2. Par. 1826.

Fr. v. Raumer, Vermiſchte Schriften. Bd. 1. Leipzig 1852.

Adr. Balbi, Scritti geografici, statistici e vari. T. 1 — 5. Torino 1841 — 42.

II. Philologia.

Fr. Miklosich, Vergleichende Grammatik der ſlaviſchen Sprachen. Bd. 1. Gekrönte Preisſchrift. Wien 1852.

H. A. Zwick, Grammatik der Weſt-Mongoliſchen, das iſt Oirad oder Kalmükiſchen Sprache. Königsfeld 1851.

Dr. K. W. Lucas, Formenlehre des joniſchen Dialektes im Homer. Bonn 1853.

V. Nannucci, Teoria dei nomi della lingua italiana. Firenze 1847.

F. Diez, Zwey altromaniſche Gedichte berichtigt und erklärt. Bonn 1852.

Cariſch, Wörterbuch der rhätoromaniſchen Sprache in Graubünden. Chur 1852.

E. L. Rochholz, Deutſche Arbeits-Entwürfe zur Bildung des Denk- und Sprachvermögens. Mannheim 1853.

Hoffmann von Fallersleben, Hannover'ſches Namenbüchlein. Hannover 1852.

R. L. v. Heufler, Ein botaniſcher Beytrag zum deutſchen Sprachſchatz. Wien 1852.

W. Grimm, Zur Geſchichte des Reims. Berlin 1852.

Dr. W. Williams, A dictionary of the New-Zealand Language. Lond. 1852.

Dr. A. Boltz, Neuer Lehrgang der Ruſſiſchen Sprache. Th. 1. 2. Berlin 1852.

Dr. H. Steinthal, Ueber die Entwickelung der Schrift. Berlin 1852.

J. M. Hulákovsky, Abbreviaturae vocabulorum, usitatae in scripturis praecipue latinis medii aevi, tum etiam slavicis et germanicis, collectae. Pragae 1852.

H. Ewald, Entzifferung der neupuniſchen Inſchriften. Göttingen 1852.

R. Unger, Analecta Propertiana. Halis 1850.

G. W. Nitzſch, Die Sagenpoeſie der Griechen. Buch 1. Braunſchw. 1852.

Aeschyli tragoediae ex recens. Dindorfii. T. 1 — 3. Oxford 1851 — 52.

Dr. Al. Hecker, Commentationis criticae de anthologia graeca pars prior. Lugd. Bat. 1852.

E. J. Kichl, Aeschylea. Spec. I. Leyden 1850.

R. Volkmann, De oraculis Sibyllinis diss. Lips. 1853.

Fr. Weissgerber, Curae Theocriteae ad Adoniazusas spectantes. P. 1. 2. Frib. 1852.

Dr. L. Lange, Das Syſtem der Syntax des Apollonios Dyskolos. Göttingen 1852.

Euripidis Troades ed. A. Kirchhoff. Berl. 1852.

Dr. G. Deuſchle, Die platoniſche Sprachphiloſophie. Marb. 1852.

Batrachomyomachia Homero vulgo attributa. Textum ad fidem codd. rec. A. Baumeister. Göttingen 1852.

A. C. Harris of Alexandria, Fragments of an oration against Demosthenes respecting the money of Harpalus. London 1848.

A. Meinecke, Vindiciarum Strabonianarum liber. Berlin 1852.

J. Frei, Der Rechtsſtreit zwiſchen P. Quinctius und S. Näbius. Zürich 1852.

J. Florus, Epitome de Tito Livio bellorum omnium annorum DCC libri II. Rec. O. Jahn. Lips. 1852.

J. Th. Kreyssig, Curae secundae ad T. Livii historiarum reliquias ex palimpsesto Toletano erutas. Meissen 1852.

Tragicorum latinorum reliquiae, rec. O. Ribbeck. Lips. 1852.

Lateiniſche Mythographen, überſ. von Dr. B. Bunte. Heft 1. Lactantius Placidus. Bremen 1852.

Abraham Ben David Halevi aus Toledo, Das Buch Emunah Ramah oder der erhabene Glaube. In's Deutſche überſ. von S. Weil. Frankf. 1852.

Dr. J. M. Joſt, Adolph Jellinek und die Kabbala. Leipzig 1852.

Ad. Jellinek, Auswahl kabbaliſtiſcher Myſtik. Heft 1. Leipzig 1853.

Confucius et Mencius. Les quatre livres de philosophie morale et politique de la Chine. Trad. du chinois par M. G. Pauthier. Par. 1852.

Ch. Schier. Vade-Mecum oriental. Dresd. 1852.

A chronicle of the family of Râja Krishnachandra of Navadvipna, Bengal. Ed. and translat. by W. Pertsch. Berl. 1852.

Kschêtra tattua depikâ. Calcutta 1839.

Fel. Nève, Les Pourânas, études sur les derniers monuments de la littérature Sanscrite. Par. 1852.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

The Indian Archipelago; its History and present State. By H. St. John. London 1853. 2 Vol. 8.

Die Zerlegung der Erde in gewisse Theile ist nicht zufällig entstanden, und, wie hie und da behauptet wird, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag gedankenlos herabgeführt worden. Sie ist aus den physischen Verhältnissen der Länder, aus den geistigen ihrer Bewohner hervorgegangen. Sowohl die besondere Gestaltung und Lage wie die innere natürliche Beschaffenheit scheidet die östlichen und westlichen Gegenden der Erde, Asien und Europa, dann beyde wieder von der großen kontinentalen Halbinsel Afrika. Die Erfindungen und Einrichtungen unserer Tage beseitigen zum Theile diese natürlichen Verschiedenheiten und bringen die früher entferntesten Länder in beständige Verbindung. Gegenden und Völker treten in den Vordergrund des bürgerlichen und Geschäftslebens, welche bis vor wenigen Jahren bloß von den Fachgelehrten beachtet wurden. Dieß ist namentlich der Fall bey Ost-Asien und dem östlichen Archipelagus. Daher die große Anzahl Werke, welche jährlich über jene Länder erscheinen. Des Werk von Temminck über die Niederländischen Besitzungen im indischen Archipelagus haben wir bereits in diesen Anzeigen (Sept. 1851) ausführlich besprochen. Eine ähnliche Beachtung verdienten jetzt auch die gelehrten Reisewerke der Herren Van Hoevell (Reis over Java, Madura en Bali. Door van Hoëvell. Amsterdam 1849 und 1851 2 Bde. 8) und Van Rhijn (Reis door den Indischen Archipel. Door van Rhijn. Rotterdam 1851), wenn der enge Raum unserer Anzeigen hinreichen würde. Wir müssen uns auf die Geschichte des indischen Archipelagus von St. John beschränken.

Herr St. John ist ein fleißiger Schriftsteller. Kaum ist seine Geschichte der britischen Eroberungen in Indien vollendet — ein unbedeutendes für das große Publikum bestimmtes Werk, — so erscheint die vorliegende Geschichte einer großen Inselmasse, verschieden nach Naturbeschaffenheit und Bewohner, nach Religionen und Kulturzuständen. Crawfund's bekanntes, auch in die deutsche Sprache übersetztes Werk ist dadurch keineswegs beseitigt worden. Es wird für die frühern Zeiten immer Quelle bleiben. St. John geht über die alten Begebenheiten und ehemaligen Kulturzustände leicht und schnell hinweg, um desto größern Raum für die neuesten Ereignisse und die Gegenwart zu gewinnen. Singapor und Raffles, Borneo und Brooke erregen mit Recht die vorzüglichste Beachtung.

Die ursprünglichen Zustände der indochinesischen Bevölkerung, der Bewohner des östlichen Inselreiches und Australiens — welche großentheils zu einer einzigen Menschenrace gehören, — vor ihrer Berührung mit den verschiedenen Culturvölkern der Erde, mit den Chinesen, den Hindu, Arabern und Europäern, erkennt man heutigen Tages noch an den nicht unbedeutenden Resten der Berg- und Waldbevölkerung. Sie blieben innerhalb der Querthäler und Schluchten, innerhalb der Moore und Urwälder geschützt, frei von dem Andrange der auf die Küsten-

ſtriche und Flachlande eindringenden Bildungsweiſen. So die Nagas in Aſſam, die Kukis nordöſtlich von Tſchittagong, die Ahong der Inſel Nias und mehrere andere Barbaren innerhalb der malayiſchen Halbinſel und der auſtraliſchen Inſelwelt, gemeinhin Arafura oder Harafura, richtiger Alfores oder Alforias, was freie Leute bedeutet, geheißen. Wilde Kraft und körperliche Ueberlegenheit gelten ihnen als die einzigen Vorzüge des Menſchen. Nur die Köpfe erſchlagener Feinde oder wenigſtens ein einziger befähigen zur Heirath. Dieſe Wilden machen Einſchnitte in ihre Körper, welche wie Ordenszeichen ſich mehren im Verhältniß zum Verdienſte, zur Zahl der Ermordeten. Den böſen Geiſtern opfern ſie Menſchen, Schweine und Geflügel, um Unheil abzuwenden. Malt ſich doch auch ſonſt Jeder den Gott nach ſeinem eigenen Bilde. Die Geſittung, welche Mariner auf Tonga und Cook auf Tahiti gefunden haben, gehört ſchon zu einer vorgerücktern Stufe einheimiſcher Bildung.

Wann die indiſchen Koloniſationen begonnen und wie weit ſie ſich in öſtlicher Richtung verbreitet haben, wird wohl niemals mit Sicherheit beſtimmt werden können. Ihre Anfänge fallen ſicherlich bereits in die Jahrhunderte kurz vor unſerer Zeitrechnung. Die reichen Naturerzeugniſſe dieſer Länder, worunter auch die häufig vorgefundenen edlen Metalle, haben wohl bereits in ſehr frühen Zeiten die Chineſen und Hindu herangezogen. Ein chineſiſch buddhiſtiſcher Mönch Fahien landet, auf der Rückkehr von Indien in ſein Vaterland (414 u. Z.), zu Jefoti oder Java, Dwipa und findet die Inſel von ketzeriſchen Brahmanen bewohnt. Buddhiſten wurden hier keine gefunden. In den folgenden Zeiten des Herrſcherhauſes Tang wanderten Chineſen in zahlreichen Haufen nach Java und werden deßhalb hier immer noch Tongleute genannt. Der verſtändige auf Gewinn und Wohlleben ſinnende Bewohner der Mittelreichs hält ſich aber fern von jedem Glaubenseifer; fremde Völker zu bekehren iſt ſeine Sache nicht; die zahlreichen chineſiſchen Anſiedler ſind deßhalb nirgendwo umgeſtaltenden Einfluſſes geweſen, obgleich ſie hie und da, wie auf Borneo, fogar ſelbſtſtändige Reiche gegründet haben. Ganz anders der Hindu, vorzüglich der Hindu buddhiſtiſchen Glaubens. Die „heilbringende“ Lehre des Schakianumi allenthalben zu verkünden iſt ihm, wie dem Chriſten die Verbreitung des Evangeliums, vorgeſchrieben. Von Kalinga auf der Oſtſeite der indiſchen Halbinſel — des Talingana unſerer Tage — ſcheint vorzüglich die Verbreitung der Kultur und Religionen über die oſtaſiatiſchen Inſelgruppen ſelbſt bis zu den Papuas ausgegangen zu ſeyn. Kling heißen jetzt noch die Hindu bey den Javanern, Malayen und Bugis. Die griechiſchen Kauffahrer hörten in den Häfen Malabars von dieſer ausgedehnten nach Oſten ſich erſtreckenden Welt aus dreyzehn bis vierzehn hundert Inſeln und haben uns mehrere hierauf bezügliche, jetzt erſt vollkommen verſtändliche Nachrichten und Namen überliefert. Sie kennen Javadiv und wiſſen, daß das Wort Gerſteinſel bedeutet; ſie kennen Theile Sumatras und Borneos, Banka und die Sundainſeln, Sindä bei Ptolomäus; die im äußerſten Oſten gelegenen Maniola erinnern ſogar an Manilla der Philippinen. Ihre fiſcheſſenden Aethiopier, die wilden ſchwarzen Leute öſtlich des goldenen Cherſonnes ſind die Papua oder Negritos Auſtraliens. Es nahm wohl der Grieche den Namen Aethiopes, Land der Aethiopier in demſelben ausgebreiteten Sinne wie wir Schwarze und Land der Schwarzen. Dieſe auch den Arabern des neunten Jahrhunderts bekannten Schwarzen, — Papua, d. h. Krauslockige, nennt ſie der Malaye, — erſtrecken ſich von der malayiſchen Halbinſel durch die Louiſiaden und Salomons zu den neuen Hebriden bis nach den Fidſchi Inſeln, — ihre äußerſte Gränze im Oſten. Die Fidſchi ſind die gebildetſten der ganzen öſtlichen Negerrace; ſie ſtehen nicht weit hinter ihren Nachbarn auf den Freundſchaftsinſeln zurück. Solche Nachrichten führten zu der Annahme einer gränzenloſen Ausdehnung Aſiens nach Oſten und Mittag, welche, wie Marcian ſich ausdrückt, ſelbſt ein mit göttlicher Kenntniß verſehener Mann nicht beſtimmen könne. Sie wurde von den arabiſchen und europäiſchen Reiſenden des Mittelalters, namentlich durch die Berichte Marco Polo's beſtätigt und gab die nächſte Veranlaſſung zu dem folgereichen Irrthum des Weltentdeckers Kolumbus.

Seit dem achten und neunten Jahrhundert besuchen arabische Kaufleute und Geistliche die südöstlichen Länder und Inseln Asiens. Sie gründen Ansiedelungen an den Küsten und gewinnen dem Islam zahlreiche Anhänger, welche sich gegen die indische Civilisation, gegen die indischen Religionen — Brahmanismus und Buddhismus standen hier im gleichen Ansehen — erheben, und sie bis auf wenige sprechende Reste zu Boden schlagen. Java wurde erst gegen 1374 zum Islam bekehrt. Stumme Zeugnisse in den Litteraturen und Schriftformen, in den Bauwerken und Gesetzgebungen sind in großer Masse vorhanden. Die Inseln Lombok und Bali, deren Name selbst indisch ist und die mächtige bedeutet, wurden am wenigsten von den muselmännischen Einflüssen berührt. Das Hinduwesen hat sich hier so ziemlich erhalten; selbst Bruchstücke der epischen Dichtungen und Vedas wurden in den letzten Jahren vorgefunden. Die östlichen Malayen bewahren noch einen Kastenunterschied, wovon unter den westlichen keine Spuren mehr vorhanden sind. Man unterscheidet dort drey Kasten: die Herrscher, Bauersleute und Hörige, welche Frohndienste zu leisten haben und mit den Namen Marna, Ahar und Ahka, Worte ungewisser Bedeutung und Abstammung, bezeichnet werden. Die Araber kämpften und kämpfen ohne Unterlaß gegen diese Reste des Heidenthums. Sie hatten kurz vor der Ankunft der Portugiesen die Molukken erobert und ihren Einfluß bis nach Neu-Guinea und vielleicht noch weiter gegen Südosten verbreitet. Ein Theil der Papua bekennt sich zum Islam.

Nach der Einnahme Malakas durch die Portugiesen (1511) mindert sich alsbald der Handel, sowie die Bevölkerung des Ortes. Der Sultan entflieht mit den angesehensten Männern nach Johor, das bald der mächtigste einheimische Staat wird der Halbinsel, so daß alle Fürsten des Malayen-Landes und der umliegenden Inseln sich zu einer Art Lehensabhängigkeit verpflichten. Obgleich nun Johor niemals die Oberherrlichkeit der Portugiesen anerkannte, so behaupteten doch die Gebieter Malakas, ihnen gebühre von Rechtswegen die Herrschaft über alle Länder der Malayen und so auch über Johor. In derselben Weise sprachen und handelten die Holländer, welche sich 1640 des Platzes bemächtigen und ihn bis zum Jahre 1795, wo er in die Hände der Engländer fällt, behaupten. „Ihnen gehöre alten Traktaten gemäß die Herrschaft über die Staaten der malayischen Halbinseln; kein anderes Volk habe das Recht, in diesen der niederländischen Compagnie zinspflichtigen Gebieten eine Niederlassung zu gründen, mit ihren Lehensträgern Verbindungen anzuknüpfen oder gar Traktate zu schließen.“ Diese Ansprüche sind jedoch von den Engländern niemals anerkannt worden. Nach Gutdünken handelten sie, nach Gutdünken schlossen sie Bündnisse mit den verschiedenen Sultanen der malayischen Halbinsel. Und so mißachtete auch Raffles die wiederholten Einreden Hollands bey der Gründung seiner neuen Pflanzstadt Singhapura.

Drei Jahre lang verweigert die Staatsregierung Großbrittaniens, eben dieser holländischen Ansprüche wegen, die Niederlassung öffentlich und förmlich anzuerkennen. Nun wächst aber das neue Singapor eben so schnell unter Raffles, wie das alte unter Sri Tribuana; die ganze englische Handelswelt ist rege und die Regierung wird durch die öffentliche Stimme zu entschiedenen Schritten gezwungen. Die große Verantwortlichkeit der Unternehmung während aller dieser Zeit liegt auf der indischen Regierung, besonders aber auf Raffles, dem Statthalter von Bengalen. Erst 1823 wurden die Unterhandlungen mit den Niederländern ernstlich betrieben, die endlich den Handels- und Tauschvertrag vom 17. März 1824 herbeygeführt haben. Der König der Niederlande entsagt aller Widerrede wegen der Besitznahme Singapors; er überläßt die Besitzungen auf dem Festlande an England und verpflichtet sich mit keinem der einheimischen Fürsten der malayischen Halbinsel Bündnisse zu schließen. Hingegen verspricht England weder südlich der Straße Singapors eine Niederlassung zu gründen, noch mit den einheimischen Fürsten der südlich gelegenen Länder und Inseln Verträge einzugehen. Alle Beamten der beyden Regierungen werden angewiesen, ohne ausdrückliche Vollmacht des betreffenden Staates, auf keiner der Inseln im östlichen Meere Pflanzstädte anzulegen oder mit den einheimischen Fürsten Bünde zu schließen, wodurch mittelbar oder unmittelbar die Unterthanen des einen oder andern Reiches vom Handelsverkehr mit diesen einheimischen Staaten

ausgeschlossen werden möchten. Die vorhandenen Verträge der Art sind und bleiben aufgehoben.

Die Insel Singpor an der Südwestküste der Halbinsel Malaka und von ihr nur durch eine schmale Straße getrennt, erstreckt sich in ihrer größten Ausdehnung sieben und zwanzig englische Meilen in der Länge, fünfzehn in der Breite und im Umfange zwey hundert sechs englische Quadratmeilen. Auf dem wellenförmigen Flachlande ragen mehrere Hügel empor von kaum zweyhundert Fuß — der Bokit, Tima oder Zinnhügel allein steigt zu fünfhundert neunzehn — welche wie das übrige Land, mit Bäumen, Gestrupp und Gräser überzogen sind, die einerseits nach Indien und anderseits nach Australien zeigen. Der Boden ist allenthalben sehr fruchtbar. Die betriebsamen chinesischen Ansiedler bebauen das Erdreich in der Nähe der europäischen Stadt, ziehen Früchte und Gemüse, welche sie um theures Geld den Seefahrern und den Einheimischen, namentlich den Telinga und Malabaren, die sich einzig und allein vom Handel und Taglohn ernähren, verkaufen. Man versprach sich Anfangs sehr viel von Anlegung der Gewürzplantagen; doch sind die Versuche, der mit Pfeffer allein ausgenommen, ungünstig ausgefallen. Hingegen wurde in den Pfefferpflanzungen, bereits im Jahre 1833 auf 1834 acht bis zehntausend Pikul geerndtet. Jetzt (1852) ist von den 144 tausend Acker Landes ein Viertel mit Muskat, Gewürz und andere Bäumen, mit Kakao, Gambier, Pfeffer, Zucker und Reis angebaut.

Die Bevölkerung der Ortes ist so bunterley wie die Länder und Inseln, mit denen Verkehr stattfindet und so verschieden die Waaren sind, welche hier zu Markte gebracht werden. Es sind Europäer, Indobritten, Armenier, Juden, Araber, Malayen, Chinesen, Hindu, Javanen und andere Bewohner der verschiedenen Inselgruppen des östlichen Archipelagus. Ebenso mannigfach sind die Religionen, zu denen sie sich bekennen.

Es steigt die Einwohnerzahl in regelmäßiger Zunahme um ein bis zweytausend Seelen jährlich, so daß die Kolonie, noch bevor sie fünf Jahrzehente erreicht, von 3—400 armseliger malayischer Fischer und Seeräuber auf eine Bevölkerung von hundert tausend Seelen angewachsen seyn wird. Diese Bevölkerung, so schnell sie steigt und so groß sie auch ist, steht aber nur in einem geringen Verhältniß zu ihrem Einflusse. Singapor ist das Alexandria der alten Welt. Alle Erfindungen und wissenschaftlichen Einrichtungen, wie Sternwarte und magnetisches Observatorium, finden hier einen leichten und schnellen Eingang. Nicht bloß ein Mittelpunkt des Handelverkehrs für die Völker des südöstlichen Asiens und der zahlreichen Inselwelt ward hier errichtet, sondern es berühren und mengen sich auch die Religionen und Bildungsformen, die Einrichtungen und Litteraturen des Morgen- und Abendlandes. Hier tauscht der Chinese und Anamese, der Malaye und Bugis, der Siamese und Javane und die zahlreichen ursprünglichen Insassen, Binua geheißen, ihre heimischen Erzeugnisse gegen fremde Waaren und lernen nebenbey die Sprache, die Sitten und Institutionen der meerbeherrschenden angelsächsischen Raçe. Bereits sind in malayischen und chinesischen Werken, in Botschaften aus Anam und Siam, überraschende Zeugnisse enthalten von der bedeutenden Wirkung der folgenreichen Schöpfung des edeln Sir Stamford Raffles.

James Brooke ist ein würdiger Nacheiferer seines großen Vorbildes, Stamford Raffles. Auf einer Reise von Calcutta nach China besuchte Brooke (1830) mehrere Inselgruppen zwischen Asien und Australien und erkennt bald, daß man hier durch besonnene Thätigkeit große Verdienste und unsterblichen Ruhm erwerben könne. Die Bestrebungen Raffles dienten dem tapfern Hauptmann — er hatte sich im Kriege gegen Birma ausgezeichnet und den Dank der Regierung erworben — allenthalben zum Vorbild. Der indische Archipelagus bleibt von nun an der Leitstern seines Lebens.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Oktober.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde. Erstes Heft. Jena 1852. Zweites Heft 1853.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der Gegenwart gehört ohne Zweifel die immer mehr wachsende Theilnahme an der Erforschung unsrer vaterländischen Geschichte. Eine Menge von historischen Vereinen hat sich in den verschiedenen Theilen Deutschlands gebildet und strebt mit rühmlichem Eifer und oft bedeutendem Erfolg, der deutschen Geschichte durch die Erforschung und Feststellung des Einzelnen eine dauerhafte Grundlage zu bereiten. Zwar wird sich nicht läugnen lassen, daß bey einzelnen dieser Vereine noch keine rechte Klarheit über ihre Aufgabe und die Mittel zu deren Lösung sich findet. Statt der nothwendigen und einzig fruchtbaren Beschränkung auf das bestimmte Gebiet sehen wir bisweilen ein unergiebiges Schweifen ins Weite und völlig unbrauchbare Versuche über tiefgehende allgemeine Fragen der deutschen Geschichtserforschung. Man würde sich diese allgemeinen Erörterungen trotz des unpassenden Ortes gefallen lassen, wenn sie nur wenigstens von Männern ausgiengen, die sich ihres Gegenstandes einigermaßen mächtig zeigten. Aber bedauern muß man die weggeworfenen und nützlicheren Dingen entzogenen Druckkosten; wenn man gleich den ersten Seiten solcher Abhandlungen ansieht, daß ihre Verfasser auch nicht einmal mit den Elementen der Wissenschaften bekannt sind, deren gründliche Kenntniß zur Erörterung der von ihnen gewählten Aufgabe unerläßlich ist. Auch hier wird man endlich, wie auf anderen Gebieten, zu der Einsicht gelangen, daß es der gute Wille allein nicht thut. Diese Ueberzeugung hat sich schon jetzt fast überall Bahn gebrochen, und wir sehen mit Freuden, wie in den verschiedensten Theilen Deutschlands die historischen Wissenschaften und eine richtig geleitete Lokalforschung sich die Hand bieten. Unter dem vielen Trefflichen, was die letzten Jahre auf diesem Gebiet zu Tage gefördert haben, will ich nur beyspielsweise die wahrhaft großartigen Unternehmungen der Wiener Akademie erwähnen, von deren Ergebnissen Th. von Karajan in den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (Philos. hist. Classe Bd. VIII. S. 331—371) vor kurzem Rechenschaft gegeben hat.

In die Zahl der vorzüglichsten und bestgeleiteten historischen Vereine ist im Lauf des Jahres 1852 ein neugegründeter Verein für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde eingetreten. Sein Mittelpunkt ist Jena, und die vorzüglichsten Gelehrten der dortigen Universität befinden sich im Ausschuß des Vereins. Es liegen bis jetzt zwey Hefte von der Zeitschrift des Vereins vor und die darin enthaltenen Abhandlungen kann man zum Theil als Muster derartiger Arbeiten bezeichnen. Das erste Heft giebt zuvörderst Rechenschaft über die Gründung des Vereins. Ein Vortrag des Herrn Geh. Justizrath Michelsen (S. 4—8) bespricht die Entstehung des Vereins und seine Stellung zu den benachbarten Vereinen in Halle, Altenburg und Meiningen. Prof. H. Rückert (damals in Jena, jetzt in Breslau) bezeichnet darauf näher die Zwecke und Aufgaben des Vereins (S. 8—16). Auf die Statu-

ten und das Mitgliederverzeichniß folgt sodann eine Abhandlung des Prof. B. Stark in Jena über die Aufgabe des Vereins im Gebiete der thüringischen Denkmälerkunde und Kunstgeschichte (S. 31—48). Auch wer die Arbeiten des Verfassers auf den verschiedensten Gebieten der Archäologie nicht kannte, würde doch dem vorliegenden Aufsatze sogleich anmerken, daß hier ein Mann spricht, der mit der liebevollen Erforschung und sorgfältigen Beachtung der lokalsten Einzelheit eine gründliche Einsicht in das ganze Gebiet verbindet. Wir dürfen hier nicht näher auf die Art eingehen, wie der Verf. mit kundiger Hand die verschiedenen Richtungen darlegt, nach denen hin die Thätigkeit des Vereins sich zu erstrecken habe. Aber hervorheben wollen wir, wie richtig der Verfasser die höchst wünschenswerthe und zum Gedeihen des Werkes nothwendige Theilnahme recht vieler Einzelnen charakterisirt (S. 39 fg.), und dabey doch fest im Auge behält, wie die eigentliche Erforschung des so gesammelten Materials nur von dem mit Erfolg betrieben werden kann, der gründliche Kenntnisse in der allgemeinen Kunstgeschichte besitzt.

S. 49—58 theilt Hr. Rückert ein bisher ungedrucktes poetisches Bruchstück aus Thüringen mit. Es findet sich in einer Handschrift aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, gegenwärtig auf der Universitätsbibliothek zu Jena, und enthält ein Gespräch zwischen der Jungfrau Maria und dem Menschen über die Bekehrung. Daß der Herausgeber es diplomatisch treu wiedergibt, ist sehr zu billigen. Denn nur so wird sich allmählich die Geschichte der Hochdeutschen Sprache von der Blüthe des Mittelhochdeutschen bis zum Emporkommen des Neuhochdeutschen lichten.

Den Rest des Heftes füllen ein interessanter urkundlicher Beitrag zur Geschichte der synergistischen Streitigkeiten aus dem Jahr 1559 (S. 59—68) und sehr gut gestellte Anfragen.

Das in diesem Jahr (1853) erschienene zweyte Heft der Zeitschrift enthält wieder sehr beachtenswerthe Arbeiten. Die erste Abhandlung desselben (Nr. VII. des Ganzen) bezieht sich auf eine der Hauptaufgaben des Thüringischen Vereins, die auch für die meisten anderen Vereine in vorderster Linie steht, nämlich auf die Sammlung und Sichtung der eigentlichen Geschichtsquellen des Landes. Eine der wichtigsten Quellen der Thüringischen Geschichte ist die deutsch abgefaßte Chronik, die dem Johannes Rohte zugeschrieben wird. Sie reicht bis zum Jahr 1440 und um eben diese Zeit muß sie auch verabfaßt worden seyn. Sie ist zwar schon längst herausgegeben in Mencken's Scriptores Rerum Germanicarum (Tom. II, col. 1633 sq.). Aber wer sich mit der Geschichte des Mittelalters gründlicher beschäftigt, der weiß auch, wie mangelhaft und unzuverlässig diese älteren Ausgaben unserer Geschichtsquellen meistentheils sind; und man würde sehr irren, wenn man glaubte, Pertz und seine Mitarbeiter hätten etwa nur in den älteren Zeiten des Mittelalters so viel aufzuräumen gefunden, späterhin werde es schon lichter. Gerade die beyden letzten Jahrhunderte des Mittelalters werden noch die angestrengtesten Arbeiten in Anspruch nehmen. Dazu liefert der hier besprochene Aufsatz des Hrn. Prof. Michelsen in Jena: „Ueber eine handschriftliche Chronik Thüringens aus dem 15. Jahrhundert“ einen neuen Beleg. Die Universitätsbibliothek zu Jena (Buder'sche Manuscriptensammlung fol. Nr. 145) besitzt einen Codex aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, dessen größten Theil eine Thüringische Chronik in deutscher Sprache füllt. Diese Chronik ist in der Hauptmasse dieselbe, wie die von Mencken a. a. O. herausgegebene, die dem Joh. Rohte zugeschrieben wird. Aber die Vergleichung der Jenaer Handschrift mit dem Menckenschen Text führt zu mehreren Ergebnissen, die theils für die Beurtheilung des Menckenschen Textes, theils für die weitere Bereicherung der Thüringischen Geschichtsquellen von Werth sind. Der Hr. Verf. hat nämlich den Jenaer Codex einerseits mit Mencken's aus einem Weißenfelser Codex geflossenen Text und andrerseits mit einer vortrefflichen, gleichzeitigen Handschrift der Rohteschen Chronik in der Kirchenbibliothek zu Sondershausen verglichen. Daraus ergeben sich nun folgende Resultate: Der Jenaer Codex ist ein Apographum von der durch den Rathsmeister Kammermeister zu Erfurt, der 1467 starb, abgeschriebenen und bis zum Jahre 1466 fortgesetzten Rohteschen Chronik. Denn daß derselbe nur bis 1459 reicht, kommt daher, daß er am Ende defekt ist. Die

Kammermeiſterſche Fortſetzung der Rohteſchen Chronik iſt zwar auch bey Mencken (Scriptores Tom. III. col. 1185 sq.) gedruckt, aber ebenſo nachläſſig und mangelhaft wie die Rohteſche Chronik ſelbſt (S. 81).

(Schluß folgt.)

The Indian Archipelago; its History and present State. By H. St. John. London 1853. 2 Vol. 8.

(Schluß.)

„Ein Aufruf erging an die engliſche Nation, in jugendlicher begeiſternder Sprache abgefaßt, um den ſchlummernden Geiſt der Civiliſation auf den öſtlichen Inſeln zu erwecken.“ Raffles Maßregeln zu Java und Singapor ſollen zur Herrſchaft über den ganzen Archipelagus erhoben werden. Für dieſen Zweck wolle er gerne alle Glücksgüter und ſelbſt das Leben opfern.“ Borneo und Celebes, die Sulu und Molukken, Neuguinea und die Inſeln der Südſee, ſind ſie nicht Namen ohne Sinn, Namen, woran noch keine Begriffe haften? Welch ein reiches Feld für Entdeckungen! Muth und Ausdauer können hier unſterblichen Ruhm erringen.“ Wiederholte vergebliche Verſuche um die Mittel zur Ausführung des Vorſatzes zu erreichen, ſchrecken nicht zurück und ſo gelangte Herr Brooke nach Jahre langen Bemühungen in der Weiſe tüchtiger Männer zum Ziele. Brooke konnte endlich (1838) im fünf und dreißigſten Jahre ſeines Alters nach den Gegenden ſeiner Thätigkeit abgehen und ſeine neue Laufbahn antreten.

Singapor ward zum Ausgang und Mittelpunkte des Unternehmens erkoren. In der Zeit waren die barbariſchen Fürſten und Bewohner im Weſten Borneos, nach Neuholland die größte Inſel der Erde, wie gewöhnlich in allen unabhängigen Ländern dieſer Gegenden im Kampfe begriffen. Muda Haſſim, Onkel des Sultan von Burni und Radſchah zu Sarawak, ſucht den engliſchen Gaſtfreund zu bewegen, auch ſeine Mittel und Kräfte gegen die Aufſtändiſchen zu richten. Herr Brooke machte Schwierigkeiten. Er könne mit feigen und widerſpenſtigen, wit verrätheriſchen und ſchlecht bewaffneten Heerhaufen wie die Malayen — die Chineſen ſeyen beſſere Leute — der Meuterey, welche bereits vier Jahre dauert, nicht Meiſter werden, in keinem Falle aber eine geordnete Regierung herſtellen und erhalten. Muda-Haſſim, ein ſchwacher, arbeitsſcheuer Mann, erwiedert: hätten die Engländer erſt die Gegner unterworfen, dann würde er gerne Herrn Brooke die Regierung des Landes Sarawak übertragen, unter der einzigen Bedingung eines beſtimmten Abzuges an den Einnahmen für den Sultan und ſeinen Bruder. „Ich erkundigte mich alsbald“, ſo lauten die klingenden liſtigen Worte des Sachſen unſerer Tage, „ob der Radſchah auch hiezu berechtigt wäre?“ Allerdings, antwortet die malayiſche Umgebung, und Brooke glaubt jetzt gerne den Leuten, welche er kurz vorher als Lügner und Verräther erkannt und geſchildert hatte. Der gewiſſenhafte Mann wollte jedoch zuvor die Ruhe herſtellen, ehe er in die Annahme des geſchenkten Fürſtenthums willigte. Könnte es doch ſcheinen, man wolle von der Verlegenheit des Freundes Muda Vortheil ziehen, was ein Mangel an Großmuth und Zartſinn, deſſen der Kapitän in keiner Beziehung, unter keinen Verhältniſſen fähig wäre. In demſelben Augenblicke haben ſich aber, wie er uns ſelbſt erzählt, die beyden Freunde zu einem lügneriſchen Vertrage geeinigt, um den Landesherrn in Burni zu betrügen. Herr Brooke, hieß es darin, wolle bloß als Kaufmann des Gewinnes wegen zu Sarawak verbleiben.

Die Mittel zur Bekämpfung des Aufſtandes kamen, in Verbindung mit Kaufleuten zu Singapor, welche ſich große Vortheile von einem Verkehr mit Borneo verſprachen, ſchnell zuſammen. Nun gebrauchte der Radſchah Ausflüchte; er ſchien gar nicht

geſinnt, das gegebene Wort zu erfüllen. Muda Haſſim mochte vielleicht, wie Brauch iſt der Malayen, bloß eine höfliche Rede geſprochen, oder zu ſpät die Tragweite ſeines Unternehmens erkannt haben. Die Mittel des Zwanges ſtehen bereit und der Kapitän begibt ſich aller nutzloſen Zartheit und heuchleriſcher Großmuth. Die Kanonen der Schiffe ſind ſcharf geladen und Matroſen bis zu den Zähnen bewaffnet, ziehen gegen die gebrechlichen Hütten des Radſchah, ſeines Harems und übrigen Geſindels. Da geht Alles, nach dem naiven Ausdrucke im Tagebuche des Sir James, mit freudiger Eile von Statten; der Vertrag wird aufgeſetzt; Herr Brooke iſt Statthalter von Sarawak; ſeine Macht iſt unbeſchränkt und Muda Haſſim der Schatten des fremden Gebieters. Kanonen werden gelöſt und Flaggen aufgezogen; die Genoſſen des neuen Flibuſtierhäuptlings huldigen ihrem Gebieter und ergeben ſich der Freude. So iſt's geſchehen am denkwürdigen Tage des 24. Sept. 1841.

Fürſt James ſann nun in vollem Ernſte auf Ordnung und Geſetz. Gleichberechtigung und Arbeitſamkeit ſind die Grundlage der neuen Regierung; der Malaye darf den Dajak nicht mehr unterdrücken; es nähre ſich ein Jeder im Schweiße ſeines Angeſichtes; Alle zahlen eine beſtimmte auf Jahre zum Voraus feſtgeſetzte Abgabe. Kurz nach der Beſitzergreifung wird (10. Januar 1842) in malayiſcher Sprache ein vollſtändiges Grundgeſetz erlaſſen, das verdient, ſeinem weſentlichen Inhalte nach mitgetheilt zu werden.

James Brooke, Esquire und Radſchah des Landes Sarawak verkündet allen Leuten folgende Ordnung:

Mord, Raub und andere ſchändliche Verbrechen werden nach dem Geſetzbuche des Landes beſtraft; kein überwieſener Schuldige entgeht der beſtimmten Strafe.

Allen Leuten iſt geſtattet, ſeyen es Malayen, Chineſen oder Dajak, Handel zu treiben und zu arbeiten nach eigenem Gutdünken. Der Gewinn gehört dem Arbeiter.

Die Straßen ſind frey. Sämmtliche Einwohner können Gewinn ſuchen zu Waſſer und zu Land; die Boote mögen kommen und gehen ohne Aufenthalt, ohne Hinderniß.

Der Handel mit allen Gegenſtänden iſt frey, Spießglas allein bleibt ausgenommen; nur der Radſchah handelt mit dieſem Metall; er zahlt dafür einen geeigneten Preis. Niemand iſt gezwungen es herbeyzuſchaffen.

Niemand darf die Dajak beunruhigen, ſie unter dem oder jenem Vorwand des Beſitzes berauben. Steuern werden von öffentlich beſtellten Einwohnern erhoben; außer den Staatslaſten kann ihnen nichts und von Niemand abverlangt werden.

Die Regierung wird die Umlage beſtimmen, damit Jeder wiſſe, wie viel er jährlich dem Staate ſchuldet.

Gewicht, Maaß und Münze ſoll ebenfalls beſtimmt werden. Zum Vortheil der Armen iſt eine geringe Scheidemünze eingeführt.

Der Radſchah hält ſtreng auf Ordnung und Zucht; die Widerſtrebenden entgehen ſicherlich der Strafe nicht; Bösgeſinnte ſorgen nur für ſich, wenn ſie ſchnell das Land verlaſſen und andere Heimat aufſuchen.

Herr St. John erzählt dann ausführlich die Beſitzergreifung von Lakuan, die Kämpfe gegen die Seeräuber, bis herab auf die neueſten Ereigniſſe in jenen herrlichen Gegenden der Erde.

C. F. Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Oktober.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Geschichte der Magyaren von Johann Grafen Mailáth, 2te sehr vermehrte und ververbesserte Auflage. 1ter und 2ter Band. Regensburg, Manz, 1852. 3ter Band. Ebendaselbst. 1853. 8.

Der gelehrte Herr Verfasser vorstehender in 2ter Auflage erschienenen Geschichte der Magyaren ist theils durch belletristische theils durch strengwissenschaftliche Werke dem deutschen Publikum rühmlichst bekannt. Abgesehen von seinen Magyarischen Gedichten, Sagen und Volksmährchen, von seiner gleichfalls in mehreren Auflagen publicirten ungarischen Sprachlehre, seiner trefflichen Mnemonik, anderer Schriften nicht zu erwähnen, sey hier nur von seinen historischen Leistungen und vorzüglich von seiner für die Heeren-Uckert'sche Staatengeschichte bearbeiteten „Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, Hamburg, 5 Bände 8“, die Rede, von welchem Werke Heeren alsbald nach dem Erscheinen des I. Bandes an den Unterzeichneten äußerte, daß diese Arbeit unter allen bisher erschienenen Bänden der Staatengeschichte bey weitem die gelungenste sey. Vorher schon war Herr Graf Mailáth durch seine magyarische Geschichte in 5 Bänden von 1828—1831 8. auf eine Weise dem Publikum bekannt, daß er mit seiner Darstellung der ungarischen Geschichte alle seine Vorgänger in Bezug auf Klarheit und Bündigkeit übertraf. Dieß will sehr viel bedeuten, wenn man erwägt, daß aus dem Magyaren-Volke viele und tüchtige Männer hervorgetreten sind, die theils die Gesammtgeschichte ihrer Nation, theils einzelne Theile derselben zum Gegenstand ihrer Untersuchung und Darstellung sich gewählt hatten. Wer die ziemlich umständlichen Notizen, die der fleißige k. k. Consistorialrath Joh. Christian v. Engel im I. Bande seiner Geschichte des Ungrischen Reichs, neue wohlfeile Ausgabe, Wien 1834 (es ist an dieser angeblich neuen Ausgabe nur der Titel neu, das Werk aber schon in den Jahren 1812—1814 8. zu Wien, Ghelen'sche Erben gedruckt worden) unter der Aufschrift „Vorläufige Bemerkungen über ungarische Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung“ auf 48 enggedruckten Seiten, geschrieben, nicht lesen mag, der kann sich aus des Herrn M. vorliegendem Werke Band III. von pag. 477 bis zu Ende überzeugen, daß es der magyarischen Nation an eifrigen und gelehrten Männern auf dem Gebiete ihrer vaterländischen Geschichte zu keiner Zeit gefehlt hat; ich darf nur die „beyden Grundpfeiler“ der ungarischen Historie (Mail. III. 495) Georg Pray und Stephan Katona hier anführen, neuerer Leistungen zu geschweigen.

Wenn der Titel des vorstehenden Werkes dasselbe als eine 2te sehr vermehrte und verbesserte Auflage angibt, so ist dieß nicht, wie bey so manchen Produkten der neueren und neuesten Presse als buchhändlerisches Lockmittel hingesetzt, sondern die Vermehrungen und Verbesserungen begegnen uns bey dem Durchlesen des Buches und dem Vergleichen mit der I. Auflage in Wirklichkeit, ungeachtet in den 3 bis jetzt vorliegenden Bänden die Geschichte gerade so weit fortgeführt ist, wie in den 5 Bänden der I. Auflage, nämlich bis zum Tode

Karls VI., (als König von Ungarn Karl III.) Oct. 1740. Der Herr Verfaſſer hatte dieß ermöglicht durch das Hinweglaſſen der der 1ten Auflage beygegebenen weitwendigen Abhandlungen *), wodurch für den Text der Geſchichte größerer Raum gewonnen wurde. Dagegen zeigen die der neuen Auflage beygegebenen Abhandlungen wieder, wie bey ſo vielen Stellen des vorliegenden Werkes, des Herrn Verfaſſers praktiſchen Sinn in Auffaſſung desjenigen, was einer geſunden Hiſtoriographie nöthig iſt. Anſtatt der doch zu keinem feſten Ergebniß führenden Unterſuchungen über den Urſprung der Magyaren; wie ſie den 5 Bänden der 1ten Auflage beygegeben ſind, hat es Herr M. vorgezogen, uns im I. Bande der neuen Auflage mit 2 Abhandlungen zu beſchenken, deren praktiſche Bedeutung in die Augen ſpringt; die 1te behandelt das „Coloniſationsſyſtem der magyariſchen Könige (Arpádiſchen Stammes) bis zum Entſtehen der königl. Freyſtädte unter Sigmund 1405“. Die 2te ſtellt „Ungarns Handel und Induſtrie im Mittelalter“ dar. Der II. Band ſetzt in ſeiner 1ten Beylage die „Verhältniſſe Dalmatiens zu Ungarn“ aus einander, die 2te Abhandlung enthält „Bruchſtücke aus der magyariſchen Rechtsgeſchichte“, denen ſich als 3te Beylage desſelben Bandes die „Krönung Ladislaus V., (im May 1440. Es iſt der 1457, 23. November verſtorbene Ladislaus Poſthumus) anſchließt; der III. Band endlich enthält die ſchon oben erwähnte kurze Schilderung „Magyariſcher Geſchichtsſchreiber“ als Beylage.

*) Z. B. gleich im I. Bande: „Ueber den parthiſchen Urſprung der Magyaren von Fejer, überſetzt von Mailáth, im II. Stephan Horwath's Abhandlung von den altungriſchen Stammgeſchlechtern, gleichfalls in Mailáth'ſcher Ueberſetzung, im IV. eine nahezu die Hälfte des Bandes einnehmende Schilderung, betitelt: Umriſſe aus den älteſten Geſchichten der magyariſchen Nation“, wieder von Grafen Mailáth übertragen aus dem ungariſchen; im V. endlich eine ſehr große 157 Druckſeiten umfaſſende Schrift von Horvath „die Jaszen, als magyariſch redende Nation und Pfeilſchützen“ — durch Draudt in's Deutſche überſetzt.

Die Eintheilung der magyariſchen Geſchichte in ihre Perioden, wie ſie in dieſer neuen Auflage enthalten iſt, unterſcheidet ſich von jener der 1ten Auflage nur wenig. So endet der I. Band derſelben mit dem Ausſterben des arpádiſchen Mannsſtammes 1301 Januar, und eben damit ſchließt der I. Band der neuen Auflage, der als Unterabtheilungen folgende Abſchnitte in ſich faßt:

1. Von der älteſten Zeit bis zur aurea bulla v. X — 1222.

2. Von der aurea bulla bis zum Erlöſchen der Arpáden v. 1222 — 1301.

Während die Schlacht bey Varna (1444) als Epoche machend den II. Band der 1ten Auflage abſchließt, geht in der neuen Auflage die Periode vom Abſterben des Arpádiſchen Stammes (1301) gleich bis zu Ludwigs II. Untergang in der Schlacht bey Mohacz, 29. Auguſt 1526 mit folgenden Unterabtheilungen fort:

1. Die Anjous v. 1301 bis Ende des XIV. Jahrhunderts.

2. Von Sigmund bis auf Ludwig II., von Ausgang des XIV. Jahrhunderts bis 1526.

und im III. Bande ſind die Könige des öſterreichiſchen Hauſes von 1526 bis zum Tode Carls VI. (III.) Oktob. 1740 vorgeführt als Unterabtheilungen

1. von 1526 — 1687 Einführung der Thronfolge nach dem Erſtgeburtsrecht,

2. 1687 — 1740 bis zum Tode Carls III.

Der IV. Band wird dann die Ereigniſſe der 5ten und letzten Periode von (1740) der Regierung Maria Thereſia's bis zu den Vorgängen der Revolution von 1848/49 erzählen, dem, ſicherem Vernehmen nach, im V. und letzten Bande die genetiſche Darſtellung der ungariſchen Revolution bis zur Capitulation von Komorn (1849) folgen ſoll.

Hat die erſte Auflage, wie erwähnt mit Maria Thereſia's Regierungs-Beginn die magyariſche Geſchichte abgeſchloſſen, ſo erhalten wir aus der Feder eines eingebornen und trefflichſt unterrichteten Magyaren gerade die Geſchichte der Neuzeit bis zu unſern Tagen in 2 weitern Bänden! Wir haben alle Urſache, dieſes Herabführen der ungariſchen Geſchichten bis zu uns, von der Feder eines Mannes,

der ſo tief in alle Verwicklungen, Machinationen und Intriguen geſchaut, für einen großen Gewinn als Beytrag zu unſerer ſo viel bewegten Zeitgeſchichte zu betrachten, da der Herr Verfaſſer, wie in ſeinem ganzen Werke, ſo auch hier in dieſer Abtheilung durch die ſtrengſte Unpartheilichkeit und Wahrheitsliebe ſich auszeichnen dürfte, und wir nehmen ſchon jetzt keinen Anſtand, die geneigten Leſer dieſer Blätter auf dieſe Arbeit, die ſeit Geraumen im Manuſcripte bereits beendigt iſt, und es bald auch im Drucke ſeyn dürfte, im Voraus aufmerkſam zu machen.

(Fortſetzung folgt.)

Zeitſchrift des Vereins für thüringiſche Geſchichte und Alterthumskunde. Erſtes Heft. Jena 1852. Zweites Heft 1853.

(Schluß.)

Die Jenaer Handſchrift ſtimmt nun bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts mit dem Text der Rohteſchen Chronik, wie er in dem angeführten Sondershäuſiſchen Codex vorliegt, nur daß ihr Schreiber eine Anzahl univerſalhiſtoriſcher Kapitel abſichtlich ausläßt. Aber mit dem Anfang des 15. Jahrhunderts ändert ſich dieß. Von da an finden ſich in der Jenaer Handſchrift namhafte und für die Geſchichte Thüringens wichtige Zuſätze. „Der Rohteſche Text iſt zwar in die Darſtellung durchgehends wörtlich aufgenommen, aber dermaßen vervollſtändigt und erweitert, daß die Chronik vom Anfange des 15. Jahrhunderts an in der That eine andre wird.“ (S. 90). So das Verhältniß der Jenaer Handſchrift zum Sondershäuſer Text der Rohteſchen Chronik. Was nun ihr Verhältniß zu Mencken's Druck betrifft, ſo lauten die Bemerkungen des Verfaſſers wenig tröſtlich für den, der ſich bis jetzt noch einzig und allein auf jenen Druck angewieſen ſieht (S. 80; 83). Gerade für die Jahre 1402—1440, alſo in dem Zeitraum, für welchen natürlich die vorliegenden Geſchichtswerke weit mehr eigentliche Quelle ſind als für die ältere Geſchichte, zeigt Mencken's Druck eine Menge von Lücken und Auslaſſungen (S. 80; 81).

In der zweyten Abhandlung dieſes Heftes (Nr. VIII, S. 91—128) ſtellt der erſte Kenner der Geſchichte des deutſchen Ordens, Johannes Voigt in Königsberg, zuſammen, was ihm ſeine Studien in gedruckten und ungedruckten Quellen über die deutſche Ordens-Balley Thüringen ergeben. Gerade dieſe Balley hat ein beſonderes Intereſſe, weil hier in Thüringen der deutſche Orden ſich zuerſt auf deutſchem Boden heimiſch machte. Schon ehe das erſte Jahrzehnt ſeit der Stiftung des Ordens verfloſſen war, im Jahr 1200, erhielt der Orden eine mildthätige Schenkung zu Halle an der Saale; und aus dem Bereich der Thüringiſchen Balley ſtammte der ruhmreiche Ordens-Meiſter Hermann von Salza, der Liebling Kaiſer Friedrich's II. Wir dürfen dieſe Abhandlung als ein rechtes Muſter bezeichnen, wie ſolche Gegenſtände in den Zeitſchriften hiſtoriſcher Vereine zu behandeln ſind. Der erſte Kenner des ganzen Gegenſtandes theilt aus ſeinen reichen Sammlungen das mit, was Thüringen betrifft und ſomit in den Bereich dieſer Zeitſchrift fällt. Auch in Thüringen ſelbſt, ſo gründliche Geſchichtsforſcher es beſitzt, wird ſchwerlich Jemand zu finden ſeyn, der gerade für dieſen Gegenſtand das geſammte Material in ſolchem Maaß beherrſcht, wie der berühmte Geſchichtſchreiber Preußens. Wohl aber kann nun der einheimiſche Thüringiſche Specialforſcher zur Ergänzung das mittheilen, was ihm bey ſeinen anderweitigen Studien über die Geſchichte des deutſchen Ordens in Thüringen unter die Hand kommt. Und darum bittet nun auch der Verfaſſer der vorliegenden Abhandlung gleich am Eingang und am Schluß ſeiner Arbeit. Unter den reichhaltigen Mittheilungen des Verfaſſers iſt von beſonderem Intereſſe, was er über die Bewirthſchaftung der Thüringiſchen Ordensgüter im 14. und 15. Jahrhundert ſagt (S. 104 fg.) So insbeſondere die Nachrichten über den ergiebigen Weinbau, der um das Jahr 1450 im Thal der Thüringiſchen Saale getrieben wurde. Was der Verf. S. 109 fg. aus urkundlichen Quellen über den Zuſtand der Thüringer

Balley im 15. Jahrhundert mittheilt, läßt von neuem einen Blick in die tiefe Verſunkenheit thun, in welche der Orden gerathen war, längſt ehe die Reformation ſein Hauptland ſäkulariſirte.

Es folgt unter Nr. IX. (S. 129—160) ein reichhaltiger Vortrag von Michelſen über die Kiffhäuſer Kaiſerſage. Die Entſtehung dieſer Sage, die zu den berühmteſten in Deutſchland gehört und dem jetzt lebenden Geſchlecht durch Rückert's ſchönes Gedicht wieder nahe gebracht worden iſt, hatte Voigt (1838) auf das Auftreten des letzten falſchen Barbaroſſa im Jahre 1546 zurückführen wollen. Daß dem nicht ſo ſey, wußte man jetzt freylich auch außerhalb des Kreiſes Thüringiſcher Specialforſcher aus den Nachweiſungen, die J. Grimm in der deutſchen Mythologie (2. Ausg.) S. 906 fg. giebt. Aber was dort, dem Zwecke des Buches gemäß, im Zuſammenhang mit den Sagen von anderen bergentrückten Helden und Göttern geſagt wird, das bringt Herr Michelſen auf ſehr einleuchtende Weiſe in Verbindung mit der beglaubigten Geſchichte des 13. Jahrhunderts. Das nämlich bedurfte keines Beweiſes, daß die Sage von dem im Berge wohnenden Kaiſer, der zu ſeiner Zeit wiederkommen werde, weit über das 16. Jahrhundert zurückreiche. Nur das war zu unterſuchen, wie weit ſich die Spuren verfolgen laſſen, daß gerade der Kiffhäuſer zum Wohnſitz des entrückten Kaiſers gemacht wurde und zwar gerade Kaiſer Friedrich's. Der Hr. Verf. wendet ſich nun zunächſt gegen Voigt's Annahme und weiſt nach, daß ſchon um das Jahr 1440 die Sage von dem Hauſen Kaiſer Friedrich's auf dem Kiffhäuſer ſeit lange umgieng. Er thut dieß durch Mittheilung einer merkwürdigen Stelle aus der Sondershäuſer Handſchrift von Rohte's Chronik zum Jahr 1261. In Mencken's Druck fehlt die Stelle. Es heißt da bey dem Auftreten des erſten falſchen Friedrich und A.: „Von diszem keiszer Frederiche dem ketzer crhub sich eyne nuwe ketczerey, die noch heymelichen vnder den cristen ist, vnde die glouben des gentczlichen, das keiszer Frederich noch lebe vnde lebinde bleiben sulle bis an den jungisten tagk, vnde das keyn rechtir Keiszer noch om worden sey adir werden sulle, vnde das her wander zcu Kuffhuczen yn Doringen vf dem wusten slosze vnde ouch vf andern wusten burgen die zcu dem reiche gehören, vnde rede mit den lewten vnde lasze sich scu geczeiten sehin.“ (S. 135). Aus dieſer Stelle ergiebt ſich zugleich, daß nicht Friedrich Barbaroſſa, ſondern Friedrich II. in der urſprünglichen Geſtalt der Sage der auf dem Kiffhäuſer wohnende Kaiſer war. Er iſt alſo auch der keiser Friderich, von dem das Bruchſtück aus dem 14. (nicht 15., wie es S. 133 aus Verſehen heißt) Jahrhundert ſpricht, das Grimm myth. S. 908 mittheilt. Der Verf. bringt die Entſtehung dieſer Sage in den traurigen Zeiten des Interregnums und ihre Ausbildung und Feſtwurzelung gerade in Thüringen mit der damaligen Geſchichte dieſes Landes ſehr anſchaulich in Zuſammenhang (S. 137 fg.). Die vielen falſchen Friedriche (der Verf. zählt deren fünf auf) erklärt der Verf. vielmehr für eine Folge als für die Veranlaſſung des weitverbreiteten Volksglaubens. Noch im J. 1546 trat ein ſolcher vorgeblicher Kaiſer Friedrich auf dem Kiffhäuſer auf. Die Aktenſtücke, die der Verf. darüber zuſammenſtellt, zeigen, daß auch damals noch Friedrich II. für den auf dem Kiffhäuſer fortlebenden Kaiſer galt (S. 154; vgl. 159.). Aber noch in demſelben Jahr 1546 bezieht ein politiſches Zeitgedicht die Sage auf Kaiſer Friedrich Barbaroſſa (S. 153).

Der Reſt des Heftes giebt außer den nöthigſten Nachrichten über die Geſchichte und die Thätigkeit des Vereins eine Anzahl kleinerer hiſtoriſcher Mittheilungen. Wir wollen darunter nur aufmerkſam machen auf einige Briefe Churfürſt Friedrich's des Weiſen und Forbian's von Feilitzſch in Betreff der Verhandlungen mit Miltitz im Jahr 1520, die Droyſen (S. 173 fg.) aus dem Weimariſchen Archiv mittheilt. In Nr. 5 (S. 176) Z. 2 wird zu leſen ſeyn: negstuerschienen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Oktober.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Geschichte der Magyaren ꝛc.

(Fortsetzung.)

Was die Zugabe an Lithographieen angeht, so bietet der vorliegende I. Band der neuen Auflage neben dem daselbst befindlichen Plane der Mongolenschlacht (1241) auch noch die Abbildung des arpadischen Stammbaumes; der II. Band gibt die Schlachtplane von Varna und Mohacz, während die ältere Ausgabe (II. Bd.) nur den Ersteren mittheilt, den Letzteren (Mohacz) aber erst der III. Band uns gibt. Der III. Band endlich theilt eine Charte Ungarns zur Zeit Bethlen Gabors mit, auf welcher durch Farben das türkische, siebenbürgische und österreichische Gebiet ausgeschieden ist; das andere Chärtchen, die politische Eintheilung des türkischen Theiles von Ungarn nach Hadszi Chalfa findet sich zwar im V. Bande der ersten Auflage, aber die so eben erwähnte aus Bethlen Gabors Zeit ist am Anfange des IV. Bandes derselben Auflage zu suchen.

Versuchen wir es nun, aus den 3 vor uns liegenden Bänden der großen Masse des dortselbst vorgetragenen Historischen Einzelnes zu entnehmen, um des Herrn Verfassers Art und Weise der Auffassung seines Gegenstandes näher zu bezeichnen.

Was die Origines der Magyaren angeht, hält sich Herr M. diesen vielbesprochenen Gegenstand kurz vom Leibe, indem er hierüber, unseres Dafürhaltens, ganz richtig bemerkt, daß weder die hunnische noch die finnische, weder die türkische noch die parthische Abstammung erwiesen werden kann, wiewohl die meisten Wahrscheinlichkeitsgründe für die finnische Abstammung sprechen; (cf. Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme, p. 746, der die finnische Abstammung der Ungern auf Grund ihrer Sprache außer Zweifel gesetzt erachtet). Die ersten bekannten Sitze in Dentumoger (Dontömagyar) waren hart am Don, dann, nach Vertreibung derselben durch die Petschenegen (*Πατζινακῖται* des Constant. Porphyrog. de administr. imp. c. 38.) an den Donaumündungen (*Ἐτὲλ καὶ Κουβοῦ* = Atelkusu, d. i. das Land zwischen den Wassern). Unter den vom Constantin Porphyrog. aufgezählten 5 Flüssen sind der Prut (*Βροῦτος*) und der Seret (*Σέρετος*) leicht erkennbar. Aber auch hier wieder durch die Petschenegen, den Verbündeten des Bulgarenköniges Simeon vertrieben, zogen sie in das nach ihnen benannte Land ein. Ob sie den Weg über Kiew, dann um's Jahr 995 durch das heutige Galizien über die Karpathen genommen, wie Herr M. S. 4 angibt, scheint bezweifelt werden zu dürfen, da Arnulf im Kriege mit Swjatopluk, den Marahanen-Fürsten und verbündet mit dem Slawen-Häuptling Brazlaw in Pannonien, auch noch, — es war im J. 892 — als Hilfsvölker ungarische Krieger in seinem Heere zählte, die also, ohne daß sie des Berufens bedurft, bereits in jenen Gegenden sich befunden hatten. (Herm. Contr. ad a. 892). Auch verwüsteten sie nach dem Zeugnisse des Zeitgenossen Regino im J. 894 das (Marahanische) Reich der Söhne Zwentibold's (Swjatopluk). Herr M. vermittelt die Meinung derjenigen, welche die Magyaren von Süden her einwandern, und die Behauptung derer, die sie von Norden über die Karpathen her einziehen lassen, durch die An-

nahme, daß die in Pannonien kämpfenden Ungarn nach ihrer Heimkehr zu den Zurückgebliebenen und von den Bulgaren und Petschenegen bedrängten Hinterbliebenen in Atelkusu den Kampf mit den Petschenegen aufgenommen, von diesen aber besiegt und aus ihren Wohnsitzen verdrängt worden seyen, so daß ihnen nur der Weg nach Norden übrig geblieben, den sie auch über Kiew, dann an die Karpathen ziehend, diese überschreitend, eingeschlagen und auf diese Weise in dem fortan ihren Namen führenden Lande (Magyar ország) sich niedergelassen. Den Ort, wo sie nach langer Mühsal zuerst ausruheten, nannten sie Munka — Mühe, — damit die überstandenen Beschwerden andeutend, (d. heutige Munkács). Eine Schilderung derjenigen Fürsten, die von Siebenburgen bis an das rechte Donau-Ufer über die verschiedenen Theile des Landes zu dieser Zeit herrschten, folgt hierauf. (S. 4.) Nach 40tägiger Ruhe beginnen die Ungarn unter ihrem Arpád, des Almos Sohn, die Eroberung des Landes; und in kurzer Zeit waren sie theils durch ihre Tapferkeit und Klugheit, theils durch die Uneinigkeit und Furcht ihrer Gegner, Herrn des Landes zwischen Theiß und Donau; nachdem ihnen schon vorher durch einen Sieg über Gelo von Siebenbürgen, der in der Schlacht gefallen, auch dieses Land gehorchte. (S. 5—7.) Auch Glodo's Reich, von Orsova bis zur Maros reichend, wurde den Tapferen zur Beute, (S. 7—8.) und bald hatte Maroth's Herrschaft zwischen der Máros und der Theiß, bis zur Máros gleiches Schicksal; im Süden war das ganze linke Donau-Ufer magyarisch. Arpád überschritt selbst die Raab und machte der Marahanen-Herrschaft auf dieser Seite ein Ende (S. 8, 9).

Das neue Reich der Ungarn, begründet auf den Trümmern so vieler Herrschaften, sollte bald ein gefährlicher Nachbar Deutschlands, oder, wie es damals noch hieß, der Francia orientalis, aber auch Italiens werden. Fast jedes Jahr ist durch die Verheerungszüge dieses wilden Reitervolkes bey den gleichzeitigen Chronikern bis zur Lechfeldschlacht (August 955) bezeichnet. — Der Tod Arpáds, des Stammvaters des nach ihm benannten magyarischen Königsgeschlechtes fällt in den Beginn der länger als ein halbes Jahrhundert andauernden Plünderungszüge seines Volkes (um d. J. 907). Ein verhängnißvolles Jahr für Deutschland und insbesondere für Bayern, da die Magyaren, obwohl unter der Herrschaft eines 13jährigen Knaben — Zoltán — stehend, in der Gegend von Presburg nach 3tägiger würgender Schlacht die Deutschen auf's Haupt schlugen. Da fiel derjenige Mann, der bisher den Ungarn den tapfersten Widerstand geleistet, der Markgraf und Herzog Luitpold von Bayern, der große Ahnherr unseres Königshauses, (Es ist wohl nur ein Lapsus Calami, wenn Herr M. denselben als den Ahnherrn der Agilolfinger bezeichnet; der der Wittelsbacher ist er unstreitig. Ein ähnliches Versehen finden wir S. 34, wo zum J. 995 bey der Vermählung Gislas mit Stephan diese erstere eine Schwester Kaiser Ottos, statt Heinrichs (II.) genannt ist), und sogleich sehen wir alles Land von der Enns und dem Inn bis über den Lech, von den auf behenden Rossen vordringenden und durch Niemanden mehr aufgehaltenen Ungarn überschwemmt, ausgeplündert und verheert. Die Kampfesweise derselben ist nach Kaiser Leo dem Weisen in seinem Buche von der Taktik sehr anschaulich geschildert. (S. 15, 16). Gewiß ist, daß sie durch ihre alles niederwerfende Tapferkeit über ganz Deutschland entsetzlichen Schrecken verbreiteten, so daß dadurch die Widerstandsfähigkeit der deutschen Völker gebrochen und nur hinter festen Mauern Schutz gegen so fürchterliche Feinde zu finden war. So mußte selbst noch König Heinrich I. verfahren, und erst ein 9jähriger Waffenstillstand mit den Magyaren gab ihm Zeit und Gelegenheit, in seinen Völkern wieder kriegerische Zuversicht und Vertrauen auf die eigene Tapferkeit zu wecken, welches die siegreiche Schlacht bey Merseburg (934) erhöhte, bis die Lechfeldschlacht (955) unter Heinrich's Sohn und Nachfolger Otto I. den verderblichen Invasionen der Magyaren nach Deutschland endlich ein Ziel steckte; denn nach Griechenland sehen wir die Ungarn 3mal einfallen (958, 961 und 962), aber sie wurden jedesmal geschlagen. Der Schilderung dieser Raubzüge der Magyaren weiß Herr M. immer, sey es in den Noten, sey es im Texte selbst, anziehende Particularitäten beyzugeben.

Kurz nach diesen kriegerischen Excursionen und

zum Theil noch während derſelben ward byzantiniſcher Seits der Verſuch gemacht, bey dem wilden Volke die Wohlthaten des Chriſtenthums einzuführen. Ehe Herr M. dieſe Chriſtianiſirung erzählt, ſchildert er die früheren religiöſen und ſittlichen Zuſtände der Magyaren, ſoweit das Dunkel jener Zeiten es zuläßt, in treffenden Zügen. Von Byzanz zuerſt, ſeit Gyula und ſeine Tochter Sárolta dort dem Chriſtenthume waren gewonnen worden, dann von Deutſchland her um vieles wirkſamer drang die Chriſtuslehre allmählig in das Volk ein. Sárolta, die Chriſtin, mit großer Schönheit und Feſtigkeit des Charakters begabt, war dem Magyaren-Fürſten Geiſa vermält, der nach ſeines Vaters Takſony's (Toxus) Tod dem Volke gebot. Das Kriegsunglück ſeit der Lechfeldſchlacht und ſeit den byzantiniſchen Zügen hatte die Bevölkerung, welche bey ihrem Einzug in Ungarn angeblich eine Million Seelen ſtark geweſen ſeyn ſoll, worunter 215,000 Bewaffnete*), ſehr geſchmälert, ſo daß Fortſetzung der Kriege mit den Nachbarvölkern die gänzliche Ausrottung befürchten ließen. Geiſa begreift, daß Ausſöhnung mit den Nachbarn das Beſte ſey, und auf ſein Zureden bequemten ſich nach und nach die Magyaren, die „Bedürfniſſe des Lebens aus den Erzeugnißen des Bodens und durch Handel zu gewinnen.“ Daß Geiſa ſo verfuhr, war vornehmlich der Einwirkung ſeiner Gattin zuzuſchreiben. Jedenfalls ſchien durch Angewöhnung an eine ruhige, den Beſchäftigungen der Bodencultur zugewandte Lebensweiſe der projectirten Einführung des Chriſtianismus die Bahn geebnet.

Geiſa zog, bey der Ueberzahl der heidniſchen Magyaren, Fremde in ſein Reich; Italiener und vorzüglich viele Deutſche, die ſich im Lande anſiedelten, auch knüpfte er Verbindungen mit auswärtigen Fürſten an, um durch deren Hilfe ſein Unternehmen zu ſtützen. So hatte er Alles für die Chriſtianiſirung vorbereitet, da übereilte ihn (997) der Tod; ſeinem Sohne und Nachfolger blieb die Vollendung des Begonnenen. Dieſer, Vaik genannt, erhielt in der Taufe den Namen Stephan. Herr M. nennt ihn den größten Mann, den die ungariſchen Geſchichten aufzuweiſen haben. Sein Geburtsjahr wird verſchieden angegeben. Einige ſetzen 983; die Bollandiſten (A. A. SS. Septb. T. I. p. 487 col. 1. nro. 122), deren Abhandlungen über die Vita S. Stephani von Chartuitius (Biſchof Hartwich) ſehr beachtenswerth ſind, nehmen das Jahr 984, Herr M., nach Katona, das Jahr 979 als das wahrſcheinliche ſeiner Geburt an. Nach letzterer Annahme wäre Stephan beym Tode ſeines Vaters 18 Jahre alt geweſen. Sogleich regte ſich der Haß der Nationalen gegen die eingedrungenen Fremdlinge, zumeiſt gegen die Deutſchen. Der Führer dieſer, der alten heidniſchen Lehre ergebenen, zahlreichen Parthey war Stephan's Anverwandter, der Graf Kupa von Simegh. Aber auch die bedrohten Deutſchen ſchaarten ſich um des jugendlichen Stephan's Perſon, und der Bayer Wenzelin von Waſſerburg übernahm den Heerbefehl im Kriege gegen die Rebellen. Vor dem durch Kupa belagerten Weſzprim kam es zur Schlacht, in welcher Wenzelin ſiegte und den Kupa tödtete. Die heidniſchen Magyaren ergriffen die Flucht, Kupa's Leiche wurde geviertheilt und nach den 4 Weltgegenden durch das Reich geſendet. Mit dieſem Siege war auch der Sieg des Chriſtenthums über Heidenthum und Barbarey entſchieden.

Herr M. hat (S. 30, 31) die Folgen kurz berührt, welche die von Byzanz ausgegangene Chriſtianiſirung Ungarns gehabt haben würde. „Welche Wendung“, ſagt er, „hätte die Geſchichte des Oſtens erhalten, wenn in die Wagſchale des alternden byzantiniſchen Reiches eine neue kraftvolle, kriegeriſche Nation geworfen worden wäre? Hätte der 50jährige, die edelſten Kräfte beyder Länder verzehrende Kampf zwiſchen Magyaren und Griechen ſtattgehabt? Was wäre das Loos der erſten Kreuzzüge geweſen, hätten die Magyaren die Geſinnungen der Griechen getheilt? Wäre je ein lateiniſches Kaiſerthum in Conſtantinopel entſtanden? Hätten die Türken ſo ſchnell und ſo leicht in Europa feſten Fuß gefaßt?

Wie hätte ſich endlich die Geſchichte von Deutſchland entwickelt, hätten die Magyaren nicht ein Menſchenalter über mit Ottokar um die Steiermark geſtritten? wäre dieſer übermächtige Fürſt in der „herrenloſen ſchrecklichen Zeit“ nicht durch magyariſche

*) Siehe Joſeph Chowanetz, die Geſchichte Ungarns. Hamburg und Gotha, 1817. 8. p. 7.

Schwerter gehindert worden, alle Kräfte ſeiner weiten blühenden Länder nach Willkühr zu verwenden? Wohl ſind dieß Fragen, die Niemand genügend beantworten kann; ſie beweiſen aber hinlänglich, daß der Sieg der griechiſchen Kirche den darauffolgenden Jahrhunderten eine andere Geſtalt gegeben hätte?“ So der Herr Verfaſſer, der die Motive der beyden Kirchen, der lateiniſchen und griechiſchen dahin angibt, daß die Byzantinen aus Politik die Bekehrungsverſuche unternommen, um die gefürchteten Magyaren von Einfällen in ihr Land abzuhalten; während die Lateiner die Ueberwundenen bekehren wollten, aus religiöſen Abſichten. Auch iſt nicht zu überſehen, daß eine beträchtliche Anzahl der durch halbhundertjährige Raubzüge gewonnenen Gefangenen, faſt ſämmtlich der römiſchen Kirche angehörte.

Der Einfluß ſolcher Maſſen auf ihre Herrn läßt ſich ſchwerlich abläugnen. Mit dem Siege des Chriſtenthums aber wurde eine ganz neue Ordnung der Dinge in Ungarn begründet; und ihr wahrer Begründer iſt Stephan der Heilige! — Dieſer Herrſcher iſt nicht nur der Befeſtiger des Chriſtenthums in Ungarn durch den Bau und die Dotirung von Kirchen und Klöſtern ꝛc.; ſondern auch der Geſetzgeber für ſein Volk auf Jahrhunderte hinaus geworden; ſo daß alle nachfolgenden Könige ſich auf ſeine Anordnungen berufen, ſie beſtätigen, erläutern oder ändern, oder an dieſelben anknüpfen. Und doch ſind ſelbſt die im ungariſchen Geſetzbuche befindlichen Geſetze Stephans, ſo, wie ſie jetzt vorliegen, erſt von einem ſpäteren Sammler aus verſchiedenen Verordnungen des heiligen Königs unvollſtändig genug zuſammengetragen. Der Herr Verfaſſer benützt dieſe Gelegenheit, hier ein Bild der magyariſchen Staatsverfaſſung und Staats-Verwaltung unter den Arpáden zu geben ohne ſich mit der Frage zu befaſſen, wieviel davon bereits vor Stephan beſtanden, wie viel Er eingeführt, und was und wieviel erſt nach ihm hinzugebildet worden. Es hat die höchſte Wahrſcheinlichkeit für ſich, meint Herr M., daß wenigſtens Keime deſſen, was in der ungariſchen Verfaſſung mit den Einrichtungen des Orients gemein iſt, vor Stephan beſtanden. Dahin rechnet er jenen Bund, den die Magyaren, die alten Sitze verlaſſend, um ſich neue zu ſuchen mit ihrem Führer Almos geſchloſſen haben ſollen. Ob er in Wirklichkeit gerade ſo geſchloſſen worden, mag dahin geſtellt ſeyn; der Anonymus Belae Regis Notarius (über deſſen Zeit, — wahrſcheinlich unter Bela II. († 1141 13. Febr.) — ſiehe Band III. 478, 480) gibt dieſes aus 5 Punkten beſtehende Pactum, cap. VII. Als er ſchrieb, mußten die 5 Punkte desſelben der Grundpfeiler der ungariſchen Verfaſſung ſeyn; denn, bemerkt Herr M. ſehr richtig hierzu, ſonſt hätte er ſie nicht als alten Bund aufſtellen können, auch wenn er den ganzen Vorfall erfunden hätte. (Vergleiche Engel. I. p. 62 — 64, Chowanetz p. 4). Die Schranke, welche den magyariſchen Herrſchern geſetzt war, reicht bis in die älteſten Zeiten hinauf; ſagt doch der 3te Punkt des Pactums: „Weder Jene, die ſich freywillig Almos zum Führer gewählt, noch ihre Nachkommen, ſollen je vom Rathe des Führers und den Ehren des Reiches ausgeſchloſſen werden.“ — Schwerlich läßt es ſich beſtimmen, wie lange die Fürſten und Könige in den auf Arpád folgenden Zeiten ſich bloß mit ihrem Adel allein, oder, nach Einführung des Chriſtenthums mit den Biſchöfen und den Angeſehenſten des Reiches ſich berathen, und ob der Adel, war er einmal berufen, forthin ohne Unterbrechung bey dem Landtag erſchienen. Daß das Land, oder richtiger geſagt, das Volk ſeine Vertreter hatte, die, einberufen, den Rath des Herrſchers bildeten, iſt bereits im 1ten Jahrhunderte der Könige, alſo vom letzten Jahre des 10ten bis Ende des 11ten Jahrhunderts, (von 1000, 15. Auguſt — 1101) nachzuweiſen. Unter Bela I. (v. 1061 — 1063) wurden von jeder Villa 2 ältere beeidete Männer durch königliche Herolde in des Königs Rath berufen. Später unter Andreas II. (1205 — 1235) erſchienen alle Edelleute auf dem Landtage; unter ſeinem Nachfolger Bela IV., (1255 — 1270) ward beſtimmt, daß jedes Comitat 2 Abgeordnete zu ſchicken habe; dabey blieb es.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Oktober.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Geschichte der Magyaren ꝛc.

(Schluß.)

Die Landtage wurden alljährlich zu Stuhlweissenburg gehalten. Der Herr Verfasser geht nun des Näheren auf Geschäftsverwaltung, Landeseintheilung, Verwaltung der Gerechtigkeit ein, und schildert die 5 Klassen der Bewohner Ungarns (Leibeigene, Bauern, freye Gemeinden, Lehensträger, Edelleute) mit ihren verschiedenen Verpflichtungen und Rechten, sodann die zu ihrer Zeit in Bezug auf Heerverpflegung und Vertheidigungsanstalten trefflichen Einrichtungen, den Gang der Gerichtsverhandlungen, bespricht die königlichen Einkünfte, das Münzwesen, und verweist des Handels wegen auf seine, dem I. Bande als Beylage zugegebene Abhandlung „über Ungarns Handel und Industrie im Mittelalter“, (S. 271 – 318). Alle diese innern Zustände des magyarischen Reiches betreffen bloß die Zeiten der arpädischen Herrscher. Alsdann erst wird die Regierungsgeschichte des heiligen Königs Stephan I. vorgetragen, seine Kriege mit dem Dynasten Achtum (Ochtum), mit Gyula, dem Herrn von Siebenbürgen, mit Kean, dem Bulgarenherzog, sein Kampf gegen die eingefallenen Bissenen; aber auch gegen die nach Ungarn vorgedrungenen deutschen Heere des Königs Conrad II., welcher sich mit den Böhmen verbunden hatte. Auch die Familienverhältnisse werden angegeben; Stephan hatte das Unglück, seinen wohlgerathenen und trefflich erzogenen Sohn Emerich in der Blüthe seines Alters zu verlieren; dieser Mangel eines männlichen Erben stürzte das Land später in große Verwirrung; selbst wider sein Leben hatten sich 4 bedeutende Männer verschworen. Gisla, seine Schwester, wußte bey dem herannahenden Ende Stephans den Thron ihrem Sohne Peter zuzuwenden, den auch die Stände des Reiches auf des Königs Betrieb als ihren Herrn anerkannten. Bald darauf, und zwar an selbem Datum, an welchem er vor 38 Jahren war gekrönt worden, (15. August) starb er 1038; ihm bleibt das ungeschmälerte und große Verdienst, das Christenthum eingeführt, und das Reich auf bleibende, Jahrhunderte hinaus dauernde Weise geordnet zu haben.

Allerdings hat sich der Cultus dieses von der katholischen Kirche als heilig verehrten Königes auch auf die Scandinavische Halbinsel erstreckt, wie dieß denn die Bolandisten (Sept. Bd. I. pag. 559, col. 1 — 561) nachgewiesen haben. Allein auch in Deutschland, ganz insbesondere im Bisthume Bamberg, dessen Gründer bekanntlich Heinrich II., der Heilige, Stephan's Schwager war, bestand noch in der Mitte des XIII. und im XIV. Jahrhunderte eine eigene kirchliche Feyerlichkeit an des Ungarn-Königs, dazumal noch am 20. August begangenem Tage; ja in der Kathedrale zu Bamberg ward nach dem dortigen Chordirektorium aus der Mitte des 13. Jahrhunderts dieser Tag auf höchst feyerliche Weise begangen. Denn es heißt daselbst „Stephani confessoris et Regis. Altare Sci Stephani ornetur, ad Vesperas ambe Campane magne pulsentur, panchlachen (Siehe Schmeller, Wörterb. II. 420, voce „Lachen“) ponantur, Crux magna exponatur etc. Im Chordirectorium vom J. 1379 kömmt die Notiz vor: „Stephani regis et confessoris officium ad missam“: „os justi“ sicut de

S. Heinrico, Kyrie le., oratio: „omnipotens sempiterne Deus“. Secunda de S. Maria epistola: „justus Cor.“ *) — Die Frage, ob die Reiterſtatue im Dome zu Bamberg links an der Wand beym Aufgang zum Georgen-Chor Conrad III. († 15. Febr. 1152 zu Bamberg), oder aber den hier in Rede ſtehenden Ungarn-König, Stephan I. vorſtelle, verdiente in der That auf's Neue unterſucht und entſchieden zu werden. Zwar trägt der zu Pferde ſitzende König eine Krone auf dem Haupte, wie man ſie Statuen von Königen im XII. Jahrhunderte, (denn aus dieſer Zeit ſcheint mir die Reiterſtatue zu ſeyn), aufzuſetzen pflegte; auch iſt das lange Gewand des Reiters unverkennbar ein königliches. Was mich aber im Zuſammenhalte mit obigen Stellen aus den Bamberger Dom-Chor-Directorien auf die Vermuthung bringt, die Bildſäule könnte wohl Kaiſer Heinrichs II. Schwager, den unter die Zahl der Heiligen aufgenommenen Magyaren-König vorſtellen, das iſt zunächſt der Umſtand, daß der Reiter auf einem Sattel ſitzt, der ihm bis auf die Hälfte des Rückens reicht. Auf Reiterſigillen und ſonſtigen Monumenten habe ich dieſe Art von Sattel nicht gefunden.

Es iſt nicht wohl möglich, dem Herrn Verfaſſer in den nun folgenden geſchichtlichen Darſtellungen Schritt für Schritt zu folgen, weil dadurch unſere Anzeige über Gebühr ſich ausdehnen würde. Wir müſſen uns daher begnügen, nur noch Einiges aus dieſem Bande auszuheben.

Nach den Zeiten des Thronſtreites, der bald nach Stephan's des Heiligen Tod erfolgte, und bis 1088 andauerte, ſehen wir die Byzantiner in Ungarns Angelegenheiten ſich einmiſchen. Eine Eigenthümlichkeit, die nicht leicht bey andern kriegeriſchen Völkern vorkommen dürfte, iſt wohl das Hinwegbleiben der Magyariſchen Könige von der Schlacht. Bald nach Ladislaus I. († 1095), der großen kriegeriſchen Ruf ſich erworben, hören die arpádiſchen Könige auf, ihre Völker ſelbſt in das Treffen zu führen. Zwar die Arpáden Koloman (v. 1095 — 1114) und Stephan II. (v. 1114 — 1131) ziehen noch an der Spitze ihrer Heere, aber ſchon unter Bela II. dem Blinden (1131 — 1141) wird es Sitte, einem Heerführer unter den Augen des Königs den Krieg zu überlaſſen; faſt ſcheint es, als ob die Magyaren das Leben ihrer Fürſten zu koſtbar hielten, um es den Wechſelfällen einer Schlacht auszuſetzen. So ſah Bela IV. (v. 1235 — 1270) der Schlacht bey Kroiſſenbrunn (1260, 11. July) von einem Hügel zu, nicht weil er, wie Hormayr, Geſchichte Wiens, Band III. S. 23 ſagt, wenig Luſt bezeigte, das blutige Spiel mitzumachen, ſondern weil es die Landesſitte ſo mit ſich brachte. Die goldene Bulle, vom J. 1222, welche die erfolgreiche Oppoſition der magyariſchen Magnaten dem Könige Andreas II. abrang, der ſich vergeblich bemühte, der geſunkenen königlichen Gewalt aufzuhelfen, war 600 Jahre hindurch die Grundfeſte der ungariſchen Conſtitution, und alle Könige des Landes haben auf ſie den Krönungseid geſchworen. Unter ihren 31 Artikeln iſt wohl der letzte, der 31te, weitaus der wichtigſte, weil er die bekannte Reſiſtenz-Klauſel enthielt, die erſt im Jahre 1687 förmlich aufgehoben wurde. Man würde ſich irren, wenn man glaubte, die durch König Stephan den Heiligen ertheilte Verfaſſung ſey durch die goldene Bulle aufgehoben worden; knüpft doch ſelbſt die Einleitung zu derſelben unmittelbar an dieſe Conſtitution Stephans an, nur die Rechte des Adels hat die Bulle erweitert. Die Schilderung der Verhältniſſe des päpſtlichen Stuh'es zum ungariſchen Reiche zur Zeit des Inveſtiturſtreites unter Gregor VII. und vorzüglich jene des Einwirkens Innocenz III. in Bezug auf Aufrechthaltung der Kirchenzucht iſt ſehr gelungen. In weltlichen Dingen beſtand er auf Vollzug des Kreuzzuges, empfahl Emerichs Erben und Nachfolger Ladislaus, das Kind, dem Wohlwollen ſowohl des Vormunds als der Biſchöfe Ungarns, und war überhaupt bemüht, für die Ruhe des Landes zu ſorgen.

Unter der im Lande losbrechenden Verwirrung in der Periode von 1222 — 1240, — zum Theile eine Folge der goldenen Bulle — bemerken wir die durch des Königs Geldnoth erzeugte Begünſtigung der Juden und Ismaeliten, (über letztere ſiehe Zeuß pag. 754, 755), die Aemter bey der Münze, Salz

*) cf. Ussermann, Ep. Babenbergensis p. 171 in fine.

und andern königlichen Gefällen erhielten und abgaben frey wurden, welche alsdann im Gefühle ihrer Bevorzugung keck das Haupt erhoben, und die Christen auf jegliche Weise bedrückten, bis endlich der Erzbischof Robert von Gran dieser unleidlichen Bedrückungen halber das Interdict über Ungarn aussprach, hiervon nur den König aus dem Grunde ausnehmend, damit er Zeit zur Besserung habe. Erst am 20. August 1233 sehen wir nach Aufhebung des Interdictes die Juden, Saracenen und Ismaeliten wieder in ihre vorige Stellung zurückgedrückt. Eine Tochter des Königs Andreas II. († November 1235), von seiner ersten Gemahlin, (er hatte deren bekanntlich 3, siehe I. S. 161), der grausam ermordeten meranischen Gertrud († 1214), (die von Staindel und Andern ihrem Bruder, dem Bischof Ecbert von Bamberg, aufgebürdeten Verbrechen hat ein Ungar, P. Xistus Schier in seiner historia de Reginis Hungariae p. 181 seqq. gründlich zurückgewiesen, Siehe Ussermann Episc. Bbgens. p. 142), — sie hieß Elisabeth, — war an den Landgrafen — (nicht Markgrafen) von Thüringen vermählt. Ihr Vater erlebte noch ihre Heiligsprechung. Nach ihres Mannes, des Landgrafen Ludwigs Tode zu Otranto, 11. Septbr. 1227, fand die von ihrem Schwager verfolgte und beraubte, bey ihrem Ohm, dem Bischof Ecbert von Bamberg ein Asyl auf dem Schlosse Botenstein (Städtchen und Landgerichtssitz Pottenstein bey Gösweinstein im Kreise Oberfranken), woselbst sie sich bis zur Ankunft der Gebeine ihres Gemahls aufgehalten. —

Die Sendschreiben des Papstes an den energischen Bela IV. (von 1235 — 1270) sind nicht von Gregor IV., was ein Fehler des Setzers zu seyn scheint, sondern von dem damals auf dem päpstlichen Stuhle von 1227 — 1241, 21. August sitzenden Gregor IX. ausgefertigt. Unter dem vorbenannten König hatte der Mongolen-Einfall statt.

Dieß wilde Nomadenvolk der asiatischen Hochebene hatte sich unter der Herrschaft Temudschin's (Dschingiskhan) alle Landstriche vom japanischen bis zum kaspischen Meere hin unterworfen, und Otkai, des Dschingiskhan Sohn, setzte die Eroberungen fort. Zuerst warf sich Otkais Neffe Battu auf die Polovczer, die die Russen um Hilfe anflehten. Letztere brachten die ein Freundschaftsbündniß anbietenden mongolischen Gesandten um. Der Sieg im nun ausbrechenden Kriege entschied sich für die Mongolen. Bald lag ganz Rußland den Siegern offen. Moskau wurde niedergebrannt, ebenso verfuhren die Mongolen mit 14 großen russischen Städten und unzähligen Dörfern. Die Bewohner der Stadt Wladimir wurden nach dem heldenmüthigsten Widerstand vernichtet. Kiew erlitt gleiches Schicksal. Schon vorher hatten sich russische Fürsten nach Ungarn geflüchtet. Nun wälzte sich das große Mongolen-Heer gegen Polen, Schlesien, Mähren und — Ungarn. Ein Theil von Battu's Heer blieb in Polen zurück, mit dem 2ten drang Battu selbst nach Ungarn vor, und der 3te schickte sich an, Schlesien und Mähren zu überziehen. Vor den Thoren von Liegnitz verlor Herzog Heinrich von Schlesien Sieg und Leben. Vor Olmütz ließen durch einen Ausfall der tapfern Besatzung unter Sternberg am 21. Juny 1241 tausende von Mongolen das Leben, den Sieg und den Führer. Auch Wien umschwärmten sie, wichen aber vor Friedrichs des Streitbaren, des letzten Babenbergers, Heere zurück gegen Ungarn.

Der Herr Verfasser beschreibt nun, ganz in das Einzelnste gehend, die Zustände zwischen König Bela IV. und seinen unzufriedenen Großen, die Vorbereitungen, welche der Erstere zum Empfang eines so furchtbaren Feindes treffen ließ, die ungeheure Schnelligkeit der Bewegung des Mongolen-Heeres, die Schilderung dieses Volkes und dessen Kriegsweise, die Angesichts so furchtbarer Feinde sich geltend machenden Kämpfe zwischen Magyaren und den vom Könige Bela IV. begünstigten, früher eingewanderten Cumanen *); endlich die würgende

*) Die Distrikte Groß- und Klein-Kumanien an der Theiß waren die ersten Wohnsitze dieses um das Jahr 1238 von Bela IV. aufgenommenen Volkes und obige Distrikte haben noch jetzt ihre Bewohner aus jener Zeit. Siehe I. p. 163, not. 14.

Entſcheidungsſchlacht auf der Haide von Mohi, 6 Meilen von Tokay. Der König floh den Karpathen zu und wurde nur durch den aufopfernden Heldenmuth ſeiner Diener, des Polen Adam, der Magyaren Andreas Forgács und ſeines Bruders ꝛc. aus den Händen der grimmigen Feinde gerettet, die jetzt als Sieger in der 1700 □ Meilen großen ungariſchen Ebene auf's entſetzlichſte hauſten, während der König an die dalmatiniſchen Küſten ſich zurückzog und dort allmählig wieder Kräfte ſammelte; aber auch dorthin drangen die Wilden, und er flüchtete mit ſeiner Familie nach Trau. Die Mongolen aber zogen über Bosnien und Serbien nach Bulgarien, um dort auf immer zu verſchwinden *), denn die durch Otkai's Tod herbeygeführten Ereigniſſe riefen ſie nach Aſien zurück, worauf Bela endlich nach dem grauenvoll verwüſteten Ungarn zurückkehren konnte. Seine trefflichen Anſtalten retteten das Magyaren-Reich, welches nach dem Mongolen-Einfall der Auflöſung nahe war. Auch die Städte des Landes dankten ihm ihr Emporkommen, die Geſchäfte erhielten geregelten Gang, die Bevölkerung nahm durch ſeine klugen Maaßregeln zu, die Bergwerke wurden auf's Neue betrieben, aber auch die Landesfreyheiten beſtätigt, und doch das königliche Anſehen befeſtigt. Als Menſch erſcheint Bela eben ſo liebenswürdig, wie er als König preiswürdig iſt; dennoch führte gegen den nur allzumilden Vater ſein Sohn und Nachfolger Stephan V. frevelhaften Krieg; dafür ſollte deſſen Regierung nur von kurzer Dauer ſeyn, denn er ſtarb, um den geraubten Sohn wieder zu bekommen, vor Müdigkeit und Erhitzung, im Alter von 31 Jahren!

Daß die Schilderung des Tages, welcher die Größe des Hauſes Habsburg begründete, — der 26. Auguſt des Jahres 1278, — in einer Geſchichte Ungarns nicht fehlen durfte, iſt klar, zumal die Magyaren, Rudolfs von Habsburg Bundesgenoſſen im

*) Doch ſiehe p. 218, wo zum Jahre 1285 ein neuer Mongolen-Einfall erzählt iſt, der für die invadirenden höchſt unglücklich ablief, denn 100,000 Mongolen waren zu Grunde gegangen.

Kriege gegen Ottokar mit einem mächtigen Heere (20,000 Mann) ſich eingefunden hatten. Der Ausgang iſt allbekannt. Nachdem Rudolf ſeine Söhne mit Oeſterreich belehnt hatte, wurden er und ſeine Nachfolger Ungarns unmittelbare Nachbarn, und 248 Jahre ſpäter überkam ſein Geſchlecht ſelbſt die Krone dieſes Reiches.

Mit dem Erlöſchen des arpadiſchen Mannsſtammes in der Perſon des Königs Andreas III., des Venetianers *), im Januar 1301 zu Ofen — ſein Tod war ein plötzlicher — ſchließt Herr M. den erſten Band ſeines magyariſchen Geſchichtswerkes, indem er noch einen kurzen Rückblick auf den arpádiſchen Zeitraum wirft. Auch wir beſchließen hiermit unſere Anzeige, indem wir uns die Beſprechung der beyden andern, nicht minder gediegen gearbeiteten Bände, welche die Geſchichte Ungarns bis 1740 vortragen, in einem 2ten Artikel vorbehalten. Schließlich glauben wir nochmals auf die neueren und neueſten Zeitereigniſſe der ungariſchen Geſchichte in des Herrn Grafen von Mailáth Bearbeitung die Leſer dieſer Blätter aufmerkſam machen zu ſollen.

Dr. G. Th. Rudhart.

*) Er war zu Venedig von einer Venetianerin, Catharina Thomaſina Moroſini geboren, daher dieſer Beyname.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Oktober.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Beyträge zur Statistik des Königreichs Bayern. II. Leistungen der Sicherheitspolizey und Strafrechtspflege. Aus amtlichen Quellen herausgegeben von Dr. F. B. W. v. Hermann. München 1853. In Commission der lit. art. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Fol. 147 Seiten.

Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir den Inhalt dieses zweyten Heftes amtlicher Mittheilungen über statistische Verhältnisse Bayerns für wichtig genug halten, um auch den Lesern der gelehrten Anzeigen näher gerückt zu werden. Dasselbe gibt einen Ueberblick der Strafrechtspflege in den 7 Kreisen dießseits des Rheins von 1832/33 bis 1847/48, in der Pfalz bis 1849/50, sodann die Leistungen der Sicherheitspolizey in den Jahren von 1835/36 bis 1849/50. Unseres Wissens ist noch nirgend in solcher Vollständigkeit versucht worden, einen Ueberblick der Polizeythätigkeit während einer längeren Zeit zu geben. Und doch dürfte die Kenntniß der polizeylich anstößigen und strafbaren Handlungen fast noch mehr Anhaltpunkte zur Beurtheilung der sittlichen Verhältniße eines Landes bieten, als die Strafrechtspflege selbst. Denn von der Polizey werden die ordnungswidrigen Handlungen gewissermaßen im ersten Beginne aufgefaßt und reprimirt, oder doch weitere üble Wirkungen derselben nach Möglichkeit abgeschnitten. In ihren Bereich fallen daher nicht bloß Verbrechen und Vergehen gröberer Art, die größeren Theils in denjenigen Volksklassen vorkommen, in welchen sittliche und ökonomische Verwahrlosung sich am häufigsten findet, sondern auch alle Gattungen Frevel, Ruhestörungen und Ordnungswidrigkeiten, die häufig für so unwichtig gehalten werden, daß sie sich selbst unter den Klassen der Bevölkerung finden, in welchen Bildung und Wohlstand von Ungehörigkeiten abhalten sollten. In einem Lande, das wie Bayern glücklicherweise im Vergleiche mit andern Ländern nur eine geringe Anzahl von eigentlich der öffentlichen Armenpflege anheimgefallenen Personen enthält, ist die Bekämpfung des Bettels und des arbeitslosen Umherschweifens für die Sicherheitspolizey von gedoppelter Wichtigkeit, da man behaupten kann, überall bestehe ausreichend Gelegenheit zur Ernährung durch Arbeit, es sey daher nirgend Betteley durch Noth geboten. Gerade die Bewegung der Bettler und Landstreicher in einer längeren Reihe von Jahren, wie sie in dem angeführten Werke vorliegt, gewährt daher einen tieferen Blick in die sittlichen Zustände der unteren Volksklassen. Es bedarf keines Beweises, daß alle diese Mittheilungen und namentlich die letztere ausser dem allgemeinen Interesse an den Volkszuständen zugleich von mehr als einer Seite praktische Winke der Verwaltung an die Hand geben. Wir glauben daher vorerst einige Resultate der vorliegenden Tafeln über die Leistungen der Sicherheitspolizey hier zusammenstellen zu sollen, fügen derselben noch einige Betrachtungen über die vorgekommenen Selbstmorde bey, und behalten uns vor, über die Resultate der Strafrechtspflege später zu berichten.

Die polizeylichen Mittheilungen in der vorliegenden Schrift sind in drey Tafeln zusammengefaßt:

1) Thathandlungen gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit,

2) Leiſtungen der Sicherheitswachen und

3) aufgegriffene Bettler und Vaganten.

Die Auffaſſung der Thathandlungen gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit iſt allerdings je nach der Aufgabe, welche die Geſetze der polizeylichen Thätigkeit vorſchreiben, in verſchiedenen Ländern nothwendig ſehr verſchieden. Selbſt die Volksſitte und das Herkommen haben hierauf Einfluß, indem es von ihnen theilweiſe abhängt, ob man von der Thätigkeit der Polizeybehörden mehr oder weniger erwartet und in welchem Maaße andererſeits dieſe Thätigkeit durch die Mitwirkung der Bürger unterſtützt wird. Große Differenzen zeigen ſich in dieſer Beziehung zwiſchen England und deutſchen Staaten. Auch in Bayern ſelbſt beſteht durch die Verſchiedenheit der Geſetzgebung in der Pfalz und dießſeits des Rheins eine erhebliche Verſchiedenheit, weil nach der in der Pfalz geltenden franzöſiſchen Geſetzgebung manche Handlungen als Vergehen beſtraft werden, welche in den 7 älteren Kreiſen unter die Verbrechen gereiht ſind, während dort zugleich eine Reihe von Handlungen den Vergehen angehören, welche dießſeits des Rheins nur zur polizeylichen Cognition ſich eignen. Sodann liegt auch ein bedeutender Unterſchied in dem materiellen Anlaße zu mancher Art von Frevel, wie denn die Zahl der Forſtfrevel in den verſchiedenen Kreiſen conſtant deſto größer iſt, je höher der Holzpreis ſteht, und demgemäß in der Pfalz die höchſte Zahl zeigt. Abgeſehen von dieſem materiellen Grunde iſt es aber namentlich jenem Unterſchied in der Geſetzgebung zuzuſchreiben, wenn während der vorliegenden 15 Jahre in der Pfalz durchſchnittlich des Jahrs ein Reat auf 5 Perſonen, dießſeits des Rheins erſt auf 14 trifft. Ueberhaupt kommt während der 15 Jahre, wenn die Reate, bey denen die Thäter entdeckt wurden, in's Auge gefaßt werden auf die folgende Zahl von Einwohnern

	in der Pfalz	dießſeits des Rheins
1 Staatsverbrechen od. Vergehen	2481	6079
1 Privatverbrechen od. Vergehen	572	383
1 Polizeyübertretung	5	14.

Dabey darf man indeß nicht auſſer Augen laſſen, daß es ſich hierbey lediglich vom polizeylichen Standpunkt handelt. Hält man dieß feſt, ſo zeigen die Tafeln von Seite 2 — 37 in den einzelnen Kreiſen eine criminell ſtrafbare Handlung

in Oberbayern auf	12	Polizey-Uebertretungen
in Niederbayern auf	10	„
in der Oberpfalz auf	36	„
in Oberfranken auf	49	„
in Mittelfranken auf	34	„
in Unterfranken auf	50	„
in Schwaben u. Neub. auf	30	„
in der Pfalz auf	86	„.

Die Fälle, bey denen die Thäter ermittelt wurden, verhalten ſich zu der Zahl der Anzeigen bey Criminalvergehen wie 1 : 2, bey Polizey-Uebertretungen wie 1 : 1,19, was der Natur der Sache entſpricht.

Faßt man die einzelnen polizeywidrigen Handlungen in's Auge, ſo ergibt ſich folgendes:

1. Polizey-Uebertretungen.

Kreis	Zahl der jährlich abzuwandelnden Contravenienten nach 15 jährigem Durchschnitte	Es erwies sich als das günstigste Jahr	mit	Hingegen als der ungünstigste Jahrgang	mit	Dermaliger Stand nach den Ergebnissen des letzten Jahres
Niederbayern	4,856	$18\frac{38}{39}$	2,813	$18\frac{47}{48}$	7,848	in Abnahme
Unterfranken	8,759	$18\frac{49}{50}$	7,358	$18\frac{45}{46}$	10,948	desgl.
Oberpfalz	8,867	$18\frac{36}{37}$	5,470	$18\frac{45}{46}$	12,645	desgl.
Oberfranken	10,526	$18\frac{35}{36}$	5,875	$18\frac{12}{13}$	12,856	desgl.
Schwaben	12,703	$18\frac{48}{49}$	7,678	$18\frac{44}{45}$	15,376	in Zunahme
Oberbayern	14,023	$18\frac{37}{38}$	12,757	$18\frac{35}{36}$	16,689	in Zunahme
Mittelfranken	17,342	$18\frac{48}{49}$	11,523	$18\frac{42}{43}$	20,678	in Abnahme
Pfalz	37,862	$18\frac{47}{48}$	20,125	$18\frac{39}{40}$	52,605	in Abnahme

2. Holz-Frevel.

Die Gesammtzahl der in Bayern jährlich vorkommenden Holzfrevel beläuft sich auf 268,975 und es treffen hievon auf 1000 Einwohner

in Niederbayern	1	Frevel
in Oberbayern	3	„
in Schwaben	14	„
in Mittelfranken	39	„
in der Oberpfalz	45	„
in Oberfranken	71	„
in Unterfranken	112	„
in der Pfalz	200	„.

Dabey ist zu bemerken, daß in der Pfalz und Unterfranken die Zahl der Holzfrevel in Abnahme begriffen ist, während sie in den 6 übrigen Kreisen zunahm.

3. Entziehung der Militärpflicht, dann Desertion.

Die Fälle der Entziehung der Militärpflicht, welche jährlich in Bayern vorkommen, belaufen sich durchschnittlich auf 378 in Summa.

In der Pfalz trifft eine derartige Contravention

	auf 2,277	Einwohner
in Unterfranken	„ 19,352	„
in der Oberpfalz	„ 25,706	„
in Mittelfranken	„ 28,904	„
in Oberfranken	„ 35,330	„
in Oberbayern	„ 57,794	„
in Niederbayern	„ 60,060	„
in Schwaben	„ 78,427	„.

Dagegen beträgt die Gesammtzahl der jährlichen Desertionen 285, wornach 1 Desertion trifft

	bei dem Militärstand von Mann	auf Soldaten
in der Pfalz	15,220	122
in Mittelfranken	7,144	223
in Oberfranken	4,292	252
in Unterfranken	6,826	296
in Niederbayern	4,718	314
in Oberpfalz	6,213	443
in Oberbayern	21,711	542
in Schwaben	12,191	608.

Das Verhältniß in den verschiedenen Kreisen ist folgendes.

Kreis	Entziehung der Militärpflicht.				Desertion.					
	Durchschnittszahl aus 15 Jahren	Günstigster Jahrgang	Ungünstigster Jahrgang	Dermaliger Stand nach den Ergebnissen des letzten Jahres	Durchschnittszahl aus 15 Jahren	Günstigster Jahrgang	Günstigster mit	Ungünstigster Jahrgang	Ungünstigster mit	Dermaliger Stand.
Oberbayern	12	$18\frac{4}{7}$	$18\frac{0}{1}$	in Zunahme	40	$18\frac{5}{6}$	26	$18\frac{5}{9}$	68	in Abnahme
Niederbayern	9	$18\frac{5}{6}$	$18\frac{9}{0}$	in Zunahme	15	$18\frac{6}{7}$	9	$18\frac{3}{4}$	23	in Zunahme
Oberpfalz	18	$18\frac{8}{9}$	$18\frac{7}{8}$	in Abnahme	14	$18\frac{1}{2}$	9	$18\frac{6}{7}$	26	in Zunahme
Oberfranken	14	$18\frac{8}{9}$	$18\frac{9}{0}$	in Zunahme	17	$18\frac{9}{0}$	5	$18\frac{8}{9}$	31	in Abnahme
Mittelfranken	18	$18\frac{6}{7}$	$18\frac{9}{0}$	in Zunahme	32	$18\frac{9}{0}$	14	$18\frac{9}{0}$	47	in Zunahme
Unterfranken	30	$18\frac{7}{8}$	$18\frac{6}{7}$	in Zunahme	23	$18\frac{6}{7}$	13	$18\frac{6}{7}$	44	in Zunahme
Schwaben	7	$18\frac{7}{8}$	$18\frac{6}{7}$	in Zunahme	20	$18\frac{0}{1}$	8	$18\frac{5}{6}$	39	in Zunahme
Pfalz	270 (aus 11 Jahren).	$18\frac{5}{6}$	$18\frac{0}{1}$	in Abnahme	124 (aus 11 Jahren).	$18\frac{3}{4}$	66	$18\frac{9}{0}$	233	in Zunahme

Hiebey wird nicht außer Acht zu lassen seyn, daß die Pfalz durch ihre Lage das Begehen derartiger Reate vorzugsweise erleichtert.

4. Schwärzen.

In sämmtlichen Kreisen des Königreichs ergeben sich jährlich im Durchschnitt 233 Fälle des Schwärzens, die sich für die einzelnen Kreise in der Art vertheilen, daß auf

Oberbayern	49
„ Niederbayern	40
„ die Oberpfalz	31
„ Oberfranken	17
„ Mittelfranken	2
„ Unterfranken	10
„ Schwaben	33
„ Pfalz	51

treffen. Hier äußert nothwendigerweise die Lage des Kreises gegen die Gränze und der Umfang seines Handels einen sehr bedeutenden Einfluß, weßhalb sich auch eine Bestrafung wegen Schwärzens

in der Pfalz	auf	11,529	Einwohner
in Niederbayern	„	13,513	„
in Oberbayern	„	14,153	„
in der Oberpfalz	„	14,926	„
in Schwaben	„	16,636	„
hingegen in Oberfranken	„	29,097	„
in Unterfranken	„	58,057	„
in Mittelfranken	„	260,143	„

berechnet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Oktober.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Beyträge zur Statistik des Königreichs Bayern.

(Fortsetzung.)

5. Hausiren.

Obwohl hinsichtlich der Handhabung des Hausir-Verbots in der Pfalz und in den 7 älteren Kreisen dießseits des Rheins kein gleichmäßiges Verfahren stattfinden kann, indem die gewerblichen Verhältniße der Pfalz auf ganz verschiedener Basis ruhen, so wurde doch die Vergleichung der einzelnen Kreise unter einander auch auf die Pfalz ausgedehnt, um dabey die Differenz desto anschaulicher zu machen. Das Hausirverbot wird durchschnittlich in einem Jahre von 3346 Personen übertreten; hievon treffen

940	Contraventionen	auf	Oberfranken,	mithin	1	Fall auf	519 Einwohner.
441	„	„	die Oberpfalz,	„	„	„ „	1039 „
499	„	„	Schwaben,	„	„	„ „	1093 „
376	„	„	Mittelfranken,	„	„	„ „	1372 „
474	„	„	Oberbayern,	„	„	„ „	1459 „
312	„	„	Unterfranken,	„	„	„ „	1869 „
225	„	„	Niederbayern,	„	„	„ „	2348 „
79	„	„	die Pfalz,	„	„	„ „	7443 „

Wenn die Pfalz, welche hinter keinem der dießseitigen Kreise bezüglich des Kontingents der Bettler und Vaganten zurückbleibt, nur eine so geringe Zahl von Bestrafungen wegen Hausirens zeigt, so mag der Grund wohl darin liegen, daß in den 7 älteren Kreisen auf die Einrede der Bettler, daß sie nicht gebettelt, sondern nur Kleinigkeiten, z. B. Schwefelhölzchen ꝛc. ꝛc. verkauft hätten, häufig eine Bestrafung wegen Hausirens eintritt, während in der Pfalz auf eine derartige Ausrede kein besonderer Werth gelegt wird, sondern eine Verurtheilung wegen Bettelns erfolgt, mithin nur in eclatanten Fällen die Verordnung vom 10. Juny 1816 über den Hausirhandel zur Anwendung kömmt.

6. Bettler und Vaganten.

Die Zahlen der Bettler und Vaganten in den Tafeln über die Thathandlungen gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit können nur in den 7 älteren Kreisen nahe genug mit den in den Tafeln über die Leistungen der Sicherheitswachen und den Tafeln über die aufgegriffenen Bettler und Vaganten übereinstimmen, dagegen muß die kleine Zahl der Bettler und Vaganten in Tafel I in der Pfalz auf

diejenigen bezogen werden, die zuchtpolizeylicher Bestrafung unterlagen. Eine Vergleichung der Pfalz und der dießseits-rheinischen Kreise kann daher nur auf Grund der Tafeln über die Leistungen der Sicherheitswachen und die aufgegriffenen Bettler und Vaganten vorgenommen werden. Die Tafeln über die Leistungen der Sicherheitswachen, welche auch die Ausscheidung der Bettler und der Vaganten enthalten, zeigen zugleich, daß nur etwa $\frac{2}{5}$ von den in der Tafel über Bettler und Vaganten aufgeführten Individuen den Bettlern, über $\frac{3}{5}$ den Vaganten angehören, was beweist, daß das Motiv der Armuth weit seltener zum Umherschweifen veranlaßt als Arbeitsscheue und andere üble Beweggründe.

Hiernach wurden im 15jährigen Durchschnitte in Bayern jährlich 76,712 Vaganten und Bettler aufgegriffen; hiezu sind noch 1884 Individuen zu zählen, die jährlich von auswärts eingeschoben werden, während 8069 Personen in's Ausland über die Gränze geliefert werden; es berechnet sich daher im Inlande die Aufgreifung eines Bettlers oder Vaganten auf 62 Einwohner oder etwa 1,61 auf 100 Einwohner. Von dieser Zahl treffen auf

| | | |

510 fiel. — Die Zahl der Bettler wird von jener der Vaganten im Allgemeinen übertroffen, indem durchschnittlich im ganzen Königreiche jährlich um 7075 mehr Vaganten als Bettler zur Abstrafung kommen. Nach den einzelnen Kreisen dießseits des Rheins trifft mit Rücksicht auf die Bevölkerung derselben die höchste Zahl.

a) Der Bettelmänner auf Oberbayern,
b) der Bettelweiber „ die Oberpfalz,
c) der Bettelkinder „ Oberfranken.

α) Der vagirenden Männer auf Oberbayern,
β) „ „ Weiber „ die Oberpfalz,
γ) „ „ Kinder „ Niederbayern,

hingegen die niederste Zahl

a) der Bettelmänner } auf Unterfranken,
b) der Bettelweiber }
c) der Bettelkinder auf Schwaben.

α) Der vagirenden Männer }
β) „ „ Frauen } auf Unterfranken.
γ) „ „ Kinder }

Hiebey ist noch zu bemerken, daß die Zahl der wegen Vagirens bestraften Kinder fast um die Hälfte geringer ist, als die Summe der wegen Bettels aufgegriffenen Kinder; und daß, während die Zahl der Bettelweiber mit jener der vagirenden Weiber fast gleich steht, die Zahl der männlichen Vaganten jene der Bettler jährlich um circa 7645 übersteigt, und ausschließlich der Pfalz um 9984 Köpfe. Im Ganzen ist eine Zunahme dieser gefährlichen Schicht der Bevölkerung in Bayern nicht ersichtlich, indem mit Ausnahme von Oberbayern und der Pfalz während der letzten Jahre in keinem Kreise die durchschnittliche Zahl der Bettler und Vaganten erreicht wurde. Rühmend ist bereits in der Vorrede zu dem vorliegenden Hefte der statistischen Tabellen anerkannt, daß die Thätigkeit der Sicherheitswachen während der Vorgänge des Jahres $18\frac{47}{48}$ nicht im Geringsten abnahm. Hält man die Ergebnisse der Aufgreifung von Bettlern und Vaganten mit der Volkszahl der einzelnen Kreise zusammen, so ergibt sich folgendes:

1) Die Pfalz zählt zwar den Ziffern nach weniger Aufgreifungen von Bettlern und Vaganten als Oberbayern, nämlich die Summe von 6397 aufgegriffenen Bettlern, 7731 Vaganten jährlich; allein mit Rücksicht auf die Bevölkerung steht sie dem letzteren Kreise nach, indem in der Pfalz

1 Bettler auf 91 Einwohner
1 Vagant auf 76 Einwohner

trifft. Hinsichtlich der darunter begriffenen Frauenspersonen ist zu bemerken, daß nicht auch sie unter den 8 Kreisen den ungünstigsten Platz behaupten, sondern bezüglich des Bettelns von den Kreisen Oberpfalz und Oberbayern; bezüglich des Vagirens von den Kreisen Oberpfalz, Oberbayern, Niederbayern und Oberfranken überwogen werden.

2) Oberpfalz und Regensburg. Dieser Kreis zählt durchschnittlich

a) 4305 Aufgreifungen wegen Bettelns und
b) 5654 „ „ Vagirens

und steht daher

ad a. Den Kreisen Oberbayern, der Pfalz und Oberfranken,

ad b. den Kreisen Oberbayern und der Pfalz nach; allein mit Rücksicht auf die Bevölkerung ist die Oberpfalz in einer ungünstigeren Stellung, indem sie schon auf den 106ten Einwohner einen Bettler und auf den 81ten Einwohner einen Vaganten rechnet. Auch finden sich in der Oberpfalz verhältnißmäßig die meisten bettelnden und vagirenden Weiber.

3) Oberbayern. Auf Oberbayern trifft die höchste Summe der Straffälle, nämlich von 6405 Bettlern und 7949 Vaganten. Im Hinblicke auf die Bevölkerung nimmt dieser Kreis in vorliegender Sache den 3. Platz ein, indem sich auf je 108 Einwohner 1 Bettler und auf je 87 Einwohner 1 Vagant ergibt. Bezüglich der Bettelkinder steht Oberbayern den Kreisen Oberfranken und Niederbayern, rücksichtlich der vagirenden Kinder auch noch der Oberpfalz nach. Die Zahl der bettelnden und

vagirenden Weibspersonen ist nur von jener der Oberpfalz übertroffen.

4) Oberfranken hat durchschnittlich während eines Jahres 4,400 Contraventionen wegen Bettelns und 4,790 Contraventionen wegen Vagirens abzuwandeln, so daß sich auf 111 Einwohner 1 Straffall wegen Bettelns und auf 102 Einwohner 1 Straffall wegen Vagirens ergibt. Dieser Kreis zählt die höchste Zahl der Bettelkinder und ist hinsichtlich der vagirenden Kinder nur von Niederbayern überwogen.

5) Niederbayern. Bey 3,723 Straffällen wegen Bettelns und 5,446 Straffällen wegen Vagirens berechnet sich ein solcher der ersten Art auf 142 Einwohner und ein Straffall wegen Vagirens auf 97 Einwohner. An der gehörigen Ueberwachung der Kinder scheint es in diesem Kreise am meisten zu fehlen; denn Niederbayern nimmt, was die Zahl der vagirenden Kinder anbelangt, unter sämmtlichen Kreisen die ungünstigste Stellung ein, indem sich deren Zahl zu der ganzen Einwohnerschaft wie 1 : 926 verhält. Bezüglich der Bettelkinder ist nur Oberfranken in einer schlimmeren Lage, indem in letzterem Kreise schon auf 474 Einwohner 1 Bettelkind trifft, während in Niederbayern sich erst auf 816 Einwohner ein solches berechnet.

6) Schwaben und Neuburg weist jährlich
4,021 Aufgreifungen wegen Bettelns,
4,932 „ „ Vagirens
nach, es zählt die mindeste Zahl von Bettelkindern, nämlich auf 2,051 Köpfe nur 1 Bettelkind und wird auch hinsichtlich der vagirenden Kinder nur von Unterfranken übertroffen, in welchem letzteren erst auf 6,945 Köpfe, in Schwaben 1 Bettelkind auf 4663 Köpfe kommt. Nicht dasselbe günstige Verhältniß waltet in diesem Kreise bey den Männern, da im Ganzen auf 135 Einwohner die Bestrafung eines Bettlers, auf 110 Einwohner die Bestrafung eines Vaganten kömmt.

7) Mittelfranken. Sowohl die Bestrafungen wegen Bettelns als wegen Vagirens, — erstere mit 3,139, letztere mit 3,694 Contraventionen — liefern im Zusammenhalte mit der Zahl der Einwohner und den Verhältnissen der übrigen Kreise ein ganz günstiges Resultat. In Mittelfranken trifft eine Strafe wegen Bettelns auf 164 Personen, wegen Vagirens auf 139 Personen. Der Hang zum Vagiren zeigt sich vorzugsweise geringer bey den Frauenspersonen des Kreises; ein besonderes Mißverhältniß zwischen den Bettel-Männern, Frauen und Kindern ist nicht ersichtlich.

8) Unterfranken. Dieser Kreis zeichnet sich gleichwie durch eine geringe Zahl von anderen Polizeyübertretungen durch die mindeste Zahl der Bettler und Vaganten aus. Es kommen daselbst im Durchschnitte jährlich

a) 2,103 Bestrafungen wegen Bettelns und
b) 1,372 „ „ Vagirens

vor und trifft

ad a. eine solche auf 277 Einwohner und
ad b. „ „ „ 425 Einwohner.

Unterfranken behauptet diesen Vorzug auch in den einzelnen Unterabtheilungen mit Ausnahme der Rubrik der Bettelkinder, deren Zahl, wie bereits oben erwähnt wurde, sich in Schwaben durchschnittlich niederer herausstellt, und zwar um 31 Köpfe pr. Jahr.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Oktober.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Beyträge zur Statistik des Königreichs Bayern.

(Fortsetzung.)

In Zahlen ausgedrückt, gestaltet sich das Verhältniß der einzelnen Kreise folgendermaßen:

Auf 1000 Seelen treffen Aufgreifungen

in dem Kreise	von Bettlern			von Vaganten			Gesammt-Summe
	Männer	Weiber	Kinder	Männer	Weiber	Kinder	
Pfalz	4,71	3,46	4,16	8,69	2,75	1,72	25,49
Oberpfalz	3,16	5,10	1,26	6,84	4,69	0,74	21,79
Oberbayern	4,31	3,66	1,29	7,29	4,01	0,64	21,20
Oberfranken	3,49	3,41	2,10	5,65	3,22	0,93	17,80
Niederbayern	2,87	2,10	1,22	5,81	3,73	1,08	16,81
Schwaben	4,31	2,84	0,48	6,13	2,71	0,21	16,68
Mittelfranken	3,13	2,07	0,88	4,32	2,54	0,29	13,24
Unterfranken	2,10	0,98	0,52	1,60	0,62	0,14	10,65

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß die Zahl der Vaganten und der Bettler im Ganzen wohl nicht größer ist, als die Zahl der Bestrafungen, da wegen Vagirens und Bettelns dieselben Individuen oft genug mehr als einmal im Jahre zur Strafe gezogen werden.

Leiſtungen der Sicherheitswachen.

Das große Ziel, auf welches die Polizey hinarbeiten muß, iſt die Verhütung von Verbrechen. Durch entſprechende Präventiv-Maßregeln werden Sicherheit der Perſon und des Eigenthums und öffentliche Ruhe zunächſt beſſer gewahrt, auch alle anderen Aufgaben der polizeylichen Einrichtungen erfolgreicher gelöst, als es durch die Entdeckung und Beſtrafung derjenigen Perſonen möglich iſt, denen es gelang, ein Verbrechen zu vollführen. Das Polizeyperſonal muß daher durch Wachſamkeit und Thätigkeit ſtets dahin trachten, daß die Verübung von Verbrechen, wenn ſie nicht ganz gehindert werden kann, wenigſtens ſo viel als möglich erſchwert werde. Fallen in einem Diſtrikte häufig Uebelthaten vor, ſo darf man unter übrigens gleichen Umſtänden wohl annehmen, daß die Polizey in demſelben größerer Energie bedürfe, während eine geringe Anzahl von Vergehen als ein Beweis ihrer entſprechenden Wirkſamkeit betrachtet werden kann. In den letzten 15 Jahren belief ſich im ganzen Königreiche im Durchſchnitte die Zahl der verwendeten Sicherheitsmannſchaft auf 3829 Mann. Dieſelben brachten jährlich zu Verhaft

8,218 Perſonen wegen Verdachts der Begehung von Verbrechen oder Vergehen und

159,712 Perſonen wegen Polizey-Uebertretungen.

Im Ganzen nahmen dieſe Sicherheitswachen 167,930 Arretirungen vor, ſo daß wegen Verbrechen oder Vergehen auf 535, wegen Polizeyübertretungen auf 27 Einwohner eine Arretirung vorgenommen wurde. Die ſonſtigen Dienſtesverrichtungen der Sicherheitsmannſchaft erreichten eine durchſchnittliche Zahl von 1,083,732; folglich berechnen ſich auf den einzelnen Bedienſteten 44 Verhaftungen, nämlich

2 wegen Verdachts eines begangenen Vergehens oder Verbrechens,

42 wegen Polizeyübertretungen, dann

280 ſonſtige Dienſtesverrichtungen. Dieſer Dienſt erweist ſich als ſehr anſtrengend, beſonders wenn man erwägt, wie viel dabey Nachtwachen gefordert werden. Im Ganzen berechnet ſich in Bayern auf je 1150 Einwohner ein Diener der Sicherheitswache. Dieſe Zahl dürfte ſehr gering erſcheinen; doch iſt dabey nicht auſſer Berückſichtigung zu laſſen, daß eines Theils durch das Militär und die Landwehr, andern Theils durch das für beſondere Zwecke aufgeſtellte Aufſichtsperſonale, wie z. B. Flurſchützen, Gemeindediener, Waldaufſeher, Stillwächter ꝛc. ꝛc. eine weſentliche Erleichterung dieſes ſo beſchwerlichen Dienſtes eintritt. Die Stadt London hat über $\frac{1}{3}$ mehr Wachmannſchaft als das ganze Königreich Bayern. In Irland unterhält die Regierung eine Polizeymannſchaft (außer dem Militär) von etwa 12,000 Mann.

Es möchte zwar noch einer beſondern Unterſuchung bedürfen, ob und in welchem Grade die auf einem kleinen Flächenraume zuſammengedrängte Menſchenmaſſe eine vermehrte Zahl von Aufſichtsbeamten im Vergleiche mit einer gleich großen, aber in ausgedehnteren Diſtrikten wohnenden Einwohnerzahl in Anſpruch nimmt; allein jedenfalls wird man zu dem Reſultate gelangen, daß in unſeren größeren Städten, wie z. B. München und Nürnberg, die Anzahl der verwendeten Sicherheitsmannſchaft eine ſehr geringe iſt.

Zwar hat in England der Polizeymann außer der Aufgabe, die Uebelthäter zu verhaften, noch mancherley andere Obliegenheiten, wodurch er ſich dem Publikum nützlich erweist und deſſen Vertrauen und Wohlwollen gewinnt; da aber unſere Polizey bey weitem mehr nach dem Muſter der franzöſiſchen organiſirt iſt, die eine ungleich größere Zahl von Bedienſteten kennt, als die Engliſche, ſo dürfte eine Vermehrung der Polizeymannſchaft in Bayern beſonders dann räthlich erſcheinen, wenn an dieſelbe die gleichen Anforderungen geſtellt werden ſollte, welche die Londoner Polizey zu erfüllen hat.

Die geringſte Zahl von Arretirungen kam vor

a) wegen Verbrechen und Vergehen im Jahr $18\frac{3}{3}\frac{6}{7}$,

b) wegen Polizeyübertretungen im Jahr 1840; die höchſte Zahl hingegen bey beyden Zweigen im Jahr $18\frac{4}{4}\frac{6}{7}$, welches eine Geſammtzahl von 213,617 Ar-

retirungen nachweist. Die sonstigen Dienstesverrichtungen sind während der letzten 15 Jahre von 989,677 auf 1,185,754 gestiegen, was für den einzelnen Mann eine Vermehrung von 38 ergibt. Im Vergleiche mit dem Jahrgange $18\frac{48}{49}$ haben zwar die Arretirungen wegen Polizeyübertretungen um 25,700 sich vermehrt, allein daß im Jahre $18\frac{48}{49}$ die Sicherheitsmannschaft ihre Pflicht erfüllte, geht daraus hervor, daß das Gesammtresultat ihrer Arretirungen nicht hinter dem Ergebniß anderer Vorjahre zurückblieb, ja sogar bezüglich der Verhaftungen wegen Verbrechen und Vergehen die Resultate vom Jahre $18\frac{49}{50}$ überstieg.

Selbstmorde.

Die Tafel 37 enthält eine Uebersicht der Selbstmorde, welche in einem achtjährigen Zeitraume, nämlich während der Jahre 1844 — 51 in Bayern verübt wurden. Die Untersuchung, welche bey Selbstentleibungen stattfindet, hat nur den Zweck zu ermitteln, ob ein Verbrechen oder ein Selbstmord begangen worden ist, sie muß in dem Augenblicke geschlossen werden, wo mit Grund anzunehmen ist, daß ein Verbrechen nicht vorliege. Die Selbstentleibung ist nach der bayerischen Gesetzgebung weder Verbrechen noch Vergehen, sondern dem Gebiete der Polizey zugewiesen. Die Verordnung vom 19. May 1809 (Rggsbl. pag. 865) setzte außer Zweifel, daß der Selbstmord keine strafrechtlichen Folgen mehr habe, und die Anmerkungen zum Strafgesetzbuche Bd. II. pag. 3 sagen auf das Bestimmteste, daß „die Bestrafung des Selbstmordes vom Strafgesetzbuche ausgeschlossen sey, daß der Selbstmörder zwar Pflichten gegen sich, aber nicht Rechte anderer Personen verletze, also in das Strafgesetzbuch nicht aufgenommen werden konnte. Der Standpunkt, aus welchem daher zunächst diese Erhebungen betrachtet werden müssen, ist ein polizeylicher und medizinischer; denn offenbar hat eine polizeyliche Vorsorge bey demjenigen einzutreten, von welchem die Begehung eines Selbstmordes zu besorgen ist, und Niemand wird zweifeln, daß die Geisteskraft desjenigen Menschen sehr gesunken seyn muß, der sich nicht mehr stark genug fühlt, die Lasten des Lebens zu tragen.

Vom höchsten Interesse sind aber diese Materialien für die Untersuchung der Fragen, welche gewichtige Motive vorgelegen haben müssen, um Jemanden so weit zu bringen, durch Selbstentleibung aus dem Leben zu scheiden, ob und welcher Antheil der Schuld hiebey den staatlichen Einrichtungen, der religiösen und moralischen Bildung, den climatischen Verhältnissen, der Lebensweise und dem Nationalcharakter beygemessen werden kann. Die Gesammtzahl der Selbstmorde während der 8jährigen Periode beträgt 2329, von denen 488 dem weiblichen, 1841 dem männlichen Geschlechte angehörten. — Im Durchschnitte entziffert sich ein Selbstmord auf 15,599 Individuen, und für das gesammte Königreich alljährlich eine Summe von 291 derartigen Unglücksfällen, ein Verhältniß, das den Resultaten des Jahrs 1846 am nächsten kommt, und im allgemeinen mit den Ergebnissen in anderen Ländern ziemlich übereinstimmt.

Betrachtet man die verschiedenen Kreise des Königreichs, so lassen sie folgendes Resultat ersehen.

Nach den durchschnittlichen Berechnungen trifft

in Oberfranken	pr. Jahr	ein	Selbstmord	auf	8,505	Personen,	näml.	48	Männer	und	11	Frauen.	Summa	59
„ Mittelfranken	„	„	„	„	10,053	„	„	42	„	„	13	„	„	55
„ Schwaben	„	„	„	„	15,636	„	„	29	„	„	8	„	„	37
„ Pfalz	„	„	„	„	15,906	„	„	32	„	„	7	„	„	39
„ Unterfranken	„	„	„	„	17,288	„	„	27	„	„	8	„	„	35
„ Oberbayern	„	„	„	„	18,837	„	„	30	„	„	8	„	„	38
„ Oberpfalz	„	„	„	„	34,849	„	„	12	„	„	3	„	„	15
„ Niederbayern	„	„	„	„	41,444	„	„	11	„	„	3	„	„	14

Hieraus ergibt ſich, daß in den Provinzen mit überwiegend proteſtantiſcher Bevölkerung die meiſten Selbſtmorde vorkommen, und daß z. B. Oberfranken mehr als 4mal ſo viel Verirrungen dieſer Art zählt als Niederbayern. Es iſt ſchwer, ſich über die Urſachen hievon ſchlüßig zu machen, da aus der Tabelle hiefür keine Anhaltspunkte hervorgehen; im Gegentheile zeigt dieſelbe, daß nur ein Drittheil der ſämmtlichen Selbſtmörder in anerkannt ungünſtigen Familien- und Vermögensverhältnißen, in guten Umſtänden aber mehr als die Hälfte derſelben lebte; — ferner, daß in den Kreiſen mit proteſtantiſcher Bevölkerung der überwiegenden Mehrzahl jener Unglücklichen das Zeugniß eines religiös ſittlichen Charakters und günſtigen Vermögensſtandes nicht verſagt werden konnte.

Da nach der vorliegenden ſtatiſtiſchen Tafel im Allgemeinen die Hälfte der Selbſtmörder entweder ſeelengeſtört oder körperlich krank war, dann die Zahl der Perſonen von religiösſittlichem Charakter die Uebelbeleumundeten nahezu um die Hälfte überwog, ſo dürfte man zu der Schlußfolgerung kommen, daß die eigentlich nächſten Motive zur Begehung der That um ſo ſchwerer auf den Betheiligten gelaſtet haben müſſen, mithin von einer Verſchärfung der beſtehenden Vorſchriften über die Begräbnißart der Selbſtmörder u. dgl. mehr, ein anderes Reſultat nicht möchte zu erwarten ſeyn. Hinſichtlich der Geſchlechtsverſchiedenheit iſt zu bemerken, daß die Kreiſe Mittel- und Unterfranken ausgenommen, die Zahl der Selbſtmorde der Männer jene der Frauensperſonen um das Vierfache überſteigt, und daß durchſchnittlich pr. Jahr 61 Frauen und 230 Männer ſich ſelbſt entleiben. Im mittel- und unterfränkiſchen Kreiſe hingegen ergibt ſich zwiſchen den Manns- und Frauens-Perſonen eine Verhältnißzahl von 3:1. Weiter iſt beachtenswerth, daß ſich das Verhältniß der Verheiratheten zu den Ledigen ganz gleich herausſtellt, indem während jenes 8jährigen Zeitraums 1,149 Unverheirathete und 1,150 Verehelichte ſich das Leben nahmen, was nach der Anzahl beyder Klaſſen im ganzen Königreiche ſo ziemlich dieſelbe Zahl von Selbſtmorden für beyde Klaſſen ergibt. Es ſcheinen daher die Sorgen des ehelichen Lebens nicht ſchwerer zu laſten als bey den Unverehelichten die Schwierigkeiten, einen geregelten Erwerb zu finden, vielleicht auch die geſetzliche Beſchränkung der Anſäſſigmachung und Verehelichung, ſo daß der Ledige, von dem man präſumiren ſollte, er ſey eher im Stande den Wechſelfällen des Lebens zu widerſtehen, als ein Familienvater, — gleichwohl es eben ſo oft vorzieht, Hand an ſich ſelbſt zu legen. Es wäre zu wünſchen geweſen, daß die Tabelle eine ſpeciellere Ausſcheidung des Alters enthielte, indem für die Erkennung der Motive zu einer ſolchen That der Zeitraum von 20 — 50 Jahren als zu weit gegriffen erſcheint. Ein Alter von 30 — 50 Jahren läßt einen zu ausgedehnten Zwiſchenraum, um darauf ein ſicheres Urtheil gründen zu können. Bey weitem die meiſten Selbſtmorde fallen in dieſen Zeitraum, beſonders in die Zeit von 30 auf 40 Jahren.

Erfahrungsgemäß wird der Selbſtmord im hohen Alter wieder häufiger, beſonders in Folge der Verwirrtheit, an welcher Greiſe oft leiden, daher würde eine ſtrengere Ausſcheidung der Altersverhältniße zu genaueren weiteren Unterſuchungen Anhaltpunkte geben können.

Von den 291 Selbſtmördern, welche nach der Durchſchnittsberechnung jährlich in Bayern vorkommen, gehörten

1) 105 dem Bauernſtande,
2) 126 dem Bürgerſtande und
3) 60 anderen Ständen an.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Oktober.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Kritiſcher Commentar zu Plato's Phädon von Hermann Schmidt, Director des Gymnaſiums zu Wittenberg. Zweite Hälfte. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes. 1852.

Als Nachtrag zu unſerer Anzeige in Band XXXIII. Nr. 72 ff. dieſer Blätter, worin wir die erſte Hälfte des vorliegenden kritiſchen Commentars zum Phädon nebſt mehreren anderen zur platoniſchen Literatur gehörigen Schriften beſprochen haben, bringen wir die nunmehr erſchienene zweyte Hälfte zur Kenntniß der Leſer dieſes Blattes. Was wir bey jener Gelegenheit über Zweck und Werth dieſes Commentars bemerkt haben, gilt natürlich auch von dieſer zweyten Hälfte, in welcher 41 Stellen behandelt werden, die, ſey es von Seiten der Lesart oder Erklärung, der kritiſchen Erörterung Raum geben. Werden ſolche, die nur zum Nothbehelf eine handſam zugerichtete Auskunft ſuchen, ihre Rechnung nicht finden, ſo wird derjenige Leſer des Dialogs, dem es um eine gründliche Einſicht in Sinn und Zuſammenhang des Geleſenen zu thun iſt, und der rückſichtlich des Zeitaufwandes nicht rigoroſer denkt als Sokrates im Theätetos, den kritiſchen Commentar nicht leicht unbefriedigt aus der Hand legen. Denn ſollte er auch in dem einen oder andern Fall ſchließlich der Anſicht des Verfaſſers nicht beypflichten können, ſo wird er doch, beſſer orientirt über den eigentlichen Grund der Schwierigkeit und die verſchiedenen Wege, die zur Löſung derſelben theils wirklich eingeſchlagen worden ſind theils eingeſchlagen werden können, ſelbſt leichter den richtigen Weg des Verſtändniſſes finden. In den meiſten Fallen aber wird er an Hrn. Schmidt einen zuverläſſigen Wegweiſer haben, der ihn theils von verführeriſchen Irrwegen zurückhält, theils auf manches bedeutſame Moment, das er früher vielleicht unbeachtet gelaſſen, aufmerkſam macht.

In den Kreis ſeiner kritiſchen Erörterung zieht der Verfaſſer auch, wie ſchon bey jener früheren Gelegenheit bemerkt worden, die Frage nach der Wahrheit des von Platon Geſagten, wo ein Zweifel gegen dieſelbe entweder erhoben worden iſt oder mit Grund erhoben werden kann. Dieſes Beſtreben verdient nach zwey Seiten hin Dank und Anerkennung. Denn begegnet es einerſeits bisweilen den Sprachgelehrten, daß ſie ſich zu leicht bey einem bloß äußerlichen Verſtändniß des Geleſenen beruhigen und höchſtens noch die Schönheit der Darſtellung und den künſtleriſchen Werth der Compoſition in's Auge faſſen, ſo verfallen anderſeits diejenigen, denen es überall bloß um den philoſophiſchen Gehalt zu thun iſt, öfter als billig in den Fehler, daß ſie, noch ehe ſie ſich Zeit und Mühe genommen, in den Gedankengang des Schriftſtellers einzudringen und ſeine Meynung wahrhaft zu verſtehen, theils voreilig nur ihre eigenen Anſichten überall wiedererkennen, theils abſchätzig über den Inhalt urtheilen und dem Schriftſteller leichthin Sophiſtereien aufbürden, die lediglich in ihrer eigenen Einbildung und vorgefaßten Meynung beſtehen. Natürlich iſt es nicht möglich, alle ſolche Anſichten, die ſich irgendwo verlautbar gemacht haben, zu berückſichtigen. Der Verfaſſer be-

ſchränkt ſich auf eine Reihe ſolcher Schriften, die bey der Erklärung des Phädon zunächſt in Betracht kommen, deren Verzeichniß man in der Vorrede zum erſten Theile findet. Daß aber Herr Sch. es ſich auch nicht zur Aufgabe macht, in allem und jedem Falle die Richtigkeit der von Platon unternommenen Beweisführung zu vertreten, dieß zeigt z. B. die Erörterung, welche ſich an die Stelle 106 E (S. 74—88 des Comm.) knüpft. Dieſe bildet den Abſchluß des letzten Ganges, mit welchem Sokrates die Einwendungen des Kebes zu widerlegen und ſeine eigene Ueberzeugung von der unvergänglichen Fortdauer der Seele zu rechtfertigen ſucht. Die Seele, ſagt er, bringt Leben in jeden Körper, in den ſie eingeht; das Leben iſt alſo ein weſentliches Attribut der Seele, und ſie kann das dem Leben entgegengeſetzte, den Tod, eben ſo wenig in ſich aufnehmen, wie das Feuer ſich je mit dem Kalten und die Dreyheit mit dem Geraden verträgt. Tritt demnach der Tod an den von der Seele belebten Körper heran, ſo macht die Seele, als die den Tod nicht in ſich aufzunehmen vermag, demſelben Raum, ſie bleibt ἀθάνατος, während der Leib, als der ſterbliche Theil, dem Tode verfällt. Als ἀθάνατος aber muß die Seele auch ἀνώλεθρος ſeyn, d. h. ſie iſt der Zerſtörung nicht unterworfen. Dieſe Folgerung nun iſt in alter und neuer Zeit vielfach angefochten und als als ein bloßer Machtſpruch erklärt worden. Hr. Sch. führt eine Reihe ſolcher Bekämpfungen auf und widerlegt ſie dadurch, daß er den Grund und Sitz des Mißverſtändniſſes in einer unrichtigen Auffaſſung platoniſcher Worte nachweiſt. Demgemäß legt der Verfaſſer den Gang der platoniſchen Beweisführung mit ſorgfältiger Abgränzung der einzelnen Momente dar, wobey mit Recht bemerkt wird, daß dieſe ſtrenge Auseinanderhaltung der angegebenen Momente für die richtige Auffaſſung der platoniſchen Argumentation durchaus nothwendig ſey und die Vernachläſſigung derſelben auch auf die Inhaltsangaben nachtheilig wirke, wie dieß an einigen Beyſpielen dargethan wird. Gleichwohl glaubt der Verfaſſer ſelbſt, daß die Beweisführung Platons an einem Fehler leide, nur nicht „an einem ſo plumpen und auf der Hand liegenden, als der ihm von jenen Beurtheilern vorgeworfene ſeyn würde, ſondern an einem verſteckteren, durch die Sprache ſelbſt herbeygeführten und deßhalb verzeihlicheren.“ Dieſer Fehler wird nun darin gefunden, daß Platon dem durch den Gang der Unterſuchung geforderten und durch die Sprachtheorie zugelaſſenen Begriff von ἀθάνατος „untodt oder nicht todt“ den in der Sprachpraxis allein gültigen „untödtbar, unſterblich“ ſubſtituirt habe. Müſſen wir nun zugeben, daß ein Fehler, an dem die Sprache ſelbſt ihren Antheil hat, in der That viel entſchuldbarer iſt als ein rein individueller, ganz und lediglich dem Einzelnen zufallender, da doch jeder Menſch nur in und mit ſeiner Sprache denkt und es überaus ſchwierig iſt, ſich über die in ihr liegende Schranke hinauszuſetzen: ſo iſt anderſeits auch anzuerkennen, daß ſolche Erſcheinungen des Sprachgebrauches, wie dieſe gleich urſprüngliche Umwandlung des Begriffes von ἀθάνατος, beſonders bey einer ſo philoſophiſch-ſchöpferiſchen Sprache, wie die griechiſche iſt, immer große Aufmerkſamkeit verdienen und zu der Frage berechtigen, ob der Grund nicht doch ein innerer, in dem Begriffe ſelbſt liegender iſt. Bleiben wir jedoch bey der in unſerer Stelle gemachten Anwendung ſtehen, ſo ergibt ſich die Frage, ob das, was ebenſo weſentlich untodt oder lebendig iſt, wie die Drey ungerade und das Feuer warm iſt, nicht auch als untödtbar oder unſterblich gedacht werden muß. Auch die Drey iſt nicht bloß ungerade, ſondern kann auch nie und nimmer gerade werden, ſie iſt dem Geraden abſolut unzugänglich und kann nie aufhören ungerade zu ſeyn, ſie müßte denn ſelbſt vernichtet werden. Vor dieſer Möglichkeit kann ſie nun freylich die Eigenſchaft der Ungeradheit nicht bewahren und wir werden ſie als unvernichtbar oder unvergänglich nach platoniſcher Lehre nur dann denken dürfen, wenn wir ſie als Idee und ſomit an der Ewigkeit der Ideen theilhaftig denken. Iſt nun die Seele ebenſo lebendig wie die Drey ungerade, alſo dem Tod ebenſo unzugänglich wie die Drey dem Geraden, ſo kann ſie eben ſo wenig je todt werden, wie die Drey je gerade werden kann. Was nicht todt werden kann, kann nicht ſterben, und das nennen wir doch unſterblich, ein lebendiges, das nicht ſterben kann. Demgemäß können wir Hrn. Sch. nicht beyſtimmen in der Annahme, Platon habe „an die Stelle des durch Analogie gewonnenen Begriffes

untodt oder nicht todt;.. den durch den Sprachgebrauch in ἀθάνατος hineingelegten Begriff untödtbar, unſterblich treten laſſen und ſo der Seele .... durch ein von ihm ſelbſt unbemerktes Hinübergleiten aus dem durch Theorie gewonnenen Begriffe eines Wortes in den durch die Praxis feſtgeſtellten, die Unmöglichkeit, vernichtet zu werden und unterzugehen, vindicirt.“ Wie ſorgfältig Platon zu Werke geht und wie behutſam er es vermeidet, irgend ein Moment in dem dialektiſchen Gang der Unterſuchung zu überſpringen oder einen voreiligen Schluß zuzulaſſen, dieß geht auch daraus hervor, daß er nach dem gewonnenen Reſultate, daß die Seele ἀθάνατος ſey, noch unterſucht, ob auch ἀνώλεθρος. Daß dieſes letztere aus dem erſteren folgt, gibt auch Hr. Sch. zu, wenn man ἀθάνατος in dem Sinne von unſterblich nimmt, wozu Platon nach unſerer Meynung in dem angegebenen Zuſammenhang berechtigt war. Wer den Beweis nun gleichwohl nicht gelten laſſen wollte, der müßte — nicht die Beweisführung, ſondern die Prämiſſen, aus denen ſie hervorgeht, angreifen. Platon ſelbſt iſt weit entfernt, die Unzweifelhaftigkeit derſelben zu überſchätzen; vielmehr läßt er ſeinen Sokrates, als Simmias zwar nicht die Richtigkeit der Argumente beſtreitet, aber ſeine Zuſtimmung doch nur unter dem Vorbehalt der Schwäche menſchlicher Einſicht erklärt, nicht nur dieſem Vorbehalt ſeinen Beyfall geben, ſondern auch noch die Ermahnung daran knüpfen, die Vorausſetzungen, ſelbſt wenn ſie ihnen, den Anweſenden, ganz zuverläſſig ſchienen, doch noch ſorgfältiger zu unterſuchen, um ihre Ueberzeugung dadurch zu befeſtigen. Solche Aeußerungen, deren Wichtigkeit für die künſtleriſche Motivirung des Dialogs in die Augen fällt, ſind nicht ſelten auch für den philoſophiſchen Gehalt von größter Bedeutung. So auch in dem vorliegenden Falle. Platon gibt zu verſtehen, daß kein Beweis, möchte er auch mit der größten mathematiſchen Strenge geführt ſeyn, eine feſte Zuverſicht gewährt, wenn ihm nicht jene innere Ueberzeugung, jener unerſchütterliche Glaube zu Hülfe kommt, von welchem Sokrates ausgeht und auf den er immer wieder zurückkommt, der ſich als der belebende Odem durch die ganze Beweisführung durchzieht. Dieſe ſelbſt iſt nur eine nach vielen Seiten ſich entwickelnde Darlegung der wahrhaft philoſophiſchen Denkweiſe über das irdiſche Leben hienieden und den Tod, als den Uebergang zu einem reineren, höheren Daſeyn, jener Anſicht, die ſich in den ſchönen Verſen des Angelus Sileſius ausdrückt:

„Ich ſage, weil der Tod allein mich machet frey,
Daß er das beſte Ding aus allen Dingen ſey.“

Dieſe Anſicht verſucht der platoniſche Sokrates ſeinen philoſophiſchen Freunden in mannichfachen Wendungen durch dialektiſche Erörterung näher zu bringen und in ihrer eigenen Ueberzeugung zu befeſtigen, indem er theils an ihre ſonſtigen Ueberzeugungen anknüpft, theils widerſtrebende Anſichten von dem Weſen der Seele als in ſich unhaltbar nachweiſt. Solche Erörterungen treten nun freylich nicht mit der zwingenden Gewalt mathematiſcher Beweiſe auf, aber ſie wirken fort mit ſtiller Macht in den Gemüthern derjenigen, die überhaupt einer gleichen Geſinnung und Denkweiſe fähig ſind. Denn wer freylich in den Grundvorausſetzungen, in den ethiſchen und metaphyſiſchen Principien dieſer Denkweiſe widerſtrebt, wer z. B. etwa die Ueberzeugung hegte, daß der Tod überhaupt mächtiger ſey als das Leben, daß völlige Vernichtung das Ziel alles Lebens ſey: da gälte, was Platon anderswo ſagt: *οἷς οὕτω δέδοκται καὶ οἷς μή, τούτοις οὐκ ἔστι κοινὴ βουλή, ἀλλ' ἀνάγκη τούτους ἀλλήλων καταφρονεῖν, ὁρῶντας τὰ ἀλλήλων βουλεύματα.*

(Schluß folgt.)

Beyträge zur Statiſtik des Königreichs Bayern.

(Schluß.)

Da aber dieſe Stände ſich der Zahl nach in Bayern wie 7 : 3 : 0,75 ſtellen, ſo ſollten ſich die Selbſtmorde verhalten

1) nach dem Maaße der im Bauernſtande vorkommenden Fälle wie 105 : 45 : 12,
2) nach dem Maaße der im Bürgerſtande vorkommenden Fälle wie 294 : 126 : 31,
3) nach dem Maaße der in anderen Ständen vorkommenden Fälle wie 560 : 240 : 60.

Demnach kommen im Bürgerſtande mehr als doppelt ſo viele Selbſtmorde vor, als unter der Landbau treibenden Bevölkerung, unter den übrigen Ständen (mit Inbegriff des Militärs) aber faſt doppelt ſo viel als unter den Gewerbe- und Handel treibenden und über 4mal ſo viel als unter dem Bauernſtande.

Nach der Durchſchnittsberechnung wählten jährlich 143 den Tod durch Strang,
71 „ „ „ Waſſer,
53 „ „ „ Feuergewehr,
18 „ „ „ Stich- u. Schneidwerkzeuge,
6 „ „ „ durch andere Mittel.

Der Tod des Erhängens und Ertrinkens wird wohl ſchon der leichten Ausführbarkeit, geringen Vorbereitung und Wohlfeilheit wegen gewählt.

Aber außer dieſen Rückſichten kommt gewöhnlich noch ein anderes Motiv dazu, aus welchem dieſen beyden Todesarten der Vorzug gegeben wird, nämlich die Scheu vor Körperverletzung. Manche ſorgen noch, ehe ſie dieſen Schritt unternehmen, für ihren Leichnam, ziehen z. B. die beſten Kleider an u. dgl. mehr, und wollen ſich daher ſelbſt im Tode nicht mit zerſchmetterter Hirnſchale denken. Bey einer Vergleichung der verſchiedenen Kreiſe ergibt ſich, daß die meiſten Selbſterträukungen in Mittelfranken vorkommen, nämlich durchſchnittlich des Jahrs 16. Dieſer Kreis zählt übrigens auch die meiſten Selbſtmorde der Frauensperſonen (13 pr. Jahr), die vorzugsweiſe dieſe Todesart wählten. Ihm reiht ſich der ſchwäbiſche Kreis an; am ſeltenſten ſind Selbſterträukungen in der Oberpfalz (durchſchnittlich nur 2) und in Niederbayern (durchſchnittlich 3).

Zu dem Strang griffen die Selbſtmörder am häufigſten im Kreiſe Oberfranken (jährlich 33) im Kreiſe Mittelfranken (jährlich 28). Zu dem Feuergewehr nahmen ſie am öfteſten ihre Zuflucht im Kreiſe Oberfranken (jährlich 9); in der Pfalz (jährlich 9). Zu Stichwaffen hingegen im Kreiſe Unterfranken und Oberbayern (jährlich 3). Sonſtige Selbſtentleibungsarten kamen die meiſten in Mittelfranken und Oberbayern vor.

Im ganzen Königreiche fielen die meiſten Selbſtmorde (in Summa 334) im Jahre 1851, die wenigſten (in Summa 259) im Jahre 1848 vor; in den einzelnen Kreiſen hingegen:

in Oberbayern	die meiſten	(50)	im	Jahre	1851,	die wenigſten	(31)	im	Jahr	1847,
in Niederbayern	„ „	(18)	„	„	1848,	„ „	(9)	„	„	1851,
in der Pfalz	„ „	(47)	„	„	1847,	„ „	(28)	„	„	1845,
in der Oberpfalz	„ „	(19)	„	„	1846,	„ „	(9)	„	„	1849,
in Oberfranken	„ „	(73)	„	„	1851,	„ „	(52)	„	„	1848,
in Mittelfranken	„ „	(82)	„	„	1847,	„ „	(38)	„	„	1849,
in Unterfranken	„ „	(42)	„	„	1851,	„ „	(28)	„	„	1848,
in Schwaben	„ „	(47)	„	„	1845,	„ „	(28)	„	„	1848.

Im Hinblicke auf die in der Tabelle aufgeführten Reſultate des Jahrs 1851 iſt zwar in den Kreiſen Schwaben und Neuburg, dann in Niederbayern eine Abnahme der Selbſtmorde erſichtlich; allein im ganzen Königreiche hat deren Zahl zugenommen, beſonders in den Kreiſen Mittelfranken, Oberfranken und Oberbayern, ſo daß es rathſam erſcheint, die tiefer liegenden Urſachen hievon näheren beſonderen Unterſuchungen zu unterwerfen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Oktober.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Additamenta der Flora des Quadergebirges in der Gegend von Dippoldiswalde, enthaltend meist noch nicht oder wenig bekannte Pflanzen, von Ernst v. Otto. Dippoldiswalde. 27 S. gr. 4 mit 7 Tafeln (ohne Jahreszahl, die Vorrede ist vom Februar 1852 datirt).

Von vorliegender Schrift sind zwar schon mehrere Anzeigen, nämlich in Gersdorf's Repertorium und im Aprilhefte des Jahrgangs 1853 des Jahrbuch's der Mineralogie und auch wohl in andern Zeitschriften erschienen; aber, so viel uns bekannt, ohne nähere Vergleichung mit den von Andern, namentlich Geinitz, Göppert und Glocker bekannt gemachten Beobachtungen. Durch die Gefälligkeit des Verf. erhielten wir mehrere Originalien der in sehr saubern Abbildungen von ihm dargestellten Pflanzen, mit welchen wir eine Reihe von Originalien aus dem Schlesischen Quadersandstein vergleichen konnten, welche das Naturalienkabinet in Stuttgardt Hrn. Professor v. Glocker in Breslau verdankt. — Wir haben nur, ehe wir diese Vergleichung unternehmen, über den Inhalt der Schrift zunächst zu bemerken, daß der Verf. nach einer kurzen Bezeichnung der geognostischen Verhältnisse der Umgegend von Wendischcarsdorf speciell die Schichtenfolge des dortigen Wolfschen Quadersandsteinbruchs angibt, in welchem er die meisten der von ihm beschriebenen fossilen Pflanzen aufgefunden hat. Wir führen über diesen Fundort nur an, daß sich in demselben 4 Schichten unterscheiden lassen, aber in keiner derselben Meeresbewohner wahrzunehmen sind, die doch in einem nicht sehr entfernten Quaderbruche in großer Menge sich finden. Die davon versuchte Erklärung, daß hier einst die Küste des Meeres nicht ferne gewesen seyn, die Brandung aber die Anhäufung von Thierresten an der Küste verhindert haben dürfte, stimmt nicht gerade mit den sonst beobachteten Verhältnissen der Anschwemmung durch die regelmäßigen Bewegungen der Ebbe und Fluth und durch andere Strömungen *) zusammen. Es steht dieser Erklärung aber insbesondere die uns von Hrn. v. Martens mitgetheilte Erfahrung entgegen, daß nämlich die Brandung die Mollusken nicht abschreckt, die gerade in der Nähe der Küsten am häufigsten sind, und daß das Ausmünden eines Flußes nur eine andere Fauna veranlaßt, daß ferner an Sandküsten keine einschaligen Muscheln vorkommen und auch von zweyschaligen zwar viele Individuen, aber nur wenige Arten. Was nun die abgebildeten Petrefacten selbst betrifft, so bemerken wir darüber Folgendes. Auf der 1ten Tafel ist ein großes Exemplar der Keckia annulata Glocker abgebildet, welche wir schon aus der colorirten Abbildung Glocker's **) kennen und von der wir auch von Hrn. Dr. Glocker selbst Exemplare erhalten haben. Wir gestehen

*) Vergl. die Abhandlg. von Davis upon the geological action of the Tide and other Currents of the Ocean in den Memoirs of the American Acad. of Arts and Sciences, new Series. IV. Band. — Und the Low of the Fload Tide. im III. Bande der Smithsonian contributions to knowledge.

**) Nova Acta Naturae Curios. Tom. XIX. Suppl. 2. Tab. IV.

jedoch, daß wir deſſen ungeachtet dem Petrefact noch nicht mit Beſtimmtheit eine lebende Pflanze an die Seite zu ſtellen wußten. Am eheſten ſcheint die Keckia mit Spongien durch die Form überhaupt und die Theilung der Aeſte überein zu kommen, während der ſchiefe Blätterdurchgang der Subſtanz im Innern nach der Glockeriſchen Abbildung weniger zu letztern paßt, übrigens in unſern Exemplaren nicht deutlich hervortritt.

Die auf Tab. II. dargeſtellte Keckia cylindrica des Verf. iſt der Spongia oculata Linn. (Sp. lanuginosa Esper, Halichondria oculata Johnston) ſehr ähnlich. Derſelben Art gehören auch wohl die Tab. III. abgebildeten ſogenannten Algen zu. Es nähert ſich ihr auch Tab. IV. Fig. 2. — Die Fig. 1 Tab. IV. mit Keckia vesiculosa bezeichnet, hat zwar einige Aehnlichkeit mit Fucus vesiculosus, wir finden übrigens keinen entſcheidenden Grund, ſie nicht auch den Spongien anzureihen, was auch von dem Fig. 3, 6 und 7 abgebildeten, als Keckia nodulosa bezeichneten Petrefact gilt, da z. B. Spongia cervicornis Pallas demſelben in der Form ziemlich ähnlich iſt.

Immerhin ſcheint es uns ſehr zweifelhaft, ob die urſprüngliche Anſicht des Verf.: ſie zu den Spongien zu zählen oder die von Göppert, ſie zu den Algen zu ordnen, die richtige iſt; jedenfalls haben jene Exemplare nur eine entfernte Aehnlichkeit mit Fucus vesiculosus.

Die Abbildungen der in Fig. 5 a. b. Tab. IV. dargeſtellten Petrefacte, welche als dem Palmacites varians Reuss *) verwandt angenommen werden, ſind zu wenig characteriſtiſch für Palmholz, als daß ohne Vergleichung der Originalien darüber ein Urtheil gefällt werden könnte. In der Fig. 7 Tab. V wird ein Palmblatt vermuthet, wofür die Aehnlichkeit mit Fig. 4 Tab. 52 von Göppert l. c. einigermaſſen ſpräche. Wir haben ein ähnliches durch Scheidewände ausgezeichnetes Petrefact aus dem Süßwaſſerkalke von Mombach vor uns, das vielleicht dem Stengel einer Sagittaria oder eines Schilfs **) oder eines Calamiten angehörte. Jedenfalls ſcheint die Palmenähnlichkeit von Fig. 6 und 7 ſehr zweifelhaft.

Daß die Tab. V. Fig. 1 — 6 und vielleicht auch die Fig. 9 — 11 abgebildeten Bruchſtücke von Zweigen, Früchten, Holz und Wurzel Coniferen zugehört haben, iſt uns gleichfalls wahrſcheinlich. Sie reihen ſich zum Theil den auch in anderen Formationen, namentlich den im Vogeſenſandſteine vorkommenden Coniferen (Voltzien und Albertien) an, die auch im Keuperſandſteine einzelne Repräſentanten haben.

Das Blatt Tab. V. Fig. 8 mag immerhin einer dicotyledonen Pflanze angehören. Die Fig. 10 Tab. V dargeſtellten kugelförmigen Körper kommen mit den Fig. 1 Tab. XXIV. von Geinitz dargeſtellten *) überein, der die Kugeln von einem Pilze (Sclerotites) ableitet, eine Anſicht, welche anfangs auch Göppert theilte, ſpäter aber (l. c. p. 112) ſie vorläufig als zufällige Bildungen anſehen zu müſſen glaubte. Abgeſehen davon, daß damit eigentlich keine Anſicht ausgeſprochen iſt, ſcheint denn doch das häufige Vorkommen dieſer kugelförmigen Körperchen an Exemplaren verſchiedener Fundorte nicht bloß als zufällig angenommen werden zu können, ſondern als ein dem Quaderſandſteine vielleicht eigenthümliches Vorkommen angenommen werden zu dürfen. Wir glauben daher die von Göppert l. c. p. 15 angeführte Vergleichung mit Lycogale wieder aufnehmen zu ſollen, indem das Petrefact wenigſtens der von Nees **) auf Holz abgebildeten Lycogale ſehr ähnlich iſt. Eine Reihe von Exemplaren aus dem Quaderſandſtein von Moletein unweit Mähriſch-Tribau, welche das k. Naturalienkabinet gleichfalls Hrn. v. Glocker verdankt, ſcheint nämlich eher für dieſe Anſicht zu ſprechen. An mehreren Exemplaren läßt ſich deutlich erkennen, daß dieſe rundlichen Körper auch im Innern ganz aus Sandſteinmaſſe beſtehen; ſie ſind auf der Oberfläche lichtgelb, wie die anliegenden Holzüberreſte und die Maſſe des Sandſteins großentheils ſelbſt.

*) Verſteinerungen der böhmiſchen Kreideformation II. p. 47 Tab. 48 Fig. 2 und 3.

**) Giuseppe Menechini Ricerche sulla Struttura del Caule nelle Plante monocotyledoni. Padova 1836. Tab. VIII. Fig. 1.

*) Characteriſtik der Schichten und Petrefacte des ſächſiſchen Kreidegebirgs. 1842. 3. Heft.

**) Nees und Henry, Syſtem der Pilze, 1te Abthlg. Tab. 8.

Manche derſelben ſind etwas plattgedrückt, entſprechend der feſtweichen Subſtanz vieler Pilze. Zugleich iſt ihre Oberfläche meiſt ziemlich glatt, an einigen aber auch etwas höckerig, wie die mancher Kugeln von Schwefeleiſen. Der Zerſetzung dieſer oder irgend einer andern Verbindung von Eiſen iſt auch ohne Zweifel die ockergelbe Farbe der meiſten Exemplare zuzuſchreiben. An einem Exemplare hatte ſogar die Geſteinsmaſſe ſowohl als die kugelförmigen Körperchen eine roſtrothe oder beynahe zinnoberrothe Farbe angenommen. Für Ausfüllungen von Bohrlöchern von Pholaden kann ich dieſe kugligen Formen nicht halten, indem ſie viel zu gedrängt und nicht ſelten über einander gehäuft ſind. Die entſchieden durch Ausfüllung von Bohrlöchern entſtandenen rundlichen Formen, welche nicht ſelten in der Molaſſe Oberſchwabens, ſogar noch in dem angebohrten Holze ſteckend, gefunden werden, ſtellen ſich ganz anders und namentlich mehr getrennt dar. Auf welche Beobachtungen Hr. v. Geinitz dieſe mir nur kurz von Hrn. v. Otto brieflich mitgetheilte Anſicht ſtützt, iſt mir unbekannt, inzwiſchen ſcheint für den vegetabiliſchen Urſprung dieſer Körper auch das Vorkommen ſolcher rundlicher Erhöhungen auf der Oberfläche eines von Hrn. v. Otto mir mitgetheilten Exemplars des Tab. VI. Fig. 2 von ihm abgebildeten Stammes der Spongia saxonica Gein. (Cylindrites spongioides Goepp.) zu ſprechen. Die eine der muthmaßlichen Pholaden bezeichnet Geinitz nach einer mir von Hrn. v. Otto mitgetheilten Notiz mit Pholas sclerotites Gein., die andere mit Amphisbaenea gastrochaena Goldf., wobey ich mir nur erlaube, auf die weniger geeignete Benennung hinzuweiſen, indem der Name Amphisbaena einer bekannten Schlangenart zugehört.

Von den Tab. VII. dargeſtellten Foßilien mögen Fig. 1 und 2 holzartige Körper ſeyn. Fig. 3 iſt ohne Zweifel eine, den im Keuperſandſtein vorkommenden, entſprechende Bildung, welcher nichts Organiſches zu Grunde liegt. *)

*) G. Jäger, über die regelmäßigen Formen der Gebirgsarten. 1846. Tab. II. Fig. 18. Tab. VII. Fig. 9.

Die Tab. VI. Fig. 1 und 4, 5, 6 abgebildeten Petrefacten *) haben bereits durch die von Göppert mitgetheilte genaue Unterſuchung vollſtändigerer Exemplare (l. c. Tab. 46 Fig. 1 — 6) ihre Beſtimmung erhalten, indem ſie Göppert unter ſeinem Cylindrites spongioides begreift. Die kleinen, undeutlich rhomboidalen Formen auf der vergrößerten Oberfläche Fig. 6 ſind auch auf den von Glocker erhaltenen Exemplaren aus der Grafſchaft Glatz zu erkennen. Der Verf. rechnet die Fig. 1, 2, 3 Tab. VI. zu Spongia saxonica Geinitz; ob jedoch Fig. 2 und 3 auch zu Cylindrites spongioides Goeppert gezählt werden könne, ſcheint uns noch zweifelhaft. Göppert führt dieſe Formen unter den Petrefacten des Quaderſandſteins nicht auf, indeß die Fig. 1 Tab. XXIII. von Geinitz beynahe ganz mit Tab. VI. Fig. 3 von Otto übereinkommt. Die auf Fig. 2 der Geinitzſchen Tafel bemerkten rundlichen Flecken entſprechen ganz den auf Fig. 1 ebendaſelbſt angedeuteten, und man iſt daher auf die Annahme geleitet, daß Fig. 2 nur als Aſt zu Fig. 1 gehöre. Die Fig. 2 von Geinitz hat aber durch die knotigen Anſchwellungen die größte Aehnlichkeit mit Fig. 1 der Tab. VI. von Otto, und mit Fig. 1 — 6 der 46. Tafel von Göppert, nur iſt die Zeichnung der Oberfläche der letzteren etwas verſchieden, die von Glocker erhaltenen Originalien kommen aber ſehr nahe mit letzterer überein, ſo weit ſich dieß bey der Undeutlichkeit der Zeichnungen überhaupt beurtheilen läßt, welche daher nicht wohl eine ſichere Diagnoſe gewähren können. Zu der Gattung Münsteria Sternb., welcher Göppert ſeinen Cylindrites spongioides vergleicht, gehört dieſes Foßil offenbar nicht, wohl aber dient die Münsteria flabellaris und M. Hoessii Sternb. zur Erläuterung der Münsteria Schneideriana Goepp. Tab. LI. Fig. 3 und zur Deutung der Keckia annulata Glockers, mit welcher jene Sternbergiſchen Münſterien

*) Nach einer von Hrn. v. Otto brieflich mitgetheilten Note ſoll Göppert die Tab. VI. Fig. 4, 5, 6 als Coniferenſproſſen anſehen. Wir müſſen dieß dahin geſtellt ſeyn laſſen, glauben aber, daß die Fig. 6 dargeſtellte vergrößerte Schuppe ſich wohl den auf Fig. 1 nur wenig deutlich ausgedrückten Umriſſen der Oberfläche anſchließen dürfte.

vielleicht identiſch ſind. — Von der Spongia saxonica Geinitz (Cylindrites spongioides Goepp.) hatte das königl. Naturalienkabinet 1834 mehrere Exemplare von Hrn. Geh. Medicinalrath v. Otto in Breslau aus dem Quaderſandſteine der Herrſchaft Glatz erhalten, welche ganz die von Göppert l. c. Tab. 46 Fig. 1—5 dargelegte Beſchaffenheit haben. Ein ſpäter durch Hrn. Hagebach aus der Molaſſe von St. Gallen erhaltenes Exemplar kommt mehr mit dem von Göppert Tab. 48 Fig. 1 dargeſtellten Exemplar, aber auch mit den im Liasſandſteine vorkommenden wurzelähnlichen Ausbreitungen, noch mehr aber mit Stigmarien aus der Kohlenformation überein, wie ſich dieß aus der Vergleichung mit der Abbildung der Stigmaria bey Buckland *) ergibt, indem namentlich auf Fig. 8 und 10 dieſelbe dichotomiſche Theilung und die die Mitte des Stamms einnehmende, der Länge nach verlaufende Rinne ſich findet, wie an den Stämmen der Spongia saxonica Gein., welche v. Otto Tab. VI Fig. 2 abgebildet hat. Die regelmäßigen Punkte auf der Oberfläche der Stigmaria dienen, wie dieß aus den Abbildungen Bucklands Tab. 56 Fig. 10 und 11 erhellt, zur Anheftung von Wurzelfaſern, wovon aber die Exemplare aus dem Quaderſandſteine keine deutliche Spur zeigen.

Durch die von Hrn. v. Otto und ſeinen Vorgänger mitgetheilten Beobachtungen ſcheint die intereſſante Thatſache beſtätigt zu werden, daß in den verſchiedenen Sandſteinen wenigſtens einzelne analoge Pflanzenformen vorkommen, und dadurch der Einfluß des Bodens auf die Flora beſtätigt wird, wenn dieſer gleich verſchiedenen Formationen angehört. Die Flora des Quaderſandſteins ſcheint mehr der Flora am Strande des Meeres als einer eigentlichen Meeresflora vergleichbar, der nur in beſchränkterem Maaße die Producte des Brackwaſſers oder der Lacuſtren-Flora in den Vorkommniſſen des bunten Sandſteins, des Keupers und ſelbſt des Liasſandſteins einiger Gegenden zur Seite ſtehen würden.

(Schluß folgt.)

*) Bridgewater Bücher Tab. 56 Fig. 8—11.

Kritiſcher Commentar zu Plato's Phädon.

(Schluß.)

Von den Ergebniſſen der kritiſchen Thätigkeit des Verfaſſers für die Herſtellung des Textes erwähnen wir nur Beyſpiels halber, daß Hr. Sch. in der Stelle 111 B. die Lesart φρονήσει wieder zu Ehren bringt, ſtatt welcher alle neueren Herausgeber, mit Ausnahme von Beck und Bekker, nach dem Vorgang Heindorf's die Lesart des einzigen Cod. August. ὀσφρήσει aufgenommen haben. Wir halten dieſe restitutio für durchaus recht und gerecht. Auch 109 D. vertheidigt der Verf. die Lesart der Handſchriften: τὸ δὲ εἶναι ταὐτόν noch entſchiedener als Ref. es gethan, indem er nicht nur die von dem neueſten Herausgeber in den Text aufgenommene Conjectur Baiter's — Hr. Sch. ſagt Bögelins (?). — τὸ δὲ δεινότατον, ſondern auch Heindorf's von Stallbaum gebilligtes τοιοῦτον, das Ref. als eher zuläßig erklärte, als dem Zuſammenhang unangemeſſen zurückweiſt. Können wir dieſes in Bezug auf Heindorf's Conjectur auch jetzt noch nicht ſo unbedingt zugeben, ſo halten wir doch jedenfalls die Beybehaltung der handſchriftlichen Lesart aus inneren und äußeren Gründen für geboten, ebenſo wie wir 93 B. in den Worten ἑτέραν ἑτέρας ψυχῆς ἐπὶ πλέον .... αὐτὸ τοῦτο εἶναι ψυχήν die Einſchaltung von ψυχήν vor ψυχῆς mit Hermann und Hr. Sch. nicht gerade für nöthig erachten, obwohl wir dem von Hermann aufgeſtellten Grunde zur Rechtfertigung jener Lesart, dem Hr. Sch. auf's allerentſchiedenſte beyſtimmt, auch jetzt noch nicht beypflichten können. Denn daß an der andern Stelle (93 D.) ψυχήν Prädicat ſey, alſo nicht mit ἑτέραν verbunden werden dürfe, dem widerſtreitet nach unſerer Anſicht die dem ἑτέραν ἑτέρας parallele Stellung des ψυχῆς nach ψυχήν.

C.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Oktober.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1853.

Allgemeine Palaeontologie. Entwurf einer ſyſtematiſchen Darſtellung der Fauna und Flora der Vorwelt, zum Gebrauche bey Vorleſungen und zum Selbſtunterrichte, von C. G. Giebel. I. Abtheilung: Palaeozoologie. 2te Auflage. II. Abtheilung: Palaeophytologie. Leipzig 1852. 413 S. gr. 8.

Die im Jahre 1846 erſchienene Palaeozoologie des Verfaſſers hatte einen ſo guten Abſatz gefunden, daß die Bearbeitung einer neuen Auflage nöthig wurde. Der Verf. benützte dieſe Gelegenheit, um nicht bloß ſeine frühere Arbeit zu verbeſſern und die in Folge der fortſchreitenden Entdeckungen nothwendig gewordenen Ergänzungen zuzuſetzen, ſondern er fügte der Charakteriſtik der urweltlichen Thiere in der neuen Auflage auch die der foſſilen Pflanzen bey. Dadurch war auch eine Abänderung des Titels nöthig geworden und die neue Ausgabe iſt demnach als „allgemeine Palaeontologie“ bezeichnet.

Dem Verfaſſer, der unter allen dermalen lebenden Naturforſchern wohl die größte literariſche Produktivität entwickelt, muß die Gabe einer klaren und geordneten Darſtellung zugeſtanden werden, und ſomit wird ſich dieſe neue, weſentlich erweiterte und verbeſſerte Auflage zum Gebrauche bey Vorleſungen und zum Selbſtunterrichte noch vortheilhafter als die erſte benützen laſſen. Mit Recht hat der Verf. keine Abbildungen beygefügt, denn ſolche ſtehen einer allgemeineren Verbreitung eines Lehrbuches hinderlich im Wege und bey dem großen Eingange, den Bronn's Lethaea geognostica und Quenſtedt's Handbuch der Petrefaktenkunde mit ihren Abbildungen gefunden haben, wird es überdieß den Lernbegierigen meiſtens nicht ſchwer fallen, das eine oder das andere dieſer Werke in ſchwierigen Fällen zu Rathe ziehen zu können.

Der Verf. iſt bey Anordnung ſeines Stoffes zunächſt vom geognoſtiſchen Standpunkte ausgegangen, indem er 3 Perioden annimmt, wovon die erſte das Uebergangs-, Steinkohlen- und Kupferſchiefer-Gebirge, die zweyte die übrigen Flötzformationen und die dritte die Tertiär- und Diluvialgebilde umfaßt. Da nun die organiſchen Typen häufig nicht bloß auf die eine dieſer Perioden beſchränkt ſind, ſondern in die andern übergreifen, ſo ſind dadurch Wiederholungen nöthig geworden, die vermieden worden wären, wenn der Verf., wie es Quenſtedt gethan, gleich von vorn herein die rein zoologiſche und botaniſche Syſtematik zu Grunde gelegt hätte. Andrerſeits iſt es dagegen anzuerkennen, daß nach dieſer Anordnung die ſucceſſive Entwicklung der urweltlichen Organismen nach größeren geologiſchen Abſchnitten zur klareren Anſicht gebracht werden kann.

Die Hauptgattungen der urweltlichen Thiere und Pflanzen ſind kurz, doch für den erſten Bedarf ausreichend charakteriſirt; in gleicher Weiſe iſt eine oder auch mehrere Arten von jeder Gattung aufgeführt. Die Kürze der Beſchreibungen hat es dem Verf. möglich gemacht, eine große Anzahl von typiſchen Formen aufzählen zu können, was für den Anfänger zur Orientirung, insbeſondere in einer Sammlung, von großem Vortheil iſt. Wir können daher dieſe „allgemeine Palaeontologie“ für den angekündigten Zweck auf's Beſte empfehlen.

Report of a Geological Survey of Wisconsin, Jowa and Minnesota, and incidentally of a portion of Nebraska Territory. Made under instructions from the United States Treasury Department. By David Dale Owen, United States Geologist. Philadelphia 1852. 638 S. gr. 4 nebſt Atlas.

Während in früheren Zeiten die Anlegung wiſſenſchaftlicher Anſtalten und die Ausführung wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika faſt ganz ein Werk der Privaten war, haben nunmehr auch die Regierungen der einzelnen Staaten, wie die Centralregierung der Union ſich derſelben kräftigſt angenommen und mehrmals ſolche mit großen Geldmitteln ausgeſtattet. Einen neuen Beweis hievon gibt die geognoſtiſche Unterſuchung der Staaten von Wisconſin, Jowa und Minneſota, die im Auftrage des Finanz-Departements der Union ausgeführt wurde und nicht geringe Koſten veranlaßt haben mußte, da dem Staatsgeognoſten D. D. Owen nicht weniger als eilf Aſſiſtenten, darunter namhafte Männer, beygegeben waren. Wenn nun gleich die Regierung bey dieſem Unternehmen zunächſt nur einen praktiſchen Zweck vor Augen hatte, ſo iſt daneben doch auch zugleich eine wiſſenſchaftliche Aufgabe gelöst worden, und ſie hat nicht angeſtanden auch zu deren Veröffentlichung beträchtliche Geldmittel zu verwilligen.

Der in Unterſuchung genommene Bezirk iſt der größte, der bisher in Amerika überhaupt einer geognoſtiſchen Erforſchung unterworfen wurde, indem er zwey und ein halb mal ſo groß als ganz Großbrittannien iſt. Er umfaßt die Staaten Wisconſin, mit Ausnahme des öſtlichen Theils am Michigan-See, ferner Minneſota und Jowa; zur Vervollſtändigung der geognoſtiſchen Nachweiſungen mußte auch ein Stück von Nord-Illinois und Nord-Miſſouri in den Kreis der Unterſuchungen gezogen werden. Da ein großer Theil des hier umſchriebenen Bezirkes noch völlige Wildniß iſt, ſo hatte die Expedition häufig mit großen Strapazen und Entbehrungen zu kämpfen, wozu überdieß die Cholera kam, die ein Mitglied derſelben hinwegraffte. Um ſo mehr Anerkennung verdient es, daß Owen und ſeine Mitarbeiter, trotz ſolcher ungünſtigen Verhältniſſe, ihre Aufgabe in der gelungenſten Weiſe gelöst haben.

Es kann für einen größeren Kreis von Leſern kein Intereſſe haben, wenn wir in's ganze Detail dieſer Unterſuchungen ſpeciell eingehen wollten; es genügt, hier die Hauptreſultate, welche gewonnen wurden, darzulegen.

Die älteſte unter den verſteinerungsführenden Gebirgsformationen, welche ermittelt wurde, iſt der untere, der ſiluriſchen Gruppe angehörige Sandſtein, der auf der Oſtſeite des obern Miſſiſſippi, nördlich des Wisconſin-Flußes, zu Tage kommt und ohne Zweifel auch das weitausgedehnte Fluthland und die rothen Mergel und Schiefer der Gegend am obern See unterteuft.

Auf dieſen Sandſtein folgt der untere dolomitiſche Kalkſtein (Magnesian Limestone), der zu beyden Seiten des obern Miſſiſſippi, ſüdweſtlich von jenem, erſcheint und theilweiſe in ſchmalen Gürteln innerhalb der tiefen Flußeinſchnitte oder ſelbſt an der Oberfläche zum Vorſchein kommt. Zunächſt über ihm liegt der obere dolomitiſche Kalkſtein, der ſich im Süden ausbreitet, ſonſt aber weder nach ſeinem chemiſchen noch phyſiſchen Verhalten von ihm verſchieden iſt. Hinſichtlich ſeiner chemiſchen Conſtitution wie ſeiner ſchroffen pittoresken Felſenbildungen kommt dieſer Kalkſtein mit dem Dolomite unſers Juragebirges überein.

Südweſtlich tritt dann der Cedernkalkſtein (Cedar Limestone) auf, der als gleichzeitig mit der Devoniſchen Gruppe der engliſchen Geognoſten angenommen wird. Ueber ihn lagert ſich der Kohlenkalkſtein und die große Steinkohlen-Formation von Jowa und Miſſouri.

Der übrige Diſtrikt, der hauptſächlich gegen den obern Lauf des Miſſiſſippi mit ſeinen Zuflüßen und am rothen Fluße liegt, iſt mit angeſchwemmtem Lande überdeckt. Letzteres nimmt nicht nur ein größeres Areal als irgend eine der vorhin angege-

benen Formationen ein, ſondern faſt ſo viel als alle miteinander zuſammengenommen.

Unter allen dieſen Formationen liegen die Urgebirgs- und Trapp-Felsarten, die aber nur in beſchränkter Weiſe zu Tage treten, entweder in den Stromeinſchnitten oder als Kuppen.

Die Reihe der Felsarten reicht demnach auf dieſem großen Flächenraum vom Granite an nur bis zu den obern Gliedern der Steinkohlen-Ablagerung hinauf; alle andern, mit Ausnahme des aufgeſchwemmten Landes, fehlen gänzlich. Der geognoſtiſche Bau dieſes Terrains iſt daher einfacher als dieß in Deutſchland der Fall iſt.

Was den in großer Mächtigkeit und weiter Verbreitung auftretenden rothen Sandſtein des obern Sees anbelangt, deſſen geognoſtiſche Stellung bey gänzlichem Mangel an Verſteinerungen und bey nicht ganz evident ermittelten Lagerungsverhältnißen von den amerikaniſchen Geognoſten ſehr verſchieden angegeben worden iſt, ſo betrachtet ihn Owen als ein unteres Glied ſeiner erſten Formation, des untern Sandſteines.

Die geognoſtiſche Unterſuchung der genannten Staaten hat übrigens Owen nicht allein publizirt, ſondern Dr. Norwood, Col. Whittlefey und Dr. Shumard haben ihren Antheil daran ſelbſtſtändig bearbeitet und hier zur Vorlage gebracht.

Die in den ſogenannten Mauvaises terres des Territoriums von Nebraska geſammelten foſſilen Ueberreſte von Säugthieren und Schildkröten ſind von Dr. Joſeph Leidy in einem beſondern Abſchnitte beſchrieben (S. 539—572); ſie ſind für die Palaeontologie von großem Intereſſe. Sie liegen in eigenthümlichen Ablagerungen, welche Leidy der Eocenperiode des Tertiärgebirges zutheilt. Unter den ihm übergebenen foſſilen Reſten hat er 8 Arten von 6 Gattungen der Säugthiere und 4 Arten Schildkröten von der Gattung Testudo erkannt. Den Raubthieren gehört unter jenen nur der Machairodus an; alle andern Säugthier-Ueberreſte zählt Leidy zu den Pachydermen, wie Palaeotherium und Rhinoceros, oder zu dieſer Ordnung in Verbindung mit Merkmalen von Wiederkäuern, wie die von ihm neu errichteten Gattungen Oreodon und Eucrotaphus, oder zu der nämlichen Ordnung in Verbindung mit entſchieden carnivoren Charakteren, wie ſeine Gattung Archaeotherium. Die 8 Arten urweltlicher Säugthiere heißen: Oreodon Culbertsonii und gracilis, Palaeotherium [?] Proutii, Rhinoceros occidentalis und nebrascensis, Archaeotherium Mortoni, Eucrotaphus auritus und Machairodus primaevus. Die 4 Arten Schildkröten bezeichnet Leidy als Testudo nebrascensis, Oweni, Culbertsonii und hemisphaerica.

In einem Nachtrage führt Leidy noch andere Formen von derſelben Lokalität auf, nämlich 1) Poebrotherium Wilsoni, mit Dorcatherium nahe verwandt, 2) Agriochoerus antiquus, eine erloſchene Wiederkäuer-Form, die an Anoplotherium anknüpft, 3) Archaeotherium robustum, 4) Anchitherium Bairdii und 5) Testudo lata.

Zuletzt folgen noch 5 beſondere Anhänge, von folgenden Verfaſſern bearbeitet.

1) Beſchreibung neuer Gattungen und Arten foſſiler wirbelloſer Thiere von D. D. Owen. Sie gehören zu den Trilobiten mit den neuen Gattungen: Dikelocephalus, Lonchocephalus, Crepicephalus und Menocephalus, ferner zu den Molluskken und den Foraminiferen; letztere nur in einer Art repräſentirt, aus der er die neue Gattung Selenoides errichtet.

(Schluß folgt.)

Additamenta der Flora des Quadergebirges in der Gegend von Dippoldiswalde, ꝛc.

(Schluß.)

In dieſer Beziehung führen wir an, daß in dem gelblichweißen Liasſandſteine von Pfrondorf in der Nähe von Tübingen abgeſonderte, einfache, meiſt gebogene Cylinder ſich finden, welche Spongien, namentlich der Spongia tubulosa Montagu (Halichondria Montagni Flemming und Johnston) ſehr ähnlich ſind und welche wir daher längſt unter dem Namen Spongites cylindricus in dem k. Naturalien-

cabinet aufgeſtellt haben; daß ferner auf manchen Platten des Liasſandſteins der Fig. 3 Tab. VI von Otto ähnliche, bis in feinere Zweige zertheilte Formen ſich finden, welche mit dickeren und verhältnißweiſe noch breiteren Aeſten und Stämmen zuſammenhängen. Dieſe ſind auf ihrer unteren Fläche mehr oder weniger plattgedrückt, während die feinſten Aeſtchen mehr cylinderförmig und nicht ſelten auf kurze Strecken gerade ſind und ſich dichotomiſch theilen, ſo daß ſie dem Fucoides bollensis Ziet. ähnlich ſind, ſich aber durch ihre von der Geſteinsmaſſe mehr abgehobene cylindriſche Form unterſcheiden. Bisweilen findet man auch wohl von der Oberfläche des eine abgeſonderte Schichte bildenden feſteren Liaskalkes oder von der ihn bedeckenden weicheren, thonreicheren Sandſteinſchichte einen in die Höhe gerichteten Stummel mit einigen horizontal ſich wurzelartig ausbreitenden Aeſten. Ich glaubte daher ſchon längſt dieſes Foſſil mit der oben angeführten Stigmarie Buckland's in Parallele ſtellen zu ſollen, nannte es aber vorläufig Schoinophyton (Strickpflanze), um damit einfach die äußere Form desſelben zu bezeichnen, da dieſe zugleich mehr für die pflanzliche Natur desſelben ſpricht, indem die maſchenartige Verbindung der Aeſte zunächſt an die Analogie mit Conferva bullosa Linn., die Vertheilung der Aeſte aber mehr an die Analogie der Verzweigung einer Wurzel oder eines Stammes, als an die einiger Radiaten erinnert.

Mit letzteren, namentlich Ophiuren, hat ſogar ein anderes auf der Oberfläche des Liasſandſteins vorkommendes Foſſil auf den erſten Blick mehr Aehnlichkeit, das aus ziemlich gleich (1 bis 2‴) breiten flachen Fäden beſteht, welche 2 durch eine ſchmale Rinne getrennte, gedrehte Schnüre darſtellen, und dadurch allerdings einige Aehnlichkeit mit dem Bau der Ophiuren haben, aber in der Zuſammenſetzung des Ganzen ſehr von dieſen, namentlich auch durch den Mangel einer Scheibe abweichen, indem dieſe Fäden vielfach unter ſich zu Maſchen verbunden, mehr einem weiten Netze von Schnüren gleichen. Ich habe dieſes Foſſil vorläufig Schoinophyton contortum genannt. Dieſen Formen glaube ich die maſchenartigen Erhabenheiten, welche mit Thierfährten auf dem Heßberger Sandſteine vorkommen, anreihen zu ſollen, indem ich ſie mit Rüppell *) allerdings für petrificirte einfache Pflanzen halte, welche coloſſalen Conferven etwa zu paralleliſiren ſeyn möchten **).

Im Ganzen ſcheint alſo aus den voranſtehenden Beobachtungen ſich zu ergeben, daß in verſchiedenen Gebirgsarten, namentlich den Quaderſandſtein, dem Liasſandſteine, dem Keuperſandſteine (und vielleicht nach einigen Exemplaren auch im Muſchelkalke) einfache vegetabiliſche Bildungen vorkommen, welche durch ihre vorzugsweiſe Erſtreckung in die Länge, ihre äſtige Vertheilung oder maſchenartige Verbindung, und ihre gleichartige oder durch Anſchwellungen hin und wieder vermehrte Dicke ſich auszeichnen, und ſomit im Ganzen eine ſtrickartige Form haben, weßhalb ich ſie vorläufig mit dem Namen Schoinophyton (liasicum, contortum, Hessbergianum) bezeichne, dem übrigens füglich auch ein Schoinozoon zur Seite ſtehen könnte, da bey der Einfachheit dieſer Organismen ſogar der Uebergang von der einen Form des Lebens zur andern nach den jetzt gemachten Beobachtungen nicht unerwartet wäre.

Dr. G. Jäger.

*) Museum Senkenbergianum. 3ter Bd. p. 218.

**) Daß ſie nicht durch Ausfüllung von Riſſen entſtanden ſeyen, ergibt ſich unzweifelhaft aus ihrer mehr 4kantigen Form, während die Ausfüllungsmaſſe von Riſſen nothwendig eine 3ſeitige Form annehmen müßte.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Oktober.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Die ſenſoriſchen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere, nebſt einer neuen Lehre über die Leitungsgeſetze der Reflexionen, von Eduard Pflüger. Berlin 1853. 145 S. gr. 8.

Die Wichtigkeit der in dem Titel angekündigten Gegenſtände überhebt uns jeder Darlegung der Gründe, welche uns beſtimmen, dieſe Arbeit einer näheren Betrachtung vom theoretiſchen und einer Reviſion vom experimentellen Standpunkte aus zu unterwerfen, in welch letzter Beziehung wir dem Verfaſſer einen Gefallen zu erweiſen ſcheinen; denn er wünſcht ſelbſt (S. XIII der Vorrede), „daß die Beſtätigung der Reſultate ſeiner Experimente nicht lange auf ſich warten laſſe“. Beobachtung und Schlußfolgerung ſind aber zwey verſchiedene Dinge. Das Reſultat der Beobachtung iſt eine ſinnenfällige Thatſache, die Schlußfolgerung eine Unterordnung des ſinnlichen Befundes unter die Summe des Bekannten nach einem Prinzip, welches man den ſubjectiven Standpunkt nennt.

Daß auf dieſen in unſerem Falle Alles ankommt, ſieht man aus dem ſchon ſo lange geführten und in jüngſter Zeit wieder heftig erneuten Kampf ob der Frage: iſt die Seele eine Function des Körpers, oder ſind Seelenthätigkeit und materielle Vorgänge in dem Leib zwey differente Functionsreihen?

Aus dieſer Rückſicht müſſen wir den Grundgedanken des Verfaſſers, ſeinen Standpunkt, zuerſt fixiren, und thun dieß mit ſeinen eigenen Worten, da Worte bey dieſer Frage leider oft das Meiſte ausmachen.

Er ſagt (S. X der Vorrede): „Das Bewußtſeyn iſt Leben und Werden. Ihm kommt kein Seyn zu. Leben iſt Bewegung. Die Urſachen, welche dieſem Leben zu Grunde liegen, ſind beſtimmte, welche nicht Grund ſeyn können, daß in einem und demſelben Zeitdifferenzial Etwas geſchehe und zugleich auch nicht geſchehe. Dieſe Bewegung, die Bewußtſeyn genannt wird, iſt ein Theil des Ganzen; dieſes Leben ein Theil des großen Lebens der Welt. Wie im Ocean eine Woge die andere treibt ....., ſo geht die große Kette des Bedingenden und Bedingten, das wiederum Bedingendes zu anderem Bedingten wird, durch das ganze All und mit Millionen Armen reichen ſich die Maſſentheilchen die Hände, und ſtoßen ſich wiederum ab. Und während die Unendlichkeit im Kleinſten wie im Großen ſchweigend und demuthsvoll ſich dem Geſetz beugt, ſollte die verſchwindend kleine Function eines Theilchens vom Ganzen, weil es Bewußtſeyn heißt, und die Baſis unſeres Eigendünkels bildet, ſich allein auflehnen wollen gegen die große Herrſchaft, eine zweyte Welt bildend zum Hohne der erſten“.

„Das im Raume ausgedehnte Bewußtſeyn findet ſich nur da, wo centrale Nervenſubſtanz in ihrer Integrität beſteht, und hört auf zu ſeyn, wenn dieſe Integrität bis zu einer gewiſſen Gränze aufgehoben iſt“.

„Will man immer noch das immaterielle Weſen (die Seele) halten, ſo muß zugegeben werden, daß erſt aus deſſen Wechſelwirkung mit der beſtimmt organiſirten Materie des Cerebroſpinalmarkes Bewußtſeyn möglich werde. Was bleibt aber noch an

dieſer „Seele“, wenn ſie nach Zerſtörung der Nervenſubſtanz nicht mehr empfinden, nicht denken, nicht wollen kann? Es müßte ein Etwas bleiben, das Alles eingebüßt hat, wodurch es das iſt, was es eigentlich vorſtellen ſoll. Könnt Ihr aber wohl und wollt Ihr ein Etwas Seele nennen, was nicht empfindet, nicht weiß, nicht urtheilt, nicht mehr will? Und thätet Ihr es, was wäre Euch damit gedient?“

„Erſt nachdem man klar iſt über den Standpunkt, welchen man zur Löſung unſerer Fragen fixiren muß, d. h. über jenen Standpunkt, der kein anderer iſt als die Erkenntniß, daß nimmermehr problematiſche Prämiſſen, ſondern abſolut nur Thatſachen zu ſicheren und wahren Schlüſſen benutzt werden dürfen, wird es möglich, den von Kürſchner und Anderen für unentwirrbar gehaltenen Knoten zu löſen und Licht zu bringen in ein Gebiet, das bisher Dunkel und Ungewißheit umſchleiert hat“.

Wir brauchen die Schule nicht zu nennen, zu welcher ſich der Verfaſſer mit dieſen ſeinen Worten bekennt, und anzudeuten, daß wir noch einen anderen Standpunkt gegenüber den Thatſachen, welche für ſich gar nichts ſagen, für möglich halten, ohne mehr „problematiſche Prämiſſen“ zu beanſpruchen als er.

Um aber unſeren Standpunkt mit dem ſeinigen confrontiren zu können, bedürfen wir der Thatſachen, welche auch wir entgegen jeder in der Luft ſchwebenden ſogenannt philoſophiſchen Grundlage in vollſtem Maaß reſpectiren.

Wir übergehen das I. Capitel „der geſchichtlichen Notizen“ und wenden uns zum II., „dem allgemeinen Ueberblick über die „ſcheinbar“ willkührlichen Bewegungen enthaupteter Wirbelthiere oder bloßer Wirbelthierſtücke.“

Ohne eine Aufzählung aller einzelnen Beobachtungen, welche ohnedieß von allen Experimentatoren bey Gelegenheit dieſer Unterſuchungen gemacht ſeyn dürften, und welche ich ſelbſt wenigſtens bey nackten Amphibien, Fiſchen und Vögeln ſehr vielfach beſtätigt gefunden habe, will ich ſie ſämmtlich ſpäterer Betrachtungen wegen hier nur claſſificiren.

Es ſind erſtens Bewegungen, welche nach der Decapitation und gewöhnlich nach Verfluß einer Pauſe von ſelbſt, d. h. ohne nachweisbaren äußeren Reiz entſtehen. Zweytens Bewegungen, welche auf äußeren Reiz entſtehen, und in ihrer Form den Bewegungen mehr oder weniger genau entſprechen, welche das nicht geköpfte Thier gezeigt hat. Drittens Bewegungen, welche vor der Decapitation begonnen haben, und ſich nach der Decapitation ohne Unterbrechung fortſetzen. Sämmtliche Bewegungen haben das gemein, daß ſie erſtens häufig auch ausbleiben, und daß viele nur unter dem Zuſammenfluß gewiſſer Summen entfernterer, außer dem Organismus gelegner Bedingungen eintreten, z. B. Klima ꝛc.

Das III. Capitel gibt eine Kritik der vorhandenen Beweiſe für die Ausſchließlichkeit des Gehirns als Organ des Bewußtſeyns, wobey jene Beweiſe in fünf Gruppen gebracht und der Kritik des Verfaſſers unterworfen ſind. Die erſte Gruppe umfaßt die Beweiſe für die Untheilbarkeit der Seele, für deren Einheitlichkeit, die zweyte die für die Unfreywilligkeit der Bewegung decapitirter Thiere, die dritte für die Zwangsmäßigkeit der bey decapitirten Thieren auftretenden Bewegungen, die vierte für die Empfindungsloſigkeit des kopfloſen Rumpfes, die fünfte für den ausſchließlichen Antheil des Gehirns am Bewußtſeyn, ſo weit dieſelben aus pathologiſchen Thatſachen gewonnen werden können.

Zu 1.) Die experimentelle Beweisführung gründet ſich auf die Wahrnehmung, daß nach querer mechaniſcher Trennung des Rückenmarks mit dem Meſſer, oder Unterbrechung der Leitung durch Paraplegie, nur das mit dem Kopf verſehene Stück des Organismus bewußter Empfindung und willkührlicher Bewegung fähig iſt, das andere dagegen nicht, obgleich in dieſem noch Reize Reaktionen herbeyführen.

Der Kritik des Verfaſſers müſſen wir inſofern beypflichten, als dieſe Beobachtungen mehr nicht direkt beweiſen, als die Unterbrechung der Leitung eben durch die Continuitätstrennung des Markes, und erwähnen nur vorläufig, daß ſie auch nicht die Schlußfolgerung unſeres Verf. rechtfertigen, daß das eine Centralbewußtſeyn eines Thieres durch Theilung des Rückenmarkes in ſo viele Bewußtſeyncentra zerlegt werden könne, als das Centralmark in Stücke zerlegt iſt.

Zu 2.) Die hieher gehörigen Experimente zeigen direkt erſtens, daß unter gewiſſen Bedingungen ohne mechaniſche Reizung der peripheriſchen Nerven in dem kopfloſen Rumpf Bewegungen beginnen können, ſehr häufig aber auch nicht beginnen. Daß aber auch, was der Verfaſſer verſchweigt, niemals ohne vorausgegangene Reizung eine Bewegung beginnt, wenn bey Fröſchen jenſeits einer gewiſſen Gränze (III — IV Wirbel) die Trennung des Rückenmarkes vorgenommen wurde, daß die Bewegungen, welche auftreten, nicht unbeſtimmte Zuckungen in gleichgiltig welchen Muskelmaſſen ſind, ſondern combinirte zum Entſtehen einer Locomotion der Gliedmaſſen in dieſer oder jener Richtung. Ob die Bewegungen ſpontan oder nicht ſpontan ſind, iſt weder durch die Verſuche noch durch die Kritik des Verfaſſers bewieſen.

Zu 3.) Ueber dieſen für die Schlußfolgerungen wichtigſten Punkt kommen wir von experimenteller Seite aus am leichteſten hinweg, denn die Beſtimmung einer Geſetzmäßigkeit iſt bloß Sache der Abſtraction, die Reſultate von Experimenten und die einfache Beobachtung lehrt gar nichts. Der allgemeine Standpunkt der Naturwiſſenſchaften verbietet uns, wie wir in Uebereinſtimmung mit dem Verfaſſer behaupten, die Geſetzmäßigkeit eines beobachteten Vorganges irgendwo in der Natur zu leugnen.

Zu 4.) In Uebereinſtimmung mit dem Verfaſſer müſſen wir behaupten, daß wenn man häufig nach der Decapitation gegen äußere Reize keine Reaction ſonſt empfindlicher Theile wahrnehmen kann, man daraus keinen Beweis gegen die Empfindungsloſigkeit decapitirter Thiere ableiten darf, ſondern nur ſchließen, es bringe die Decapitation häufig mit ſich, daß das Nervenſyſtem eine derartige Erſchütterung erfahre, bey welcher jeder Reiz der ſonſt allgemein ausgedrückt, eine Reaction hervorzurufen im Stande iſt, erfolglos bleiben könne.

Zu 5.) Das Argument für den ausſchließlichen Sitz des Senſoriums in dem Gehirn wird in der Beobachtung geſucht, daß bey apoplectiſchen Ergüſſen in der einen Hemiſphäre Lähmung und Empfindungsloſigkeit auf der entgegengeſetzten Körperhälfte auftrete; dem ſetzt der Verfaſſer entgegen, daß es nicht erwieſen iſt, ob nicht auch ſympathiſch die entſprechende Rückenmarkshälfte dabey afficirt ſey, wie umgekehrt bey Rückenmarksleiden das Gehirn ſo häufig in Mitleidenſchaft gezogen werde, zumal keine ſicheren Beobachtungen vorlägen, daß bey hemiplektiſchen von anäſtheſirten Stellen aus Reflexbewegung veranlaßt werden kann.

Die Mehrzahl der Fälle, welche der Verfaſſer für die ſympathiſche Betheiligung des Gehirns an Rückenmarksleiden und an Störungen im Bereich des Sympathicus, an dauernder Compreſſion eines peripheriſchen Nervenſtammes anführt, können kaum mit jener hypothetiſchen Sympathie des Rückenmarks bey Gehirnapoplexie paralleliſirt werden; denn bey Wurmreiz und Onanie ſind die Urſachen pathologiſcher Erſcheinungen dauernd, und die Gehirnerſcheinungen treten erſt allmählich und ſpät, im letzteren Fall von unten nach oben faſt meßbar fortſchreitend (wie z. B. bey der Tabes dorsalis) ein, während beym apoplectiſchen Erguß im Moment der Ruptur und des Gehirndruckes auch die Paralyſe auftritt. Nur zwey von dem Verfaſſer angeführte Fälle können damit verglichen werden: Verluſt des Bewußtſeyns bey Rückenmarksrupturen, wo übrigens an eine mechaniſche Fortpflanzung des mechaniſchen Impulſes durch Zerrung bis zum Gehirn hin auch gedacht werden könnte, und Verluſt des Bewußtſeyns durch einen Schuß in das Rückenmark, wobey aber nicht geſagt iſt, ob das Bewußtſeyn verloren blieb oder wiederkehrte.

(Fortſetzung folgt.)

Report of a Geological Survey of Wisconsin, Jowa and Minnesota, etc.

(Schluß.)

2) Beſchreibung einer neuen Gattung und 22 neuer Arten Crinoideen von Owen und Shumard. Die neue Gattung heißt Megistocrinus.

3) Summariſche Angaben der foſſilen Gattungen und Arten von Owen. Im Ganzen finden ſich in den Gebirgsformationen vom untern Sandſteine an bis hinauf zur Steinkohlen-Bildung in gedachter Beziehung folgende Verhältniſſe:

Trilobiten	mit	33	Arten	in	14	Gattungen
Crinoideen	„	29	„	„	14	„
Cephalopoden	„	21	„	„	10	„
Gaſtropoden	„	22	„	„	10	„
Heteropoden	„	5	„	„	4	„
Pteropoden	„	3	„	„	1	„
Acephalen	„	15	„	„	9	„
Brachiopoden	„	124	„	„	25	„
Foraminiferen	„	3	„	„	2	„
Polyparien	„	46	„	„	21	„

Von den ſiluriſchen Verſteinerungen, die von der Höhe des obern dolomitiſchen Kalkſteins bis zum untern Sandſtein ſich erſtrecken, fand Owen unter 144 Arten 23 identiſch mit ſolchen in den untern ſiluriſchen Schichten von Europa. Unter 63 devoniſchen Arten erkannte er 13 als übereinſtimmend mit europäiſchen. Von 120 Arten aus der Steinkohlen-Formation zeigten ſich 24 identiſch mit ſolchen aus Europa. Auffallender Weiſe iſt nirgends vom Vorkommen foſſiler Pflanzen die Rede.

4) Chemiſche Unterſuchungen von Owen. Sie betreffen einige neue Mineralien, worunter ſich eines befindet, in welchem er eine neue Erde vermuthet. Der Baſis dieſer Erde gibt er den Namen Thalium, die Erde ſelbſt bezeichnet er als Thalia, und das Mineral, aus welchem ſie gezogen iſt, als Thalit. Die Analyſe einiger foſſilen Knochen von Nebraska ergaben als bemerkenswerthes Reſultat, daß ſie 2 — 3 Procent Fluorine, 2 — 4 Procent organiſche Subſtanz und 31 — 37 Procent phosphorſauren Kalk enthielten.

5) Verzeichniß der lebenden Pflanzen in Wisconſin und Minneſota von Parry. Es werden hier 727 Arten in ſyſtematiſcher Ordnung aufgezählt.

6) Syſtematiſches Verzeichniß von Vögeln, die im nördlichen Wisconſin und Minneſota beobachtet wurden, von H. Pratten. Der Verf. führt 95 Arten auf, die am St. Peter's-Fluße und ſeinen Zuflüßen brütend gefunden wurden. Der größere Theil derſelben hat eine weite geographiſche Verbreitung, nur 2 Arten, Emberiza pallida und Icterus xanthocephalus, ſcheinen dem Weſten eigenthümlich.

7) Tafel der ſtratigraphiſchen und geographiſchen Verbreitung der in den vorhin genannten ſiluriſchen, devoniſchen und Kohlenkalkſtein-Formationen aufgefundenen Verſteinerungen, von Owen. Mit Einrechnung von noch nicht beſchriebenen 3 neuen Gattungen und 29 Arten, ſind hier 330 Arten nach ihrer ſtratigraphiſchen und geographiſchen Verbreitung aufgezählt, zugleich mit Bezug auf Synonymik und Literatur. — Eine andere Tafel zählt ſchließlich noch die in andern Unionsſtaaten und in Großbrittannien vorkommenden Aequivalente der geognoſtiſchen Formationen von Wisconſin, Jowa und Minneſota auf.

Eine beſondere Beachtung verdient noch der dem Textbande beygegebene Atlas. 27 in Stahl geſtochene Tafeln desſelben ſind der Darſtellung der foſſilen Ueberreſte gewidmet, worunter 9 auf die der Säugthiere und Schildkröten kommen. Sie ſind mit großer Sorgfalt und Nettigkeit ausgearbeitet, einige nach Daguerrotypen, 8 andere nach einem neuen Verfahren in der Medaillons-Linirung, welch' letztere als ſehr gelungen zu erklären ſind. Dann folgen zahlreiche geognoſtiſche Durchſchnitte und Profile, eine kleine Karte der mauvaises terres in Nebraska und zuletzt die große colorirte geognoſtiſche Karte des ganzen unterſuchten Gebietes. Auſſerdem ſind in dem Texte zahlreiche und ſehr ſauber behandelte Holzſchnitte eingedruckt.

Dieſe kurze Anzeige wird hinreichen, um darzuthun, daß dieſes Werk für die Geognoſie wie für die Palaeontologie von gleich wichtiger Bedeutung iſt, und daß es daher die beſondere Beachtung der Männer vom Fache verdient. Zugleich werden dieſe der Centralregierung der Union Dank wiſſen, daß dieſelbe nicht bloß die praktiſch wichtigen, ſondern auch die rein wiſſenſchaftlichen Reſultate, welche durch dieſe Unterſuchungen gewonnen wurden, hat veröffentlichen laſſen und überdieß in der ſplendideſten Ausſtattung.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Oktober.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Fassen wir in den letzten Fällen jene Alteration der Gehirnthätigkeit auch als rein sympathisch die des Rückenmarkes begleitend auf, so ist diese Sympathie keine so unvermeidliche und scheint deßwegen auch meist noch durch andere Ursachen vertreten werden zu können. Weder bey Säugethieren noch Fröschen kann man in Folge plötzlicher Durchschneidung des Rückenmarkes, mit möglichster Vermeidung der Blutverluste, etwas anderes als heftige Schmerzäußerungen herbeyführen, nie aber Verlust des Bewußtseyns, Sopor, Coma, Convulsionen in den höheren Rumpftheilen oder dem Kopf, nichts mit einem Wort, was die vorausgesetzte Sympathie des Gehirnes bezeugte, während Druck auf eine bloßgelegte Hemisphäre unvermeidlich und ohne Ausnahmsfälle sofort die Lähmung der entgegengesetzten Körperhälfte erzeugt. Endlich erinnere ich an Weber's schöne Untersuchungen Hemiplegischer in R. Wagner's Handwörterbuch Band III S. 517 — 520, wo er zeigt, daß nur die Tastorgane der einen Seite und die sie bewegenden Muskeln gelähmt werden, wofür Weber die Erklärung gibt, daß die Nerven der Arme, Beine, Zunge, Lippen, Kiefer sich hoch hinauf in das große Gehirn zu begeben scheinen, während die Nerven der den Rumpf bewegenden Muskeln tiefer unten in der medulla oblongata ihren Mittelpunkt zu haben scheinen, welcher Schluß aus den Beobachtungen eben nicht gezogen werden könnte, wenn diese nicht selbst auf die rein lokale Wirkung des Blutdruckes ohne Erzeugung einer Mitleidenschaft des halben Rückenmarkes hindeuteten. Was heißt überhaupt Sympathie zwischen Rückenmark und Gehirn? Wenn ein centrales Ende einer motorischen Faser angeregt wird, und es pflanzt sich dieser am centralen Ende angeregte Zustand in der Continuität der Faser bis an das peripherische fort, in Folge dessen eine Zuckung entsteht, so spricht Niemand von einer Sympathie zwischen den beyden Endpunkten der Fasern. Ausdehnung eines an einem Punkt einer Faser angeregten Zustandes (ganz gleichgiltig welches, ob Erregung oder Paralyse) über diesen Punkt hinaus in der Continuität einer Faser ist nicht Sympathie. So bleiben also nur zwey Fälle der Sympathie übrig: die eine besteht zwischen nicht anatomisch unter einander zusammenhängenden Fasern, welche durch graue Substanz in einen gegenseitigen Rapport gesetzt sind, und die andere zwischen Gruppen nervöser Elemente, welche durch Kreislaufsverhältniße unter von einander abhängige Ernährungsbedingungen gestellt sind. An erstere wird man bey einer Sympathie zwischen Hirn und Rückenmark lieber denken, als an letztere, weil die formelle Erfüllung der Ernährungsbedürfniße im Allgemeinen weniger bekannt ist. Nun gibt es keine Gründe, welche uns bestimmen könnten, eine Sympathie zwischen rechter Rückenmarkshälfte und linker Hirnhälfte durch die graue Substanz vermittelt vorauszusetzen, wie sie faktisch so exclusiv vorkommt, sondern diese Erscheinung allein abhängig zu denken von dem anatomisch nachgewiesenen Faserverlauf in gekreuzter Richtung. Vorliegende hervorgehobene Fälle könnten also nicht auf Rechnung einer Sympathie gebracht werden, welche viel häufiger Läh-

mungserſcheinungen in ganzen Querſchnitten als in Längshälften des Rückenmarkes vorausſetzen ließe, ſondern nur auf Rechnung einer Fortpflanzung des am centralen Ende erzeugten Zuſtandes über die continuirliche Bahn der alterirten Nervenfaſern.

Nun aber lehren die experimentellen Befunde, daß ſich die durch den mechaniſchen Reiz (Druck ꝛc.) erzeugten Veränderungen nie über den Ort der Reizung hinaus fortpflanzen, ſondern nur ihre Zuckung oder Empfindung vermittelnde Wirkung. Denn eine durch Druck paralyſirte Nervenfaſer verliert nur an dem Ort, wo ſie gedrückt worden, die Erregbarkeit, nicht aber an anderen davon entfernten Punkten. Man weiß, wie lange durchſchnittene Nerven an ihrem mehr peripheriſchen Ende ihre volle Reizbarkeit behaupten! Wo ſind bey der Apoplexie die Gründe dafür, daß die ſenſoriellen Rückenmarksfaſern darum ihre ſenſorielle (?) Fähigkeit einbüßen müßten, weil ſie dieſelben an ihrem centralen Ende im Gehirn verloren haben? Zu dieſem Schluß hätte der Verfaſſer um ſo weniger kommen dürfen, als er ſenſorielle Function mit Nerventhätigkeit als molekulären Vorgang in der Nervenſubſtanz vollkommen identificirt, und alſo vorausſetzen muß, daß beyde in gleichem geſetzlichen Verhältniß zu den materiellen Bedingungen ſtehen.

Gehen wir nun auf eine ſummariſche Würdigung der im III. Capitel ausgeübten Kritik ein, ſo folgen auch wir dem Wahlſpruch des Verfaſſers: mit Theorien kann nichts bewieſen werden, eben deßhalb, weil in den Naturwiſſenſchaften Theorie der den Vorgang vollkommen deckende Ausdruck für die Beobachtung iſt, alſo nicht Baſis, ſondern Schlußſtein einer Unterſuchung ſeyn kann.

Ich will den Gang der Betrachtungen ſogleich andeuten, welchen wir zu verfolgen haben. Zuerſt muß uns eine Würdigung des Standpunktes des Verfaſſers von empiriſcher Seite aus beſchäftigen, dann eine Würdigung der Nothwendigkeit ſeiner Schlußfolgerung als Beſtätigung ſeiner prinzipiellen Vorausſetzung, endlich eine Vergleichung zweyer diametral entgegengeſetzter Geſichtspunkte gegenüber der Perſpective des Thatſächlichen.

Der Standpunkt für die Beurtheilung irgend einer Erſcheinung kann in den Naturwiſſenſchaften nur durch Reſpektirung aller ſich unmittelbar aufdrängenden Wahrnehmungen von Thatſachen gewonnen werden. Ebenſo kann die Richtigkeit eines Standpunktes nur von dieſer Seite her geprüft werden. Damit iſt der Verfaſſer auch ganz einverſtanden. Eine nicht zu leugnende Thatſache iſt das Bewußtſeyn. Thatſache iſt, daß vor dieſem Bewußtſeyn ſich eine beſtimmte Menge von Vorgängen ereignen, welche unter dem Namen „pſychiſcher“ das Gemeinſchaftliche haben, daß ſie der unmittelbaren Wahrnehmung als Ereigniſſe entgegentreten, deren Vorläufer oder deren nachfolgende Proceſſe auf dem materiellen Gebiet des Leibes demſelben Bewußtſeyn abſolut verborgen bleiben. Thatſache iſt, daß alles, was uns bewußt, in uns vorgeht in einem continuirlichen, von eben unſerem Bewußtſeyn verfolgbaren Ablauf ſich fortſpinnt. Dieſer Ablauf hat etwas Geſetzliches, d. h. die Kette von Urſache und Wirkung läßt ſich in ihm von ſeinem Anfang an verfolgen. Wo aber liegt der Anfang? Nach der Annahme des Verfaſſers in der Molekularbewegung der organiſchen Subſtanz, und zwar deßwegen, weil Thatſachen vorliegen, denen zufolge Alteration oder Zerſtörung gewiſſer organiſcher Maſſen und Verſchwinden des Bewußtſeyns gleichzeitig auftritt. Denn mehr lehren die Thatſachen nicht. Nun aber wiſſen wir von den Vorgängen in unſerem Leib, welche das Bewußtſeyn erzeugen ſollen, abſolut gar nichts. Betrachten wir, im Sinne des Verfaſſers, das Bewußtſeyn als den phyſikaliſchen Effect einer gewiſſen Summe und Conſtellation materieller Urſachen, ſo wird die Bedingungsgleichung für dieſen Vorgang aus commenſurablen Größen beſtehen müſſen. Dem glaubt der Verf. Genüge gethan zu haben mit den Worten: „Leben iſt Bewegung; Bewußtſeyn iſt Leben — alſo iſt Bewußtſeyn Bewegung“ und hiernach ſind beyde: Stoffbewegung und Bewußtſeyn gegen einander meßbar und ſonach wäre eine Gleichung zwiſchen ihnen zuläſſig. Allein man ſieht, daß jener Ausſpruch eben nichts als ein Vergleich und noch dazu ein vager Vergleich ſeyn kann. Jede Bewegung iſt allein meßbar durch die Richtung und die Geſchwindigkeit;

Richtung und Geſchwindigkeit ſind aber allein beſtimmbar durch die Raumverhältniſſe. Das Bewußtſeyn bewegt ſich aber allein in „Zeitdifferenzialen“, nicht in Raumdifferenzialen, und aus dieſem Grund iſt eine derartige Gleichung nicht zuläſſig. Indeſſen wollen wir auf den Vergleich des Verfaſſers weiter eingehen. Er ſtellt ſich das Bewußtſeyn vor als eine Bewegung, die natürlich nicht als Abſtractum ſich bewegen kann, ſondern an einer Maſſe und eben an der Maſſe einer gewiſſen organiſchen Subſtanz auftritt. An einer Bewegung iſt weiter nichts zu unterſcheiden als Richtung und Geſchwindigkeit. Nun wünſchte ich nur erklärt zu haben, wie es kommt, daß bey einer beſtimmten Richtung und Geſchwindigkeit eine Maſſenbewegung mit einem Schlag erſt eine bewußte werden kann, während alle diejenigen Bewegungsgeſchwindigkeiten und Richtungen, aus denen die des Bewußtſeyns reſultirte, ſo ganz und gar des Bewußtſeyns entbehren können, oder beſtimmter: wie es komme, daß man, wenn die Bewegung eines Stoffes Bewußtſeyn wird, von dem Stoff, deſſen Bewegung dieß eben wird, eben ſo wenig irgend etwas wahrnimmt als von der ganzen Menge von vorausgehenden Stoffbewegungen, als deren Reſultante zuletzt das Bewußtſeyn als Stoffbewegung auftritt.

Eine den Thatbeſtand deckende Theorie, welche der Verfaſſer immer mit Hypotheſe verwechſelt, iſt die, daß bey gewiſſen Vorgängen auf leiblichem Gebiet beſtimmte Phänomene, die wir bewußte nennen, auftreten, deren Zuſammenhang nicht nach dem gewöhnlichen und häufigſten Verhältniß der Urſache und Wirkung aufgefaßt werden kann, ſondern ſeine Berechtigung in einem höheren Geſetz haben muß, das uns bey vielen anderen Naturerſcheinungen ebenfalls in den Grundphänomenen des Geſchehens entgegentritt, und Lotze zur Aufſtellung ſeiner occaſionaliſtiſchen Theorie berechtigt, ohne daß damit, irgend einer Thatſache entgegen, aus der Luft gegriffene andere als aus der Summe der Thatſachen hervorgehende Behauptungen aufgeſtellt wurden, welche der Verfaſſer ſo oft als „theoretiſche“ Trugbilder zu beſchwören bemüht iſt.

Wenn wir uns alſo bemühen „das immaterielle Weſen der Seele zu halten“, ſo thun wir das nicht auf bloß vorgefaßter Meynung, ſondern auf Grund der an dem Bewußtſeyn ſelbſt unmittelbar wahrgenommenen Erſcheinungen, gegenüber allen in der materiellen Welt beobachteten Vorgängen. Wer dieſen Standpunkt aufgibt, hat vor Allem den Beweis zu liefern, daß das Entſtehen des Bewußtſeyns aus der Stoffbewegung als eine bloße Modification derſelben hervorgehe, will er nicht ſowohl auf theoretiſchem als vielmehr bloß auf hypothetiſchem Standpunkt ſtehen. Wir wollen aber vorläufig unſerer Anſchauungsweiſe nicht das Vorrecht einräumen, ſondern nur verlangen, daß dieſe als Hypotheſe der des Verfaſſers gleich geſtellt werde. An den in der Schrift beſprochenen Thatſachen wollen wir beyde prüfen, und das als Entſcheid gelten laſſen, was überall gilt, daß von zwey Hypotheſen diejenige zu adoptiren iſt, gegen welche die wenigſten Thatſachen ſprechen, daß aber, wenn durch beyde alle Thatſachen gleich gut erklärt werden können, die den Vorzug verdient, welche außer für den einen Kreis der Beobachtungen auch noch für weitere und davon entferntere Befriedigung gewährt.

Wir gehen deßhalb zu dem zweyten Punkt über, nämlich zur Unterſuchung der Nothwendigkeit in der Schlußfolgerung, welche der Verfaſſer auf Grund der einzelnen Beobachtungen hin gezogen hat.

Was alſo erſtlich die Frage nach den Bewegungen Enthaupteter in Beziehung auf deren Charakter anbetrifft, ſo fällt dieſe mit der Frage nach der charakteriſtiſchen Eigenſchaft der willkührlichen Bewegungen zuſammen. Ausgangspunkt einer willkührlichen Bewegung iſt eine bewußte Vorſtellung des Bewegungseffectes; Vermittlung ein uns gänzlich unbekannter Mechanismus, welcher in Folge dieſer Vorſtellung unbewußt ſich in Thätigkeit ſetzt und den vorgeſtellten Effect verwirklicht. Anregung zu jener bewußten Vorſtellung geben offenbar andere Vorſtellungen, welche in beſtimmten Beziehungen unter Anderem zu einem Empfindung vermittelnden Vorgang in dem Bereich der ſenſiblen Nervenmaſſen ſtehen. Wir nennen die davon ausgehenden Vorſtellungen Vorſätze zu Handlungen, und dieſe willkührlich, wenn ein vernünftiger Zweck vor dem menſchlichen Bewußtſeyn, durch irgend welche geiſtige Motive gerechtfertigt, in ihnen erkannt werden kann.

Nun wird behauptet, ein decapitirtes Thier zeigt 1) Bewegungen, welche ohne alle nachweisbare Veranlaſſung mit ſelbſtſtändigem Anfang ſpontan auftreten; 2) eben ſo oft fehlen derartige Bewegungen; 3) ein beſtimmter lokaliſirter Reiz erzeugt Bewegungen, welche durch beſtimmte Combinationen den applicirten Reiz zu entfernen verſuchen, alſo gegen den Ort des Reizes und die Natur des Reizes gekehrt ſind; 4) werden bey dieſen Bewegungen zur Abwehr des Reizes die Mittel gewählt, welche überhaupt noch disponibel ſind, und nicht Verſuche gemacht, Muskelkräfte aufzubieten, deren Wirkung ſich nicht gegen jene Reize kehren könne. Bey dieſer großen Aehnlichkeit in der Form derartiger Bewegung mit der willkührlichen, müſſe auch die Veranlaſſung dazu die gleiche ſeyn, nämlich ein gegen eine bewußte Empfindung anſtrebende, unter den Mitteln vernünftig wählende Willenskraft. So iſt die Schlußfolgerung, als deren letzte Conſequenz folgt, daß im Rückenmark und zwar in jedem Stückchen desſelben die Summe der Kräfte vorhanden ſey, welche im gewöhnlichen Leben Seele genannt wird.

Nun kann jeder Andere leichter als der ſtrenge Materialiſt ſpontane Bewegungen annehmen; denn der letztere betrachtet in der Seelenthätigkeit, die zur Bewegung führt, ja nichts anderes als die Reſultante einer Summe von materiellen phyſikaliſchen Vorgängen, ebenſo wie das Ausbleiben einer Bewegung die Folge von einander ſich das Gleichgewicht haltenden phyſikaliſchen Kräften und Bewegungen iſt. Muß er conſequenter Weiſe die ſogenannte ſpontane Bewegung immer auf ſchon vorhandene, und ſich unaufhörlich ablöſende Bewegungen der organiſchen Materie beziehen, ſo kann er in der ſcheinbaren Spontaneität am wenigſten einen Beweis dagegen finden, daß dieſe Bewegungen etwas anderes wären, als Folgen materieller Veränderungen, welche auch nach der Decapitation vor ſich gehen, und von denen jetzt erſt weiter entſchieden werden muß, ob ſie von Empfindung und Vorſatz begleitet ſind oder nicht. Der Verf. weicht aber von dieſer Conſequenz ab, indem er aus der ſcheinbaren Spontaneität der Bewegung auf die Abweſenheit materieller Urſachen der Bewegung ſchließt, und damit beweiſen will, daß dieſe Bewegungen Folge ſenſorieller Thätigkeiten des Rückenmarkes ſind.

Zu 3.) Es iſt nicht zu leugnen, daß die Bewegungen decapitirter Thiere häufig in einer beſtimmten Beziehung zu dem Ort ſtehen, an welchem der Reiz applicirt wurde; nicht allein in ſofern bey Reizung einer beſtimmten Hautſtelle damit in nächſter Beziehung ſtehende Muskelgruppen contrahirt werden, ſondern auch in ſoferne, als gegen den beſtimmten Ort eines Reizes durch entferntere Muskeln etwa die Extremitäten bewegt werden. Ich habe mich an decapitirten Fröſchen häufig überzeugt, daß, wenn man ſie an der Wirbelſäule feſthält, der eine oder andere Fuß bald gegen die Bauch-, bald gegen die Rückenfläche reibend bewegt wurde, je nachdem man den heißen Luftſtrom mit einem Löthrohr gegen die Bauch- oder Rückenfläche des Rumpfes richtete. Betrachtet man dieſe Bewegungen als Folge bewußter Empfindung, ſo ſetzt dieß voraus, daß jedes Stück Rückenmark innerhalb des Bereiches der Nerven, welche mit ihm in Zuſammenhang gelaſſen wurden, das Vermögen beſitze, eine Empfindung zu lokaliſiren. Die Raumvorſtellung kann allein dann die Reaction gegen einen lokalen Reiz dirigiren. Materialiſtiſch kann die Raumvorſtellung von der räumlichen Anordnung der Nervenelemente im Rückenmark nicht getrennt werden. Iſt alſo ein Querſchnitt des Rückenmarks befähigt die Raumvorſtellung ebenſo zu vermitteln wie die Explication der Nervenelemente im Gehirn, ſo muß wegen der ganz differenten Anordnung derſelben in einem beliebigen Rückenmarksabſchnitt und dem Gehirn die Raumvorſtellung des erſteren eine ganz andere ſeyn als die des letzteren, und es können die Reſultate dieſer Raumvorſtellungen in Beziehung auf die Lokaliſirung eines Punktes, von welchem der Reiz entfernt werden ſoll, nicht die gleichen ſeyn, wenn einmal die vom Gehirn vermittelte und ein anderesmal die von einem Rückenmarkſtück vermittelte Raumvorſtellung Reiz und Reaction lokaliſiren ſoll.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Oktober.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Gleichwohl sind diese Resultate so sehr ähnlich, daß die Bewegungen des kopflosen Thieres mit denen des nicht geköpften als Ausflusse derselben geistigen Thätigkeit betrachtet werden, während, wenn sie dieses wären, gerade das Umgekehrte stattfinden müßte, da ja überall, also auch für die „Geistmoleküle" dasselbe Gesetz gelten muß.

In's Abentheuerliche schweift aber die Phantasie, wenn erzählt wird (S. 22), eine Salamandra maculata habe, nachdem sie geköpft war, „sich auf die Vorderfüße hoch erhoben, den Hals in die Luft gereckt, als ob dieser seinen Kopf suche (sic!), sich nach rechts und links, wahrscheinlich suchend, gewendet, dann sich ruhig (resignirt über den unersetzlichen Verlust) hingesetzt, hierauf aber sey sie (nachdem sie sich von ihrer Ueberraschung erholt) mit kräftigen (stolzen) Schreitbewegungen zwey Zoll weit marschirt (als wollte sie sagen „es geht auch ohne Kopf!"). Welche Rückerinnerung kann das Rückenmarkbewußtseyn von dem Kopfbewußtseyn haben, wenn beyde im ganzen Thier vorhanden, sich doch so corrigiren mußten, daß das Rückenmarksbewußtseyn immer von dem des Gehirnes beherrscht, für das vollständige Thier gar nicht vorhanden war. Woher sollte das Rumpfbewußtseyn auf einmal die Stelle kennen, wo der Kopf gestanden hat, da ihm alle Mittel fehlen vorn, hinten, oben und unten zu unterscheiden, weil dieses nur willkührlich angenommene Beziehungen zwischen Gesichts- und Tastvorstellungen oder Erinnerungen an Bewegungen oder Bewegungstendenzen sind; welche als bestimmte termini den Thieren überhaupt nicht bewußt sind.

Da nun auf den Kopf bezügliche Tastvorstellungen und Gesichtsvorstellungen am Rumpfe nicht mehr vorkommen können, aus den Versuchen selbst aber und der Parallele mit den Bewegungen Schlafender von dem Verfasser geschlossen wird, daß der sensoriellen Thätigkeit des Rückenmarkes die Erinnerung gänzlich fehle, so ist die Deutung jener Bewegung des Nackenstreckens, nicht aber diese selbst, eine willkührliche, und zwingt uns so wenig eine sensorielle Thätigkeit im Rückenmark anzunehmen, als die fliehenden, drängenden, ausweichenden Bewegungen der Staubtheilchen bey der Braun'schen Molekularbewegung. Ist nun die Annahme einer Willkühr bey Bewegungen tiefer gelegener Rumpftheile oder Extremitäten gegen abgetrennte, höher oben gelegne, oder den Kopf absolut nicht möglich, so fragt es sich, ob sie gerechtfertigt ist bey Bewegungen innerhalb des Bezirkes noch zusammenhängender Theile und in Rücksicht auf die Beziehungen dieser Theile unter einander.

Zu jedem vollständigen Willensakt, welcher durch einen beliebigen Angriff gegen Empfindung vermittelnde Organe angeregt ist, gehört die Fähigkeit, Ort und Art des Angriffes und den Plan der Vertheidigung durch eine gesetzmäßige Kette von Vorstellungen vor dem Bewußtseyn zu verknüpfen. Es sind dazu folgende Vorstellungsreihen absolut nothwendig: erstens eine solche, aus welcher die Lokalisirung der gereizten Stelle entspringt; eine zweyte, welche aus der Summe der Erfahrungen, also allein

mit Hilfe des Gedächtniſſes an Erlebniſſe, die Natur irgend eines Reizes als gleich oder ähnlich einem anderen ſchon in ſeiner Wirkung auf den Körper erprobten, oder durch irgend welche Bewegungsmittel entfernten beſtimmt; eine dritte, welche die Art und Weiſe der Entfernung dieſes Reizes durch zu Gebote ſtehende phyſiologiſche Mittel überſchlägt, und eine vierte, welche als Vorſtellung eines phyſiologiſchen Effectes ſich unmittelbar mit der wirklichen Bewegung verknüpft.

Materialiſtiſch iſt das Bewußtſeyn eine Reſultante, und da ihre Componenten materiell ſind, kann ſie ſelbſt auch nur materiell ſeyn. Das Bewußtſeyn des Ganzen muß, wenn, wie der Verfaſſer will, dieſe Reſultante aus jedem Stück der Centralorgane hervorgehen kann, Summe oder Produkt dieſer einzelnen Reſultanten ſeyn. Jedes Stück des Rückenmarkes kann alſo nur ein Stück Bewußtſeyn erzeugen, und es iſt an ſich weder zu entſcheiden noch von Belang zu wiſſen, ob ein ſolches Stück ein Bruchtheil der Intenſität oder des Inhaltes des Ganzen iſt, da vernünftiger Weiſe das Bewußtſeyn keiner Gradation fähig gedacht werden kann und in Beziehung auf dasſelbe kein Inhalt zu klein ſeyn kann. Es führt alſo die materialiſtiſch aufgefaßt nothwendige Conſtruction des Bewußtſeyns aus der Verknüpfung einer gewiſſen Anzahl von materiellen Proceſſen zu einem Abſurdum.

Das Bewußtſeyn kann demnach nur eine einzige Bedingungsgleichung haben, welcher entweder Genüge gethan wird, oder nicht. Vorausgeſetzt es würde dieſer Gleichung auf jedem Querſchnitt des Rückenmarkes eben ſo Genüge gethan wie in dem unverſehrten Ganzen, ſo müßte natürlich in jedem Querſchnitt unverkümmert das Charakteriſtiſche des Bewußtſeyns erhalten bleiben. Das Bewußtſeyn iſt von ſeinem Inhalt, d. h. von den Vorſtellungen gar nicht zu trennen. Ob deren viele oder wenige ſind, iſt ganz gleich, und Niemand kann beſtreiten, daß Vorſtellungen zu vermitteln, ebenſo Sache eines Rückenmarkabſchnittes wie des Gehirnes ſeyn könnte, weil eben überhaupt beyde Proceſſe nicht nach dem Geſetze von Urſache und Wirkung mit einander verflochten ſind. Vorſtellungen, weder für das Subject noch für Andere durch etwas ſonſt erkennbar, exiſtiren nur als bewußte. Alles, was in Folge von Urſachen geſchieht, deren Wirkung in der Form einer Vorſtellung ſich nicht bis zu dem Bewußtſeyn emporringen kann, iſt nicht durch Vorſtellungen vermittelt, ſomit alſo auch nicht durch einen Willensakt, weil dieſer als Ausgangspunkt eine Vorſtellung haben muß. Damit aber iſt keineswegs geleugnet, daß dem, was geſchieht, mehr als ein bloß phyſiſcher Prozeß und Mechanismus zu Grunde liegen könne. Wäre es doch eine Thorheit annehmen zu wollen, daß, wie ich das z. B. ſelbſt erlebt habe, ein vollſtändig Narkotiſirter Seiten lange Gebete recitire, bloß in Folge eines mechaniſchen Spieles von Kräften, welche die Nerven der Sprachorgane wie eine mit Spitzen beſetzte Walze der Drehorgel irritirte. Oder man denke an die gar nie materiell, d. h. durch die Verhältniſſe der phyſikaliſchen Apparate bedingte Abſchätzung von Größe, Richtung, Entfernung der im Raum befindlichen geſehenen Gegenſtände. Dieſe geſchieht unbewußt, unläugbar durch einen zwiſchen dem phyſiſchen Akt und der bewußten Abſchätzung gelegenen vollkommen und unbewußt ablaufenden geiſtigen Prozeß. Kann ſomit nie als Kriterium für eine geiſtige Thätigkeit ohne Ausnahme ihr Ablauf vor dem Bewußtſeyn verlangt werden, ſo muß dieſes doch unzweifelhaft bey einem jeden wirklichen Willensakt geſchehen. Alle Bewegungen Schlafender, Delirirender, Narkotiſirter und Enthaupteter können aus dieſem Grund nicht zu den willkührlichen gerechnet werden, wenn ſie unter der Form auftreten, wie ſie der Verfaſſer beſonders hervorhebt, indem er bey ihnen eine Umneblung, eine Verminderung des Bewußtſeyns als charakteriſtiſch angibt, während doch eine Gradation an dem Bewußtſeyn gegenüber je einer Vorſtellung undenkbar iſt. Leugnen wir alſo jetzt noch nicht die Möglichkeit einer pſychiſchen Thätigkeit, welche an einem beliebigen Rückenmarksquerſchnitt und deſſen phyſiologiſcher Thätigkeit Anknüpfungspunkte finden könne, ſo ſehen wir doch keinen aus den Thatſachen hervorgehenden Zwang, den phyſiologiſchen, allein wahrnehmbaren Effekt, einem dem Rückenmarksabſchnitte inwohnenden bewußten Willensimpuls zuzuſchreiben; im Gegentheil!

Zweytens: Es verlangt das einfachſte Raiſonnement die Fähigkeit, den Ort des Angriffes zu loca-

liſiren. Auch dieſe Fähigkeit iſt ſtreng materialiſtiſch gebunden an die localen Verhältniſſe der materiellen Punkte der Centralorgane, aus deren Wechſelwirkung eben als Reſultante jene Fähigkeit und die Lokaliſirung im ſpeziellen Falle entſpringt. Die Unmöglichkeit einer derartigen Entwicklungsweiſe der Raumanſchauung hat Lotze in ſeiner mediziniſchen Pſychologie ſchon zu ſchlagend dargethan, als daß ich darüber hier noch Worte verlieren ſollte; nur genüge nochmal anzudeuten, daß die bey dem Enthaupteten zu beobachtenden Bewegungen, ſo ferne ſie ſich eben ſo verhalten wie die nicht Enthaupteter, unmöglich auf vorausgegangener Lokaliſation durch phyſiſche Mittel, wie es der Verf. allein wollen kann, beruhen können, weil ſie dann eben ganz andere ſeyn müßten, da das Material für die Lokaliſation, die Elemente der Centralorgane, auf jedem Querſchnitt des Rückenmarkes anders gruppirt ſind als im Gehirn. Somit fällt alſo auch das zweyte Requiſit einer willkührlichen Bewegung gegenüber einem irritirenden Impuls weg.

Drittens: Die Erkenntniß der Qualität eines beſtimmten Impulſes iſt unter allen Umſtänden abhängig von der Fortdauer des Gedächtniſſes, wenigſtens bey dem Menſchen, wie man das ſtufenweiſe bey der allmähligen Entwicklung der Kinder ſo deutlich verfolgen kann. Die Inſtinkthandlungen neugeborner Thiere ſetzen eine andere Anordnung in der Verknüpfung geiſtiger und leiblicher Prozeſſe voraus. Wir brauchen nicht auf die Conſtruction des Gedächtniſſes aus phyſiſchen Vorgängen, wie ſie der Materialiſt allein ſich denken kann, einzugehen; der Verfaſſer hebt auch in dieſer Beziehung hervor, daß dieſe Kraft in den einzelnen Rückenmarksabſchnitten auf ein Minimum reducirt ſey, und doch kennt Jeder die blitzſchnellen Bewegungen, welche das geköpfte Thier zur Abwehr oder zum Entfliehen macht, und wer ſich einmal in dem Moment beobachtet hat, wo er plötzlich und unverſehens zu fallen Gefahr lief, wird ſchwerlich zu dem Glauben veranlaßt, daß er calculirt habe, wie er früher einmal bey ähnlicher Gelegenheit balancirt habe, um das Gleichgewicht zu erhalten, oder wieder zu gewinnen. Der Kranke, der auf Befehl des Arztes die Zunge herausſtreckt, (was NB. gewöhnlich durch Berühren der Lippen oder der Zunge des Kranken erſt verſtändlich gemacht wird), ſoll ſich in dieſem Augenblick erinnern, was er in frühern Stadien der Krankheit auf dieſen Befehl hin gethan hat und im nächſten „vergeſſen“, daß er die Zunge herausgeſtreckt hat, und ſie deßwegen nicht zurückziehen (?!)

Der abgeſchnittene Schwanz der Eidechſe kehrt ſich von der brennenden Flamme ab, nie ihr zu, dieß kann ich beſtätigen. Das Gedächtniß iſt auf das Minimum in dieſem Schwanz reducirt, wie der Verfaſſer behauptet. Nehme ich die Flamme eine kurze Zeit weg, und nähere ſie wieder, ſo weiß natürlich der Schwanz mit ſeinem ſchwachen Gedächtniß nicht mehr, daß der neue Reiz derſelbe iſt wie kurz vorher; warum ſucht er ſich nicht gegen ihn zu wehren, wie der geköpfte Froſch, welcher ſich gegen die Inſtrumente und Hände ſeines Peinigers abwehrend ſtemmt, bis er mit ſeinem unklaren Bewußtſeyn merkt, daß er beſſer thut zu entfliehen als nutzlos ſich zu wehren?

Auch hieraus ſieht man wieder, wie wenig Recht man hat, derartige Bewegungen als Ausfluß eines Willensaktes zu bezeichnen.

Viertens: Die Wahl der Mittel richtet ſich allerdings nach der Summe der disponiblen Werkzeuge zur Abwehr oder der Flucht. Für nichts iſt Klarheit des Bewußtſeyns und Gedächtniſſes als Grundlage einer willkührlichen Handlung ſo nothwendig als hiefür. Beydes iſt aber nach des Verfaſſers Ausſage in dem kopfloſen Rumpf im höchſten Grad verdunkelt. Wir wollen dieß nicht einmal vorausſetzen; wir wollen annehmen, Bewußtſeyn und Gedächtniß wirke ohne Beeinträchtigung ſeiner Schärfe im Rückenmark wie im Gehirn fort, ſo wird doch offenbar die Wahl der Mittel, abhängig von der Kenntniß eben der Summe noch disponibler Mittel, als ein nothwendiger Akt bey der willkührlichen Handlung gefordert ſeyn. Gibt man zu, daß das Rückenmarksbewußtſeyn und die ſenſorielle Thätigkeit desſelben überhaupt ſo ausgiebig ſey als die der unverſehrten Centralorgane zuſammen, was thatſächlich doch nicht der Fall iſt, ſo wird man noch weniger behaupten können, dieſe pſychiſchen Kräfte ſeyen potenzirt im Rückenmark

allein enthalten. Dieß müßte man aber thun, wenn man z. B. annähme, ein Stück Rückenmarksbewußtſeyn kenne die phyſiſchen Mittel zur Ausführung eines Willensaktes; denn dieß vermag weder das Hirnbewußtſeyn noch dieſes mit dem Rückenmarksbewußtſeyn, ſo lange beyde zu Einem im unverſehrten Ganzen verknüpft ſind. Wer iſt trotz aller ſublimen Forſchungen der Neuzeit im Stande anzugeben, welche centralen Punkte und Nervengruppen er mit ſeinem Willen primär erregen muß, um dieſes oder jenes auszuführen? Welcher Gelehrte iſt ſo weit Anatom, daß er bey jeder Bewegung vorher überſchlägt, welche Muskeln er, und in welchem Maaß er ſie contrahiren muß, um eben die gewollte Bewegung auszuführen? Gewiß können wir von einem Froſch oder anderem Thier oder gar jedem beliebigen Rückenmarkſtück eines ſolchen nicht tiefere Einſicht in dieſe Verhältniſſe vorausſetzen. Und doch wäre dieß zu thun abſolut nothwendig, wenn wir den Rückenmarksabſchnitten die Fähigkeit bewußte willkührliche Vertheidigungsplane ꝛc. zu entwerfen vindiciren wollten. Freylich nicht deßwegen, weil wir bey einem Willensakt jene Kenntniß der Verknüpfung willkührlicher Vorſtellung und Erregung beſtimmter von dem Bewußtſeyn erkannter materieller Punkte vorausſetzten, denn dieſe exiſtirt eben überhaupt nicht, ſondern aus anderen Gründen.

Zergliedern wir die Vorgänge bey den wirklich willkührlichen Bewegungen im Vergleich mit den präſumtiv-willkührlichen Bewegungen, deren das Rückenmark fähig ſeyn ſoll! Bey dem Menſchen iſt anfänglich bekannter Maßen durchaus noch nicht die Fähigkeit da, den zu Gebot ſtehenden Mechanismus entſprechend der Intenſion des Willens zu handhaben; man braucht gar nicht an das mühſame Erlernen einfacher Taſt- oder Greifbewegungen der Kinder zu erinnern. Wer ſich in ſpäterer Zeit irgend eine Handfertigkeit zu erwerben geſucht hat, wird dieſes zugeben müſſen. Nur der Effekt der Willensintenſion ſteht als Vorſtellung vor dem Bewußtſeyn. Durchprobiren der Mittel, welche dahin führen können, dieſe Vorſtellung zu realiſiren, läßt nach und nach das Beſte oder Einzige finden. An dem pſychiſchen Inhalt der Vorſtellung und dem Vorſtellungswechſel bis zur Ausführung des Gewollten ändert ſich gar nichts, das Gewollte mag zur Ausführung gebracht werden können oder nicht. Im einen Fall gelingt dieß eben, im andern nicht, und das Bewußtſeyn *hievon* iſt je mit dieſer oder jener Vorſtellung bereichert. Man ſieht alſo: das Spiel eines uns ganz verborgen bleibenden Mechanismus liegt zwiſchen der erſten und letzten Vorſtellung; der Ablauf dieſes Spieles an materiellen Maſſentheilen wird ein geſetzlicher, durch die Wechſelwirkung der ganzen Summe einzelner zuſammengehöriger Theile vermittelter ſeyn. Wir dringen mit dem Verfaſſer auf ein Feſthalten an der Geſetzlichkeit aller Verhältniſſe in der Natur, alſo auch hier. Wie immer der Wille aufgefaßt werden mag, in ſeiner Wirkung auf die Maſchinerie des Materiellen iſt er zuletzt gleichzuſetzen einem palpablen Impuls auf den Nervenmechanismus.

Zur Ausführung einer in ihrem Effekt allein vorſtellbaren Handlung benützt der Wille den Angriff auf dieſen oder jenen Punkt des ganzen Mechanismus. Da er dieſen ſelbſt nicht kennt, bleibt ihm nichts übrig als ſich in allen Fällen, auch in denen, wo ſich am Mechanismus etwas geändert hat, immer wieder ſo gegen dieſen zu verhalten wie vorher; denn von der Aenderung im Mechanismus kann er nichts erfahren haben, weil er von ſeinem Zuſtand vor der Aenderung nichts gewußt hat. Nun kann aber doch gewiß ein Mechanismus nicht dasſelbe leiſten, wenn er ſo, oder wenn er ſo conſtruirt iſt; das hieße verlangen, daß ein Uhrwerk noch richtig ginge, wenn man beliebig dieſes oder jenes Rad entfernt hat. Es wäre denkbar, daß ſich die Seele nach und nach wieder in dem verändert wirkenden Mechanismus orientirt; es iſt aber nicht möglich, daß die willkührliche Handhabung des Mechanismus ganz unabhängig iſt von deſſen jeweiliger Complication.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nirgend wird man ein präciseres Zusammengreifen mechanischer Vorgänge voraussetzen müssen als in dem centralen Nervensystem, nirgends wird eine Störung dieser normalen Verhältnisse so weittragende Wirkungen auf die resultirenden Prozesse ausüben müssen als da, nirgend wird eine innigere Wechselwirkung aller Theile auf einander stattfinden als in dem zu einem materiell und functionell verknüpften Ganzen der Rückenmarks- und der Hirn-Elemente!

Unfehlbar müßte ein im kopflosen Thier vorhandener Wille gegenüber einem bestimmten Impuls gerade so wirken, wie im unversehrten; es müßte aber der Effekt dieses Impulses auf den Mechanismus, weil dieser sich geändert hat, verändert seyn, und es würden also diese Bewegungen, wenn sie willkührliche wären, nothwendig eine ganz andere Form haben als die an dem unversehrten Thier auftretenden, so daß in der Gleichartigkeit der Bewegungen Enthaupteter und nicht Enthaupteter gerade der Beweis dafür liegt, daß diese nicht willkührliche sind.

Alle diese einzelnen Punkte, welche vernünftiger Weise und ohne prinzipiell vielleicht noch strittige metaphysische Reflexion für Kriterien einer willkührlichen Handlung verlangt werden müssen, sehen wir entweder an einem Rückenmarksabschnitt nicht realisirbar, oder die beobachteten Thatsachen beweisen geradezu von diesen nothwendigen Gesichtspunkten aus aufgefaßt das Gegentheil von dem, was der Verfasser daraus folgert.

Viel schwieriger ist der Entscheid der Frage, ob diesen Bewegungen, die ebenso wie die wirklich willkührlichen des unversehrten lebendigen Organismus durch einen materiellen Mechanismus effectuirt werden, von dessen Gegenwart, Zustand und Zustandswechsel der Seele gar nichts bewußt wird als die hinter hergehenden Folgen seines Ablaufes, irgend etwas Psychisches überhaupt anhafte oder anhaften könne, und ob die Beobachtung dieser Bewegungen Beweismittel für sensorische Functionen des Rückenmarkes zu liefern im Stande sind.

Wer sich die Seele als eine Cumulation von Eigenschaften denkt, aus denen leider noch immer dieselbe in vielen Psychologien zusammengeflickt wird, und wer weiter diese einzelnen Dinge, als welche die Eigenschaften gewöhnlich betrachtet werden, als materielle Resultate d. h. Stoffprodukte der Stoffbewegung in den Centralorganen betrachtet, könnte wohl zu der Annahme kommen, daß je ein solches Ding, in je einem Abschnitt des ganzen Centralorganes fabricirt, diesem anklebend bleibe, wenn es von der Summe aller übrigen getrennt wäre. Eigenschaft ist aber weder etwas materiell noch ideell Reales, sondern eine Abstraction oder vielmehr ein abbrevirter Ausdruck für irgend ein Phänomen, welches in die Beobachtung fällt, sobald zwey reale Objecte in eine Beziehung zu einander treten. Natur der Objecte und Art der Beziehung bestimmt das Resultat, somit für die Abstraction die Eigenschaften der Objecte, und zwar eigentlich und

ſtreng genommen die beyder Objecte, während die Abſtraction die Eigenſchaft gewöhnlich nur dem einen oder anderen Object vindicirt, und zwar dem, welches für dieſen oder jenen dem Phänomen zugewendeten Sinn als das weniger paſſive erſcheint. Den Stein, welchen wir prüfen, nennen wir weich, wenn er an einem dagegenſchlagenden Stahl zerſchellt, oder ohne Funkenbildung zertrümmert wird; wir nennen ihn hart, wenn er unverſehrt bleibt, Funken gibt und von dem Stahl glühend werdende Stückchen abſprengt. Alle Wirkungen auf unſere Sinnesnerven nennen wir Eigenſchaften der Körper außer uns, weil wir von der Zuſtandsveränderung unſeres Nervs gar nichts wiſſen, und hier ſogar die Vergleichung zwiſchen dem, was den Nerv als palpabler Reiz trifft, und was in Folge deſſen in der Nervenſubſtanz vor ſich geht, ganz wegfällt, die Wirkung des Reizes alſo wie ein ihm ganz paſſiv folgender Zuſtand unſerer Wahrnehmung des auſſer uns Befindlichen auftritt.

Die Eigenſchaften einer Seele alſo, ſoferne wir ſie als etwas Subſtanzielles anerkennen, ſind nichts als Folgen der Beziehungen zwiſchen ihr und körperlichen Vorgängen, und nicht Componenten ihres Weſens, ſondern abſtrahirte Begriffe aus Phänomenen, welche mit bewußten Vorſtellungen und wahrgenommenen äußeren Zuſtandsveränderungen unſeres Körpers zuſammen treffen, in ſo weit dieſe ſinnlich erfaßbar ſind. Daß derartige Beziehungen zwiſchen ihr und Stücken des Rückenmarkes eben ſo vorkommen können als zwiſchen ihr und Hirnſubſtanz, kann von vorneherein gar nicht geleugnet werden, und wer nicht Materialiſt iſt, kann ſich den Fortbeſtand dieſer Beziehung nach Trennung des Hirns vom Rückenmark prinzipiell viel eher denken als der ſtrenge Materialiſt, weil das Geſetz der Verknüpfung von Körper und Geiſt für den letzteren mit der Continuität der Materie ſtehend und fallend iſt, für den Anderen dagegen, unabhängig von dem gewöhnlichen cauſalen Zuſammenhang materieller Erſcheinungen, Gränzen haben könnte, welche jenen Fall der Trennung noch mit einſchlößen.

Prinzipielle Vorausſetzungen und Möglichkeiten ſind aber auch da nur geſtattet, ſoferne die Erſcheinungen des Lebens, alſo „Thatſachen“, damit in Einklang zu bringen ſind. Alle Beweismittel, welche hier herbeygezogen werden können, ſind von dem Verfaſſer in der entgegengeſetzten Abſicht mit großem Fleiß geſammelt. Sie alle gehen darauf hinaus, die Bewegungen Enthaupteter in ihrer Uebereinſtimmung mit den vorausſetzbaren willkührlichen nicht Enthaupteter darzuſtellen; alle Beweiſe für die ſenſoriſche Thätigkeit des Rückenmarkes fußen auf der identiſchen Grundlage beyder Bewegungen, und der Beweis der ſenſoriſchen Eigenſchaft des Rückenmarkes auf der aus den Thatſachen ſcheinbar bewieſenen Willkühr in den Bewegungen Enthaupteter. Der Ausgangspunkt des Beweiſes iſt der richtige; denn es iſt der einzige. Nur aus den Bewegungen können wir, als den bey Experimenten überhaupt möglicher Weiſe hervorrufbaren Phänomenen, auf das ihnen zu Grunde liegende Prinzip, und ihren Ausgangspunkt ſchließen. Die Deutung der Bewegungen als willkührliche oder unwillkührliche ſchien uns anfänglich allein abhängig von dem ſubjectiven Standpunkt der Beurtheilung, im Verlauf unſerer Unterſuchung aber fand ſich, daß ganz abgeſehen von dem ſubjectiven Standpunkt, am meiſten aber von dem Standpunkt des Verfaſſers aus, die Annahme einer Willkühr in jenen Bewegungen durchaus unſtatthaft erſcheint; denn die factiſche Gleichartigkeit oder Aehnlichkeit dieſer mit denen des nicht Enthaupteten liefert eben den Beweis, daß bey der Verſchiedenheit des Mechanismus in beyden Fällen nicht eine Identität der Impulſe für die gleichen Effecte des Mechanismus vorausgeſetzt werden kann. Damit ſtimmt auch ſehr gut das vom Verfaſſer erwähnte merkwürdige Verhalten gewiſſer niederer Thiere, welche ſich durch Theilung fortpflanzen. Keinem Beobachter wäre es eingefallen, hiebey die Theilung eines Willens, nämlich des Mutterthieres in zwey vorauszuſetzen, wären die an dem neuen Individuum wahrgenommenen Bewegungen mit denen des Mutterthieres ſo übereinſtimmend angetroffen worden, daß für ſie das gleiche Bewegungsprincip wie für die des letzteren hätte vorausgeſetzt werden können. Gerade die Incongruenz der Bewegungen beyder noch zuſammenhängender Gebilde ließ die Zerſpaltung des urſprünglich Einen Willens vermuthen, und man konnte ſich leicht denken, daß die in dem neuen Gebilde auftretenden materiellen Bedingungen einem beſtimmten Willensimpuls gegenüber das ganze

Phänomen der Bewegung verändern mußten. Die Identität zweyer Bewegungsformen an zwey verſchiedenen Mechanismen kann unter allen Bedingungen nur eine Differenz ihrer Impulſe vorausſetzen laſſen.

Demgemäß liegen in den Thatſachen gar keine Beweiſe für die ſenſoriſchen Thätigkeiten des Rückenmarkes, denn ſie können die Schlußfolgerung auf ſie, als von dem Willen ausgehenden, welcher das Ganze beherrſcht hatte, nicht ſtützen, und da dieſe Bewegungen zu weiter keinen anderen Schlußfolgerungen führen können, haben ſie auch keine Beweiskraft für den Fortbeſtand anderer als bewußter Geiſtesthätigkeiten, die dem Rückenmark anhaftend geblieben wären, welcher von occaſionaliſtiſchem Standpunkt aus a priori nicht zu läugnen, durch die Thatſachen aber auch nicht zu beweiſen iſt.

Ich gebe gerne zu, daß auch mich die Annahme ſchlagfertiger Mechanismen in den Centralorganen, gegenüber äußeren oder inneren Impulſen, nicht befriedigen kann, ſo lange damit nur eine vage Bezeichnungsweiſe der Urſachen geregelter Bewegungen gegeben iſt, und wir keine weitere Einſicht in die Anordnung und die Verknüpfung dieſer Mechanismen unter einander und in ihre Beziehungen zu der Seele haben. Aus dieſem Grund kann ich auch keine Theorie jener bey Enthaupteten wahrnehmbaren Bewegungen geben, und hier, wo ich nur als Referent auftrete, verſuchen, die mir richtig ſcheinenden Wege zu ihrer Beurtheilung anzudeuten, ſondern muß mich begnügen nachgewieſen zu haben, wie wenig Beweismittel durch die Zuſammenſtellungen des Verfaſſers für die ſenſoriellen Thätigkeiten des Rückenmarkes beygebracht werden konnten, und wie vielfach ein conſequenter Materialismus gegen die einfachſten Geſetze des Denkens und gegen die natürliche Auffaſſung des Thatſächlichen verſtößt, trotz dem, daß er auf ſeinen rationell empiriſchen Standpunkt pocht, und von „Theorien“ nichts wiſſen will, in deren Fallſtrick er, den handgreiflichſten Phänomenen zum Trotz, unvermerkt verwickelt wird.

Das IV. Capitel mit der Ueberſchrift „die Lehre von den Leitungsgeſetzen der Reflexionen“ enthält erſtens allgemeine Unterſuchungen, in welchen die verſchiedenen Theorien der Lehre von der Irradiation durchgemuſtert und kritiſirt werden, ohne daß der Verfaſſer eine mehr als hypothetiſche, wie er ſelbſt ſagt, und wie uns in der That auch ſcheint, wenig motivirte an ihre Stelle ſetzt. Zweytens werden aus einer Anzahl von Krankengeſchichten folgende Geſetze der Reflexe als ſtatiſtiſche Mittelwerthe gewonnen, welche deshalb beachtenswerth ſind. Dieſe Geſetze ſind folgende:

1) Wenn dem Reiz, welcher einen peripheriſchen Empfindungsnerven trifft, Muskelbewegung auf nur einer Körperhälfte als Reflexe folgen, ſo befinden ſich dieſelben ohne Ausnahme auf derjenigen Körperhälfte, welcher auch der gereizte Empfindungsnerv angehört. „Geſetz der gleichſeitigen Leitung für einſeitige Reflexe“.

2) Wenn die durch eine gereizte Empfindungsfaſer bedingte Veränderung im Centralorgan einſeitige Reflexe bereits ausgelöst hat, und indem ſie ſich weiter verbreitet, auch Motoren der entgegengeſetzten Rückenmarkshälfte erregt, alſo doppelſeitige Reflexe erzeugt, ſo werden ſtets nur ſolche Motoren innervirt, die auch bereits auf der primär afficirten Seite erregt ſind, ſo daß alſo doppelſeitige Reflexe nie in gekreuzter Richtung erzeugt werden. „Geſetz der Reflexions-Symmetrie“.

3) Sobald die Erregung einer Empfindungsfaſer Reflexionen in beyden Körperhälften auslöst, und zwar in der Weiſe, daß dieſe Krämpfe auf einer Seite intenſiver als auf der anderen auftreten, ſo befinden ſich die ſtärker am Reflex betheiligten Muskeln auf derjenigen Seite, welcher auch die gereizte centripetale Faſer angehört. „Geſetz des ungleich intenſiven Auftretens des Reflexes auf beyden Körperſeiten bey doppelſeitigen Reflexen“.

4) Den Vorgang, durch welchen Reflexe, die ſich im Bereich beſtimmter Nerven lokaliſirt hatten, auf benachbarte Geflechte übergehen, nennt der Verf. „interſenſitiv-motoriſche Bewegung“ und gibt hiefür als Geſetz an, daß im Gehirn dieſe Bewegung gegen die medulla oblongata gekehrt iſt, und im Rückenmark eben ſo, ſo daß ſich die Bewegungen vom Gehirn und vom Rückenmark ausgehend in der medulla berühren. Er ſpezialiſirt dieſe allgemeinen Geſetze weiter und ſagt:

a) Wenn ein cerebraler Empfindungsnerv, alſo auch ein Sinnesnerv, in einer Weiſe erregt wird, ſo daß er Reflexe auslöst, und man vergleicht den direct erregten Empfindungsnerv mit dem reflektoriſch erregten motoriſchen, ſo findet man, daß die Wurzeln beyder Nerven entweder mehr weniger in gleichem Niveau am Centralorgan liegen oder der motoriſche Nerv immer weiter nach hinten gelegen iſt als die ſenſitive Wurzel. Geht der Reflex von hier aus weiter auf benachbarte Nerven, ſo geht der Weg dieſer „Reflex-Irradiation“ vom primären Reflexniveau nach hinten in der Richtung zur medulla oblongata.

b) Hat ein primär gereizter Rückenmarksnerv Reflexe in Motoren ausgelöst, welche mit ihm in nahezu gleichem Niveau liegen, und verbreitet ſich von da der Reflex weiter, ſo geſchieht dieß nach aufwärts, alſo ebenfalls in der Richtung gegen die medulla oblongata.

5) Löst eine primär gereizte Empfindungsfaſer Reflexe aus, ſo können dieſe abſolut nur an drey Stellen des Körpers auftreten, mögen ſie einſeitig oder doppelſeitig ſeyn. Nämlich:

a) Der Reflex erſcheint in denjenigen motoriſchen Nerven, welche mit den gereizten Empfindungsfaſern nahezu auf dem gleichen Querſchnitt in der Höhe des Wurzelaustrittes jener aus dem Rückenmark liegen.

b) Entſteht der Reflex in Motoren, welche entfernt oder ſehr entfernt von jenem Querſchnitt liegen, ſo ſind die reflektoriſch erregten Motoren ſtets ſolche, welche aus der medulla oblongata entſpringen.

c) Der Reflex erſcheint, ohne daß beſtimmte Muskelpartien der vorzugsweiſe Sitz reflektoriſcher Convulſionen oder Krämpfe ſind, in ſämmtlichen Muskeln des Körpers.

Das V. Capitel liefert eine Reihe pathologiſcher Fälle zur Erhärtung der aufgeſtellten Geſetze mit phyſiologiſchen Epikriſen.

Das VI., VII. und VIII. Capitel enthält eigene Experimente des Verfaſſers zur Beſtätigung ſeiner im III. Capitel aufgeſtellten und prinzipiell

vertheidigten Lehre von den ſenſoriſchen Thätigkeiten des Rückenmarkes, und zwar beziehen ſich die im Capitel VI mitgetheilten auf die Feſtſtellung des Unterſchiedes zwiſchen wirklich reflektoriſchen und willkührlichen nicht reflectoriſchen Bewegungen kopfloſer Thiere oder Thierſtücke.

Der Entſcheid wird der Beurtheilung überlaſſen, ob die beobachtete Bewegung und Beziehung auf den als fortbeſtehend gedachten Erhaltungstrieb zweckmäßig ſey oder nicht. Die hier benützten Thierſtücke ſind der Schwanz der Salamandra maculata, des Aales, des Kätzchens. Die beobachteten Bewegungen in Folge der Einwirkung von Hitze auf die eine Fläche des Schwanzes ſind Abkehrung des Schwanzes von der Flamme: zweckmäßig, und darum willkührlich; Hereinſchlagen des Schwanzes gegen die Flamme, ſo daß ſie „oft auslöſchte“; wenn die Thiere mit Strychnin oder Opium vergiftet waren: reflektoriſche Bewegung. Die Experimente habe ich, ſo viel ich ihrer nachmachte, beſtätigen können.

Die Zweckmäßigkeit des Abwendens des Schwanzes wird man nicht leugnen können, die Zweckmäſſigkeit des Auslöſchens auch nicht. Der Schwanz am unverſehrten Thier peitſcht hin und her, wenn man ihm ein Licht nähert, der abgetrennte Schwanz biegt ſich, wie ein von einer ſchiebenden Gewalt gedrängter Körper, langſam und ohne irgend einen Verſuch zu machen, ſonſt wie der Gefahr zu trotzen, von der Flamme ab, und dieſe Bewegung hat etwas ſo rein Mechaniſches, daß man ohne vorgefaßte Meinung hier viel weniger eine willkührliche Bewegung vermuthet als in den hin- und herſchleudernden Bewegungen, wie ſie bey dem unverſehrten und in den kräftig gegen die Flamme ſchlagenden Bewegungen, wie ſie bey dem narkotiſirten Thier vorkommen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Considerazioni ed esperienze intorno al magnetismo delle rocce del socio ordinario Macedonio Melloni. Memoria I. Sulla polarità magnetica delle lave e rocce affini letta nella tornata del 21. gennajo 1853, ed approvata per gli atti nel giorno medesimo.

Im Eingange zu dieſer Abhandlung werden die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Breislak, Guyton und Humboldt gemachten Beobachtungen angeführt, welche Anzeigen von bipolarem Magnetismus im Tuff von Roscillo, im Baſalt von Drevin und in Schieferfelſen bey Heidelberg auffanden. Melloni wundert ſich darüber, daß ſolche Thatſachen im erſten Drittel des laufenden Jahrhunderts faſt gänzlich in Vergeſſenheit gerathen konnten, obſchon der letzte und berühmteſte von den eben genannten drey Naturforſchern noch in dem 1826 zu Paris herausgekommenen Essai géognostique sur le gisement des roches auf die Anweſenheit von bipolarem Magnetismus im Trachytporphyr des Chimboraſſo und des Dorfes Voiſaco bey Quito hinwies. Die Phyſiker und Geologen beobachteten nach dem Ausſpruche unſers Autors ein abſolutes Stillſchweigen über dieſe intereſſanten Erſcheinungen, und Einzelne leugneten ſogar geradezu das Daſeyn der magnetiſchen Bipolarität in Subſtanzen, welche Eiſen in ſich aufgenommen haben, wie namentlich Becquerel bis zum Jahre 1847 hin. Eine ſolche Behauptung wird jedoch nicht bloß durch die eben angeführten Thatſachen, ſondern ſchon durch eine frühere von Romé de l'Isle gemachte Beobachtung widerlegt, wornach in Kryſtallen des Eiſenglanzes bipolarer Magnetismus aufgefunden wird. Erſt vor wenig Jahren ſey das Vermögen eiſenhaltiger Subſtanzen, bipolaren Magnetismus anzunehmen, durch die zahlreichen Verſuche von Deleſſe, welche ſich auf die ſchon früher von Tralles, Hausmann und Henrici erhaltenen Reſultate ſtützen, ausführlich beſtätigt worden.

Melloni bediente ſich zu ſeinen in dieſer erſten Abhandlung vorgenommenen Unterſuchungen theils einer gewöhnlichen Bouſſole, theils eines beſondern, Magnetoſcop genannten, Inſtrumentes, das ſich von einer aſtatiſchen Doppelnadel, wie man ſie in den galvaniſchen Multiplicatoren zu gebrauchen pflegt, in nichts als in ſeinen Dimenſionen unterſchied. Deſſen einander entgegengeſetzte Nadeln hatten eine Länge von 9 Centimetern und waren eben ſo weit von einander entfernt; die eine befand ſich am Boden eines cylindriſchen Gefäßes, die andere an deſſen oberem Rande über einem getheilten Kreiſe, und eine in ihrer Mitte durchbohrte Glasſcheibe deckte das cylindriſche Gefäß in einer Entfernung von 5 oder 6^{mm} oberhalb der obern Nadel zu. Ueber dem centralen Loche dieſer Scheibe iſt eine 20 Centimeter hohe Glasröhre befeſtigt, durch welche der Seidenfaden, an dem das Syſtem der aſtatiſchen Nadeln aufgehängt iſt, hindurch geht. Auf dem obern Ende dieſer Röhre iſt eine Vorrichtung angebracht, mittelſt welcher man dem Seidenfaden die rechte Länge und eine ſolche Stellung geben kann, daß derſelbe durch den Mittelpunct des getheilten Kreiſes hindurch läuft. Um die untere Nadel in den Glascylinder hinablaſſen zu können, iſt in den

getheilten Kreis längs einer seiner Durchmesser eine dazu hinreichend breite Spalte eingearbeitet, und zugleich ist dieser getheilte Kreis um seinen Mittelpunkt drehbar eingerichtet mittelst eines zweyten, vom Boden des ersten aufsteigenden cylindrischen Gefäßes.

(Schluß folgt.)

Die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere, ꝛc.

(Schluß.)

An sich kann uns also die zappelnde hin- und hergehende Bewegung des Schwanzes, sein Abbiegen von der Flamme, also sein Ausweichen, oder sein Hereinschlagen gegen die Flamme, zumal wenn es gelingt, sie wirklich auszulöschen, in gleichem Maaß willkührlich erscheinen, weil alle diese drey Akte im günstigen Fall wenigstens zu einer für das Thier glücklichen Befreyung von der Gefahr führen können, also den Zwecken des Erhaltungstriebes entsprechend sind. Ein Thier, das noch nie den Strahlen eines glühenden Körpers ausgesetzt war, hat nicht die Vorstellung wie der Experimentator von der Ursache, die den Schmerz oder ein unbehagliches Gefühl der steigenden lokalen Erwärmung der Haut verursacht. Das ganze Thier bezeugt durch die unruhigen, hin- und herschleudernden Bewegungen des Schwanzes, daß es überhaupt nur Schmerz fühlt, dessen es sich auf irgend eine Weise durch Bewegungen zu entledigen sucht. Der Schwanz aber soll für sich eine größere Einsicht in die Natur der Flamme haben als das ganze Thier, und vorsichtig die Flamme vermeiden, von deren Richtung und Anwesenheit er gar nichts wissen kann, sich also zweckmäßig und kluger Weise von dem heissen Körper abbiegen, ohne auch nur einmal zu versuchen, ob er, da der Reiz von der nachgeschobenen Flamme nicht durch die Abbiegung entfernt werden kann, sich durch eine entgegengesetzte Bewegung beseitigen läßt? oder hat der Schwanz auch noch eine Ahnung davon, daß der Experimentator ihm bey

seinem Ausweichen die Lampe immer wieder nahe rückt?

Bey der völligen Unkenntniß der räumlichen Anordnung derjenigen centralen Nervenelemente, durch welche eine Uebertragung der Erregungszustände von einem Punkt auf den anderen erfolgt, und von der Nothwendigkeit, mit welcher auch einem wirklichen Willensimpuls gegenüber innerhalb gewisser Gränzen eine Uebertragung durch unvermeidlich mechanische Zwischenactionen stattfinden muß, läßt sich durchaus nicht entscheiden, welche von jenen drey Arten der für sich betrachtet zweckmäßigen Bewegungen in höherem Grad oder ausschließlich als willkührliche angesehen werden soll.

Das VII. Capitel gibt eine Reihe von Experimenten an Fröschen, bey welchen in bekannter Weise die Essigsäure als Reiz angewendet wird, und wobey die ebenfalls bekannte Manipulation des Thieres, die Säure abzuwischen, näher zergliedert, und zu dem Behuf der schon so oft angestellte Versuch variirt wird. Die in Folge derartigen Reizes auftretende Bewegung ist eine äußerst complicirte, wobey sich eine Reihe in Beziehung auf Lokomotion des Fußes entgegengesetzter Bewegungen ablösen, um wie es scheint, einem bestimmten Zweck zu genügen, den der Erhaltungstrieb verlangt, und dessen Inhalt Entfernen der ätzenden, schmerzenden Säure ist.

Eingangs dieses Capitels polemisirt der Verf. gegen die besonders von Lotze, aber auch von vielen Anderen mit der Natur vertrauten Experimentatoren vorausgesetzten Nerven-Mechanismen, durch welche die Ausführung gewisser Vorsätze sowohl als die Form unwillkührlicher Bewegungen zum Heil des Organismus bestimmt wird. Können diese Vorstellungen auch uns noch nicht ganz befriedigen, wie oben hervorgehoben wurde, so lassen die Thatsachen nicht zweifeln, daß sie bestehen, und mit welchem Recht der Verf. sich zum Richter über die „seichten Argumentationen“ eines Lotze aufwirft, mag die Logik dieses Autors entscheiden, welche wir mehrmal schon zu bewundern Gelegenheit gehabt haben, und welche sich auch hier wieder zeigt. Er sagt S. 121: „Es ist höchst sonderbar, warum man den Mechanismus in den motorischen Apparaten sucht, und

nicht eben so in dem Bewußtseyn. (Man sucht ihn aber nicht in den motorischen Apparaten, sondern in der Verknüpfung dieser mit den Empfindungsapparaten. Ref.). Wie aber alles Leben in der Natur als Ausfluß bestimmter Ursachen bestimmte Gestaltung fordert, diese Pflanze solche Blätter und Blüthen, jene andere treibt, so liegt es in dem Leben des Bewußtseyns begründet, daß auch es in bestimmter Weise sich offenbart und Gestalt und Form annimmt, weil das Gesetz es so bedingt." Nun halte man aber den Standpunkt des Verfassers fest! Das Bewußtseyn ist ihm eine Resultante der Nervenprocesse; das Gesetz seines Bewußtseyns ist das Gesetz der Aufeinanderwirkung der Nerven-Moleküle. Das Gesetz dieser Aufeinanderwirkung bedingt die Form der Bewegungen, gleichgültig, ob wir sie reflektorische oder willkührliche nennen, so daß also beyde von Nervenmechanismen abhängen, gegen welche unmittelbar vorher so heftig polemisirt wird. Entweder es sind zwey Mechanismen da: einer für bewußte (willkührliche) und ein zweyter für unbewußte, reflectorische Bewegungen, oder es ist ein Mechanismus da, der je nach Aenderung seines Zustandes oder der Natur des Angriffes mechanisch und nothwendig entsprechende Variation der Bewegungsform erzeugt. Niemals hat das Bewußtseyn Notiz von diesem Mechanismus, und durch das Bewußtseyn kann hierüber nie entschieden werden. Sind zwey Mechanismen da — nun gut! Dann bedient sich der Wille eben des einen von ihnen, was Lotze auch behauptet; ist bloß einer da, welcher variirt werden kann, dann ist der Mechanismus nie das Bewußtseyn im einen Falle oder das Nichtbewußtseyn im anderen Falle selbst, sondern in beyden Fällen sind diese mechanischen Prozesse eben wiederum die Mittelglieder, durch welche die endliche Form der Bewegung bestimmt wird, und wir sind abermals auf dem alten Standpunkt, und die emphatische „Argumentation" des Verfassers bringt uns der Einsicht um keinen Schritt näher.

Das Prinzip der ersten Versuchsreihe ist: erstens zu sehen, mit welchen Mitteln der decapitirte Frosch die ätzende Säure zu entfernen sucht, und zweytens, welche Mittel ergriffen werden, wenn die zuerst gewählten entfernt sind.

Was die Methode des Thieres selbst betrifft, den Reiz zu entfernen, so läßt sich hierin, wie schon Volkmann hervorgehoben hat, sehr wenig vernünftige Zweckmäßigkeit erkennen, wenn man sieht, wie das Thier die ätzende Substanz mit immer mehr Hautstellen in Berührung bringt. Es wäre freylich zu viel von einem geköpften Frosch verlangt, wenn er die Natur der Essigsäure und diese selbst gleich an dem ersten Jucken erkennen sollte, das sie ihm verursacht; es wird also nichts einzuwenden seyn, wenn das Thier den Tarsus gegen die gereizte Hautstelle bewegt. Ist dieß aber einmal geschehen, so sieht man nicht ein, warum immer wieder dieselbe Bewegung gemacht wird, da doch das verstümmelte Thier nach des Verfassers Annahme noch gelehrig ist, indem es, wenn die eine Reihe von Bewegungsmitteln (das Bein, mit dem es gewischt hatte), weggeschnitten ist, nach und nach lernt andere eben so zweckmäßige auszusuchen, ja selbst darauf dressirt werden kann. Was das Letztere anbetrifft, so habe ich anderwärts nachgewiesen, daß durch die Auslösung von Reflexbewegungen gewisse organische Zwecke erfüllt werden, so daß es nichts Auffallendes hat, wenn andere und neue Bewegungen, um dem zu genügen, auftreten, sobald die gewöhnlichen nicht ausführbar sind. Zum mindesten also lassen diese Beobachtungen noch mehrfache Deutung zu, wenn man das in Capitel III Erörterte gar nicht berücksichtigen will.

Endlich kann der Versuch nichts gegen die Wirkung einer Reflexfunction beweisen, wenn man einmal die Haut mit der Pincette kneipt, und dann an derselben Stelle Essigsäure applicirt, in Folge dessen im letzten Fall andere Bewegungen entstehen als im ersten. Die Differenz der Reize ist zu augenfällig als daß man das Gegentheil, nämlich eine Gleichartigkeit der Bewegung in beyden Fällen erwarten sollte, wie es der Verfasser thut.

Das VIII. Capitel enthält die dritte Reihe der speziellen Untersuchungen über die sensorische Function des Rückenmarkes.

1. Weil bey gleichzeitiger Reizung aller motorischen Nerven auf dem Querschnitt des Rückenmarkes nicht alle Muskeln in Contraction gerathen, wird geschlossen, daß nicht alle motorischen Nerven

zum Hirn aufſteigen, woraus (mit welchem Recht vom materialiſtiſchen Standpunkt aus, bleibt unbekannt) geſchloſſen wird, daß das Rückenmark vermöge der vorausgeſetzten Nervenenden im Mark ſenſoriſche Eigenſchaften haben müſſe. Ich habe früher und in meinem diesjährigen, in dieſen Blättern veröffentlichten Bericht die hiehergehörigen Experimente beſprochen, und gezeigt, daß die Nerven in ihrem Verlauf durch das Rückenmark mit verſchiedenen Graden der Erregbarkeit ausgeſtattet ſind, was das angeführte Phänomen erklärt. Auch bey der Annahme des Verfaſſers müßten wenigſtens die in gleichem Niveau liegenden Nerven der Beuge- und Streckmuskeln gleichzeitig irritirt werden, während Thatſache iſt, daß von den meiſten Stellen, mit Ausnahme einer kleinen in der Mitte des Markes gelegenen, aus, in Folge gleichzeitiger Reizung des ganzen Rückenmarkes entweder Streckung oder Beugung ausſchließlich eintritt.

B. Geſammelte Krankengeſchichten zeigen, daß bey Druck oder Zerreiſſung des Rückenmarkes an höher oben gelegnen Stellen, nie Schmerzen in den Beinen entſtehen, was nach des Verfaſſers Annahme und der Lehre von der Excentricität in der Empfindung (deren Mißliches übrigens von Volkmann bereits hinreichend hervorgehoben worden iſt) entſtehen müßten, wenn die Nerven im Mark bis zum Hirn aufſtiegen. Es entſtehen alſo keine Schmerzen; die bewußte Empfindung reſultirt aus der Correſpondenz des Hirn- und Rückenmark-Senſoriums. Müſſen aber die Componenten dieſelben Eigenthümlichkeiten zeigen wie die Reſultante? Wo liegt hier ein Beweis dafür, daß unterhalb des Kopfes etwas geſchieht, worüber allein das Bewußtſeyn, das eben unterhalb des Kopfes ſich nicht ſubjectiv bemerklich macht, entſcheiden könnte? Kopf und Rumpf bin doch Ich; warum ſollte dieſes Ich nicht zwey Bewußtſeyn haben können, wenn die materielle Einheit, die die Bewußtſeyns-Einheit vermittelt, auseinander fällt und ſich in zwey materielle Einheiten mit zwey ſonſt nur gekuppelten Bewußtſeyns-Einheiten ſpaltet?

Ueber das IX. Capitel, das von der Bewegung Schlafender handelt, gehen wir hinweg, da nur ganz gezwungen und für Einzelnfälle eine Aehnlichkeit zwiſchen den Bewegungen Schlafender und Enthaupteter aufgefunden werden kann, und die Vergeßlichkeit des Bewußtſeyns Schlafender über Gegenwart oder Abweſenheit des Bewußtſeyns überhaupt in dem einen oder anderen Fall gar nicht entſcheiden kann.

Am Schluße gibt der Verfaſſer eine dankenswerthe tabellariſche Zuſammenſtellung der Fälle von Reflexerſcheinungen (57 an der Zahl) als Belege für ſeine Lehre von der Reflexleitung, welche im IV. und V. Capitel entwickelt wurde.

Ich glaube nicht, daß dieſe Schrift die naturgemäße und auf den Thatſachen des Bewußtſeyns ſelbſt beruhende Annahme von der Einheit und Untheilbarkeit des Bewußtſeyns erſchüttern könne, indem ſelbſt eine Conſequenz der von uns nicht zu billigenden Grundgedanken, ſtatt den Beweis von dieſer Theilbarkeit näher zu rücken, ihn immer ferner ſchiebt, während die allen Thatſachen entſprechende Auffaſſung des occaſionaliſtiſchen Verhältniſſes zwiſchen dem einheitlichen Leib und der einheitlichen Seele, wie es von Lotze benannt worden iſt, und wie es Kant unter dem Namen der präſtabilirten Harmonie, wie es endlich unſer gewiß nicht einer myſtiſchen Richtung anzuklagender Haller mit wenigen einfachen Worten höchſt charakteriſirend angedeutet hat, nicht allein Befriedigung für die Betrachtung der individuellen Erſcheinungen unſeres gegenwärtigen Lebens gewährt, ſondern auch in die jenſeits der individuellen Gränzen gelegnen allgemeineren und höheren Beziehungen einen nicht unſerem „Hochmuth“, ſondern unſerem geiſtigen Rechtsanſpruch genügenden Geſichtspunkt verſchafft.

Dr. E. Harleß.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Excerptorum ex C. Plinii Secundi naturalis historiae libro XXXV, particulae I. II. III. Germanico sermone interpretatus est et commentario critico et exegetico instruxit J. Chr. Elster, Phil. Dr. et Gymnasii Conrector. Helmstedt 1851—53. 4. 31, 24 u. 19 S.

Die Bekanntschaft des Verfassers dieser Programme mit dem genannten Buche der Naturgeschichte des Plinius schreibt sich von dem Jahre 1811 her, wo er Vorlesungen von Heyne über dasselbe hörte, der es den Mitgliedern des philologischen Seminars erklärte, und den Verfasser, der schon damals ein besonderes Interesse an der Zeichenkunst bewies, — das er heute noch dadurch bethätigt, daß er den Zeichenunterricht an dem Helmstedter Gymnasium ertheilt, — aufforderte, sich der vielfach verdorbenen und unrichtig erklärten Stellen dieses Buches anzunehmen, welche von der Malerey der Alten handeln. Früher mit seinen in dieser Beziehung gemachten Studien hervorzutreten *), wurde er dadurch verhindert, daß ihm der Text an vielen Stellen verdorben schien, wo ihm die damals zu Gebote stehenden Hilfsmittel nichts Besseres an die Hand gaben. Nachdem aber der Unterzeichnete die treffliche Bamberger Handschrift verglichen und das Resultat seiner Vergleichung bekannt gemacht, und Sillig dasselbe in der Separatausgabe dieses Buches in seiner Bedeutung für die einzelnen Stellen noch näher erwogen hatte, nahm er keinen Anstand, mit seinen Studien in der Weise vor die Oeffentlichkeit zu treten, daß er einzelne Abschnitte (im ersten Programme die Paragraphe 1—30, in welchen Plinius von der Art und der Geltung und Bedeutung der Malerey bey den Griechen und Römern, und von den Farben handelt, im zweyten und dritten die Paragraphe 79—87 und 88—97, wo von Apelles die Rede ist), in der nach seiner Ansicht möglichst richtigen Gestaltung abdrucken ließ, eine deutsche Uebersetzung beygab, und das in kritischer und exegetischer Hinsicht Bemerkenswerthe in lateinischen Anmerkungen hinzufügte.

Den Text hatte Herr Elster nach der Sillig'schen Ausgabe vom Jahre 1836 und der als Anhang derselben beygegebenen Collation der Bamberger Handschrift und den Bemerkungen des Unterzeichneten bereits gestaltet, als ihm die Sillig'sche Separatausgabe des 35. Buches vom Jahre 1849 in die Hände kam, weßhalb er in Orthographie und Interpunktion sehr oft, in andern Dingen nicht selten so davon abgewichen ist, daß auch der Sinn dadurch ein anderer wird. Diese Stellen sollen hier in möglichster Kürze besprochen werden.

Wenn §. 2 in den Worten cum expeteretur a regibus populisque der Vulgata der Vorzug vor der Lesart der Bamberger Handschrift eingeräumt

*) Im Jahre 1838 gab er ebenfalls als Programm des Helmstedter Gymnasiums Prolegomena ad Excerpta Pliniana ex lib. XXXV. histor. nat. heraus, die dem Ref. nur dem Titel nach bekannt sind.

wird, welche hier und an andern ähnlichen Stellen die Präpoſition a nicht hat, ſo mag es daher kommen, daß der Begriff des Wortes expeti, der hier dem probari verwandt iſt, nicht richtig erfaßt worden iſt, was ſich aus der Ueberſetzung: „Damals, als ſie von Königen und Völkern in Anſpruch genommen wurde," abnehmen läßt. Eben daſelbſt ſchließt er ſich in der Aufnahme der Lesarten dilatata und lapide pingere, ſtatt dilatantia und lapidem pingere an den Ref. an, der übrigens nach den von Sillig gegebenen Beyſpielen den intranſitiven oder eigentlich paſſiven Gebrauch des Wortes dilatantia, welches faſt alle Handſchriften bieten, nicht mehr für ſo unmöglich hält als früher. Dagegen ſind die Worte lapide pingere gewiß mit Recht aufgenommen; in der Anmerkung iſt aber unpaſſend auf eine Stelle des Seneca (ep. 86, 5) hingewieſen, wo von der circumlitio die Rede iſt, die eben auf lapidem pingere hinführen würde, während dieſe Worte auf das Vorhergehende: verum et interraso marmore vermiculatisque ad effigies rerum et animalium crustis zu beziehen ſind, in welchen Hr. E. nicht richtig überſetzt hat: „mit zerſägtem Marmor", da dieſes ſich nur von dünnen Marmorplatten denken läßt; wogegen Plinius ohne Zweifel eingelegte Arbeiten im Sinne hatte..

C. 2. §. 4 ſind die Worte surdo figurarum discrimine mit Berufung auf die Bamberger Handſchrift und den Ref. auf das Folgende statuarum capita permutantur bezogen, während Sillig (dem Ref. in dieſen Blättern Nr. 53. S. 429 beygeſtimmt hat) Aerei ponuntur clypei, argenteae facies, surdo figurarum discrimine zuſammenfaßt, als Gegenſatz zum Vorhergehenden Imaginum quidem picturae qua maxime similes in aevom propagabantur figurae, wo, wie hier unter figura, ähnlich dem Franzöſiſchen la figure, die Geſichtsbildung zu verſtehen iſt, wogegen es Hr. E. in der Anmerkung auf die ganze Geſtalt bezieht. — Daß Ref. ebendaſelbſt in den Worten furisque detrahat laqueus, wie ſie bey Hrn. E. lauten, die Lesart der Bamberger Handſchrift, laqueum für richtig hält, jedoch anders erklärt als Sillig, hat er a. a. O. bereits ausgeſprochen; auch möchte im folgenden Paragraphen Epicurios voltus ſtatt Epicuri nach Sillig's Nachweiſen als Plinianiſch feſt zu halten ſeyn.

§. 9 hat Hr. E. die Conjectur des Ref. siquidem nunc .. dicantur aufgenommen, die auch Sillig nicht geradezu verwirft, obſchon er non geſchrieben hat; unrichtig ſteht aber hier und §. 19 vor siquidem ein Punkt.

§. 11 verdient das auch auf die Empfehlung des Ref. aufgenommene ut praesentes esse ubi credi possent wohl den Vorzug vor dem Sillig'ſchen et cludi, wo die Conjunction aller Gewähr entbehrt; doch hat die Hertziſche Conjectur ceu di offenbar noch mehr für ſich.

§. 12 paßt Suorum vero clypeos ganz gut in den Sinn; mißlich iſt nur, daß die Handſchriften durchaus bloß Verum haben. Eben daſelbſt möchte die Conſtruction si liberum turba parvulis imaginibus ceu nidum aliquem subolis pariter oſtendat der Weiſe des Plinius angemeſſener ſeyn als die hier aufgenommene turbam .. ostendant (clypei).

§. 14 entbehrt, nach der Sillig'ſchen Ausgabe zu ſchließen, der Conſulname Q. Fabio ſtatt Fulvio aller Autorität, im Folgenden war tutelae Capitolio redemptor nicht gegen Capitolii aufzugeben.

§. 15 iſt Aegyptiis ſtatt Aegyptii nur Druckfehler.

§. 16 iſt das Sillig'ſche: Primus invenit eas colore testae .. tritae Ecphantus ohne Zweifel der hier feſtgehaltenen Vulgata: Primus invenit eas colorare testa .. trita Cleophantus vorzuziehen.

§. 17 iſt kein Grund vorhanden demiror ſtatt des Handſchriftlichen miror zu ſchreiben.

Wenn §. 21 Sillig meiſt nach der Bamberger Handſchrift sed ea re inrisu et iam contumeliae erat geſchrieben hat, während hier die Vulgata sed ea res in risu et contumelia erat, ſo muß Ref. geſtehen, daß, wenn man ea re ſchreibt, und alſo die Perſon zum Subjecte macht, die Präpoſition in ihm geeigneter ſcheint, als der Dativ; er möchte daher jener den Vorzug geben. — Die etwas verwickelte Conſtruction im Folgenden hat

Ref. in den N. Jahrbüchern für Philol. und Pädagog. Bd. LXVII. Hft. 4. S. 453 f. zu erklären versucht.

§. 24 ſind auf die Empfehlung des Ref. die Worte res distraxisset eingeſetzt, die vorzüglich wegen des Plusquamperfect uns verdächtig ſind. In keinem Falle möchte aber distrahere hier mit „verſchleudern“ zu überſetzen ſeyn.

Warum §. 25 die Vulgata qualem me reris beybehalten iſt, iſt nicht klar, da die Lesart der Bamberger Handſchrif, noris, auf welche auch die Corruptelen der andern Handſchriften hinführen, einen guten Sinn gibt.

§. 29 iſt die Hardiniſche Lesart: qui monochromatea genera picturae vocaverint beybehalten, während alle Handſchriften mox neogrammatea haben und die Bamberger unten vocantur, weßhalb Sillig geſchrieben hat: quae mox neogrammatea genera picturae vocantur. Das Wort neogrammatea iſt allerdings ein ganz neues; doch könnte Plinius geſchrieben haben: Qui mox neogrammatea genera picturae quae vocantur (invenerint). Was Ref. früher vermuthet hat, Qui quae more u. ſ. w., leidet mit der Sillig'ſchen Schreibweiſe an einem gleichen Fehler, nämlich daß mox zu dem Präſens vocantur gezogen wird, während es, wenn man quae nach picturae, wo es leicht ausfallen konnte, einſetzt, zu invenerint gehört und dem folgenden deinde entſpricht.

Eben daſelbſt iſt die handſchriftlich nicht begründete Vulgata quem quia inter hoc (lumen) et umbram esset beybehalten, wodurch tonos gleichbedeutend mit splendor gemacht wird. Sillig hat ſich dagegen an die Bamberger Handſchrift gehalten, welche hat: quod inter haec (splendorem et lumen) et umbras esset, appellarunt tonon, und dieß iſt wohl das Richtige. Der Ton eines Gemäldes beruht doch nicht auf dem Glanze der Farben, ſondern auf der Miſchung des Hellen und Dunklen, ſo daß man wohl ſagen kann, der Fehler im Ausdruck des Plinius läge nur darin, daß er das, was eigentlich der Geſammteindruck iſt, das Dazwiſchenliegende nennt. Man vergleiche wie Ref. im Kunſtblatte 1833. Nr. 51. die Sache zu erklären verſucht hat.

In der Erzählung von der Tafel, auf welcher ſich Apelles und Protagoras durch Feinheit der gezogenen Linien zu überbieten ſuchten — nur dieß kann Ref. in der Sache finden, und möchte daher mit Hrn. Elſter weder subtilitas mit „Verſtändniß“ noch lineae mit „Contouren“ überſetzen — hat Hr. E. geſchrieben: spectatam olim ſtatt nobis ante (worin allerdings nobis auffallend iſt, das der Zeit nach nicht auf Plinius bezogen werden kann, und alſo für a nostris ſtehen mußte), in den Anmerkungen aber vermuthet: spectatam novitate, was dem Ref. in dem Sinne: „wegen der ganz eigenthümlichen Erſcheinung“ ſehr annehmbar erſcheint.

§. 86 iſt wohl nicht mit Recht die Vulgata Campaspen beybehalten. Sillig ſchreibt den Namen dieſer Geliebten Alexanders des Großen nach Aelian Pancasten, Ref. iſt aber der Anſicht, daß im Pancaspen, was die Bamberger Handſchrift hat, ein Verſehen des Plinius ſelbſt, der π ſtatt τ las, zu ſuchen iſt, das zu verbeſſern dem Kritiker nicht zuſteht.

(Fortſetzung folgt.)

Considerationi ed esperienze intorno al magnetismo delle rocce del socio ordinario Macedonio Melloni. Memoria I. etc.

(Schluß.)

Theils mit dieſem Inſtrumente, theils an einer Bouſſole unterſuchte nun Melloni 108 Minerialien, theils Laven, theils damit verwandte Steinarten aus verſchiedenen Ländern und Fundorten in ſolcher Weiſe, daß er nicht deren Anziehung zur Magnetnadel, ſondern die Weite ihrer Abſtoßung des einen Poles der Magnetnadel beſtimmte, weil er ſo mit einem Schlage ſich von der magnetiſchen Bipolarität der unterſuchten Subſtanz Ueberzeugung verſchaffen konnte. Von 35 der geprüften Subſtanzen wurde das Magnetoſcop bis auf 180 Grad abgetrieben; bey dieſen bediente er ſich daher der Bouſ-

ſole zur Unterſuchung ihrer relativen Stärke und dieſe gab Ablenkungen von 45° an bis zu 0°,8 herab. Die übrigen 73 Subſtanzen hatten auf die Bouſſole gar keine Einwirkung; am Magnetoſcop aber zeigten dieſelben noch repulſive Ablenkungen von 120° an bis zu 4° herab. Hieraus zog unſer Experimentator den Schluß, daß Laven und verwandte Geſteine bipolariſch magnetiſch ſind und zwar nicht, wie man bisher glaubte, bloß in ſeltenen Fällen, ſondern in der Regel.

Indeſſen blieb Melloni hiebey nicht ſtehen, weil er den Einwurf fürchtete, daß ſo geringe Kräfte, wie ſie im Magnetoſcop zum Vorſchein kommen, auch wohl andere als magnetiſche ſeyn könnten. Um einem ſolchen Einwurf zuvor zu kommen, überzeugte ſich derſelbe noch zum Ueberfluße:

1) daß die obigen vulkaniſchen Steine ſich einander gegenſeitig anziehen und abſtoßen,

2) daß ſie vom Magnet angezogen und abgeſtoßen werden, und

3) daß ſich dieſelben dem Erdmagnetismus gemäß einſtellen.

Hiebey ergab ſich zugleich, daß dieſe Kräfte, wenn ſie dazu ſtark genug waren, durch eine Scheidewand von Holz, Pappe, Porcellan, Marmor und Metall, Eiſen ausgenommen, hindurch zu wirken im Stande waren, wie die magnetiſchen.

Am Schluſſe dieſer Abhandlung beſpricht unſer Autor die ſchon von Humboldt aufgefundene und von Breislak und Scacchi beſtätigte, ziemlich unerwartete Thatſache, daß Steinmaſſen von der hier beſprochenen Art nicht im Geringſten Eiſenfeile an ſich ziehen, während ſie doch zuweilen mit nicht geringer Stärke auf die Magnetnadel einwirken. Nach Melloni's Dafürhalten hat dieſe Sonderbarkeit ihren Grund in der geringen Intenſität der in ſolchen Steinen wirkſamen Kräfte. So beträchtlich aus einander gezogene (diluirte) Kräfte nämlich können, wenn ſie über einen großen Raum verbreitet ſind, verglichen mit ſolchen, die in einen kleinern Raum eingeengt worden ſind, auf größere Entfernungen eine verhältnißmäßig ſtärkere, auf kleine Entfernungen dagegen eine verhältnißmäßig ſchwächere Wirkung zeigen. Um dafür ein Analogon auch unter den anerkannt magnetiſchen Körpern aufzufinden, nahm Melloni eine Stange reinen Eiſens von 1 oder 2 Centimeter Dicke und 80 bis 100 Centimeter Länge und gab dieſer eine verticale Stellung, damit ſie den Magnetismus der Lage annehme. Brachte er deren unteres Ende in die Nähe der Bouſſole, ſo zog dieſes den einen Pol der Magnetnadel nach ſich hin, während es den anderen Pol derſelben Nadel von ſich abſtieß; ſenkte er aber dieſe Stange, ohne ihre vertikale Stellung zu ändern, in die Tiefe, bis ihr oberes Ende zunächſt der Bouſſole ſtand, ſo ſtieß dieſes Ende den Pol der Magnetnadel ab, den das vorige angezogen hatte und umgekehrt. Dieſe Stange hatte alſo einen recht merklichen Magnetismus angenommen; gleichwohl war ſie nicht im Stande die kleinſten Eiſenſtäubchen nach ſich hin zu ziehen, oder auch nur an ſich feſtzuhalten.

Zuletzt kündigt Melloni noch die völlige Uebereinſtimmung der magnetiſchen Vertheilung in Anhäufungen von eiſenhaltigen Subſtanzen, welche aus einem zuvor glühenden Zuſtande an der Oberfläche unſerer Erde zum Erſtarren gekommen ſind, mit jener Vertheilungsweiſe an, die in Eiſenmaſſen durch den Magnetismus der Lage hervorgebracht wird, und zieht daraus den Schluß, daß Geſteine ſolcher Art gleich bey ihrem Uebergange aus dem flüſſigen in den feſten Zuſtand den bipolaren Magnetismus angenommen haben; denn die Annahme einer langſamen Entwicklung der Coërcitivkraft in dieſen Geſteinen durch die allmälige Einwirkung der atmoſphäriſchen Luft auf dieſelben, hat nicht viel Wahrſcheinliches.

G. Mohs.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Excerptorum ex C. Plinii Secundi naturalis historiae liber XXXV.

(Fortsetzung.)

§. 88 ist wohl mit Recht die Sillig'sche Conjectur quanti licerent opera effecta statt liceret aufgenommen. — Ebendaselbst paßte zur Uebersetzung: „der aus dem Gesichte der Menschen die Zukunft prophezeite“ offenbar die von Sillig aufgenommene Lesart der Bamberger Handschrift ex facie hominum divinantem besser als die hier stehende Vulgata ex facie hominem àddivinantem. Uebrigens sind die Worte: ex iis dixisse aut futurae mortis annos aut praeteritae jedenfalls undeutlich so übersetzt: „wann jemand sterben werde oder gestorben sey“, statt „wie alt“; denn annos kann hier doch nur auf das Lebensjahr gehen.

In den Worten viginti talentis auri (§. 92) ist, nach der Anmerkung zu schließen, auri wohl nur aus Versehen weggelassen. Eben so scheint §. 94 nicht absichtlich imaginem statt imagines geschrieben zu seyn. — Eben daselbst ist die Vulgata in Antoniae templo der sachlich nicht wohl haltbaren Lesart der Bamberger Handschrift, in Annae templo, gegenüber so vertheidigt, daß sich gegen die Beybehaltung nichts einwenden läßt.

Gehen wir zu der Uebersetzung über, so ist für's Erste zu erwähnen, daß als Grund, warum dieselbe beygegeben ist, im ersten Programme S. 2 angegeben ist, daß sich bey Plinius so Manches, namentlich wo er von der Kunst spräche, nur in der Muttersprache deutlich machen ließe. Daselbst werden auch die verschiedenen Arten zu übersetzen besprochen und die Aufgabe des Uebersetzers dahin gestellt, daß er die richtige Mittelstraße zwischen dem sclavischen Hängen an den eingebornen Wörtern und jenem freyen Uebersetzen einhalte, das sich damit begnügt, den Gedanken im Allgemeinen richtig wieder zu geben. Abgesehen davon aber, sagt er weiter, gebe es für den Uebersetzer noch zwey verschiedene Gesichtspunkte, je nachdem er es bezwecke, die Eigenthümlichkeiten eines Schriftstellers in der anderen Sprache möglichst fest zu halten, oder die Gedanken desselben ganz dem Geiste der andern Sprache anzupassen. Auch in dieser Beziehung habe der Uebersetzer des Plinius die Mittelstraße einzuschlagen. Seine Kürze und andrerseits seine rhetorische Ausschmückung der Rede müsse er noch zu ehren suchen; doch könne dieses nicht überall geschehen, ohne daß man mitunter wie in Räthseln spräche; dann sey eine Umschreibung erlaubt. Wo aber Plinius selbst eine Zweydeutigkeit hervorgerufen oder einen bey dem weiten Felde seines Werkes verzeihlichen Irrthum habe einfließen lassen, da sey in der Uebersetzung möglichst genau wieder zu geben, was man bey ihm finde.

Ref. kennt die Schwierigkeiten der Uebersetzung des Plinius aus eigner Erfahrung; er nimmt aber keinen Anstand, was hier darüber gesagt ist, als richtig zu bezeichnen, so fern bey dem zum Behufe einer Umschreibung Hinzugefügten die größte Vorsicht angewendet wird, ohne welche sich leicht Unrichtigkeiten aller Art einschleichen. Im Einzelnen mag aber hier wie anderwärts das Urtheil der ver-

schiedenen Uebersetzer oder auch der Leser oft auseinander gehen. Gerade solche Stellen, in welchen der Eine sein Original vorzüglich gut wieder gegeben zu haben glaubt, werden dem Anderen theils hart und steif, theils überhaupt verfehlt erscheinen; ein Ausdruck, der dem Einen ganz passend vorkommt, ist oft dem Andern unerträglich. Der Herr Verfasser wird es daher dem Ref. nicht verargen, wenn er Einiges der Art in Folgendem berührt.

Wenn §. 2, wo von dem Bestreben die Rede ist, die Adern und Flecken der verschiedenen Marmorarten durch Kunst zu verschönern, die Worte qualiter illos nasci optarent deliciae übersetzt werden „so wie der verfeinerte Geschmack wünscht, daß die Natur sie hervorbrächte", so ist der Begriff des Wortes deliciae wohl nicht richtig wiedergegeben, der hier vielmehr „Augenlust" ist. Im Folgenden ist durch die Uebersetzung der Worte: nec cessat luxuria id agere, ut quam plurimum incendiis perdat, durch: „und die Ueppigkeit läßt nicht ab, so viel als möglich durch Feuersbrünste zu vernichten" offenbar die Bitterkeit des Ausdrucks zum Theil verwischt; der Sinn ist: „und die Prunksucht sorgt unaufhörlich dafür, daß sie den Feuersbrünsten recht viel zu verzehren gibt."

In ceromata sua (§. 5) war das Pronomen nicht auf das vorausgehende palaestras zu beziehen und zu übersetzen: „und die Salbstuben bey denselben", sondern auf das Subject von exornant; die desidia, welche eben daselbst als die Ursache des Sinkens der Kunst bezeichnet wird, ist nicht so wohl Lässigkeit als Thatenlosigkeit.

Nach Erwähnung der wächsernen Ahnenbilder folgen §. 6 die Worte: Stemmata vero lineis discurrebant ad imagines pictas, welche übersetzt sind: „An Schnüren liefen die Verzweigungen zu den colorirten Büsten". Sollten aber hier nicht vielmehr von den Wachsbüsten verschiedene, an die Wand gemahlte Bilder anzunehmen seyn, die durch einen daselbst gezeichneten Stammbaum mit einander in Verbindung gebracht waren?

§. 9 entspricht dem Ausdrucke: „eine Bibliothek öffentlich weihen" dem Lateinischen bibliothecam dicare nicht recht, was eigentlich heißt: „sie dem öffentlichen Gebrauche übergeben; vgl. §. 12 in sacro vel publico dicare. Aehnlich ist §. 24 positas vulgo, was auch nicht gut: „dem Volke aufgestellt" übersetzt ist.

Bey den Worten: monochromaton dictam, postquam operosior inventa erat §. 15 ist in der Uebersetzung: „nachdem die künstlichere Monochromenmalerey erfunden war", ein unrichtiger Zusatz gemacht, denn operosior geht ohne Zweifel auf die Malerey mit mehreren Farben. — Ob §. 16 die Worte: iam tamen spargentes lineas intus bedeuten: „einige andeutende Striche innerhalb der Umrisse hie und da sind einschraffirend", möchte auch zu bezweifeln seyn.

§. 17 muß es in den Worten: „und ich wenigstens betrachte keine andere, die in so langer Zeit bey dem Mangel des Daches gleichsam wie frisch gemalt, noch dauern, mit gleicher Verwunderung als diese", der Zwischensatz: „die ... dauern" auffallen; er gehört aber auch nicht hier herein; es ist vielmehr durantes, was hier als Opposition zu nullas gefaßt ist, auf das vorhergehende Exstant zu beziehen und bildet also einen Theil des Hauptsatzes.

Das Ehrenprädikat verstorbener Kaiser ist §. 21 u. s. ö. mit „vergöttert" übersetzt, worunter der Deutsche etwas ganz anderes versteht. Richtiger wäre: „unter die Götter erhoben".

§. 27 ist dependet eigen mit „herabragt" übersetzt.

Die Unterscheidung der Farben austeri et floridi §. 30 ist nicht gut wiedergegeben: „ernste oder blühende"; das Erstere möchte eher unserem „trocken" entsprechen (vgl. αὐστηρός), während die blühende Farbe den Begriff des Frischen, Saftigen gibt. Vgl. §. 97, wo die Worte ut eadem res nimis floridis coloribus austeritatem occulto daret übersetzt sind: „daß dasselbe Mittel die gar zu blühenden Farben versteckter Weise abdämpfe".

Die Worte: cedebat Asclepiodoro de mensuris (§. 80) sind übersetzt: „er stellte sich dem Asclepiodorus in der Haltung nach". Nach der Anmerkung stammt dieser Ausdruck aus H. Mayer's Geschichte der griech. Kunst Th. I. S. 163, und

er wird mit Beyziehung der folgenden Worte: hoc est, quanto quid a quoque distare debeat so erklärt, daß die Entfernungen einzelner Figuren von einander darunter zu verstehen seyen, nach Maßgabe deren sie entweder größer oder kleiner erschienen. Uebrigens wird dabey noch bemerkt, daß die Maler wie die Bildhauer doch auch auf die Gliederverhältnisse, die Proportionen, Rücksicht nehmen mußten. Ref. ist der Ansicht, daß auch hier nichts anderes darunter zu verstehen sey, und also quid a quoque nicht auf die ganzen Figuren sondern auf die einzelnen Theile zu beziehen ist. Damit vereinigt sich auch am besten der von demselben Maler §. 107 gebrauchte Ausdruck symmetria.

§. 84 ist das Wort pergula mit „Söller" wiedergegeben. Wie kann man aber annehmen, daß jemand ein Gemälde, das er zur Schau ausstellen will, in dem obern Stocke, ὑπερῷον, wie pergula in der Anmerkung übersetzt ist, oder gar auf dem glatten Dache, solarium, ausstellen würde? Man vergl. nur den Scherz des Augustus bey Macrobius Sat. II, 4, 14. Das Wort pergula läßt uns einen vorspringenden, nach der Straße zu geöffneten Theil des Hauses vermuthen, so daß wir es wohl mit „Schaufenster", oder „Ausstellfenster", wiedergeben können, oder wie Becker im Gallus das Wort solarium in zweyter Linie erklärt, mit „Balcon, was freilich schon wieder auf ein oberes Stockwerk hindeutet.

§. 86, wo erzählt wird, daß Alexander dem Apelles die von ihm geliebte Pankaste geschenkt habe, sind die Worte magnus animo, maior imperio sui übersetzt: „ein Zug von Geistesgröße, aber von noch größerer Selbstüberwindung". Allein es fragt sich, ob die Geistesgröße oder Selbstüberwindung so gegenüber gestellt werden, und ob diese Bedeutung hier überhaupt in animo liegen kann? Ref. findet darin vielmehr eine Hinweisung auf Alexanders Gemüthsstimmung dem Apelles gegenüber, so daß es die Herzlichkeit, freundliche Gesinnung, bedeutet, die einen guten Gegensatz zur Selbstüberwindung bildet.

§. 88 sind die Worte: parvum nescio quid dixerat eigen übersetzt: „er hatte ein unbedeutendes Etwas angegeben". Im Folgenden paßt die Uebersetzung: „Aber Apelles verlangte jene für je fünfzig Talente", abgesehen davon, daß der Ausdruck „verlangen" nicht hieher gehört, nicht zu der Anmerkung, in welcher die Ansicht aufgestellt ist, die Distributivzahl stände nach Dichterart statt der Cardinalzahl. Ref. möchte hier übrigens lieber einen Irrthum des Plinius bey dem Uebersetzen aus dem Griechischen vermuthen.

§. 89 heißt: Non fuerat ei gratia cum Ptolemaeo nicht: „er stand nicht in Gunst bey Ptolomäus", sondern vielmehr: „er stand nicht auf freundschaftlichem Fuße mit ihm". Wenn ebendaselbst die Worte: planus regius mit „Hofnarr" übersetzt sind, möchte dieß allzusehr an die Weise der deutschen Höfe im vorigen Jahrhundert erinnern.

Daß Augustus zwey Bilder, welche den Sieg vorstellten, mit dem Bildnisse des Alexander öffentlich aufstellte, ohne, wie es später Claudius that, sein Bildniß an dessen Stelle zu setzen, wird §. 94 als Ausfluß einer simplicitas moderata bezeichnet, was nicht gut übersetzt ist; „mit Aufrichtigkeit und Mäßigung"; der Sinn ist vielmehr: „mit bescheidener Unbefangenheit", oder „ohne alle Selbstüberhebung".

Von einem sich abwendenden Hercules (Herculem aversum) heißt es ebendaselbst, Apelles habe ihn so gemalt, ut faciem eius ostendat verius pictura quam promittat". Die Uebersetzung lautet: „so daß das Gemälde die Gestalt des Helden leibhaftiger zeigt, als bloß ahnen läßt". Hier ist der Comparativ sicherlich nicht gut deutsch; er entspricht aber auch gar nicht dem lateinischen verius .. quam, das namentlich bey Plinius oft so viel ist als potius oder magis quam, doch stets mit einer subjectiven Beziehung: „man könnte wohl mit größerem Rechte sagen". Das Wort facies soll nach der Anmerkung hier nicht das Gesicht, sondern die ganze Gestalt, ἡ μορφή, seyn. Warum, ist nicht recht klar. Die Worte deuten offenbar auf einen nicht sichtbaren Theil des Körpers, es müßte also facies, wie das französische en face, die Gestalt von vorn bezeichnen. Versteht man unter facies das

Geſicht, in welchem Sinne das Wort unmittelbar vorhergeht (excisa Alexandri facie), ſo iſt die angefochtene Sillig'ſche Erklärung: ut, cum facies Herculis aversi ab intuentibus videri non posset, videri tamen videretur et praesens magis esset quam absens ganz richtig und keineswegs unverſtändlich. Ebenſo laſſen ſich auch die von Harduin bereits angezogenen Worte: §. 68 ambire enim se ipse debet extremitas et sic desinere ut promittat alia post se ostendatque etiam quae occultat, damit ganz gut vereinigen.

Endlich entſpricht §. 95 den Worten: Namque ambitu praevalere aemulos sentiens die Ueberſetzung: „Denn da er merkte, daß ſeine Nebenbuhler ihm den Rang ablaufen würden“ ſchon in ſo fern nicht, als, örtlich gefaßt, ambitus und „den Rang ablaufen“ gerade entgegengeſetzte Begriffe ſind. Es handelt ſich aber im Grundtexte um nichts anders, als um eine unrechtmäßige captatio benevolentiae, die in jenem Ausdrucke nicht liegt.

Im Uebrigen erkennt Ref. aus voller Ueberzeugung an, daß die Ueberſetzung ein genaues, ſelbſt Kleinigkeiten nicht überſehendes Studium des Plinius beurkundet, was ebenſo mit den Anmerkungen der Fall iſt, auf welche näher einzugehen, um ſo weniger nöthig ſeyn möchte, als, was etwa einer Erörterung bedürfte, im Obigen größtentheils ſeine Erledigung gefunden hat; es bleibt daher nur noch übrig, die Einleitung zu dem zweyten Programm mit einigen Worten zu beſprechen.

Zuerſt wird die Entſtehung und die Blüthezeit der Malerey in's Auge gefaßt, und der von Quintilian X, 10, 6 ausgeſprochenen Anſicht beygepflichtet, daß ſie zur Zeit des Philippus vorzüglich geblüht und ſich erhalten habe bis zu den Nachfolgern Alexanders. Dann wird der Charakter der Malerey in verſchiedenen Zeiten betrachtet, und der erſten Zeit der feyerliche Ernſt, cothurnus et gravitas, dem Apelles aber die Anmuth, venustas, χάρις, zuerkannt und die Kunſt, bey vollkommener Aehnlichkeit ein Bild ideal zu geſtalten, welche in ſeinen ſpätern Jahren der bloßen Nachahmung der Natur Platz gemacht habe, die ſich auch bey den ſpätern Malern fände.

Weiterhin geht Hr. E. auf die Frage ein, ob Plinius 35, 50 den Apelles mit Recht unter denjenigen Malern meine, die nur 4 Farben im Gebrauche hatten, und verneint dieſelbe nach dem, was ſonſt über ſeine Werke berichtet wird. Endlich beſpricht er noch ausführlich die ſchwierige Stelle 35, 111, welche in der Sillig'ſchen Ausgabe ſo lautet: Adnumeratus his et Nicophanes elegans ac concinnus, ita ut venustate ei pauci comparentur; cothurnus ei et gravitas artis multum a Zeuxide et Apelle abest. Apellis discipulus Perseus, ad quem de hac arte scripsit, huius fuerat aetatis; Aristidis Thebani discipuli fuerunt et filii Niceros et Ariston. Er weiſt den Urſprung der früheren Interpolation der Stelle nach, ſpricht ſich aber dagegen aus, daß Sillig ſchon im Catalogus artificum die früher vor multum ſtehende Interpunktion billigte, was ſpäter durch die Bamberger Handſchrift beſtätigt wurde. Er nimmt nämlich daran Anſtand, daß dem Apelles, deſſen vorzüglichſte Eigenſchaft die venustas war, ſo mit Zeuxis zugleich cothurnus et gravitas artis beygelegt wird, und ſucht ſo zu helfen, daß er ſchreibt: cothurnus abest et gravitas artis. Multum a Zeuxide et Apelle abest Apellis discipulus (discipulis iſt ohne Zweifel ein Druckfehler) Perseus ... Huius fuerat aetatis Aristides Thebanus; discipuli fuerunt et filii u. ſ. w. Allein das Verbum abest entbehrt aller handſchriftlichen Autorität, und die zweymalige Nennung des Apelles in einem Satze iſt der Weiſe des Plinius nicht angemeſſen; auch bleibt von dem Standpunkte des Verfaſſers aus die Zuſammenſtellung des Zeuxis und Apelles immerhin mißlich.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus Hermanus. Lipsiae apud Weidmannos. A. MDCCCLII. Tom. 1, 2. 8vo. (Tom. 1. XVII, 452. Tom. 2, 674.)

Nachdem G. Hermann in dem Eingange zu den Septem aperta operta apud Aeschylum (Opusc. IV, 333 sqq.) eine baldige Herausgabe ſeines Aeſchylus in Ausſicht geſtellt hatte *), verfloſſen doch noch mehr als zwanzig Jahre bis zur Ausführung dieſes Verſprechens; er ſelbſt ſollte das Werk, welches von jeher den Mittelpunkt ſeiner Studien bildete, nicht vollendet ſehen, und ebenſo war es vielen Zeitgenoſſen nicht beſchieden, die Erſcheinung desſelben, auf welches ſie mit ſehnlichem Verlangen gehofft hatten, zu begrüßen. Wir nennen unter dieſen nur Fr. Jacobs, der 1840 auf der Philologenverſammlung die erhebenden Worte an Hermann richtete: „es iſt der heiße Wunſch von uns Allen und die frohe Hoffnung, daß Gott das Leben des verehrten Mannes noch lange friſten wird, damit er als Greis das Verſprechen ſeiner Jugend löſen könne. Er wird es löſen und ich ſehe im Geiſte die hohe und hehre Geſtalt des Sohnes von Euphorion ſein umlorbeertes Haupt von Freude umſtrahlt aus dem Grabe erheben und auf ſeine edlen, jetzt gereinigten Werke deutend, mit gewohnter, ſtolzer Weiſe die Worte des ihm im Elyſium befreundeten Sängers von Rudiä darauf anwenden unus vir nobis cunctando restituit rem etc.“ Wir Jüngere dürfen uns darum glücklich ſchätzen, daß uns zu Theil geworden, was ein halbes Jahrhundert hindurch unerfüllte Erwartung blieb.

Was ein ſolcher Kenner des Aeſchylus im Verlauf einer ſo langen Zeit geſchaffen hat, bedarf unſerer Anpreiſung nicht. Jeder mit dem Dichter bekannte Leſer muß finden, daß eine Maſſe von Schwierigkeiten, welche den Genuß dieſer großartigen Poeſie ſonſt ſtörten und verkümmerten, mit überraſchender Evidenz gehoben ſind, daß lange Strecken, über die vorher dichte Finſterniß gelagert war, jetzt in hellem Lichte glänzen, daß man dieſe Reſtauration daher an vielen Stellen als eine neue Schöpfung betrachten darf, und wenn je auf einen Herausgeber der Ehrenname sospitator anwendbar war, er es hier iſt.

Der Meiſter kann ſich aber nie genug thun; was Andern ſchon genügen würde, vermag ihn nicht

*) Er ſagt dort: diu est quum primum promisi me Aeschylum esse editurum. Quod nomen ut nondum exsolverim, caussae fuerunt quum labores alii, quos modo ultro suscepi modo imponi mihi passus sum, tum operis ipsius magnitudo et difficultas. Sed tamen standum promissis est, quum praesertim multi flagitent, nec quisquam me visat, quin Aeschylus quando sit prodituras quaerat. Mihi quidem haec cunctatio plus nocuit, quam Aeschylo. Vereor enim ne, quo diutius morer, eo prolixiores exspectentur commentarii, sperentque nonnulli me vel de rebus grammaticis multa dicturum, vel quaesiturum de rebus reconditis atque abstrusis, qualia quibus in mentem veniunt, habentur doctissimi. Verum haec ego aliis relinquam: mihi ab initio hoc fuit propositum, ut ea afferrem, quibus efficeretur, ut sui similior quam adhuc est, esse videretur summus poeta.

zu befriedigen: ſo kam auch Hm. nie zum Abſchluß und der Tod überraſchte ihn, ehe er die gleichmäſſige Vollendung ſeines Werkes erreicht hatte. Wir wollen hierüber M. Haupt hören, welchem Hm. im Vorgefühl ſeines nahen Endes die Beſorgung dieſer Ausgabe bekanntlich übertragen hat: — si licuisset ei eodem quo Supplices modo (welche er in den letzten Monaten vor ſeinem Erkranken durchgearbeitet hatte) ceteras etiam fabulas retractare, dubitari non potest quin non solum commentarios suos in aequabilem formam redacturus sed ipsa etiam poetae carmina novis et praeclaris inventis ad emendationis perfectionem multo propius adducturus fuisset. Neque enim senectute imminutum erat illud ingenii acumen, quo obscura perspiciebat, non debilitatus erat ille contemptor humilium animus quo Aeschyleae poesis magnificentiam cogitando felicissime assequebatur. Itaque et ultimo illo vitae anno, quum Supplices, ut dixi, perpoliret, nonnulla in quibus antea voluntati ipse suae minus satisfecerat egregie emendavit et quotiens accuratam fabularum Aeschylearum lectionem repeteret, correctioni earum aliquid incrementi accedere gaudebat. Atque haec ipsa inventorum accessio praecipue fecerat, ut edendi libri a plurimis expetiti tempus ex die in diem differret: nam quo saepius aliquid quod antea minus bene successisset feliciter perfecisse sibi videbatur, eo magis sperabat fore ut magnam partem eorum quae non essent certa emendatione restituta paullatim ad pristinum nitorem reduceret. Hierauf ſpricht er von ſeinem eigenen Verfahren: et pietatis officio et utilitati lectorum ita satisfaciendum esse putavi, ut diligenter componerem quae Hermannus per longam annorum seriem adnotavisset, omitterem tantum ea quae ipse aut delenda esse indicavisset aut inventis postea quae meliora essent reiecisset, mearum opinionum nihil admiscerem, denique rem ita instituerem ut hic liber, quoniam talem edere non possem qualem Hermannus edidisset, tamen non meus fieret, sed totus esset Hermanni. Quam rationem ibi quoque tenui, sicubi quid deprehendi quod mutaturum fuisse Hermannum non dubitarem. Als Beyſpiel dient Pers. 1008, 1016 welche Verſe nach Butler's offenbar richtiger Bemerkung ihre Plätze wechſeln müſſen, die ſie aber in Hm.'s Text noch behalten haben. Haupt's Maximen werden übrigens einer allgemeinen Anerkennung ſich eben ſo gewiß erfreuen als ſeine Bemühung überhaupt des wärmſten Dankes aller derer ſicher iſt, die eine ſolche Gabe zu würdigen im Stande ſind.

Indem wir nun von den eminenten Fortſchritten, welche die Kritik des Aeſchylus in vorliegendem Werke gemacht hat, berichten wollen, betrachten wir vor Allem die Seite, an welcher ſich das Eindringen in den Geiſt des Dichters am glänzendſten bewährt: das iſt der Nachweis und die Ausfüllung defekter Stellen.

Es war bekannt, daß ſtarke Riſſe den Text des Aeſchylus entſtellen, wie in dem letzten Kommos des Agamemnon, in der Endſtrophe der Choephoren, in der Schlußrede der Eumeniden, im Prometheus da, wo er die Wanderungen der Io beſchreibt, und ſtatt ſie gegen Oſten ziehen zu laſſen, (*πρὸς ἀντολὰς φλογῶπας ἡλωστιβεῖς*) ihr vielmehr den Weg nach dem äußerſten Weſten, zu den Gorgoniſchen Gefilden angibt; und ſo ſind auch einige andere Lücken frühern Herausgebern nicht entgangen. Aber die bey weitem größte Anzahl der Ausfälle hat erſt Hermann's ſcharfer Blick entdeckt, nachdem ſeine Vorgänger ſich mit unglücklichen Conjekturen oder nutzloſen Erklärungen abgeplagt hatten. Der Art iſt Prometheus 862 (860 Dds.). Hier iſt weder mit Prow's *δαμέντας* geholfen, das zu *δέξεται* nicht paßt, noch mit der Exegeſe von Siebelis ipsorum vero Aegypti filiorum a feminis caesorum corpora terra teget Pelasgica, denn offenbar muß die Aufnahme der Danaiden in Argos, wie ſie in des Dichters Hiketiden dargeſtellt iſt, als ein wichtiger Moment in der Erzählung berührt worden ſeyn; das Begräbniß der erſchlagenen Aegyptiaden dagegen war für den Verlauf der Geſchichte bedeutungslos. Den zur Vollſtändigkeit der Prophezeyung und auch der grammatiſchen Conſtruktion nothwendigen Gedanken ſupplirt Hermann mit den Worten: *τὸν ἐγγενῆ στόλον γυναικῶν νυμφίων* zwiſchen *δέξεται* und *θηλυκτόνῳ*. Kurz vorher, 850 (848 Ddf.), iſt die Auffaſſung, daß Zeus durch ſeine bloße Berührung der Io ihre Beſinnung wieder gebe, befremdlich und abweichend von der in den

Hiketiden öfters ausgesprochenen, daß der Gott durch einfaches Handauflegen und Anhauchen die Jo befruchte, vgl. Suppl. 298 (312 Ddf.). Elmsley wollte deßhalb den an sich untadelhaften Vers 851 ἔπαφῶν κτέ streichen; dann wäre die Erwähnung der *Διὸς γεννήματα* im nächsten Vers nicht vorbereitet. Also ist nichts zu tilgen, vielmehr eine Zeile einzureihen, deren Inhalt Hermann wörtlich so angibt: *παύσας τε μόχθων τῶνδε γιτύει γόνον*. Zu 897 erzeugt die Note das fehlende antispastische Wort mit dem auch bey Soph. Ant. 987 gebrauchten Epitheton der Mören *μακραίωνες*, wie in den Hiketiden 121 der Gleichklang der Antistrophe *ἀδμήτας ἀδμήτα* durch Hermann's *παντάρχας παντόπτας* die unerläßliche Responsion gegeben wird. Diese Tragödie ist mit Lücken sehr stark behaftet. Eine darunter fällt zur Hälfte Plutarch de non suaviter vivendo secundum Epicurum p. 1090, a. *ἀλλ' ὥσπερ ἐν θαλάσσῃ κατ' Αἰσχύλον ὠδῖνα τίκτει νὺξ κυβερνητῇ σοφῷ καὶ γαλήνη* aus, in den letzten Worten liegt nämlich, wie der Englische Herausgeber des Aeschylus, Paley, erkannte: *κἀν ᾗ γαλήνη*, wozu, um den Vers voll zu machen, Hermann das Hemistich *νήνεμος δ' εὐδῇ κλυδών* fügt. Sonst drängten sich die Defekte 300, 348, 558 auch früher auf, indem an der ersten Stelle die der Frage nach Epaphus Geschlecht fehlt; 348 und 558 zeigt den Ausfall schon die Vergleichung der Strophen, nur wußte man an beyden letzteren entweder den wahren Sitz der Lücke nicht zu bestimmen oder ließ sich durch Interpolationen die Möglichkeit der Herstellung entziehen. Aber in 197, 218, 297, 464, 914, 917, 941, 969 scheint man die Unterbrechung des Zusammenhanges nicht einmal empfunden zu haben. Und doch muß 197 der Aufforderung, den Hahn des Zeus, d. h. den Helios anzurufen, die Frage des Chors vorhergegangen seyn, zu welchem Gott er ferner beten solle; 218 ist der Uebergang von dem Gericht, welches des Frevlers in der Unterwelt warte, zu der Ermahnung, dem herannahenden König Pelasgus gehörig Rede zu stehen, ganz unmotivirt, daher mehr als ein Vers daselbst weggefallen seyn mag. In dem Gespräch des Königs mit dem Chor besteht dieser eine Art Examen über das Schicksal der Jo und ihres Geschlechtes; hier sind in den frühern Ausgaben die Personen einigemale verwechselt, so daß z. B. Pelasgus 296 (311 ed Ddf.) selbst erzählt, statt zu fragen, oder die Aussage des Chors zu bestätigen; daher es unbemerkt blieb, daß die Worte des Chors *καὶ Ζεὺς γ' ἐφάπτωρ κτλ.* die jetzt fehlende Frage voraussetzen: „und hier fand sie also Ruhe nach langer Mühsal?“ Will man 463 das allem Anschein nach ganz unverdorbene *σὺ μὲν* nicht, wie Schütz gethan, corrigiren und *ἴθ' οὖν* daraus machen, was eine sehr starke und darum unwahrscheinliche Aenderung ist, so kann freylich der unmittelbare Uebergang zu *κλάδους τε* nicht geduldet werden, aber hier bleibt noch der Ausweg übrig, der sonst hinkenden Construktion durch Einschiebung eines ganzen Verses aufzuhelfen; dieser lautet bey Hm.: *ἴθ' ὡς τάχιστα τήνδ' ἑρμώσας ἕδραν*. Jenes *σὺ μὲν* setzt allerdings eine Responsion voraus, welche Pelasgus aber im Sinne behält, bis ihn die Danaiden erinnern, was er denn für sie anzuordnen für gut finde (488). In 917 ist die Corruption sehr complicirter Art: die Versetzung der Worte *οὗτοι δικάζει — ἀτολακτισμοὶ βίων* (hier 914 sqq. bey Dindorf 934 sqq.) und die arge Entstellung des Verses 912 = 950 Ddf. sind Ursache, daß man auf einen hier bestehenden Defekt gar nicht aufmerksam wurde. Nämlich jene Drohung: *οὗτοι κτέ.* darf der Herold erst da fallen lassen, wo Pelasgos seine unverholene Erklärung ausgesprochen und ihn, den mit grober Verletzung des Völkerrechtes Auftretenden weggewiesen hat, also erst nach dem Vers 911 = 949 Ddf., worauf sie aber nicht ohne Weiteres folgen kann; sondern die Erwiederung des Herolds mußte mit den Worten *εἴ σοι τόδ' ἡδύ* (nach Hm's. Emendation) beginnen. Aber sowohl diese, als der Schlußsatz 918 = 951 stehen isolirt da; nach den erstern und an den letztern ist jetzt die Lücke unverkennbar. Ferner enthält die anapästisch gefaßte Antwort des Königs auf das, was der Chor vorher in demselben Metrum dankerfüllt vorgetragen hat, keine vollständige, alle Punkte der vorhergehenden Ansprache erledigende Erwiederung: gewiß hat Pelasgus in eben so vielen Dimetern dieselbe ertheilt, als das von der Chorführerin der Danaiden recitirte Systema zählte: demnach fehlen drey Dimeter vor *ξὺν τ' εὐκλείᾳ κτέ.* Endlich ist nach 969 der argen Corruption dieser Stelle nicht abzuhelfen, wenn nicht ein Vers eingeschoben wird;

die Unentbehrlichkeit desſelben ergibt ſich ſchon aus der Mangelhaftigkeit der Aufzählung, denn zu den πεδοστιβῆ und πτεροῦντα müſſen die νηκτὰ hinzu kommen, um das Thierreich vollſtändig zu claſſificiren. Von den Thieren gilt nun ebenfalls, wie von den Menſchen, daß ſie der weiblichen Reife nachjagen: vor καρπώμαθ' ἃ στάζοντα κηρύσσει Κύπρις muß alſo der entſprechende Begriff angebracht geweſen ſeyn, Hm. ſtellt ihn her, indem er das Fehlende in dem Vers καὶ νηκτὰ πάντως ἐστὶν ἁρπάζοντ' ἰδεῖν erſetzt. Wie aber die Liebesgöttin die vorhandene Reife verkündet, wehrt ſie auch den Angriff auf des noch nicht ſo weit Gediehenen ab: das unerklärliche κἄλωρα κωλύουσαν ὡς μένειν ἐρῶ muß den Gegenſatz enthalten: κἄωρα κωλύουσά θ' ὡς μ. ὄρῳ, wie wir jetzt leſen; deutlicher wäre, wenn man ſchriebe ἀ̓ώρα κωλύουσ' ἄμ' ὡ. μ. ὀ.

(Fortſetzung folgt).

Excerptorum ex C. Plinii Secundi naturalis historiae libro XXXV.

(Schluß.)

Leichter würde er zum Ziele gekommen ſeyn, wenn er, da die Bamberger Handſchrift das Pronomen ei nach cothurnus nicht hat, geſchrieben hätte: Cothurnus et gravitas artis multum a Zeuxide et Apelli abest, wozu der Zwiſchengedanke im Gegenſatz zu dem vorausgehenden venustas zu ergänzen iſt: „Daß ihm die ernſtere Würde dabey abgeht, iſt nicht zu verwundern, denn“ ꝛc. ꝛc. Im Folgenden kann ſich Ref. mit den Worten huius fuerat aetatis immer noch nicht recht befreunden. Er hat früher fuit zu leſen vorgeſchlagen, was Hr. E. mit Stillig mißbilligt. Dieſer ſucht in dieſen Worten den Sinn: „er hätte oben bey Apelles, vor §. 98 erwähnt werden ſollen;“ allein dieß würde Plinius, wenn auch das Plusquamperfectum ſo gerechtfertigt erſcheint, wohl nicht mit huius aetatis ausgedrückt haben. Weniger klar iſt das Plusquamperfectum in der von Hrn. E. vorgeſchlagenen Verbindung, in welcher noch dazu Aristides Thebanus in einem andern Caſus erſcheint, als in den Handſchriften, und ſchreibt man, was er auch nicht für ungeeignet hält, mit den älteren Ausgaben: Qui fuerat huius aetatis, Aristidis Thebani discipuli, ſo erſcheint das Relativum offenbar als Interpolation. Ref. hält daher dieſe Worte für verdorben, und vermuthet, das Urſprüngliche habe eine Beziehung auf die Kunſt enthalten. Sollte vielleicht in der Urhandſchrift geſchrieben geweſen ſeyn: FVIERES ARTIS, d. i. fuit heres artis?*) In dieſem Falle müßte huius auf Apelles bezogen werden. Uebrigens würde Ref. gerne einer andern Vermuthung ſeine Zuſtimmung geben, in welcher huius auf Ricophanes bezogen werden könnte, der doch hier die Hauptperſon iſt, während Zeuris und Apelles nur gelegentlich, wie in einer Parentheſe, angeführt ſind; am paſſendſten wäre zur Begründung der Aehnlichkeit mit Apelles ein Wort, das einen Lehrer bedeutete.

Wenn ſich Ref. auch nicht im Stande ſieht, ſofort dieſe vielfach beſprochene Stelle in's Reine zu bringen, ſo fühlt er ſich dem Hrn. Elſter doch zu Dank verpflichtet, daß er ihn auf's Neue auf die Mißſtände in denſelben aufmerkſam gemacht hat, und er bekennt überhaupt, daß er durch dieſe Programme nicht nur manche Anregung zur näheren Erforſchung ſowohl einzelner Stellen des Plinius, als verſchiedener Punkte der alten Kunſtgeſchichte erhalten hat, ſondern auch dem in den Anmerkungen niedergelegten Schatze einer aus gründlicher Forſchung hervorgegangenen Gelehrſamkeit manchfache Belehrung verdankt, ſo daß er in ſeinem, wie im allgemeinen Intereſſe den Herrn Verfaſſer ermuntern möchte, ſeine Plinianiſchen Studien in weiterer Ausdehnung der Oeffentlichkeit zu übergeben.

L. v. Jan.

*) Erſt nachdem Ref. dieſe Vermuthung niedergeſchrieben hatte, traf er auf die Stelle: 36, 24. Praxitelis filius Cephisodotus et artis heres fuit.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Aeschyli tragoediae, etc.

(Fortsetzung.)

Mittelst dieser Ergänzungen gewinnen, wie jedem kundigen Leser einleuchten muß, mehrere Scenen erst den rechten Sinn, da alle Versuche, ohne dieselben auszukommen, nothwendig mißlingen müssen. Nur an einer Stelle vermag Ref. nicht, sich von dem Bestehen eines Defekts zu überzeugen, diese ist 882, wo Hm. nach den Worten des Königs: *ξένος μὲν εἶναι πρῶτον οὐκ ἐπίστασαν* den Ausfall von zwey Versen vor der Entgegnung des Herolds: *πῶς δ' οὐχὶ τἀπολωλόθ' ἑυρίσκων ἐγὼ* statuirt; in der Anmerkung dazu bemerkt er unter Anderm: respondere debebat praeco „quomodo non nemini enim iniuriam facis.“ Tum regem dicere oportebat „at has virgines vi abducere conaris“. Sine dubio initium idem duorum versuum *πῶς δ' οὐχὶ* caussa fuit omissionis. Diese allerdings sehr logische Folge brauchte nicht eingehalten zu werden, wenn der Herold in seiner Antwort zugleich den Vorwurf des Unrechts, welcher in dem Ausspruch des Pelasgus schon enthalten war, abzulehnen suchte; etwa in dieser Form: *πῶς δ' οὐχί; τἀπολωλόθ' εὑρίσκων ἄγω.* Das noch von Hm. beibehaltene *ἐγὼ* leidet überdieß daran, daß so ein bedeutungsloses Wort stark accentuirt ist. Eher mögen 271 und 961 einer solchen Cur zu unterwerfen seyn, wo zwar das Lückezeichen ausgeblieben ist, der Gedanke aber offenbar einer Vervollständigung bedarf: dort mußte Pelasgus sagen, er glaube, daß den Danaiden die auf Kamelen reitenden Indischen Weiber ähnlich seyen; hier Danaus seine Töchter vor übereilter Hingebung warnen und Vorsicht anrathen, deren Erfolg erst seyn konnte: *ἀγνῶθ' ὅμιλον ὡς ἐλέγχεσθαι χρόνῳ.*

In den Sieben gegen Theben zeigt der Dialog nur eine Lücke, nämlich vor 1036 *ἔρις περαίνει*, welchen man gewöhnlich mit dem folgenden der Antigone zutheilt. Da aber so die Stichomythie aufgehoben würde, hat Blomfield den bezeichneten Vers als unächt eingeklammert; mit Unrecht, denn das *μὴ μακρηγόρει* der Antigone 1037 bezieht sich auf jenen Ausspruch, der also dem Herold angehört; sie will damit sagen: du brauchst auch nicht weiter mit mir zu hadern, denn ich bleibe bey meinem Vorsatz. Mithin war das entgegengesetzte Verfahren einzuschlagen, was schon daraus sattsam erhellte, daß die Behauptung des Herolds, Polynices habe an allen Thebanern sich gerächt, statt an dem einzigen Eteokles, von Antigone nicht widerlegt wird. Diese wird erwiedert haben, was jetzt Hm. sie sagen läßt: *οὔ γε ξυνηδίκησαν ὑβρίσαντί νιν.* Oefter haben die lyrischen Partieen gelitten, wie der Klaggesang der Schwestern, wo der Parallelismus mehrere Ausfälle über jeden Zweifel erhebt; so kann nicht, wie Lachmann angab, 939 Antigone *πρόκεισαι* ausrufen und Ismene *κατακτάς*, sondern dem *πρ. κ.* der Antigone müßte in gleicher Vollständigkeit entsprechen *πρ. φονευθείς.* Aehnlicher Art sind die Lücken 982 und 984. Im ersten Chor ergänzt Hm. 147 nach *Διόθεν* ein *μόλοι* oder *ἔπαιτῶ* und übersetzt das folgende *π. ἀ. τέλος* mit purum et vacuum scelere exitum belli. Sollte nicht eher Apollo, der eben angerufene, als die von

Zeus gesandte, die Schlacht leitende heilige Macht zu betrachten, also μόλοις zu suppliren seyn? Ohne nähere Bestimmung des Fehlenden ist 300 nur die Lücke bemerkt; Dindorf's ῥύτορες ἔλθετ' εὔεδροι verdiente jedenfalls eine Erwähnung; indirekt scheint sich Hm. dagegen zu erklären, wenn er den Ausfall nach εὔεδροι setzt. Bey καὶ πολυνεικεῖς 810 verfielen Bothe und Dindorf in einen ähnlichen Mißgriff wie 1036 Blomfield, indem sie auch das Aechte aber eines entsprechenden Zusatzes bedürftige verwarfen, statt ihm sein Correlat zuzugesellen: wenn der Chor von den bedeutungsvollen Namen beyder Brüder spricht, kann er nicht bloß den des Polynices anspielend berühren, und den des Eteocles übergehen, was im bisherigen Text geschah, von Hm. aber vermieden wird durch die Ergänzung κλεινοί τ' ἐτεόν. Auf die 118 angenommene Lücke müssen wir unten zurückkommen.

Die erste Hälfte der Perser ist ganz unversehrt erhalten, ein ansehnlicher Defekt aber in der zweyten an einer noch dazu historisch sehr wichtigen Stelle zu beklagen, der nämlich, wo Darius von seiner Verschwörung gegen Smerdis, oder Mardos wie er hier genannt wird, spricht; so daß wir von den Mitverschwornen nur die Namen Maraphis und Artaphrenes erfuhren. Letzterer heißt bey Herodot III, 10. Intaphernes, bey Ctesias (p. 132 ed. Bähr) Artaphernes, dem Maraphis entspricht dort kein Name. In dem verlorenen Theil der Rede des Darius war sicher auch die Rede davon, daß das Loos den Nachfolger des Herrschers bestimmen sollte; dieser selbst, der den längern Besitz des Persischen Thrones nur einer Täuschung verdankte, hieß deßhalb hier ὑπόξυλος, wenigstens kann der Scholiast des Hermogenes Rhet. Gr. V, 486 ed. Walz dieß Wort kaum sonst wo in der Tragödie gelesen haben. Ferner ist noch 804 ein Vers, wo nicht mehrere weggefallen, in welchem Xerxes genannt war, denn nur auf diesen kann sich 806 λείπει beziehen. Schütz, vielleicht durch den Scholiasten verleitet, ist über diese beyden Klüfte leichten Fußes hinweggegangen. Um so weniger darf man ihm verargen, wenn er 892 nichts vermißte, wo Hm. mit Hülfe des von Athenaeus III, 68, 6. aus den Persern citirten νηριτορόφους zwey anapästische Dimeter einschiebt (d. h. in den Anmerkungen): τὰς ἀμφιρύτους ἢ περὶ νήσους νηριτορόφους ἀπόλωλεν. In 955 ist mit dem fehlenden monometer anap. wahrscheinlich nur ein jetzt unersetzlicher Persischer Name verschwunden. Stark verstümmelt ist der threnetische Schluß des Dramas, wo aber die Responsion der ganz kurzen Strophen, und die genaue Symmetrie im Gebrauch derselben oder gleichklingender Wörter, namentlich der Interjectionen, bey der Herstellung gute Dienste geleistet hat.

Auch von Agamemnon ist der erste Theil nirgends unterbrochen, wenn wir Ausfälle eines Wortes wie 110 und 141 abrechnen; der zweyte aber hat an vielen Stellen starke Lücken. Sprechen wir zuerst von der Schlußscene, wo schon die bereits von Wellauer bemerkte Entsprechung der Verse 1586 — 93 mit 1605 — 12, 1594 — 6 mit 1602 — 4, auch 1580 — 5 mit 1613 — 18, wie Wellauer ebenfalls erkannte, in Bezug zu setzen gebietet, was die aus Inhalt und Construction hervorgehende Annahme vom Ausfall zweyer Jamben nach 1582 und 1606 vollends bestätigt. Nur hat W. darin gefehlt, daß er die erste Lücke nach 1580 notirte; hier ist der Zusammenhang nicht unterbrochen, wohl aber das Asyndeton, welches 1583 mit οὔ φημ' eintritt, zu grell; man vermißt die Motivirung, welche Hm. in den Worten τοίγαρ στυγηθεὶς δυσθέοις τολμήμασιν gibt „ut pro ἀλύξεις mutata constructione illatum sit οὐ φημ' ἀλύξειν." Diese Anakoluthie war durch Anwendung von στυγητὸν zu vermeiden, sonst wird man an der Richtigkeit der Ausfüllung nicht zweifeln können. Bey weitem fühlbarer ist die Unterbrechung nach 1606, indem sowohl der Gedanke dieses Verses nicht vollendet, als auch der des folgenden nicht eingeleitet ist; beyden Uebelständen hilft trefflich Hm's ὥστ' ηὐλαβεῖτ' ἂν· νῦν δ' ἐγὼ κρατῶν δόμων ab. Im trochäischen Finale der Scene hat man früher denselben Fehler begangen, wie 1580, nämlich den wahren Sitz der Lücke nicht erkannt; man ließ den Chor den Aufruf zum Kampfe zweymal mit εἶα δή beginnen, uneingedenk der Gewohnheit des Aeschylus, im heftigen Wortwechsel dieselben Ausdrücke beyden schroff einander gegenüberstehenden Personen in den Mund zu legen, so muß hier erst Aegisthus seine Traban-

ten auffordern: *εἶα δή, φίλοι λοχῖται, τοὔργον οὐχ ἑκὰς τόδε*, dann der Chor, gleichsam parodirend, ausrufen: *εἶα δὴ ξίφος κτλ.* Zwischen diesen Versen kann also nichts fehlen, vielmehr zerstört die Annahme eines Ausfalls hier völlig den Effekt der Stelle; dagegen ist offenbar die Erwiederung des Chors auf die Drohung des Aegisthus *ἀλλ' ἐπεὶ δοκεῖς κτλ.* verloren gegangen, merkwürdigerweise aber von Niemanden früher vermißt worden. *)

Andere sichere Nachweisungen der Art entdecken wir in den Anapästen, welche 749 — 775 der Chor an Agamemnon richtet. Hier leitet die nicht zu bezweifelnde Responsion auf den Defekt eines Paroemiakus nach *βιαζόμενοι*, welchen Hm. durch *δυσαρεσκόμενοι γελάσαντι* ausfüllt; vor 776 fehlt der im Zusammenhang der Rede unentbehrliche Beysatz *σοῦ ἀφεστῶτος*, womit zugleich der dem vs. 769 entsprechende Monometer gegeben ist. In ähnlicher Art wird die Unvollständigkeit von 1296 erwiesen, welcher vs. wie der entsprechende 1300, ein dim. cat. seyn muß, und eine annehmliche Ergänzung *διὰ παντὸς* in der Note vorgeschlagen. Nicht das Metrum, aber die Situation drängt zu der Annahme eines Ausfalls nach 1400, wo man die Forderungen der Grammatik ohne eine solche Voraussetzung mittelst der leichten Correktur *τῆσδ' ὁ λιμαντήριος* befriedigen könnte; aber es ist nicht glaublich, daß Klytemnestri hier unterlassen haben soll, von dem Opfer Iphigeniens zu reden; sie that das etwa mit den Worten, die Hm. angibt: *ἀνὴρ θυγατρὸς τῆς ἐμῆς φονεὺς ὅδε*. Zur Behandlung der großen Schwierigkeiten, welche die letzte Rede der Kassandra besonders in den Versen 1283 — 5 durch ihren lückenhaften Zustand hervorbringt, hat Hm. sehr zweckmäßig eine Glosse des Hesychius benützt: *ἀσκεύοις ψιλοῖς ἀπαρασκεύοις· Αἰσχύλος Ἀγαμέμνονι*. Demnach ist von der Seherin hier, wenn wir uns nicht sehr täuschen, der Gedanke ausgesprochen worden, daß für Agamemnon und sie, die beyde wehrlos hingemordet worden, die Rächer einst ihre Pflicht in ganz gleicher Weise erfüllen möchten, indem sie das ehebrecherische Paar ebenfalls unbewaffnet überfielen. Kassandra stellt ihr Schicksal mit dem Agamemnons hier zusammen, wie 1274 und betrachtet den Orestes auch als ihren Rächer schon oben 1238. Aus diesem Grund vermögen wir nicht durchaus Hm's Ansicht beyzutreten, wenn er schreibt: „Neque vero suos ultores recte diceret Cassandra: non enim ipsam, sed Agamemnonem vindicaturi venient. Quare illud *τοῖς ἐμοῖς τιμαόροις* ortum esse videtur ex eo quod mox in eodem versus loco sequitur *τοῖς ἐμοῖς*, ab Aeschylo autem haec tali fere modo scripta esse puto: *ἡλίῳ δ' ἐ. π. ὑ. φ. βασιλέως τιμαόρους ἴσας δίκας φανέντας ἀσκεύοις ὁμοῦ ἐχθροῖς φονεῦσι τοῖς ἐμοῖς τίνειν ἐμοῦ δ. Θ. ε. χ.* und erlauben uns mit dankbarer Anwendung des gewonnenen Materials einen eigenen Vorschlag anzuschliessen, dem zu Folge der Text so lauten würde: *ἡλίῳ δ' ἐ. π. ὑ. φ. τοὺς ἐμοὺς τιμαόρους καὶ βασιλέως φανέντας ἀσκεύοις ὁμῶς ἐ. φ. τ. ἐ. Θεῖναι μόρον δ. Θ. ἐ. χ.*

Von den Choephoren ist bekanntlich der Eingang in den Handschriften nicht erhalten, sondern nur Bruchstücke durch Citationen des Aristophanes in den Fröschen und der Scholiasten zu Pindar und Euripides. Was dazwischen und bis zu der Stelle fehlt, wo der handschriftliche Text beginnt, hat in sehr ansprechender Weise Thiersch ergänzt in der Abhandlung: „de locis quibusdam Aeschyli lacunosis aut versuum transpositione sanandis scripsit et in consessu classis I die IV Julii anni MDCCCXLVI exhibuit Fridericus Thiersch. Hm. füllt nur was zwischen dem dritten und vierten Vers verloren gegangen ist, mit drey eigenen Versen aus, wo Thiersch deren fünf hat, welche am Schluß fast wörtlich mit denen Hm's übereinstimmen, diese lauten: *οὖ δὴ βιαίως ἐκ γυναικείας χερὸς δόλοις λαθραίοις ὑμὸς ὄλλυται πατήρ*; jene: *καὐτὸς βιαίως ἐ. γ. χ. δ. λ. δυσκλεὴς τ' ἀπώλετο.* (l. c. 26). Das Uebrige, wovon Ref. schon früher in den Heidelberger Jahrbüchern (1850, p. 716. sqq.) Bericht erstattet hat, wird man lieber in der Abhandlung selbst nachlesen. Die Scene in welcher Elektra zuerst mit dem Chor, dann mit Orestes sich unterredet, ist an nicht weniger als fünf Stellen lückenhaft, 99, 122, 184, 204, 229, was allerdings den frühern Herausgebern durchaus entgangen war. Die erste ist überdieß wesentlich umgearbeitet, indem der bisherige Schlußvers in Elektra's Rede *λέγοις*

*) Vergleiche die Anmerkung am Schlusse der Anzeige.

ἂν — ὑπέρτερον, mit der Aenderung στέγοις nach τάφον πατρὸς ſeinen Platz erhalten hat, und dieſer vorhergehende ebenfalls verändert iſt in λόγοις ἂν οἷσπερ ἦ. τ. π. Den Inhalt des nach ὑπέρτερον weggefallenen bezeichnet Hm. dießmal nicht näher, ſondern bemerkt nur, daß darin χοὰς oder ein anderes Wort von ähnlicher Bedeutung geſtanden haben müſſe. Daß 122 einige Verſe ausgefallen ſeyen, weil der Abſchreiber von einem φίλον τ' Ὀρέστην auf das andere gerathen war, zeigte Hm. ſchon in den Wiener Jahrbüchern, C. 170. In 185 weiſt ἐμὴ δὲ μήτηρ, wofür man ohne Erfolg ἐμή γε in Vorſchlag gebracht hat, auf eine andere Beziehung, in welcher Klytämneſtra ſtand (zu Aegiſthus) hin, deren nähere Beſtimmung mit den Worten ἥ τοῦ μὲν αἰσχυντῆρος Αἰγίσθου δάμαρ ausgedrückt ſeyn konnte. Auf ἥ κτανοῦσα das ἐμὴ δ. μ. zu beziehen, geht nicht an, man müßte denn eine ganz ſchiefe Art, ſich auszudrücken, dem Dichter aufnöthigen wollen. Weiterhin, 204, wo Elektra von verſchiedenen Spuren ſpricht, kann ſie nur die einen mit ihren eigenen Fußtapfen vergleichen, und mußte ausdrücklich hinzufügen, daß die des Begleiters nicht auf die ihrigen paſſen, ſonſt wäre die Erwähnung desſelben zwecklos. Hier war alſo ſtatt des von Schütz gebrauchten Zeichens unnützen Ueberfluſſes, des den vs. 202, 203, 205 beygefügten uncus, das entgegengeſetzte des Mangels anzubringen. Daß 228 ein zu θήρειον γραφὴν ſupplirtes βλέψον oder βλέψασα genüge, um den Satz als vollſtändig zu betrachten, wie Wellauer meinte, wird kein unbefangener Leſer des Aeſchylus zugeben; überdieß muß die Verszahl in der Rede des Oreſtes 11 ſeyn, wie in der Rede der Elektra; eine gleiche Symmetrie beſteht zwiſchen 243—251 und 252—260. Bey der Erſcheinung der alten Amme (716) äuſſert der Chor ἔοικεν ἀνὴρ ὁ ξένος τεύχειν κακὸν. Doch bewirkt der Fremdling ſelbſt kein Unglück, ſondern bringt nur Trauer in das Haus, wie das verweinte Geſicht der Amme zeigt. Hieraus folgt, daß τεύχειν nicht der richtige Ausdruck ſeyn könne; Hm. läßt dafür τυχεῖν eintreten; das dazu gehörige Particip ſtand in dem folgenden ausgefallenen Vers, deſſen Inhalt er in die Worte faßt: δόμοισι πένθος θεὶς νέοις ἀγγέλμασιν. In dem folgenden Chor, der an Verderbtheit unter den Aeſchyliſchen keinen ſeines gleichen hat (770 — 823), war es ſelbſt ſchwer, Lücken nachzuweiſen, wie es an zwey Stellen 793 und 823 geſchehen iſt, ohne Angabe jedoch des Gedankens in den verlorenen Verſen. Dieß iſt 850 nicht unterblieben; die Note ergänzt hier πλοῦτόν τε δόμων, weil ſchon ἀρχάς τε einen ſolchen Zuſatz erwarten läßt. Mit ἀρχαῖς τε würde zwar der Conſtruction nachgeholfen, aber für den Gedanken des Chors keine vortheilhafte Veränderung getroffen werden. Am Schluß von der letzten ῥῆσις des Oreſtes läßt Hm. die Auskunft, daß zu ἀπόξενος (1038) ein εἶμὶ oder ἔσομαι ſupplirt werde, nicht gelten, ſondern hält dafür, daß der Schlußvers fehle; man wird auch nicht in Abrede ſtellen können, daß die letzten Worte, wie ſie jetzt daſtehen, kein befriedigendes Ende bilden.

In den Eumeniden hat die Rede der Pythia zwey Lücken; die erſte vor 25, wo Βρόμιος ohne folgendes δὲ (und es fehlt in den codd.) ein ſtörendes Aſyndeton, mit demſelben verſehen einen Anapäſten in einer dem Aeſchylus ungewohnten Weiſe hervorbringt; ſodann nach 50, wo die Prieſterin ſowohl angeben mußte, worin die im Tempel ſchlafenden Frauen von den Gorgonen, mit denen ſie dieſelben verglichen hat, auch wieder verſchieden ſeyen, als auch die Harpyien genannt haben wird. Die Lückenhaftigkeit der Stelle, welche bereits Wakefield empfand, iſt zu unſerer großen Verwunderung noch ganz kürzlich beſtritten worden. Daß το πεσοῦσαι das verbum finitum vertreten könne, glaubten bisher viele Exegeten des Dichters, Hm. ſpricht dem Particip des Aoriſts dieſe Fähigkeit ab, und bezieht es hier auf einen nothwendig zu ergänzenden Satz ἐν τοῖσδε τοῖς θρόνοισιν ἀσθενεῖς πάρα.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Aeschyli tragoediae, etc.

(Fortsetzung.)

Mit Recht würde vs. 476 *θεσμὸν — χρόνον* nach Wellauers Ansicht für verdorben gelten, wenn er mit dem vorhergehenden ohne Unterbrechung zusammenhinge. Das ist aber gerade nicht der Fall; reiht man zwischen beyde mit Hm. ein *σέβειν κελεύσω τῶν ἐμῶν ἀστῶν πόλιν*, so hört *τὸν* 476 auf, das ganz sprachwidrig hinter sein Substantivum gestellte Demonstrativum zu seyn, es wird relativ in der Form, welche die Tragödie öfters wählt, wenn die gewöhnliche dem Metrum widerstrebt. Eine ansprechende Ausfüllung, auf welche Hm. nach mehreren früher angestellten minder glücklichen Versuchen gekommen ist, erhalten wir 560, wo die Subjecte zu *μαθεῖν θεσμοὺς ἐμοὺς*, wie der allgemeine Ausdruck *πόλιν τε πᾶσαν* verräth, diesem letzten in speciellerer Angabe vorhergegangen seyn müssen; das waren aber die Parteien, also: *καὶ τὸν διώκοντ' ἠδὲ τὸν φεύγονθ' ὁμῶς*. Das folgende *τῶνδε* deutet auf die Areopagiten: damit die Prozesse von diesen in aller Zeit richtig und gerecht abgeurtheilt werden, sollen die Parteien jetzt, und die ganze in den Anwesenden vertretene Stadt auf die von der Göttin verkündeten Satzungen achten. In 632 wird die Richtigkeit der Worte *τὰ πλεῖστ' ἀμείνων'* behauptet und die Uebersetzung rebus plerisque bene gestis, übrigens ohne Belag hinzugefügt. Ehe dieser geliefert ist, wird es erlaubt seyn, daran zu zweifeln und an die Stelle von *ἀμείνων'* ein provisorisches *ἀμέμπτως* oder *ἀμώμως* zu bringen. Eher wird man die Erklärung von *εὔφροσιν δεδεγμένη*, daß es sich auf die geheuchelte Freundlichkeit der Klytämnestra beziehe, billigen, ferner zugeben, daß die Erzählung nicht von diesem Moment des Empfangs ohne weiteres auf den überspringen kann, wo sich Agamemnon aus dem Bad erhebt; also auch hier der Ausfall eines, wo nicht mehrerer Verse keinem Bedenken unterliegt. Bald nachher, vor 656 *οὐδ' ἐν σκότοισι κ. τ.* hat Aeschylus dem Gegensatz, welcher Athene als die Tochter auszeichnete, die sich aus Zeus' Haupt gewaffnet aufschwang, gewiß nicht im Sinne behalten. Ferner muß 844 *ὅσην* entweder in *ὅσ' ἂν* abgeändert werden, oder es bezog sich, wie schon Dindof urtheilte, auf ein Substantiv, das mit dem ganzen Vers 843 verloren ging. Ueber die sehr große Lücke nach 1009 ist schon oft die Rede gewesen.

So häufig der Text an diesem Gebrechen leidet, so selten ist der entgegengesetzte, daß ihm fremde Zusätze ankleben. Nur in zwey Stellen ist eine längere Interpolation erwiesen: Sieben 495 sqq. Eum. 759 — 766, und zwar in letzterer nur von W. Dindorf, dessen Bemerkung: versus non Aeschyli, sed ab homine scripti, qui quae breviter graviterque versibus praecedentibus dixerat Aeschylus, loquacitate sua ineptissime dilatavit, oratione usus quam emendare frustra conati sunt critici wir nicht umhin können beyzupflichten; 759 — 762 sieht wie eine Imitation von Oed. Col. 621, 2 aus; und die Drohungen, welche Orestes gegen die zukünftigen Uebertreter seines Vertrags äußert, reimen sich schlecht mit der Versicherung,

daß nie ein Argiverheer in Attika einfallen werde. An dem übel gerathenen Vers 766 ist wohl jeder Verbesserungsversuch verschwendet. Um so mehr ist es zu verwundern, daß Hm. diese Stelle als ächt behandelt, und der abweichenden Ansicht in keinem Worte gedenkt. In der Verwerfung von Sieb. 495 — 501 stimmen beyde Kritiker so weit überein, daß Hm. 496, 7 dem Dichter läßt, wodurch die Entstehung der vier letzten Verse erklärlich wird; dadurch erhält auch die Rede des Eteokles einen befriedigenden Schluß. Einzelne Verse, die Hm. einschließt, sind Eum. 790: *μὴ θ. μ. ἀ. τ.* offenbar ein versificirtes Glossem und 835 *καίτοι γε μὴν σὺ κἀγὼ ἐμοῦ σοφωτέρα*, doch diesen möchte Ref. nach Thiersch's und Wieselers Vorgang, der *καὶ τῷ μὲν εἶ σὺ* emendirt, nicht aufgeben, da das *φ. θ. κἀμοὶ* in den nächsten Versen sonst keinen Sinn hat. Als unnützes Citat wird Eum. 283 hier wie früher bezeichnet, auch Sieb. 582.

Etwas zahlreicher sind die Fälle, wo sonst durch Versetzung von Versen das Verständniß dieser Tragödie erschwert wurde. Im Einzelnen war hierin von früheren Herausgebern hie und da eine richtige Bemerkung gemacht, z. B. von Bothe Suppl. 874, die Beziehung der Rede des Herolds *πολλοὺς ἄναχτας κτλ.* auf den Hülferuf des Chors *ἄναξ* erkannt, welcher noch bey Dindorf zwey Verse weiterhin zu stehen kömmt, statt ihm voranzugehen; deßgleichen erinnerte schon Williams, Suppl. 193 müsse das vulgo von *Ζεὺς — ἴδοι* durch drey dazwischen fallende Verse getrennte *ἴδοιτο δῆτα* unmittelbar darauf folgen, weniger leuchtete ihm ein, daß 195 eine Zurechtweisung des Chors wegen des unzeitigen Wunsches *θέλοιμ' ἄν κτλ.* enthalte, und ebenso 197 sich auf das Gebet *ὦ Ζεῦ* beziehe. Diese beyden Verspaare hatten vordem (einschließlich der letzten Ausgabe Dindorfs) statt der Folge 1, 2, 3, 4 und statt daß vor 1 der Vers *ἴδοιτο δῆτα κτλ.* zu stehen kömmt, diese: 2, 1, 3, *ἴδοιτο δῆτα*, 4. Die Nothwendigkeit einer andern Transposition, nämlich der Verse ib. 912, welche bereits oben berührt werden mußte, hatten allerdings Schütz, Burgeß und Wellauer empfunden, aber sie vermochten den Versen 913, 914 — 17, 918 ihren gehörigen Platz doch nicht anzuweisen: er konnte auch so lange nicht ausfindig gemacht werden, als die Lückenhaftigkeit der ganzen Stelle nicht wahrgenommen worden war. In den Versen hat in den codd. gleich zu Anfang, vs. 11, eine sinnlose Versetzung das *βαΰζει* von seinem Subject *θυμὸς* weggerissen und zu *ἰσχὺς Ἀσιατογενὴς* gefügt, so daß das asiatische Heer sich selbst vermissen und nach sich schreien würde, denn das *νέον ἄνδρα* bedeutet natürlich nichts Anderes, als die streitbare Mannschaft Asiens. Vergebens schlug Valckenaer zu Eur. Phoen. 1489 die Aenderung *ᾤχωκε νέον· Περσὶς δ' ἐὸν ἄνδρα βαΰζει* vor, die schon darum mißglücken mußte, weil *ἄνδρα* offenbar nur eine durch jene Versetzung erst veranlaßte Interpolation ist. Allem wird jetzt abgeholfen durch Hm's. Verbesserung *θυμὸς, ἔσωθεν δὲ βαΰζει. πᾶσα γὰρ ἰ. Ἀ. ᾠ. νέων.* Für die richtige Anordnung der Verse im Agamemnon 1161 — 4, und 1243, welcher letztere sonst auf 1249 folgte, hat Hm. längst Sorge getragen, eine ganz neue Behandlung haben aber die in der Schlußscene 1625 sqq. erfahren, und so ist denn die mit vielen trostlosen Versuchen geplagte Rede der Klytämnestra endlich lesbar geworden. Wesentlich ist dabey die Verpflanzung des Verses *σώφρονος γνώμης κτλ.*, welcher sonst in der Antwort des Aegisthus am Schlusse stand (1635) in die *ῥῆσις* der Königin nach 1627; zugleich mußte der Ausgang des Tetrameter durch den Zusatz *αἶσχος μέγα* ergänzt werden. Dazu kommen noch mehrere Emendationen, z. B. *στεῖχε καὶ σὺ χοἱ γέροντες — παθεῖν ἔρξαντες· ἀρκεῖν χρὴν — εἰ δ' ἔτ' οὐ — δεχοίμεθ' ἄν.* Nur dagegen erlauben wir uns, beyläufig bemerkt, zu widersprechen, daß Kl. unter *δύστηνον θέρος* die ihr drohende Rache verstehe; sie erklärt damit nur die geschehene Ermordung Agamemnons als eine traurige Nothwendigkeit, als eine Bedingung ihres ferneren Glückes, welche nicht zu umgehen war.

In den Choephoren wird die schon Opusc. II. 79 angegebene Transposition von 159 nach 115 jetzt durch das Supplement *ἄρηξον* (vgl. Opusc. VII, 50) vervollständigt, und was Meineke (Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1843, p. 183) und Thiersch l. c. p. 57 sqq. empfohlen hat, die Versetzung der Verse 977 — 84, welche sonst hin-

ter 998 ſtanden, mit Recht adoptirt; denn daß den Oreſtes ſein Wahnſinn verleite, der Mutter Prädikate beyzulegen, welche nur auf das Gewand paſſen, worin Agamemnon erſchlagen worden war, iſt eine ungegründete Vorſtellung Klauſens und Bambergers. Ferner iſt in der Verbindung des Verſes 284 mit 281, ſo daß dieſer auf jenen folgt, Hm. mit Blomfield zuſammengetroffen. Eigenthümlich und neu iſt hingegen die Herſtellung von 95 — 100. Zwar hatte ſchon Schütz Anſtoß an den Worten, die vulgo der Elektra beygelegt werden: *λέγοις ἄν, εἴ τι τῶνδ' ἔχεις ὑπέρτερον* genommen, und ſie in der zweyten Ausgabe eingeklammert, weniger aus dem Grund, der eigentlich der maßgebende hier ſeyn mußte, daß nach dem allgemeinen Ausſpruch: *τὸ μόρσιμον — χερὸς* eine ſolche Aufforderung als Schlußſatz der Rede ſich ſehr froſtig und kahl ausnimmt, als quod Electra nondum quidquam attulerat, quibus chorus aliquid melius posset dicere, sed tantum quaestionem proposuerat. Indeß iſt auch damit ſehr wenig geholfen, da die angeführten Worte jedenfalls zu der Scene in Beziehung, wenn auch nicht an ihrem rechten Platz ſtehen. Dieſer war nur dann auszumitteln, wenn man den Zuſtand der vier folgenden Verſe ſich ebenfalls klar gemacht hatte, welche, wie bereits bemerkt worden iſt, weder vollſtändig noch unverdorben ſind. Der Gedanke aber, welchen der Chor ausſprechen mußte, iſt, wie aus der ſpätern Rede Elektra's hervorgeht, dieſer: ſie möge das alles, was ſie eben für unverträglich mit der Verehrung des väterlichen Grabes erklärt hat, unterdrücken, dagegen den Vater anrufen, daß er ihr und Oreſtes beyſtehe, wenn ſie Rache nehmen an ſeinen Mördern. Dieß muß der Chor in einem oder mehreren Verſen, die vor *φθέγγου* ausgefallen ſind, der Elektra als den gehörigen Inhalt ihres Gebetes angegeben haben; der negative Theil ihrer Belehrung lautet jetzt nach Hm's. Emendation und Transpoſition folgendermaſſen: *λόγους ἄν, οἵσπερ ἡδέσω τάφον πατρὸς, στέγοις ἄν, εἴ τι τῶνδ' ἔχεις ὑπέρτερον.*

Unter die in den Eumeniden getroffenen Verbeſſerungen, welche ſelbſt in der berühmten Recenſion der Ausgabe O. Müllers noch nicht vorkommen, gehört die Anordnung der Verſe 140 — 2, in der Weiſe, daß ſtatt *τῷ* nun *τῷδ* geſchrieben und *ἔπου κτλ.* vor *ἀτιμῷ* geſtellt iſt; ſonſt konnte jenes *τῷ*, wenn es dem *ἀτιμῷ* unmittelbar vorherging, nur ſehr gezwungen auf Oreſtes, der doch damit gemeint ſeyn muß, bezogen werden. Aeltere Berichtigungen ſind die von 238 — 240; *ἄλλοισιν — ἐκπερῶν*, indem die viel beſprochene durch Hm's. Emendation weſentlich verbeſſerte *ἀλλ' ἀμβλὺς ἤδη προστετριμμένον μύσος* in der Mitte ſeinen Platz erhält; und die, daß 674 — 6 von der Stelle, welche ſie ſonſt einnahmen, (nach 698) heraufgerückt ſind, was man, obgleich ſich bedeutende Stimmen dagegen erklärt haben, nur billigen kann.

In den Sieben 552 sqq. iſt von Hm. treffend bemerkt, daß auf Tydeus die ſchlimmen Beynamen, welche ihm Amphiareus, dem gewöhnlichen Text zufolge, gibt, nicht paſſen wollen, dem Polynices aber ganz angemeſſen ſind. Jenes Erwähnung mit einem Vers *κακοῖσι — βίαν* genügt, alles übrige geht auf die bedeutendere Perſon des Oedipiden. Es verſteht ſich, daß dann, wie Hm. erſt in der Note erinnert, der Uebergang zu Polynices mit den Worten *καὶ τὸν σὸν κτλ.* (557) unmittelbar an das über Tydeus Geſagte anknüpfen muß, alſo 557 — 59 vor 553 — 56 tritt. Auf dieſe Weiſe erhält auch *καλεῖ* ſeine rechte Beziehung, welches ſonſt in höchſt gezwungener Weiſe mit *τοὔνομα* verbunden wurde. Uebrigens muß 554 *μέγιστον Ἀ. τ. κ. διδάσκαλον* als verunſicirte Gloſſe von 556, wie Hm. gethan hat, eingeklammert werden. Das intereſſanteſte Beyſpiel von Textesverwirrung dieſer Art liefert dieſelbe Tragödie in der Stelle, wo der Bote dem Chor von dem Tod der feindlichen Brüder Meldung thut, 784 — 801, wo beynahe die Hälfte der Verſe ihren Platz nach Hm's. evidenter Anordnung vertauſcht hat. Um eine Vorſtellung davon zu geben, wollen wir die Folge bey Hm. aufführen und darunter die bisher gültige:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18.
1 17 3 4 5 18 7 2 8 6 9 10 11 12 13 14 15 16.

In der überlieferten Folge mit der Lesart *Οἰδίπου γένος* kann der Chor verſtändiger Weiſe nicht ausrufen *μάντις εἰμί τῶν κακῶν*, wenn ihm die voll-

ſtändige und klare Kunde vom geſchehenen Unglück ſo eben mitgetheilt worden iſt; und da er nach dem, was die Stadt betroffen habe, zunächſt fragt, muß auch eine Antwort ihm werden, welche ſeiner Frage entſpricht, alſo mit Ueberſpringung von 15 Verſen der Vulgata die mit dem Uebergang auf die Herrſcher verbundene: *πόλις σέσωσται, βασιλέοιν δ' ὁμοσπόροιν* — darauf der Chor beſtürzt weiter forſchen *τίνων;* (nicht *τίνες*, wie vulgo) und, was die bängliche Stimmung desſelben vortrefflich charakteriſirt, den Boten wieder unterbrechen nach den Worten *O. γένους* (ſo Hm.), ſo daß der Bericht erſt mit dem 6. Vers abgeſchloſſen iſt, welcher ſonſt überhaupt der letzte des Boten war, und eine Stelle einnahm, wo der ſchreckliche Eindruck, den dieſe Worte *πέπωκεν αἷμα γαῖ' ὑπ' ἀλλήλων φόνῳ* jetzt machen, durch alles Vorhergehende möglichſt gemildert und geſchwächt erſchien. Die Antwort aber *ἄνδρες τεθνᾶσιν*, welche vulgo der Bote, ohne darnach befragt zu ſeyn, voreilig ertheilt, iſt trefflich da am Platz, wo der Chor das Entſetzliche nicht glauben kann, und nochmals fragt: *ἐκεῖθι κῆλθον;* endlich ſind die mit *οὕτως* beginnenden Ausrufungen nicht unter Bote und Chor zu vertheilen, ſondern gehören nur dem letzteren an, welchem das erſtemal der Bote erwidert *οὐδ' ἀμφιλέκτως κτλ.*, dann mit Bezug auf den feindlichen Dämon des Hauſes *αὐτὸς δ' ἀναλοῖ κτλ.*

Auf zwey von Thierſch vorgeſchlagene Transpoſitionen iſt Hm. nicht eingegangen, an deren Nothwendigkeit doch kaum gezweifelt werden kann: die eine Ag. 270, wo ſogleich 285 sq. folgen ſollte, und Eum. 835 — 844, welche Verſe ihre richtige Stelle vor 854 haben, indem ſonſt die Verſicherung *τοιαῦθ' — θεοφ.* in keiner Relation zum Vorhergehenden ſteht: mittelſt der Verſetzung ſondert ſich die Bitte um Verſchonung von dem Verſprechen hoher Ehren, die den Erinnyen zu Theil werden ſollen, auf die ungezwungenſte Weiſe. Jene andere Umſtellung gründet ſich auf das Verhältniß der Diſtanzen, in welchen die Signalfeuer aufgeſtellt ſind, um in kürzeſter Zeit den Untergang Troias in Argos bekannt zu machen. Die größte Entfernung iſt gewiß die vom Athos zum Makiſtos, während die vom Kithäron zum See Gorgopis nicht weiter ſeyn kann, als die der übrigen Punkte. Alſo wird nur dort eine ſtärkere Maſſe von Feuer aufgeboten werden, mithin *ἐξεδέξατο* (270) mit *φάος — εἰρημένων* unmittelbar verbunden werden müſſen, weiterhin, 274, iſt mit Bamberger (Philol. 1847, 305, 1852, 150) *σέλας παρηγγάρευσε* zu ſchreiben.

Eine mit der Verſetzung von Verſen verwandte Art von Textescorruption iſt die Vertauſchung der Perſonen, ſie fällt mit jener ſogar an einigen bereits behandelten Stellen zuſammen, vgl. Suppl. 196 sq. Sept. 792, Ch. 98. Im Prometheus bedurfte es einer ſolchen Berichtigung nur einmal, 349 — 374, wo bereits Elmsley erinnert hat, daß nicht Oceanus, ſondern nur Prometheus ſpreche, welchem dann auch die vier folgenden Verſe noch zufallen, die er vulgo hat. In den Perſern vermißte Jacobs, indem er richtig erkannte, daß 342 *θεοὶ πόλιν κτλ.* dem Boten, der folgende der Atoſſa, der dritte wieder dem Boten angehöre, eine jenem erſten unmittelbar vorausgehende Aeußerung der Königin, indem er mit *ἰσορρόπῳ τύχῃ* (341) den Bericht geſchloſſen glaubte, doch iſt, was er hinzugefügt wünſchte, ſchon vorhanden: die zwey letzten ſonſt dem Boten zugetheilten Verſe muß Atoſſa erhalten. Die Vertheilung der Stelle in den Hiketiden 697 — 703 (= 727 — 733 ed. Dindf.) unter Chor und Danaus, wo doch bloß dieſer ſpricht, um ſeine Töchter zu beruhigen und die von ihnen gefürchteten Gefahren als unbedenkliche zu ſchildern, haben nur Porſon und Dindorf eingeführt; mit Recht wurde ſie bereits von Schütz mißbilligt. Im Agamemnon gab man bisher 591 sq. (*τοιοῦσδ' ὁ κόμπος*) dem Herold, dadurch wird in mehrfacher Hinſicht gegen das ſceniſche Decorum gefehlt; Klytämneſtra muß dieſe Worte ſprechen, ohne welche ihre Rede keinen befriedigenden Schluß hat.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. November.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Aeschyli tragoediae, etc.

(Fortsetzung.)

In den Choephoren gewinnt die Stelle, wo Agamemnons Beystand angerufen wird, 494 — 504, ein ganz anderes Leben, wenn sich Orest und Elektra ablösen, als wenn Elektra allein eine lange Rede vortragen soll, nach deren Verlauf der Chor keinen rechten Anlaß hat, zu sagen: *καὶ μὴν ἀμεμφῆ τόνδ' ἐτεινάτην λόγον*. Dagegen stellt sich wie von selbst eine schöne Symmetrie, dergleichen Aeschylus gern anbringt, her, wenn 491 — 3, 494 — 6; 499 — 501, 502 — 4 die einzelnen Verse 497, 8 einschließen und dadurch eine ganz antistrophische Folge entsteht.

Wollten wir nun die Emendationen in Betracht ziehen, wo durch einfache Wortkritik der Sinn hergestellt ist, so würde schon in den dialogischen Partien der Stoff überreich zuströmen; daher hier zweckmäßiger bloß von den Stellen die Rede seyn mag, in welchen Hm. gegen unser Erwarten conservativ verfuhr oder ein Bedenken gegen die von ihm beliebte Aenderung sich erheben läßt. So scheint es unnöthig, Suppl. 324. *καὶ δυστυχούντων γ'* zu corrigiren, da der Chor scheinbar dem König beypflichtet, aber eine ironische Erwiederung gibt, deren Pointe Hm's *ναὶ δ. γ.* aufhebt; bald nachher 440 billigt er Bambergers *νεόνθ' ὅμιλον*, wo die Handschriften *νέον θ' ὁ* haben, mit dem Zusatz non sunt autem rami nutantes intelligendi (Bambergers Erklärung), sed dii, qui ramis ornati nefas esse ostendunt repudiare supplices. Doch auch so vermißt man den Ausdruck der Besorgniß, welche den Pelasgos beym Anblick der *κλάδοι* ergriff, und der leicht einzuführen ist, wenn man schreibt *τρέων ὅμιλον*. In den Persern 164 ist jetzt wohl die Verletzung der Diärese entfernt, da wir lesen *τ. μ. διπλῆ μέριμνα φρασιός ἐστιν ἐν φρ.*, was übersetzt wird mit unde gemina mihi certa est sententia: aber diese Bedeutung hat Hm. zu belegen versäumt, Ref. schlägt bis auf Weiteres vor *διπλῆς μερίμνης φροντίς*: meditatio duplicis sententiae. Ueber die vorzügliche Behandlung von Sieben 553 — 560 haben wir schon oben sprechen müssen, wo die treffende Emendation *δυσεκτέλεντον* für *δὶς ἐν τελευτῇ* (559) noch keine Erwähnung fand. Nur die Correktur *ἐς πατρὸς μοῖραν κάσιν* statt der Vulgata *πρόσμορον ἀδελφεὸν* (557) scheint zu stark und zu wenig natürlich zu seyn. Hm. will die doch von Pindar gebrauchte epische Form *ἀδελφεὸς* in der Tragödie nicht zulassen, das ist eine, wie uns dünkt, zu weit getriebene Strenge. Lassen wir *ἀδελφεὸν* stehen, so bedarf es nur der geringen Aenderung *προσμολὼν* (vgl. Soph. Ai. 72, 721), um der Erzählung einen ungezwungenen Verlauf zu geben. Sehr auffallend ist ebenda 594 *τείνουσι — μολεῖν*, man hat *μαχρὰν πόλιν* von der Unterwelt erklären wollen, aber das ist an und für sich bedenklich, insbesondere aber hier die Phrase in solchem Sinn nicht recht zu verstehen, wo sie erst durch das folgende *ξυγκαθελκυσθήσεταν* die verlangte Beziehung erhält. Vergebens sieht man sich nach einer Parallele für den wunderlichen Ausdruck um. Nur mittelbst einiger Abänderungeu glauben wir den von

Dindorf verworfenen, von Hm. ſtillſchweigend beybehaltenen Vers retten zu können, etwa in folgender Faſſung: *αἰτοῦσι πομπὸν τῆνδ' ἀκρόπτολιν μολεῖν*. Die übrigen Fürſten wollten ihn als Wahrſager zum Begleiter auf dem Heereszug haben, und er folgte ihnen wider Willen (*φρενῶν βίᾳ*) durch Eriphyleus Verrath verdrängt. Davon konnte Eteokles Kunde haben; wenigſtens iſt ein Zweifel darüber unnütz. Im Agamemnon liegt 575 *κοιῶντες* allerdings der Vulgata *κοιμῶντες*, welche das Gegentheil von dem ausdrückt, was Klytämneſtra meint, am nächſten, wäre nur das Verbum gehörig geſichert. Bey Heſychius findet man *κοιᾶται· ἱερᾶται* und *κοιώσατο· ἁγιερώσατο καθιερώσατο*. Ob dieſe Citate ſchon berechtigen, ein Activum in dem verlangten Sinn hier als urſprüngliche Lesart zu ſtatuiren? Wir zweifeln und ſchließen uns lieber Emperius an, welcher *κνισῶντες* (die gewöhnliche Bezeichnung ſolcher Opfer) conjicirt hat; Hm. ſcheint den Vorſchlag, als er die Note verfaßte, überſehen zu haben, da er ihn, welcher jedenfalls den Vorzug vor Caſaubon's *καίοντες* verdient, gar nicht erwähnt. In ähnlicher Weiſe ſcheint 916 Dindorfs *πατοῦντα πλοῦτον* dem von Hm. gewählten *στείβοντα* vorzuziehen, wenn dieß auch der handſchriftlichen Lesart *φθείροντα* näher liegt, da Kl. unten, wo ſie ſich auf Agamemnons Rede zurückbezieht, ſagt *πολλῶν πατησμὸν εἱμάτων ἂν ηὐξάμην*. Unbeachtet iſt 1016 *πρὸς σφαγὰς πυρὸς* geblieben, wo man verſucht wäre, anzunehmen, daß die Opferthiere, wie es mitunter geſchah, lebendig verbrannt werden ſollen; dieß iſt aber hier nicht denkbar, und ſelbſt dafür wäre *σφαγεὶ πυρὸς* eine ungehörige und ſeltſame Verbindung. Aeſchylus ſchrieb wahrſcheinlich *πρὸς σέλας πυρὸς*, man vergleiche das Fragment bey Schol. Il. ξ 200: *ὑμεῖς δὲ βωμὸν τόνδε καὶ πυρὸς σέλας κύκλῳ περίστητε*. Bambergers *πρὸ μὲν γὰρ* hilft zwar der Conſtruktion, nicht aber jenem Uebelſtand ab, und zerſtört zugleich die Intention des Aeſchylus, welcher der Königin andeuten läßt, daß ſie auch Kaſſandra als Opferlamm betrachte. Wieſelers *πρὸς φανὰς* vertauſcht eine Schwierigkeit mit einer andern. In den Choephoren macht 195 *εἶτα* für *εἶχε* geſetzt die Conſtruction ſchwerfällig. Der Gedanke, welchen Elektra ausſpricht, iſt der: wäre die Locke mit Sprache begabt, könnte ſie ſich als Freundes- oder als Feindesgabe ankündigen. In jenem Falle hätte ſie Stoff mit uns zu trauern (*ἔχειν* iſt demnach nicht = *δύνασθαι*); in dieſem müßte ſie beſtimmt dazu rathen, daß ich ſie wegwürfe. Wir leſen nämlich *ἀλλ' ἢ σαφ' ἥνει κτλ.* vgl. unten 549: *αἰνῶ δὲ κρύπτειν τάσδε συνδήκας ἐμὰς*, auch Suppl. 165. Mit *ἦν σαφηνῆ* verbindet ſich das *ἀποπτύσαι* doch nur durch den nicht ſehr nahe liegenden Begriff des Gebietens. Wenn weiterhin 278 Hm. *τὰς δ' αἰνῶν νόσους* corrigirt, wird der gedrohten Landplage die Krankheit, welche Oreſt allein zu fürchten hat, nicht deutlich entgegengeſtellt; die nöthige Antitheſe würde mit *τὰς δ' ἡμῶν* v. gewonnen, vgl. Suppl. 413 *ὅπως ἄνατα ταῦτα πρῶτα μὲν πόλει, αὐτοῖσι δ' ἡμῖν ἐκτελευτήσει καλῶς*. Eine andere Stelle, wo uns Hm's Text nicht befriedigt, iſt 476: *τυχεῖν μέγαν προσθεῖσαν Αἰγίσθῳ φθόρον*, indem *μέγας φθόρος* auffällt, und der Gebrauch von *προστίθημι*, welches Suppl. 596 in anderer Weiſe angewandt iſt als hier. Eher konnte Elektra ſagen *τυχεῖν με θεῖσαν λυπρὸν Αἰγίσθῳ μόρον*. Im vs. 538 war wohl das handſchriftliche *ὡπλίζετο* mit dem von Bamberger proponirten *ηὐλίζετο* zu vertauſchen, und für Porſons *ἐμοῖσι* noch *ἐμοῖς ἐν* zu leſen. Dagegen begnügt ſich Hm. 568 mit der leichten, auch von Bamberger angegebenen Aenderung *ἀρεῖ* ſtatt *ἐρεῖ* „wenn er die Augen aufſchlägt und niederſchlägt, werde ich ihn, ehe er noch fragen kann, woher ich komme, zu einem todten Mann machen.“ Daß Aegiſthus vor Oreſt aus Angſt des böſen Gewiſſens die Augen niederſchlagen ſoll, vereint ſich nicht mit der Frage *ποδαπὸς ὁ ξεῖνος*. Ref. ſcheint das *σάφ' ἴσθε* vorgreifend auf den folgenden Satz *πρὶν — χαλκεύματι* zu gehen, dann aber *ἐρεῖ* aus *ἔσται*, *βαλεῖν* (ſo die codd. nicht *βαλεῖ*) aus *λαβεῖν*, endlich *μολὼν ἔπειτα* aus *μολόντ' ἔναντα* verſchrieben zu ſeyn. Jenes *κατὰ στόμα* und *κατ' ὀφθαλμοὺς* ſoll, eines wie das andere, die Annäherung des Oreſt zu Aegyſtus veranſchaulichen. In 828 iſt nicht einzuſehen, warum *δεδηγμένῳ* in der Bedeutung des Aktivs und *ἐλκαίνοντα* als Tranſitivum gefaßt werden ſoll, da *δεδηγμένοις* und *ἑλκαίνουσι* nicht ſchwer zu finden war. Zu 871 *ἐπὶ ξυροῦ πέλας* ſtimmt Hm. dem Vorſchlag Abroſch's *ἐπιξήνου πέλας* wenigſtens in

der Note bey. Aber warum: nahe dem Block, und nicht „auf ihm“? Der Fehler mag eher in πέλας liegen, wofür wir σταθεὶς vermuthen. Offenbar bezieht ſich Aeſchylus auf die ſchon in der Doloneia Il. κ. 173 vorkommende ſprüchwörtliche Redensart ἐπὶ ξυροῦ ἵσταται ἀκμῆς, für σταθεὶς vergleiche man Ag. 1441. Mehr dem Styl der Alexandriner als dem des einfachen Aeſchylus entſpricht das 657 in den Text gebrachte δικαίων τ' ὀμμνίων παρουσίᾳ. Allerdings wäre die δικαίων ὀμμάτων παρουσία eine wunderliche Zugabe zu Bad und Bett; doch möchten wir weder mit Martin δικαίων τ' ὀνίατων, noch mit Bamberger δικαίως δωμάτων παρουσίᾳ (das ſoll heißen: iure, ob aedium abundantiam) für angemeſſen halten, ſondern beſchränken uns auf die einfachſte Conjektur: δικαίων ὁμμάτων παρουσίᾳ, womit die das Gaſtrecht wahrende Aufſicht bezeichnet iſt. In ähnlichem Sinne ſagt Atoſſa Perſ. 168: ὄμμα γὰρ δόμων νομίζω δωμάτων παρουσίαν. Gezwungen iſt ferner 492 ἐκαίνισαν, welchem Hm. die Bedeutung initiaverunt unterlegt, die καίνισον auch Ag. 1030 haben ſoll. Aber dort gibt nur der Vorſchlag von Emperius καΐνεσον einen natürlichen Sinn; hier erwartete man etwa ᾧ σ' ἐκοίμισαν. In den Eumeniden iſt ſchwer zu erkennen, was 194 Aeſchylus mit πλησίοισι ausdrücken wollte, inſofern ſich von ſelbſt verſteht, daß die Erinnyen ſich in der Nähe des Drakels befinden. Mit Uncialen geſchrieben konnte παντίμοισι leicht in jenes Wort übergehen. Indeß beſteht Hm. auf Beybehaltung desſelben in einer ausführlichen Note, welche aber bloß die Richtigkeit in der Angabe der Localität, nicht auch die Angemeſſenheit des Epithets an ſeiner Stelle erweiſt.

Die bisher betrachtete Kritik betraf vorzugsweiſe den Dialog, nur ſelten die Anapäſte und lyriſchen Theile in den Aeſchyliſchen Tragödien. Bey letztern, von denen wir in der Folge ausſchließlich reden wollen, ſind die Geſetze des Strophenbaues und die eigenthümliche Geſtaltung der dem Melos in der Tragödie angehörenden Rhythmen zu beachten. Wie bekannt, verfuhr Aeſchylus bey der Reſponſion der antiſtrophiſchdn Partien mit großer Sorgfalt: die Vertauſchung des reinen Jamben, Trochäen, Kretikers, Anapäſten u. ſ. w. mit dem aufgelöſten, die des Jamben und Trochäen mit dem Spondeus erſcheint ſo gleichmäßig bey ihm in den entſprechenden Verſen, daß, wo es unterblieben iſt, man einen Fehler vermuthen darf. Eine Menge ſchöner Verbeſſerungen Hm's ſind zunächſt durch Beobachtung dieſer Regel veranlaßt worden: Verbeſſerungen, an deren Nothwendigkeit die Vorgänger ſchon darum nicht von fern dachten, weil ihnen das Geſetz, obleich es allenthalben dem aufmerkſamen Beobachter ſich aufdrängt, unbekannt geblieben war; und doch iſt der aus ſeiner Befolgung hervorgehende Gewinn meiſtens nicht einfache Herſtellung rhythmiſcher Symmetrie, ſondern die Emendation kommt auch dem Inhalt und der poetiſchen Form zu gut. Wir wollen einige Beyſpiele anführen: Im Prometheus 182 verſtößt die augmentloſe Form ἐρέθισε gegen den tragiſchen Sprachgebrauch, corrigirt man alſo ἠρέθισε, ſo kann auch 162 δίχα γε Διὸς nicht die urſprüngliche Lesart ſeyn; Hm's. δίχα γοῦν ἑνὸς gibt den durch die Reſponſion geforderten Dakiylus; jetzt wird es auch klar, daß Διὸς zunächſt nur als Gloſſe zu dem ſchüchtern andeutenden ἑνὸς diente. Zugleich mit der metriſchen Licenz wird eine geographiſche Schwierigkeit hinweggeräumt 420, wo man mit Ἀραβίας von jeher in Verlegenheit war: Hm. ſchreibt Σαρματᾶν und erkennt in dem folgenden Relativſatz eine nähere Beſtimmung über das Volk; ſonſt las man ὑψιχρημνόν θ' οἵ, aber ſo wurde abermals ein doppelter Uebelſtand hervorgebracht: die Entſprechung iſt wieder ungleich und der ſo beſchriebenen Nation, die als eine verſchiedene durch τε abgeſondert wird, geht kein Name vorher. Wenn aber in der Strophe die Amazonen eine beſtimmte Bezeichnung und Schilderung erhalten, ſo verlangt die Symmetrie, daß in der Antiſtrophe die Sarmaten auch nicht leer ausgehen. Deßhalb muß die Partikel wegfallen; die Lage des ὑψίχρημνον πόλισμα beſtimmt die von Hm. ebenfalls eingeführte Benennung Καυκάσου πύλας (ſtatt πέλας) mit Benutzung von Plinius H. N. VI, 12 und Strabo XI, 508. Im folgenden Chor 534 muß man mit Hm. μάλα μοι ſchreiben, oder ſoll das handſchriftliche ἀλλά μοι hier bleiben, die Gegenſtrophe, etwa nach Dindorf abändern; dieſer hielt ἰδίᾳ für Gloſſem von αὐτόνῳ, wogegen Hm. mit änigmatiſcher Ironie bemerkt: sciens ignaris verae scripturae α. γ. adnumeror.

Indeß hat die Abänderung der Antiſtrophe das für ſich, daß ſo mehr nach der Gewohnheit der Tragiker verfahren wird; dieſe lieben nämlich erſt im letzten Glied des Syſtems ein verſchiedenes Metrum eintreten zu laſſen, wodurch eben der Schluß desſelben als ſolcher deutlicher markirt wird. In den Sieben beweiſt das δαΐῳ 206 der Strophe zur Genüge die Unrichtigkeit von ὀρθοῖ (213), hier hilft das von Theognis (868) und Kallimachus (h. in Del. 21) gebrauchte σαοῖ aus, wenn nicht gar ein bloß bey Heſychius erhaltenes Verbum ὀθρεῖ = ἄγει auf dieſe Stelle bezogen werden muß. Ebenda 221 hat man vordem zu einer unerhörten Form ποτάνιον ſeine Zuflucht genommen, um dem dochm. διὰ θεῶν πόλιν eine Reſponſion zu verſchaffen; ſicherer iſt jetzt die Strophe nach der Antiſtrophe corrigirt und mit διαὶ eine jambiſche Tripodie gegeben. Auf ähnliche Weiſe iſt 211 geholfen, wo Dindorf dem Aeſchylus den Aeolismus κάρζας aufdringen wollte, den er auch Suppl. 768 hereingebracht hat; hier wie dort konnte mittelſt anderer weniger unwahrſcheinlicher Aenderungen die attiſche Form beybehalten werden, nämlich in jener Tragödie fällt mit der glänzenden Emendation der antiſtrophiſchen Verſe 775 sq. ἢ τιν' ἀμφιγὰν ἔτ' ἢ πόρον τέτμω γάμου λυτῆρα jeder Gedanke von einem ſolchen Nothbehelf weg; hier, in der Stelle der Sieben genügt es in der Antiſtrophe ἐξαφέντες für ἀφέντες zu ſetzen. Glückliche Herſtellung der genauen Reſponſion iſt ferner 462 τῷδε μὲν εὖ τελέσαι, 432 κασχέθοι für ἐπισχέθοι, 686 κλυδῶν für δαίμων, 749 μὰψ ἔρχεται für παρέρχεται, was mit αἰὼν βροτῶν nicht ſtimmt. In 909 iſt mit Hinweiſung auf Prom. 1027, wo das Verbum διαρταμεῖν vorkömmt, ein noch nicht in den Wörterbüchern verzeichnetes Wort διαρταμαῖς angebracht, welches den Vortheil gewährt, daß an dem unverdorbenen διοσδότων in der Gegenſtrophe 921 keine weiteren Verſuche gemacht zu werden brauchen, nur ἀχθέων iſt an die Stelle von ἀχέων getreten.

In den Perſern ergab ſich die erforderliche Symmetrie mehrmalen durch Beſeitigung von Gloſſemen. So 256, wo καχὰ nur ἄνια oder δαΐα erklären ſollte; weil man den Vers für einen jambiſchen Dimeter hielt, mußte in der Antiſtrophe ein nach ὅδε geſetztes γε aushelfen, beyde unnütze Zuſätze ſind jetzt entfernt. In der dritten Strophe 275 sqq. iſt Πέρσαις ebenfalls bloße Interpretation zu δαΐοις, welche aber ſowohl die δαΐοις als βοὰν von ſeiner rechten Stelle weggeſchoben hat; jenes gehört, wie die Antiſtrophe zeigt, an den Schluß des erſten, βοὰν an den Schluß des zweyten Verſes. Uebrigens erhellt aus der merkwürdigen Variante des cod. N, welcher δυσαιανῆ Περσαισῶν δαΐοις hat, d. h. entweder müſſe man Πέρσαις δ. oder Περσῶν δ. leſen, jenes in der Bedeutung von miseris Persis, dieſes von hostibus Persarum, daß man unſchlüßig war, ob das Adjektiv auf die Griechen oder auf die Perſer zu beziehen ſey; für jenes entſcheidet ſich Hm., Ref. hält es für einfacher, δαΐοις als Neutrum anzuſehen, wie die mehrdeutigen Kaſus von κακὸς und ἀγαθὸς bisweilen vorkommen. Die in der gr. Paläographie öfters wiederkehrende Vertauſchung des langen ι mit ει hat 575 eine falſche Accentuation δεινὰ oder δεινᾷ für δίνᾳ und dieſe ferner den Zuſatz ἄλλ veranlaßt, daraus ſchien ſich endlich die Nothwendigkeit der Aenderung πρωτόμοροι δὴ zu ergeben ſtatt πρωτόμοιροι, ſo matt ſich auch das δὴ ausnimmt. Die evidenteſte Verbeſſerung zeigen die Verſe 917 — 924, in deren Behandlung Porſon nichts weniger als glücklich war, er ſtreicht nämlich 917 das zweyte πέμψω, um es mit der überlieferten Lesart der Gegenſtrophe κλάγξω δ' αὖ γόον ἀρίδακρυν in Uebereinſtimmung zu bringen und machte darum ἰαχχὰν aus ἰαχάν. Aber der Gleichklang ἀρίδακρυν — πολύδακρυν mußte ein Wink ſeyn, daß κλάγξω ebenfalls zu wiederholen, αὖ γόον in ἰαχὰν zu verändern, und an das Ende des Verſes zu ſetzen, ſo daß beyde Adjektiva an dieſelbe Stelle kamen. Damit iſt auch die ſchwungvolle Form des Proceleusmatikus eingeführt, deſſen Spuren 935 — 946 ebenfalls bisher verwiſcht waren; Wellauer hat zwar τάδε σ' ἐπανερόμα bereits richtig emendirt, aber in der Strophe Ἀγβάταν' ἐκλιπὼν ſtehen laſſen, indem er den Vers für einen docheiſchen hielt und für dieſen größere Licenz in Anſpruch nahm, das Wahre iſt Hm's. τὰ Βάτανα προλιπών, worauf auch einige Pariſer Handſchriften leiten.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Aeschyli tragoediae, etc.

(Fortsetzung.)

Im Agamemnon ist 177 die sonst verlangte Veränderung von *παλιρρόθοις* nicht vorgenommen worden, da *βίαια* als Adverb. aus Suppl. 789 nachgewiesen ist, *βιαίως* aber wegen der seltenen Anwendung der adjectivischen Form in dieser Bedeutung sich leicht einschlich; für *παλιρρόθοις* müßte aber *παλιρρείταις* oder *παλιρροίβδοις*, welche Correkturen weniger Probabilität hätten, geschrieben werden. Die Verbesserung von 237 *τὸ προκλύειν δ' ἤλυσιν προχαιρέτω* war schon früher bekannt; nicht so die von 394; die Behandlung dieser verzweifelten Stelle war bisher noch dadurch erschwert, daß die Gegenstrophe im entsprechenden Vers ebenfalls nicht ohne Corruption überliefert ist und durch ein fremdartiges Metrum absticht. Hm's Emendation gibt jedenfalls eine der Situation, welche der Chor darstellen soll, ganz entsprechende Schilderung: Menelaus erscheint als gekränkter aber immer noch liebender Gemahl, der die Entflohene nicht ehren kann und nicht schmähen mag: *πάρεστι σιγὰς ἀτίμους ἀλοιδόρους αἴσχιστ' ἀφειμένων ἰδεῖν:* dem gemäß lautet der antistrophische Vers *τὸ πᾶν δ' ἀρ' Ἑλλανίδος γᾶς κτλ.* Nur um eine bey Aeschylus sonst nicht vorkommende rhythmische Composition mit einer bey ihm nachweisbaren zu vertauschen, möchte Ref. vorziehen, beyde Verse zu einem zu verbinden, so daß nach Analogie von Eum. 907, sq. auf den Ithyphallikus der trochäische Dim. kat. folgte. In 965 ist die Lücke in der Responsion des antistrophischen Verses 965 mit *τὸ πᾶν* für *τοι*, des strophischen 969 durch *ἀεὶ* ausgefüllt; dagegen hat Hm. das Lückezeichen, welches sonst hinter *ἔπαισεν* (972) stand, getilgt, da hier nichts fehlt, vielmehr die Antistrophe an gleicher Stelle früher durch das prosaische und offenbar nur von späten Erklärern beygeschriebene *ἐπ' εὐλαβείᾳ γε* verunstaltet war; ferner, weil 981 nur mit Auslassung eines Buchstabens in den Handschriften als cret. trim. erscheint (in der Form des vierten Paeon), ist der strophische Vers darnach so umgeändert: *μάλα γέ τοι τὸ πολέος γ' ὑγιάς.* Im Kommos der Kassandra stossen wir ebenfalls auf einige sehr entsprechende und zur Herstellung des dichterischen Ausdrucks bedeutende Emendationen, wie 1096, wo die zweyte Person *θροεῖς ἐπεγχέας* statt der ersten *θροῶ ἐπεγχέασα* eingeführt ist; ohne das konnte der Ausspruch der Seherin keinen rechten Sinn darbieten, jenes *ἐπεγχέασα* nöthigte überdieß zu dem in der Antistrophe eben so matten als sprachwidrigen Einschiebsel *γὰρ*. Dann ist 1112 *στένουσ'* eine, damit *ὁμοῦ* nicht so kahl dastehe, nothwendige Ergänzung, deren metrische Unentbehrlichkeit aus der in mehreren codd. erhaltenen Lesart *γιλοίκτοις* erhellt, die Vulgata gab dafür bloß ein bedeutungsloses *φεῦ*; ferner empfehlen sich durch Angemessenheit in Gedanken und rhythmischer Form die Emendationen 1123 — 25 *καὶ παῖς νεόγονος ἂν μάθοι — ὅπως δάκει φοινίῳ — μυνρὰ φοβερόθροα.* Im Wechselgesang des Chors mit Klytämnestra wird das unverständliche *ἀρὰς ἀπέδικες ἀπέταμες* vortrefflich verbessert durch *ἀ. ἀ. ἀποτόμως* = praefracte contemsisti, was in der

Gegenſtrophe durch das nur leicht verdorbene aber doch früher nicht erkannte *ἀτίετον ἔτι σε χρὴ* ſeine Beſtätigung erhält. Sehr ſinnreich iſt auch die Behandlung der arg zugerichteten Verſe 1427 — 9, *ἦ πολύμναστον — οἰζὺς*, wobey die gut erhaltenen antiſtrophiſchen 1514 sqq. wenigſtens als metriſche Norm dienen konnten. Hier wird Helena vom Chor als ein unbezwingliches Verderben für Agamemnon, um welche vielbeklagtes nie geſühntes Blut floß, als ſie in Troia weilte, bezeichnet: *ἦ π. ε. α. α. στᾶσα τόι' ἐν δόμοισιν ἐρίδματός τις ἀνδρὸς οἰζύς.* Leider ſind einige Verſe vorher ausgefallen, weßhalb die Sicherheit dieſer ſchönen Herſtellung immer noch angezweifelt werden kann. In den Choephoren kann der erſte Chor 22 — 73 als Beleg einer nach ſtrengſter Beobachtung metriſcher Reſponſion verfahrenden Kritik dienen; da Hm. ſeine zahlreichen Emendationen ſelbſt in den Wiener Jahrbüchern C. 150 sqq. gerechtfertigt hat, genügt es darauf zu verweiſen. Um auch den großen Kommos zunächſt zu übergehen (303 — 472), ſo haben die folgenden Chöre manche bedeutende Berichtigung erfahren, wie 582 *ἀνταίων βρύουσι*, welche Stelle ſonſt theils mit dem Gloſſem *βροτοῖσι* behaftet war, theils mit dem antiſtrophiſchen Vers nicht übereinſtimmte. Statt bey dieſem eine Lücke anzunehmen, welche Bamberger mit *βαρείαις* auszufüllen vorſchlug, ſchließt ſich jetzt der Moloſſus *ἀνταίων* = *παντόλμοις* ſo an den vorhergehenden Kretiker an, daß er mit ihm einen Vers ausmacht; lieber möchten wir jenen iſoliren, in der Weiſe, daß er zu dem folgenden iambiſchen Rhythmus überleitete. Aus der zweyten Strophe desſelben Liedes iſt die Umſtellung *τὰν δαεῖσ' ἁ* ſtatt *δαεὶς τὰν ἁ* anzuführen, welche die Schwierigkeiten in der Proſodie wie in der Auffaſſung des Gedankens, die ſonſt hier beſtanden, entfernt. Im folgenden Chor wollen wir nur auf die durchgreifende Aenderung von 802 *τὰ δ' ἄλλ' ἀμφανεῖ χρήζων*, eines bisher total corrupten Verſes hinweiſen. Sehr intereſſant iſt, wie 942,3 in der großen Lücke Hm. einen Theil des Verlornen ausfindig gemacht hat; nämlich bey Marius Plotius p. 2645 ſtehen die dem vorletzten Vers der Strophe ganz entſprechenden Worte nebſt dem Schluß des drittletzten: *ὁ Πύθιος | μεσομφάλοις θεὸς παῤ ἐσχάραις*, welchem er, um zugleich den Satz und die Strophe abzuſchließen, hinzufügt *πιφαύσκων ἔφα.* Aus den Eumeniden, wo die Zahl der antistrophica ohnehin geringer iſt, dürfen wir auch darum mit Anführungen ſparſamer ſeyn, weil mehrere von den hieher gehörenden Fällen ſchon in dem bekannten Streit mit O. Müller beſprochen worden ſind. Nun iſt 527 *αὖ φρενῶν ὁ πάμφιλος*, was die Umſtellung in der Antiſtrophe *δωμάτων ἐπίστροφὰς* nöthig machte. Der Schlußchor 1014 sqq. iſt, abgerechnet die Emendationen *εὔφρονι πομπᾷ* und *περίσεπτα τυχοῦσαι* (dieſes ein bereits von Musgrave gemachter Vorſchlag) derſelbe geblieben, wie in Opusc. VI, 2, 125. Deſto größer iſt die Fülle des Neuen in den Hiketiden. Namentlich vergleiche man die Scene vor und bey dem Auftreten des Herolds in Hm's Text mit dem bisherigen, unter andern die Verſe 782 — 5, 806, 7; 827, 846 — 8, 863, 875 bey Dindorf, wo noch Alles bis zur Unverſtändlichkeit entſtellt und kaum eine Spur der metriſchen Form zu erkennen iſt. Wenn dort der halbverſtümmelte Vers 782 lautet: *τὸ πᾶν δ' ἄφαντος ἀμπτᾶσα δ' ὡσεὶ κόνις*, leſen wir hier *τὸ πᾶν δ' ἀφάντως ἀμπετὴς εἰς ἄος, ὡς κόνις*; die beyden folgenden enthalten dort nur Unſinn: *ἄφυκτον δ' οὐκέτ' ἂν πέλοι κέαρ, κελαινόχρως δὲ πάλλεταί μου καρδία*, und zugleich eine geſchmackloſe Häufung der ſynonymen Subſtantive; Hm. entdeckte, daß den Jungfrauen das geſpenſterhafte Bild ihrer Verfolger vorſchwebt, und emendirte einzig ſchön: *ἀλυκτὸν δ' οὐκέτ' ἂν πέλοι νόαρ, κελαινόχρων δὲ πάλλεται πρὸ καρδίας.* Von 806, 7 urtheilt Dindorf: versus interpolatus, in quo unum tantum videtur esse vocabulum Aeschyleum *πόρον*; daß aber an keine Interpolation hier zu denken ſey und die Verſe nur eine ſehr ſtarke Corruption erlitten haben, wird jeder zugeben, der Hm's, von uns ſchon oben angeführte Verbeſſerung derſelben *ἦ τίν' ἀμφυγὰν ἔτ' ἦ πόρον τέμω γάμου λυτῆρα* kennen lernt. Kaum eine Spur von griechiſchen Worten zeigen die monſtröſen Ueberbleibſel 827 *ωφ ὄμ αὖϑι καικκας νοδυιαν*, und man konnte ſich wohl berechtigt glauben, darauf Dindorf's Erklärung: haec fabulae pars tam male habita est, ut de vitiis plerisque ne coniecturae quidem probabili locus sit

anzuwenden; aber Hm's Scharfſinn hat dieſen Ausſpruch glänzend widerlegt. Ihm kam die mit geringer Ausnahme wohl erhaltene Gegenſtrophe *βλοσυρόφρονι χλιδᾷ δύσφορα ναὶ τἀγγάϊ' ἄναξ, προτάσσον* zu Hülfe, zugleich erkannte er, daß Aeſchylus hier, wie unzählige Male ſonſt gleichlautende Wortformen ſich entſprechen läßt; und ſo konnte es ihm gelingen, jener *βλοσυρόφρονι χλιδᾷ* eine *ὁσιόφρονα λύσιν* gegenüber zu ſtellen; in *καλλιπόταμον* entdeckte er *καββασίας* (das Fortführen der Jungfrauen zum Schiff der Aegyptiaden); jetzt war es nicht mehr zu ſchwierig, dem corrupten *νοδυιαν* das richtigere und angemeſſenere *ὀλωλυῖα* zu entlocken. Nicht viel weniger verdorben iſt 847 *αἷμον' ἴζω σ' ἐπ' ἀμίδα ἡσυδουπία τἄπιτα*, ſoll heiſſen: *αἷμον' ἴσως σ' ἐπ' ἄμαλα ἥσει δουπίαν τἀπὶ γᾶ* und die Stelle 863 *βίᾳ βίᾳ τε πολλᾷ φροῦδα βατέαι βαθμὶ προκαλοπαθῶν ὀλόμεναι παλάμαις*, welche vulgo dem Herold zugetheilt wird, ſtatt daß dieſem der Chor zurufen muß: Du thuſt mir Gewalt an: gehe weit weg von mir: mögeſt du das Schlimmſte erleiden zur Buße für deinen frevelhaften Angriff; alſo: *βία βία, πολέα φροῦδα βᾶθι μοι πρόκαλα πάθ', ὀλόμενε, παλάμαις.* Mit unnützen Zuſätzen überladen iſt der Vers 875, daher auch ganz unmetriſch überliefert: *ἴνζε καὶ βόα πικρότερ' ἀχέων οἰζύος ὄνομ' ἔχων.*, wofür bey Hm. ſteht *χέουσα καὶ πικρότερον οἰρύος νόμον.* Durch Gloſſeme haben noch andere Stellen in dieſer Tragödie gelitten, wie 553 und 642. An der erſten verräth ſich das vulgäre *βοτὸν ἐσορῶντες*, womit zugleich der Ausfall einer katalektiſchen iambiſchen Dipodie nothdürftig gedeckt worden iſt, als Erklärung einer kühneren Conſtruction (indem von *πάλλοντ' ὄψιν* die Accuſative *βοτὸν κτλ.* abhängen), durch die ungleiche Entſprechung: der zweyte Fuß, nicht der erſte muß hier Tribrach ſeyn; Hm. tilgt daher *ἐσορῶντες* und bringt dafür das ſehr entſprechende *κακόχαρι* an den Platz. In 642 iſt *γεμόντων* eine Interpretation von *φλεόντων* (vulgo *φλεγόντων*) in den Text gekommen, was die gewöhnliche Folge gehabt hat, daß ein ächtes Wort, hier das zum Epitheton erforderliche Subſtantiv, weichen mußte; wahrſcheinlich iſt dieß mit Hm's Emendation *προβούλοις* wieder hergeſtellt. Mehre Male ſonſt hat Hm. durch treffende Ergänzungen geholfen, wo bis jetzt die Reſponſion mangelhaft war, z. B. 122 *πάνταρχας* (vgl. 131 *ἀδμήτας*), 576 *εὐτέγε* (vgl. 581 *οὔτινος*), 817 *φρενὸς* (vgl. 829 *θέλεος*); der bedeutendſte Fall dieſer Art iſt aber 348, wo von einem aus zwey Dochmien beſtehenden Verſe nur *ἱεροδόκα* geblieben und auch in dem vorhergehenden Verſe ein Defekt zu bemerken iſt. Jetzt liegt alles vollſtändig und befriedigend vor in folgender Faſſung: *οὐ πενεῖ καλλιπότμου τύχας· ἱεροδόκα πέλει θεῶν λήματ' ἀπ' ἀνδρὸς ἀγνοῦ.* Beynahe ein ganzer Vers iſt auch 559 eingefügt: *πράκτωρ τῶνδ' ἐφάνη Ζεύς.* Ueberhaupt folgen ſich hier die trefflichſten Emendationen Schlag auf Schlag, der Raum reicht nicht zu, ſie alle zu beſprechen; wir wollen aber auf die eklatanteſten darunter, wenigſtens mittelſt einfacher Citation die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer lenken: ſiehe 50 *γονέων ἐπιδείξω*, ſonſt *τάτε νῦν ἐ*, 51 *γαιανόμοισι δ'* ſonſt *τά τ' ἀνόμοια οἶδ'*, 59 *ἀπὸ χλωρῶν πετάλων* für *ἀπὸ χώρων ποταμῶν τ'*, 89 *ἐξαλύξει τὰν ἄπονον δαιμονίων. μνῆμον ἄνω* für *ἐξοπλίζει τὰν ἄποινον δ. ἥμενον ἄνω*, 128 *Ἄρτεμις παντὶ δὲ σθένει διωγμοῖς ἐμοῖσιν ἀσχαλῶσ'* ſonſt *ἀσφαλὲς. παντὶ δὲ σθένουσι διωγμοῖσι δ' ἀσφαλίας*, 515 *τὸ πρὸς γεναρχᾶν* ſtatt *τὸ πρὸς γυναικῶν*, 562 *δύα* für *βία*, 563 *ἀποσχάζει* für *ἀποστάζει*, 625 *ὅστις ἂν δόμος ἔχῃ σφ' ἐπ' ὀρόφων ἰαύοντα*, bisher *ὃν οὔτις ἂν δόμος ἔχοι ἐπ' ὀ. μαίνοντα*, 664 *θάλοιεν* für *λάβοιεν*, 668 *φυλάσσοι τ' ἀρτέμεια* für *φ. τ' ἀτιμίας τιμάς*, 777 *οὐράνια μέλη θεοῖσι λίτανα καὶ τέλεα δύας πελόμενά μοι λύσιμα· μάχαν ἔπιδε*, ſonſt *οὐρανίαν μέλη λίτανα θεοῖσι καὶ τέλεα δέ μοι πῶς π. μοι λύσιμα· μάχιμα δ' ἔπιδε*, 785 *Αἰγύπτειον ὕβρι δύσοιστον* für *Αἰγύπτιον ὕβριν δύσφορον*, 842 *λυμανθεὶς σὺ πρὸ γᾶς ὑλάσκοις* ſtatt *λύμασις ἡ π. γ. ὑλάσκοι* 844 *ὁ δὲ βώτας* für *ὃς ἐρωτᾷς*, 863 *ἔχιδνα δ' ὡς μέ τις πόδ' ἐνδακοῦσ' ἔχει* ſtatt *ἔχιδνα δ' ὡς με τί ποτ' ἐνδακοῦσα*, 946 *δμωΐδας*, nicht *δμωΐδες*, 1003 *στυγερῶν πέλοι τόδ' ἄθλον* nicht *στυγερὸν πέλει τ. ἀ.* 1012 *ἁρμονία μοῖρ' Ἀφρ.* ſonſt *Ἁρμονίᾳ μ. Ἀ.* 1017 *ἔκπλοιαν* ſtatt *εὔπλοιαν.* Man darf kühn behaupten, daß erſt durch Hm's Reſtauration dieſe Tragödie leſbar und genußreich geworden iſt.

Trotzdem, daß die Entſprechung der antiſtrophiſchen Glieder als unverbrüchliches Geſetz der Aeſchyleiſchen Metrik allenthalben in dieſer Ausgabe betrachtet wird, fehlt es doch nicht an Verſen, worin davon und zwar ſtillſchweigend Umgang genommen iſt. Selbſt in den Hiketiden, dem am meiſten durchgearbeiteten Stücke ſtimmt 335 nicht mit 345, wo für *γεραιόφρων* der Dichter vielleicht *πολιὰ φρονῶν* ſchrieb, vgl. 647 *ὃς πολιῷ νόμῳ αἶσαν ὀρθοῖ*, ferner nicht 720 *καὶ δολομήτιδες* mit *ἀνιέρῳ μένει*, wo *κἀνιέρῳ μ.* ſehr nahe liegt. Wahrſcheinlich iſt nur ein Verſehen daran Schuld, daß in den Perſern 667 Engers Berichtigung *ὅπως καίν' ἄλγη κλύῃς νέα τ' ἄχη* nicht aufgenommen wurde, und die Vulgata *ὁ. καινά τε κ. ν. τ. ἀ.* noch ſtehen geblieben iſt. Daſelbſt iſt 264 *τὰ πολλὰ βέλεα παμμιγῆ* nicht in Harmonie mit 269: *ἁλίδονα σώματα πολυβαφῆ*. Was ſtand im Weg, um aus *πολλὰ* die längere Form *πολέα*, aus *σώματα* das 458 wiederkehrende *μέλεα*, und aus *πολυβαφῆ* das nicht minder kräftige *παμβαφῆ* zu machen? Mußte ferner 558 *διὰ γ' Ἰαόνων χέρας* nicht Verdacht erregen, da Aeſchylus recht wohl *ἐκ γ' Ἰ. χερὸς* (oder *χερῶν*) ſagen konnte? In den Sieben entſpricht 821 der Moloſſus *εὐκταία* dem Kretiker *Οἰδίπου* (813) nicht gehörig; hiezu kömmt, daß Aeſchylus von dem Fluch des Pelops, womit er den Laius als den Verführer ſeines Sohnes Chryſippus getroffen haben ſollte, noch nichts zu wiſſen ſcheint; obwohl Hm. nach Brunck's Vorgang dem Dichter die Bezugnahme darauf beylegt; er ſagt: Brunckius vulgatam scripturam ita tuetur, ut duas imprecationes intelligendas censeat, unam, qua olim universum Labdacidarum genus devotum fuisset, alteram Oedipi, quam is filiis dixerit. Recte, puto: sed quae huic explicationi firmandae attulit, Eur. Phoen. 1075. Soph. Ant. 593, 860 minus apta sunt quam, quem omisit, Phoenissarum versus 1605, ubi Oedipus sic dicit, *ἀρὰς παραλαβὼν Λαΐου καὶ παισὶ δοὺς*, dazu fügt er die beſtimmte Erklärung der Scholien. Wir ziehen vor, die Bekanntſchaft mit dieſer Wendung der Sage, welche vielleicht erſt ſpäter ſich ſo geſtaltete, dem Aeſchylus ſo lange abzuſprechen, als keine direkte Erwähnung derſelben bey ihm nachweislich iſt und glauben daher daß an unſerer Stelle ſtatt des unmotivirten *Οἰδίπου τ'* ein Wort moloſſiſcher Meſſung urſprünglich geleſen wurde, welches die verderbliche Macht des Fluches ausdrückte, etwa *αἰστώτειρα* (mit Eliſion der letzten Sylbe) gebildet nach der Analogie des *αἴστος* Eum. 554. In Agamemnon 1092 iſt eine ungenaue Reſponſion *τίς ἀγαθὰ φάτις* zu *ἔδραμε κροκοβαφὴς* vielleicht dadurch zu berichtigen, daß man *τίς ἐπ' ἀγαθὰ φ.* lieſt, wodurch zugleich der Gegenſatz zu dem folgenden *κακῶν διαὶ* deutlicher würde.

Wir gehen über zur Beſprechung der Texteveränderungen, an deren Richtigkeit aus andern Gründen als denen der rhythmiſchen Symmetrie einen Zweifel auszuſprechen geſtattet ſeyn möge. Hiezu rechnen wir Prometheus 408, wo nach *ἀρχαιοπρεπῆ* ein *τε* vermißt wird, alſo ſtatt des von Hm. eingeführten *δακρυχέει* ein anderes choriambiſch anlautendes oder anapäſtiſches mit Doppelconſonant beginnendes Wort noch zu ſuchen iſt. Daſelbſt 689 leuchtet nicht ein, weßhalb das *οὔποτ' οὔποτ' ἠὖχουν* der Handſchriften zu *οὐπωποτ' οὐπώποτ' ἠ.* erweitert wurde; und 692 erſcheint die Häufung *πήματα λύματα δείματα* dem Affekt des Chors ganz angemeſſen, daher *δείματα*, welches Hm. für ein Gloſſem zu *λύματα* erklärt, eben ſo ächt wie dieſes. In den Sieben 312 lieſt er *βοᾷ δὲ καὶ κενουμένα πόλις* für *βοᾷ δ' ἐκκενουμένα πόλις*, weil in der Antiſtrophe ein *δὲ* nach *καπνῷ* unentbehrlich ſey; Ref. konnte ſich von der Unzuläßigkeit des Aſyndeton noch nicht überzeugen. Sogleich darauf: 314 ſoll *βαρείας τις τύχας προταρβῶν* eine nothwendige Aenderung ſeyn, weil die Vulgata *β. τοι τ. προταρβῶ* die von der Verheerung der Stadt gemachte Schilderung in ſehr froſtiger Weiſe unterbreche. Aber der jungfräuliche Chor, der ſo eben ſchon von der Mißhandlung, die dem weiblichen Geſchlecht drohe, geſprochen hat, darf wohl bey jedem Anlaß auf ſein eigenes Schickſal, welches ihn zunächſt angeht, zurückkommen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1853.

Aeschyli tragoediae, etc.

(Fortſetzung.)

Auf ähnliche Weiſe fällt das Urtheil über 337 aus, wo Hm's τῶν für τίν' die Stelle undeutlich macht; allerdings iſt die Vulgata, weil metriſch abweichend von dem unbezweifelt richtigen antiſtrophiſchen Verſe fehlerhaft; vielleicht gelingt es, Sinn und Reſponſion herzuſtellen, wenn wir ποῖ' ἐκ τῶνδ' leſen. Vorher 329 iſt ſtatt πρὸς ἀνδρὸς δ' ἀνὴρ δορὶ καίνεται, was dem Sinne nach vollſtändig aber metriſch defekt iſt, jetzt πρὸς ἀ. δ' ἀ. ἀμφὶ δορὶ καίνεται und in der Gegenſtrophe κυρήσας πικρόν γ' ὄμμα θαλαμηπόλων geſchrieben; indeß iſt das von Dindorf bereits verworfene κυρήσας müſſig und γε desgleichen. Zur Prüfung empfiehlt Ref. πρὸς ἀ. δὲ κατ' ἀνὴρ δορὶ καίνεται = πικρὸν δ' ὄμμα ταμιῶν θαλαμηπόλων. Dunkel erſcheint nach Hm's Text der Schluß des Chors, wo 345 τλήμον αἶσιν αἰχμάλωτον an die Stelle von τλήμων' εὐνὰν αἰχμάλωτον geſetzt iſt; in letztem Worte vermögen wir nur eine Erklärung des τλήμονα zu ſehen und halten den Eintritt eines Verbums, wie das Choeph. 68 in derſelben Situation angewandte εἰσάγονται für unerläßlich. Sehr auffallend iſt die Ueberſetzung der Verſe 344 — 49: expectandum est venturum esse miserum captivum nocturnum officium viri victoris ut gravioris hostis adiuvans atque augens lacrimas. Bisher verſtanden wir unter der Periphraſe νύκτερον τέλος den Tod (νὺξ = θάνατος ſiehe Choeph. 65, Sept. 384) und ἐπίρροθον ἀλγέων als = λυτήριον ἀλγέων. In den Perſern 671 wird zu beachten ſeyn, was Prien (Rh. Muſ. VIII 208, sqq.) für die Beybehaltung von κατὰ πᾶσ' vorbringt; Hm. will nur κατὰ γᾶς gelten laſſen. Hier iſt 658 das ſchon von Faber mit Benutzung des Pollux I, 98 vorgeſchlagene εὖ' ποδόχει, wozu nun Bekk. Anecd. I, 297, 5 kömmt, wahrſcheinlich die ächte Lesart; die von Hm. beybehaltene εὖ τόθ' ὡδώκει leidet daran, daß τότε nichts ſagend und das Pluſquamperfect unpaſſend iſt. Die Aufnahme jenes Ausdrucks macht zugleich eine Aenderung des ſtrophiſchen Verſes nöthig, in welchem für ἄναχτα Λαρεῖον etwa ἄνακτ' ἀπαθῆ geleſen werden könnte; vgl. unten vs. 860. In 882 wird noch ſehr die Frage ſeyn, ob ἀμφέρομεν ſtehen müſſe ſtatt αὖ φέρομεν, was mit 919 αὖ μετάτροπος zu belegen iſt. Im Agamemnon hat Hm. 137 φάσματι τῷ στρουθῶν geſchrieben, wobey er keinen Zweifel an die Beziehung auf die Erzählung in der Ilias β 311 sqq. hegte. Uns ſcheint es, als wenn Aeſchylus weder Adler noch Sperlinge genannt, ſondern die Sache allgemeiner gefaßt hätte, ſo daß der Vers allenfalls mit φάσμα' ἐπέμφθη ſchloß, vgl. Choeph. 255 οὔτ' αἰετοῦ γένεθλ' ἀποφθείρας πάλιν πέμπειν ἔχοις ἂν σήμαθ' εὐπιθῆ βροτοῖς. Derſelbe Kalchas, der jene bedenklichen Zeichen verkündete, ſoll 203 auch zufolge des jetzt vorliegenden Textes erklärt haben, es ſey recht, nach dem windſtillenden Opfer, welches nur Iphigenia ſeyn konnte, zu verlangen: aber das iſt wohl nicht im Sinne des Dichters, der dem Seher nur den Ausſpruch in den Mund legen durfte, es gäbe kein anderes Mittel gegen jenes Hinderniß als die Aufopferung der Tochter. Mit αὐδᾷ, wie Hm. ſtatt ὀργᾷ lieſt, kann nie-

mand gemeint seyn als Kalchas, so wenig auch der Gedanke an seine Person durch das zunächst Vorhergehende vermittelt ist. Diese Bedenken fallen weg, wenn die hier ausgesprochene Ansicht von Agamemnon, der mit sich zu Rath geht, selbst herrührt, d. h. wenn man *ἀρχὰς* schreibt (wie 120). Das Resultat seines Nachdenkens war: die Heerführer dürfen das durch die Umstände gebotene Opfer verlangen, denn gäben sie den Zug auf, so würden sie sich vor ganz Hellas beschimpfen und lächerlich machen. Kurz vorher, 184, hat die Aenderung *Ἄργους* für *Ἀργείων* in der Strophe die völlige Umgestaltung von 197 nach sich gezogen; dieser Vers lautet jetzt *πέλας πατρῴους χέρας ῥεέθροις*, also mit Auslassung von *βωμοῦ*, welches credibile est ab interprete profectum esse. Was soll aber dann noch *πέλας*? mußte dieß Adverb, wenn einmal das so bedeutungsvolle *βωμοῦ* verbannt würde, ihm nicht ohne Weiteres nachgeschickt werden? Doch wird es räthlicher seyn, zu dem überlieferten *Ἀργείων* und der entsprechenden Fassung des antistrophischen Verses zurückzukehren, höchstens mit der kleinen Modification, daß *βωμοῦ* auf *πέλας* folgt, nicht wie bisher, vorangeht. Im zweyten Stasimon liegt 680 eine Prolepsis in *πολύθρηνον*, die nach unserem Gefühl darum nicht passend ist, weil die Benennungen womit Paris später bezeichnet wurde, der Gegensatz von dem Hymenaeus seyn sollen, der natürlich von seinem Lobe voll war; doch hat das *πολύθρηνον* gleich nachher seine rechte Stelle. Wir möchten daher *πολύαινον* lesen. Bald nachher, 702, schließt die Vulgata *ἔθος τὸ πρόσθε τοκήων* die Vorstellung ein, daß auch die Erzeuger des jungen Löwen einmal ihre Art umgewandelt hätten, wie scheinbar dieser junge. Diesen widersinnigen Gedanken beseitigt Hm's *ἔθος τὸ πρὸς τοκέων*, es unterbricht aber die sanfte Bewegung dieser Strophe; mit *ἔθος πάλιν τὸ τοκήων* würde sowohl diese als ein angemessener Sinn gewonnen. Oben 693 dürfte *οὕτως* bleiben und vs. 692 mit *ἀγάλακτον* schließen. Eine Glosse ist, wenn wir nicht sehr irren, das *βροτῶν* 735, welcher man in *βίον* 742 eine Responsion gegeben hat. Jenes sollte verhindern, daß man den Dativ *κακοῖς* nicht für ein Neutrum hielte, was es gewöhnlich ist, vgl. aber Suppl. 389; zu *βίον* bildet *ἐναίσιμον* kein passendes Epitheton, während *ὁ ἐναίσιμος* = iustus vir schon durch Homer's Sprachgebrauch (Il. ζ 521, mehr noch Od. ϱ 363) belegt wird. Auch hier konnte die metrische Form, welche durch jene Zusätze ihren leichten Fluß verliert, zunächst auf das Fehlerhafte des Inhalts zu achten veranlassen. Im Kommos der Kassandra spricht diese (1050) von den *αὐτοφόνα τε κακὰ κάρτάναι* im Hause der Atriden, letztere gehören aber nicht dahin, wo sich Niemand, wie mehrere Glieder des Labdakidengeschlechtes, erhängt hat; alle: die Kinder des Thyestes, Iphigenie, Agamemnon, Klytämnestra, Aegisthus, sind eines blutigen Todes gestorben, und die Prophetin konnte daher richtiger sagen *αὐτοφόνα κακὰ κατατόμα*. Den interpolirten Vers 1449 *ἦ μέγαν οἴκοις τοῖσδε* corrigirt Hm. so, daß auch der folgende nicht unverändert bleibt: *ἦ μέγα δώμασι τοῖσδ' αἷμονα κτλ.* Einfacher und ungezwungener wäre *ἦ μέλαν' Ἀτρεΐδαις δαίμονα κτλ.* Schwarz wird der Dämon eben so gut heißen dürfen als Tyche und Erinys. In den Choephoren bietet der Kommos viele anerkannte Probleme dar, wozu bisher 326 der *γόος ἔνδικος* nicht gezählt wurde, obwohl schwer zu fassen ist, wie die Klage um die Väter nach gerechter Vergeltung strebt; das konnte nur von dem Groll des ermordeten Agamemnon und der in ihm beleidigten Ahnen gesagt werden, man schreibe also *κότος*; das *τεκόντων* geht bloß auf den Vater und *πατέρες*, wie 852 (*πατέρων μέγαν ὄλβον*) auf die Vorfahren. In 340 deutet Hm. den *νεοκρὰς φίλος* auf Orestes selbst; allerdings wird ihm zu Lieb die Feyer angestellt, der neue Festwein gemischt, aber warum dürfen wir nicht bey dem Bild bleiben? Uebrigens scheint das Adjectiv *φίλος* minder sicher zu passen als das Adverb, vgl. Ag. 1549; *ἰδὼν - τὸν ἄνδρα τόνδε κείμενον φίλως ἐμοί*. Daß 362 *πέπρωσο* = *ὄφελες* gelten könne (jenes ist Zusatz Hm's) wird wenigstens durch die aus Prom. 513 *οὐ τᾶντα — πέπρωται* beygebrachte Stelle nicht erwiesen und ist auch an sich nicht glaublich. Ohne Zweifel ist der Sinn von Elektra's Rede der, daß ihr Orestes Wunsch nicht genüge und es besser wäre, wenn der Vater noch bey Leben von dem Tod seiner Feinde Kunde erhielte, aber wie das Aeschylus

ausgedrückt hat, muß noch entdeckt werden. Aehnliches iſt bey 410 der Fall, wo der Gedanke feſtſteht, die Form aber durch die ärgſten Verderbniſſe ſo ſehr gelitten hat, daß man an einer ſichern Reſtauration verzweifeln möchte. Hm. wenigſtens hält, was er verſuchte ὅταν δ' αὖτ' ἐπαλκὲς ἦτορ θάρσῃ (sic) 'πέστασεν ἄχος πρὸς τὸ φανεῖν τί μοι καλῶς nicht für gelungen, da er die Verſe für desperati erklärt. Vorher 392 sqq. iſt die Frage des Chors nicht wie in frühern Editionen auch hier mit βάλοι, ſondern erſt mit δαΐξας geſchloſſen. Dadurch wird aber der kurze Satz πιστὰ γένοιτο χώρᾳ zu ſehr iſolirt. Wir kehren lieber zur frühern Interpunktion zurück mit Benutzung von Bamberger's Conjectur τέμοιτο und bringen für δαΐξας, deſſen moloſſiſche Quantität nicht nachgewieſen werden kann, δηώσας in Vorſchlag. In 380 deutet Hm. τοκεῦσι vom Vater nach dem Vorgang des Scholiaſten und vieler Interpreten. Sollte aber nicht, wie 419 τεκομένων, darunter die Mutter zu verſtehen ſeyn? Uebrigens iſt die Conſtruction von τοκεῦσι δ' ὁμῶς τελοῖτο etwas gezwungen und ὁμῶς ermangelt einer deutlichen Beziehung. Vielleicht kömmt man mit einer Veränderung wie τοκεῦσι δὸς ἐκτελεῖσθαι, d. h. „gib, daß der Mutter die ſtrafende Vergeltung zu Theil werde," der Idee des Dichters näher. Die Lücke in 444 verſuchen wir in folgender Weiſe auszufüllen, (indem 423 das καὶ getilgt würde): τοιαῦτ' ἀκούων φρεσὶν μὲν ἐγγράφου, vgl. Prom. 790 ἦν (sc. πλάνην) ἐγγράφου σὺ μνήμοσιν δέλτοις φρενῶν. Für das αὐτὸς ὄργα in 448, was Scaliger und Pauw hereingebracht haben, dürfte αὖ σὸν ἔργον der Redweiſe des Aeſchylus mehr entſprechen, wenn auch jenes auf der handſchriftlichen Tradition beruht, man ſehe Prom. 336, σὸν ἔργον, Ἰοῖ, ταῖσδ' ὑπουργῆσαι χάριν; Eum. 726, ἐμὸν τόδ' ἔργον λοισθίαν κρῖναι δίκην. Im folgenden Staſimon beſteht die dritte Strophe bey Hm. faſt ganz aus einer Parentheſe, nämlich von ἄκαιρος bis ἄτολμον αἰχμάν, und zwar wird ſo in auffallender Weiſe als beyläufige Bemerkung behandelt, was doch Hauptſache iſt: offenbar will Aeſchylus die Verbrechen von Weibern an Blutsverwandten begangen, mit denen zuſammenſtellen, welche gegen Ehemänner verübt wurden, indem alle dazu der θηλυκρατὴς ἀπέρωτος ἔρως trieb. Der Uebergang könnte etwa in dieſer Art gemacht worden ſeyn: ἐπεὶ δ' ἐπεμνησάμην ἀμειλίχων γένει, ἀγείρω τὸ δυσφιλὲς γαμήλευμ' ἀπεύχετον δόμοις, — die Conſtruction von ἀγείρω erhält ihre Beſtätigung in dem ſogleich folgenden τί τῶνδ' οὐκ ἐνδίκως ἀγείρω, das γένει erſcheint in ähnlicher Relation Ag. 1565 ἔσθει βορὰν ἄσωτον, ὡς ὁρᾷς, γένει. Die That der Klytaemneſtra verglich der Chor mit dem Gattenmord der Lemnierinnen, vorausgeſetzt, daß der Text urſprünglich ſo lautete: βοᾶται δὲ πάντοθεν κατάπτυστον· εἰκάσας δέ τις τὸδ' ἂν τύχοι Λημνίοισι πήμασιν. Freylich wird der Sinn hiemit ein weſentlich verſchiedener von dem bisherigen γοᾶται δὲ δήποθεν κ. ἦχασεν δέ τις τὸ δεινὸν αὖ Α. π. und von Hm's: γ δ. γᾶ πάθος κ. ἦχασεν δέ τις τὸ δεινὸν ἂν Α. π. Was über Agamemnon hinzugefügt wird, hieß ſonſt ἐπ' ἀνδρὶ τευχεσφόρῳ ἐπ' ἀνδρὶ δάϊοισιν ἐπικότῳ σέβας, jetzt bey Hm. ἐ. α. τ. ἐ. α. δάϊος ἐπικλύτῳ σέβας, deutlicher wäre ἐ. α. δάϊος ἐπαξίῳ σέβειν; für das folgende τίω δ' ἀθέριαντον ἑ. ſcheint der Zuſammenhang vielmehr zu verlangen στυγῶ δ' ἀ. ἑ., wie Hm. ſelbſt früher las. Der dritte Chor gehört zu den verdorbenſten Partieen im ganzen Aeſchylus. Wir glauben, daß 775 διὰ δίκας, wofür Hm. κἀδ δίκαν corrigirt, bleiben könne, indem in der Gegenſtrophe auch διὰ πέδον ohne Noth in γάπεδον verändert worden iſt; die codd. haben δάπεδον und oben διαδικᾶσαι. Allerdings beruht die richtige Wahl dieſer Lesarten auf der Interpretation der ganzen Strophe, die ſehr verſchieden von den Erklärern derſelben behandelt worden iſt. Unſere Auffaſſung iſt dieſe: Oreſtes wird einem Füllen verglichen, das aber an den Wagen geſpannt iſt, alſo wie ein ausgewachſenes Roß die Rennbahn durchlaufen ſoll: Zeus hat ihm eine zu ſchwere Aufgabe geſtellt, darum fleht der Chor den Gott an, daß ſein Lauf gelingen möge. Dieſer Gedanke, wenn er anders dem Dichter beygelegt werden darf, iſt in der Vulgata wie in Hm's ἴσχε — μέτρον τίν' αὖ σωζόμενον ῥυθμὸν τοῦτ' ἰδεῖν γάπεδον ἀ. β. ὀ. verdunkelt. Hm. überſetzt sustine cari viri pullum iunctum currui malorum modum adhibens in cursu, ut hoc solum rursus videat desinentium gres-

suum nisum aliquam servare mensuram und fügt hinzu: *γάπεδον* dicitur videre *ὅρεγμα βημάτων*, hoc autem *σώζεσθαι ῥυθμόν τινα*. Daß aber Aeſchylus einer ſo ſchwerfälligen Struktur ſich bedient und den Wunſch des glücklichen Ausgangs in ſo ſeltſamer Weiſe ausgedrückt habe, iſt nicht wahrſcheinlich, daher ein neuer Verſuch wenigſtens eine gewiſſe Berechtigung anſprechen darf. Wir ſchlagen alſo vor zu leſen: *ἴσθι* (ſo die codd.) — *πημάτων τ' ἐν δρόμῳ προστιθεὶς μέτρον τόσον σῴζέ νιν ὡς ῥυθμῷ διὰ πέδον τοῦτο θεῖν ἀ. β. ὀ.* In der Meſodus 795 — 99 hat die Kritik einen unbeſchränkteren, freylich auch einen weniger ſicheren Spielraum. Daß zu *ἀνέδην* aus dem folgenden *καί νιν ἰδεῖν* der Infinitiv ſupplirt werde, wie Hm. verlangt, iſt eine Härte, der mittelſt einer Aenderung wie *καινὸν ἐλευθερίας φάος λαμπροῖς ὄμμασιν* begegnet werden kann. Im letzten Chor 959 ſoll, was kaum denkbar, nachdem vom Haus der Atriden geſagt worden *πολὺν ἄγαν χρόνον — ἔκεισθ' ἀεὶ* dasſelbe ſogleich der *χρόνος παντελής* betreten, auch kann nachher vom *χρόνος* nicht gelten, er werde mit Reinigungen alle Befleckung aus dem Hauſe tilgen. Es ſcheint daher nöthig *ὄλβος* für *χρόνος* und *ἐλαθῇ* für *ἐτάσῃ* zu ſchreiben; weiterhin 963 könnte eine Aenderung, wie *Τύχα δ' εὐπροσωποκοίτα τὸ πᾶν ἰδεῖν πρευμενὴς μηκέτι δώμασιν πέσοι τἄμπαλιν* den vom Zuſammenhang gebotenen Gedanken herſtellen.

Nachdem wir uns ſo lange bey den Choephoren aufgehalten haben, müſſen wir über die Eumeniden um ſo kürzer ſeyn, wo freylich die Schwierigkeiten auch bey weitem nicht ſo groß und zahlreich ſind. Es genüge, 177 auf die Conjectur Stanley's *ἀλάστορ'* hinzuweiſen, welcher aber ſelbſt in Hm's Text *μίαστωρ* noch nicht gewichen iſt (ſtatt *ἐκεῖνον* ſchreibt Hm. eben da *ἔστιν ὄν*, wir vermuthen *ἀντ' ἐμοῦ* vgl. Ag. 1227); 328 Prien's *φρενοδακὴς* zu empfehlen, da *φρενοδαλὴς* den ſonſt ganz paeoniſchen Rhythmus unterbricht, 515 *φρὲν' ἀνατρέφων* vorzuſchlagen mit Berufung auf Aristoph. Ran. 886 *Δήμητερ ἡ θρέψασα τὴν ἐμὴν φρένα*, da Hm's *ἔτ' ἀνατρέφων* wegen des ſo wiederholten *ἔτι* weniger anſprechend iſt, endlich ein Bedenken gegen die Faſſung von 542 sq. auszuſprechen, wo Dindorf's Text, mit Aufnahme des von Pauw ergänzten *ἄγοντ'* den Vorzug zu haben ſcheint, Hm. lieſt *τὸν ἀντίτολμον δέ φαμι καὶ παραιβάταν τὰ πολλὰ παντόφυρτ' ἄνευ δίκας*, und zieht *δίαις* in der Antiſtrophe zum folgenden Vers; Dindorf *τὸν ἀ. δ. φαμὶ παρβάταν τὰ π. παντόφυρτ' ἄγοντ' ἀ. δ.*

Die antiſtrophiſche Anordnung iſt erſt von Hm. an einigen Stellen erkannt worden, wo man ſonſt nur monostrophica oder epodica zu ſehen wähnte. Darunter gehört Prom. 425 sqq. Daß aber 903 von *ἐμοὶ δὲ* an bis *φίγοιμ' ἄν* nicht Epode ſey, halten wir noch für ungewiß; vollkommene Uebereinſtimmung iſt im erſten Vers nicht erreicht worden, und auch das Uebrige auszugleichen hat es mehrerer ſtarker Aenderungen bedurft. Deßgleichen muß zugeſtanden werden, daß, wenn Sieben 828 sqq. antiſtrophiſch ſeyn ſoll, die Reſponſion mit einer gewiſſen Bequemlichkeit behandelt iſt: kaum eine einzige Auflöſung kehrt an gleicher Stelle wieder; übrigens wäre ohne Rückſicht auf die Herſtellung einer ſolchen Symmetrie weder *πόνων* 831 auszuſtoßen, noch 832 *ψιλίαι* ſtatt *ὦ φίλαι* zu ändern nöthig geweſen. Seine Correktur 829 *δίδυμ' ἀγανόρεια κακὰ* (gemina fortiter patrata mala) nennt Hm. eine mutatio lenissima: gelinder noch wäre es *δίδυμ' ἄχορα* zu ſchreiben, vgl. Suppl. 654 *ἄχορος ἀκιθαρις δακρυογόνος Ἄρης*, wogegen der Gebrauch von *ἀγανορεῖος* in Pers. 996 verſchieden iſt. Ungläubig iſt Ref. auch in Bezug auf die von Hm. durchgeführte antiſtrophiſche Form des Klagegeſangs in den Choephoren 145, wo wiederum ſehr gewaltſam verfahren werden müßte, ohne jedoch zu einem ganz befriedigenden Ergebniß zu gelangen, denn auch hier fehlt es nicht an metriſchen Differenzen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1853.

Anatomiſche Unterſuchungen über das Auge der Cetaceen, nebſt Bemerkungen über das Auge des Menſchen und der Thiere, von Dr. Mayer, Prof. der Anatomie ꝛc. ꝛc. zu Bonn. Mit 6 Steintafeln. Bonn 1852. 55 S. 8.

Der Verfaſſer hat in dieſer kleinen Schrift ſehr ſchätzbare und zahlreiche anatomiſche Unterſuchungen über das Auge der Cetaceen und anderer Thiere, ſo wie des Menſchen niedergelegt, denen ein um ſo höherer Werth beyzumeſſen iſt, da ein großer Theil der hier in Betrachtung gezogenen Thiere äußerſt ſchwierig zu acquiriren iſt. Die Reichhaltigkeit dieſer Mittheilungen wird ſich von ſelbſt ergeben, wenn wir das Verzeichniß der in Unterſuchung genommenen Arten im Nachſtehenden vorführen.

Von Meeres-Säugethieren hat der Verf. das Auge zu unterſuchen Gelegenheit gehabt bey Balaena Mysticetus, Trichecus Rosmarus, Monodon monoceros, Delphinus Phocaena, Halicore Dugong und Phoca vitulina; am ausführlichſten wird das Auge des eigentlichen Wallfiſches behandelt. Nach einigen Bemerkungen über die Iris des Menſchen folgen Mittheilungen über das Auge anderer Säugthiere, nämlich von Simia Troglodytes, Sarcophilus ursinus, Felis Catus, Canis familiaris et aegyptiacus, Ursus fuscus, Ursus maritimus, Ursus ferox, Meles vulgaris, Lutra vulgaris, Pteropus amplexicaudatus, Ornithorhynchus paradoxus, Halmaturus giganteus, Lepus Cuniculus, Auchenia Glama, Bos Taurus, Cervus Elaphus, Cervus Dama, Cervus Tarandus, Equus Caballus, Sus Scrofa, Dicotyles torquatus, Dicotyles labiatus, Elephas indicus, Rhinoceros indicus und Tapirus americanus. Den Beſchluß machen die Beobachtungen über die Iris der Vögel, Amphibien, Fiſche und Sepien und zwar von Struthio Camelus, Rhea americana, Dromaius novae Hollandiae, Casuarius indicus, Gypaetos barbatus, Psittacus erythacus, Phasianus colchicus, Chelonia Caretta, Gadus Morrhua, Gadus Aeglefinus und Sepia officinalis.

Im Anhang iſt eine Unterſuchung über das Thränenbein des Narwalls, Wallroßes, Dugongs, Lamantins, Seehundes, Fiſchotters, Elephanten, Schweines, der beyden Arten von Biſamſchweinen, des Babyruſſa, des indiſchen und amerikaniſchen Tapirs, Nashorns und Flußpferdes mitgetheilt.

Die wichtigſten Punkte ſeiner zahlreichen Beobachtungen hat der Verfaſſer in folgenden Sätzen zuſammengefaßt:

1) Der Orbicularis ciliaris beſitzt parallele Längenfaſerbündel beym Menſchen, den Affen, den reiſſenden Thieren, den Vögeln und Amphibien. Er hat Cirkelfaſerbündel bey den Cetaceen, den meiſten Wiederkäuern, dem Pferd und den übrigen Säugethieren.

2) Die Faſern des Orbiculus ſind bey den Vögeln und Amphibien geſtreifte Muskelfaſern, die beym Pferd und den Wiederkäuern ꝛc. glatte, ſehnige Faſern; die bey dem Menſchen, den Affen und reiſſenden Thieren, ſo wie die des Wallfiſchauges

ſtehen zwiſchen beyden in der Mitte und ſind feinkörnige Faſern.

3) Es befindet ſich ein abgegränzter gegitterter Saum (Ora cancellata seu reticulata) zwiſchen der Choroidea und der Iris beym Menſchen und bey vielen Säugethieren, in welchem die Arterien, Venen und Nerven getrennt und frey zu Tage liegen.

4) An der hinteren Fläche der Iris bildet eine beſondere Schichte als Faltenkranz mit ſeinen Flocken den äußeren Ring der Uvea, beym Menſchen und den höheren Thieren.

5) Folgende Kreisanaſtomoſen, arterielle und venöſe will der Verf. im Auge des Menſchen und der Thiere angenommen wiſſen:

a) arterieller und venöſer Kreis im corpus ciliare, b) im orbiculus ciliaris, c) am äußern Ring der Iris, der venöſe als Sinus Hovii bekannt, d) am innern Ring derſelben, e) am Rande der Pupille, beſonders groß und ſtark iſt der venöſe bey Balaena und Delphinus, f) am freyen Rand der Pupillarmembran (ſelten vorkommend), g) in der Corona ciliaris. Alle dieſe gehen von den Vasis ciliaribus choroideae aus. Ferner von der Arteria und Vena centralis retinae aus: h) an der hinteren Wand der Linſenkapſel, i) im Glaskörper, k) in der Retina ſelbſt, l) rings um die Eintrittsſtelle des Sehnerven auſſerhalb der Sklerotika, aus den Arteriis ciliaribus exterioribus (Zinn).

6) An der Iris iſt, ſo wie am corpus ciliare und der corona ciliaris, ein innerer und äußerer Ring bemerkbar.

7) Auf der Gefäßſchlingenſchichte der Iris liegt ein Faſerbündelgewebe bey vielen Säugethieren und meiſt auch bey dem Menſchen, welches als eine Art von erektilem Faſergewebe anzuſehen iſt und als eine Fortſetzung der Faſerbündel des orbiculus ciliaris in die Iris erſcheint.

8) Beym Pferd zeigt die Iris ein wahres rete mirabile; eben ſo bey dem Fiſchotter und Dachſe.

9) Schön geſtreifte Muskelfaſern an der Uvea der Vögel, namentlich ſämmtlicher Struthionen, aber nicht an der Iris derſelben, wo ſich glatte Faſern zeigen, bis gegen den Pupillenrand hin.

10) Geſtreifte Muskelfaſern in der Iris der Amphibien (Chelonia).

11) Auch an der Iris der Fiſche haben die Faſern ein etwas quergeſtreiftes Anſehen. (Bey dem Hecht findet Referent nur glatte Muskelfaſern, deren lang geſtreckte Kerne auf Zuſatz von Eſſigſäure vollkommen deutlich werden).

12) Thränenbein kommt vor: bey dem Delphin, Narwall, Wallroß und den übrigen Cetaceen.

13) Beym Elephanten findet ſich ein Thränenbein und Oeffnungen für die zwey canaliculi lacrymales.

14) Doppelte Endigung der Nerven in fremden Organen:

a) als freye Schlingen, b) ſpitze, in das Faſer- und Markgewebe der Organe ſich mit Scheide und Mark auflöſende Enden, c) als kolbige Papillen in den Sinnesorganen.

Von den 6 beygefügten Tafeln ſind 5 in ganz vortrefflicher Weiſe in Farbendruck ausgeführt und tragen nicht wenig zur Erhöhung des Werthes dieſer Arbeit bey. Auf dieſen 6 Tafeln ſind 8 Figuren enthalten.

Die erſte Figur gibt einen vertikalen Durchſchnitt des Augapfels von Balaena mysticetus in natürlicher Größe.

Die zweyte ſtellt die Choroidea und Iris desſelben Thieres dar.

Die dritte: die Nerven, Ganglien und Geflechte im annulus externus s. major Iridis bey 60facher Vergrößerung.

Die vierte: das Nervennetz des annulus internus Iridis ſammt zwey Gefäßſchlingen bey 140facher Vergrößerung.

Die fünfte: die Hinterfläche der Iris oder die Traubenhaut ſammt dem corpus ciliare und der anhängenden Choroidea.

Die ſechste: einen Ciliarnerven, der durch das Faſergewebe der Sklerotika verlaufend, ſich in zwey

Aeste spaltet, den einen zur Iris, den anderen durch die Cornea zur Conjunctiva schickend; in natürlicher Größe.

Die siebente: den hinteren Abschnitt der Sklerotika.

Die achte: mikroskopische Gewebe der Cornea, der Sklerotika, der Krystallinse, der Membrana Ruyschiana, der Fasern dieser Haut, der Pigmentzellen der Choroidea, der gestreiften Muskelfasern des Orbiculus ciliaris von Meleagris Gallopavo, der Fasern des Orbiculus ciliaris vom Wallfisch.

Aeschyli tragoediae, etc.

(Schluß.)

Gegen die Exegese dieses Stückes können wir ebenfalls nicht umhin, einige Bedenken auszusprechen, wie wenn *δάκρυ ὀλόμενον* mit lacrima misera übersetzt wird, *ἕρμα γᾶς κεδνὸν* mit sacer tumulus, *ἀπότροπον ἄγος ἀπεύχετον κεχυμένων χοᾶι* mit malorum averruncam consecrationem effusarum inferiarum abominor. Die Libation wird wirklich dargebracht, kann also nicht wohl verwünscht werden. Eher möchte hier der Grabhügel als Burg der Bösen, als abzuwendende und zu verwünschende Befleckung des Guten betrachtet seyn, da der Mord und die entehrende Bestattung Agamemnon's die Macht der feindseligen Klytämnestra bewies und den Orestes beschimpfte (vgl. 435). Die Worte *κεχυμένων χοᾶν* scheinen im Sinne der eben geendeten Rede Elektra's zu *ἕτε δάκρυ* zu gehören. Am Schluß des Liedes hielten wir bisher *ἀνὴρ* und *ἐν ἔργῳ* für Glosseme zu *Ἄρης* und *ἐν χεροῖν* und lasen *ἴτω δορυσθενὴς ἀναλυτὴρ δόμων Σκυθικά τ' ἐν χεροῖν παλίντονα βέλη πιπάλλων Ἄρης*. Zu letzterer Bezeichnung vgl. 926.

Im Gegensatz zu dem Streben, wo möglich die epodica in antistrophica zu verwandeln, hat Hm. Choeph. 367 *ταῦτα μὲν, ὦ παῖ κλ.* für einen Mesodos erklärt, wo die Spuren der Responsion zu dem in drei anapästische Systeme zerfallenden Eingang des Kommos 303 sqq. nicht undeutlich vorliegen. Freylich ist bey dieser Voraussetzung die Annahme zweyer Lücken eine nothwendige Consequenz: im katalektischen Monometer fehlte dann nach *κατὰ γᾶς ἤδη*, ein akatalektischer nach *στυγερῶν τούτων*, außerdem scheint im letzten Gliede *μόχθοι γεγένηνται* statt *μᾶλλον γ.* gelesen werden zu müssen. Hinsichtlich der achten Strophe 418 sqq. ist Hm. von der in der Electr. p. 737 getroffenenen Aenderung, daß Orestes nur die Worte *λέγεις πατρῷον μόρον* spricht, alles Uebrige der Elektra zufällt, abgegangen, und theilt jetzt alles dem Chor zu*), wodurch freylich eine vollkommene Regelmäßigkeit gewonnen wird; ob aber der Chor die Klytämnestra Mutter nennen kann (425), ist noch die Frage, und alles, was die Strophe enthält, sicherer der Elektra angemessener als den Trojanischen Frauen, daher wir vorziehen, jene wirkungsvolle Abnormität beyzubehalten und die Schwester reden zu lassen, welche sonst den Bericht des Chores nur durch die Erzählung eines einzelnen Faktums ergänzen würde (434 sqq.). Hier mag auch noch der Choeph. 677 obwaltenden Schwierigkeiten gedacht werden, wo die Wahl der Person, welcher die Worte *οἵ 'γὼ κατ' ἄκρας κτλ.* zu geben sind, zwischen Chor, Elektra und Klytämnestra bisher schwankte. Hm. entschied für Klytämnestra; aber wenn diese auch mit Ironie von ihrem Schmerz spricht, soll ihre Rede doch für die Zuhörenden als wahrer Ausdruck ihrer Gefühle gelten, und dann ist es ein höchst befremdlicher Uebergang von der Verstellung zur Wahrheit, daß sie erst beklagt, durch Orestes Tod von allen *φίλοι* entblößt zu seyn, gleich darauf aber versichert, es fehle ihr an *φίλοι* nicht, mit welchen sie über jenes Unglück sich berathen könne. Ihrem Charakter entspricht es eher, daß sie betroffen von der glücklichen Wendung ihres bisher unsichern Schicksals schweigt und so dem Chor Zeit läßt, seine Wehklagen auszustoßen. Die *βαχεία καλή*, von welcher er redet, scheint auf den *νεοχρὰς* (344) Bezug zu haben, das *παροῦσαν ἐγγράφει*

*) Mit der dadurch bedingten Aenderung *ἔχεις* (438) für *λέγεις*.

aber nach Ag. 483 in ῥαγεῖσαν ἐγγρ. abgeändert werden zu müſſen.

Eine wichtige metriſche Frage knüpft ſich an Sieben 133, wo Hm. σὺ τ' ὦ Λατογένεια κούρα für Reſponſion des vs. 118 προβίστανται πάλῳ λαχόντες hält, womit die jambiſch-trochäiſche Form des Antiſpaſtes gerechtfertigt wäre; aber an der Entſprechung ſelbſt erlauben wir uns einen Zweifel zu äußern, da der Zuſammenhang keine Lücke nach 118 erweiſt, alſo 134 der Reſponſion entbehrt. Eben ſo unwahrſcheinlich iſt, daß Aeſchylus 112 Ἀργέϊοι δὲ und 127 καὶ Κύπρις ἅτε ſchrieb, nicht wie bisher geleſen wurde Ἀργεῖοι γὰρ — καὶ Κ. ἅτ' εἶ, nur die Diäreſe iſt hier als Verbeſſerung zu betrachten. Auch die Verſe 188, 547 in dieſer Tragödie, Pers. 103, Prom. 549 ziehen wir vor nach Dindorfs Abtheilung (Suppl. 207, 566, Pers. 102, Prom. 551) zu leſen. Hinſichtlich der Interpunktion möge noch die Bemerkung geſtattet ſeyn, daß Sieben 730 nach πόλιν ein Komma, Choeph. 415 nach σαίνειν das Fragezeichen gehöre.

Die Beſpechung der Fragmente müßte ſich auch auf die Wagneriſche Sammlung einlaſſen, wozu es uns jetzt an der nöthigen Muße gebricht.

Die typographiſche Ausſtattung des Werkes iſt vorzüglich; das Porträt Hm's. eine ſehr ſchöne, ſehr dankenswerthe Zugabe.

Kayſer.

Anmerkung zu Seite 501 Z. 9. Die Schlußſcene des Agamemnon iſt allerdings lückenhaft und verdorben. In meinem noch ungedruckten Commentar über die Oreſtie habe ich geſucht, ſie in folgender Weiſe zu ergänzen:

Αἴγισθος

V. 1619. *Ἀλλ' ἐπεὶ δοκεῖς τὰδ' ἔρδειν καὶ λέγειν*
γνώσῃ τάχα —

Χόρος

Γνώσομαι γὰρ ἄνδρα δειλὸν μηδὲν
ἐν μάχῃ σθένειν

Αἴγισθος

Εἶα δὴ φίλοι λοχῖται, τοὖργον οὐχ ἑκὰς
τόδε.

Χόρος

Εἶα δή ξίφος πρόχωπον πᾶς τις εὐτρεπι-
ζέτω

Αἴγισθος

Ἀλλὰ μὴν κἀγὼ πρόχωπος οὐκ ἀναίνομαι
θανεῖν —

Χόρος

Δεχομένοις λέγεις θανεῖν σε· τὴν τύχην δ'
ἐρώμεθα

Αἴγισθος

1625. *Τὴν τύχην σέβου· μόρον δὲ χειρὸς*
ἐξ ἐμῆς δέχου.

Hierauf in dem Geſpräch zwiſchen Aegiſthus und Chor:

Αἴγισθος

V. 1634. *Ἀλλὰ τοὺς δ' ἐμοὶ ματαίαν γλῶσσαν ὧδ'*
ἀπανθίσαι
κἀκβαλεῖν ἔπη τοιαῦτα δαίμονος πειρωμέ-
νους,
Σώφρονος γνώμης δ' ἁμαρτεῖν, τὸν κρα-
τοῦντα δ' ὑβρίσαι
ταῦτα πῶς ἄνεκτ' ἂν εἴη καὶ πρὸς
ἀνδρῶν δημοτῶν;

Χόρος

Οὐκ ἂν Ἀργείων τόδ' εἴη, φῶτα προσαίνειν
κακόν.

Endlich die Schlußrede der Klytämneſtra:

V. 1641. *Μὴ προτιμήσῃς ματαίων τῶνδ' ὑλαγμάτων·*
ἐγὼ
καὶ σὺ θήσομεν κρατοῦντες τῶνδε δωμά-
των καλῶς
πάνθ' ὅσοισι δεῖ κατ' αὐτὰ σωφρό-
νων βουλευμάτων.

Fr. Th.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 46.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Die K. Akademie der Wissenschaften hielt am 26. d. Mts. zur Vorfeyer des auf den 28. Novbr. fallenden Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs eine öffentliche Sitzung, in welcher der Vorstand derselben, Hr. Geh. Rath v. Thiersch, eine auf die Feyer bezügliche Rede vortrug, an deren Schlusse die von der K. Akademie für dieses Jahr vollzogenen und von Sr. Majestät dem Könige bestätigte Wahl neuer Mitglieder verkündigt wurde.

Hierauf hielt Hr. Bibliothekar Krabinger, ordentl. Mitglied der philosoph. philolog. Classe, über

„die classischen Studien und ihre Gegner“,

und nach ihm Hr. Ministerialrath v. Hermann, ordentl. Mitglied der mathem. physicalischen Classe, über

„die Bewegung der Bevölkerung in Bayern“

einen Vortrag.

Folgendes ist die Rede des Vorstandes, welche in der Sitzung, der Kürze der Zeit wegen, nur theilweise zum Vortrag kommen konnte.

Wenn schon im häuslichen Kreise der Geburtstag des Familienhauptes als ein Fest der Freude und des Dankes für seine Erhaltung von den Seinigen feyerlich begangen wird, weil sie in ihm den Gegenstand ihrer Liebe und Verehrung, zugleich aber auch Hort und Gewähr ihrer Sicherheit und Wohlfahrt erblicken, um wie viel mehr ist eine solche Feyer durch die heiligsten Pflichten da geboten, wo für das zu Staat und Reich vereinigte Gemeinwesen aller Familien der Tag wiederkehrt, der ihnen das Haupt gegeben hat, durch dessen Wohl und Fürsorge das Wohl des Ganzen wie jedes einzelnen Hauses und Heerdes wesentlich bedingt wird.

Es ist von hoher Bedeutung für die Akademie, daß bey solcher Feyer unseres Reiches gerade sie berufen ist, nicht nur in ihrem geschlossenen Kreise, sondern öffentlich vor dem ganzen Vaterlande der Freude und dem Danke desselben für die Erhaltung des Königs Wort und Ausdruck zu geben, es laut zu verkünden, daß wir das Glück tief empfinden, unter einem Monarchen zu stehen, der sein höchstes Thun und Trachten auf das volle Gedeihen des Ihm von Gott vertrauten Volkes gerichtet hat, und den Allmächtigen zu bitten, daß er Ihm bis zum spätesten Ziele des menschlichen Lebens und Wirkens in Erfüllung seines Königlichen Berufes mit Rath und Hilfe zur Seite stehe.

Dieser Pflicht zu genügen, fühlen wir uns um so lebhafter durchdrungen, wenn wir in dem großen Ganzen, was die Regierung unseres Monarchen umfaßt, ordnet, und auf der Bahn des gesicherten Rechtes dem hohen Ziele der öffentlichen Wohlfahrt entgegenführt, uns zu dem wenden, was den Kreis der Bildung und Wissenschaft, dem wir angehören, unmittelbar berührt; denn da wird jedem offenbar, daß auch in Allem, was Erziehung und Bildung, was Unterricht, was Werth und

Geltung der Wissenschaft betrifft, sein Geist über Zweifel und kleinmüthige Besorgnisse erhaben, die Aufgabe, welche hier einem weisen Monarchen gestellt ist, in ihrer ganzen Bedeutung und Tiefe gefaßt, und eben so die Rechte wie die Bedürfnisse höherer Forschung erkannt hat, die als geistige Sonne ihr Licht über das ganze Gebiet menschlicher Thätigkeit ausbreitet.

Ein althellenischer Sänger hat das jener Forschung gestellte Ziel in dem Spruche zusammengefaßt:

Was ist Gott? Was das All?
Gott ist, der uns Alles schafft.

Das All, der Inbegriff aller in ihm wirkenden Kräfte und der durch sie entfalteten Scala der Gestaltungen, die in dem menschlichen Organismus ihr höchstes Ziel erreicht haben, der Geist, dem die Natur als Grund seiner Erscheinung unterliegt und als Bedingung seiner Thätigkeit dient, in und über beyden aber **der Gott**, welcher Natur und Geist umfaßt, und einem nur ihm erkennbaren Ziele entgegenführt, das ist Aufgabe, das Inhalt aller höhern wissenschaftlichen Bestrebung, und aus ihren Ergebnissen wird genommen, was, außer der Religion, dem Unterricht und der Erziehung, den Bedürfnissen des Staates und für alle höheren Interessen der Menschheit heilsam erachtet wird.

Dieser Aufgabe gegenüber dürfen wir, ohne der Schmeicheley zu verfallen, die den erniedriget, von welchem sie ausgehet und den nicht erhebet, welchem sie gelten soll, es aussprechen, daß jeder Zweig jenes Baumes der Erkenntniß und des Wissens und jede Art von Anstalten für Wissenschaft und Unterricht durch unsern Monarchen der ihm gebührenden Fürsorge theilhaftig wird, und nicht ohne Blüthe und Früchte geblieben ist. Bleibt auch hier das Erreichte hinter dem Erreichbaren noch zurück, so liegt davon der Grund in den Schranken, die auch dem regsten und höchsten Bestreben in dem Maaße und der Beschaffenheit der verfügbaren Mittel und Kräfte gestellt sind.

Die königliche Sorge für das Gebiet der Naturwissenschaften, wie die von ihnen bedingte Pflege des Ackerbaues und der Gewerbe liegt vor aller Augen offen. Die Art und Weise dieser Bethätigung zeigen am deutlichsten in unserer unmittelbaren Nähe die mit der Akademie und der Universität eng verbundenen wissenschaftlichen Anstalten des Staates.

Die neu gegründeten Gebäude für Chemie, Physiologie und vergleichende Anatomie sind theils vollendet, theils der Vollendung nahe und unter hervorragende Vertreter der in ihnen zu pflegenden Wissenschaften gestellt. Mit der zweyten Classe der Akademie ist durch Ihn eine naturwissenschaftlich-technische Commission verbunden und zum Vollzug der ihr gestellten Aufgabe, die Resultate wissenschaftlicher Forschung für Ackerbau, Industrie und Gewerbe möglichst nutzbar zu machen, aus eigenen Mitteln Seiner Majestät reichlich ausgestattet.

Aus derselben Rücksichtnahme ging die der Akademie gestellte Aufgabe der naturwissenschaftlichen Erforschung des Königreiches hervor, und während ein Theil des botanischen Gartens für den Bau einer großartigen Industriehalle und die Ausstellung der vorzüglichsten Erzeugnisse der gesammten deutschen Gewerbsthätigkeit in vorübergehenden Anspruch genommen wird, sind durch die Weisung Seiner Majestät in dem Neubau jener Hallen, sobald sie ihrem nächsten Zwecke gedient haben, dem botanischen Garten große, den hier vertretenen Wissenschaften würdige Glas- und Gewächshäuser in Aussicht gestellt, statt der alten, welche durch ihre Unzweckmäßigkeit und Baufälligkeit für den Abbruch reif und zu ihm schon früher verurtheilt waren. Daneben aber ist für den Betrieb der Botanik, insoferne er in seiner Hauptfläche durch jenen Bau beschränkt wird, in den angränzenden Gärten schon jetzo Ersatz geboten worden.

Dort ist das für die provisorische Aufnahme der Gewächse, eines botanischen Schatzes von großem Belang, bestimmte Glashaus nach den Vorkehrungen der neuesten und besten Bauten dieser Art eingerichtet und vollendet worden, und werden für das nächste Frühjahr die Culturen vorbereitet, welche dem wissenschaftlichen Unterricht besonders in der medizinischen und pharmazeutischen Botanik zu dienen bestimmt sind.

Gleiche belebende Theilnahme durchdringt die Schulen, welche den elementaren Unterricht für das Volk beſorgen und die Mittelſchulen, die auf den höheren wiſſenſchaftlichen Beruf vorbereiten.

Wer erinnert ſich nicht mit Freude der königlichen Sorgfalt, welche die Lage der Volksſchullehrer erfahren und der tröſtenden und erhebenden Worte, durch welche der Monarch die Lehrer getröſtet und aufgerichtet hat, als ihre Abgeordnete mit dem Danke des ganzen Standes für ſeine Hilfe vor Ihm erſchienen waren? Dazu wird im Verlaufe dieſes Winters hier eine Auswahl von Lehrern der Schullehrer-Seminarien, in Folge unmittelbarer Vorkehrung des Monarchen, unter bewährter Leitung in jenen Kenntniſſen der Chemie unterrichtet, welche beſtimmt ſind, durch ihre Zöglinge zur Förderung des Ackerbaues aus den Schulen unter das Volk verbreitet zu werden.

Nicht geringere Sorgfalt erfuhren die Anſtalten, welche über den Elementarunterricht hinaus gehen und unter dem Namen von Gewerbeſchulen und polytechniſchen Schulen berechnet ſind, die höhere Befähigung für techniſche Thätigkeit durch mathematiſche und naturwiſſenſchaftliche Studien zu gewähren, ſo wie ihnen gegenüber diejenigen, denen obliegt, durch vorherrſchendes Studium der Sprachen und der edelſten Werke des menſchlichen Geiſtes den Geiſt der Jugend zu ſchärfen und zu erheben, dadurch aber ſie für den höhern wiſſenſchaftlichen Unterricht und durch dieſen für den Dienſt des Staates würdig vorzubereiten. Auch in ihnen, in den lateiniſchen Schulen und in den Gymnaſien ſehen Lehrer und Schüler ſich gefördert, ihre häuslichen Lage verbeſſert, und durch zweckmäßige Vorkehrungen den Erfolg ihrer Thätigkeit erleichtert und geſichert.

Erſt dieſer Tage iſt eine ſolche auf ſämmtliche gelehrte Mittelſchulen des Reiches berechnete Maßregel zur Ausführung gekommen, welche das Uebel, von dem ſie am meiſten gedrückt wurden, den Eintritt unbefähigter Lehrer von ihren Schwellen abwenden, diejenigen aber, welche ſich durch Gründlichkeit der Kenntniſſe und durch Lehrgaben auszeichnen, ermitteln und der königlichen Beachtung und Förderung empfehlen wird. Zugleich hat die Begründung jener aus dem Geiſte des Königs hervorgehenden Anſtalt des Athenäums begonnen, in welcher denjenigen Jünglingen, welche in den Gymnaſien vorzügliche Befähigung und fruchtbringenden Fleiß bewährt haben, während ihrer akademiſchen Studien freye Pflege geboten und der Weg zu einer ihrer Befähigung entſprechenden Ausbildung für den höhern Staatsdienſt geöffnet wird.

In dem Maaße aber, in welchem durch ſo umfaſſende Pflege die Talente unſerer reichbegabten Jugend für den höhern wiſſenſchaftlichen Beruf ſich beſſer und raſcher entfalten, werden auch die Univerſitäten mehr und mehr gedeihen. Denn allgemein und wohlbegründet iſt die Ueberzeugung, daß ohne gute Gymnaſien eine gute Univerſität unmöglich iſt.

Zwar iſt auch unter der Zuſammenwirkung ſo preiswürdiger Vorkehrungen ein ſo hartnäckiges Verkommniß, wie ein nicht unbeträchtlicher Theil unſeren Mittelſchulen zeigte, nicht auf einmal zu heben. Uebel dieſer Art bedürfen langer und mit Hingebung ununterbrochen fortgeſetzter Pflege, aber auch hier gilt: „Nil desperandum Teucro duce et auspice Phoebo,“ und ſo wird nicht erſt nach Verlauf vieler Jahre dem Könige und dem Lande die Erfahrung erſpart werden, daß die für den wiſſenſchaftlichen Dienſt des Staates in der Univerſität vorzubereitenden jungen Männer vor den Schranken des Eintritts in dieſelbe in einer ſo beunruhigenden Zahl als unbefähigt abzuweiſen ſind.

Allerdings haben wir damit nur eine der Bedingungen des Gedeihens der Univerſität bezeichnet, aber es iſt die weſentlichſte aller, von denen Heil zu erwarten ſteht, und daß auch die andern, die Vermehrung der Lehrmittel und die Gewinnung und Bethätigung höherer Lehrkräfte dem Geiſte des Monarchen nicht verborgen blieb, davon zeigt die Sorge mit welcher er zur Erzielung dieſes Gewinnes unabläßig bemüht iſt. Endlich iſt die Selbſtbeſtimmung der ſtudierenden Jugend für wiſſenſchaftliche Thätigkeit durch die Faſſung unſerer Univerſitätsordnung geſichert und durch die Einſicht des Monarchen in das Weſen und die Bedeutung der Freyheit derſelben gewährleiſtet. Sie wird in dem Maaße ihre wohlthätige Natur entfalten, in welchem die

akademiſchen Bürger zum weiſen Gebrauche derſelben durch gründliche Vorbildung und wiſſenſchaftlichen Sinn vorbereitet und geſtärkt ſeyn werden.

Es gibt auf der Univerſität für ein wahres Gedeihen durch wiſſenſchaftliche Studien auſſer der Wirkung der ebenbezeichneten heilſamen Vorkehrungen keine Gewähr, als die Geſinnung und den freyen Entſchluß der Jünger der Wiſſenſchaft, und keine unüberſteiglichere Schranke gegen Mißbrauch und Entartung, als diejenige, welche jener in ihr rege gewordener ſelbſtſtändige Geiſt und die von ihnen gepflegte Neigung aufzurichten und zu ſchirmen weiß.

Die Akademie der Wiſſenſchaften hat ſeit ihrer letzten öffentlichen Sitzung ihre Thätigkeit in der ihr angewieſenen Bahn mit ſorgfältigſter Benützung der ihr zugewieſenen Mittel regelmäßig fortgeſetzt. Ueber die Arbeiten der Claſſen geben theils die in unſern Gelehrten Anzeigen zur Veröffentlichung gekommenen Berichte, theils die ſelbſtſtändigen Abhandlungen in unſeren Denkſchriften, von welchen dieſes Jahr jede Claſſe ihren ſiebenten Band begonnen hat, den vollgiltigen Beweis.

Eben ſo iſt auch die Theilnahme gleich geblieben, welcher ſie ſich von Seite aller bedeutenden europäiſchen und außereuropäiſchen Akademien und Societäten der Wiſſenſchaften zu erfreuen hat, ſo wie der Verkehr mit ihnen, der uns gegen das, was wir ihnen zu bieten vermögen, ihre literariſchen und zum Theil koſtbar ausgeſtatteten Erzeugniſſe zuſichert. Dieſer, alle wiſſenſchaftlichen Länder umfaſſende literariſche Tauſchverkehr, der uns mit dem, was auf dieſem Gebiete zu Tage gefördert wird, in lebendigen Zuſammenhang bringt, hat ſich in den letzten Zeiten von St. Petersburg und Moskau bis nach Bombay und Calcutta, von Hermanſtadt und Peſth bis New York und Philadelphia ausgebreitet.

Neben den regelmäßigen Arbeiten aber, welche der Akademie obliegen, ſtehen die außerordentlichen, die ihr in der Organiſations-Urkunde von 1827 zur Pflicht gemachte Herausgabe einer Literaturzeitung, die Herſtellung eines hiſtoriſch-topographiſchen Wörterbuches von Bayern und die naturwiſſenſchaftliche Erforſchung des Königreiches.

Wenn dieſe nicht in gleichem Gange mit den übrigen können geführt werden, ſo liegt der Grund nicht im Mangel an verfügbaren Kräften oder geringerer Bereitwilligkeit, ſondern darin, daß ſie mit unſerm nur aus 11000 fl. beſtehenden Jahres-Etat nicht zu beſtreiten und deßhalb an andere zum Theil zufällige Unterſtützungen gewieſen ſind.

Die Literaturzeitung oder die Gelehrten Anzeigen, — das einzige allgemeine Organ, welches das ſüdliche Deutſchland dem Norden entgegen zu ſtellen hat, außerdem der Akademie unentbehrlich zum Drucke ihrer Bulletins und als Tauſchmittel gegenüber reich ausgeſtatteten Geſellſchaften, dazu in den fernſten Gegenden gern aufgenommen, weil ſie die Kunde und Beurtheilung neueſter Leiſtungen auf unſeren Gebieten bis zu ihnen trägt, — wurde bey ihrer endlichen Gründung in einer Epoche der Fülle des öffentlichen Schatzes auf die falſche Baſis des Zwangs-Abonnements und der unfreywilligen Beyträge aus andern Kaſſen geſtellt und kämpft, nachdem dieſe Baſis ihren Halt verlor, einen vielfachen Kampf um ihre Exiſtenz, welchen bis jetzo zu beſtehen ihr nur durch theilweiſe bereitwillige Hilfe der höchſten Behörden ermöglicht wurde.

Die Herſtellung des topographiſch-ſtatiſtiſchen Lexikons, eines Werkes von der größten Wichtigkeit und Schwierigkeit, wenn es der Akademie und des Vaterlandes würdig zur Ausführung kommen ſoll, iſt, weil eine Dotirung desſelben gar nicht ſtatt fand, über Vorbereitungen und Sammlungen nicht hinausgelangt, und auch zu dieſen fehlen die Mittel, welche die Beyziehung anderer Thätigkeiten, Beobachtungen und Forſchungen auf allen wichtigen Punkten des Königreiches nöthig macht.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 47.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.
Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede des Vorstandes der K. Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches aber, von der Akademie, wenn auch mit geringen Mitteln von jährlich nur 1200 fl. bereitwillig unternommen, muß das gegenwärtige und künftige Jahr unterbrochen werden, weil die in diesem Zeitraum verfügbar werdenden Mittel für den Druck und für die Ausstattung der bisher gewonnenen Resultate nöthig sind.

Es bestand bey Anfang der gegenwärtigen Finanzperiode die Hoffnung, daß diesen und ähnlichen Bedürfnissen unserer Corporation Rechnung würde getragen werden; aber der Bereitwilligkeit der Regierung, da zu helfen, wo Hilfe nöthig und gerechtfertiget war, blieb für die Akademie die Vermehrung der Mittel fast ganz versagt, welche den Universitäten sehr zu ihrem Wohle gewährt wurde, unter Voraussetzungen, welche zu beurtheilen wir nicht berufen, aber zu beklagen berechtiget sind, weil durch sie nicht nur die Interessen der Akademie, sondern auch mehrere wissenschaftliche Sammlungen und Anstalten des Staates geschädiget wurden.

Doch diese vorübergehenden Mißstände dürfen den Blick über unsere Verhältnisse und Zukunft nicht trüben.

Sie werden verschwinden gegenüber der indeß in weiteren Kreisen verbreiteten Kunde der wahren Sachlage, gegenüber der Wiederkehr des Wohlwollens, das die in der Akademie und dem Generalconservatorium bezeichneten Anstalten früher auch an der eben bezeichneten Stelle zu allen Zeiten gefunden hatten, gegenüber der erleuchteten Fürsorge der höhern Behörden, vor allem aber vor dem kgl. Entschlusse, daß auch auf diesem Punkte geholfen werde, wo nicht nur die regen wissenschaftlichen Bewegungen und die Ehre der Akademie, sondern auch der Ruhm von Bayern betheiliget ist, der seit dem Bestand der Akademie nicht zu geringem Theile sich an ihre Förderung und an ihre Leistungen geknüpft hat.

Die k. Akademie hat seit ihrer letzten öffentlichen Versammlung von ihren auswärtigen Mitgliedern der zweyten Classe Arago, St. Hilaire und Jussieu und unter den auswärtigen Mitgliedern der III. Classe den Hrn. Director v. Raiser in Augsburg, verloren.

Dominique François Jean Arago, geboren in der Nähe von Perpignan am 26. Febr. 1786, gehört zu der merkwürdigen Anzahl berühmt gewordener Mathematiker, die aus der polytechnischen Schule in Paris hervorgegangen sind. Fast unmittelbar nach seinem Austritt aus dieser Anstalt treffen wir ihn als thätigen Theilnehmer an jenen großen Vermessungs-Operationen, welche die französische Regierung zur Bestimmung der Figur der Erde und der Einheiten des metrischen Maaßsystems ausführen ließ.

Die Durchführung und glückliche Vollendung dieſer Arbeiten, theilweiſe wohl auch die beſondern Schickſale die ihn während der Vermeſſung betroffen und zweymal in Kriegsgefangenſchaft geführt hatten, wandten ihm zuerſt die öffentliche Aufmerkſamkeit zu, und eine fortgeſetzte Reihe von Arbeiten und Unterſuchungen erhielten ihn von dieſem Zeitpunkte an auf einer Stufe des öffentlichen Anſehens, zu welcher wenige Gelehrte gelangt ſind.

Kaum iſt irgend ein Theil der mathematiſchen Naturforſchung ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts, — in jener geſchichtlich merkwürdigen Epoche, wo die exacten Wiſſenſchaften einen wahren Triumphzug durch Europa gefeyert haben —, in den Vordergrund getreten, an welchem der regſame Geiſt Arago's ſich nicht betheiliget hatte. Er entdeckte die Grundphänomene des Rotationsmagnetismus; er befaßte ſich mit Unterſuchungen über die damals erſt in ihren Grundzügen hervorgetretene Polariſation des Lichtes ſowohl als über die Interferenz-Erſcheinungen, und ſtellte mehrere für die Förderung der Lichttheorie überhaupt wichtige Thatſachen her. Im Gebiete des Electromagnetismus lieferte er eine große Anzahl neuer Reſultate. Meteorologie und Erdmagnetismus zogen ſeine beſondere Aufmerkſamkeit an, und wurden von ihm zu einer Zeit unterſucht, wo dieſe Wiſſenſchaften in der erſten Ausbildung begriffen waren, und wo es eines Mannes bedurfte, der nicht bloß ſelbſt vermöge ſeines durchdringenden Geiſtes zur Anbahnung einer Theorie beytragen, ſondern auch durch ſein Beyſpiel Andere zu zweckmäßiger Sammlung von Thatſachen veranlaſſen konnte. Selbſt in Fragen der Geologie und der Technik finden wir ihn zeitweiſe eifrigſt beſchäftigt. Im Gebiete der Aſtronomie umfaßten die eigenthümlichen Arbeiten Arago's, abgeſehen von der allgemeinen Leitung der Sternwarte, nur einen kleinen Kreis ſpecieller Unterſuchungen. Als eines ſeiner Hauptverdienſte auf der Sternwarte haben wir die Vorleſungen zu betrachten, die er über Aſtronomie gehalten hat. Arago verſtand es wie kaum ein anderer Gelehrter unſerer Zeit, die ſchwierigſten Probleme des Calculs in allgemein verſtändliche Sprache zu überſetzen; er entwickelte die Verkettung und den weitläufigen Zuſammenhang der Bewegungen des Himmels mit einer Klarheit und Ueberſichtlichkeit, die bey dem Sachkundigen Wohlgefallen erweckte, dem Laien die vollſtändigſte Befriedigung gewährte.

Wenden wir von dieſer allgemeinen Erwähnung ſeiner gelehrten Verdienſte den Blick auf die Ereigniſſe ſeines Lebens, ſo finden wir ihn auf ſeiner langen Laufbahn ſtets in zunehmendem Maaße mit Ehren und äußerlicher Würde umgeben. Er wurde ſchon im Jahre 1809 als Mitglied des Inſtituts aufgenommen, bald darauf mit der Profeſſur der höheren Mathematik an der polytechniſchen Schule bekleidet; dann zum Mitglied des Längenbureaus und zum Director der Sternwarte ernannt. Endlich im Jahre 1830 erlangte er die höchſt bedeutſame Stellung eines beſtändigen Secretärs der Academie. In Führung dieſer Aemter kam ihm nicht bloß vielſeitiges und gründliches Wiſſen ſondern auch ſeine äußere Haltung, eine impoſante Körpergeſtalt und ungewöhnliche Vorzüge des mündlichen Vortrages zu Gute. Er gehörte faſt allen europäiſchen Akademien an, und die Regierungen des In- und Auslandes ſchmückten ihn, als Anerkennung ſeiner hervorragenden Verdienſte, mit Ordensauszeichnungen, wogegen er übrigens eine ſeltene Gleichgültigkeit ſtets bewieſen hat.

Arago's Thätigkeit beſchränkte ſich nicht auf die Sphäre der Wiſſenſchaft allein, auch der Staats- und Communalverwaltung widmete er einen beträchtlichen Theil ſeiner Zeit und ſeiner Kräfte. So hoch war in dieſem Gebiete ſein öffentliches Anſehen geſtiegen, daß er im Jahre 1832 zum Deputirten der Oſt-Pyrenäen erwählt, und ſeither bis zu der neueſten Umwälzung zu jeder Volksrepräſentation in gleicher Eigenſchaft abgeordnet wurde. Die höchſte Stufe politiſcher Bedeutung erlangte er im Frühjahre 1848, wo ihn die Strömung der Zeit an das Staatsruder gebracht, aber eben ſo plötzlich wieder nach wenigen Monaten entfernt hat.

Von der Stellung, die Arago in Frankreich einnahm, würde es übrigens eine höchſt unvollkommene Vorſtellung gewähren, wenn wir bloß ſagen wollten, daß er Ehren und Würden inne gehabt; er war ein Mann des Volkes und ein Mann der Wiſſenſchaft, und genoß in der einen wie in der

andern Sphäre einen Grad von Vertrauen und Auctorität, wie nur wenige Beyspiele in der Geschichte vorkommen.

Auguste de Sainte Hilaire, Sprößling einer altadeligen Familie zu Orleans, wurde mit dieser durch die Stürme der französischen Revolution nach Hamburg verschlagen und fand dort Gelegenheit mit deutscher Sprache und Literatur vertraut zu werden, wodurch er vor den andern Gelehrten seiner Nation befähiget wurde, die Kunde deutscher Beobachtungen und wissenschaftlicher Leistungen in seiner Heimath zu verbreiten. Nach dieser zurückgekehrt, ergab er sich dem Studium der Botanik mit solchem Eifer, daß seine Lehrer den jungen Mann, als die Reise des Duc de Luxembourg nach Brasilien vorbereitet wurde, für die botanische Untersuchung jenes Landes als vorzüglich befähigt erklärten. Er blieb 6 Jahre in Brasilien, während welcher er besonders die Provinzen jenes Reiches Rio, de Espirito Santo, Minas Geraes, Goyaz und im Süden S. Paulo, Sta. Catharina und die ältern Missionen in Paraguay am linken Ufer des Uruguay botanisch untersuchte. Die zahlreichen Resultate seiner systematischen Forschungen wurden in mehreren bedeutenden Werken niedergelegt, wie in der Flora Brasiliae meridionalis, die nach dem Sturze der Bourbonen der Unterstützung beraubt und mit dem dritten Bande unterbrochen wurde. Sie nimmt unter den descriptiven Werken der Gegenwart einen der höchsten Plätze ein. Eine andere Folge seiner Schriften sind die Reisewerke, welche nach den Provinzen und Hauptrichtungen abgetheilt sind, und neben ihrem botanischen Gehalt viele andere naturhistorische Nachrichten, auch seine Bemerkungen zur Sittengeschichte und Statistik des Landes enthalten.

Seine botanischen Arbeiten zeigen die Neigung, den Gegenstand abgesondert zu betrachten und analytisch zu verfolgen, welche in einer Reihe von Monographien besonders deutlich hervortritt.

Daß er aber auch das Talent besaß, sich auf einen höheren Standpunct zu erheben, zeigt er besonders in seinen Leçons de Botanique, nach welchen er zu Paris in der Faculté des sciences vortrug.

Mit Adrien de Jussieu erlischt die männliche Linie einer Familie von Botanikern, deren Ruhm bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zurückgeht und bis in die neueste Zeit mit der Entfaltung der Pflanzenkunde und ihrer Systeme unauflöslich verknüpft ist. Der älteste dieses Geschlechtes ist jener Antoine de Jussieu, geboren zu Lyon am 6. Febr. 1686, der Schüler und Nachfolger von Tournefort am botanischen Garten zu Paris und Herausgeber der Institutiones botanicae seines berühmten Lehrers, bey welchem schon das Bestreben einer vollständigen und zugleich wissenschaftlichen Ordnung und Beschreibung der Pflanzen hervortritt. Sein jüngerer Bruder, Bernard de Jussieu, Zeitgenosse Linné's, wurde gewissermassen der Urheber jenes botanischen Systemes, das die Verwandtschaft der Pflanzen zu Grunde legt, und diese zunächst in großen Massen nach der Entstehung und Zahl ihrer Keimblätter oder Kotyledonen bestimmt, glücklicher als der jüngste Bruder Joseph de Jussieu, der als Botaniker sich einer Expedition zum Behufe der Erdmessung unterm Aequator anschloß. Durch seine Functionen als Arzt in Potosi zurückgehalten, verfiel er in Folge heftiger Anstrengungen und Leiden in eine Geisteskrankheit, deren Spuren ihn auch nicht verließen, als er nach einer Abwesenheit von 36 Jahren in die Heimath zurückkehrte.

Auf dieses erste Geschlecht der 3 reichbegabten Brüder folgt das zweyte mit dem Sohne des ältesten Antoine, mit Antoine Laurent de Jussieu, der das System seines Oheims Bernard vorzüglich durch sein klassisches Werk: Genera plantarum secundum ordinem naturalem disposita, weiter ausgebildet und zu allgemeiner Anerkennung gebracht hat, und bey seinem 1836 erfolgten Tode seinen Sohn Adrien de Jussieu, geboren 1794, als Erben des Ruhmes der Familie hinterließ. Adrien war im Besitz einer unter den Franzosen seltenen klassischen Bildung und Kunde der neueren Sprachen. Daneben war er in der Botanik von seinem Vater sehr gründlich unterrichtet und wurde der Träger der Ansichten und Grundsätze der

Methode naturelle, nach welcher die syſtematiſche Botanik behandelt und gefördert wird. Die Gründlichkeit und der Scharfſinn der hier einſchlagenden Unterſuchungen hat er vorzüglich in vortrefflichen Monographien über einzelne Pflanzenfamilien bewährt.

Johann Nepomuk Franz Anton v. Raiſer, den 25. September 1768 zu Freyburg im Breisgau geboren, war durch ſeine Studien der Rechte und ſeine Familienverbindung an den Civildienſt von Vorderöſterreich in Schwaben gewieſen. Bey den verwickelten Rechtsverhältniſſen jener Länder und ihrer Intereſſen und ſeiner vorherrſchenden Neigung für hiſtoriſche und antiquariſche Arbeiten fand er ſich früh beſtimmt, auf Sammlung und Benutzung von Urkunden, Urbarien, Codices Traditionum auszugehen, die er in ſtreitigen Fällen der Verwaltung und des Rechtes geltend zu machen Bedacht nahm. Daher ſtammte ſeine große Kunde mittelalterlicher Einrichtungen und Verhältniſſe und eine ausnehmend reiche Sammlung von Urkunden, die ihm bey den Kataſtrophen der Klöſter, Abteyen, Reichsſtifte und Herrſchaften in den verhängnißvollen Jahren ſeit 1800 von allen Seiten zu Theil wurden.

Sie kamen beſonders ſeinem neuen Vaterlande Bayern zu Gut, dem er nach dem Preßburger Frieden und der Ausdehnung der bayeriſchen Grenzen über Augsburg nach der Donau und dem Bodenſee ſeine amtliche Thätigkeit zuwendete, und dem er durch ſeine umfaſſende Kunde der neuen Erwerbungen und ſeine Geſchäftsthätigkeit ſich ſehr nützlich erwies. Ueberall, wo es galt, alte Rechtstitel und Anſprüche in ſo vielen neu erworbenen Herrſchaften und Beſitzthümern geltend zu machen, finden wir ihn ſeitdem mit Glück bethätiget, beſonders in der Unterſuchung der Verhältniſſe und Beſitzungen der mediatiſirten Geſchlechter und Abteyen in Schwaben, die ihm ſpeziell war übertragen worden. In jeder Richtung ſeiner adminiſtrativen Thätigkeit, zuletzt als Direktor der Kreisregierung von Schwaben und Neuburg, nahm er Bedacht, ſeine hiſtoriſchen und antiquariſchen Forſchungen beſonders auszubreiten und damit bis auf die älteſten Zeiten der Allemanen und Römer zurückzugehen. Im Jahre 1817, dem fünfzigſten ſeines Lebens beginnt ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit in doppelter Richtung mit urkundlicher Geſchichte einzelner Landſchaften und Städte, wie Elchingen und Lauingen, und mit Werken über römiſche Alterthümer von Augsburg und der Umgegend, von Günzburg, Druisheim (Drusomagus) und andern Orten, die am Ende zu einem, den ganzen Oberdonaukreis umfaſſenden Werke erwuchſen.

Außerdem verdankt ihm Bayern die Stiftung des erſten hiſtoriſchen Vereins für die Provinz Schwaben und Neuburg und die Bildung des Antiquariums in Augsburg.

Im Jahre 1838, während ſeines 70ten Lebensjahres ward er, mit Würden und Anerkennungen ſeiner Verdienſte bedacht, in den wohlverdienten Ruheſtand verſetzt. Er lebte ſeitdem allein ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit, welche, nachdem er die Gränzen der 80er Jahre überſchritten hatte, zwar in ihrer Energie nachließ, aber nicht aufhörte der Troſt und die Freude ſeines Alters zu ſeyn. Er ſtarb am 17. May d. J. im 85ten Jahre ſeines Lebens, geehrt und geliebt von Allen, die ihm nahe kamen, nicht nur wegen ſeiner reichen Kenntniſſe und mannichfachen Verdienſte, ſondern auch wegen ſeiner großen und vielbewährten Herzensgüte und wegen ſeines Beſtrebens, beſonders auf dem Gebiete ſeiner Studien ſich Andern theilnehmend und förderlich zu beweiſen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 48.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Dezember.
Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede des Vorstandes der K. Akademie der Wissenschaften.

(Schluß.)

Diesen Verlust zu ersetzen und das Personal ihrer auswärtigen ordentlichen und correspondirenden Mitglieder zu ergänzen, hat die Akademie auch diesen Sommer Wahlen vollzogen, welche durch Allerhöchste Decrete sämmtlich die königl. Bestätigung erhielten und nun öffentlich verkündiget werden:

I. als ordentliche Mitglieder:

1) den k. Universitäts-Professor Herrn Dr. Hubert Beckers in München, bey der philosophisch-philologischen Classe;

2) den k. Major im General-Quartiermeisterstab Herrn v. Spruner dahier, bey der historischen Classe.

II. als außerordentliche Mitglieder:

1) den außerordentlichen Universitäts-Professor Hrn. Dr. Conrad Hofmann in München bey der philosophisch-philologischen Classe;

2) den Conservator der vereinigten k. Sammlungen in München, Hrn. Dr. und Professor Heinrich Jakob v. Hefner, bey der historischen Classe.

III. als auswärtige Mitglieder

a) der philosophisch-philologischen Classe:

1) Hr. Emanuel Roulez in Gent;
2) „ Gottfried Bernhardi in Halle;
3) „ H. O. Rawlinson in Bagdad;
4) „ Etienne Quatremère in Paris;
5) „ Otto Jahn in Leipzig.

b) der mathematisch-physikalischen Classe:

1) Hr. M. Cordier in Paris;
2) „ Victor Regnault in Paris;
3) „ Hansen in Seeberg;
4) „ Dr. C. Agassiz in Boston;
5) „ Hugo v. Mohl in Tübingen;
6) „ Dr. Thomas Graham in London.

c) der historischen Classe:

1) Hr. George Grote Esq. in London;
2) „ Gustav Adolph Heralt Stenzel in Breslau;
3) „ J. M. Lappenberg in Hamburg.

IV. Correspondirende Mitglieder:

a) der philosophisch-philologischen Classe:

Herr Dr. Christian Cron in Erlangen.

b) der mathematisch-physikalischen Classe.

1) Hr. H. J. Brocke in London;
2) „ Karl August Friedrich Peters in Königsberg;
3) „ A. Bravais in Paris;
4) „ Schrötter in Wien;
5) „ Hermann v. Meyer in Frankfurt;

6) Hr. Wilhelm Hofmann in London;
7) „ R. Bunſen in Heidelberg.

c) der hiſtoriſchen Claſſe:

1) Hr. Johann Voigt in Königsberg;
2) „ Alfred v. Reumont in Florenz;
3) „ M. Th. Contzen in Würzburg;
4) „ Franz X. Remling in Speyer.

In der Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 12. November 1853 erſtattete Hr. Akademiker Dr. v. Martius:

Vorläufige Nachricht über einige Verſuche, den Einfluß der verſchiedenen farbigen Lichtſtrahlen auf Pflanzen betreffend.

Die Zuſammenſtellung der weſentlichſten Thatſachen, die dem Einfluße des Lichtes auf die Vegetabilien in ſeinem gemiſchten wie im Zuſtande einfacher Strahlen zuzuſchreiben ſind, und welche ich in meinen Bemerkungen „über die wiſſenſchaftliche Beſtimmung und die Leiſtungen unſerer Gewächshäuſer“ bekannt gemacht habe, veranlaßte mich ſelbſt noch einige Verſuche über dieſe Einwirkung im K. botaniſchen Garten vom Ende Juni bis Ende Auguſt anzuſtellen. Ich beehre mich, hierüber vorläufig — denn dieſe Unterſuchungen ſollen weiter ausgeführt fortgeſetzt werden — Folgendes zu berichten.

Die Gewächſe wurden unter Tafeln gezogen von dunkel (ponceau-) rothem, gelbem, grünem, blauem, violettem und weißem Glaſe. Die Gläſer wurden unter einem Winkel von circa 23°, gegen Mittag gerichtet, auf den viereckigen Käſten befeſtigt, worin die Pflanzen angeſäet und groß gezogen wurden. Sie waren auf meine Bitte vorher durch Hrn. Collega Ohm auf ihre Permeabilität für verſchiedene Lichtſtrahlen geprüft worden. Die rothe Glastafel ließ rein rothes Licht durch; die gelbe das Grün und Roth faſt zu gleichen Theilen wie das Gelb; die grüne ein ſchwaches Roth; die blaue faſt reines Blau mit Spuren von Grün und Gelb; die (röthlich-) violette ließ faſt nur Violett, dabey eine Spur von Roth und Gelb durch.

Zu den Verſuchen wurden verwendet: Lepidium sativum, Amarantus tricolor, Hibiscus Trionum, Impatiens Balsamina, Linum usitatissimum und die daran ſich ſchmarotzend befeſtigende Cuscuta Epilinum, endlich ein Gras, Panicum sanguinale.

Amarantus tricolor, welcher deßhalb gewählt wurde, weil ſeine Blätter 3 Färbungen zeigen, Hibiscus Trionum, Impatiens Balsamina und die blattloſe Schlingpflanze Cuscuta entwickelten ſich vom Samen aus bis zur Blüthe unter einem jeden der farbigen Gläſer. Lepidium sativum und Linum usitatissimum zeigten eine ſehr übereilte Entwickelung, und ſtarben vor der Blüthe, was übrigens wohl nicht ſo ſehr von dem ſtarken Reize des farbigen Lichtes als von der ihnen zu hohen Temperatur in den Käſten herrühren mochte.

Folgende Reſultate ergaben ſich aus den 2 Monate lang fortgeſetzten Beobachtungen:

1. In den früheren Stadien des Keimens und der erſten Blattentfaltung zeigten die Pflanzenarten unter dem verſchiedenen Lichteinfluß eine größere Verſchiedenheit nach Periodizität und Dimenſion, als in den ſpäteren. Auch hier erwieſen ſich die Gewächſe als Gewohnheitsweſen, mit dem Vermögen, ſich nach und nach an gewiſſe Einflüſſe zu gewöhnen.

2. Im gemiſchten weißen Lichte gingen alle Entwickelungen am regelmäßigſten und beſten vor ſich, und zwar bey den Individuen, welche im freyen Lande gezogen wurden, noch beſſer als bey denen unter Glas. Die anfänglich übereilte Entwicklung unter rothem und gelbem Glaſe wurde bald unter dem weißen wieder eingeholt und ausgeglichen.

3. Im gelben Lichte zeigte ſich, namentlich während der ſpäteren Stadien, ein entſchieden gefördertes Längswachsthum; im blauen die breiteſte Entfaltung der Blätter.

4. Das rothe, grüne und violette Licht erwieſen ſich am ungünſtigſten, ſowohl was die Perioden als die Dimenſionen der einzelnen Theile betrifft. In dieſen drey Farben war auch eine auffallende

Schwäche und Zartheit der Stengel und eine verhältnißmäßig zur Blattfläche stärkere Verlängerung der Blattstiele zu bemerken.

5. Die Scala der Entwicklungsgrade läßt sich so feststellen: freyes Land, ohne Glas
weißes Glas,
blaues —
gelbes —
violettes —
grünes —
rothes —

6. Im blauen Lichte nahmen die Blätter wie an Breite, auch an Dicke, Saftigkeit und sattem Grün am meisten zu. Nächst dem blauen entwickelte auch das gelbe verhältnißmäßig große Blattbreiten, jedoch erst in einer späteren Periode, während die Pflanzen anfänglich im gelben Lichte sichtlich vergeilten. Sie erholten sich davon erst als sie in die Periode des Orgasmus oder des Blüthen-Ansatzes traten.

7. Im rothen Lichte blieben die Blätter nicht bloß kleiner, sondern auch dünner.

8. Bey allen farbigen Lichtarten, am entschiedensten bey Roth, dann bey Gelb und Violett zeigten die Blätter die Neigung, die Unterseite, nicht die Oberseite, dem Lichte zuzuwenden. In Folge davon wurden sie, besonders wenn sie eine gewisse Größe erreicht hatten, nach unten Trichter- oder Kapuzenförmig vertieft. (Eine Erscheinung, die schon 1813 Ruhland beobachtet hat).

9. In der ersten Entwicklungsperiode verhielten sich die Pflanzen unter den verschiedenen Lichteinflüßen deutlich verschieden, namentlich in Beziehung auf die Dimension der Internodien und der Cotyledonen und auf die Richtung. Besonders auffallend war, daß alle Keimpflänzchen sich unter dem rothen Lichte von diesem nach der dunkleren (nördl.) Seite hin abzuwenden trachteten, wobey sie den jungen, fadenförmigen Stengel sehr verlängerten. Minder augenfällig geschah dieß im gelben Lichte.

10. Die parasitisch werdende Cuscuta Epilinum entwickelte sich unter allen Gläsern, und als ihre Unterlage, das Linum usitatissimum, in Folge der zu großen Wärme zu vergeilen anfing, schlang sie sich um die benachbarten Pflanzen. In Beziehung auf die Richtung des Windens trat kein Unterschied ein. Sie wand sich um Lepidium sativum und Amarantus tricolor links.

11. Rücksichtlich der Färbung der Blätter war zu bemerken, daß die Blattflächen im Blau das dunkelste (blauliche) Grün annahmen, selbst tiefer als im gemischten Lichte.

Bey Amarantus tricolor, dessen Blätter unter rothem Glas sichtlich dünner und saftloser waren, ja theilweise vertrockneten, nahm der vordere grüne Theil der Blätter eine gelbliche Farbe an, der rothbraune Fleck der Oberseite verblaßte oft in Grün mit röthlichbrauner Nüance und der purpurrothe Fleck der Unterseite ward in Rosenfarb verändert.

Im Blau nahm der rothe oder gelbe Theil des Blatts so sehr an Ausdehnung zu, daß nur der vordere Rand grün blieb. In Violett verschwand der rothe und der braunrothe Fleck oft gänzlich, so daß das Blatt bloß grün erschien. Im Gelb nahm die Intensität des farbigen Fleckes, nicht aber seine Ausdehnung zu.

Die Stengel der Cuscuta erschienen im farbigen Lichte etwas blasser und minder gelblich gefärbt als im gemischten.

12. Auf die Structurverhältnisse und auf die äußere Morphose (mit Ausnahme der Dimension) blieben die verschiedenen Lichtarten ohne Einfluß. Blattstellung, Bau der Blüthe und der Geschlechtsorgane zeigten keine wesentlichen Unterschiede. Besonders hervorzuheben ist in dieser Beziehung der Umstand, daß die Zahl der Spaltöffnungen auf den Blättern sich ganz gleich erwies, bey Individuen, die im gemischten und solchen, die im farbigen Lichte gewachsen waren. Der rühmlichst bekannte Phytotom, Herr Dr. Schacht, welchen ich bey seinem Hierseyn ersuchte, über dieß Verhältniß eine vergleichende mikroskopische Untersuchung anzustellen, konnte selbst bey seiner beyspiellosen Geschicklichkeit in mikroskopischen Messungen gar keinen Unterschied in dieser Rücksicht auffinden.

Als praktisches Resultat dieser Beobachtungen, welche ich im folgenden Jahre nach einem größeren Maßstabe und mit Berücksichtigung der heuer aufgefundenen Entwicklungsmomente wieder aufzunehmen beabsichtige, läßt sich annehmen, daß das weiße ungefärbte Glas bey Treibhäusern jedem andern vorzuziehen seyn dürfte.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Geographical Society in Bombay:

Transactions. Vol. X. Bombay 1852. 8.

Von dem Hrn. Geh. Rath u. s. w. August Böckh in Berlin:

Corpus inscriptionum graecarum. Vol. III. Fasc. 4. Berol. 1853. gr. fol.

Von der Société vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin Nr. 27, 28. Tom. III. Années 1852. 1853. Ls. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmazie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für practische Pharmazie. Band XXVI. Hft. VI. Juny Band XXVII. Hft. I. July. Hft. II. August. III. Hft. September. Ludwigshafen 1853. 8.

Von dem Herrn Dr. Böhm und Dr. Kunes in Prag:

Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Prag 1853. 4.

Von der Académie de sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXXVI. Nr. 22, 23, 24, 25, 26. May und Juny 1853. Tom. XXXVII. Nr. 1 — 6 u. 11, 12, 13. Juillet, Agst., Sept. 1853. Paris 4.

Von der Royal Irish Academy in Dublin:

Proceedings. Vol. V. Part. I. Dublin 1851. 8.

Von der k. Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

a) Monatsberichte, Juny und August 1853. Berlin. 8.
b) Abhandlungen aus dem Jahr 1852. Berl. 1853. 4.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

a) Zeitschrift VII. Band III. Hft. u. IV. Hft. VIII. Band I. Hft. Lpz. 1854. 8.
b) Indische Studien: Beyträge für die Kunde des indischen Alterthums. Herausgegeben von Weber. II. Bds. III. Heft. Leipz. 1853. 8.

Von der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Zürich:

a) Achter Bericht über die Verrichtungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Vom 1. July 1851 bis 1. July 1852. Zürich. 4.
b) Mittheilungen, XVII. Hft. 1853. VII. Bd. 4 u. 5. Hft. 1852. VIII. Bd. 3. Hft. IX. Bd. 1. Hft. 1853. Zürich. 4.

Von dem historischen Verein der fünf Orte, Lucern, Uri ꝛc. ꝛc. in Einsiedeln:

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen IX. Band. Einsiedeln 1853. 8.

Von dem Herrn Prof. Dr. Spiegel in Erlangen.

a) Avesta, die heiligen Schriften der Parsen. Zum ersten Male im Grundterte sammt der Hazvareschueberſetzung herausgegeben. I. Band der Vendidad. Wien 1853. 8.
b) Zur Interpretation des Vendidad. Leipzig 1853. 8.

Von dem historischen Verein des Cantons Bern in Bern:

Historische Zeitung, herausgegeben von der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft. Nr. 1 — 6. Januar — Juny 1853. Bern. 8.

Von dem Herrn A. T. Kupfer in St. Petersburg:

a) Annales de l'observatoire physique central de Russie. Année 1850. Nr. 1, 2. St. Petersburg 1853. 4.
b) Compte rendu annuel. Année 1852. St. Petersb. 1853. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Verein hier:

Centralblatt: August, September, November VIII., IX., XI. 1853. München. 8.

(Fortsetzung folgt).

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 49.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Dezember.
Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Klassensitzung vom **19.** November l. J. kamen unter anderem folgende Gegenstände zum Vortrag und zur Verhandlung:

1. Der Angriff eines Ungenannten im Centralblatte von **Zarucke**, Berlin **1853** Nro. **43** ꝛc. auf den neuesten Band der **Monumenta boica** (die ältesten Salbücher enthaltend).

Da in Bezug auf denselben besonders die Mitglieder der Klasse, welche zugleich beym K. Reichsarchiv angestellt sind, betheiligt erscheinen, so hielten sie zunächst der Klasse gegenüber für zweckmäßig, sich gegen die gemachten Beschuldigungen zu vertheidigen. Herr **Dr. Wittmann** trug hierauf bezüglich Folgendes vor:

Unter dem urkundlichen Materiale, welches bisher in den **Mon. B.** veröffentlicht wurde, nehmen die im **36.** Bande publicirten urbaria ducatus Baiuwariae, von denen bis dahin nur einzelne Stücke in verschiedenen Druckschriften, welche in den Noten angegeben sind, bekannt gemacht wurden, wohl unstreitig eine sehr hervorragende Stelle ein; daher denn ihre Publication längst gewünscht wurde, und zu hoffen ist, daß auch jene Urbarien, welche sich an diese anschließen, sowie die der Klöster und Hochstifte seiner Zeit in Druck gelegt werden. Die Bezeichnung „urbarium“ hat heftigen Tadel gefunden [1]), jedoch völlig grundlos, wie weitläufig nachgewiesen werden könnte; es werden jedoch folgende zwey urkundliche Belege genügen, um so mehr als wohl kaum jemand, „der mit mittelalterlichen Dingen nicht in ganz oberflächliche Berührung gekommen ist“, die Richtigkeit dieser Bezeichnung in Zweifel ziehen wird. Die Herzoge Heinrich, Ott und Heinrich stiften im Kloster St. Salvator eine ewige Messe und geben dazu ihr Urbar „daz an irem Vrbarpuch geschriben stunde“, nämlich ihren Hof zu Lenghaym, der jährlich giltet zehen Mutt Rocken, vier Mutt Waiz etc. und schaffen, „daz man die obgenannten gut und gült an allen vnzern Vrbarpuchen ab sol tun“ [2]). Dieselben entsagen ihren Ansprüchen auf den Hof zu Nieder-Strogen, der in „unserm Vrbarpuch funden ward, und schaffen, dass wenn derselb Hof in einem unserer „Vrbarpuche“ erfunden wurde, das ab und todt seyn soll“ [3]). Unter diesen „Urbarpuchen“ sind eben die hier abgedruckten gemeint, so wie eines aus dem Anfange des XIV. Jahrhunderts, welches des nämlichen Inhaltes ist, d. h. außer den Dominical-Renten auch andere Einkünfte vorführt. Daher ist der Titel „Urbarium“ vollkommen richtig.

1) Im litterar. Centralblatt 1853 Nro. 43.
2) Mon. B. XXI, 519.
3) Mon. B. I, 298 sq.

Auch die Bezeichnung „Saalbücher“, welche in der Vorrede zu dem vorliegenden Bande mit Bezug auf die daſelbſt abgedruckten Urbarien gebraucht wurde, wird für unrichtig befunden, und hiebey erklärt, daß das Saalbuch im 12. und 13. Jahrhundert der liber traditionum, Schenkungsbuch, ſey. Es wird hier nur im Vorbeygehen bemerkt, daß Ritter Heinrich von Lang [4]) und Buchner [5]), welche in mittelalterlichen Dingen vielleicht beſſer unterrichtet ſind als der namenloſe Kritiker, und jedenfalls ausreichende Proben hievon abgelegt haben, die fraglichen Urbarien „Saalbücher“ benannten; dazu ſoll aus Urkunden nachgewieſen werden, daß man in Bayern, jedenfalls in Altbayern, unter Saalbüchern nicht die libri traditionum, ſondern die Urbarien verſtanden und zum Theil eben die darunter begriffen hat, welche hier abgedruckt ſind, wie aus nachfolgenden Documenten, welche, wenn es erforderlich wäre, leicht vermehrt werden könnten, hervorgeht. Herzog Rudolph in Bayern gibt Chunraden und Ulrichen von Sachſenhauſen zu rechtem Lehen Leut und Gut zu Alſwanch, Snait und Waldleiten, welche ihnen ſchon ſein Vater Herzog Ludwig zu einer Wiederlegung ihrer Aigengüter zu Rodmanstal und Waißmain in Franken verliehen hatte. „Davon wellen wir, ſo lautet der Schluß dieſer Urkunde, ob die vorgenannten leut und gut in vnsern Salpuchen geſchriben sind, daz in daz unſchedlich sei [6]).“ Dieſe Urkunde bezieht ſich ſpeciell auf das in dem vorliegenden Band abgedruckte Urbarium Baiuwariae superioris, nämlich auf den Eintrag S. 203 sqq. und es iſt derſelbe auch zufolge der in der angeführten Urkunde gemachten Zuſage durchſtrichen, alſo delirt worden. Hieher gehört auch die Urkunde, durch welche Kaiſer Ludwig an das Kloſter Beurberg die Vogteien zu Aych, Ebrolfingen und Erhartsberg um einen Hof zu Hugolfingen und ein Lehen zu Streitberg vertauſcht mit dem Anfügen: „waer auch daz die vogtay der vorgenannten dreyer gut in vnsern Salpuchen erfunden wird, wellen wir, daz daz chain chraft hab“ [7]). Auch dieſe Urkunde bezieht ſich direct und ausſchließlich auf das nämliche Urbar, wie daraus hervorgeht, daß dieſer Tauſch eben dort (S. 296) und zwar, wie es ſcheint, von der nämlichen Hand, welche jene Urkunde geſchrieben hat, angemerkt worden iſt. Die Notare des Herzogs Rudolph und des Kaiſers Ludwig waren in mittelalterlichen Dingen vielleicht doch beſſer unterrichtet, als der Kritiker vom Jahre 1853, und wenn jene ſich erlauben durften die hier abgedruckten Urbarien „Saalbücher“ [8]) zu nennen, ſo begreift jedermann, daß der Tadel, welcher den Vorredner eben deßwegen getroffen, ein völlig unbefugter iſt. Zum Beweiſe, daß unter Saalbuch ein liber traditionum zu verſtehen ſey, verweiſt der Kritiker auf Mon. B. XI, 18, allein wenn dieſe Stelle die Behauptung desſelben unterſtützen ſoll, ſo muß vorerſt noch der Beweis geliefert werden, daß der dort angeführte liber, qui dicitur Saalbuch, kein Urbar, ſondern ein codex traditionum war, was aus der eingeflochtenen hiſtoriſchen Notiz keineswegs geſchloſſen werden kann und darf. Ein auch nur oberflächlicher Blick in die im vorliegenden Bande publicirten Urbarien genügt, um zur Einſicht zu gelangen, daß in denſelben, wie mehr oder minder in allen übrigen Urbarien, ähnliche Notizen eingeflochten ſind, daß daher dieſe für ſich allein nicht berechtigen, auf einen codex traditionum zu ſchließen. Ein Beleg hiefür wird genügen; wer noch mehrere verlangt, kann in den hier zu beſprechenden Urbarien ohne vieles Suchen hunderte auffinden: bona comitis de Hadmarsberg, quae con-

4) Bayer. Jahrb. S. 284.

5) Bayer. Geſch. V, 126.

6) U. zu München 1315 am Sonntag nach dem Oſtertag. Lang Reg. B. V, 301. Hier nach dem Originale.

7) Mon. B. VI, 423.

8) In dem Fragmente eines Urbars aus dem Ende des 13. Jahrhunderts findet ſich am Schluße der Aufzählung verſchiedener Renten folgende Bemerkung: ob man si aber vinde an dem Salbuch dez wen ich nicht. Auf dem Vorſetzblatte des hier abgedruckten urbarium viced. Lengenfeld ſteht von einer Hand des Jahres 1470 folgende Notiz: Das ist das alt Salpuch das kunig Ludwig hât lafsen machen.

tulit domnus episcopus Frisingensis iusto feudo domino Ludowico duci (S. 260).

Die Zeit, welcher das älteste in deutscher Sprache abgefaßte Saalbuch angehört, das hier nach dem Vorgange des Ritters Heinrich von Lang [9]) ungefähr in das Jahr 1240 gesetzt, also dem Herzog Otto dem Erlauchten zugeschrieben wird, kann wohl kaum mit Sicherheit genauer ermittelt werden, daher auch die Ansichten, welche hierüber im Umlaufe sind, sehr weit (v. J. 1209 — 1248) auseinandergehen. So viel ist wohl unzweifelhaft gewiß, daß dieses Saalbuch nicht nach dem Jahre 1242 angefertiget wurde, wie aus dem Umstande geschlossen werden kann, daß die Besitzungen der Grafen von Bogen, welche nach deren Absterben, wie bekannt, dem herzoglichen Hause anfielen, darin noch nicht verzeichnet sind, jedoch auch nicht vor dem Jahre 1217, indem darin die Besitzungen der Grafen von Wellburg, deren letzter, Ulrich, im erwähnten Jahre an einem Kreuzzug in's gelobte Land Theil nahm [10]), aber, wie zu vermuthen ist, nicht wieder zurück kam, da er nach jener Zeit nicht mehr zum Vorscheine kommt, aufgeführt sind. Diese beyden äussersten Gränzen werden sich übrigens um ein namhaftes einander näher rücken lassen, wie im Nachstehenden versucht wird. Herzog Otto der Erlauchte versetzte [11]) das Prädium Gastein i. J. 1241 an den Erzbischof Eberhart von Salzburg und es wurde nicht mehr eingelöst, vielmehr in der Folge an das Erzstift förmlich abgetreten. Im Saalbuche kommt jedoch Gastein noch als ein eigenes Amt vor und es wird dort dieser Versetzung nicht gedacht, wie sonst zu geschehen pflegte, daher wohl der Schluß erlaubt ist, daß dasselbe schon vor dem Jahre 1241 abgefaßt wurde, um so mehr als Gründe vorhanden sind, welche die Abfassung noch weiter hinauf rücken lassen, wie aus der Urkunde des Herzogs Otto des Erlauchten v. 23. May 1235 hervorgeht [12]), zu Folge welcher er dem Kloster Kubach bestätiget, daß sein Vater zu Gunsten desselben auf die Steuern und Gerichtswändel, welche in der Pfarrey Kubach anfielen, verzichtete, indem hievon in Uebereinstimmung mit der erwähnten Urkunde von diesen Einnahmen im Saalbuche keine Meldung gemacht wird. Da ferner Herzog Otto der Erlauchte dem Kloster Aldersbach in einer Urkunde v. J. 1231 die Zehenden zu Landau und Dekkendorf, welche sein Vater Ludwig demselben geschenkt hatte, bestätiget [13]), und da entsprechend diesem Documente, die erwähnten Zehende auch in dem Saalbuche nicht verzeichnet sind, so dürfte darin ein Fingerzeig liegen, daß die Abfassung desselben noch in die Regierung des Herzogs Ludwig des Kelheimers fällt. Diese Vermuthung wird durch folgenden Umstand unterstützt. Das in Rede stehende Saalbuch ist das nämliche, welches in dem urbarium Baiuwariae superioris (S. 505) als „liber antiquus“ bezeichnet ist, wie aus der Vergleichung der beyden bezüglichen Stellen (S. 108 u. 505) hervorgeht, daher das erste und älteste Bayerns, welchem sich das „nev puoch“ anschließt, dessen im nämlichen Saalbuche (S. 497) gedacht ist, welches jedoch verloren gegangen oder jedenfalls zur Zeit noch nicht aufgefunden ist. Da letzteres, wie vermuthet werden kann, der Regierung des Herzogs Otto des Erlauchten angehört, indem es obiger Bezeichnung gemäß zwischen das urbarium antiquissimum und das urbarium posterius zu setzen ist, so darf wohl angenommen werden, daß ersteres noch bey Lebzeiten des Herzogs Ludwig des Kelheimers abgefaßt wurde, und zwar vielleicht schon vor dem Jahre 1228; denn die Zehenden von den Gütern des Grafen Kalhoch von Kirchberg, welche dem Herzog Ludwig wahrscheinlich auf Grund einer Schenkung von Seite desselben anfielen, und von dem Herzog dem Neustift in Freysing i. J. 1228 vermacht wurden [14]), sind in dem Saalbuche noch verzeichnet (S. 42); nur ist freylich nicht gewiß, daß die erwähnten Güter Gegenstand der bezeichneten Schenkung waren, doch kann dieß vermuthet werden, weil nicht bekannt ist, daß der Herzog Ludwig dieselben auf eine andere Weise erhalten habe, namentlich nicht in Folge der

9) A. a. O.

10) Herm. Altah. ad an. 1217. Boehmer fontes II, 497. Kurz Beytr. IV. 468.

11) Kleinmayern Juvav. S. 268 not. d.

12) Mon. B. XI, 534. Scheid origg. Quelf. II, 229.

13) Mon. B. V, 371.

14) Mon. B. IX, 577.

Erbschaft, da, waren die Kirchberge zur Zeit der Abfassung des Saalbuches schon ausgestorben, mehrere Güter daselbst eingetragen seyn müßten. Damit stimmt überein, daß die Besitzungen der Grafen von Liebenau, welche i. J. 1229 ausstarben [15]), in dem fraglichen Saalbuche mit Ausnahme einer Vogtei zu Liebenau noch nicht verzeichnet sind. Da ferner der Hof Slaitwise, den Herzog Ludwig i. J. 1227 vom Kloster Weltenburg durch Tausch erwarb [16]), dort noch nicht erwähnt ist, dagegen die Prädien Mätingen und Neurating, welche derselbe i. J. 1225 dem Kloster Prüfening abtrat, in diesem Saalbuche nicht mehr vorkommen, wäre die Abfassung in das Jahr 1226 zu setzen. Es ist nicht zu bemerken erforderlich, daß diese Conjecturen keine Beweise sind, daß demnach als völlig bestimmte Gränzpunkte nur die Jahre 1217 und 1242 angesehen werden können.

Eine andere Frage ist die, ob der vorhandene Codex als Original zu betrachten ist? Ritter Heinrich von Lang hält ihn für eine Uebersetzung des ursprünglich in lateinischer Sprache abgefaßten Originales, und ist der Ansicht, daß sie zu Anfang des 14. Jahrh. angefertiget wurde [17]), ohne jedoch zureichende Gründe für diese Ansicht beyzubringen. Es mag erlaubt seyn, die Vermuthung auszusprechen, daß dieses Manuscript zwar allerdings nicht das Original, doch aber auch keine Uebersetzung, sondern eine modernisirte Abschrift sey, und zwar in Ermanglung eines stärkeren Beweises aus dem Grunde, weil nicht wohl anzunehmen ist, daß ein Uebersetzer so viele Schreibfehler, welche nicht bloß auf einzelne Buchstaben sich beschränken, sondern auf ganze Worte sich ausdehnen, und so zahlreiche Auslassungen, wie auf der anderen Seite so viele Verdopplungen einzelner Worte verschuldet haben würde. Die Zeit, in welcher diese muthmaßliche Abschrift angefertiget wurde, ist wohl kaum genau festzustellen, da die Schriftformen nicht selten sehr trügerisch sind. Die erheblichsten Schreibfehler und Auslassungen wurden in den Noten bemerklich gemacht oder abcorrigirt, jedoch nicht ohne dieß ausdrücklich zu bemerken, was der Kritiker, von dem schon die Rede war, für überflüssig erklärt, während er im Widerspruche hiemit tadelt, daß nicht alle Schreibfehler, auch die, welche augenfällig, oder als solche gar nicht zu betrachten sind, wie z. B. halp statt halb, abgeändert oder angezeigt wurden. Wenn z. B. in den Noten bemerkt ist, daß statt „lehen“ (S. 96) „pfenninge“ oder „Schillinge“, daß statt „haben“ (S. 68) halben, statt „den“ (S. 93) div, statt „ainen“ lehen (S. 121) ain lehen zu lesen sey, so sollen diese wie alle übrigen ähnlichen Bemerkungen überflüssig seyn; doch werden ihm alle jene nicht beystimmen, welche der richtigen Ansicht sind, daß an Originalien nicht willkührliche Aenderungen vorgenommen werden dürfen, und daß dieß, wenn es geschieht, ausdrücklich bemerkt werden müsse. Der Kritiker wird hier so ziemlich allein stehen. Wenn derselbe erklärt, daß der Stelle S. 30, zu welcher in der Note bemerkt ist: „dubia lectio“, durch Interpunction zu helfen gewesen wäre, so hat er übersehen, daß diese Bemerkung sich ausschließlich auf das Wort „genannt“ bezieht, weil dieses die Urschrift nicht mit Bestimmtheit als das richtige erscheinen läßt, woraus dann hervorgeht, daß durch Interpunction nicht geholfen werden konnte. Derselbe erklärt die Anmerkung S. 135: „originale saepissime confundit casus“ für kindisch, weil dieß auf 100 Seiten schon oft der Fall war; wer indessen nachschlagen will, wird finden, daß auf diesen 100 Seiten das in deutscher Sprache abgefaßte Urbar abgedruckt ist, auf welches sich begreiflicher Weise diese Note nicht beziehen kann, sondern nur auf das erste in lateinischer Sprache angefertigte, daher denn auch dieselbe da steht, wo sie allein einen Sinn hat, nämlich zu Anfang des letzt genannten Urbars.

(Schluß folgt.)

15) Mon. B. II, 133. 159.

16) Mon. B. XIII, 364.

17) A. a. O.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 50.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Dezember.
Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Classe am 19. Nov.

(Fortsetzung.)

Wenn zu der Stelle: „ain swin daz sehzic wert ist“ (S. 35) in der Note bemerkt wurde, daß hier ohne Zweifel das Wort „pfenninge“ ausgefallen; wenn angemerkt wurde, daß in der Urschrift „hund“ st. hvnere (S. 36) stehe; wenn zu der Stelle: „div dritte swaige div hundert kaese“ (S. 46) in der Note bemerkt wurde, daß hier „giltet“ ausgefallen; oder wenn bezüglich auf die Stelle „vier kleine metzen bonnen vnd vier arbaize“ (S. 87) in der Note gesagt wurde, daß vor dem Worte „arbaize“ das Wort „metzen“ zu ergänzen seyn dürfte, so sind alle diese und andere ähnliche Noten nach der Ansicht des Kritikers überflüßig. Andere Recensenten, weder oberflächliche noch leidenschaftliche, würden, wären diese Bemerkungen unterlassen worden, darin mit Recht Nachläßigkeit oder Druckfehler vermuthen.

Die Abfassung des „urbarium posterius“ (S. 135 flg.), welches aus drey Theilen besteht, wurde wohl mit Recht ungefähr in das Jahr 1280 gestellt, da ein bestimmtes Jahr sich wohl kaum ermitteln läßt und zudem nicht sämmtliche drey Theile zu gleicher Zeit angelegt worden seyn dürften, auch etwa nur eine Differenz von zwey Jahren sich herausstellen wird. Der erste Theil, das urbarium Baiuwariae superioris, wurde jedenfalls nicht vor dem Jahre 1279 angelegt, da die gräflich Rottenekkischen Güter, welche Herzog Ludwig im gedachten Jahre durch Kauf erworben hat [18]), in diesem Saalbuche bereits verzeichnet sind, und auch nicht nach dem Jahre 1280, da der letzte Graf von Mosburg zur Zeit der Abfassung dieses Saalbuches noch am Leben war (S. 263), jedoch schon am 3. Febr. des nächsten Jahres starb [19]).

Der zweyte Theil, das urbarium Baiuwariae transdanubianae scheint geraume Zeit nach jenem angefertiget worden zu seyn, da die „redditus bonorum castri in Waldekke“ (S. 421), welche der Herzog Ludwig i. J. 1283 von dem Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg erkauft hat [20]), in dem fraglichen Saalbuche bereits eingetragen sind, jedoch, obgleich von der nämlichen Hand, in der letzten Stelle, und wie vermuthet werden könnte, nicht in der dem Ganzen entsprechenden Reihenfolge, so daß der Schluß, dasselbe sey bereits fertig gewesen, als der erwähnte Kauf abgeschlossen wurde, nicht unbedingt abzuweisen seyn möchte.

Der dritte Theil, das urbarium Baiuwariae inferioris, wurde gleichfalls um die nämliche Zeit angefertiget, jedenfalls nicht vor dem J. 1282, indem der Hof zu Rain, welchen Herzog Heinrich im bemerkten Jahre an Karl von Straubing ver-

18) Ried cod. ep. Ratisb. nr. 588. 589.

19) Ann. Steron. ap. Freher. I, 556. Mon. B. XV, 510.

20) Biblioth. hist. Goetting. p. 213. Lang. Reg. Bd. IV, 202.

kaufte [21]), in diesem Saalbuche noch aufgeführt ist, jedoch auch nicht nach dem Jahre 1285, wie aus folgendem Sachverhalte hervorgeht. Herzog Heinrich erwarb von dem Bischof Heinrich von Regensburg, dem letzten Grafen von Rotteneck, die Herrschaft Pfreimt und dazu auch das Dorf Iffeldorf, entsagte aber i. J. 1285 einem Hofe daselbst, nachdem ihm urkundlich nachgewiesen wurde, daß derselbe von dem Grafen Heinrich von Rotteneck, damals Archidiacon, der alten Kapelle in Regensburg gewidmet worden ist. In dem fraglichen Saalbuche sind noch sieben Höfe vorgetragen, während ein etwas älteres in Uebereinstimmung mit jener Entsagungsurkunde nur mehr sechs Höfe aufführt [22]).

Ein Kommentar, d. h. vorzugsweise eine Erklärung der veralteten Ortsnamen, eine Zurückführung derselben auf die heutigen Namensformen stellt sich allerdings als nothwendig dar, doch weiß jedermann, der sich mit ähnlichen Arbeiten beschäftiget hat, daß die Erklärung dieser Namen vielfach sehr schwierig, wo nicht unmöglich ist, theils weil viele Ortschaften ganz verschwunden sind, theils im Verlaufe andere Namen erhalten haben. So konnte z. B. das Amt „Liubezzen“ und das Schloß „Heimburg“, welche im Urbarium antiquissimum aufgeführt sind, bis zur Stunde noch nicht aufgefunden werden; und die Deutung vieler dort vorkommenden Ortschaften möchte um so schwieriger seyn, als ohne Zweifel die Schreibfehler desselben sich auch auf Ortsnamen ausgedehnt haben, wie bezüglich einzelner nachgewiesen werden kann. Ritter Heinrich von Lang hat allerdings versucht, die in den Reg. B. vorkommenden veralteten Ortsnamen zu erklären, allein hinter den meisten Deutungen findet man ein Fragezeichen, und viele Erklärungen, bey welchen jenes fehlt, stellen sich als unrichtig dar, sind also nur geeignet, irre zu führen.

Wer nicht Gelegenheit hat, die Originale mit dem Drucke zu vergleichen, wird in der Vergleichung jener Stücke, welche in mehreren Druckschriften zum Theil schon längst bekannt gemacht sind, (z. B. in Westenrieder's glossarium, Lori's Lechrain, Fink's geöffneten Archiven) für die Beurtheilung der Correktheit desselben die erforderlichen Anhaltspunkte finden, eben so in der in Rede stehenden Recension, dessen Verfasser nicht mehr als acht Druckfehler einschlüßlich eines bereits am Schlusse des Bandes berichtigten auffinden konnte, zudem höchst armselige Druckfehler, wie Sehillinge st. Schillinge, Ls st. Es, siguli st. singuli, deren so nachdrucksames Hervorheben allerdings als „kindisch“ erscheint.

21) Nach einer Urk. d. Lanzhut 1282 feria IV in hebdomate pasche, welche sich in einem Urbar findet.

22) Vergl. Abhandl. der hist. Klasse Bd. VI (die Landgrafen von Leuchtenberg S. 10 flg.).

2. Herr Professor Dr. Kunstmann trug folgenden Aufsatz

Ueber die Karte des Jrcharius vor.

Auf der königlichen Bibliothek zu Regensburg befindet sich eine Karte, welche schon öfter Aufmerksamkeit erregt hat, bisher aber noch nie näher besprochen worden ist.

Für die Geschichte der Geographie ist ihre Beschreibung indessen schon deßhalb wichtig, weil sie nach der Jahreszahl, welche sie an der Spitze trägt, in die Zeit der ersten Seereisen der Portugiesen fällt, aus denen so folgenreiche Entdeckungen entstanden sind, und die angegebene Jahreszahl auch bey näherer Durchsicht sich wenigstens in so weit als richtig erweist, daß keine späteren Entdeckungen auf ihr verzeichnet sind. Im Westen der azorischen Inseln ist das Wappen der vereinigten Reiche Castilien und Leon angebracht und darunter steht: Batista Jrcharius Civis Janue Composuit hanc Cartam anno domini millex CCCC. XXVI de mense novembris ad reqricionē et nōīe noc̄ē, der übrige Theil der Jnschrift ist unlesbar geworden, weil er absichtlich ausgehoben ist, nur am Anfange sind noch einige Buchstaben vorhanden, welche auf das Wort regis schließen lassen.

Ueber die Person des Verfassers konnte Referent keine näheren Nachrichten finden, so daß nur

nach dem auf der Karte vorhandenen Wappen sich eine Vermuthung über die Stellung desselben äussern läßt.

Wahrscheinlich war Ircharius ein Seemann im Dienste Castiliens, denn bekanntlich hatten Portugal und Spanien viele Genueser für ihre Flotten geworben. Darauf deutet wenigstens die Beschaffenheit der Karte hin, denn die Küstenländer sind mit großer Genauigkeit gezeichnet, während der übrige Theil der Karte nicht auf besondere geographische Kenntnisse des Verfassers schließen läßt.

Auf spanischen Ursprung weist auch der Vergleich dieser Karte mit den älteren spanischen Karten hin, welche in der neueren Zeit bekannt geworden sind. Den ersten Rang unter denselben behauptet mit Entschiedenheit die katalanische Karte, welche Buchon und Tastu vor einigen Jahren nach dem in Paris befindlichen Originale bekannt gemacht haben. *)

Sie enthält auf sechs Pergamentblättern eine Uebersicht der damaligen cosmographischen und astrologischen Kenntnisse, und eine vollständige Darstellung der vor der Entdeckung von Amerika bekannten Theile der Erde. Die Herausgeber haben sich darauf beschränkt, eine Uebersetzung des katalanischen Textes zu liefern und die Leseart der einzelnen Namen genau herzustellen. Die Erklärung derselben nach den jetzigen Benennungen haben sie nicht durchgängig beygefügt, sondern diese Arbeit den Männern vom Fache überlassen.

Die Zeit, in welcher die katalanische Karte verfaßt seyn soll, wird verschieden bestimmt.

Die Herausgeber haben nach einer Stelle der Einleitung, in welcher die goldene Zahl des Jahres 1375 angegeben wird (p. 30), dieses Jahr als den Zeitpunkt der Abfassung angenommen.

Huon in seiner Ausgabe des Maltebrun hat sich für das vorhergehende Jahr erklärt. Ihn bestimmte hiefür der Umstand, daß auf Cypern noch eine christliche Flagge weht, während es 1375 durch den Sultan von Aegypten erobert wurde. Holmes endlich will wegen der Uebereinstimmung der katalanischen Karte mit der des Andreas Bianco von 1436 erstere bis in das Jahr 1440 zurücksetzen.

Letzterer Annahme widerspricht außer andern Gründen schon das Daseyn der Karte des Mathias von Villadestes vom Jahre 1413 und unsere Regensburger Karte, welche beyde, wenn auch mit mehrfachen Abweichungen die Benützung der katalanischen von 1375 darthun, von der sich freylich bis jetzt nicht bestimmen läßt, ob sie nach dem Originale oder nach einer späteren Umarbeitung derselben geschah. Von ersterer haben wir bisher nur wenige Nachrichten, deren kärgliche Mittheilung um so mehr zu bedauern ist, als sich durch sie manche fragliche Leseart der katalanischen Karte von 1375 wahrscheinlich verbessern und zugleich das Verhältniß bestimmen ließe, in welchem die Karte des Ircharius zu den älteren spanischen Karten steht.

Villanueva fand sie auf seiner literarischen Reise durch Spanien im Karthäuserkloster Val de Christo bey Segorve.

Nach dem all zu kurzen Berichte, welchen er von ihr erstattet, enthält sie die damals bekannten Theile der Erde, nämlich die Küsten von Europa und Afrika bis zur Guinea mit den angrenzenden Theilen von Asien.

An der Westküste von Afrika sollen sich nicht nur die canarischen Inseln, sondern auch die Inseln von Cabo Verde befinden.

Diese Mittheilung bedarf hinsichtlich der Inseln des grünen Vorgebirges einer genaueren Untersuchung, als sie Villa nueva vorgenommen zu haben scheint, der keine dieser Inseln namentlich angibt. *)

Seine Angabe, daß diese Inseln sich wirklich auf der Karte des Mathias de Villadestes vorfin-

*) Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du roi. Paris 1843. 4. T. XIV. P. II. p. 1 seq.

*) Villanueva viage literario a las iglesias de Espanna T. IV. p. 25. Madrid 1806. 8. sagt von dieser Karte nur: comprehende todo lo descubierto hasta aquel tiempo; es à saber, las costas de Europa y las de Africa hasta la Guinea, y los confines del Asia. Por el occidente las Canarias é Islas de Cabo Verde.

den, läßt sich zwar nicht geradezu bezweifeln, es steht aber zu vermuthen, daß eine spätere Hand dieselben nachgetragen habe, weil der Name, welchen die Inseln tragen, erst von den Entdeckungen der Portugiesen herrührt.

Von diesen Entdeckungen enthält die Karte des Ircharius noch nichts. Die Resultate derselben hatten sich bis zum Jahre 1426 bekanntlich darauf beschränkt, daß die Portugiesen die Inseln Madeira, porto santo und die desertas, welche schon früher bekannt waren, wieder fanden. Von diesen Inseln trägt Madeira bey Ircharius den älteren Namen do legname, woraus sich schließen läßt, daß er auch die anderen Inseln nur aus älteren Quellen kannte.

Ein Maaßstab, nach welchem Ircharius seine Karte zeichnete, läßt sich nicht bestimmen, sie ist ohne Projection abgefaßt, nach dem in Regensburg befindlichen Exemplare unvollendet und enthält mit Ausnahme einer zu Asien gehörigen Insel nur einen großen Theil von Afrika und Europa.

Die Westküste Afrika's erstreckt sich über das Cap Bojador, hier cavo de buyeder genannt, hinaus. Von Messa bis zum Cap Bojador sind an der Küste folgende Namen verzeichnet: agillom, Alganzir, Samotamat, Sumam, Cavo de no, meiust, himiffim, Ansullim, Albet nul, Cavo de sabro, plagie atrenosse, vtem ylle, cavo de buyede.

Südlich vom Cap Bojador liegen noch buyeder, die Stadt Teget, Danom, Abaeh und die Stadt Temesgida. Neben letzterer stehen die Worte: Ad istas partes sunt plagie arenose et deserte valde magne et ydio terra Ista sciliscet maritima est pro maiori parte inhabitata nixi (nisi) hominibus piscatoribus qui sunt nigri et semper vadunt nudi. Et ita dicunt quod quanta milliaria erant (?) ..... tantas passus habebitur de finibus. In istis namque locis ..... inveniiuntur (?) Quae etiam? Miliaria (?) .....

Oestlich von der Stadt Teget liegen von Süden gegen Norden bis zur Kette des Atlas die Städte hubendach, texir, neben welcher zwey Strauße gezeichnet sind, almara, togost und mascarota. Nördlich von letzterer ist in der Kette des Atlas ein Durchschnitt angebracht, der nördlich nach der Stadt marocho führt, im Süden dieses Durchschnittes aber steht: iste locus vocatur vallis de sus. Weiter östlich liegen die Städte: tacorom, tigilmesse zaiton, Tamantit, tebelbet und Tegur.

Die Stadt tigilmesse, offenbar Sedgelmessa, ist in die Mitte eines Sees gezeichnet, aus welchem sich nach jeder Himmelsgegend ein Fluß ergießt; an dem östlichen Flusse liegt Tamantit. Der nach Süden sich mündende Fluß bildet bald darauf einen See, aus dem gleichfalls drey Flüsse entstehen, der südliche theilt sich in drey Arme, an dem westlichen liegt tacorom, an dem östlichen tebelbet.

Ueber den Städten texir, tacorom und Tegur wehen Fahnen, in deren Mitte ein Dreyeck gezeichnet ist.

Weiter gegen Osten folgt immer im Süden des Atlas, dessen Kette mit Palmbäumen geziert ist, und die ganze Breite des hier befindlichen Afrika bis auf einen kleinen Theil einnimmt, die Inschrift: Tota Ista montanea In longitudine vocatur Carena per serasenos et per christianos vocatur monte claris; et debetis scire quod in ista montanea sunt multe bone Civitates et multa bona castra semet ipsis bellantur et est habundancia panis et vini olley et bonorum fructorum et multarum bestiarum. Ad quam montaneam vadunt aliqui seraseni in pelegrinagio ad civitatem de mecha tamquam (?) videndi sepulturam machometi profetae eorum.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 50.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Dezember.
Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Classe am 19. Nov.

(Schluß.)

Unter dieser Inschrift steht mit ausgezeichneter Schrift Africa und gleich darauf folgt: Africa vocata est tercia pars mondi racione Cujusdam Regis Affer filii Abrae, qui dominabatur ea que Incipit In partibus egipti juxta fluvium de la Rarixu (?) et finit in Gazolla videlicet a cavo de bayeder occidentalis et comprehendit totam barbariam de longitudinem usque in civitatem Alexandriam et cirus (?) circha totum meridiem. Unter dieser Inschrift sind zwey Dromedare gezeichnet, welche von einem Neger mit einem Palmzweige getrieben werden.

Ueber derselben befinden sich die Städte macara, Almexia, bescara, tacart, tauxer. Von da liegen in östlicher Richtung bis zum Schlusse der Kette des Atlas die Städte catisalehebir, Anzicha, Buda, vgar und taxer. Auf jeder der beyden letzteren weht eine Fahne mit einem Palmbaume. An dem Küstenstriche von Messa bis Barca sind gleichfalls mehrere Städte durch Fahnen mit verschiedenen Symbolen ausgezeichnet.

Auf Maroceo weht eine Fahne mit einem Schachbrette, auf Ceuta die portugiesische Fahne mit den fünf Kugeln, auf Tlemsen eine Fahne mit dem Halbmonde, auf Bugia eine solche mit einer Armbrust, auf Bona eine Fahne mit dem Halbmonde, auf Tunis eine ähnliche, auf der aber außerdem noch die Fahne des Propheten gezeichnet ist, auf Sfax (tachiss) dieselbe, auf Cassa (capissi) wieder der Halbmond, auf Tripolis eine Fahne mit einem Palmbaume und zwey Schlüsseln, auf tolometta eine Fahne mit doppelter Flagge.

Mit Barka schließt der hier befindliche Theil von Afrika, die letzten der hier verzeichneten Namen sind Insulla de columbis, p. albretom, langusst, lagu segio, Insula de callecha.

Die Inschrift über dem Atlas ist größtentheils aus der katalanischen Karte von 1375 entnommen, der Schluß derselben aber findet sich schon auf der Karte im Museum des Kardinal Borgia *).

Die Beschreibung der Küste von Messa bis zum Cap Bojador enthält auf der katalanischen Karte mehr Namen als auf der des Jrcharius. Südlich vom Atlas ist letzterer offenbar einer anderen Quelle gefolgt, denn es fehlen bey ihm Melli, Sudam, Tenbuch ꝛc., welche dort verzeichnet und mit Abbildungen begleitet sind.

Jrcharius hat dagegen die Karavanenstationen teget (Taigus) und tagost (Taidant) aufgenommen, welche auf der katalanischen Karte fehlen, sich aber gleichfalls schon auf der eben erwähnten im Museum des Kardinal Borgia befinden **)

*) Man vergleiche Notices et extraits l. c. pag. 76 und Santarem essai sur l'histoire de la cosmographie et de la cartographie pendant le moyen-age et sur les progrès de la géographie après les grandes decouvertes du XVe siècle. Paris 1852. 8. t. III. p. 289.

**) Santarem a. a. O. p. 291.

Welche Quellen ihm neben der katalanischen Karte von 1375 zugänglich waren, läßt sich bey den wenigen Nachrichten, welche wir über die spanischen Karten aus dem Zeitraume von 1375 — 1426, wenigstens bisher besitzen, nicht näher bestimmen vielleicht geben die in Aussicht stehende Abhandlung von Rossi über eine gleichzeitige Karte im Museum Bourbon zu Neapel und die Erläuterungen, welche Santarem im nächst folgenden Bande zur katalanischen Karte von 1375 versprochen hat, hierüber nähere Aufschlüsse.

Die Fahnen auf den Städten von Marocco bis Tolometta sind beynahe dieselben wie auf der katalanischen Karte von 1375; ob sie mit Ausnahme der maroccanischen und portugiesischen wirklich den bezeichneten Städten angehören oder nur symbolische Andeutungen enthalten sollen, wird die von d'Avezac hierüber verheißene Untersuchung zeigen.

Im Westen Europa's sind die Azoren in drey Gruppen angegeben, die nördlichste bilden: Insulla de corvo marini (Corvo) und li conigi (Flores); die mittlere: San zorzo (San Jorge) Insulla de ventura (Pico), collonbi (Fayal) und Insula de brazil (Terceira).

Südlich von dieser liegt eine dritte Gruppe, welche von den beyden Inseln Capraria und Lono gebildet wird.

Weiter gegen Süden folgen unter der Ueberschrift: Insulle fortunate santi Brandany die Inseln Porto sancto, Insulla de legname (Madeira), Insulle deserte, insulle salvayge und die kanarischen Inseln. Letztere sind wieder in zwey Gruppen getheilt, zur östlichen gehören Gracioza, allegranza, rocho (Rocquete de l'Oeste), Lansarote mit dem Wappen Genua's und dem Beysatze maroxello; ferner vegi marin (Lobos), forte ventura mit porto pravo und podio nigro und Canaria; zur westlichen gehören: Insulla de inferno, auf welcher der Pico angezeigt ist, Gomera, Insulla de palma und Insulla de ferro.

Auf der katalanischen Karte von 1375 sind nur zwey Gruppen der Azoren angegeben, die nördlichste ist eben so bezeichnet wie bey Ircharius, die mittlere besteht gleichfalls aus den schon erwähnten vier Inseln, von denen nur Pico abweichend insula de la ventira genannt wird. Die dritte Gruppe fehlt ganz, eben so die Ueberschrift: Inseln des hl. Brandan für die Inselgruppe von Madeira und die kanarischen Inseln. Diese letzteren sind mit Ausnahme der beyden Zusätze zu Forte ventura und einigen geringeren Abweichungen gerade so bezeichnet. Das Eigenthümliche unserer Karte besteht also in der dritten Gruppe der Azoren, welche von den beyden Inseln Capraria und Lono gebildet wird, von denen der Lage nach, welche ihnen hier gegeben ist, die erstere nur die Insel St. Miguel, die letztere nur St. Maria seyn kann.

Auf der italiänischen Karte von 1351, welche Baldelli herausgegeben hat, findet sich diese dritte Gruppe der Azoren eben so angegeben, beyde Inseln sind aber mit dem gemeinschaftlichen Namen Insule de cabrera verzeichnet.

Auf dem Atlas in der Bibliothek Pinelli, welchen Santarem in die Jahre 1380 — 1400 setzt, befindet sich, wie Letzterer in einer Note zu Azurara's Chronik bemerkt, gleichfalls eine Insel Caprana.

Im fünfzehnten Jahrhunderte kommen beyde Inseln auch in portugiesischen Urkunden vor. In der Schenkungsurkunde vom 3. Dezember 1460, durch welche König Alphons V. dem Infanten Ferdinand die Azoren nebst mehreren andern Inseln mit denselben Rechten abtrat, mit denen sie der Infant Heinrich besaß, wird nach den übrigen Inseln eine Insel Lana aufgezählt, welche vielleicht die Insel Lono unserer Karte seyn dürfte *).

Bey keinem der portugiesischen Schriftsteller findet sich aber irgend eine Nachricht, daß der Infant jemals in den Besitz dieser Insel gekommen wäre. Im Testamente des Infanten Heinrich vom 22. October desselben Jahres ist sie noch nicht erwähnt.

Zwey Jahre darauf erließ aber König Alphons V. am 19. Februar 1462 eine Urkunde, welche über

*) Sousa Provas da historia genealogica da casa real portugueza. Lisboa 1739. 4. T. I. p. 563.

die Inseln Capraria und Lono verfügt und für die Geschichte der Veränderungen, welche überhaupt mit dem Namen der Inseln vorgenommen wurden, ein merkwürdiges Aktenstück bildet *).

In jenen Theilen des Oceans, sagt Alphons V. in dieser Urkunde, deren Eroberung uns der heilige Vater genehmigt hat, sind neuerdings zwey Inseln aufgefunden worden, welche noch nicht bevölkert und auch von uns bisher an Niemanden verliehen worden sind, um sie zu bevölkern und zu benützen. Diese Inseln sind nach der Seekarte, die eine Insel Lono, die andere Capraria genannt **).

Da es nun uns zusteht, fährt Alphons V. fort, Oedes und Unbenütztes bevölkern und benützen zu lassen und Joham Vogado, ein Edelmann unsres Hauses, uns sehr gut gedient hatte, so schenken wir ihm und seinen Nachkommen diese Inseln in erblicher und unwiderruflicher Weise.

Die Gerichtsbarkeit über die zu erwartende Bevölkerung wurde, wie es damals herkömmlich war, dem Beschenkten in der Art verliehen, daß der König sich nur die Fällung der Todesstrafe oder der Verstümmelung der Glieder vorbehielt. Die künftigen Bewohner der Inseln sollten, um die Ansiedlung zu heben, dieselben Privilegien erhalten, welche die Colonisten auf Madeira bereits besaßen.

Endlich erhielt Joham Vogado auch noch Vollmacht, für die Inseln ein eigenes Ortsgesetz (foral) zu geben und die Richter des Königs wurden gewarnt, sich wie immer in die Handlungen des neuen Capitain's und seiner Untergebenen einzumischen.

Die königliche Schenkung gründete sich, wie wir gesehen haben, nur auf eine Seekarte, auf welcher, gleich der unsrigen, die Inseln Capraria und Lono verzeichnet waren; eine Besitznahme dieser Inseln, eine Untersuchung ihrer Beschaffenheit u. s. w. hatte durchaus nicht stattgefunden.

Die Seekarte selbst aber, nach welcher die Schenkung gemacht wurde, kann die Lage der Inseln nicht so genau angegeben haben, wie es auf der des Ircharius geschehen ist, denn Alphons V. und sein Kanzler müßten sich sonst davon überzeugt haben, daß hier dieselben zwey Inseln auf das Neue verschenkt wurden, welche zwey Jahre zuvor der Infant Ferdinand unter den Benennungen St. Miguel und St. Maria erhalten hatte.

Da diese Inseln bereits im Besitze des Infanten waren, so war für die Schenkung kein Gegenstand mehr vorhanden und hieraus erklärt sich am beßten, warum Johann Vogado niemals in den Besitz der Inseln gelangen konnte, die er hätte bevölkern sollen, und die Schenkung somit erfolglos bleiben mußte.

Die Insel, welche gegenwärtig Terceira, früher Jesu Christo genannt wurde, ist auf der Karte des Ircharius wie auf älteren Karten mit dem Namen insula de brazil bezeichnet, während auf der Karte der Gebrüder Pizigani von 1367 sogar alle azorischen Inseln mit als insulae do bracir bezeichnet werden.

Der Name brazil oder bracir steht hier wahrscheinlich als Gattungsname für Färbeholz oder Färbepflanze. Zu letzterer gehört die ursella, welche auf den azorischen Inseln wächst und schon frühzeitig einen Handelsartikel bildete. Der Name brasil hat sich auf der Insel Terceira bis zur Gegenwart erhalten, da das Vorgebirge, auf welchem die Festung S. João Baptista liegt, den Namen monte Brasil führt *).

Ircharius hat aber außerdem westlich von Irland eine große Insel angezeigt, welche gleichfalls Insula de brazil genannt ist. Wahrscheinlich wollte er damit die Insel Antilia bezeichnen, hinsichtlich welcher Referent auf die Untersuchung von d' Avezac über die phantastischen Inseln des Mittelalters (nou-

*) Diese Urkunde ist abgedruckt in memoria historica sobre o intentado descobrimento de uma supposta ilha ao norte da Terceira nos annos 1649 — 1770 etc. por Bernardino José de Senna Freitas. Lisboa 1845 gr. 8. pag. 34 sq.

**) As quaames segundo a carta de marear sam chamadas huma a ilha lono, e a outra capraria.

*) Die corographia açorica Lisboa 1822. 8. p. 87 sagt von dieser Festung: ella occupa o grande monte Brazil de legua de circumferenzia, e n' a altura d'uma milha, pegado no meio da cidade quasi por um isthmo e virado ao sueste.

velles annales des voyages Jahrgg. 1845 t. I. p. 61 seq.) verweisen muß.

Im Westen der französischen Küste ist eine kleinere Insel in Form eines Halbkreises angegeben, welche sich auch auf der katalanischen Karte von 1375 befindet und den Namen insula de Mam trägt. Die heutige Insel Man kann nicht damit gemeint seyn, denn ihre Lage ist auf beyden Karten zwischen Irland und Schottland richtig angegeben.

Nach d'Avezac führt sie auf den Karten von Beccaria (1435) und Pareto (1455) auch den Namen Tanmar und gehört mit den vorgeblichen Inseln Antilia, Royllo und S. Atanagio zu einer Gruppe, welche im Mittelalter den Namen insulae de novo repertae trug.

Im Norden Europa's steht die Inschrift: Europa est tercia pars mondi et Incipit a fluvio de la tana pro nomine et comprehendit totam partem tramontane et finit in Gallicia ad capud finistere occidentalis et comprehendit totam ripperiam maris cirus (?) circha.

Schottland ist noch ganz gezeichnet, jedoch finden sich nur wenige Namen an den Küsten angegeben, an der Westküste stehen nur: Donffres (Dumfries) und Insulla sarrz.

An der Ostküste dagegen stehen: danbor, (Dumbar), tueda (Tweed), beruhic (Berwick), cavo dorada (Cap Dor), fert (Firth), roehbruch (Roxburg), lataya (?) Donde (Dunder) Insti de til (?), dann heißt es: hic est finis cotie.

Südlich von der Mündung der Elbe steht ollanda; nördlich von derselben sind an der Küste angegeben: yangaroga, leullie, frixa, equa ullie, Rippis, weiter gegen Norden steht dacia. Der übrige Raum ist leer gelassen, erst bey der Stadt Prag steht südlich von der Elbe: mons boemorum und östlich von derselben ist in Form eines Halbkreises ein Gebirge gezeichnet, auf welchem die Elbe entspringt.

Im Osten desselben steht: Boemya und weiter östlich die Stadt posenium. Nördlich von dieser finden sich die Worte Ducatus Baverie und von da in derselben Breite bis zum flumen turlo: santa maria, sevy, leo und ramisvar.

Die Karte ist hier unvollendet, denn die westliche Küste des schwarzen Meeres, für welche noch Raum genug vorhanden wäre, fehlt.

Die Gränze vom flumen turlo (Dniester) bis zum cavo de lipay (Cap Palo) bilden die Namen canada, vellachia, vecina, Bongara, Macedo, bosina, scopi, welche sämmtlich mit Ausnahme von vellachia und Bongara als Städte gezeichnet sind.

Südlich vom Cap Palo ist die Küste von Durazo bis zum Peloponnes mit Namen bedeckt, letzterer führt den Namen Moree.

Oestlich von demselben sind noch angegeben die Inseln Gaydelon ne (nesos?), macronaso (Gaidronisia, Macronissa?) und Albara.

Von Asien findet sich nur die Insel Candia, die sowohl an den Küsten wie im Innern mit Namen bedeckt ist. In die Mitte derselben ist der geflügelte Löwe des heiligen Marcus gezeichnet.

Von Europa sind nur die Küstenländer richtig gezeichnet, im Osten Europa's ist die katalanische Karte von 1375 weit richtiger als die des Ircharius. Auf ihr ist auch die Mündung des Dniester richtig angegeben, während bey Ircharius der Dniester, nachdem er zuerst von Westen her zwey Flüsse aufgenommen hat, unter der Bezeichnung flumen seo (Buseo?) die Insulla sirmio bildet und sich in die Donau ergießt.

Zum Schlusse dieser Anzeige muß Referent noch dem Herrn Bibliothekar Harrer und der verehrlichen Bibliothek-Commission in Regensburg seinen Dank für die freundliche Bereitwilligkeit erstatten, mit der sie ihm die Benützung dieser Karte in München durch die gütige Vermittlung der k. Hof- und Staatsbibliothek gestatteten.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
— 1853 Nr. 52 —

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Dezember.
Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe vom 19. November las

3. Herr Reichs-Archivs-Sekretär Muffat eine Abhandlung:

Die Grafen von Velburg und Klamm.

Zur Erläuterung einer Stelle des Hermannus Altahensis.

Unter den Aufzeichnungen des Abtes Hermann von Niederaltaich über jene Familien, deren Erbe mit ihren Schlössern und Gütern an den Herzog Ludwig I. von Bayern und dessen Sohn Otto gediehen, ist auch

Ulricus comes de Velburch et Chlamme angeführt [1]).

Während sich bayrische Geschichtsforscher, welche gelegentlich auf die Grafen von Velburg zu sprechen kamen, begnügten, diese Stelle einfach anzuführen, ohne sich auf eine Erklärung einzulassen, mit welchem Rechte Abt Hermann den Grafen Ulrich von Velburg auch von Klamm benennen könne, hat der Umstand, daß die Erben des im untern Mühlviertel des Herzogthumes Oesterreich einst angesessenen Edelgeschlechtes der Herrn von Machland und Klamm, wie sie sich wechselsweise schrieben, unter dem gräflichen Prädikate und mit dem Beynamen von dem Schlosse Klamm als Grafen von Klamm erscheinen, bey den österreichischen Schriftstellern älterer Zeit die falsche Ansicht hervorgebracht, auch das erste Geschlecht der Herrn von Machland und Klamm als Grafen, und ihre Besitzungen als Grafschaften zu betrachten.

Erst in neuerer Zeit haben Kurz [2]) und von Meiller [3]) das Unrichtige dieser Annahme erkannt und jener nachgewiesen, daß die Herrn von Machland nicht gräflichen Standes gewesen, während letzterer die Ansicht aussprach, daß die in den Urkunden der österreichischen Landesfürsten erscheinenden

1) Jüngst wieder mitgetheilt in Böhmer's Fontes III. p. 562.

2) Im dritten Theile seiner Beyträge zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns, in der Einleitung zu der Sammlung der vorzüglichern Urkunden des Klosters Baumgartenberg, welches Otto von Machland gestiftet hatte, weist er das irrige der frühern Angaben nach. Aber auch er kann sich das Auftreten der spätern Besitzer von Klamm als Grafen nicht erklären, und möchte schließen, „daß Walchuns Nachkömmlinge, oder doch seine Nachfolger in der Herrschaft Klamm, in den Grafenstand erhoben wurden. —

3) In seinen Regesten pag. 237 Note 270 vermuthet er, die Lösung der Frage über die Grafen von Klamm stehe im Zusammenhange mit jener, was es für eine Bewandtniß mit jener Beatrix von Klamm habe, welche in der Urkunde Herzog Leopolds VI. (VII.) für Baumgartenberg vom Jahre 1209 als Wohlthäterin desselben aufgeführt wird, und stellt die Fragen: Sollte sie vielleicht eine Tochter Walchuns von Klamm seyn? und steht sie in irgend einer Verbindung mit dem in derselben Urkunde bald als comes de Klamme bald als comes de Velburg vorkommenden Otto?

Grafen von Velburg ein und demselben Geschlechte angehören, ohne jedoch seinen Ausspruch weiter zu begründen und auszuführen.

Der Zusammenhang und die Identität der unter diesen beyden Titeln erscheinenden Grafen ist aber folgender:

Im Besitze der erwähnten Schlösser, Klamm, Machland und noch mehrerer anderer, deren später noch gedacht werden wird, erscheint, wie angeführt, ein Edelgeschlecht, das in der Mitte des zwölften Jahrhunderts mit den beyden Brüdern Otto und Walchun erlosch.

Beyde waren verheurathet. Otto mit der Gräfin Jutta von Peilstein. Walchun mit einer Dame, Namens Beatrix, aus bisher unbekanntem Geschlechte.

Da Otto kinderlos war, stiftete er zwey Klöster, die Abtey Baumgartenberg und das Stift regulirter Chorherren zu Waldhausen, und übertrug die Vogtey über beyde seinem Bruder Walchun und dessen Nachkommen [4]).

Walchun hatte aber gleichfalls keine männliche Erben, sondern nur eine Tochter Namens Adelheid.

Diese ist es, welche durch ihre Vermählung mit einem Sprossen aus einem Grafenhause, einem neuen Geschlechte den Ursprung gab, das in den Gesammtnachlaß des Hauses Klamm-Machland eintretend, den gräflichen Titel, der ihm vermöge seiner Geburtsrechte zustand, auch von seinen neuerworbenen Gütern führte, und so zu der Meynung Anlaß gab, auch das erste Geschlecht der Herrn von Klamm-Machland sey gräflichen Standes gewesen.

Der Adelheit Gatte war nämlich Hermann Graf von Velburg [5]).

Die Nachrichten über dieses auf dem bayerischen Nordgaue angesessenen Geschlechtes sind äußerst dürftig.

Nachdem im Beginne des zwölften Jahrhunderts ein Edler Namens Chuno von Velburg als Wohlthäter gegen das Stift Obermünster aufgetaucht war [6]), erscheinen erst nach einem Verlaufe von vierzig Jahren (1156) wieder zwey Träger dieses Namens, die Brüder Gebhard und Hermann, und zwar als Grafen von Velburg [7]), von welchen der letztere der Gatte der Adelheid von Klamm wurde.

Schon Graf Hermann legte sich von einem der mit dem Erbe seiner Gattin erworbenen klamm-machländischen Schlössern einen neuen Titel bey, indem er sich auch Graf von Blasenstein nannte [8]).

---

4) Die Urkunden beyder Klöster hat Kurz in seinen Beyträgen Bd. III u. IV mitgetheilt.

5) Der Beweis hierüber ist folgender: In der undatirten Bulle des Pabstes Lucius III. (vor 1185 bey Kurz l. c. IV. p. 478 Nr. XXVIIII.) wird angeführt, daß nobilis mulier Beatrix de Chlamb ein Hospital und Pilgrimhaus gestiftet, und mit Einwilligung ihrer Tochter Adelheid und deren Gatten H. Grafens von Velburk, u. O. des Sohnes beyder begabt habe. — Wie die hier nur mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen bezeichneten Vater und Sohn zu deuten seyen, tritt in einer Urkunde vom 31. May 1188 (bey Kurz III. 397 Nr. VI) klar hervor, indem darin Otto nobilis de Klamme filius Herimanni comitis erscheint, so daß, als der in der Bulle des Pabstes Lucius III. als der Adelheit Gatte angeführte H. comes de Velburk als Graf Hermann, beyder Sohn O. aber als Otto sich herausstellen.

Daß sich dieser Otto gleichfalls von Velburg geschrieben habe, gibt die angeführte Urkunde vom 31. May 1188 gleichfalls den Beweis; denn in derselben wird ihm als Otto nobilis de Klamme die Vogtey des Klosters Baumgartenberg bestätigt, und zwey Jahre später tritt er unter dem Namen Otto comes de Velburch als Vogt des gleichfalls von seinem Großoheim gestifteten Klosters Waldhausen auf.

6) Ried Cod. dipl. Ratisbon. I. p. 177.

7) Mon. Boic. XXIV. p. 33. In den Reg. Boic. I. p. 220 wird der erstere der Brüder als Gerhard aufgeführt.

8) Unter diesem Namen erscheint er im J. 1183 als Zeuge in einer Urkunde Herzog Leopolds von Oesterreich, den Streit des Klosters Neustift bey

Er erzeugte nur einen Sohn, Namens Otto, welcher vor dem Jahre 1185 schon so weit im Alter vorgerückt war, daß seines Consenses zu einer frommen Stiftung von Seite seiner Großmutter, Beatrix von Klamm, erwähnt wurde [9]).

Gleich seinem Vater nannte er sich von einem aus dem machlandischen Besitze stammenden Schlosse, und machte, als der Sohn eines Grafen, wenn gleich er noch nicht im Besitze der väterlichen Grafschaft Velburg war, Anspruch auf den gräflichen Titel, und legte sich daher den Namen Graf von Klamm bey, unter welcher Benennung er zuerst im Jahre 1186 erscheint [10]).

Doch hatte selbst damals noch der gräfliche Titel, den er sich von seiner nicht mit Grafschaftrechten begabten Herrschaft Klamm beylegte, bey seinem Landesfürsten dem Herzog von Oesterreich Anfechtung zu bestehen.

Otto hatte sich nämlich als Erbe seiner mütterlichen Güter auch die Vogtey über das Kloster Baumgartenberg angeeignet und selbe mißbraucht, so daß sich der Abt Hermann veranlaßt fand, seine Zuflucht zu Herzog Leopold V. (VI.) von Oesterreich zu nehmen, indem er aus rechtsgültigen, öffentlichen Aufzeichnungen zu beweisen suchte, daß dem Herzoge das Schutzrecht über das Kloster zustehe.

Otto mußte unterliegen und seinen Ansprüchen in die Hände des Herzogs entsagen.

Dieser übertrug ihm zwar die Vogtey wieder, da, wie er sich ausdrückte, er den Adel Otto's durch ein Ehrenrecht lieber zu erhöhen wünsche, als denselben zu mindern, gab ihm jedoch in der darüber ausgestellten Urkunde vom 31. May 1188 das gräfliche Prädikat nicht, sondern nannte ihn einfach: Otto Edlen von Klamm, Sohn des Grafen Hermann.

Otto legte gegen diese Benennung Beschwerde ein, und drang mit seinem Anspruche auf das gräfliche Prädikat, das ihm vermöge seiner Geburt zustand, durch, denn schon in einer an demselben Tage von eben demselben Herzoge Leopold V. ausgestellten Urkunde für das Kloster zum hl. Kreuz, wird Otto als Graf von Velburg unter den Zeugen aufgeführt [11]) und erscheint auch in der Folge sowohl unter diesem Titel als unter dem eines Grafen von Klamm [12]).

Freysing mit Wichard von Klamm und dessen Schwester Gerbirge betreffend. (Mon. Boic. IX. p. 568). Nach einer Aufzeichnung in den Passauer Documenten (in den Mon. Boic. XXIX^b p. 214) hatten nobilissimi fratres Otto et Walchun de Machland et domina Petrissa außer mehreren namentlich aufgeführten Dörfern, an das Hochstift Passau übergeben: castrum Lobenberch, duo castra Chlamme, duo castra Plasenstein et omnes ministeriales ad dicta castra pertinentes aput Machlant preter Judicia. Item tradiderunt ecclesie duorum monasteriorum aduocatiam Paumgartenperge et Waldhausen u. s. w. Das Andenken an das Schloß Blasenstein erhält bis heute das Pfarrdorf S. Thomas am Blasenstein, im ehemal. Gebiete von Machland gelegen und ein Dotationsgut, womit Otto seine Stiftung Waldhausen ausgestattet hatte.

9) Siehe die in Note 5 angeführte Urkunde.

10) In dem Vertrage vom 17. Aug. 1186 zu Georgenberg bey Enns, zwischen Herzog Otochar von Steiermark und Herzog Leopold von Oesterreich in Betreff des Anfalles der Steiermark an Letztern, s. Mon. Boic. 28^b pag. 253 Nr. 36.

11) Pez. Thes. Anecd. VI. II. p. 45 Nr. 54.

12) In nachfolgender Urkunde wird seiner gedacht:

1189. 18. May. Wien. Otto commes de Velburg Z. i. d. U. K. Friedrich's I. f. d. Bisth. Freysing. Mon. Boic. 31^a p. 438.

1190. 4. Merz wird erwähnt des Consenses Otnis comitis de Velburg advocati Walthusiensis. — Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen. Bd. IX p. 319.

1190. 25. Aug. Wien. Otto comes de Chlamme Z. i. d. U. Herzog Leopold's V. (VI.) f. d. Kl. Aldersbach. M. B. V. 360.

1192. 10. Jan. Regensburg. Otto comes de Velburch Z. i. d. U. K. Heinrich VI. für d. Hochst. Passau. Rauch SS. II. 208.

1196. 4. Febr. Entzersdorf: comes Otto de Velburg, erster Z. i. d. U. Herz. Friedrich's I. v. Oesterr. f. d. Kl. Ardagger. v. Meiller, Reg. p. 77 Nr. 4.

vor 1204. Otto comes de Velburg, Z. i. d. U. über eine vor dem Bischofe Wolfker von Passau geschehene Schankung von Tegernwang im Isengau. Reg. Boic. II p. 44 (da irrig circa 1210 angesetzt).

Aus der Urkunde des Herzog Leopold VI. (VII.) vom 31. Januar 1209 (b. Kurz III. 403) geht hervor, daß sich Otto gegen das Kloster Baum-

Er hinterließ gleichfalls nur einen Sohn, Namens Ulrich [13]), welcher in den Jahren 1202 bis 1217 in den Urkunden erwähnt wird, und sowohl den Titel Graf von Velburg als auch den eines Grafen von Klamm unangefochten führte [14]).

Ulrich war zwar vermählt, scheint aber keine Kinder erzeugt zu haben.

In Folge eines Gelübdes, das Grab des Erlösers besuchen zu wollen, führte er diese Absicht aus, als Herzog Leopold VI. (VII.) von Oesterreich im Sommer des Jahres 1217 seinen Zug nach dem gelobten Lande antrat.

Ehe sich Ulrich den Gefahren einer so weiten Reise unterzog, traf er noch die nöthigen Verfügungen über seine Besitzungen, im Falle er nicht mehr zurückkehren würde.

In diese Zeit scheint daher jene Handlung zu fallen, wodurch er seine Ansprüche auf das Schloß Helfenberg auf dem Nordgaue, in dessen Besitz sich Albrecht von Antse, nach Graf Otto's von Velburg Tode gesetzt hatte, an das Hochstift Regensburg abtrat [15]).

Auch wegen seiner Grafschaft Velburg wird er die gehörigen Vorkehrungen getroffen haben, gleich wie er es mit seinen Gütern in Oesterreich that, worüber er mit dem Herzoge sich verglich [16]).

Schon im Begriffe, seine Reise anzutreten, gedachte er auch der Kirche, und übergab mit Einwilligung seiner Gattin dem Kloster Waldhausen zum Seelenheile seiner Ahnen vier Lehengüter zu Stranzendorf zu ewigem Besitze [17]).

Ulrich kehrte von seiner Pilgerreise nicht wieder heim; jenseits des Meeres fand er seinen Tod.

Sein Erbe in Oesterreich fiel an das Land, sein Erbe in Bayern, wie Abt Hermann berichtet, und wie es das älteste herzogliche Saalbuch [18]) bestätigt, an die Herzoge von Bayern.

---

gartenberg, welches sich seiner als Vogt so gerne entledigt hätte, zu wiederholten Malen freygebig bezeigt habe. Ob es mit den beyden Urkunden vom 8. Aug. 1212 für S. Florian, worin noch Otto comes de Chlamme als Zeuge aufgeführt wird, seine Richtigkeit habe, lasse ich dahingestellt seyn. Nach einer undatirten Aufzeichnung in den Passauer-Documenten (Mon. Boic. 28[b] p. 174) gab „idem (Otto) comes de Chlamme unter anderm an das Bisthum totum id quod Rapoto de Schonenberch ab ipso habuit concessum, videlicet illud Waltgemerche quod est in circuitu castri Friderastein."

13) Otto pie memorie olim comes de Velburc pater istius comitis, nämlich des Grafen Ulrich von Velburg. vid. Ried. Cod. Dipl. Ratisb. I p. 280 Nr. 298.

14) Er erscheint in folgenden Urkunden:
1202. 23. Oct. Enns. Ulricus comes de Chlamme Z. i. d. U. d. Herz. Leopold VI. v. Oesterreich f. d. Kl. S. Florian. — Kurz Oesterr. unter Albrecht IV. Bd. II. S. 451 Nr. 11.
1209. 31. Jan. Baumgartenberg. Ulricus comes de Klamme, erster Z. i. d. U. d. Herz. Leopold VI. f. d. Kl. Baumgartenberg. Kurz Beytr. III. 403.
1209. 15. Oct. Wien. Ulricus c. d. Chlamme Z. i. d. U. Herzog Leopold VI. f. S. Florian. Kurz Oesterr. unter Albrecht IV. Bd. II. S. 459.
1213. 16. Juni. Wien. Ulricus c. de Chlamme Z. i. d. U. Herz. Leopolds VI. f. S. Florian. v. Meiller's Regesten p. 111 Nr. 108.
1214. . . . Eferding. U. c. de Clamme, erster Z. i. d. U. Leopold VI. f. d. Kl. Zwetl. Linck Ann. Zwetl. I. 260.
1217. . . . Neustadt. Ulricus comes de Chlamm Z. i. d. U. f. Kremsmünster. Rettenpacher Ann. Cremif. p. 173.
1217. 14. Juny. Passau. Ulricus comes de Chlam. Z. i. d. U. K. Friedrich II. f. Kremsmünster. Rettenpacher Ann. Cremif. p. 176.
1217. 15. Juny. Passau. Vlricus comes de Velburch Z. i. d. U. f. d. Salzburger Domkapitel. v. Meiller's Regest. p. 121 Nr. 148.

15) Ried. l. c. I. 280. Nr. 298.

16) Enenkel, (in Mon. Boic. 29[b] p. 313) sagt hierüber: „Der Grave von Clamme der dinet dem hertzogen Leupolden Clamme die Grafschaft vnd Chlingenberch vnd ander aygen ze Osterreich daz darzv gehort: der starb enehalb meres vnd geviel daz aigen an daz lant". — Man sieht, daß schon zu Enenkels Zeit die Ansicht geherrscht habe, Chlam sey eine Grafschaft gewesen.

17) Kurz Beytr. IV. 468. Nr. 23.

18) Mon. Boic. XXXVI. p. 123 — 125 „Das ampt ze Velbvrch".

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Dezember.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Das Thierleben der Alpenwelt. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. Von Friedrich v. Tschudi. Leipzig 1853. 560 S. 8.

Der Verfasser, aus dem altadeligen schweizerischen Geschlechte der Tschudi entsprossen, ein Bruder des berühmten Reisenden und gleich diesem von Liebe zum Studium der Natur begeistert, versucht es in diesem Buche eine malerische Schilderung von der Großartigkeit der Alpenwelt und der Mannigfaltigkeit des von ihr umschlossenen Thierlebens zu entwerfen.

„Eine kühne, majestätische Erscheinung steht das Centralalpengebiet des europäischen Festlandes als Völkerscheide zwischen den ausgedehnten dichtbevölkerten Kulturbezirken der romanischen und germanischen Stämme. An seinen beyden Seiten hat sich die hohe Gesittung der Nationen angesiedelt und zur vollen Blüthe entfaltet, die Natur und deren Kräfte sich dienstbar gemacht, den fruchtbaren Boden fleißig bebaut und zu reichen Ernten erzogen. Siegreich ist die humane Kultur in das Alpengelände selbst eingedrungen. In seinem Vaterlande und zwischen seinen Ausläufern entwickelt das schweizerische Volk seine großartige Betriebsamkeit, besitzt es blühende Städte, wo Wissenschaft, Handel und Gewerbe ein Zeugniß seiner tüchtigen Bildung ablegen, reichbevölkerte und wohlhabende Dörfer, in denen Ackerbau und Industrie im Schutze der bürgerlichen Freyheit fröhlich gedeihen. Die Vorgebirge, die mittleren und obern Thäler sind mit Weilern und Höfen bedeckt; bis hoch und tief in den Schooß der Alpen dringt eroberungslustig das rührige Volk mit seinen Heerden und überzieht im Sommer wie eine Kulturarmee die ganze kolossale Gebirgskette, soweit sie ihm Raum und Schutz für eine Hütte und seinen Thieren noch einen kümmerlichen Wohnplatz bietet. Aber hier schon hält das freye Naturleben dem Menschen, der es sich dienstbar zu machen sucht, die Wage und über der letzten tributbaren Grasterrasse thürmen sich in ewiger Freyheit und Größe die Zinnen und Gipfel der Hochalpen auf wie eine fremde, ursprüngliche und unbezähmbare Naturmacht. Kalt und stolz weist sie die menschliche Dienstbarkeit zurück. Der intelligente Herr der Erde wird hier zum Fremdling. Die Kraft des Geistes in schwacher Hülle bricht an dem kolossalen Widerstand der Materie; der warme Odem, das klopfende Herz ringt mühsam mit Frost, Sturm und erschöpfender Naturgewalt — ein wunderbares, fremdes, ewig fernes Gebiet mitten in blühenden dichtbevölkerten Landen.“

Mit diesen Worten führt der Verf. sein Buch ein, das dazu bestimmt ist, diese großartige Welt der Gebirge, von welcher der Schweiz der beste und schönste Theil zugefallen ist, in den Umrissen ihres thierischen Lebens und im Zusammenhange ihrer ganzen Erscheinung aufzufassen. Wenn gleich die Schilderung der Thierwelt dem Verf. die Hauptsache ausmacht, so ist sie doch nicht sein ausschließlicher Gegenstand, denn da das thierische Leben in engster Beziehung zu der Beschaffenheit des Bodens, zu den klimatischen Verhältnissen und der Art und

Verbreitung der Vegetation ſteht, ſo hat er auch alle dieſe Bedingungen in ſorgfältige Berückſichtigung gezogen, um dadurch ein richtiges Verſtändniß von der Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Alpen-Fauna zu gewinnen.

Und dieſe Schilderungen ſind dem Verf. meiſterhaft gelungen. Das Charakteriſtiſche der Gebirgswelt mit ihren klimatiſchen Verhältniſſen, die Eigenthümlichkeiten ihrer Flora und Fauna iſt ſo ſcharf erfaßt und in einer ſo lebendigen, friſchen, anſchaulichen Weiſe geſchildert, daß man oft meint, der Verf. habe die Feder mit dem Pinſel vertauſcht, und halte uns ſtatt der Worte künſtleriſche Bilder vor Augen. Beſonders gelungen ſind auch die Biographien der in der Alpenwelt heimiſchen und zum Theil ihr ausſchließlich angehörigen Thiere. Die Schilderungen derſelben ſind ſo getreu und lebensvoll, daß ſie nicht bloß den Freunden der Natur und insbeſondere dem Weidmanne das höchſte Intereſſe gewähren werden, ſondern daß auch der Mann vom Fache ihnen ſeine vollſte Anerkennung ſchenken wird. Wer freylich den Werth zoologiſcher Arbeiten nach der Zahl neu entdeckter Arten oder nach dem Umfange neuer mikroſkopiſcher und morphologiſcher Unterſuchungen zu beurtheilen gewohnt iſt, der wird ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht finden; wer aber von dem Thierleben der Alpenwelt nach ſeinem Totaleindrucke und nach ſeiner Mannigfaltigkeit, mit Bezugnahme auf alle die Bedingungen, unter welchen es auftritt und von welchen es abhängig iſt, eine klare und naturgetreue Einſicht gewinnen will oder doch wenigſtens Freude daran findet eine ſolche zu reproduciren, der nehme dieſes Buch zur Hand und er wird in ihm die vollſte Befriedigung finden.

Nach dem eben Geſagten halten wir es für überflüßig in eine nähere Auseinanderſetzung und Zergliederung des Inhaltes einzugehen; unſere Anzeige ſoll vielmehr nur bezwecken, den Leſer auf ein höchſt intereſſantes und genußreiches Werk aus der neueſten naturwiſſenſchaftlichen Literatur aufmerkſam zu machen und zugleich ihm durch Abgabe unſeres Urtheils zu deſſen Studium aufzumuntern.

Gregory-Gerding's organiſche Chemie oder kurzes Handbuch der organiſchen Chemie nach der 3. Auflage der Outlines of organic Chemistry. Von Dr. med. W. Gregory, Profeſſor der Chemie an der Univerſität Edinburg. Frey bearbeitet mit zahlreichen Zuſätzen von Dr. Th. Gerding. 1. Lieferung. Braunſchweig 1854.

Es gehört mit zu den ſchwierigſten Aufgaben des Chemikers, ein allen Anſprüchen der neueren Zeit entſprechendes Handbuch der organiſchen Chemie zu geben. Das täglich anwachſende Material, die Beurtheilung und Sichtung der Thatſachen, die Unmöglichkeit, eine ſtreng wiſſenſchaftliche Eintheilung von Anfang bis zu Ende zu verfolgen, — dieß ſind Schwierigkeiten, die ſich auch dem Geübteſten ſtörend in den Weg ſtellen. Für den Werth des vorliegenden Werkes bürgt uns nicht nur der Name des berühmten engliſchen Verfaſſers, ſondern auch der Name des deutſchen Bearbeiters, deſſen unermüdete Thätigkeit die Wiſſenſchaft ſchon mit zahlreichen und werthvollen Gaben beſchenkt hat. Der Vergleich des engliſchen Originals mit dem vorliegenden Werke ergibt auf das beſtimmteſte, daß es keineswegs als eine Ueberſetzung, ſondern als eine durchgehend ganz freye Bearbeitung, ja durch die mannichfachen, von dem Bearbeiter eingelegten Artikel als ein ſelbſtſtändiges Werk zu betrachten ſey. So ſind die Elementaranalyſe, die Beſtimmung der Atomgewichte, Iſomerie, Kerntheorie, die Paarlingkerne in dem engliſchen Originale nicht berührt oder höchſtens vorübergehend angedeutet. Dieſe Abſchnitte hat der Bearbeiter in ſeiner bekannten gründlichen und anſprechenden Weiſe dem Werke eingefügt und deſſen Werth dadurch weſentlich er-

höht. Ferner ſind namentlich die Cyanverbindungen, der Harnſtoff, die Cyanüre, Doppelcyanüre, die Oxalſäure ganz frey gegeben. Mit beſonderem Danke muß es anerkannt werden, daß in der deutſchen Bearbeitung ſo viel als möglich die Technik Berückſichtigung gefunden hat, indem hiedurch nicht nur an und für ſich das Wiſſen befördert wird, ſondern auch dem Anfänger rein wiſſenſchaftliche Thatſachen leichter geläufig werden, wenn ſogleich deren praktiſche Anwendung zu erkennen Gelegenheit gegeben iſt. Zur Hereinziehung der Technik wird der Bearbeiter in den beyden ſpäteren Lieferungen, welche dieſer erſten demnächſt folgen werden, noch reichere Gelegenheit finden.

Die erſte bis jetzt erſchienene Lieferung behandelt nach einer Einleitung, in welcher der Begriff der organiſchen Chemie und der ſchwierige Unterſchied zwiſchen den Körpern organiſcher und unorganiſcher Natur feſtgeſtellt wird, den allgemeinen Theil der organiſchen Chemie, worin die jetzt herrſchenden Theorien in leicht faßlicher, beynahe populärer Auffaſſung dargelegt werden. Von beſonderem Intereſſe erſcheint der Abſchnitt über die künſtliche Darſtellung organiſcher Verbindungen. Auf die Erfahrung geſtützt, daß eine ganze Klaſſe von Baſen, in denen H durch NO_4 erſetzt iſt, durch die mächtige Einwirkung des Ammoniumſulfhydrats erhalten werden könne, iſt der Verf. der Anſicht, daß mit der Zeit Mittel entdeckt werden, um das Morphin und Chinin künſtlich darzuſtellen. Sind wir einmal zur Kenntniß der betreffenden Pflanzenſäfte in allen Stufen ihres Wachsthumes gelangt, ſo wird es nur noch geringe Schwierigkeiten haben, dieſe Baſen aus ihren Elementen zu bilden.

Die in den Text eingedruckten Holzſchnitte ſind ſehr beſtimmt und ſchön gearbeitet. Aus dieſen kurzen Andeutungen ergibt ſich zur Genüge, daß dieſes Handbuch der organiſchen Chemie nicht nur für Chemiker vom Fach beſtimmt iſt, ſondern ſich ganz beſonders für Mediciner, Pharmaceuten und Techniker eignet, ſo wie auch für Univerſitäten, höhere Schulen und zur Selbſtbelehrung mit Vortheil benützt werden könne. Da es von Intereſſe ſchien, vorläufig auf die erſte Lieferung aufmerkſam zu machen, ſo behalten wir uns eine ausführlichere Beſprechung nach dem Erſcheinen der beyden Schlußlieferungen vor.

A. Vogel, jun.

Description of a Sceleton of the Mastodon giganteus of North America. By John C. Warren M. D. Boston. 1852. 219 S. 4. mit 27 lith. Tafeln.

Zu den koloſſalſten Formen der ausgeſtorbenen Thiergeſchlechter gehören die in der alten wie in der neuen Welt weit umher verbreiteten foſſilen Ueberreſte der Gattung Mastodon. Während indeß in der alten Welt bisher nur ein Fall bekannt geworden iſt, wo ein ganzes Knochengerüſte beyſammen gefunden wurde, iſt es dagegen in Amerika ſchon mehrmals der Fall geweſen, daß ganze Skelete von dieſen Rieſenthieren ausgegraben wurden, ja nach vielen Anzeichen iſt es gewiß, daß dort noch eine große Anzahl unter dem Boden vergraben liegt. Warren ſelbſt iſt in neuerer Zeit in den Beſitz von zwey, mehr oder minder vollſtändigen Skeleten des Mastodon giganteum gekommen.

Die erſten Ueberreſte von dieſer Gattung überhaupt wurden bereits im Jahre 1705 im Staate von New York entdeckt und von Dr. Mather in den Transactions of the Royal Society of London vom Jahre 1714 kurz beſchrieben. Im Jahre 1740 entdeckte Dr. Longueil ſolche Knochen an der ſogenannten Salzlecke (Salt Lick) in Ohio und überſchickte ſie nach Paris, wo ſie zu den ſpäter erſchienenen Beſchreibungen der franzöſiſchen Naturforſcher dienten. Indeß ein faſt vollſtändig beyſammen liegendes Skelet wurde erſt 1801 durch Peale aus den Sümpfen der Orange County im Staate New York ausgegraben und erregte, nachdem es in ſeinem Kabinete in Philadelphia aufgeſtellt worden war, die allgemeine Bewunderung. Seit 1849 oder 1850 iſt dieſes Skelet von dort entfernt worden, ohne daß der Verf. ausfindig zu machen wußte, wohin es gekommen iſt. Peale hatte jedoch ſchon

ein Jahr ſpäter als ſeine erſte Ausgrabung geſchah, an demſelben Orte ein zweytes Skelet zu Tage gefördert, das im Muſeum von Baltimore aufgeſtellt und 1849 von dem Verf. angekauft wurde. Im Jahre 1840 gelang es unſerem Landsmanne Koch, an den Ufern des Miſſuri ebenfalls ein Skelet auszugraben, das nun im brittiſchen Muſeum den einzigen vollſtändigen Repräſentanten des Mastodon giganteum in einer europäiſchen Sammlung ausmacht. Seit dieſer Zeit ſind noch mehrmals complete Skelete aus ihren Gräbern befreyt worden und eines der ſchönſten derſelben wurde durch Ankauf abermals dem Verf. des vorliegenden Werkes zu Theil und macht die Grundlage ſeiner Beſchreibung aus.

Dieſes Skelet, über deſſen Lagerungsverhältniſſe wir einige Notizen beyfügen wollen, rührt aus derſelben Gegend her, in welcher zu Anfang dieſes Jahrhunderts Peale ſeine Ausgrabungen bewerkſtelligt hatte, nämlich aus der Nähe von Newburgh, einer am Hudſonsfluße liegenden und ohngefähr 70 engl. Meilen von New York entfernten Stadt. Dieſer Platz ſcheint ein Lieblingsaufenthalt der urweltlichen Maſtodonten geweſen zu ſeyn. Er bildet ein kleines Thal von 3 oder 400 Fuß Länge, in deſſen Mitte ſich eine kleine Waſſeranſammlung von 30 bis 40 Fuß Durchmeſſer befindet; die nächſte Umgebung iſt feucht und ſumpfig, ſo daß das Vieh, wenn es darüber hingeht, einſinkt. In dem ungewöhnlich trockenen Sommer von 1845 trockneten viele kleine Teiche aus und ihr Boden wurde zur Düngung der Felder verwendet. Ein Gleiches war der Fall mit dem eben erwähnten Waſſerbecken und ein benachbarter Gutsbeſitzer, der deſſen Boden kennen lernen wollte, unternahm es, denſelben herausſchaffen zu laſſen. Man kam zuerſt durch ein zwey Fuß mächtiges Torfmoor, dann durch ein Lager röthlichen Moosbodens von einem Fuß Dicke, als man auf ein Skelet ſtieß, deſſen Theile meiſt noch in natürlichem Zuſammenhange ſich befanden. Die Vorderglieder waren unter und vor dem Schädel ausgeſtreckt, als ob das Thier aus dem Verſinken in den Sumpf ſich hätte helfen wollen; die hintern Gliedmaſſen waren ebenfalls unter dem Leibe vorwärts gerichtet; die beyden Stoßzähne waren zangenförmig gegen einander gebogen. Nach zweytägiger Arbeit war das ganze Skelet herausgearbeitet, und es fehlte nichts als der hintere Theil des Bruſtbeins, einige Fußknochen und mehrere Schwanzwirbel, von denen noch etliche ſpäter entdeckt wurden. Die Knochen waren in vortrefflichem Stande erhalten; ſie hatten nicht die gewöhnliche ſchwarze Farbe der Maſtodon-Knochen, ſondern waren braun wie die eines lange im Gebrauche befindlichen Menſchen-Skeletes. Bemerkenswerth iſt es noch, daß keine andern Maſtodon-Knochen, als die dieſem Individuum angehörigen, vorkamen und überhaupt keine andern Knochen als 2 oder 3 von erſt in neuerer Zeit in dem Schlamme verſunkenen Thieren.

Von welcher bedeutenden Größe dieſes Skelet iſt, zeigen nachfolgende Ausmeſſungen. Seine Höhe beträgt 11′, die ganze Länge vom vordern Kieferrande bis zum Anfang des Schwanzes 17′, der Umfang an der Bruſt $16\frac{1}{2}$′, des Schädels (in gerader Linie) 3′ 2″, der Stoßzähne faſt 11′, wovon ihr, über das Zahnfach vorragender Theil nicht weniger als $8\frac{2}{3}$′ mißt. Den Eindruck, welchen das nunmehr aufgeſtellte Skelet auf die Beſchauer macht, ſchildert der Verf. als einen ſehr großartigen. Mitten unter andern Skeleten großer Thiere, wie des Pferdes, Rindes ꝛc. ꝛc. ſtehend und dieſelben hoch überragend, ſinken dieſe durch die maſſiven Knochen des Maſtodon zur Unbedeutendheit herab. Selbſt der beynahe eben ſo große Elephant hat im Vergleich zu jenem ein Knochengerüſte, das zierlich genannt werden kann.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Dezember

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Vorerinnerung der Redaction.

Die Wichtigkeit der Hermannischen Kritik und Exegese des Aeschylus, welche seit mehr als vierzig Jahren erwartet, während dieser langen Zeit mehr und mehr bereift, und endlich, wie sie bey seinem Tode gefunden wurden, durch den des großen Philologen würdigen Schwiegersohn geordnet und veröffentlicht worden sind, eben so der Belang der Fragen, welche von einem unbefangenen und gründlichen Urtheile über das Ganze und Einzelne dieser Bearbeitung des schwierigsten und größten attischen Dichters abhängen und bedingt werden, wird es nicht nur entschuldigen, sondern auch rechtfertigen, wenn wir der schon früher gegebenen Beurtheilung eines berühmten und erfahrnen Kenners desselben aus der Zahl unserer auswärtigen Mitglieder, eine zweyte eines jüngeren Gelehrten folgen lassen, der ebenfalls schon früher Beweise sorgfältiger und erfolgreicher äschyleischer Studien gegeben hat und in der nachfolgenden Arbeit nicht weniger vollgiltige niederlegt.

Fr. Th.

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus Hermannus. Tom. I. II. Lipsiae apud Weidmannos. A. MDCCCLII. Mit Hermann's Brustbild.

Erster Artikel.

Im Jahre 1831 schrieb Hermann (Opusc. IV, p. 333): Diu est, quum primum promisi me Aeschylum esse editurum. Quod nomen ut nondum exsolverim, caussae fuerunt quum labores alii ... tum operis ipsius magnitudo et difficultas. Sed tamen standum promissis est, quum praesertim multi flagitent, nec quisquam me visat, quin Aeschylus quando sit prodituras quaerat. Mihi quidem haec cunctatio plus nocuit, quam Aeschylo. Vereor enim, ne, quo diutius moror, eo prolixiores exspectentur commentarii .... Verum haec ego aliis relinquam: mihi ab initio hoc fuit propositum, ut ea afferrem, quibus efficeretur, ut sui similior quam adhuc est esse videretur summus poeta. Es wurden damit Erwartungen abgewiesen, wie wir sie z. B. in Franz Passow's Briefen ausgesprochen finden; Seite 33 (vom J. 1804): „Hermann, der jetzt an einem ungeheuren Commentar zu Aeschylos' Agamemnon arbeitet“ und S. 52 (v. J. 1805): Hermann's Ausgabe des Aeschylus muß etwas fast unerhörtes werden, und ich wüßte wenig voluminöse Schriftsteller, die sich einer solchen Ausstattung erfreuten.“ Welche Art der Bearbeitung Hermann zuletzt selbst beabsichtigte, erfahren wir aus der dem ersten Bande vorgesetzten Praefatio Mauricii Hauptii p. III —

XVII. Demnach hatte Hermann wenige Monate vor ſeinem Tode die Hiketiden vollſtändig zur Herausgabe vorbereitet, und dieſe Tragödie iſt alſo die einzige, an die er ſelbſt die letzte Hand hat legen können. Die geſammte Arbeit legte Hermann, als er ſein Ende herannahen fühlte, in die Hände ſeines Schwiegerſohnes Haupt, welcher mit Recht darauf verzichtet hat, eine Gleichmäßigkeit des ganzen Commentars herſtellen und nach dem Muſter des erſten Stückes die Bemerkungen zu den übrigen abkürzen zu wollen. Dieſe Bemerkungen, deren erſte Grundlage um ein halbes Jahrhundert hinaufgeht — 1798 erſchienen G. Hermanni Observationes criticae in quosdam locos Aeschyli et Euripidis, 1799 A. Eumenides, specimen novae recensionis tragoediarum Aeschyli — hat Hermann, wie Haupt erzählt, immer und immer wieder überarbeitet und bis in ſeine letzte Lebenszeit ergänzt und erneuert: und wer nur irgend ſeine zahlreichen Arbeiten über dieſen Dichter kennt, die er in Programmen, Recenſionen und Streitſchriften veröffentlicht hat, der weiß auch, wie unabläſſig ſeine Forſchung darauf gerichtet war, dem oben bezeichneten Ziel näher zu kommen. Wie oft H. ſelbſt ſeine früheren Anſichten über einzelne Stellen gegen ſpätere aufgegeben hat, davon liefert die vorliegende Ausgabe zahlreiche Belege, ſey es daß er das Frühere ſtillſchweigend mit dem als beſſer Erkannten vertauſcht, oder daß er ausdrücklich dem einen das andere gegenüberſtellt. *) An mehreren Stellen iſt es ſchon die dritte Conjectur, durch welche Hm. den urſprünglichen Text herzuſtellen ſich bemüht: eine Stelle hat er nach einander in drey verſchiedenen Weiſen conſtituirt, und zuletzt, viertens, den ganzen Vers (835, bey Well. 811) mit Bothe ausgeworfen. Dadurch kam es, daß er die verſprochene Ausgabe immer wieder hinausſchob, in der Hoffnung, allmählich immer ſicherer dem Text des Dichters ſeine urſprüngliche Geſtalt wieder zu geben. — Die beyden, bis jetzt von Hrn. Haupt herausgegebenen Bände enthalten: der erſte den Text der vollſtändigen Tragödien, dann die Fragmente mit kritiſchen Anmerkungen; über den Zuſammenhang der verlorenen Stücke iſt in der Regel auf die in den Opusc. geſammelten Programme verwieſen, zweymal (p. 320 und p. 329) ſind Stellen aus den Berichten über die Verhandlungen der königl. ſächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften abgedruckt; der zweyte Band enthält den Commentar zu den ſieben Tragödien und zwey Beygaben, eine Abhandlung de erroribus Jonis Aeschyleae und einen Abdruck der Diſſertation de re scenica in Aeschyli Orestea. Ein dritter Band ſoll die griechiſchen Scholien enthalten. Hermann hat ein paarmal, wo er ſich zur Begründung ſeiner Anſicht auf die Scholien des Mediceiſchen Codex beruft, die Worte derſelben angeführt; an einer Stelle (Pers. 50) heißt es bloß *στεῦται* Mosc. (die Vulgata iſt *στεῦνται*.) Explicat singularem scholion in M. Wir erſehen nun aus dem Abdruck der Med. Scholien in Meineke's Ausgabe der Perſer (nach Dindorf?), daß dieſes Scholion alſo lautet: *„Κλῦθ' Ἀλαλά, πολέμου θύγατερ, ᾗ θύεται ἄνδρες“ ἐν διθυράμβῳ. Οὕτως στεῦται ἑνικὸν ἀντὶ τοῦ πληθυντικοῦ.*

In der Vorrede iſt p. V ff. eine Beſchreibung der ſämmtlichen Handſchriften des Aeſchylus gegeben, von welchen H. drey, nämlich eine aus dem Escorial und zwey Augsburger, ſämmtlich nur je ein Stück enthaltend, zum erſtenmal benützt, die übrigen zum Theil in neuen Collationen beſeſſen hat.

(Fortſetzung folgt.)

*) Zu Sept. 932 heißt es: Quae hinc ... leguntur, in libro III de metris insigni temeritate in alium ordinem redegeram ... Fuerunt aliqui, quibus persuaderem. Perpauca tantum eorum, quae tum protuli, vera sunt.

Description of a Sceleton of the Mastodon giganteus of North America.

(Schluß.)

In erwähnter Weiſe war demnach der Verf. zu dem Beſitze zweyer Skelete von Mastodon giganteum gelangt, wozu außerdem noch eine Menge einzelner Knochen und Zähne kamen. Indeß mit dieſem reichhaltigen Materiale begnügte ſich der Verf.

noch nicht zur Bearbeitung ſeiner Monographie, ſondern er verglich damit auch die übrigen Sammlungen in den Vereinigten Staaten, welche Skelete oder doch anſehnliche Theile des Knochengerüſtes vom Maſtodon aufbewahrten; insbeſondere zog er dabey das in der Univerſität Cambridge aufgeſtellte Skelet in Betracht. Außerdem benützte er eine Reiſe nach Europa, um in London, Paris und Darmſtadt die hier aufbewahrten Ueberreſte von dieſer Gattung in Augenſchein zu nehmen. Zur Vergleichung mit dem nah verwandten Elephanten fehlte es ihm endlich auch nicht an hinreichendem Materiale. So befand ſich denn der Verf. zur Bearbeitung einer Monographie des Mastodon giganteum in einer ſo günſtigen Lage, wie ſie keinem ſeiner Vorgänger zu Theil geworden iſt, und wenn gleich auch die Haupttheile des Skelets dieſes Thieres bereits durch Cuvier und Blainville beſchrieben worden waren, ſo hatte doch keiner von Beyden ein ſo reiches Material, geſchweige denn ganze Skelete vor ſich, um nicht noch einer Menge von Nachträgen, zur nothwendigen Ergänzung einer vollſtändigen Kenntniß vom Knochengerüſte dieſes merkwürdigen Geſchöpfes der Urwelt, einen weiten Raum zu belaſſen. Jetzt erſt können wir ſagen, daß die Schilderung des Skeletbaues vom Mastodon giganteum zum Abſchluße gelangt iſt, und Palaeontologen werden ſich zum hohen Danke gegen den Verf. verpflichtet wiſſen, daß er Zeit, Mühe und höchſt beträchtliche Geldſummen auf Herbeyführung eines ſolchen Reſultates verwendet hat.

Wir halten es für fruchtloſe Mühe, wenn wir an dieſem Orte in das Einzelne der Beſchreibungen eingehen wollten; es wird die Verſicherung genügen, daß dieſelben mit der größten Umſicht und Genauigkeit vorgenommen und durch prachtvolle Abbildungen auf 27 lithographirten Tafeln nach allen Hauptſtücken des Skelets erläutert ſind. Einen wahrhaft ſtaunenswerthen Anblick gewährt die letzte Tafel, auf welcher das ganze Knochengerüſte in ſeinem natürlichen Zuſammenhange im großartigen Maaßſtabe dargeſtellt iſt, ſo daß deſſen Höhe 14′′ erreicht. Auf der erſten Tafel ſind zur Vergleichung 5 Skelete zuſammengeſtellt, nämlich die beyden des Verf., dann das zuerſt von Peale ausgegrabene und außerdem das der Univerſität Cambridge (New Jerſey) und des brittiſchen Muſeums.

Soweit die Vergleichungen des Verf. reichen — und dieſe ſind allerdings von einer weiten Ausdehnung — gehören alle in Nordamerika vorkommenden Maſtodon-Ueberreſte, von der Landenge von Darien an bis zum 65° n. Breite, einer und derſelben Art, dem Mastodon giganteum an. Nur ein Zahn macht davon eine Ausnahme, der noch vor dem Jahre 1840 von Dr. Ducatel im Staate Maryland gefunden und in der Sammlung der Akademie von Baltimore doponirt wurde. Charlesworth, Lyell, Hays und Harlan, die dieſen Zahn zu ſehen Gelegenheit hatten, erklärten ihn für verſchieden von denen des M. giganteum und der Erſtgenannte ſchrieb ihn dem M. longirostre zu. Mit der Zerſtreuung der Sammlung in Baltimore verſchwand auch dieſer Zahn, bis im Jahre 1848 Hay's die Erklärung abgab, daß er ihn in der Sammlung der Akademie der Naturwiſſenſchaften in Philadelphia wieder aufgefunden habe. Der Uebelſtand iſt nur der, daß gedachter Zahn nicht unmittelbar aus der Sammlung von Baltimore in die von Philadelphia übergegangen iſt, ſondern daß ſelbiger durch Dr. Wilſon von Charlesworth in London erkauft wurde. Obgleich Letzterer dieſen Zahn für amerikaniſchen Urſprungs angab, ſo bleiben doch für den Zweifelſüchtigen immerhin noch Bedenken übrig, ob der Zahn von Philadelphia wirklich identiſch mit dem von Baltimore ſey, und der definitive Nachweis muß deßhalb von ferneren Zeiten erwartet werden. Nach Mittheilung einer Zeichnung ſchien es Owen wahrſcheinlich, daß der fragliche Zahn mit dem vorletzten Backenzahn des Mastodon angustidens in Uebereinſtimmung wäre. Der Verf. findet auch Aehnlichkeit mit den Zähnen des M. Humboldtii, obwohl dieſe größer ſind; indeß gelangt er ſelbſt zu keiner beſtimmten Ueberzeugung, ob der dubiöſe Zahn einer der genannten Arten zuzuweiſen ſey oder etwa gar eine neue Art andeuten möchte.

Eine ſehr lobenswerthe Rückſicht nimmt der Verf. auch auf die Lagerungsverhältniſſe, unter welchen die Maſtodon-Ueberreſte in Nordamerika auftreten. Die ſchon erwähnten ganzen Skelete und eine Menge iſolirter Knochen ſind im aufgeſchwemm-

ten Lande, nur wenige Fuß unter dem Boden, aufgefunden worden, häufig zugleich mit Zähnen des urweltlichen Elephanten, so daß also Elephas primigenius und Mastodon giganteum Zeitgenossen zu einander waren. Aber in vielen Fällen sind die Ueberreste des letzteren auch in Tertiärschichten zum Vorschein gekommen, woselbst die des Mammuths nicht mehr sich einstellen. So z. B. berichtet Conrad von solchen Funden aus der mittlern oder ältern Pliocenperiode, Lyell sogar von solchen, die er den Eocen- oder untern Tertiärschichten zuschreibt. Diese Thatsachen setzen diejenigen Geologen in Verlegenheit, welche nicht bloß zwischen den organischen Einlagerungen der Diluvial- und Tertiärbildungen, sondern abermals im Bereiche der letzteren scharfe Abgränzungen gezogen wissen wollen, während Ref. hierin nur einen weitern Beleg zu der in seiner „Geschichte der Urwelt" ausgesprochenen Ansicht sieht, daß ein Theil der nunmehr erloschenen Säugthiere aus der Zeit der Tertiärgebilde noch bis in die der Diluvialablagerungen hinein sich lebend forterhalten hatte, demnach beyderley Formationen bezüglich ihres zoologischen Charakters nicht scharf von einander getrennt werden dürfen.

A. W.

Druckfehler und Verbesserungen:

Nro. 74, Sp. 600, Z. 19 für Werthe l. Werde.
„ 75, „ 606, „ 6 „ EIENSIVM l. LIENSIVM nach Dr. Brunn's Lesung und ergänze Veliensium.
„ 76, „ 613, „ 3 „ Aedanum l. Aeclanum
„ „ „ 614, „ 5 „ indices l. iudices.
„ 77, „ 619, „ 7 ff. die Inschrift n. 1317 ward seitdem von Dr. Brunn gesehen, und muß ich meine Zweifel über ihre Echtheit zurück nehmen.
„ 80, „ 643, „ 6 u. 7 statt wie zuletzt l. als vielleicht.
„ 1, „ 8, „ 15 von unten statt , das nicht l. nicht, das
„ „ „ 11, „ 15 „ „ „ vielleicht l. nicht.
„ „ „ 13, „ 9 von oben „ Auxanum l. Anxanum
„ „ „ 15, „ 9 von unten „ Vieus Turfo l. Vicus Furfo
„ 2 „ 21, „ 8 von oben hinter philologischen ein Komma.

W. Henzen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Dezember

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus Hermannus.

(Fortsetzung.)

Was die wichtigste, den Codex Mediceus, betrifft, so ist die Beschreibung, welche Franz (des Aeschylos Oresteia p. 304 ff.) davon gegeben hat, in Bezug auf die Lücken in der Oresteia schon früher von Hermann in den Wiener Jahrbüchern Bd. CXV p. 158 in der Art näher bestimmt worden, daß der Quaternio oder die Lage η' ganz und von dem Quaternio $\iota\vartheta'$ die sechs inneren Blätter fehlen, im Ganzen also 14 Blätter, d. i. Agam. v. 295 — 1026 Hm. und der Schluß von v. 1118 an bis in den Anfang der Choephoren hinein. Hermann erhielt zuerst 1816 Auszüge aus dieser Handschrift von B. G. Niebuhr, später von andern, namentlich J. Bekker: eine vollständige Collation derselben wurde für H. von K. F. Weber begonnen, und 1847 von Tycho Mommsen vollendet. Vergleicht man nun aber die von C. Prien im Rhein. Museum für Philologie VI. 1848 p. 562 zu der Collation von Franz gegebenen Nachträge aus den Eumeniden, so ergeben sich dieselben zum allergrößten Theil zugleich als Berichtigungen dessen, was bey Hermann als Lesart des Med. verzeichnet ist. Eben so verhält es sich mit den Berichtigungen, welche Prien im Rhein. Museum VII 1850 pag. 389 in der Fortsetzung der Recension von Franz zu den Lesarten des cod. Farnesianus im Agamemnon gibt; Haupt erwähnt von dieser Handschrift außer der Elmsley'schen Collation eine von J. Bekker für H. gemachte, aber auch hier stimmen Prien's Angaben nicht mit Hermann. *) — Daß der Wolfenbüttler Codex aus derselben Quelle stamme, wie der Med., steht bekanntlich fest: die Vorrede erklärt es für unzweifelhaft, daß die Oresteia und die Hiketiden aus dem Med. selbst abgeschrieben seyen. Aus derselben Quelle stammt der Paris. L. (von Lascaris geschrieben), und zwar nach Hermann aus demjenigen Codex, aus welchem auch der Med. abgeschrieben ist, nach Haupt vielmehr aus diesem selbst. Ferner der Venetus A. (cod. Bessarionis, bey Franz Ven. 2), ein cod. Augustanus in München, eine Handschrift in der Bibliothek des Escorial, welche die Hiketiden enthält, nach Hermann's Ansicht in den Wiener Jahrb. CXI eine Abschrift des cod. Med., nach späterer Annahme aus dem cod. Parisinus, endlich (Marc.) ein Codex aus dem Kloster St. Marco in Florenz. Die Oresteia und die Hiketiden sind in der Ausgabe des Robortellus auf einen Codex derselben Familie, vielleicht der Med. selbst gegründet, in der Aldina auf den Guelf. —

*) Zu den Sieben g. Th. hat Ritschel in seiner eben erschienenen Ausgabe dieses Stückes p. IX—XVIII eine genaue Prüfung der von Hermann zu Grunde gelegten Collation des Med. durch Otto Ribbeck mitgetheilt, in welcher z. B. v. 29 *καπιβουλεύσειν*, 155 *πανδίκους*, 203 *πανάγυρις*, 410 *ἐμποδῶν*, 527 *καταισχῦνειν* von erster, *καταισχυνεῖν* von zweyter Hand als Lesarten des Med. gegen H. angegeben, und 114 *διαδέτοι γενύων*, 920 *λαχόντες μέλεοι*, Stellen, über welche er selbst zweifelhaft war, gegen seine Ansicht entschieden werden.

Eine zweyte Handschriftenfamilie, byzantinischer Abstammung, bilden der Flor., der Ven. (Ven. 3 bey Hermann, Ven. 1 bey Franz), und der Farn., die beyden ersten durch ältere byzantinische Grammatiker und Metriker vielfach interpolirt, der letzte außerdem und noch consequenter von Triclinius durchcorrigirt. (Ueber das Verhältniß dieser drey zu einander, handelt Schneidewin in den Gött. gel. Anzeigen 1845, nr. 194.) — Die übrigen Handschriften sind nach alphabetischer Ordnung aufgeführt, da sich bey diesen noch keine Eintheilung in Klassen hat entdecken lassen.

Endlich erwähnen wir noch eines aus der Vorrede: Joannis Aurati Josephique Scaligeri conjecturas Hermannus sumpsit ex libro Spanhemiano bibliothecae Berolinensis regiae. Descripserat eas Ezechiel Spanhemius Windsorae ex exemplaribus editionis Victorianae sive Stephanianae quae Js. Vossius possidebat. Den Auratus stellt Hermann unter den Erklärern des Aeschylus außerordentlich hoch, ja er nennt ihn (zu Agam. 1396) omnium qui Aeschylum attigerunt princeps: eben so zu v. 900 qui omnes Aeschyli interpretes judicio et recti sensu superavit. Ein großer Theil seiner Emendationen, welche Stanley sich angeeignet hatte, ohne seine Quelle zu nennen, wird nun durch Hermann dem Urheber vindicirt, entweder so, daß einfach des Auratus Name statt Stanley's gesetzt wird, oder mit einem Zusatz des Unwillens, wie Stanleius sive potius Auratus, pro suo vendidit St., suum fecit St., tacens adscivit, suffuratus est St., wie auch einmal Scaligero surripuit Stanleius. Pers. 193. Agam. 313. 320. 325. 396. 652. 654. 744. 830. 1264. Choeph. 280.

Es kann nun bey der Reichhaltigkeit des Stoffes und bey den Gränzen, die dieser Anzeige gesteckt sind, nicht versucht werden, eine eigentliche Uebersicht dessen zu geben, was in Hermann's Commentar für Exegese und Kritik geleistet ist: wir bescheiden uns, nur Proben von beydem anzuführen, die wir in diesem Artikel aus den erklärenden, in einem zweyten aus den kritischen Anmerkungen wählen wollen. Mit denen der ersten Art wollen wir zugleich diejenigen verbinden, wo durch die Erklärung einer Stelle die handschriftliche Lesart vertheidigt und gegen Aenderungsversuche geschützt wird, und diejenigen, deren Construction durch Herstellung der richtigen Interpunction erläutert wird.

Supplices. V. 44 (45 Well.) hat Hermann nach *ἔφαψιν* wieder interpungirt, wie vor Schütz gelesen wurde, und wie auch Dindorf im Texte thut, der aber in den Annotationen *) Schützens Erklärung abdruckt, die auf der Interpunction vor *Ζηνός* beruht. Hermann nimmt *ἔφαψιν* offenbar als Opposition zu *ἶνιν*, und erklärt das Folgende: secundum nomen a contactu impositum exibat justum tempus, ut consentaneum erat. Vielleicht ist die Erklärung einfacher so: „Es erfüllte sich aber für die Benennung die bestimmte Zeit, d. h. für die Geburt, die den nach Zeus Berührung benannten Sohn zur Welt bringen sollte.“ Wieseler hat in den Advers. in A. Prometheum p. 25 und in der Hallischen Lit. Zeitg. 1845, nr. 12, wo er beweisen will, daß Jo nicht erst durch die Berührung mit der Hand in Aegypten, sondern durch die in Suppl. 286 (297 W.) erwähnte Begattung des Zeus in Stiergestalt Mutter werde, die obige Stelle außer Acht gelassen. Hermann vertheidigt das erstere in den Wiener Jahrb. CVI, p. 129: und wer kann beystimmen, wenn Wieseler in dem Verse 297 (308 W.) *καὶ Ζεύς γ' ἐφάπτωρ χειρὶ φιτύει γόνον* das Verbum *φιτύει* sensu latiori verstehen will — non demum gravidam reddit Jonem, sed partum solvit? — V. 56 (60 W.) H. nimmt mit dem Schol. *Τηρεΐας μήτιδος* als Umschreibung des Tereus selbst und verwirft Bothe's Construction, nach welcher *Τηρεΐας ἀλίχον* verbunden, und diese *μήτιδος οἰκτρά* genannt wird. Wir halten (wie auch Dindorf und Bamberger in d. Ztschr. f. Alt. 1839, nr. 110) an der letzteren fest, weil der Zuhörer unmöglich die Worte anders verstehen konnte. **)

*) Ich muß bemerken, daß ich nur die erste Oxforder Ausgabe 1832 — 1841 benutzen kann, nicht die zweyte von 1851.

**) Denselben Einwand müssen wir gegen H. zu Agam. 345 (351 W.) erheben, wo der Genitiv *δουλείας*

— V. 103 (109 W.) d. i. lugubribus lamentis me viva orno, mit Vergleichung von Hom. Il. VI, 500. — V. 199 (209 W.] *Ζῆνος ὄρνιν.* Bamberger in d. Ztſchr. f. Alt. 1842, p. 697 ſieht in dieſer Benennung des Sonnengottes eine Vergleichung mit dem Flug des Adlers, und findet es ungereimt, mit dem Schol. an den Hahn zu denken (*ἐξανίστησι γὰρ ἡμᾶς ὡς ὁ ἀλεκτρυών*); Hermann erinnert daran, daß nach Pauſanias der Hahn der heilige Vogel des Sonnengottes war. — V. 249 (259 W.) *ἐκ πέρας Ναυπακτίας* geſchützt durch Eustath. ad Il. p. 306, 23. *πέρα γὰρ ἡ γῆ κατὰ γλῶσσαν.* — V. 327 (337 W.) *πόλεμον νέον* bellum temere et secus quam par est susceptum wie v. 986 *εἰ γάρ τι μὴ θεοῖς βεβουλεῦται νέον.* — V. 330 (340 W.) *πρύμνα πόλεος*, ſagt Schütz, h. l. appellatur ipse *ἀγωνίων θεῶν πάγος*, ad quem Danaides consederant, quia hic in extrema parte urbis, versus mare, situs erat. Weit beſſer H. *πρύμναν πόλεος* gubernatores urbis deos dicit ramis supplicum ornatos. — V. 482 (493 W.) *μὴ θράσος τέκῃ φόβον*, d. i. daß nicht meine Kühnheit (die auffallende Erſcheinung, wenn ich mich allein in die Stadt wage) den Bürgern Furcht einflößte und dadurch ein Auflauf entſtehe. — Die handſchriftliche Lesart des Verſes 520 (531 W.) *δίας* (vulg. *δι ᾽ἄς*) wird vertheidigt und conſtruirt *εὐχόμεθα γένος εἶναι ἀπὸ τῆσδε δίας γῆς, ἔνοικοι αὐτῆς.* — V. 652 (663 W.) Was iſt der *ἀνδροκμὴς λοιγὸς τάνδε πόλιν δαΐζων, ἄχορον ἀχίθαριν δακρυογόνον Ἄρη βοάν τ᾽ ἔνδημον ἐξοπλίζων?* Praeter bellum ab externo hoste illatum, ſagt H., et civile bellum, quae jam commemorata sunt, relinquitur hoc, ut vel per subitas rixas vel per odia privatorum aut familiarum caedes fiant: ejusmodi tumultus recte *λοιγός* dicitur, et is quidem illaetabilem Martem et domesticum auxilium (*βοάν τ᾽ ἔνδ.*) armans. Aber wer kann dieſe ſpitzen Unterſchiede zwiſchen civile bellum und familiarum caedes gut heißen? Faſt in der ganzen dritten Strophe und Gegenſtrophe finden wir Segenswünſche ausgeſprochen, welche in anderer Form ſchon vorher da waren, der *νούσων ἐσμός* v. 656 dem *λοιμός* v. 634 entſprechend, die *νεολαία* v. 659 dem *ἥβας ἄνθος* v. 638, die *καρποτελὴς γᾶ* v. 660 der *φόροι γᾶς* v. 648 (nach der ſicheren Emendation ſtatt *ἐφόρους*), ſo wollen wir uns denn auch den *λοιγός* in dem Sinne des Kriegsverderbens noch einmal gefallen laſſen, und *βοὰ ἔνδημος* als Geſchrey im Volke trotz Hermann's Einwand: quis alius quam populus lamentetur?*) — Zu v. 816 (830 W.) *ἴχαρ* wird das Scholion *ἐπιθυμίαν* in Schutz genommen, und ein etymologiſcher Excurs über das homeriſche *ἰσχανάαν* angeknüpft. — V. 891 (902 W.) *ἄγοιμ᾽ ἄν, εἴ τις τάσδε μὴ ᾽ξαιρήσεται.*

Die von Wellauer bekämpfte Erklärung abducam, nisi tu mihi has eripias wird pſychologiſch vertheidigt: videtur praeco nonnihil territus increpatione regis jam minus confidenter loqui. Dadurch wird ſowohl Wellauer's Erklärung existimaverim eos Deos esse, als Tyrwhitt's Aenderung *οὔ τις* entbehrlich. — V. 992 (1002 W.) *ὑποδέξασθε δ᾽ ὀπαδοὶ μέλος. Ὀπαδοί* iſt nicht der Vocativ, ſo daß die Dienerinnen der Danaiden zur Reſponſion aufgefordert wurden, ſondern Nominativ. — Nehmet als *ὀπαδοί* unſern Geſang auf, ruft der eine Halbchor dem andern zu, d. h. ſtimmet in unſer Lied zum Preis der Argiviſchen Götter mit ein. — V. 1002 (1014 W.) *γάμον κυθέρειον* honeste concubitum vocant. Das möchte ſchwer zu beweiſen ſeyn. Die Söhne des Aegyptus begehren ja die Ehe der Danaiden, *γάμος* heißt es überall in dieſer Tragödie und im Prometheus. Das Beywort *κυθέρειος* (als Adjectivum, oder nach M. P. Rob. als Genitiv *κυθερείας*) erklärt ſich durch den Gegenſatz zu dem vorangehenden *Ἄρτεμις*: die Beſchützerin der Jungfräulichkeit gegenüber der Ehe, welche Cytherea's Werk iſt.

---

von *ἄτης παναλώτου* abhängen ſoll, und zu Eum. 846 (821 W.) wo H. interpungirt *μήθ᾽ αἱματηρούς, θηγάνας σπλάγχνων, βλάβας, νέων — θυμώμασιν.*

*) Vor kurzem erſchien Cantici quod legitur A. Suppl. 609 — 679 interpretatio. Ad judicium maxime de novissima G. Hermanni editione faciendum scripsit Henricus Keck. Brunsv. 1853. Die Beſtreitung Hermann's darin ruht vielfach auf guten Gründen, dagegen ſind die eigenen Beſſerungsverſuche des Verf. nicht glücklich.

Prometheus. V. 76. *διατόρους κέδας.* Schol. *τὰς διαπειρούσας ἢ τὰς διατετορνευμένας.* Man nahm bisher gewöhnlich die erste Erklärung an, Blomfield zweifelhaft die zweyte, Hermann entschieden: die Fesseln haben Löcher, durch welche die Nägel geschlagen werden. — V. 99 *πῇ ποτε — ἐπιτεῖλαι* ist in abhängiger Rede mit dem Vorhergehenden verbunden, gerade wie unten v. 184. Ebenso Dindorf. — Zu v. 134 *θεμερῶπιν* ein etymologischer Excurs: *θεμερός* wie das Homerische *θεμῶσαι* werden auf eine Wurzel *θεμός*, positio, zurückgeführt. Daß dieses *θεμός* bey Hesychius vorkommt — *θεμούς, διαθέσεις*, wo Guyet *θεσμούς* vermuthet — hat H. nicht erwähnt. — Zu v. 212 wird die schwierige Frage, ob Themis und Gäa als Ein Wesen unter zwey Benennungen, oder als zwey verschiedene Wesen zu denken seyen, behandelt, und die erstere Ansicht, für welche sich H. schon Opusc. VII, p. 301 ausgesprochen hatte, mythologisch näher begründet. Wir sind durch Schömann nicht vom Gegentheil überzeugt worden; von Hermann's Argumenten ist übrigens eines sehr zweyfelhaft, nämlich die Berufung auf das Ende des Stückes, wo Prometheus nicht ausrufen könne *Ὦ μητρὸς ἐμῆς σέβας, ὦ πάντων αἰθὴρ κοινὸν φάος εἰλίσσων*, wenn dort nicht Erde und Himmel bezeichnet würden. — V. 464 (461 W.) *ζεύγλαισι δουλεύοντα σώμασιν Ϝ'*, dem Joche dienstbar und den Leibern, nämlich der Reiter, mit Vergleichung von *σωματηγός*. Daß *σώμασιν Ϝ'* nicht mit dem Folgenden verbunden werden dürfe, wie es gewöhnlich geschieht, sah auch Hartung, welcher seinen Gründen noch den hätte beyfügen können, daß die Begriffe *διάδοχοι μοχθημάτων* und *ἄγαλμα χλιδῆς* nicht gut zusammen passen. Wenn aber Hartung Pauw's Conjectur *σάγμασιν* annimmt, so hätte er wenigstens nicht den Schol. B, als Gewährsmann dafür anführen sollen, welcher *ζεύγλαισι* und *σώμασιν* offenbar ganz wie der Schol. A. (*ἐν ζ. καὶ σ.*) als instrumentalis nimmt, denn man muß nothwendig corrigiren *οὐ μόνον τῷ ζεύγνυσθαι ὑπηρετοῦντα ἀνθρώποις ἀλλὰ καὶ τῷ ἐπισάττεσθαι καὶ φόρτους ἐπάνω σωμάτων αἴρειν* statt *τὸ ζεύγν.* und *τὸ ἐπισ.* Das kommt aber überhaupt öfter vor, daß Hartung aus den Scholien etwas anderes herausliest, als was in der That darin zu finden ist. Der Dichter hat also nach Hermann's Erklärung bey den *κνώδαλα σώμασιν δουλεύοντα* die Maulesel im Sinn, wie er bey *ζεύγλαισι δουσ.* an jene oder an Stiere denken kann: *κνώδαλον* vom Esel gebraucht kommt bey Pind. Pyth. X, 55 (35) vor. — In v. 497 (494 Ω) folgt H. wieder der alten Interpunction nach *συγκαλυπτά*, während Schütz, Dindorf (in den Adnott.) und Schömann aus gutem Grunde die Schenckelstücke mit dem langen Rückenstücke zusammen nehmen. Hermann's Beweggrund erhellt weder aus der vor v. 496 angenommenen Lücke, noch aus dem Excurs über *μηρίον* und *μηρός*, in welchem Vossens Meynung, sola ossa femorum adipe tecta diis esse oblata, widerlegt wird. Um das Beywort *μακρὰ* bey *ὀσφύς* zu erklären, haben Wieseler Advers. in Prom. p. 22 und Hermann angenommen, daß der Schwanz mit begriffen werde, während es vielleicht genügte, von dem strengern anatomischen Begriff bey dem Dichter Umgang zu nehmen. — V. 544. Interpunction vor *ὦ φίλος*. En, ut ingrata gratia est. — V. 556. *τὸ διαμφίδιον — τόδ', ἐκεῖνό Ϝ', ὅτ'* etc. Der Artikel bey *διαμφ.* wird so erklärt, daß der Dichter im Sinne hatte *τὸ διαμφ. δέ μοι μέλος προσέπτα, ὅτε ὑμεναίουν*, und zur Erklärung dazwischen eingeschoben wird *τόδ'; ἐκεῖνο δὲ.* — V. 561. *τίνος ἀμπλακίας ποινὰς ὀλέκει* wird dadurch vertheidigt, daß das gewichtigere Wort *ὀλέκει* in sich ein *τίνεις* begreife. (Rob. hat *ποιναῖς*, Stephanus vermuthete *ποινά σ' ὀλέκει*). Ich möchte eher sagen, *ποινὰς ὀλέκει* sey verbunden wie *ὄλεθρον ὀλέκει*. Hart bleibt es immer.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Dezember.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Aeschyli tragoedíae. Recensuit Godofredus Hermannus.

(Fortsetzung.)

V. 625. Da die Stichomythie durch den Doppelvers der Jo gestört wird, und da die Antwort der Jo *μήτοι με κρύψῃς* sich nicht gut an die Rede des Prometheus *τὸ μὴ μαθεῖν* etc. anzuschließen schien, so vermuthete Hermann früher Opusc. II, p. 83, daß dieser Rede ein Vers zuzusetzen sey, welcher in der Erklärung des Scholvorkommt: *ἃ δεῖ γενέσθαι, ταῦτα καὶ γενήσεται.* Jetzt ist das aufgegeben, und jenes *μήτοι* so gerechtfertigt: *τοι* non concludendae rationi, sed asseverando hortandoque inservire. Denselben Weg der Erklärung hatte Francken eingeschlagen: De antiquarum Aesch. interpretationum ... auctoritate p. 40 und Soph. Antig. 539 sehr passend verglichen: *Ἀντ. Λόγοις δ' ἐγὼ φιλοῦσαν οὐ στέργω φίλην. Ἰσμ. Μήτοι, κασιγνήτη, μ' ἀτιμάσῃς* etc. Für die Unterbrechung der Stichomythie führt H. als Entschuldigung an, daß die Gleichmäßigkeit auf andere Weise gewahrt sey, indem dem Doppelverse je sieben einzelne Verse vorangehen und nachfolgen. Das ist richtig, aber das Wichtigere, der Inhalt dieser Verse ist übersehen. Auf den Doppelvers 614 f. *ὦ κοινὸν ὠφέλημα* ꝛc., in welchem Jo nach dem Grunde der Leiden des Prometheus fragt, folgen sieben Verse, die sich darauf beziehen, und eben so wieder nach dem Doppelvers 623 f. *καὶ πρός γε τούτοις* ꝛc., in welchem sie nach ihrer eignen Zukunft forscht, sieben Verse, in welchen Prometheus sich allmählich zur Gewährung dieser Bitte bestimmen läßt. Hartung will dem Verse des Prometheus v. 620 *βούλευμα μέν* ꝛc. ꝛc. einen zweyten zugesetzt wissen, weil der Schol. durch seine Erklärung *ἡ χεὶρ δὲ τοῦ Ἡφαίστου ὑπουργήσασα αὐτῷ ... προσπελάσαι* (*προσεπέλασεν* Schütz) *ἐμοὶ μοῖραν θανατηφόρον καὶ κῆρα* darauf hinweise, daß *προσπελᾷ* und *κῆρα* im Texte gestanden habe. Es kann aber eben so gut ein müßiges Citat seyn. — V. 705 (707 W.) ist mit Recht *σύ δ'* vertheidigt (gegen *σὺ δ'*), weil der Dichter die Personen eben so gut verbinden als unterscheiden konnte. Was aber H. hinzusetzt: conjunxit autem, quia in mente habet vobis satis factum est, tibique, Jo, satis fiet, ist nach dem Conterte nicht richtig. — V. 771 *οὐ δῆτα, πλὴν ἔγωγ' ἂν ἐκ δεσμῶν λυθείς* nach M. und Vit., scil. *ἀποστροφὴ αὐτῷ γενοίμην.* — V. 804 *Ζῆνος ἀκραγεῖς κύνας.* H. nimmt die Erklärung des Hesychius und anderer Glossatoren auf, welche *ἀκραγές* oder *ἀκραγγές* durch *ἀκρόκολον* wiedergeben, und leitet es von *ἄγη* ab. Lobeck Pathol. elem. I, p. 36 vertheidigt die gewöhnliche Erklärung „stumme Hunde" damit, daß die Greife dadurch von den wirklichen, den bellenden Hunden unterschieden werden sollten, wie in der Bezeichnung *φόρμιγξ ἄχορδος* von einem Bogen, *δίπους λέαινα* von einem Weibe, *ὄψις πτερωτή* von der Biene, *ἄπτερος ὄρνις* vom Rauche überall die kühne Metapher, absichtlich durch das eigentlich nicht dazu passende Beywort erläutert sey. Aber an unserer Stelle würde, wo von den Greifen die Rede ist, *ἀκραγεῖς* nicht so wohl an das Bellen als an die Grundbedeutung von *κράζω*, krächzen, denken lassen, weßhalb auch ein Schol. erklären

wollte *οἱ ἀεὶ κράζοντες λίαν*. Darum ſcheint es am beſten, bey der Erklärung des Heſychius zu bleiben. — V. 851 *ἀταρβεῖ χειρί*. Die von Stanley zu Suppl. 44 angezogene Stelle des Moſchus II, 50 *ἐπαφώμενος ἠρέμα χερσὶν πόρτιος Ἰναχίης* ſchützt die Erklärung des Schol. *ἀφοβοποιῷ*. Hermann dunkel: est epitheton ornans, potentiam Jovis significandi caussa positum. — V. 887 *θολεροὶ δὲ λόγοι παίουσ' εἰκῇ* ꝛc. perturbata dicta mea illiduntur (h. e. luctantur) diri fluctibus fati. — V. 900 *ἀστεργάνορα*. Döderlein's und Halm's Erklärung mortalium connubium detrectans, welche Hermann bekämpft (er ſelbſt überſetzt non amans alicuius viri, i. e. expers connubii), iſt durch den Zuſammenhang unabweislich geboten. — V. 977 (975 W.) *καὶ σὲ δ'*, dico autem te quoque, iſt ausführlich und mit Grund gegen Elmsley's Aenderung *καὶ σὲ γ'* vertheidigt. — V. 978 *συμφοραῖς* propter casus tuos, nicht von *ἐπὶ* in *ἐπαιτιᾷ* abhängig. — V. 1072 (1070 W.) *τοὺς προδότας* wird auf einen Verrath des Themiſtokles gegen den Rhodier Timokreon (Plut. Them. 21) bezogen, welcher vor die Verbannung des erſteren fällt. Hermann wiederholt nämlich in Bezug auf die Zeit der Aufführung des Prometheus in der Einleitung des Stückes die in der II. Abhandlung de choro Eumenidum (Opusc. II, p. 146) gegebene Beweisführung: quum Olympiadis LXXV. anno secundo Aetna arserit, recente illius incendii memoria scriptum videri Prom. propter vaticinium de ea re Promethei, obwohl wieder neuerdings Sommerbrodt De Aesch. re scenica Pars II, p. LVI den Prometheus auf Olymp. 78 herunterſetzen zu müſſen glaubte. Eben ſo bleibt H. bey der Annahme eines Bildes für den Prometheus, ſo daß nicht mehr als zwey Schauſpieler im Prolog nothwendig ſind. — V. 1085 *βρυχία δ' ἠχώ* nicht der brüllende Widerhall, ſondern der unterirdiſche (wie *ὑποβρύχιος* von *βρέχειν* nicht bloß untergetaucht, ſondern auch überſchüttet, bedeckt heißt), dasſelbe wie *βροντήματα χθόνια* v. 996. Gegen die Erklärung des Schol. durch *βρύχουσα* (auch Blomf. fremens) iſt ſchon von Paſſow die Verſchiedenheit der Quantität eingewendet worden.

Die Abhandlung de erroribus Jonis ſtimmt in dem erſten Theile der Wanderung, das heißt bis zum Uebergang über den Kimmeriſchen Bosporus, mit Hermann's Auseinanderſetzung in den Observatt. crit. cap. II. überein, doch mit genauerer Beſtimmung des Einzelnen; die Erklärung der Gegenden iſt bis dahin im Weſentlichen dieſelbe wie die von Schömann zu v. 686. Im zweyten Theile der Wanderung aber (Prom. v. 791 ff.) hat H. ſeine frühere Anſicht geändert: er ſetzt in die Lücke vor v. 793 die Rückkehr der Jo aus Aſien nach Europa, wegen der Stelle Suppl. 528 (*διχῇ δ' ἀντίπορον γαῖαν ἐν αἴσᾳ διατέμνουσα πόρον κυματίαν ὁρίζει*) und erkennt in dem Verſe 793 *πόντου περῶσα φλοῖσβον* den Uebergang der Jo aus Europa nach Afrika. Jo iſt nämlich wiederum durch Europa bis zum äußerſten Weſten gewandert, wo die Greifen und die Arimaspen am Goldfluß Pluton, d. i. am Tarteſſus wohnen, geht über die Meerenge nach Libyen, wo ſie die Gorgonen und die Phorkiden findet, und gelangt von da endlich zu den Aethiopen und nach Aegypten. Aber Prometheus nennt ja zuerſt die Gorgonen und Phorkustöchter, dann kommt er mit den Worten *ἄλλην δ' ἄκουσον* ꝛc. v. 803 auf die Greife und Arimaspen! Nach Hermann ſoll Prometheus, indem er die Gorgonen nennt, zugleich bey dieſer Gelegenheit einer andern Gefahr gedenken, vor welcher ſich Jo in denſelben Gegenden des Weſtens (NB. vorher) zu hüten habe: postquam Jo ad campos Gorgoneos trans mare in occidentem Libyae est adducta, aliud in illorum locorum vicinia periculum commemorat. (p. 163) Moneri putanda est Jo, ut, ubi trajiciendum sit fretum Oceani, trans fretum illud Phorcidum et Gorgonum adspectum fugiat *), cis autem auri custodes griphos atque Arimaspos declinet. Aber das iſt doch eine exegetiſche Unmöglichkeit.

Wir übergehen die Perſer, deren Beſprechung wir einem andern Orte vorbehalten, und gehen zu den Sieben gegen Theben über. V. 25 *πυρὸς δίχα* ohne Feuer? Aber bey Sophokles wie bey Euripides ſucht Tireſias die Zeichen ſowohl aus der Flamme als aus dem Vögelflug. Daher H. praeter signa ex igne capta, wie *δίχα σίτου* bey Dio-

*) *φρούριον* nimmt alſo H. wie die meiſten Ausleger als das, wovor man ſich zu hüten hat; Paſſow und andere als Beſatzung.

nys. H. — V. 89 *βοᾷ ὑπὲρ τειχέων ὁ λεύκασπις ὄρνυται λαός.* Da der Feind noch nicht an der Mauer ſteht, wollte Dindorf *ὑπὲρ τάφρων*, was gar keine Wahrſcheinlichkeit hat. „Mit dem Schlachtruf, der über die Mauern dringt“, wie es neulich Prien erklärt hat (Neue Jahrb. f. Philol. u. Päd. LXVIII, 1.), können die Worte nicht bedeuten. Daher wir mit Hermann es ſo verſtehen, daß die zaghaften Mädchen den Feind ſchon auf den Mauern zu ſehen glauben. *Λεύκασπις* erklärt Stanley, deſſen Note Dindorf abdruckt, von den Schilden der gemeinen Krieger, im Gegenſatz der verzierten Schilde der Anführer. Hermann: vix opus est monere, *λεύκασπις* non esse epitheton ornans, sed proprium hoc Argivorum. Das ſieht man aus Sophokles Antig. und Euripides Phön. — V. 144 *Ἀκροβόλων* ꝛc. Egregie poeta omne periculum gradatim descripsit ... jam denique initium proelii, Thebanos lapidum jaculatione de moenibus se defendentes. Aber wer wird den Gedanken erwarten: „Wehe! jetzt werfen ſie Steine von den Zinnen“ ſtatt „gegen die Zinnen“. Der Genitiv des Zieles wie bey *ἀκοντίζειν*, *τοξεύειν*, *ἰέναι* u. a. Der Schol. A. hat unſere Erklärung (ſo auch Heath), der Schol. B. gibt beyde. — V. 148* (146 W.) *πολεμόκραντον ἀγνὸν τέλος* ein reiner, ſchuldloſer Ausgang des Krieges: der Chor fürchtet ſchon jetzt Schlimmes von dem Haß der Brüder *). — Nr. 202 *Μήποτ' ἐμὸν κατ' αἰῶνα λίποι θεῶν ἄδε πανήγυρις.* H. conſtruirt *καταλίποι ἐμὸν αἰῶνα.* Aber der vorhergehende Vers nöthigt, *πόλιν* als Object zu *λίποι* zu denken, ſo daß wir *ἐμὸν κατ' αἰῶνα* mit Valckenaer und den Scholien faſſen müſſen *κατ' ἐμὸν χρόνον.* — V. 209 H. interpungirt mit den Schol. nach *ἔστι.* „Wahr!“ — V. 233 *οὐ σῖγα; μηδὲν τῶνδ' ἐρεῖς.* So interpungirt Hermann, Lobeck zu S. Ajax 75 mit einem Komma nach *σῖγα*, beſſer wohl Elmsley das Ganze als Eine Frage *οὐ — ἐρεῖς.* Es iſt zuſammengezogen aus *οὐ σῖγ' ἀνέξει καὶ οὐ μηδὲν τῶνδ' ἐρεῖς;* — V. 265 wird die handſchriftl. Lesart *ἐγὼ δ' ἐπ' ἄνδρας ἓξ* ꝛc. ꝛc. gut gerechtfertigt: *ἐγὼ δ' ἐπ' ἄνδρας ἓξ τάξω ἀντηρέτας, ἐμοὶ σὺν ἑβδόμῳ ἐπὶ τὸν ἕβδομον.* — V. 272, Dindorf und H. ſtreichen das Komma nach *τάρβος.* Nicht von *τάρβος* laſſen wir den Objectsaccuſativ *λεών* abhängen, wie Hartung ſagt, welcher darum dieſes „Mährchen“ wegwirft, ſondern von dem verbundenen Begriffe *ζωπυροῦσι τάρβος.* Von Conſtructionen, wie Agam. 781 *θεοὶ Ἰλίου φθοράς — ψήφους ἔθεντο* ſtatt *ἐψηφίσαντο*, Soph. Oed. Col. 1115 *τέκν' εἰ φανέντα μηκύνω λόγον*, El. 122 *τίν' ἀεὶ τάκεις οἰμωγὰν τὸν Ἀγαμέμνονα* und ähnlichen oft geſammelten, iſt zu jener nur ein Schritt. — V. 276, *πάντροφος πελειάς* vertheidigt H. wie Schwenck und Francken als penitus nutrix. — V. 277 *τοὶ μέν*, die Bürger nach H. Aber der Zuſammenhang, wie die einzelnen Ausdrücke, empfiehlt die gewöhnliche Erklärung, nach welcher ſowohl *τοὶ μέν* als *τοὶ δέ* auf die Feinde geht. Natürlich darf man das *πανδημεί* nicht urgiren. — V. 330, *βλαχαὶ τῶν ἐπιμαστιδίων ἀρτιτρεφεῖς.* Schol. B. *ἀρτιτρεφῶν, ἤτοι νεογνῶν, ἔδει εἰπεῖν πρὸς τὸ μαστιδίων, ἐπήνεγκε δὲ πρὸς τὸ βληχαὶ αἵτινες τῶν νηπίων ἦσαν.* Die kühne Enallage des Adjectivums *ἀρτιτρεφεῖς* nimmt auch H. an: vagitum dicit infantium, quos modo matres occisae mammis admoverant. — V. 355, *σπουδὴ τοῦδ' οὐκ ἀπαρτίζει πόδα*, die Eile läßt ihn nicht mit dem angemeſſenen Anſtand daherſchreiten. Eben ſo erklärte Francken p. 103. Ein ganz ungehöriger Gedanke, dem wir jedenfalls Hermann's frühere Vermuthung *καταργίζει* (aus der Lesart des Guelf. *καταρτίζει*) vorziehen. — V. 383 *μάντις ἡ ἀνοία* wird nach den Scholien mit Recht in Schutz genommen. — V. 405, *γίγας ὅδ' ἄλλος* nach H. ein zweyter Gigant, wie *ἄλλος οὗτος Ἡρακλῆς* ein zweyter Herakles. Aber die folgenden Worte *τοῦ πάρος λελεγμένου μείζων* ſprechen für die gewöhnliche Erklärung „ein zweyter Rieſe, noch größer als der erſte“. — V. 482, *ἦτ' ἀγχίπτολις* ut quae tutatur hanc urbem. Stanley's Aenderung *ἦδ'* iſt unnöthig. — V. 524, *φέρει δ' ὑφ' αὑτῇ φῶτα*, die Sphinx hat unter ſich einen Thebaner, deſſen Geſtalt auf dem Schilde ſo im Vordergrund iſt, daß

*) V. 818 iſt ihre *ξυναυλία δορός* eine *δύσορνις* genannt, was Hartung nicht verſteht: es war ein unter ſchlimmen Vorbedeutungen eröffneter Kampf, weil es eben ein Bruderkampf war.

die meiſten Pfeile auf dieſen treffen müſſen, offenbar zum Hohne der Thebaner. Man muß ſich wundern, daß Schütz dieſes nicht gefunden hat, aber auch, daß Hartung das Bild ſich nicht vorſtellen kann, wenn man nicht ἐφ' αὑτῇ ändert. — V. 525 aber den Acc. c. inf. ἱάπτεσθαι βέλη als Abſichtsſatz zu faſſen und πλεῖστα mit ὡς zu verbinden, wie Hermann will (quo is quam plurimis telis petatur), dünkt uns ſo hart, daß wir doch zu der von ihm (quod fieri non potest) hier verpönten Conſtruction der Scholien zurückkehren, und ὡς mit dem Infinitiv verbinden, gleich ὥστε, was doch auch ſonſt nachzuweiſen iſt. Man ſehe Hermann's eigene Anmerkung zu Soph. Ant. 292 ὡς στέργειν ἐμέ. (In dem Beyſpiel aus Eur. Alc. 358 bey Matthiä §. 545 könnte ὡς auch die Abſicht ausdrücken). — V. 584, πανουργία τινὶ wird mit Blomfield erklärt gleich πανούργοις τισί. Aus den zahlreichen Beyſpielen ähnlicher Abſtracta erwähne ich nur von demſelben Stamm Soph. Oed. Tyr. 1224 παιδουργία. — V. 597 οὐχ ὡς ἄθυμος. Der Nominativ iſt geſetzt πρὸς τὸ νοούμενον, als ginge προσβαλεῖ vorher. — V. 659, τῷ κάκιστ' αὐδωμένῳ activ nach einer Gloſſe λέγοντι im Guelf. mit Beziehung auf die von dem Boten gemeldeten Reden des Polyneikes. Eben ſo Grotius clamitanti dira. — V. 662, θάνατος — οὐκ ἔστι γῆρας τοῦδε τοῦ μιάσματος quasi dicturus θάνατος — οὐ γηράσκει. — V. 665, μόνον γὰρ κέρδος ꝛc. nam lucrum omne apud inferos quaerendum est (si ibi non punimur: sola quae post mortem est vita consideranda est). Aber die von Schütz vorgeſchlagene Umſtellung der Verſe 665 und 666 ſey vorzuziehen. Uns ſcheint das letztere unnöthig, die erſtere Erklärung zu weit hergeholt; wir bleiben bey der von Halm (Lect. Aesch. particula I, p. 14) vertheidigten Auslegung des Schol. B. hoc enim solum est lucrum apud inferos, scil. τὸ χωρὶς αἰσχύνης τεθνάναι. — V. 678, λέγουσα κέρδος πρότερον ὑστέρου μόρου, lucrum prius commemorantes secutura morte, i. e. hortantur vindictam sumere quamvis moriturum. Aehnlich Wellauer. Näher liegt gewiß Blomfield's Erklärung λέγουσα κέρδος εἶναι μᾶλλον τὸν πρότερον τοῦ ὑστέρου μόρου oder vielmehr κέρδος ſo viel als κερδίονα mit Hartung. — V. 680 βίον εὖ κυρήσας, bene se habens quod ad vitam attinet, i. e. recte instituens vitam. — V. 690 ἐξέζεσαν γὰρ Ο. κατεύγματα, fero efecerunt enim animi aestum dirae patris. Der Pluralis wird dadurch gerechtfertigt, daß die κατεύγματα perſonificirt werden. — V. 712 χθόνα ναίειν διαπήλας, ὁπόσαν ꝛc. Plena oratio haec esset τοσαύτην ὁπόσην διαπάλλει καὶ φθιμένοις κατέχειν, (eben ſo Wellauer) et his additus est accusativus, quasi ita dixisset, τοσαύτην ὥστε αὐτοὺς κατέχειν αὐτὴν ἀμοίρους τῶν μεγάλων πεδίων. Vergleicht man die Stelle mit ὅσον ἀποζῆν und ähnlichen andern, ſo ergibt ſich leichter die Ergänzung ὁπόσαν κατέχειν καὶ φθιμένοισιν δέδοται oder ἐξαρκεῖ. Vgl. Matthiä Gr. Gr. v. 479. — V. 724 Ὠκύποινον et αἰῶνα δ' ἐς τρίτον non sibi repugnant. Nam cita poena jam ad tertiam aetatem duravit, celeriter Laium, Oedipum, Jocastam, filios puniens. — V. 731 κραιθεὶς δ' ἐκ φίλων ἀβουλίαις. Daß die Erklärung „durch der Freunde böſen Rath" unmöglich iſt, ergibt ſich aus dem Gedanken von ſelbſt: wer hätte denn dem Laios rathen mögen, dem Orakel Trotz zu bieten? Der Schol. B. erklärt τῶν τῆς γυναικὸς φίλτρων, weiterhin τῆς γυναικὸς ἡττηθείς, und ſo Hermann per uxoris amorem perverso consilio irretitus. Die zweyte Erklärung des Scholiaſten (ſo daß ἐκ φίλων auf Jokaſte geht) iſt gewiß die richtige. Hartung hält ſich an die erſtere, mit welcher eine Gloſſe ἡδονῶν übereinſtimmt, und will deßhalb δ' αὖ φίλων leſen, weil die Präpoſition beſſer paſſe, wenn Perſonen gemeint ſeyen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Dezember.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus Hermanus.

(Fortsetzung.)

Wenn wir aber *ἐκ φίλων* als Masculinum festhalten, so ist es nicht nöthig zu verstehen, wie Hartung meint, „von den Angehörigen übermannt, oder durch seine Frau absichtlich gereizt", sondern „durch seine Frau, d. h. durch die Liebe zu seiner Frau überwältigt." Der Satz ist übrigens eng mit dem vorigen zu verbinden, und nach *πόλιν* nur ein Komma zu setzen (*εὖτε — ἐγείνατο*), wie es Blomfield u. a. gethan haben, und wie es Hermann selbst gewollt zu haben scheint, da er *κρατηθεὶς δέ* auf ein in Gedanken einzusetzendes *μέν* (*Ἀπόλλωνος μὲν βίᾳ*) bezieht und dadurch die Partikel gegen Porson rechtfertigt. Der Uebelstand, daß auf diese Weise die Strophe die von der vorigen Antistrophe begonnene Periode erst abschließt, ist doch jedenfalls erträglicher, als das Anakoluth, zu welchem Wellauer seine Zuflucht nehmen muß, um mit *πόλιν* den Satz endigen zu können. Aeschylus hat auf dieselbe Weise zweymal den in der Antistrophe angefangenen Gedanken in der nächsten Strophe fortgeführt in der Parodos des Agamemnon *Στρ. δ'* und *Στρ. ϛ'* (bey Well. *Στρ. γ'* und *Στρ. ε'*). — V. 738 *νυμφίους φρενύλεις*, nämlich Oedipus und Jokaste. Das sah auch Blomfield, Gloss. zu v. 777. — V. 813 (815 W.) *γένεος Οἰδίπου δ' ἀρά* wird geschützt durch Eur. Phoen. 1605, wo Oedipus sagt *ἀρὰς παραλαβὼν Λαΐου καὶ παισὶ δούς*. Schol. *ἀρὰς δὲ λέγει τὰς παρακολουθούσας τῷ γένει αὐτῶν ἀπὸ τοῦ Πέλοπος . . . ἐπὶ τῇ τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ Χρυσίππου ἁρπαγῇ, ἣν ἥρπάξατο ὁ Λάϊος* — V. 843 (848 W.) *πρότερον φήμης* priusquam nos allocutae fuerint Blomfield. Aber die Schwestern reden den Chor auch nachher, wo sie auftreten, nicht an. „Vor ihrem Gesang" Dronsen und so auch H. Der Schol. B., dessen Worte *πρὸ τοῦ κλαῦσαι ἐκείνους* keinen Sinn geben (denn der Chor schickt sich ja eben an, die Gefallenen zu beklagen), hat wohl auch *ἐκείνας* geschrieben. — V. 887 (895 W.) *σιδαρόπλακτοι δὲ τοὺς μένουσιν . . . τάφων πατρῴων λαχαί*. Hermann's Erklärung ferri ictu facta manet eos paterni sepulcri sortitio ist der gewöhnlichen (sepulcrorum sortitiones ferro factae i. e. sepulcra ferro effossa Blomfield) schon deßwegen vorzuziehen, weil man nicht sagen kann *ὁ τάφος σιδήρῳ πλήσσεται*. — V. 994 (1001 W.) *ἱερῶν πατρῴων δ' ὅσιος ὢν* etc. Blomfield weiß nicht, ob er den Genitiv *ἱερῶν* mit *ὅσιος* oder mit *τέθνηκεν* verbinden soll, auch Dindorf hält das letztere für möglich: mira structura, quam utcumque explicat scholiasta, *λείπει ἡ ὑπέρ*. Die einzig mögliche Structur *ἱερῶν ὅσιος*, welche H. so erklärt: idem est ac si dixisset *ἅγιαστος* vel simile quid, rechtfertigt sich durch die Vergleichung des Genitivs bey *καθαρός* und *ἁγνός*. — V. 1012 (1019 W.) *κἄνα κίνδυνον βαλῶ* dictum est ut *κίνδυνον ἀναρρῖπτειν* vel *ῥίπτειν*. *Ἐκκυβεύειν καὶ παραβάλλεσθαι* stellt Polybius zusammen in einer von Valckenaer zu Herod. VII, 50 citirten Stelle.

Agamemnon. V. 2. *μῆκος* nicht Accusativ der Zeitdauer, sondern eine freyere Art von Exe-

gese (scil. in mente habeo). In der verglichenen Stelle aber v. 1054 (1066 W.) ist κλαιόμενα τάδε βρέφη doch wohl der Nominativ. — V. 7 ἀντολάς τε τῶν, non est interpretandum et ortus horum (so hatte es H. selbst früher erklärt, siehe Opusc. II, p. 78) sed et aliorum ortus. — V. 10 ὧδε γὰρ κρατεῖ, sic imperat, i. e. tam durum est reginae imperium. Uns genügt die gewöhnliche Erklärung sic jubet. — V. 36 βοῦς ἐπὶ γλώσσῃ μέγας. Das Sprichwort scheine entstanden a bove vel pedi hominis pedem suum imponente, vel stragulo insistente, ut subtrahi non possit. Daß nicht an Bestechung zu denken sey (was Droysen, Franz, Peile festhalten), hatte längst die Vergleichung von Theognis v. 815 gezeigt. Der Scholiast gibt unter anderem das richtige βάρος ἐπίκειται. — V. 44 ζεῦγος gehört sowohl zu τιμῆς als zu Ἀτρειδᾶν. Auch Franz hat das Komma nach τιμῆς getilgt. — V. 53 δεμνιοτήρη πόνον ὀρταλίχων. Hermann's cubiliprema cura pullorum scheint jedenfalls zu eng auf die Mühe des Brütens bezogen. Warum nicht allgemeiner die nesthütende Mühe? Trotz der Erklärung des Hesychius πόνον δὲ τὰ περὶ τὴν τροφὴν αὐτῶν ist übrigens vielleicht die von Klausen vorzuziehen, daß πόνος die Jungen selbst bezeichne, mit dem beygefügten Genitiv wie in Eur. Herc. fur. 1039 ἄπτερος τέκνων ὠδίς. — V. 70 ἀπύρων ἱερῶν versteht H. wie Bamberger, Fuhr, Dindorf, Nägelsbach (Verhdlgn. d. Erlanger Philologen-Versammlung p. 70) von der Opferung der Iphigenia. Aber diese Beziehung müßte in diesem Zusammenhang (vergl. Schömann in den Verhdlgn. d. Göttinger Philologen-Versammlung p. 45.) ebenso unerwartet als dem Zuhörer unverständlich erscheinen. Am natürlichsten wird (mit Blomfield und Klausen) Paris als Subject zu παραθέλξει gedacht. Aber was sind die ἄπυρα ἱερά? „Ob des Opfers vermißter Flamme" Humboldt. Hesychius ἀπύρου, ἀθύτου. Klausen und Prien (Rhein. Museum 1848, VI. p. 162) verstehen unter den versäumten Opfern die Verletzung des Ζεὺς ξένιος durch den Raub der Helena, was schwerlich in den Worten liegen kann. Ich gestehe, daß ich keine sichere Erklärung finde. Dürfte man ἀπύρων ἱερῶν mit Herm. (Opusc. V, p. 343) haud rite litati übersetzen, so könnte man vielleicht an die Hochzeitsfeyer des Paris in Troja denken. V. 682 (690 W.) ist von dem Hymenäus die Rede, der später gebüßt wird, V. 379 (385 W.) von seinen Gebeten, die keiner der Götter hört. Auch an zwey anderen Stellen kann ich mich nicht von der Richtigkeit der Beziehung auf Iphigenia überzeugen. Die eine ist v. 126 (131 W.), wo H. προτυπὲν στόμιον übersetzt prius percussum i. e. ante belli cludes immolatione Iph. afflictum*); die andere v. 1300 (1313 W.) τοῖσι θανοῦσι θανὼν ἄλλων ποινὰς θανάτων ἐπικραίνει, was nach H. heißen soll mortuis (Iphigeniae) moriendo aliarum mortium (suae ipsius) poenas adducit, während der Zusammenhang nicht im mindesten dahin führt, sondern nur an die alte Blutschuld des Atridenhauses (magno cum pondere eadem notio ter repetitur προτέρων, θανοῦσι, ἄλλων Bamberger de Agam. p. 19) denken läßt. — V. 78 οὐκ ἔνι χώρᾳ, non inest, non censetur in loco aliquo et numero. Das können die beygezogenen Stellen aus Theognis (152 χώραν μηδεμίαν θέμεναι und 822 χώρη ὀλίγη) nicht beweisen, denn numero und loco können ebensowenig ohne ein Beywort stehen wie aliquo oder nullo in diesem Sinne stehen, als χώρα. Daß die Erklärung des Scholiasten τῷ τόπῳ ἐκείνῳ unbrauchbar sey, weil das ἔνι allen Nachdruck erhalten müsse, ist doch nicht recht einzusehen. — V. 128 πτανοῖσιν κυσὶ πατρός H. quantum per aquilas cognosci potest. Das ist weder mit dem Gedanken noch mit der Grammatik zu vereinen. Auch propter aquilas irata heißt es nicht: Artemis kann dem Atridenhause nicht wegen der Adler zürnen, denn die Atriden sind ja selbst die Adler. So bleibt nichts übrig, als κυσί als Opposition zu οἴκῳ zu fassen. Gegen Nägelsbach's Annahme, daß die Wahl des Wortes οἴκῳ auf eine Schuld des Hauses in früherer Zeit, auf das Thyesteische Mahl, zurückweise, hat Schömann (a. a. O. p. 47) die gewöhnliche Auslegung, daß οἶκος die gegenwärti-

*) Στρατοῦσθαι, in castris esse, ist, wie H. erinnert, verschieden von στρατεύεσθαι. Das Gebiß Troja's, d. i. das griechische Heer, heißt στρατωθέν, das gelagerte, das zum Zweck der Ausfahrt im Lager versammelte.

gen Häupter des Hauses bedeute, gut vertheidigt. Ich füge nur eines hinzu. Solches Geschick weissagte, heißt es v. 146 (152 W.), Kalches dem königlichen Hause, *οἴκοις βασιλείοις*; dadurch wird die Fassung des obigen *οἴκῳ* gewiß nicht wenig bestätigt. — V. 140 (147 W.) *θυσίαν ἑτέραν*, nicht infaustam, sondern aliam. — V. 154 (160 W.) *τὸ μάταν — ἄχθος*, quia causam eius non idoneam esse videt. Lieber als Prolepse mit Fuhr in der Ztschrft. f. d. Alterth. 1841, no. 24. — V. 164 (170 W.) ist *τῷ πάθει* gegen die Conjectur *τόν* mit Well. vertheidigt. — V. 166. Zu *στάζει* aus dem folgenden Satze, wo *σωφρονεῖν* Subject ist, dieses als Object zu denken, wie H. will, halte ich für unmöglich. *Στάζει* ist intransitiv. — V. 199 (205 W.) *λιπόνανς* passiv, quomodo a classe destituar, orbatus sociis? — V. 224 *κρόκου βαφάς* etc. Rejecto croceo velamine . . sponte vocem comprimit „satis habens adspicere duces, tanquam verba factura." Durch diese Auslegung wird Nägelsbach's Einwendung eines *πρωθύστερον* aufgehoben. In demselben Sinne versteht H. (wie auch Droysen) den Schluß der Strophe, *ἁγνᾷ αὐδᾷ* von dem frommen Stillschweigen erklärend, mit welchem Iphigenie, *ἀταύρωτος*, nicht ergrimmt, das Loos des Vaters ehrt. Auf die Opferung selbst bezieht H. erst die folgenden Worte des Chors: *τὰ δ' ἔνθεν οὔτ' εἶδον οὔτ' ἐννέπω*. Im folgenden Satze ist es doch wohl besser, *τοῖς παθοῦσιν* allgemein zu verstehen, als mit H. his quidem, qui virginem immolarunt. — *εἶδον οὔτ' ἐννέπω*. — V. 241 (247 W.) *τόδ' ἄγχιστον Ἀπίας — ἔρκος*, Klytämnestra tritt näher an die Orchestra. Daß sie bey v. 103 die Scene ganz verlassen habe, um in der Stadt Opfer zu bringen, ist wohl kaum nöthig anzunehmen. *Ἄπις*, von welchem das Land benannt ist, wird nach Suppl. v. 249 ff. mit *ἤπιος* in Verbindung gebracht. — V. 257 (263 W.) *τί γάρ; τὸ πιστὸν — τέκμαρ;* nach der Interpunction von Schütz, dessen Bewegrund von seinen Bestreitern nicht einmal verstanden worden sey — vir egregius, qui se poetam legere, non construendi exercitia ante oculos habere sciret. — V. 275 (281 W.) *οὔτι μέλλων — παρῆκεν*, celeriter alio transmisit. — V. 307 (313 W.) *ὄξος τε* bezieht sich nicht auf *ἄλειφά τε*, sondern auf *καὶ τῶν ἁλόντων*. — V. 375 (381 W.) *μελαμπαγὴς πέλει δικαιωθείς* ater est, quum est aestimatus quanti sit. So auch Peile: proves when justly appreciated. — V. 434 (442 W.) *εὔμορφοι* decori. V. 435 zu *ἔχοντας* sey als Object sowohl *θῆκας*, als das Feindesland, das sie erobert haben, gedacht. Das erstere ist ein matter Gedanke; Bamberger de Agam. p. 16 erinnert an die Antwort, welche Marius den Cimbern gab, als sie für ihre Brüder, die Teutonen, Sitze fordern. Plut. 44. — V. 437 (445 W.) *τίνει χρέος* persolvit debitam populi imprecationem. Einfacher Blomfield: idem valet ac solennis imprecatio. — V. 464 (472 W.) *ὅρος* decretum. Ich möchte um des Zusammenhanges willen bey der Erklärung des Scholiasten bleiben: *περιφραστικῶς ἡ γυνή· ὡς ταὐτὸν ὂν γυναῖκα εἰπεῖν, καὶ ὅρον αὐτῆς ἐκθεῖναι.* Die Bedeutung von *ὅρος* nämlich, die er in den letzten Worten im Auge hat, die Definition, ist subjectiv dasselbe, was objectiv und an unserer Stelle der Begriff, das Wesen ist. — V. 513 (521 W.). Excurs über *ῥύσιον*. Hier ist es Helena a Paride rapta, a Graecis vindicata, — V. 514 *αὐτόχθονον* wird vertheidigt, da der Dichter, um auszudrücken „sammt seinem Land", eine andere Form bedurfte als *αὐτόχθων*, der Eingeborne. *Διπλᾶ — θἀμαρτία* (H. accentuirt so als Dualis) wird aus Il. XIII, 626 erklärt: *οἵ μεν κουριδίην ἄλοχον καὶ κτήματα πολλὰ Μὰψ οἴχεσθ' ἀνάγοντες.* — V. 520 (528). Das Fragezeichen ist mit Recht wieder getilgt, wie auch Bergk verlangte: die Lesart *ἴστε* ist zwar gut gegen dessen Conjectur *ἦστε* vertheigt, am besten aber würde *ἦστε* die Entstehung der beyden handschriftlichen Lesarten *ἴστε* und *ἧσε* erklären. In der Uebersetzung ist auf *τερπνῆς* der Nachdruck zu legen, wie Peile eingesehen hat: then were ye overtaken herein by a pleasing pain. In der Entgegnung des Chors ist die Interpunction *πῶς δή; διδαχθεὶς — λόγου* hergestellt. Ebenso v. 527 *καὶ πῶς; ἀπόντων — τινάς;* — v. 536 (544 W) ist das Komma nach *προσῆν* getilgt; *τὰ δέ* heißt alia, und *καὶ* gehört zu *πλέον*. So auch Franz. — V. 557 (565 W.) *ἀρχαῖον γάνος* wie Soph. Oed. C. 1632 *πίστιν ἀρχαίαν* quae firma maneat, olim antiqua futura. Dieselbe Erklärung gibt Peile; ebenso Franz: „einst ehrwürdige

Glanztrophä'n", was Bamberger im Philologus VII, 1. p. 155 angreift: er selbst vertheidigt, und wohl mit Grund, die Erklärung als „altherkömmlicher Stolz der Tempel". — V. 558 *κλύοντας πόλιν*, d. i. *κλύουσαν τὴν πόλιν* ist Subject, das erste Glied des Objects *τοὺς στρατηγούς*, das zweyte in veränderter Construction *καὶ χάρις τιμήσεται Δίος*. — V. 563 (572 W.) Wir bleiben bey der natürlichsten Construction, *ταῦτα* als Subject zu *πλουτίζειν* zu nehmen; H. höchst gezwungen die Klytämnestra, i. e. eamque me participem fieri sinere narrationis illius. — Auch v. 578 (587 W.) wird es gerathener seyn bey der einfachen Verbindung *ὅπως ἄριστα* statt des von H. beliebten elliptischen *ὅπως σπεύσω* zu bleiben. — V. 580 (588 W.) *τί γὰρ — ἥδιον δρακεῖν*, welches Licht ist einer Frau süßer zu schauen, als dieses, die Thüre zu öffnen, wenn ein Gott ihren Gatten aus dem Felde heimführt? Auch Klausen construirt so. — V. 615 (623 W.) *χωρὶς ἡ τιμὴ θεῶν*. Trotz der constructio soloeca *ἡ τιμὴ θεῶν* müssen wir doch die Auslegung des Victorius für richtig halten: non oportet diem dicatum honori deorum verbis tristioribus contaminare, die Ehre, die man den Göttern an einem solchen Tag bezeigt, ist fern von der *γλῶσσα κακάγγελος*. Hermann: praemium sine diis est, i. e. praemium accipit malorum in re laeta nuntius tale cui non favent dii. — V. 652 ff. (660 W.) Vertheidigung der Hm.'schen Lesarten *Μενέλεων γὰρ οὖν* (quoniam praeco, quum optat, sperare se indicat, addit cur speret) und weiterhin *εἰ δ' οὖν*, si igitur. — V. 670 (678 W.) *κυναγοὶ* (sc. *εἰσὶ*) *κατ' ἴχνος — κελσάντων*, so erklärt jetzt H. wie Klausen, und ähnlich wie Well. und Bamberger (Philologus VII, p. 157), welche *ἔπλευσαν* suppliren. — V. 697 (705 W.) *ἔσχε* neutrali significatu wie v. 176. Ebenso Franz. — V. 711 (719 W.) *πάραντα* fassen Blomfield und H. nach Hesychius gleich *παραυτίκα*, *παραχρῆμα*. Aber Bothe's Erklarung similiter ist gar nicht zu entbehren. —

V. 731 (739 W.) *οἴκων γάρ* etc. nam illud quidem non dubium est, justae domus prosperam sortem esse. Die andere Art, mit welcher Wellauer hier das *γάρ* vertheidigt (*γάρ* ita iteratur, ut particula repetita duo membra non inter se, sed cum primaria sententia connectantur) paßt besser für Stellen wie v. 537 (546 W.), wo diese der vulgären Sprache sich annähernde Redeweise vielleicht der Hermannischen Erklärung durch eine Parenthese vorzuziehen ist. — V. 764 (772 W.) *ὕδαρεῖ φιλότητι*, Schol. *οὐ καθαρᾷ*. Da aber der Zusammenhang das Gegentheil erwarten lasse, so meint H., daß das Wort *ὕδαρεῖ* gleichsam zwischen zwey Gedankenstriche gestellt sey, welche der Vortrag ausdrücken müsse. Weniger künstlich läßt sich der Satz vielleicht zusammengezogen denken aus *τὰ δοκοῦντα μὲν εὔφρονος ἐκ διανοίας σαίνειν, ὕδαρεῖ δὲ σαίνοντα φιλότητι*. — V. 772 (780 W.) *εὖ τελέσασιν* soll heißen per eos qui perfecerunt. Die natürliche Verbindung des Dativs mit *εὔφρων* kann keinen Anstand haben, indem jetzt die Mühe eine erfreuliche geworden ist für die Ausgezogenen nach glücklicher Vollendung, gilt diese Befriedigung mittelbar auch für den Chor. — V. 778 (785 W.) *μεζαιτίους* für das einfache *αἰτίους* wie Soph. Trach. 1234. — V. 780 *οὐκ ἀπὸ γλώσσης*, non obiter ac negligenter. Dagegen empfiehlt der ganze Zusammenhang doch die von H. verworfene Anspielung auf die Reden und Gegenreden der Anwälte vor Gericht. — V. 838 (845 W.) *πολλὴν ἄνωθεν, τὴν κάτω γὰρ οὐ λέγω*, multam superne (non enim eam dico quae substernitur) triplicem terrae chamyda cepisset, Blomfield. Der in diesem Zwischensatz ausgedrückte Gedanke ist ebenso unerträglich, als nach Wellauers Deutung nam quod sub terra est Gorgonis corpus, non dico. H. übersetzt *ἄνωθεν* vivus, den Zwischensatz absit enim, ut infernam vestem (ut mortuum) dicam, und das ist gewiß das richtige.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Dezember

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus Hermannus.

(Fortsetzung.)

„Wäre Agamemnon so oft gestorben, als ihn das Gerücht umkommen ließ, so trüge er, dreyleibig, wie ein zweyter Geryon, jetzt über der Erde oder lebendig eine dreyfache Erden- oder Grabeshülle, einmal in jeder Gestalt gestorben (d. h. todtgesagt und mit einem Begräbniß bedacht)". Hermann's saepe triplicem vivus vestem terrenam induisset. — V. 862 (869 W.) H. interpungirt mit Elberling *νῦν, ταῦτα πάντα τλᾶσ', ἀπενθήτῳ φρενὶ λέγοιμ' ἄν*. Dasselbe wollte Fuhr in d. Zeitschr. f. d. Alt. 1841, Nr. 24. — Der Vers 869 (876 W.) *τερπνὸν δέ τε*, welchen Schütz hinter den folgenden stellen wollte, wird auf den obigen v. 862 bezogen. So auch Franz. — V. 928 (935 W.) *οἶκος δ' ὑπάρχει — ἔχειν*, est domus quae horum affatim habeat. — V. 946 (953 W.) *ἀποπτύσας — θάρσος*, Wechsel der Construction. Ebenso v. 974 ff. (983 W.) *ὄκνος βαλών — ἔδυ δόμος — οὐδ' ἐπόντισε σκάφος*. Rediit in constructionem poeta, *ἐπόντισε* referens ad *ὄκνος*. Vielmehr nehmen wir aus dem *δόμος γέμων* ein Subject wie *γόμος*, (welches Blomfield mit Unrecht statt *δόμος* schreiben wollte) zu *ἐπόντισε*. — V. 985 (994 W.) *τῶν φθιμένων ἀνάγειν* ist zu verbinden: ab inferis reducere. — V. 1016 W. Die Verbindung *ἔχεις παρ' ἡμῶν*, welche allerdings die leichteste scheint (Droysen, Franz), geht deßwegen nicht, weil *νομίζεται* nichts anderes heißen würde, als „was der Brauch ist", wie Klausen richtig übersetzt quae usus fert. Daß das aber nicht in den Zusammenhang paßt, hat Hermann bewiesen. Daher mit H. tenes, quod exspectari a nobis potest. — V. 1055 (1067 W.) *σφαγάς* mit Schütz als Object von *κλαιόμενα*, in Bezug auf den Gedanken durch v. 1176 vertheidigt, grammatisch durch die Vergleichung des Acc. bey *δακρυρροεῖν* in Soph. Fragm. — V. 1103 (1115 W.) *Ἴτυν Ἴτυν* imitatio est vocis lusciniae et pro adverbio construitur cum *στένουσα*, i. e. Ityn Ityn clamitando gemens affluentem malis vitam. Stellen wie Od. XIX, 522 *παῖδ' ὀλοφυρομένη Ἴτυλον φίλον* und andere, welche Blomfield citirt, zeigen, daß der Zuhörer hier gewiß *Ἴτυν* als Accus. mit *στένουσα* construirte. Klausen's Construction *βίον* sc. *θροεῖ* ist hart, da mit *θροεῖ* vorher ein verschiedener Accus. *νόμον* verbunden ist: vielleicht läßt sich aus *στένουσα* zu *βίον* ein *στένει* ergänzen. — V. 1107 (1119 W.) *κλαυμάτων ἄτερ*, „abgesehen vom Klaggesang" Franz. Dieselbe Erklärung will H. im Scholiasten finden, was irrig ist (*εἰ γὰρ καὶ ἐν ὄρνισιν οὖσα θρηνεῖ, φωνῇ μόνῃ καὶ οὐ θρήνοις*), denn dieser will nur erklären, wie man der Nachtigall, die ja eben vorher *Ἴτυν στένουσα* genannt ist, die *κλαύματα* absprechen könne. Die obige Erklärung geben wir des seltsamen Gedankens wegen auf; H. will *κλαύματα* nicht vom Gesang der Nachtigall, sondern von Leiden, die beklagt werden, verstehen; doch läßt sich die alte Auslegung „thränenlos" wohl aufrecht erhalten. V. 1121 (1134 W.) *τί τόδε — ἐρημίσω* nach H. gleich *ὅ τι*

ἐφημίσω, also als indirecte Frage zu faſſen, nach Blomfield als directe; am beſten nehmen wir es als Ausruf. — V. 1146 (1160 W.) σύμφθογγος οὐκ εὔφωνος zuſammenzufaſſen: chorus consonus malis vocibus. — V. 1166 (1180 W.) νόμῳ wird geſtützt durch Il. IX, 133. — V. 1189 (1203 W.) τεύξεται iſt Futurum von τυγχάνω: οὐκ οἶδεν οἷα ἐκτείνασα — τεύξεται αὐτῶν κακῆ τύχῃ. — V. 1233 (1247 W.) iſt wieder dem Verſtändniß zu viel zugemuthet, wenn abgetheilt wird καλουμένη . . . πτωχός, τάλαινα, λιμοθνὴς ἡνεσχόμην: sustinui, misera, quasi circulatrix, vocari insana, mendica, fame peritura. Denn allerdings können πτωχός und λιμοθνὴς ἡνεσχ. nicht verbunden werden, wie es Wellauer verſtand, da Kaſſandra unmöglich ein ſolches Schickſal in Troja erleiden konnte, aber wegen der eben bezeichneten Schwierigkeit wagen wir auch Hermann nicht zu folgen, und bleiben bey der Einreihung des allerdings bedeutungsärmeren τάλαινα zwiſchen die andern Prädicate der ἀγύρτρια. — V. 1247 (1261 W.) οἳ δ' εἶχον πόλιν, nach H. wie nach faſt allen Auslegern, die Trojaner; aber um wie viel wird der Gedanke reicher, wenn wir die ſiegenden Griechen darunter verſtehen! (wie v. 305 Τροίαν Ἀχαιοὶ — ἔχουσι). Was habe ich für Grund oder für Recht, um mein Schickſal Klage zu erheben, ſagt Kaſſandra, da ich zuerſt meine Vaterſtadt habe untergehen ſehen, und nun auch die Sieger alſo enden! Peile ſah das richtige; ebenſo Martin (Progr. v. Poſen 1837) und Bamberger (im Philologus VII.), welche beyde, wahrſcheinlich mit Recht, εἶχον in εἷλον (oder ἔσχον Bamb.) geändert wiſſen wollen. — V. 1249 ἰοῦσα πράξω. Das Object ihres πράσσειν ſpricht ſie ſogleich aus: τλήσομαι τὸ κατθανεῖν.

H. vergleicht V. 1640: πᾶσσε, παίνου. — V. 1259 ὁ δ' ὕστατός γε τοῦ χρόνου πρεσβεύεται, ultimus antefertur propter dilationem, ſo viel als μακαρίζεται. Zieht man χρόνου zu ὕστατος, wie Klauſen, ſo iſt es ein matter Zuſatz. — V. 1290 (1303 W.) καὶ ταῦτα mit Butler auf den ganzen Satz εὐτυχοῦντα μὲν — εἰ δὲ δυστυχῆ ꝛc. zu beziehen, welcher die Ausführung des ἰὼ βρότεια πράγματ' enthält, ἐκείνων aber auf das eigne vorher bezeichnete Loos der Kaſſandra. — V. 1336 (1349) ὕψος unmittelbar mit dem vorhergehenden zu verbinden, indem es als Accuſ. des Maaßes zu dem Objectsaccuſativ hinzutritt. — V. 1345 (1358 W.) αὐτοῦ, illico. — V. 1362 (1375 W.) πρὸς εἰδότας, ut sitis scientes. Das ſcheint ſprachlich unmöglich. Droyſen: „was jeder ſieht", Franz: „was ihr ſeht"; richtiger: „zu euch, die ihr um alles wißt." *) — V. 1375 (1388 W.) οὐδὲν τόδ', non hoc, nämlich das was folgt, die Opferung der Tochter. — V. 1382 ff. (1395 W.) λέγω δέ σοι τοιαῦτ' ἀπειλεῖν ꝛc. ꝛc. jubeo te talia minari, ut me parata imperare mihi, qui vicissim me vi vicerit. So wird die handſchriftliche Lesart παρεσκευασμένης aufrecht erhalten, welche Schütz, der im übrigen den Sinn des Satzes ganz in derſelben Weiſe verſteht, in παρεσκευασμένη σ' abändern wollte. — V. 1513 (1527 W.) Zur Rechtfertigung des Nominativs ἐπιτύμβιος αἶνος hat auch Peile erinnert, daß ἰάπτω eben ſo Suppl. v. 531 neutral vorkommt. — V. 1531 (1545 W.). H. trennt mit Symmons θέσμιον γάρ als eigenen Satz vom Folgenden. Significatur legem hanc esse ut puniatur qui male fecerit. Dasſelbe thun Fuhr, Droyſen, Franz.

Choephoren. Hier iſt die Erklärung wieder mehr mit den kritiſchen Fragen verbunden, ſo daß wir nur wenige rein exegetiſche Bemerkungen herauszuheben finden. V. 28 Hermann's Conſtruction λαχίδες ἔφλαδον στολμοί, i. e. ὥστε λαχίδες γενέσθαι wird durch den Schol. beſtätigt: οἱ δὲ

*) Es gehört dieſe Stelle zu denjenigen, wo wir nun Hermann's eigenthümliche Auslegung als der Humboldtiſchen Ueberſetzung des Agamemnon zu Grunde liegend im Einzelnen erkennen, während bisher nur Humboldts allgemeine Angabe über ſein Verhältniß zu Hermann (Einl. p. XXI) und die der Ueberſetzung beygegebenen kritiſchen Aenderungen Hermann's vorlagen. Zu jenen gehört z. B. auch v. 380 τὸν ἐπίστροφον, den Anſtifter, v. 1157 καὶ πῶς ἂν ὅρκος — γένοιτο als Wunſch ſtatt als Frage gefaßt, u. a. m.

στολισμοὶ . . . λακίδες ἐρράγησαν. Doch läßt ſich über die Auffaſſung der Stelle ſtreiten, und die Anfügung des στολμοί als Oppoſition zu λακίδες würde ſich grammatiſch vollkommen rechtfertigen laſſen, da ſich ſelbſt die Proſa einen ſehr freyen Gebrauch der Oppoſition geſtattet, vgl. z. B. Herodot IX, 108 πρήσσει τὸν γάμον τοῦτον τῷ Λαρείῳ, θυγατέρα τῆς γυναικὸς ταύτης. Auch die Anführung unſerer Stelle im Etym. M. ſpricht für die alte Interpunction nach ἄλγεσιν. — Auch v. 51 (57 W.) φοβεῖται δέ τις, mit dem Scholiaſten: man iſt in Furcht, ἡ αἰδώς, ἣν περὶ Ἀγαμέμνονος εἶχον οἱ δῆμοι, νῦν εἰς φόβον ἐτράπη. — V. 60 (66 W.) vertheidigt jetzt H. die handſchriftl. Lesart ἄτα διαφέρει τὸν αἴτιον — βρύειν, graviter dolitura noxa differt auctorem (i. e. differt auctori poenam), ut satietate malorum abundet. In dieſem Sinne iſt διαφέρει auch von Grotefend erklärt in der Zeitſchr. f. d. Alt. 1841, Nr. 106. — V. 66 (73 W.) ἀνάγκαν ἀμφίπτολιν, duplicis sedis necessitatem. — V. 179 (183 W.) δύμοι σταγόνες. Die gewöhnlich angenommene Enallage hat eben ſo wenig Wahrſcheinlichkeit, als die Correctur δ. ψίων, beydes, um den Adjectivbegriff mit ὀμμάτων zu verbinden. Hermann nach einem Schol. ποθειναί, plenae desiderii. Doch will wohl der Dichter mit den „durſtigen Thränen“ zugleich die mit ſehnſüchtiger Begierde hervordringenden bezeichnen. — V. 187 (190 W.) ἐγὼ δ' ὅπως — τάδ' αἰνέσω, elliptiſch: Schol. λείπει, οὐκ ἔχω. Bamberger und Franz machen das durch einen Gedankenſtrich nach Ὀρέστου deutlich, Electra bricht die Rede ab. Das Terentianiſche hoc quid sit zieht aber H. mit Unrecht hieher. — V. 291 δέχεσθαι δ' οὔτε συλλύειν τινα. Was heißt συλλύειν? operam praestare in expiando scelere, wie Blomfield will, kann es nicht heißen; H. una solvere navem, welches zweifelhaft bleibt, da ein ähnlicher abſoluter Gebrauch des griechiſchen λύειν wie des lateiniſchen solvere nicht bekannt iſt. Wahrſcheinlicher Porſon und Müller una deversari, gleich συγκαταλύειν, welches Bamberger mit Recht auch unter dem συγκλύειν des Schol. vermuthet. Die Emendation δέχεσθαι δ' aber, d. i. οὔτε δέχεσθαι οὔτε συλλύειν iſt unbeſtreitbar. — V. 314 verbindet jetzt H. wie Blomfield τύχοιμ' ἄν, ἔκαθεν οὐρίσας — σκότῳ φάος ἀντίμοιρον; Indem er über die Erklärung nichts beyfügt, ſcheint er demnach Blomfield beyzuſtimmen: quid dicam — ut e longinquo, ubi te habent cubilia, mihi expedire possim lucem tenebris aequalem (quae calamitates compensare queat)? Allein, wie Bamberger — der übrigens die ganze Stelle anders faßt — mit Recht erinnert, die folgende Antwort des Chors zeigt, daß Oreſtes nicht fragt, wie er ſich, ſondern wie er ſeinem Vater ein φάος σκότῳ ἀντίμοιρον, d. h. φάος ἀντὶ τοῦ σκότου in ſeinem Grabe bringen könne. Dahin weiſt auch die Anrede ὦ πάτερ αἰνόπατερ. Liebesgabe, fährt D. fort, heißt nun auf gleiche Weiſe die Trauerklage der Atriden, d. i. ſtatt jeder andern χάρις kann ich dir nur einen γόος bringen. (So ſuche ich das ſchwierige ὁμοίως zu erklären, obwohl ich keineswegs darüber ſicher bin). — V. 392 πιστὰ γένοιτο χώρᾳ, contingat mihi fidere posse civibus. Für den Zuſammenhang gewiß paſſender Blomfield: fiducia redeat huic terrae, nur daß πιστά vielmehr objectiv zu faſſen iſt: ein zuverläſſiger Rechtszuſtand. — V. 486 ᾧ σ' ἐκαίνισαν, quo ex novo more in te usi sunt Klauſen. Sprachlich leichter Hermann: ἐκαίνισαν est imbuerunt, initiarunt, i. e. primum exceperunt. Eben ſo Agam. v. 1030 καίνισον ζυγόν. — V. 575 τούτῳ, dem Pylades, ſagt H. in Opusc. VII, p. 60, und behält dieſe Anſicht bey. Aber Klauſen's (Comm. zu v. 562) und Firnhaber's Gründe (Jahrb. f. Philol. u. Päd. 1842, XXXIV, p. 180) für die Wellaueriſche Anſicht, daß Apollo gemeint ſey, ſind ſehr triftig. Bey Hermann's Erklärung wäre Pearſon's Conjectur ὀρθώσοντι kaum zu entbehren. — V. 605 ἐχθρῶν ὑπαί. Klauſen erklärt: durch die Hand der Feinde. Beſſer H. ab hostibus inducta. Vgl. Thuc. 7, 48 ὑπὸ χρημάτων καταπροδόντες und mehr bey Matthiä §. 592. Unſere Stelle hat ſchon Wellauer ſo verſtanden. — V. 685 (688 W.). Die handſchr. Lesart παροῦσαν ἐγγράφει ſucht jetzt H. ſo zu vertheidigen: simul autem Orestes quae in aedibus — spes erat, praesentem inscribit, h. e. eam spem praesentem esse monstrat, quippe praesens quidem ipse, sed in cineres redactus. Aehnlich Schwenck. Aber dieſe

Erklärung beruht auf der völlig falschen Voraussetzung, daß Orestes, wie bey Sophokles, die Urne mit der angeblichen Asche des Todten mit sich bringe. Dieß ist bey Aeschylus nicht nur nirgends gesagt, sondern es paßt diese Annahme nicht einmal zu der Anfrage des Strophios v. 669, ob die Asche des Orestes in seine Heimath gebracht oder im Ausland beygesetzt werden solle. Daher ist der Stelle nicht anders als durch Aenderung zu helfen, am besten wohl durch Butler's *παρ' οὐδὲν ἐγγράφει*. — V. 736 ff. *φίλον δ' Ὀρέστην — τλάσῃ*, mit Recht hält H. jetzt eine Aenderung oder Annahme einer Lücke für unnöthig: die angefangene Construction verliert sich anakoluthisch, nicht durch die hervorstürzenden Thränen abgebrochen, wie Wellauer meint, sondern durch die Redseligkeit der alten Amme. Jam additura erat haec omnia perdidi Hermann. Passender Heath und Bamberger: quomodo feram? Der Genitiv *ν. ὀ. κελευσμάτων* ist von *καὶ πολλὰ καὶ μαχθῆῤ* abhängig: H. wie Bamberger. — Zu v. 760 (762 W.) findet sich keine Erklärung, aber die abgedruckte Stelle des Eustathius (aus welcher der Vers richtig hergestellt wurde) scheint uns von selbst zu ergeben, daß H. *ἐν ἀγγέλῳ* jedenfalls auf die Amme beziehen mußte, wie es Droysen und Franz gethan haben: Bamberger und Firnhaber fälschlich auf den Boten Orestes. — V. 780 *ἀμείψει* für *ἀμειφθήσῃ*, vicissim accipies, mit Pauw. — V. 826 *καὶ τόδ' ἀμφέρειν δόμοις* ꝛc. ꝛc. soll nach H. heißen: hoc quoque plenum timoris malum domus haec referre poterit ad caedem illam quae nos vulnerat et mordet, i. e. hoc quoque nobis propter caedem illam evenit; höchst unwahrscheinlich sowohl wegen *ἀμφέρειν* als wegen *δεδηγμένῳ*. Auch hier ist Aenderung nicht zu umgehen: *ἂν φέρειν* hat schon Turn. und *δόμῳ* für *δόμοις* ist gewiß eine leichtere Correctur als, was Bamb. vorzieht, *ἑλκαίνουσι καὶ δεδηγμένοις*; die doppelten Dative *δόμῳ — φόνῳ τῷ πρόσθεν ἑλκαίνοντι* brauchte der Dichter nicht zu vermeiden, da die Construction klar ist. Da der Sing. *δόμος* seltener ist als der Plural, so erklärt sich die Corruptel um so leichter. — V. 1046 glaubt jetzt H. die Lesart *φαιοχίτωνες* genügend durch das Beyspiel der Verlängerung in den Eigennamen *Παρθενοπαῖος* und *Ἱππομέδοντος* geschützt. Franz erinnert, wie diese Freyheit bey dem χ durch die Aussprache begünstigt werde: „Das χ verdoppelt sich durch die Aussprache von selbst; für das Auge wird dieses *πάθος* selten ausgedrückt, z. B. *μετηλλαχχότα* Corp. inscr. Gr.“ Früher wollte H. nach der Analogie von *ἰάχειν*, *ὄχχος* auch für *φαιοχίτωνες* schreiben.

Eumeniden. V. 21 hat jetzt H. die *Παλλὰς πρόνοια* fallen lassen, und die nun durch delphische Inschriften bestätigte Lesart *προνάα* (*προναία* in den Handschriften) angenommen. — V. 23 *ἀναστροφαί* mit Beziehung auf Porson's Sammlung von ähnlichen Pluralen, zum Oreſt. v. 1051. — V. 28. Nach *Λία* wird das „Komma hergestellt (so auch Pauw und Heath) und der Vers *ἔπειτα — καθιζάνω* mit dem vorhergehenden verbunden. — V. 42 verbinden Wieseler und Prien besser *προστρόπαιον* mit *ἕδραν*. — V. 55 *οὐ πλαστοῖσι φυσιάμασιν*, non fictis flatibus, ein seltsamer Gedanke. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß Elmsley's Aenderung *οὐ πλατοῖσι* richtig ist. — V. 95. Die in den Wiener Jahrbüchern CXI, p. 245 vorgetragene Erklärung des *ἐκνόμων* wird näher begründet: *ἔκνομος* sey, wie es der Schol. erklärt, hier *ἱκετής*, so wie umgekehrt *προστρόπαιος* oft der Verbrecher. Aber die Anfügung des Participialsatzes *ὁρμώμενον βροτοῖσιν εὐπόμπῳ τύχῃ* bleibt bey dieser Fassung Hermann's eben so bedenklich, („es ist von dem Mitleid die Rede, das den Verbrechern zu Theil werden soll, wenn ihnen ein treuer Begleiter zur Seite steht“), als bey Wellauer, welcher ähnlich *σέβας* de jure supplicum verstand, und den Dativ *εὐπ. τύχῃ* erklärte: „zu gutem Geleite“. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Dezember.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1853.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung.)

III. Historia.

T. C. Banfield, The statistical Companion for 1852. Lond. 1852.

M. Jameson, Sketches in Canada and rambles among the red men. Vol. 1. 2. Lond. 1852.

E. W. T. Ballenſtedt, Beſchreibung meiner Reiſe nach den Goldminen Californiens. Schöningen 1851.

Al. de Garaudé, L'Espagne en 1851. Par. 1852.

H. M. Engelhardt, Das Monte-Roſa und Matterhorn- (Mont-Cervin-) Gebirg. Mit Atlas. Straßburg 1852.

Dr. T. Tobler, Denkblätter aus Jeruſalem. St. Gallen 1852.

Dr. F. Epp, Schilderungen aus Holländiſch-Oſtindien. Heidelberg 1852.

How. Stansbury, An expedition to the valley of the great saltlake of Utah. Philad. 1852.

F. Gerſtäcker, Reiſen. Bd. 1. 2. Stuttg. 1852.

J. v. Gumpach, Die Zeitrechnung der Babyloner und Aſſyrer. Heidelb. 1852.

J. Scaliger, Prolegomena de Olympiadum recensu universo et de auctore ejus J. Scaligero scripta praemisit E. Scheibel. Berl. 1852

J. Krätzer, Der Kalender, ſeine Geſchichte und Einrichtung. Mainz 1852.

Deutſche Grafenhäuſer der Gegenwart. Bd. 1. Leipz. 1852.

G. C. Rossi, L'arco Trajano di Benevento. T. I — III. Napoli 1816.

Dr. Th. Panofka, Gemmen mit Inſchriften in den K. Muſeen zu Berlin, Haag, Copenhagen ꝛc. Berlin 1852.

Dr. G. F. Grotefend, Erläuterung der Keilinſchriften Babyloniſcher Backſteine. Hannover 1852.

Fr. Ritschel, Monumenta epigraphica tria. Berl. 1852.

G. F. Grotefend, die Tributverzeichniße des Obelisken aus Nimrud. Götting 1852.

H. de Luynes, Numismatique et inscriptions cypriotes. Par. 1852.

M. Berry, Etudes historiques sur les monnaies et le monnoyage des Romains. Par. 1852.

Dr. C. Ph. Schönemann, Zur vaterländiſchen Münzkunde vom 12. — 15. Jahrhundert, oder Grundzüge der Bracteatenkunde. Wolfenbüttel 1852.

Münzſammlung aller ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden bis zum Jahre 1800 geprägten Gold- und Silbermünzen ſämmtlicher Länder und Städte. Lief. 1 — 10. Leipzig 1853.

E. Lefranc, Histoire moderne depuis le grand schisme d'Occident (1378) jusqu'a 1789. 8me edit. T. 1. 2. Par. 1848.

Fr. Jacobs, Hellas. Berlin 1852.

Dr. A. Bormann, Altlatiniſche Chorographie und Städtegeſchichte. Halle 1852.

H. Kletke, Das Alterthum in ſeinen Hauptmomenten dargeſtellt. Breslau 1852.

F. G. O. Mullachius, Conjectaneorum Byzantinorum libri duo. Berl. 1852.

Dr. C. Hopf, De historiae ducatus Atheniensis fontibus. Bonn 1852.

Dr. Brandſtäter, Die Weichſel von ihrem Urſprung bis zur Mündung. Lief. 1. Danzig 1852.

J. Fr. v. Minutoli, Spanien und ſeine fortſchreitende Entwickelung. Berlin 1852.

J. de Burgos, Anales del Rein ado de Donna Isabel II. T. 1—6. Madrid 1850—52.

Mémoires sur la cour du prince Eugène et sur le royaume d'Italie pendant la domination de Napoléon Bonaparte. Par. 1824.

C. Della Rena, Serie de duchi e marchesi di Toscana. T. 1—4. Firenze 1761—89.

G. Marcucci, Origine e cattolicità della lingua e delle arti in Italia. Lucca 1850.

A. Mariotti, Saggio di memorie istoriche civili ed ecclesiastiche della città di Perugia e suo contado. T. I. p. 1. 2. 3. Perugia 1806.

G. Terraneo, La principessa Adelaide contessa di Torino con nuovi documenti illustrata. P. 1. 2. Torino 1759.

M. Bianchi, Geografia politica dell' Italia. Firenze 1845.

de St. Aulaire, Histoire de la Fronde. T. I—III. Par. 1827.

Al. de Masson, Les limites de la France. Bruxelles 1853.

J. Ch. Laveaux, Histoire des premiers peuples libres qui ont habité la France. Vol. 1—3. Par. 1798.

L. Ranke, Franzöſiſche Geſchichte. Bd. 1. Stuttg. 1852.

de Joinville, Essais sur la Marine française. Bruxell. 1852.

M. Capefigue, Trois siècles de l'histoire de France; monarchie et politique des deux branches de la maison de Bourbon 1548—1848. T. 1. 2. Par. 1852.

Fr. v. Reden, Frankreichs Staatshaushalt und Wehrkraft unter den 4 letzten Regierungsformen. Darmſtadt 1853.

Ch. de Montigny-Turpin, Grands épisodes inédits et causes secrètes de la politique et des guerres sous le directoire exécutif, le consulat et l'empire. Par. 1852.

C. de Marcellus, Politique de la restauration en 1822 et 1823. Par. 1853.

E. v. Wietersheim, Zur Vorgeſchichte deutſcher Nation. Leipz. 1852.

Dr. H. Fr. O. Abel, König Philipp der Hohenſtaufe Berl. 1852.

G. Rink, Erinnerungen an Philipp den Großmüthigen, Landgrafen von Heſſen. Darmſtadt 1852.

H. Ch. Heimbürger, Georg Wilhelm, Herzog von Braunſchweig und Lüneburg. Celle 1852.

Dr. L. Schneegans, Straßburger Münſterſagen aus Urkunden, Chroniken . . . St. Gallen 1852.

Teleki Jozsef, Hungadiak kora Magyarországon. Bd. I. Pest 1852.

Dr. A. Schmidl, Oeſterreichiſche Vaterlandskunde. Wien 1852.

J. V. Zingerle, Tyrol. Innsbruck 1852.

J. S. Schlager, Alterthümliche Ueberlieferungen von Wien, aus handſchriftlichen Quellen. Wien 1853.

B. Weber, Andreas Hofer und das Jahr 1809. Innsbruck 1852.

J. Trinker, Höhenbeſtimmungen von Tyrol und Vorarlberg. Innsbruck 1852.

Jahrbuch der K. K. Geologiſchen Reichsanſtalt. 1.—3. Jahrg. 1850—1852. Wien

Das Kronland Salzburg vom geſchichtl. topograph. ſtatiſt. und landwirthſchaftlichen Standpunkte dargeſtellt. Salzburg 1852.

R. Fr. v. Stillfried und Dr. T. Märcker, Monumenta Zollerana. Urkundenbuch zur Geſchichte des Hauſes Hohenzollern. Bd. 1. Urkunden der ſchwäbiſchen Linie. 1095—1418. Berlin 1852.

J. C. J. Weitling, Geſchichte des großen Friedrichs-Hospitals und Waiſenhauſes zu Berlin. Berl. 1852.

J. B. Prechtl, Chronik der ehemals biſchöflich Freyſingiſchen Grafſchaft Werdenfels in Oberbayern. Augsb. 1850.

L. Rau, Studien über die ſüddeutſche Landwirthſchaft. Speyer 1852.

L. Ph. C. van den Bergh, Handboek der middelnederlandsche Geographie. Leiden 1852.

B. G. Niebuhr, Grundzüge für eine Verfaſſung Niederlands, 1813 geſchrieben. Berlin 1852.

Publications de la société pour la recherche et la conservation des monumens historiques dans le Grand-Duché de Luxembourg. Année I—VII. Luxemburg 1845—1852.

Report from the select comittee on Indian Territories. Lond. 1852.

Publications of the Celtic Society. Cambrensis Eversus. Ed. by M. Kelly. Vol. 1. 2. Dublin 184—1850.

Liber munerum publicorum hiberniae, ab an. 1152 usque ad 1827. Vol. 1. 2. Lond. 1852.

Fr. Bremer, England im Jahre 1851. Altona 1852.

H. E. Smith, Reliquiae Isurianae; the remains of the Roman Isurium illustrated. Lond. 1852.

R. Scott, The history of England during the reign of George the third. Vol. 1—5. Lond. 1820—21.

W. Maitland, The history of London from the foundation to the present time. Vol. 1. 2. Lond. 1756.

Fr. B. Head, A fortnight in Ireland. Lond. 1852.

Th. Braklow, Geſchichte Schleswig-Holſteins von 1848 — 1852. Altona 1852.

Norske Samlinger udgivne af et historisk Samfund i Christiania. Hefte 1 — 4. Christiania 1849 — 52.

Th. Halley, Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la cour de Russie sous les règnes de Pierre le Grand et la Catharine I. Par. 1853.

L. Staroſt, Zur Geſchichte der Polniſchen Beſtrebungen im Anfange des Jahres 1846. Berlin 1852.

Bory de St. Vincent, Histoire et description des îles Joniennes. Par. 1823.

F. C. L. Koch, Die Mineral-Regionen der obern Halbinſel Michigan's am Lake Superior und die Isle Royal. Göttingen 1852.

E. Schoenberg, Patmakhanda. Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Perſien. Thl. 1. 2. Leipzig 1852.

Vollſtändiges Ortslexikon der vereinigten Staaten von Nordamerika. 1. Hälfte. Hildburghauſen 1852.

B. Mayer, Mexico; Aztec, spanish and republicain. Vol. 1. 2. Hartford 1852.

Dr. A. Heiſing, Die Deutſchen in Auſtralien. Berl. 1852.

Hoo Peih Seang, The ceremonial usages of the Chinese B. C. 1121. Transl. by W. B. Gingell. Lond. 1852.

W. D. Cooley, Inner Africa laid open, in an attempt to trace the chief lines of communication across that continent South of the Equator. Lond. 1852.

G. Gade, Bericht über die deutſchen Colonien der 3 großen Grundbeſitzer am Rio preto in Braſilien. Kiel 1852.

Convention de l'état de la Louisiane. Vol. 1. 2. New Orleans 1845.

J. C. G. Kennedy, History and statistics of the state of Maryland. Washington 1852.

Dr. P. Friſch, Die Staaten von Mexiko, Mittel- und Südamerika u. ſ. w. Lübeck 1853.

Ch. St. Hardinge, Recollections of India. P. 1. 2. Lond. 1847.

J. Phillips, Mexico illustrated. Lond. 1848.

R. Hay, Illustrations of Cairo. Lond. 1840.

W. Douglas, A summary, of the first planting and pres. state of the British Settlements in North-America. Vol. 1. 2. Lond. 1760.

W. F. Daniell, Sketches of the medical topography and native diseases of the Gulf of Guinea, Western Africa. Lond. 1849.

A. Brasseur de Bourbourg, Histoire du Canada, de son eglise et de ses missions. Vol. 1. 2. Par. 1852.

S. C. Belnos, The Sundhya, or daily prayers of the Brahmins. Lond 1851.

J. Witt, Les sociétés secrètes de France et d'Italie. Par. 1830.

G. de Nerval, Les Illuminés ou les précurseurs du Socialisme. Par. 1852.

Alexander von Humbold. Caſſel 1853.

A. de la Gueronnière, Portraits politiques contemporaines. I. Napoléon III. Par. 1853.

M. J. G. Hess, Vie d'Urich Zwingli, reform. de la Suisse. Par. 1810.

A. de Beauchamp, Vie politique, militaire et privée du général Moreau. Par. 1814.

Memoires pour la vie de François Petrarque. T. I — III. Amsterd. 1764 — 67.

M. Arago, Analyse de la vie et des travaux de S. Will. Herschel. Par. 1852.

Dr. L. Tonini, Memorie storiche intorno a Francesca de Rimini. Rimini 1852.

Dr. E. Köpke, Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Göthe. Berl. 1852.

Dr. K. W. Bouterweck, Leben und Wirken Rudolf's von Rodt. Elberf. 1852.

J. J. Bernet, Nekrolog von Peter Scheitlin. St. Gallen 1852.

Fr. A. Berger, Felix Fürſt zu Schwarzenberg. Leipz. 1853.

A. Mar. Bandini, De vita et scriptis Joannis Bapt. Doni, Patricii Florent. libri quinque. Florentiae 1755.

E. v. Hammerſtein, Memoiren. Hamb. 1852.

H. L. Pertz, De Johanne Arndtio ejusque libris qui inscribuntur . . de vero christianismo. Hannoverae 1852.

L. Nicolardot, Etude sur les grands hommes. Par. 1851.

L. Feugère, Etude sur la vie et les ouvrages de Du Cange. Par. 1852.

Dizionario biografico universale. Vol. 1 — 5. Firenze 1842 — 1850.

E. Carmoly, Notice historique sur Benjamin, de Tudèle. Nouv. édition. Suivie del' examen géographique de ses voyages par J. Lelewel. Bru-

A. Helfferich, Engländer und Franzosen. Berl. 1852.

IV. Mathematica.

J. Riedl von Leuenstern, Bahnen höherer Zahlengleichungen verschiedener Grade berechnet und metrisch dargestellt. Wien 1852.

C. Bremiker, Logarithmorum VI decimalium nova tabula. Berl. 1852.

Dr. C. H. Schnuse, Die Grundlehren der Theorie der Kreisfunctionen. Stuttg. 1852.

— —, Die Grundlehren der ebenen analytischen oder Coordinatengeometrie. Stuttg. 1852.

Dr. A. F. Schneitler, Die Instrumente und Werkzeuge der höheren und niederen Meßkunst. 2te verm. Aufl. Leipz. 1852.

M. Poinsot, Théorie nouvelle de la rotation des corps. Par. 1851.

W. Becker, Erfahrungen über den Portland-Cement. Berl. 1853.

J. Britton, Architectural Illustrations of Windsor Castle. Lond. 1842.

F. E. Bernhardi, Asträa. Hannover 1853.

Ad. Erman, Briefwechsel zwischen W. Olbers und F. W. Bessel. Bd. 1. 2. Leipz. 1852.

J. F. J. Schmidt, Resultate aus zehnjährigen Beobachtungen über Sternschnuppen. Berl. 1852.

G. D. E. Weyer, Ueber die Differentialformeln für Cometenbahnen von großer Excentricität. Berlin 1852.

V. Physica.

G. Venerio, Osservazioni meteorologiche fatte in Udine nel Friuli quarantennio 1803 — 1842. Udine 1851.

Fr. v. Reichenbach, Odisch-magnetische Briefe. Stuttg. 1852.

J. B. Dalmas, La cosmogénie et la géologie. Lyon 1852.

Dr. C. H. D. Buys Ballot, Meteorologische Waarnemingen in Nederland 1851. Utrecht 1852.

H. D. Otto, Zur Theorie der Wärme. Nordhausen 1853.

J. C. Booth and C. Moreit, Smithsonian report on recent improvements in the chemical arts. Washingt. 1851.

Dr. C. G. Nees von Esenbeck, Die allg. Formenlehre als Vorschule der Naturgeschichte. Breslau 1852.

Fr. Th. Frantz, Die Offenbarung der Natur. Landau 1852.

Daumas, Die Pferde der Sahara. A. d. Franz. v. C. Gräfe. Berl. 1853.

Dr. Th. C. W. Bischoff, Entwickelungsgeschichte des Meerschweinchens. Gießen 1852.

Naumannia. Archiv für die Ornithologie, vorzugsweise Europa's. Herausg. von Baldamus. 1850 — 1852. Köthen.

Dr. L. K. Schmarda, Die geographische Verbreitung der Thiere. Abth. 1. 2. Wien 1853.

H. C. Geubel, Zoologische Notizen. Landau 1852.

J. H. Hochhuth, Beyträge zur näheren Kenntniß der Staphylinen Rußlands. Moskau 1852.

S. B. Gorski, Analecta ad Entomographiam provinciarum occidentali-meridionalium Imperii Rossici. Fasc. I. Berolini 1852.

Gleanings from the Menagerie and aviary at Knowsley Hall. Hoofed quadrupeds. Knowsly 1850.

J. H. Hochhuth, Beyträge zur näheren Kenntniß der Rüsselkäfer Rußlands. Moskau 1852.

Dr. M. Seubert, Lehrbuch der gesammten Pflanzenkunde. Stuttg. 1853.

Asa Gray, Plantae Wrigtianae Texano-Neo-Mexicanae. P. I. Washingt. 1852.

L. Rudolph, Die Pflanzendecke der Erde. Berl. 1852.

— —, Atlas der Pflanzengeographie über alle Theile der Erde. Berlin 1852.

W. Hoffmeister, Beyträge zur Kenntniß der Gefäßkryptogamen. Leipzig 1852.

J. Ott, Catalog der Flora Böhmens. Prag 1851.

Fr. Tr. Kützing, Tabulae phycologicae. Bd. 1. 2. Nordhausen 1845 — 52.

Dr. C. Koch, Hortus dendrologicus. Sect. I. Berol. 1853.

Dr. H. Hoffmann, Pflanzenverbreitung und Pflanzenwanderung. Darmstadt 1852.

Fr. Voltz, Geologische Bilder aus dem Mainzer Becken. Mainz 1852.

H. Bach, Die Theorie der Bergzeichnung in Verbindung mit Geognosie. Stuttg. 1853.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Dezember.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Dr. A. Th. v. Middendorff's sibirische Reise. Band II. Theil 2. Wirbelthiere. Erste Lieferung: Säugthiere, Vögel und Amphibien, bearbeitet von A. Th. v. Middendorff. St. Petersburg, 1853. 256 S. 4. mit 26 Tafeln.

Dr. v. Middendorff's sibirische Reise gehört zu denjenigen, an welchen der Zoolog eine wahre Freude haben kann. Nicht daß etwa, um zunächst bey den eben genannten Klassen der Vertebraten stehen zu bleiben, eine sonderliche Anzahl neuentdeckter Arten derselben durch ihn dem Systeme zugefügt worden wäre — Pallas hat bey seinem immensen Fleiße im Sammeln und nicht minder großem Scharfblicke in der Unterscheidung der Formen dafür gesorgt, daß in dieser Beziehung seine Nachfolger keine allzureiche Nachlese machen können — aber dadurch hat v. Middendorff's Reise für uns einen so hohen Werth, daß er die Lücken seiner Vorgänger ausgefüllt und die Kenntniß der sibirischen Wirbelthier-Fauna in intensiver Richtung so außerordentlich gefördert hat. Pallas hätte in der zoologischen Durchforschung Sibiriens keinen bessern Nachfolger als v. Middendorff erhalten können, der von gleichem Eifer, gleichen Kenntnissen und gleichem Geiste wie sein großer Vorgänger beseelt, dessen Arbeiten durch umfassende selbstständige Erforschungen zu höherer Vollendung, in Hauptstücken zum Abschluß gebracht hat.

Da die höheren Wirbelthiere schon ihrer praktischen Bedeutung wegen das Interesse eines größern Kreises unter den gebildeten Ständen auf sich ziehen, so will der Verf. die allgemeinen zoologisch-geographischen Verhältnisse jener Thiere, nebst der Schilderung der Hausthiere Sibiriens, auf den letzten Band seines Reisewerkes versparen; in dem vorliegenden dagegen, nächst einer systematischen Aufzahlung aller Arten Säugethiere, Vögel und Amphibien, welche während seiner Reise erbeutet, beobachtet oder mindestens erkundigt wurden, nur die dem Spezial-Zoologen allein interessanten Notizen und Untersuchungen aufnehmen.

Die Klasse der Säugethiere eröffnet die Reihe der Vertebraten und der Verf. führt uns für Sibirien folgende 56 Arten auf.

Fleischfresser: Meles taxus, Gulo borealis, Ursus arctos und maritimus, Mustela zibellina, sibirica, erminea, vulgaris und aterrima, Lutra vulgaris, Canis lupus, alpinus, vulpes und lagopus, Felis lynx, tigris und irbis.

Insektenfresser: Erinaceus auritus, Sorex fodiens und vulgaris, Talpa europaea.

Handflügler: Vespertilio borealis Nilss. (V. Nilssonii Keys. et Blas.).

Nager: Pteromys volans, Sciurus vulgaris, Tamias striatus und uthensis, Arctomys (Spermophilus) Eversmanni und monax, Myodes torquatus, obensis und schisticolor, Arvicola amphibius, obscurus, rufocanus und rutilus, Mus sylvaticus und musculus, Castor fiber, Lepus variabilis, Lagomys alpinus.

Hufthiere: Sus scrofa, Aegoceros monta-

nus, Bos Pallasii, Moschus moschiferus, Cervus capreolus var. (C. pygargus), tarandus, elaphus und alces, Equus Caballus, Elephas primigenius.

Floſſenfüßer: Phoca barbata, groenlandica und nummularis.

Walle: Delphinapterus leucas, Phocaena orca, Balaenoptera longimana.

Hiezu nun einige Bemerkungen.

Die umfaſſendſte Arbeit hat der Verf. über unſern gemeinen Landbären (Ursus arctos) geliefert, indem ſie von S. 4 bis S. 67 reicht. Dabey handelt er gar nicht von der Lebensgeſchichte dieſer Thiere oder von den Jagdmethoden, ſondern lediglich von der Frage, ob man mit Cuvier, Keyſerling und Blaſius und Eversmann 2 Arten von Bären oder mit der Mehrzahl der Therologen nur eine Art annehmen dürfe. Zur Evidenz war die Entſcheidung dieſer Frage bisher nicht gekommen; dazu hat ihr aber jetzt der Verf. verholfen.

Daß die Verſchiedenheit in der Färbung keine Berechtigung zur Unterſcheidung von Arten bey unſerem Landbären gewähre, darüber waren in neuerer Zeit die Therologen ſo ziemlich einverſtanden; nicht ſo aber in Beziehung auf die erheblichen Differenzen, die man in der Schädelbildung wahrnahm und worauf zunächſt die Trennung in 2 Arten: eine hochſtirnige und flachſtirnige, begründet wurde. Wenn auch andere Therologen, wie Blainville und Ref. durch dieſe Differenzen ſich nicht beirren ließen, die Einheit der Art auszuſprechen, ſo hatte doch Keiner Schädel genug vor ſich, um jeden Zweifel zu beſeitigen, und dieß um ſo weniger, als ſie die Frage, ob dieſe Abweichungen nicht etwa von Verſchiedenheit des Alters, Geſchlechtes und lokalen Raſſen abhängig wären, mehr oder minder unerledigt laſſen mußten. Um über dieſe Fragen in's Reine zu kommen, unternahm es der Verf., aus den verſchiedenſten Gegenden des großen ruſſiſchen Reiches Bärenſchädel zuſammen zu bringen und in der That gelang es ihm, nicht weniger als 60 aufzutreiben, wobey außer dem Wohnorte ihm noch von vielen Geſchlecht und Alter bekannt war. Mit dieſem überreichen Materiale fing nun der Verf. in umſichtigſter Weiſe zu vergleichen und zu meſſen an, und als Geſammtergebniß ſeiner Unterſuchungen und Erfahrungen ſtellt er folgende feſte Reſultate auf.

1) Das Verhältniß verſchiedener Dimenſionen, ſo wie der Form aller einzelnen Schädeltheile unter einander, iſt weit bedeutenderen individuellen Veränderlichkeiten unterworfen, als man bisher allgemein angenommen hat.

2) Auch die abſolute Größe des geſammten Bärenſchädels iſt weit mehr individuell veränderlich als bisher angenommen wurde. An einer und derſelben geographiſchen Varietät beträgt das Maaß dieſer Veränderlichkeit bis über 20, im geſammten Umfange der Art aber bis über 40 Prozent der Geſammtlänge des Schädels, d. h. um ſo viel iſt der größte ausgewachſene Schädel länger als der kleinſte.

3) Es iſt dem Verf. nicht möglich geweſen, am Schädel irgend welche Eigenthümlichkeiten nachzuweiſen, welche nur dem männlichen oder nur dem weiblichen Geſchlechte eigen wären.

4) Bisher reichen die Mittel, die wir haben, das Alter des Bären nach dem Schädel zu beſtimmen, nur bis zu einer ſehr angenäherten vergleichenden Angabe. Die Breite der Schädelbaſis ſcheint übrigens in ziemlich genauem Verhältniſſe mit dem zunehmenden Alter gleichfalls zuzunehmen.

5) In Europa und Sibirien gibt es nur eine einzige Art des gemeinen Landbären, d. i. der Ursus arctos Linn.

6) Dieſer Ursus arctos L. hat innerhalb der nördlichen gemäßigten Zone eine ſehr weitläufige, ſogar circumpolare geographiſche Verbreitung, indem er ſich über alle drey Welttheile dieſer Zone erſtreckt. Die Nordgränze ſeiner Verbreitung reicht bis an die äußerſten Gränzen des Waldwuchſes hinan, die Südgränze derſelben iſt aber weſentlich von einer mehr gebirgigen Lage des Vaterlandes abhängig, und ſchwankt in ihren Krümmungen zwiſchen dem 40 bis 30° n. Breite.

7) In dem bezeichneten Verbreitungsbezirke iſt der Ursus arctos Linn. die einzige vorkommende Art ſeiner Gattung.

8) Der weiten Ausdehnung ſeines Verbreitungsbezirkes entſprechend, iſt der Ursus arctos ſowohl

individuellen als auch geographischen Varietätsabweichungen in sehr hohem Grade unterworfen. Zu der massivsten Varietät gehören die sibirischen Bären der Westküste des Berings-Armes, welche zu dem Ursus ferox hinüberführen.

Nur bezüglich des letztgenannten Bären, des nordamerikanischen Ursus ferox, konnte der Verf. zu keiner vollen Evidenz gelangen, weil ihm hiezu die nöthigen Vergleichungsmittel fehlten. So weit er indeß ein Urtheil sich erlauben darf, sieht er sich für berechtigt an, den Ursus ferox für die ausgezeichnetste geographische Varietät des Ursus arctos zu erklären, deren Extremitäten sich durch ihre bedeutende Länge der Krallen, ihre ungewöhnliche Größe des Wuchses, durch das Fehlen der meisten Lückenzähne und schließlich durch eine grauweißliche Färbung der Haarspitzen des Rumpfpelzes auszeichnen. Diese Varietät steht derjenigen der Westküsten des Beringsmeeres am nächsten und scheint mit dieser, vermittelst eines Theils ihrer Individuen, völlig zu verschmelzen. Zur Bestätigung dieser Ansicht darf noch angeführt werden, daß nach Temminck's Untersuchung von Fellen der Ursus ferox auch auf der japanischen Insel Jesso gefunden wird.

In der vorliegenden Abhandlung des Verf. ist die Schädelbildung des gemeinen Landbären nach allen ihren Variationen und gegenseitigen Uebergängen in einer Vollständigkeit und mit einer Schärfe und Bestimmtheit geschildert worden, wie sie uns von keinem andern Thiere in gleicher Vollständigkeit vorliegt. Dadurch ist nicht bloß der unumstößliche Beweis beygebracht worden, daß unter dem Namen Ursus artos Linn. bloß eine einzige Art von Bären zu begreifen ist, sondern wir haben damit feste Punkte zu weitergreifenden Erörterungen gewonnen. Es läßt sich nämlich aus den Beobachtungen über die Variationen in der Schädelbildung des gemeinen Landbären die Folgerung ziehen, daß auch bey andern Thierarten, zumal bey großen und langlebenden, ein gewisser Kreis von Abänderungen in der Form des Schädels vorkommen wird, ohne daß dadurch die Einheit der Species aufgehoben ist. Mit dem größeren oder geringeren Kreise dieser Variationen muß sich demnach der Zoolog vertraut machen, bevor er mit Sicherheit specifische Scheidungen unter nahe verwandten Thierformen vornehmen kann. Noch mehr als von den lebenden Wirbelthieren gilt dieß für die ausgestorbenen, von denen uns ohnedieß nichts als die festen Theile erhalten sind, und wo demnach geringe Differenzen im Knochenbaue und insbesondere in der Schädelbildung nicht gleich berechtigen, daraus auf Art-Verschiedenheiten zu schließen.

(Fortsetzung folgt.)

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus Hermannus.

(Schluß.)

V. 119 ὄναρ γὰρ ὑμᾶς ꝛc. ꝛc. H. wiederholt die in Opusc. IV, p. 30 und VII, 10 gegebene Erklärung: ich, Klytämnestra, die jetzt ein nichtiger Schatten ist, rufe euch. Warum wir dagegen die in Schömann's Uebersetzung ausgedrückte Fassung („es ist der Schatten Klytämnestra's, der euch ruft") für die richtige halten, darüber verweisen wir auf die erschöpfende Begründung von Enger in der Zeitschr. f. d. Alt. 1842, p. 658. — V. 122 φίλοις γάρ εἰσιν ꝛc. hält H. mit Recht seine Erklärung fest: cognatis enim meis sunt, non mihi, (nach der Correctur ἐμοί statt ἐμοῖς) ad quorum praesidium confugiant. Gegen Schömann, welchem Bamberger im II. Bd. des Philologus beypflichtet, hat H. jene vertheidigt in den Wiener Jahrb. CXI, p. 255. Schömann: „Denn die man werth hält, finden Hülf', ich aber nicht." Aber der Ausdruck: „Befreundeten hilft man, nicht mir", statt „ich finde unter den Göttern keinen Freund, der mir hilft, wie Apollo dem Orestes" leidet offenbar an Härte. — Eben so sind die Erklärungen von 194 (186 W.) χρηστηρίοις ἐν τοῖσδε πλησίοισι, in dem nahen Tempel, v. 247 (239 W.) ἀνδροχμῆσι, den Mann ermüdend, nämlich den Orestes, v. 291 (284 W.) κατηρεφῆ πόδα von der in Wolken verhüllten Ge-

genwart *), v. 928 (901 W.) *τὸ μὴ περᾶν ὅρον τόπων*, ſo daß die Knoſpen nicht hervorbrechen können, in jener Recenſion Hermanns gegen Schömann bereits mitgetheilt, ebendaſelbſt v. 483 (468 W.) *καταστροφαὶ νέων θεσμίων* gegen Ahrens Conjectur *νόμων* mit Schömann feſtgehalten (commutationes in novas leges). — V. 225 (217 W.) *καὶ πόνον πλέον τίθου*, praefer laborem, si placet. — V. 625 (604 W.) hat H. die handſchriftliche, auch von dem Schol. ausdrücklich bezeugte (*πρὸς τὴν συναλοιφὴν τῆς περί*) Lesart *περεσκήνωσεν* zurückgerufen, eben ſo im Agam. v. 1106 (1118 W.) *περεβάλοντο*. Bey Pindar iſt die Eliſion des *περί* bekanntlich nach dem Vorgang der Aeolier ſeit Böckh angenommen. Die Tragiker meiden den Hiatus nach *περί* ſelbſt in Compoſitis: Perſon zur Medea v. 284. Hierauf und auf den Sprachgebrauch der Komiker beruft ſich Franz, welcher bey Aeſchylus H. vorangegangen iſt. — V. 647 (626 W.) *φρατέρων* ſtatt *φρατόρων*. H. verweiſt auf Buttmann's Mythologus (II, 330), Schneidewin in der oben angef. Recenſion von Linwood auf Meineke's hist. crit. com. p. 218. — V. 764 (742 W.) *ὀρθουμένων* sc. *τῶν πραγμάτων* H., wie ſchon Wellauer si res recte agitur. Warum nicht das nahe liegende *τῶν ὁρκωμάτων* ergänzen, wie es Schömann und Franz thun? — V. 846 (821 W.). Es iſt ſchon in einer früheren Anmerkung geſagt, daß wir gegen H. bey der alten Interpunction bleiben: *μήθ' αἱματηρὰς θηγάνας, σπλάγχνων βλάβας νέων, ἀοίνοις ἐμμανεῖς θυμώμασιν*. Was die Erklärung betrifft, ſo liegt gewiß die von Thierſch (Abh. d. I. Cl. d. k. b. Akad. d. Wiſſ. V, II, p. 64 ff.) vertheidigte Beziehung des *ἀοίνοις* auf die den Furien dargebrachten *νηφάλια* (er lieſt *ἐμμανής*) unſerer Stelle eben ſo fern, als die Deutung des *θηγάνας* von dem Gifte, das ſie ausgeifern, und das *σπλάγχνων νέων* von der ungeborenen Frucht. H. erklärt *ἄοινα θυμώματα* wie herkömmlich irae non ex vino natae et graviores ac magis diuturnae quam inebriatorum. Die *βλαβαὶ νέων σπλ.*, (die Verderbung der jugendlichen Herzen) werden ſelbſt *ἐμμανεῖς* genannt, ſo daß man dieſes nicht mit Wieſeler (im Philologus VII) cauſativ zu nehmen braucht. Vgl. Soph. Aj. 934 *μαινομένοις ἄχεσιν*. — V. 872 f. (845 W.) ſoll nach H. conſtruirt werden *εἰ πειθοῦς γλώσσης ἐμῆς ἀγνὸν σέβας ἐστί σοι μείλιγμα*. Auch hier iſt einzuwenden, daß das wohl kein Zuhörer wirklich ſo conſtruirt habe, und bey der gewöhnlichen Faſſung des Satzes (Komma nach *σέβας*, das Folgende Oppoſition) zu verbleiben. —

Die Ausſtattung des Buches iſt vorzüglich, ſowohl im Aeußern als durch ausgezeichnete Correctheit des Drucks. Von Druckfehlern iſt uns im Texte, außer den am Schluſſe angegebenen, nur Prom. v. 171 *τὸν* für *τὸ*, v. 179 *στρ.* für *ἀντ.*, v. 35 für 235, Choeph. 236 das Komma hinter *ἔχον*, *σος ἔχθρων*, dann in fragm. 335 *θέσποινα*, endlich an etwa 18 Stellen fehlende Accente oder Spiritus aufgefallen. Auch im Commentar ſind es nur Kleinigkeiten, die jeder im Leſen ſelbſt verbeſſert, p. 31 *ἐν ἄλλους* für *ἄλλοις*, p. 169 ad für ab, p. 200 hic für his, p. 354 antistropha für strophа, p. 553 mutrivi, p. 658 perodus und ein paar fehlende Accente: Suppl. v. 871 ſteht: restituit ordinem Heathius, wo die andern Herausgeber Bothius angeben. Pers. 552 iſt dem Commentar zufolge *Σουσίδαις* zu ſchreiben, Agam. 520 *νόσον* ohne Fragezeichen. In fragm. 34 (aus *Γλαῦκος πόντιος*) iſt Hermann's Emendation *Ζεφύρου* ſtatt *Ξιφίρου* wohl nur durch Verſehen weggeblieben; in fragm. 271 (aus Philoctet) ſteht *ἀναγκαίων* wohl auch durch einen Schreibfehler für *ἀνηκέστων*. Fragm. 249 (aus der Sphinx) iſt von dem Herausgeber nach Opusc. IV abgedruckt; derſelbe ſcheint aber überſehen zu haben, daß H. ſpäter (Opusc. VII, p. 194) in der Stelle des Athenäus *καὶ ἔτι* ſtatt *καί τοι* corrigirt, und in den Verſen ſelbſt *ἐκ Προμηθέως λύγου* ſtatt *λόγου* mit Heyne geändert hat.

Dr. Ludwig Schiller.

*) Es iſt ein Mißverſtändniß, wenn Rauchenſtein (Aarauer Progr. 1846, p. 24) und Bamberger (Philologus II, p. 331) die Erklärung des *κατηρεφῆ* vom Sitzen, Hermann zuſchreiben. Denn dieſer iſt in opusc. VI, 57 ſchon entſchieden für die obige.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Dezember.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Drittes Quartal. July — September.

V. Physica.

G. Sandberger, Ueber Wesen und Bedeutung der Paläontologie. Wiesbaden 1852.

G. Rose, Das krystallo-chemische Mineralsystem. Leipzig 1852.

Ch. Puggard, Geologie der Insel Möen. Leipz. 1852.

Dr. F. Plettner, Die Braunkohle in der Mark Brandenburg. Berlin 1852.

Dr. G. A. Kenngott, Uebersicht der Resultate mineralogischer Forschungen in den Jahren 1844—1849. Wien 1852.

O. Heer und A. Escher von der Linth, Zwey geologische Vorträge. Zürich 1852.

Dr. H. R. Göppert, Beyträge zur Tertiärflora Schlesiens. Cassel 1852.

F. H. Schröder, Elemente der rechnenden Krystallographie. Clausthal 1852.

Dr. C. Hartmann, Die Geologie in ihrer Anwendung auf Künste, Gewerbe und Ackerbau. Leipz. 1852.

R. Ludwig, Geognostische Beobachtungen in der Gegend zwischen Gießen, Fulda, Frankfurt und Hammelburg. Darmstadt 1852.

Die Ackererden des Königreichs Sachsen, geognostisch untersucht und classifizirt. Freiberg 1853.

Darstellung der Tesseralgestalten und ihres Spiegelbildwesens. Freiberg 1853.

H. C. Genbel, Ueber Kalk und Kochsalz in landwirthschaftlicher Beziehung. Speyer 1851.

A. v. Weckherlin, Ueber englische Landwirthschaft. 3te Aufl. Stuttg. 1852.

C. G. Quarizius, Der Runkelrübenbau und die Runkelrübenzuckerfabrikation. Dessau 1852.

A. v. Lengerke, Der Kardenbau im Preuß. Staate. Berl. 1852.

R. Lambruschini, Intorno al modo di custodire i Bachi la Seta. Firenze 1852.

Landwirthschaftliche Jahresschrift. Herausg. von Dr. A. v. Lengerke. 1852. 1853. Berlin.

W. Hirschfeld, Landwirthschaftliche Vorträge. Heft 1. Kiel 1852.

Dr. C. Grebe, Die Forstnaturkunde als wissenschaftliche Grundlage des Waldbaues und der Waldpflege. Bd. 1. Eisenach 1853.

C. F. G. Engelhardt, die Bienenzucht. Eckartsberga 1852.

C. Büchner, Die Spatenkultur im Felde. Leipz. 1852.

A. Block, Ueber den thierischen Dünger. Breslau 1852.

Transactions of the Agricultural Societies of Massachusetts for the year 1847—1851. Boston 1848—52.

R. v. Sinderen, Ergänzungen zur Statik des Landbaues. Halle 1852.

E. Kirchhof, Das Ganze der Mengedünger- oder Compostbereitung. Leipz. 1852.

J. A. Beil, Technologisches Wörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Wiesbaden 1853.

J. Schmieg, Die Tabak-Fermentation mit Dampfkraft. Frankfurt 1852.

C. Decristoforis, Il credito bancario e i contadini studii. Milano 1851.

Beyträge zur Beurtheilung der Zollvereinsfrage. Berl. 1852.

Ueber das Verhältniß der heutigen Wissenschaft zu Handelsverträgen, insbesondere zu Zollvereinigungen. Berlin 1852.

Dr. E. E. Schindler, Die Association der Geldkräfte sammt Vorschlägen für Gewerbe . . . Wien 1853.

H. Scherer, Allgemeine Geschichte des Welthandels. Th. 1, Leipz. 1852.

A. Heckert, Das Preußische Wechselrecht. Berl. 1853.

J. F. Schmidt, Versuch einer kritischen Beurtheilung des Entwurfs eines neuen Berggesetzes für das Kaiserthum Oesterreich. Prag 1852.

A. v. Hubert, Anleitung durch Colorimetrie den Kupferhalt von Erzen- und Hütten-Produkten schnell und genau zu ermitteln. Wien 1852.

Dr. C. Hartmann, Grundriß der Eisenhüttenkunde. 2te Aufl. Berl. 1852.

VI. Anthropologia.

H. Wronski, Philosophie absolue de l'histoire ou génèse de l'humanité. P. 1. 2. Par. 1852.

Th. Prosp. Le Blanc, Les réligions et leur interprétation chrétienne. Par. 1852.

J. Brüstlein, Luthers Einfluß auf das Volksschulwesen und den Religionsunterricht. Jena 1852.

A. J. Gaume, Lettres à Mr. Dupanloup, évêque D' Orléans sur le paganisme dans l' éducation. Par. 1852.

VII. Philosophia.

Dr. J. N. P. Oischinger, Die Güntherſche Philosophie. Schaffhausen 1852.

Dr. R. Hoppe, Zulänglichkeit des Empirismus in der Philosophie. Berlin 1852.

Dr. R. Zimmermann, Philosophische Propädeutik. Abth. 1. Empirische Psychologie. Wien 1852.

K. Rosenkranz, Meine Reform in der Hegelschen Philosophie. Königsberg 1852.

J. H. Fichte, Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Elberfeld 1834.

Dr. Fr. Harms, Prolegomena zur Philosophie. Braunschweig 1852.

J. G. Dressler, Praktische Denklehre nach Beneke's Vorgange. Bautzen 1852.

G. E. Engel, System der metaphysischen Grundbegriffe. Berlin 1852.

Th. Gangauf, Metaphysische Psychologie des heiligen Augustinus. Abth. 1. Augsb. 1852.

Dr. F. Eberty, Versuche auf dem Gebiete des Naturrechtes. Leipzig 1852.

Dr. Erdmann, Ueber Collision von Pflichten. Berlin 1853.

VIII. Aesthetica.

H. C. Oersted, Naturlehre des Schönen. A. d. Dänischen, von H. Zeise. 2te Ausg. Hamb. 1852.

Ferd. Wolf, Ein spanisches Fronleichnamsspiel von Todtentanz. Wien 1852.

El. Cancionero del pueblo. Coleccion de novelas, comedias ... per Villergas y Ayguals. 2 Ed. Vol. 1—6. Madr. 1847.

Mery, La guerre du Nizam. T. 1—3. Par. 1847.

The Ormulum. Now first edited by Rob. Meadows White. Vol. 1. 2. Oxford 1852.

Pandurang Hari or memoirs of a Hindoo. Vol. 1. 3. Lond. 1826.

K. Simrock, Bertha die Spinnerin. Frankf. 1853.

O. Roquette, Liederbuch. Stuttgart 1852.

H. König, Auch eine Jugend. Leipzig 1852.

Göthe's vaterländische Gedanken und politisches Glaubensbekenntniß. Frankf. 1853.

Walther von der Vogelweide, Gedichte nach Lachmann's Ausg., übers. von G. A. Weiske. Halle 1852.

Reineke Fuchs. Aus dem Niederdeutschen. Von K. Simrock. Frankf. 1852.

F. H. v. d. Hagen, Nibelungen zwey und zwanzigste Handschrift. Berl. 1852.

F. Trautmann, Eppelein von Geilingen. Frankf. 1852.

E. J. Saupe, Die Schiller-Götheschen Xenien. Leipz. 1852.

K. Groth, Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten, dithmarscher Mundart mit Glossar. Hamb. 1853.

S. Kapper, Die Gesänge der Serben. Leipzig 1852.

Dr. A. A. E. Schleiermacher, Bibliographisches System der gesammten Wissenschaftskunde. Th. 1. 2. Braunschweig 1852.

M. de Vidaurre, Cartas Americanas politicas y morales. T. I. Philad. 1823.

Malherbe, Lettres inédites. Par G. Mancel. Caen 1852.

G. Parthey, Wenzel Hollar. Beschreibendes Verzeichniß seiner Kupferstiche. Berl. 1853.

G. Schilling, Allgemeine Generalbaßlehre. Darmstadt 1853.

W. H. Riehl, Musikalische Charakterköpfe. Stuttg. 1853.

M. W. Drobiſch, Ueber muſikaliſche Tonbeſtimmung und Temperatur. Leipz. 1852.

F. W. Opelt, Allgemeine Theorie der Muſik. Leipzig 1852.

J. G. Meiſter, Vollſtändige Harmonie- und Generalbaßlehre und Einleitung zur Compoſition. 2te verm. Aufl. Weimar 1852.

C. T. Brunner, Muſikaliſches Fremdwörterbuch. 2te Aufl. Leipz. 1852.

L. van Beethoven, Studien im Generalbaß, Contrapunkt und in der Compoſitionslehre, herausg. von J. R. v. Seyfried. 2te Ausg. von H. H. Pierſon. Hamb. 1853.

F. Chryſander, Ueber die Moll-Tonart in den Volksgeſängen und über das Oratorium. Schwerin 1853.

Dr. C. Wöltje, Neue Grammatik der Tonſetzkunſt. Leipz 1853.

IX. Politica.

Briefe über die Staatskunſt. Berlin 1853.

L. Henry, De l'organisation d'établissements de crédit dans l'intérêt de l'agriculture, du commerce etc. etc. Par. 1852.

S. Becher, Die Volkswirthſchaft. Wien 1853.

O. Hübner, Jahrbuch der Volkswirthſchaft und Statiſtik. Leipzig 1852.

C. L. Scabell, Das Feuerlöſchweſen Berlin's. Berl. 1853.

K. F. Rauer, Die in den Preußiſchen Staaten beſtehenden allgemeinen Polizeygeſetze und Verordnungen. Berlin 1852.

Dr. H. Ch. H. E. Helwing, De politiae apud populos recentiores origine et notione. Lemyo 1852.

R. E. v. Felſenthal, Aus der Praxis eines öſterreich. Polizeybeamten. Wien 1853.

L. v. Gerhardt, Ereigniſſe und Kriegsbilder aus dem Feldzug 1850 in Schleswig-Holſtein. Glogau 1852.

Aufſätze vermiſchten Inhalts. Kriegsgeſchichtliche Aufklärungen. Berlin 1852.

H. Frhr. v. Sunſtenau, Grundſätze der Strategie. 2te Aufl. Olmütz 1852.

X. Medicina.

Dr. Fr. Oeſterlen, Mediziniſche Logik. Tübingen 1852.

F. H. Bidder und Volkmann, Die Selbſtſtändigkeit des ſympathiſchen Nervenſyſtemes. Leipz. 1852.

Dr. A. Coccius, Ueber die Ernährungsweiſe der Hornhaut und die Serum führenden Gefäße am menſchlichen Körper. Leipzig 1852.

A. Waller, Nouvelle méthode anatomique pour l'investigation du système nerveux P. I. Bonn 1852.

Dr. Th. Wislocki, Compendium der pathologiſchen Anatomie. Wien 1853.

L. Reinhardt, Pathologiſch-anatomiſche Unterſuchungen. Herausg. von Leubuſcher. Berlin 1852.

Dr. Ch. F. C. Winter, Das krankhafte Aſthma der Erwachſenen. Sondershauſen 1852.

C. F. Heuſinger, Die ſogenannte Geophagie oder Tropiſche (beſſer: Malaria-) Chloroſe als Krankheit aller Länder und Klimate. Caſſel 1852.

Dr. A. Garms, Eröffnung eines neuen Weges zur ſicheren Indication der Arzneymittel. Leipz. 1852.

Dr. Fuster, Des maladies de la France dans leurs rapports avec les saisons. Par. 1840.

Dr. Nees von Eſenbeck, Die Staatsheilkunde. Wiesbaden 1852.

Dr. S. Aſchwell, Handbuch über die Krankheiten des weiblichen Geſchlechts. Aus dem Engl. von Dr. O. Kohlſchütter. Leipz, 1853.

Relazione del contagio stato in Firenze l'anno 1630 e 1633. Firenze 1714.

Dr. J. M. Gully, Waſſerheilkunde bey chroniſchen Krankheiten. A. d. Engl. von L. Lehmann. Cöln 1852.

Dr. E. M. Posner, Ueber Gemüths- und Nervenkrankheiten und ihre Behandlung. Berlin 1852.

Dr. A. Wagner, Ueber den Heilungsprozeß nach Reſection und Exſtirpation der Knochen. Berl. 1853.

Ad. Hannover, Das Epithelioma. Leipz. 1852.

Dr. G. Barth, Der Lebensmagnetismus, ſeine Erſcheinungen und ſeine Praxis. Heilbronn 1852.

Dr. C. J. Schroff, Lehrbuch der Pharmacognoſie. 1te Hälfte. Wien 1852.

Dr. J. H. Knabbe, Die Weſtfäliſche Pkovinzial-Irren-, Heil- und Pflege Anſtalt zu Marsberg. Arnsberg 1852.

Mediziniſches Jahrbuch der Thermalquellen von Teplitz-Schönau in Böhmen. Herausg. von Dr. F. Berthold und J. Seiche. Teplitz 1852.

Dr. Hofer, Das Jordan-Bad bey Biberach. Biberach 1852.

Dr. J. Ennemoſer, Anleitung zur Meßmeriſchen Praxis. Stuttg. 1852.

Codex Sanitario-Medicinalis Hungariae. T. II. quem congessit Dr. F. X. Linzbauer. Budae 1852.

Dr. Fr. Mohr, Lehrbuch der pharmaceutiſchen Technik. 2te verm. Aufl. Braunſchweig 1853.

Dr. J. Ch. G. Jörg, Die Zwangsmittel gegen die Natur, zur angeblichen Erleichterung und Abkürzung der Geburt. Leipzig 1852.

Dr. Jörg, Ueber den Stand der Geburtshülfe in Leipzig von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis jetzt. Leipzig 1852.

Dr. A. Rosenfeld, Ueber die künstliche Erregung der Frühgeburt. Bern 1851.

Dr. F. Weber, Die Rinderpest. Prag 1852.

A. Hayne, Handbuch der Zoo-Pathologie und Therapie. 2te verb. Aufl. Wien 1852.

Dr. J. E. L. Falke, Die Anatomie und Pathologie der nutzbaren Hausthiere in ihrer prakt. Verbindung mit der Pathologie. Leipzig 1852.

XI. Jurisprudentia.

G. Spence, The equitable jurisdiction of the Court of Chancery. Vol. 1. 1. London 1846—1849.

E. Böcking, Pandekten. 4te Ausg. Bonn 1852.

Dr. C. Menn, Ueber die Römischen Provinzial-Landtage. Köln 1852.

Th. Risch, Die Verordnung vom 9. Febr. 1849, betreffend die Errichtung von Gewerbegerichten. Berlin 1853.

Esmarch, Handbuch des Erbrechts im Herzogthume Schleswig. 2te Aufl. Schleswig 1852.

G. Sandhaas, Germanistische Abhandlungen. Gießen 1852.

H. Baumeister, Blicke auf einzelne Gegenstände des Hamburgischen Rechts. Hamburg 1852.

M. F. Vogt, Zusammenstellung der Rechte und Verbindlichkeiten der Miether und Vermiether nach Preussischem Recht. Breslau 1852.

Eug. de Rozière, Formules inédites, publiées d'après un manuscrit de la bibliothèque de Strassbourg. Par. 1851.

Magdeburger Weisthümer aus den Originalen des Görlitzer Reichsarchives, herausg. von Dr. Th. Neumann. Görlitz 1852.

Dr. C. Trummer, Das Hamburgische Erbrecht. Bd. 1. 2. Hamb. 1852.

Fr. Gesell, Leitfaden zum deutschen Privatrecht mit Einschluß des Lehenrechts. Berlin 1852.

Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Sachsen. Nebst allg. Motiven und Inhaltsverzeichnisse. Dresden 1852.

Dr. G. Fr. Held, Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Sachsen. Leipzig 1852.

B. Delbrück, Die Uebernahme fremder Schulden nach gemeinem und Preuß-Recht. Berlin 1853.

Bagnoncelli di Bergamo, Sull' antichissima origine e successione dei governi municipali nelle citta' italiane ricerche. T. I. II. Bergamo 1823.

Das Grundgesetz des Königreiches Dänemark vom 5. Juni 1849. Altona 1852.

Coleccion de fueros municipales y cartas pueblas de los reinos de Castilla por T. Muñoz y Romero. T. I. Madrid 1847.

Reports of cases argued and determined in the Supreme Court of the state of Louisiana. Vol. 8—19. By Th. Curry. Vol. 1—12. By Merritt M. Robinson. Vol. 1—5. New-Orleans 1835—1851.

A. J. van Deinse, De algemeene beginselen van strafregt. Middelburg 1852.

J. D. H. Temme, Lehrbuch des Preußischen Strafrechts. Lief. 1. Berlin 1852.

Transunto di tre processi antichi criminali di Bologna. Bologna 1841.

Cenno sull' antica storia del foro criminale Bolognese. Bologna 1835—1842.

P. Harum, Die Preß-Ordnung vom 27. May 1852 nebst den sonstigen noch in Kraft bestehenden Verordnungen, insbesondere dem Patente zum Schutze des geistigen Eigenthumes. Pest 1852.

Dr. Twele, Repertorium über die Strafprozeßordnung für das Königreich Hannover vom 8. November 1850. Göttingen 1852.

J. D. H. Temme, Glossen zum Strafgesetzbuche für die Preußischen Staaten. Breslau 1853.

W. Möller, Kritik des Strafmaßes mit besonderer Rücksicht auf das Kurhessische Recht. Göttingen 1852.

Dr. E. F. Müller, Strafgesetzbuch für das Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. Erfurt 1853.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Dezember.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Exploration and Survey of the Valley of the Great Salt Lake of Utah, including a reconnaissance of a new route through the Rocky Mountains. By Howard Stansbury, Captain Corps Topograph. Engineers, U. S. Army. Printed by order of the Senate of the United States. Philadelph. 1852. 487 S. gr. 8. mit 58 Tafeln und einer Mappe mit 2 Karten.

Seitdem die Vereinigten Staaten ihre Herrschaft bis an den stillen Ocean ausgedehnt haben, und das fruchtbare Oregon-Territorium und noch mehr das goldreiche Californien stets zahlreichere Schaaren von Einwanderern nach dem fernen Westen lockt, macht sich das Bedürfniß immer fühlbarer und dringlicher, eine geeignete Communication zu Lande zwischen dem Osten und dem Westen dieses ungeheuren Ländergebietes zu eröffnen. Dazu ist es aber erforderlich, zuerst genauere Kenntniß von den gewaltigen Länderstrichen, die sich zu beyden Seiten der Felsgebirge ausbreiten, zu erlangen, um darnach die Anlage von Verkehrswegen bemessen zu können. Zu diesem Behufe macht nun auch die Centralregierung der Union große Anstrengungen, in deren Folge eben auch der Kapitain Stansbury den Auftrag erhielt, die Untersuchung und Aufnahme des Thales des großen Salzsees von Utah westwärts der Felsgebirge auszuführen.

Der große Salzsee hat in neuerer Zeit eine besondere Wichtigkeit für die Vereinigten Staaten erlangt, als sich nunmehr die Mormonen, nachdem sie mit blutiger Hand aus den Staaten Illinois und Missuri vertrieben worden waren, an ihm eine Stadt und außerdem auf weitere Entfernung hin mehrere Colonien begründet haben, deren Bevölkerung in so rascher Zunahme begriffen ist, daß sie bereits Ansprüche darauf machen, als eigener Staat in die Foederation eintreten zu dürfen. Ueber die Mormonen-Stadt geht zugleich ein Hauptzug der Einwanderung, die zu Lande aus dem Osten nach der Westküste jetzt schaarenweise stattfindet und somit ist der Centralregierung Veranlassung genug gegeben, sich über die Territorial-Verhältnisse jener entfernten Ländergebiete eine authentische Auskunft zu verschaffen.

Als Ausgangspunkt für das hier zur Sprache kommende Unternehmen war das Fort Leavenworth am Missuri bestimmt. Die Expedition bestand im Ganzen aus 18 Mann, 5 Wagen und 46 Pferden und Maulthieren; dem Verf., der diesen Zug befehligte, war nur noch ein einziger Offizier, der Lieutenant Gunnison, beygegeben. Die Mannschaft bestand hauptsächlich aus erfahrnen Leuten, die den größten Theil ihres Lebens unter den Wilden der Felsgebirge zugebracht hatten, und denen diese Lebensweise aus alter Gewöhnung lieb geworden war; man bezeichnet solche Leute in Nordamerika allgemein mit dem Ehrennamen der Voyageurs. Am 31. May wurde die Reise angetreten und der „Auswanderungsstraße“ folgend, erreichte man am 28. August die Mormonenstadt am großen Salzsee; zu ihrer Zurücklegung hatte die Expedition demnach drey volle Monate gebraucht.

Es dürfte für unſere Leſer kein Intereſſe haben, wenn wir hier umſtändlichere Mittheilungen aus dem Tagebuche des Verf. mittheilen wollten. Er ſelbſt macht bemerklich, daß er über dieſe Reiſe wenig Neues berichten könne, da Tauſende von Auswanderern ſchon vor ihm ſelbige gemacht hätten; er wolle auf eine genauere Schilderung auch nur deßhalb eingehen, damit ſpätere Emigranten einen richtigen Begriff von all den Strapazen und Gefahren eines ſolchen Unternehmens erhielten, um darnach ihre Einrichtungen und Vorkehrungen zu treffen. Denn es iſt faſt unglaublich, mit welcher Sorgloſigkeit und Unbedachtſamkeit viele dieſer Auswanderer eine ſolche mühſelige und langwierige Reiſe unternehmen und ſich dadurch in's Verderben ſtürzen, wie davon der Verf. eine Menge trauriger Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte.

Man erwäge nur, daß dieſe ganze lange Reiſe völlig durch unbewohnte Länder hindurchführt, wo höchſtens Haufen von wilden Indianern umher ſtreifen, gegen deren böſe Abſichten man immer, namentlich zur Nachtzeit, auf der Hut ſeyn muß. Nur drey- oder viermal auf dem Wege kommt man mit Anſiedelungen der Weißen in Berührung, und dieß ſind kleine befeſtigte Plätze (Fort Kearny, Laramie, Bridger und Hall), die hier, in großen Diſtanzen von einander, von der Unionsregierung angelegt wurden. Man muß alſo darauf gefaßt ſeyn, ein Vierteljahr lang Nachts unter Zelten zu campiren, man muß die Haltplätze, wo Futter und Waſſer für die Thiere zu finden, genau kennen, um nicht ſein Zugvieh einzubüßen, man muß mit der Beladung der Wagen und Thiere gut umzugehen verſtehen, wenn dieſe nicht auf einer ſo langen Reiſe zu Grunde gehen ſollen, man muß endlich mit Proviant ausreichend verſehen ſeyn, um nicht bittern Mangel zu leiden. Sonſt konnte man leicht ſeine Vorräthe durch die Jagd auf die Biſons, die hier in zahlloſen Schaaren umher ſchwärmten, ergänzen; jetzt aber ſind ſie durch die ſchonungsloſen Nachſtellungen aus den meiſten Gegenden verſchwunden, ſo daß auch der Verf. erſt bey der Annäherung gegen die Felsgebirge hin dieſe Thiere in Schaaren zu ſehen bekam.

Ein großer Theil der Auswanderer hat aber gar keine ordentliche Vorſtellung von den Fährlichkeiten, die ihn auf einer ſolchen Reiſe bedrohen, und begibt ſich ohne gehörige Vorbereitung und Ausrüſtung auf den Weg. Aber nur zu bald wird der Sorgloſe mit den Schreckniſſen der Wirklichkeit bekannt, und was das Schickſal von vielen dieſer Emigranten iſt, davon geben die zurückgelaſſenen und mit allerley Waaren belaſteten Wagen, die Thiergerippe und die zahlreichen Gräber längs der Emigrantenſtraße ein trauriges Zeugniß. Kein Wunder, daß daher der Verf. öfters auf Züge ſtieß, die in allen ihren Hoffnungen bitterlich getäuſcht, umgekehrt waren und den Rückweg nach der Heimath einſchlugen.

Nach Ankunft der Expedition in der Mormonenſtadt wurde alsbald mit der Unterſuchung und Aufnahme des großen Salzſees der Anfang gemacht und zwar zunächſt mit ſeinem weſtlichen Ufer. Dieſer Theil der Aufgabe war wegen Waſſermangels und faſt gänzlicher Unfruchtbarkeit des Bodens ſo außerordentlich ſchwierig und ſtrapaziös, daß die ganze Mannſchaft empfindlich darunter litt und mehrere Maulthiere der übermäßigen Anſtrengung und Entbehrung erlagen. Der Einbruch des Winters machte dieſen Unterſuchungen ein Ende und führte den Verf. mit ſeinen Leuten nach den Niederlaſſungen der Mormonen zurück, wo ſie überwinterten. Mit Anfang des Aprils des folgenden Jahres wurde die Fortführung der Unterſuchung wieder aufgenommen, und nach vollſtändiger Beendigung derſelben am 28. Auguſt der Rückweg angetreten, bis am 6. November der Ausgangspunkt, das Fort Leavenworth, wieder erreicht war.

Von den durch den Verf. aus ſeinen zahlreichen und genauen Unterſuchungen gewonnenen Reſultaten wollen wir hier in der Kürze nur zwey

zur Sprache bringen, die von allgemeinerem Interesse sind. Das eine betrifft des Verf. Urtheil über den Mormonen-Staat, das andere die Charakteristik der Fauna und Flora des Salzsees und der angränzenden Theile der Felsgebirge.

Der Mormonismus hat eine doppelte Seite: eine religiöse und eine politische. Von ersterer ist man jetzt hinlänglich bey uns unterrichtet, und sie macht sich besonders dadurch kennbar, daß sich die Mormonen besonderer Offenbarungen rühmen, durch welche sie sich nicht an die Bibel gebunden glauben, sich als die Auserwählten Gottes, als „die Heiligen der letzten Tage" betrachten, alle Andern außerhalb ihrer Gemeinschaft für „Heiden" erklären und ein sogenanntes „geistliches Weiber-System" eingeführt haben, das auf eine eben nicht sonderlich geistliche Weise die Vielweiberey gestattet. Mehr als alles Andere mußte insbesondere letztere Einrichtung die Mormonen bey dem Volke, das nicht ihres Glaubens war, bey den sogenannten Heiden, verhaßt machen, und so kam es, daß sie mit gewaffneter Hand zuerst aus dem Staate Missuri, dann aus Illinois vertrieben und der Stifter ihrer Sekte erschlagen wurde, bis sie endlich im Jahre 1847 nach langen Irrfahrten und unter großen Beschwerden an dem Salzsee sich niederliessen.

Hier waren sie nun auf allen Seiten durch unermeßliche Wüsteneyen von ihren Feinden geschieden und konnten sich in Frieden ganz nach ihrer eigenthümlichen Weise einrichten. So hatten sie denn Gelegenheit einen Beweis abzulegen, daß sie über den religiösen Verirrungen doch nicht den Sinn für eine verständige Einrichtung ihrer politischen und industriellen Verhältnisse verloren hatten. Unter der Leitung ihres neuen Propheten und Präsidenten der Kirche, Brigham Young, den der Verf. als einen geschreiben, einsichtsvollen und energischen Mann rühmt, schufen die Mormonen eine Wildniß, die früher bloß von Wölfen, Bären, Hirschen und einigen Indianer-Haufen belebt wurde, in ein fruchtbares Acker- und Weideland um, und legten den Grund zu einer großen Stadt, die damals schon 10,000 Einwohner zählte. Außerdem aber begründeten sie in näherer und weiterer Ferne, wo sich der Boden günstig zeigte, besondere Colonien, gewissermaßen als die festen Punkte, aus welchen neue Städte und Dörfer hervorgehen sollten. Nicht mindere Sorge trugen sie für ein wohlbestelltes Polizey- und Gerichtswesen und gut eingerichtete Schulen, um in keiner dieser Beziehungen hinter ihren Mitbürgern im Osten zurückzustehen. Und obwohl geistliches und weltliches Regiment sich in der Hauptsache in denselben Händen beysammen befindet, so waren sie doch einsichtig genug, nach Außen hin diese beyderley Aemter von einander zu scheiden. Dieß mußten sie thun, wollten sie anders den Zweck, der ihnen wenigstens jetzt als Hauptsache gilt, erreichen, nämlich als gleichwerthiges Staatenglied in die Union aufgenommen zu werden. Diese Absicht würden sie aber nimmermehr erreichen, wenn sie in Washington nur ihren geistlichen Charakter geltend machen wollten; sie müssen dort schlechterdings als politische Gemeinde mit den Einrichtungen und Benennungen, die in den andern Staaten üblich sind, auftreten. Weil aber zur Anerkennung als besonderer Staat eine bestimmte Bevölkerungszahl nöthig ist und der Heiligen der letzten Tage noch nicht so viele beysammen sind als zu gedachtem Zwecke nöthig ist, so haben sie Missionäre nach der neuen und alten Welt ausgeschickt, um dort „die Heiligen zu sammeln", zugleich aber haben sie auch den Heiden gestattet, unter ihnen zu wohnen, und für diese also muß das obrigkeitliche Regiment im weltlichen Charakter auftreten, weil die Ungläubigen einem geistlichen Gerichte der Heiligen sich nicht unterwerfen würden.

Man sieht hieraus, daß bey den Mormonen schwärmerische Sektirerey und kluge politische Berechnung so in einander verflochten sind, daß die weltlichen Interessen keineswegs gegen die geistlichen in den Hintergrund gestellt sind. Der Erfolg ihrer Missionen ist übrigens so groß, daß ihnen fortwährend zahlreiche Haufen aus der neuen Welt, wie aus England und Irland zuströmen, ja selbst aus Schweden, Dänemark und Norddeutschland Zuzüge erfolgen, für deren Beförderung sie bestens besorgt sind. Um die Einwanderung zu erleichtern, haben

*

die Mormonen bereits angefangen eine Communication mit S. Diego an der Küſte des ſtillen Oceans zu eröffnen, indem ſie auf dieſem Wege Niederlaſſungen begründen, in welchen die fernen Einwanderer Aufnahme und Verpflegung auf ihrem Zuge in's gelobte Land finden können. Eine beſondere Wichtigkeit wird die Mormonenſtadt am großen Salzſee noch dadurch erlangen, daß wenn einmal der Oſten der Union mit dem Weſten durch eine ordentliche Fahrſtraße oder Eiſenbahn in Verbindung gebracht werden wird, dieſe alsdann die Salzſee-Stadt berühren muß, weil dort allein in den ungeheuern Wüſteneyen des inneren Unionsgebietes Mittel zur Erneuerung der Proviſionen und der Vornahme von Reparaturen gegeben ſind. Wie lebhaft bereits der Verkehr iſt, beweist auch der Umſtand, daß der Verf. einmal mit der Briefpoſt aus der Salzſee-Stadt zuſammentraf, die über 6000 Briefe nach dem Oſten zu bringen hatte.

Der Verf., der keineswegs mit den Doctrinen der Mormonen einverſtanden iſt, erkennt es übrigens an, daß Bildung, Ordnung, Fleiß und Wohlſtand unter ihnen herrſche.

Einen beſonderen Werth erlangt die vorliegende Unterſuchungsreiſe noch durch ihre Berückſichtigung der Fauna und Flora eines in dieſer Beziehung bisher noch ganz unbekannten Gebietes. Zwar waren der Expedition keine Naturforſcher vom Fache beygegeben, ſondern die beyden Offiziere derſelben konnten nur neben ihren andern Arbeiten an Anlegung von Sammlungen denken, um deſto mehr Anerkennung verdient es, daß ſie gleichwohl die mühſame Acquiſition derſelben ſich nicht verdrießen ließen und dadurch doch ſo viel zuſammen brachten, daß der Verf. mit Recht rühmen darf, daß ſeit Major Long's Beſuch des Miſſuri keine von der Regierung ausgerüſtete Expedition der Naturgeſchichte ſo bedeutende Bereicherungen gebracht habe, als gerade dieſe. Zur gehörigen Verwerthung dieſer Sammlungen haben aber auch die amerikaniſchen Naturforſcher weſentlich mitgewirkt, indem ſie ſich, je nach ihren Fächern, in die Beſtimmung und Beſchreibung der naturhiſtoriſchen Gegenſtände getheilt haben.

Die Säugthiere wurden von Baird beſtimmt und gehören folgenden Arten an: 1) Vulpes macroura (S. 309), eine neue Art vom Salzſee-Thal und den Felsgebirgen, welche in der Färbung eben ſo veränderlich iſt als der rothe Fuchs (Canis fulvus), deſſen Schwanz aber um 6″ und mehr länger iſt als bey letzterem. 2) Putorius Vison, 3) Putorius Erminea, 4) Meles labradoria, 5) Gulo Luscus, der hier im Salzſee-Thal wohl ſeine ſüdlichſte Verbreitungsgränze erreicht, 6) Fiber zibethicus, 7) Spermophilus tredecim-lineatus und 8) Ovis montana. — Im Anhange findet ſich noch die Beſchreibung einer neuen Goffer-Art, die Lieutenant Abert aus Neumexiko mitbrachte und von Baird Pseudostoma castanops (S. 313) benannt wurde. Sie hält in der Größe das Mittel zwiſchen Ps. boreale und bursarium, iſt viel heller als letztere Art, blaß gelblichbraun mit einem großen hell kaſtanienfarbigen Fleck an jeder Seite des Kopfes.

Von Vögeln wurden 30 Arten geſammelt und von Baird beſtimmt. Als neue Art unterſcheidet er die Sialia macroptera, die zwar mit der S. arctica nahe verwandt iſt, aber längere Flügel, viel kleinere und ſchmächtigere Krallen und längere Zehen hat. Außerdem ſind 9 Arten verzeichnet, die Abert in Neumexiko acquirirte. Noch iſt eine zahlreiche Liſte von ſolchen Vögeln beygegeben, die im Weſten des Miſſiſſippi vorkommen und in Audubon's Ornithologie nicht enthalten ſind. Sie ſollen von Caſſin in ſeinen Illustrations of the Birds of California, Texas etc., die eine Ergänzung von Audubon's Werke bilden, beſchrieben und abgebildet werden.

Die Amphibien haben Baird und Ch. Girard gemeinſchaftlich bearbeitet und ſind lauter neue Arten, mit Ausnahme von zweyen, von denen die Holbrookia maculata erſt kürzlich durch Girard vom Platte-Fluß und Phrynosoma Douglasii durch Bell vom Oregon beſchrieben wurde. Die Arten heißen: 1) Siredon lichenoides (Tab. 1), 2) Cnemidophorus Tigris (Tab. 2), 3) Crotaphytus Wislizeni (Tab. 3), 4) Holbrookia (Cophosaurus Trosch.) maculata (Tab. 6 Fig. 1—3), 5) Uta

stansburiana (Tab. 5 Fig. 4—6), 6) Sceloporus graciosus (Tab. 5 Fig. 1—3), 7) Elgaria scincicauda (Tab. 4 Fig. 1—3), 8) Plestiodon skiltianum (Tab. 4 Fig. 4—6), 9) Churchillia Bellona, 10) Coluber Mormon, 11) Heterodon nasicus. Von dieſen Reptilien bildet Uta eine neue Saurier- und Churchillia eine neue Schlangengattung. — Angefügt iſt noch eine ſehr ſorgfältig bearbeitete Monographie der Gattung Phrynosoma von Girard, welcher er 6 Arten zuweiſt, die auf Tab. 7 und 8 im Ganzen oder doch in ihren charakteriſtiſchen Theilen abgebildet ſind.

Inſekten konnten nur wenig zurückgebracht werden. Haldeman, der ſie beſtimmte, hat noch die Beſchreibung von ſolchen zugefügt, die durch andere Reiſende an der Weſtgränze von Texas und in der Ebene von Santa Fé geſammelt wurden. Die Schmetterlinge zählen 3 bereits bekannte Arten, die Hymenopteren 4, die Hemipteren und die Orthopteren ebenfalls je 4 Arten, ſämmtlich neu; unter den Orthopteren iſt eine neue Gattung Anabrus aufgeſtellt, die zunächſt an Phalangopsis ſich anſchließt. Die Käfer ſind mit 35 Arten vertreten, darunter 12 neue, wovon auf Tab. 9 und 10 die wichtigſten abgebildet ſind. Auch eine neue Gattung, Henous, iſt begründet, die mit Epicanta verwandt iſt.

Die von der Expedition geſammelten Pflanzen wurden von John Torrey bearbeitet und zählen 112 Arten, worunter 6 neu ſind. Auch eine neue Gattung, Monothrix, iſt begründet, welche mit Bentham's Perityle in naher Verwandtſchaft ſteht. Die neuen Formen ſind durch 9 Tafeln mit Abbildungen erläutert.

Die Beſtimmung der Verſteinerungen iſt von James Hall vorgenommen worden; ſie zählen 4 Arten Korallen, 9 Brachiopoden, 5 Muſcheln und 2 Schnecken, die ſämmtlich auf 4 Tafeln abgebildet ſind.

Beygegeben ſind am Schluße noch einige chemiſche Analyſen und die Reihe der meteorologiſchen Beobachtungen.

Die äußere Ausſtattung des Buches iſt bey Vermeidung alles unnützen Luxus ſehr gefällig. Zur beſondern Zierde gereichen die 58 Tafeln lithographirter Abbildungen, wovon 23 den naturhiſtoriſchen Gegenſtänden, die andern 35 landſchaftlichen Darſtellungen gewidmet ſind. Eine beſondere Mappe enthält 2 Karten im größten Maaßſtabe: die eine iſt der Aufnahme des Thales des großen Salzſees gewidmet, die andere gibt die Reiſeroute an. Sowohl die Tafeln als die Karten ſind lobenswerth ausgeführt.

Dr. A. Th. v. Middendorff's ſibiriſche Reiſe, ꝛc.

(Schluß.)

Eine glückliche Anwendung ſeiner an den Landbären erprobten Erfahrungen hat der Verf. nun gleich an den Ueberreſten der urweltlichen Höhlenbären gemacht *). Bekanntlich hat auch hier Cuvier (abgeſehen von dem für ſich ſtehenden Ursus priscus) eine hochſtirnige Art von der flachſtirnigen unterſchieden, und Andere haben nach andern Abweichungen noch etliche Species beygefügt. Dieſen Sonderungen konnte der Verf. mit vollem Rechte ſeine an Ursus arctos gemachten Erfahrungen entgegenhalten und damit den Beweis beybringen, daß ſolche Abänderungen in der Schädelform, wie ſie bey den foſſilen Höhlenbären gefunden werden, ſämmtlich noch innerhalb der Peripherie liegen, bis zu welcher hin eine Reihe von Variationen in der Art-Einheit geſtattet iſt. Der Verf. hat hiemit die Reſultate bekräftigt, zu welchen Ref. ſchon früher aus der Vergleichung einer großen Anzahl Schädel von Höhlenbären gelangt war.

*) In ſeiner Abhandlung: „Unterſuchungen an Schädeln des gemeinen Landbären als kritiſche Beleuchtung der Streitfrage über die Arten foſſiler Höhlenbären", in den Verhandl. der ruſſiſch k. mineralog. Geſellſchaft zu St. Petersburg, Jahrg. 1850.

Eine sehr ausführliche Erörterung widmet der Verf. ferner den Farbenveränderungen, welche bey dem gemeinen Eichhörnchen in Sibirien vorkommen. Tamias (Sciurus) uthensis Pall. sieht er für eine schwarze Abänderung des Tamias striatus an, und beruft sich, in Ermangelung eigener Beobachtungen, auf den Umstand, daß auch das gemeine Eichhörnchen an den Küstengegenden des ochotskischen Meeres häufig in einer schwarzen Varietät vorkomme. Ref. kann dieser Ansicht eine neue Stütze darbieten, indem erst vor Kurzem Haldeman bekannt machte, daß er von dem mit Tamias striatus nahe verwandten, amerikanischen T. Lysteri eine ganz schwarze Abänderung, ohne Andeutung von Seitenstreifen, erhalten habe.

In zwey musterhaften Monographien sind die beyden Lemming-Arten: Myodes torquatus und M. obensis sowohl nach ihrem äußeren und inneren Baue, als nach ihrem Farbenwechsel und ihrer geographischen Verbreitung, die bey beyden rings um den Polarkreis herumreicht, geschildert und mehrere Nominalarten dadurch für immer beseitigt. Zu solchen Resultaten wäre man freylich nach den in den Sammlungen zerstreuten und vereinzelten Exemplaren nicht gekommen, sondern die Untersuchung derselben nach einer großen Anzahl in ihren Heimathstätten mußte dazu die Grundlage abgeben. Daß hiebey dem Verf., der uns vor mehreren Jahren mit seinem Besuche erfreute, die Besichtigung der in hiesiger Sammlung aufbewahrten Lemminge aus Labrador förderlich war, gereicht uns zum Vergnügen. Auch des Referenten Nachweis, daß der von ihm aus dem russischen Nordamerika beschriebene Myodes albigularis sowohl mit dem nordamerikanischen M. helvolus als auch mit dem sibirischen M. obensis (beyde ihm übrigens damals nur aus Beschreibungen bekannt) in großer Uebereinstimmung stehe, hat nunmehr durch den Verf. nicht bloß Bestätigung, sondern die weitere Ausdehnung erhalten, daß diese drey Lemminge sämmtlich zu einer Art gehören.

In eben so gründlicher Weise hat der Verf. eine neue Art von Feldmäusen, die Eversmann nur mit wenig Worten und eben deßhalb ganz unzureichend als Hypudaeus obscurus charakterisirte, beschrieben.

Zur Kenntniß der geographischen Verbreitung ist es interessant, daß der Verf. an einem Horne den Nachweis liefern konnte, daß die nordamerikanische Ovis montana im Küstengebirge des ochotskischen Meeres einheimisch ist; von Kamtschatka ist sie allerdings schon länger bekannt.

Das sibirische Reh, welches Brandt neuerdings als besondere Art festzustellen versuchte, wird von dem Verf. nur als Varietät von unserem europäischen Rehe (Cervus capreolus) betrachtet. „Der ganze Unterschied", sagt er, „beschränkt sich auf etwas knorrigere und kräftigere Spieße, und mithin kann ich die Annäherung des sibirischen Rehes an Cervus dama, mit welchem Pallas seinen Wuchs vergleicht, und welche Hr. Akad. Brandt im Allgemeinen ausgesprochen hat, nicht zugeben. Das sibirische Reh hat Spieße von derselben Bildung wie das europäische, und keine Geweihe. Das sibirische Reh ist allerdings größer von Wuchs als das europäische, es ist dieses aber nur für den Durchschnitt richtig, denn Rehe von 70 Pf., wie das von Pallas gewogene sibirische, kommen sogar in Westeuropa laut Bechstein u. A. vor; überdieß ist aber das europäisch-russische schon größer als das rheinländische, denn eine nur mittelgroße Rieke, die ich in Kiev wog, hatte 68 Pf. Die kaukasischen Rehe vermitteln den Uebergang zu den sibirischen."

Gehen wir nun zur zweyten Klasse, zu den Vögeln über, so finden wir von denselben 210 Arten aufgeführt, die folgenden Gattungen angehören.

Raubvögel: Gypaëtos 1, Falco 13, Strix 7.

Klettervögel: Cuculus 1, Yunx 1, Picus 5.

Passerinen: Alauda 5, Plectrophanes 2, Emberiza 9, Passer 2, Pyrrhula 4, Fringilla 4, Coccothraustes 1, Loxia 2, Parus 4, Sitta 1, Bombycilla 1, Garrulus 2, Nucifraga 1, Pica 1,

Corvus 5, Sturnus 1, Certhia 1, Cinclus 2, Anthus 3, Motacilla 4, Turdus 5, Accentor 2, Saxicola 2, Sylvia 11, Muscicapa 2, Lanius 2, Hirundo 3.

Tauben: Columba 1.

Hühnervögel: Lagopus 2, Tetrao 5, Perdix 1.

Sumpfvögel; Charadrius 5, Strepsilas 1, Haematopus 1, Totanus 7, Actitis 1, Phalaropus 2, Limosa 3, Tringa 13, Scolopax 4, Numenius 1, Ardea 1.

Schwimmvögel: Cygnus 2, Anser 7, Anas 18, Mergus 3, Podiceps 1, Colymbus 3, Uria 1, Phaleris 2, Mormon 2, Lestris 4, Larus 6, Sterna 2.

Vermehrt ist das Verzeichniß der sibirischen Vögel von dem Verf. nur durch 5 von ihm neu entdeckte Arten geworden; desto wichtiger sind seine ergänzenden Bemerkungen zu den Beschreibungen der älteren Arten und die kritischen Berichtigungen in den Bestimmungen. Seine neuen Arten heißen: Emberiza polaris, Sylvia sibirica und S. ochotensis, Tetrao urogalloides und Tringa subminuta. Am interessantesten ist daraus die neue Art von Auerhühnern, über die wir daher einige Mittheilungen vorlegen wollen.

Der Verf. hat in Sibirien zwey Formen des Auerhuhnes angetroffen, d. i. das in Europa als typisch angesehene, und eine kleinere Varietät oder Art, welche sich in den Gebirgsgegenden aufhält und die in Kamtschatka einzig vorkommende zu seyn scheint. Letztere, die er Tetrao urogalloides nennt, unterscheidet er in Bezug auf den Hahn folgendermassen. 1) Sie ist ansehnlich kleiner als das europäische Auerhuhn, was sich insbesondere am Schnabel ausspricht, dessen Länge bey T. urogallus sich zu der bey T. urogalloides wie 39 zu 26, die Höhe wie 32 zu 21 verhält. 2) Der Schwanz ist bey T. urogalloides verhältnißmäßig länger; 3) die Oberseite des Gefieders ist stets mit weißen Flecken getropft; 4) die Steuerfedern sind alle einfarbig schwarz, und auf ihrer Wurzelhälfte nicht weiß besprengt. Trotz dieser erheblichen Differenzen hat es doch für den Verf. nicht geringen Anschein, daß am Ende der T. urogalloides nur eine lokale Varietät des T. urogallus seyn könnte, zumal da er die kamtschatkischen Auerhennen in keinerley Weise, ja nicht einmal in der Größe, von den unsern zu unterscheiden vermag.

Was die andern 4 neuen Arten anbelangt, so ist zu bemerken, daß dem Verf. die Emberiza polaris nur nach einem einzigen Weibchen und dessen Eyern bekannt wurde. Obschon dieser Vogel dem Weibchen von Emberiza schoeniclus var. minor nahe steht, so unterscheidet er sich doch durch die Befiederung und noch mehr durch die Eyer. Sylvia sibirica ist verwandt mit S. cantilans, rufa und Bonellii: Sylvia ochotensis ist der S. certhiola vollkommen ähnlich, aber ihre Unterseite ist, statt weiß wie bey letzterer, von bräunlich kanariengelber Färbung.

Die Tringa subminuta endlich ist von der Tr. minuta nur durch ihre auffallend langen Zehen und die dunkelfarbigen Schwingenschäfte zu unterscheiden.

Die geringste Ausbeute hat die Klasse der Amphibien geliefert, indem der Verf. von ihr nur 4 Arten auffand: Lacerta vivipara, Vipera berus, Rana temporaria und R. cruenta. Die Rana temporaria anbelangend, läßt er es unentschieden, ob er seine Individuen der R. oxyrhinus oder platyrhinus Steenst. zuweisen soll. Die Rana cruenta hat Pallas nicht mit der Vollständigkeit beschrieben, daß dem Verf. jeder Zweifel fern bleiben mußte, ob die von ihm um Jakutsk gefundenen Frösche nicht etwa eine besondere Art ausmachen könnten.

Von den sehr sauber gearbeiteten Abbildungen gehören Tab. 1 bis 12 den Säugthieren zu, Tab. 13 bis 25 den Vögeln, Tab. 26. den Amphibien.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Dezember.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Zweytes Quartal. July — September.

(Schluß.)

H. Korb, Die Gesetze über das mündliche und öffentliche Verfahren mit Geschwornen in Untersuchungssachen. Berlin 1852.

Geschichte der Inquisition und der Hexenprozesse aller Zeiten und Länder. Leipzig 1852.

Th. Mundt, Macchiavelli und der Gang der europäischen Politik. 2te verm. Ausgabe. Leipzig 1853.

C. de la Garden, Code diplomatique de l'Europe ou principles et maximes du droit des gens moderne. T. 1. Par. 1852.

Dr. A. L. Reyscher, Die grundherrlichen Rechte des würtembergischen Adels. Tübingen 1836.

Dr. Ravit, Der Civilstaatsdienst in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Kiel 1852.

Hannöversche Gesetzgebung über Staats- und Gemeindeverwaltung. Hannover 1852.

Dr. K. Klüpfel, Die deutschen Einheitsbestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang. Leipzig 1853.

Dr. C. W. E. Heimbach, Lehrbuch des sächsischen bürgerlichen Prozesses. Bd. 1. Jena 1852.

M. Ricardi ordo judiciarius. Ex codice Duacensi nunc primum editus per Carol. Witte. Halle 1853.

Dr. Th. v. Helmolt, Das Verhältniß der Exceptionen zur Beweislast. Gießen 1852.

J. H. Gwalter, Das zürcherische Schuldbetreibungsgesetz vom 1. April 1851. Zürich 1853.

E. Böcking, Grundriß zu Vorlesungen über den gemeinen deutschen Civilprozeß. Bonn 1852.

XII. Theologia.

Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Herausg. von Dr. Herzog. Stuttg. 1853.

P. Boetticher, Epistolae novi testamenti coptice. Halae 1852.

Fr. A. W. Steglich, Erklärendes Wörterbuch veralteter und anderer unverständlicher Ausdrücke in Dr. Luther's deutscher Bibelübersetzung. Leipzig 1853.

Das hohe Lied von Salomo. Uebers. und erklärt von G. A. Hahn. Breslau 1852.

Hiob, metrisch übersetzt von M. Spieß. Buchholz 1852.

K. A. Menzel, Staats- und Religionsgeschichte der Reiche Israel und Juda. Breslau 1853.

Eusebii Pamphili historiae ecclesiasticae libri X. Recognovit A. Schwegler. Tubing. 1852.

Eusebius contra Hieroclem et Marcellum libri. Ed. Th. Gaisford. Oxford 1852.

Eusebii Evangelicae demonstrationis libri decem cum versione latina Donati Veronensis. Rec. Th. Gaisford. T. I. II. Oxford 1852.

Ch. A. Wahl, Clavis librorum veteris test. apocryphorum philologica. Sectio I. Lips. 1853.

Fr. A. W. Steglich, Bibelkunde. Leipzig 1853.

J. Oschwald, Die Apokryphen in der Bibel. Zürich 1853.

A. Kloepper, De origine epistolarum ad Ephesios et Colossenses a criticis Tubingensibus e gnosi Valentiniana deducta. Greifswald 1853.

E. Kluge, Die Stellung und Bedeutung der Apokryphen. Frankfurt 1852.

Die Evangelien, ihr Geist, ihre Verfaßer und ihr Verhältniß zu einander. 2te Aufl. Leipzig 1853.

Dr. T. Tobler, Die Siloahquelle und der Oelberg. St. Gallen 1852.

Dr. E. Sartorius, Ueber den alt- und neuteſtamentlichen Cultus insbeſondere Sabbath, Prieſterthum, Sakrament und Opfer. Stuttg. 1852.

E. Reuß, Die Geſchichte der heiligen Schriften neuen Teſtamentes. 2te verm. Aufl. Abth. 1. Braunſchweig 1853.

Dr. Fr. Düſterdieck, Die drey johanneiſchen Briefe. Bd. 1. Göttingen 1852.

Dr. Ch. D. Weiſſe, Die Chriſtologie Luthers und die chriſtologiſche Aufgabe der evangeliſchen Theologie. Leipz. 1852.

D. Schenkel, Das Prinzip des Proteſtantismus. Schaffhauſen 1852.

Fr. Ch. Oetinger, Die Theologie aus der Idee des Lebens abgeleitet. Ueberſ. von Dr. J. Hamberger. Stuttg. 1852.

E. Güder, Die Lehre von der Erſcheinung Jeſu Chriſti unter den Todten. Bern 1853.

C. de Montalembert, Des intérêts catholiques au 19 siècle. Bruxelles 1852.

Dr. M. A. Nickel, Das göttliche Geſetzbuch. Th. 1. Mainz 1853.

H. Ch. Heimbürger, Das chriſtliche Prieſterthum deutſcher Frauen und Jungfrauen. Celle 1852.

J. Mason, Select remains. Recommended by Dr. Watts. Lond. 1830.

Dr. L. A. Petri, Agende der Hannoverſchen Kirchenordnungen. Hannover 1852.

K. W. Frantz, Ueber den in den evangeliſchen Kirchen einzuführenden rhythmiſchen Choralgeſang. Quedlinburg 1852.

J. J. Frickart, Beyträge zur Geſchichte der Kirchengebräuche im ehemaligen Kanton Bern ſeit der Reformation. Aarau 1846.

E. E. Koch, Geſchichte des Kirchenlieds und Kirchengeſangs der chriſtlichen, insbeſondere der deutſchen evangeliſchen Kirche. 2te Aufl. Bd. 1. Stuttg. 1852.

Dr. J. G. Müller, Geſchichte der chriſtlichen Feſte. Berlin 1853.

Joſ. Kehrein, Kirchen- und religiöſe Lieder aus dem 12—15. Jahrhundert. Paderborn 1853.

J. Gieſe, Erörterung der Streitfrage über den Gebrauch der Azyma als Element der heiligen Euchariſtie. Münſter 1852.

J. B. Lecomte, Messire de Clieu, les églises et le clergé de la Ville du Havre-de-Grace. Par. 1851.

G. Percy Badger, The Nestorians and their rituals. Vol. 1. 2. Lond 1852.

Dr. O. Mejer, Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht. Th. 1. Göttingen 1852.

Chr. Ch. Jos. Bunsen, Hippolytus and his age, Vol. 1—4. Lond. 1852.

Lor. Guazzesi, Dell' antico dominio del Vescovio di Arezzo in Cortona. Pisa 1760.

A. Christophe, Histoire de la papauté pendant le XIV siècle. Vol. 1—3. Par. 1852.

G. B. Semeria, Storia della chiesa Metropolitana di Torino. Torino 1840.

W. Shee, The Jrish church, its history and statistics. Lond. 1852.

J. Mooren, Das Dortmunder Archidiakonat. Archäologiſche Monographie. Köln 1853.

Cl. Grandcour, De l'influence des ordres réligieux sur les sociétés en France. Par. 1852.

Constitutiones ordinis F. F. Eremitarum S. Augustini Madr. 1850.

Das Verbrüderungsbuch des Stiftes St. Peter zu Salzburg aus dem 8—13. Jahrhundert. Mit Erläuterungen von Th. G. von Karajan. Wien 1852.

Hagenau'ſche Geſchichte. Nach einer Original-Ausgabe von 1653 abgedruckt von Levrault in Straßburg. Straßburg 1852.

K. F. Ledderhoſe, Das Blutbad von Thorn im J. 1724. Baſel 1852.

Der Vertrag zu Paſſau im Jahre 1552. Zwickau 1852.

J. Köſtlin, Die ſchottiſche Kirche. Hamburg 1852.

Dr. H. Heppe, Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus in den Jahren 1555 bis 1581. Bd. 1. Marburg 1852.

Dr. K. A. Schneider, Ueber Verſchiedenheit der Symbole innerhalb der Union der evangeliſchen Kirche. Berlin 1852.

J. W. Gunnison, The Mormons. Philadelph. 1852.

J. Sparks, An inquiry into the comparative moral tendency of Trinitarian and Unitarian doctrines. Boston 1823.

Douglas Gorrie, Episcopal Methodism as it was and is. Auburn 1852.

F. W. Genthe, Die Jungfrau Maria, ihre Evangelien und ihre Wunder. Halle 1852.

Ch. de Rémusat, Saint Anselme de Cantorbéry. Par. 1853.

Les actes des martyres d'Orient, traduits pour la première fois en français, sur la traduction latine des manuscrits syriaques de Etienne-Evode Assemanni par l'abbé F. Lagrange. Par. 1852.

D. Bouix, Tractatus de principiis juris Canonici. Par. 1852.

F. J. Buß, Reformen im Dienſt der katholiſchen Geiſtlichkeit Deutſchlands. Schaffhauſen 1852.

Dr. A. J. Binterim, Die jüngſte öffentliche Vorleſung des J. W. J. Braun: die Sage von den gebornen Kardinälen. Cöln 1852.

Ch. G. A. v. Scheurl, Die Sache der Lutheraner in Baden, aus dem Geſichtspunkte der Gewiſſensfreyheit. Stuttgart 1852.

Die katholiſche Religionsübung in Meklenburg Schwerin. Geſchichtlich und rechtlich. Jena 1852.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Viertes Quartal. Oktober — Dezember.

I. Encyclopaedia.

(Historia litteraria. Academica.)

Dr. A. Peip, Die Wiſſenſchaft und das geſchichtliche Chriſtenthum. Berlin 1853.

Henri Joseph Leblanc, Essai historique et critique sur l'étude et l'enseignement des lettres profanes dans les premiers siècles de l'Eglise. Paris, Périsse 1852.

J. Delalain, Législation de la propriété littéraire collationnée sur les textes officiels avec notes interprétatives. Par. 1852.

A. M. Bandinius, Bibliotheca Leopoldino-Laurentina s. catalogus mss. qui jussu Petri Leopoldi in Laurentianam translati sunt. T. I. II. III. Florent. 1791 — 1793.

Handſchriften-Verzeichniſſe der K. Bibliothek, herausgegeben v. d. K. Oberbibliothekar Geh. Reg.-Rath Dr. Pertz. Bd. 1. Verzeichniß der Sanskrit-Handſchriften von Dr. Weber. Berlin 1853.

E. Geruzez, Histoire de la littérature française du moyen âge aux temps modernes. Paris 1852.

L. Grangier, Histoire abrégée et élémentaire de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours. Leipz. 1853.

Alfr. Nettement, Histoire de la littérature française sous la restauration. T. I. II. Par. 1853.

Ruinart, Voyage littéraire en Alsace, trad. par Matter. Strasbourg 1829.

A. Sayous, Histoire de la littérature française à l'étranger depuis le commencement du XVII siècle. T. I. II. Par. 1853.

Dr. Jul. Schmidt, Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert. Bd. 1. Leipzig 1853.

Dr. W. Schrader, Angelus Sileſius und ſeine Myſtik. Halle 1853.

Dr. Giov. Siotto-Pintor, Storia letteraria di Sardegna. Vol. 1—4. Cagliari 1813—44.

G. Ticknor, Geſch. der ſchönen Literatur in Spanien. Deutſch mit Zuſätzen. Herausg. von Nic. H. Julius. Bd. 1. 2. Leipzig 1853.

Dr. G. Weber, Die Geſchichte der deutſchen Literatur. 4te bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leizig 1853.

Abhandlungen der K. K. Geologiſchen Reichsanſtalt. Bd. 1. Wien 1852.

Dr. Max Lorente, Resumen de las actas de la academia real de ciencias de Madrid en el año academico de 1850 à 1851. Madrid 1851.

Mémoires de la société d'archéologie du departement de la Somme. T. I — X. Deuxième Série T. I. Amiens 1838 — 51.

Condorcet, Oeuvres complètes. T. 1 — 21. Paris 1804.

G. Lyttelton, Works published by G. Ed. Ayscough. 3e edit. V. 1 — 3. Lond. 1776.

Vinc. Monti, Prose e poesie. Vol. 1 — 5, con appendice. Firenze 1847.

O. A. Brownson, Essays and Reviews, chiefly on theology, politics and socialism. New-York 1852.

Chamfort, Oeuvres, précédées d'une étude sur sa vie et son esprit par Ar. Houssaye. Par. 1852.

Le Glay, Nouveaux Analectes, ou documens inédits, pour servir à l'histoire des faits, des moeurs et de la littérature etc. Paris 1852.

Schiller in Briefen und Geſprächen. Berlin 1852.

II. Philologia.

C. W. Bock, Erklärungen des Baues der berühmteſten älteren und neueren Sprachen Europa's, Aſiens, Afrika's, Amerika's und der Südſee-Inſeln. Berl. 1853.

Dr. H. Düntzer, Neues prakt. Handbuch der griech. Sprache. Köln 1838.

J. J. Champollion-Figeac, Nouvelles recherches sur les patois ou idiomes vulgaires de la France. Par. 1809.

A. de Chevallet, Origine et formation de la langue française. P. I. Par. 1853.

Dr. K. Weinhold, Ueber deutſche Dialectforſchung. Die Laut- und Wortbildung und die Formen der ſchleſiſchen Mundart. Wien 1853.

Bernh. Zeerleder von Steinegg. Wunn u. Weide. Ein Verſuch urkundlicher Forſchung. Conſtanz 1845.

O'Donovan, A grammar of the Irish language. Dublin 1845.

Dr. A. Pfizmaier, Kritiſche Durchſicht der v. Dawidow verfaßten Wörterſammlung aus der Sprache der Kalino's. Wien 1851.

Dr. A. Pfizmaier, Unterſuchungen über den Bau der Aino-Sprache. Wien 1851.

L. Ferrario, Memoria intorno ai Palinsesti. Milano 1853.

J. R. Darley, The grecian drama: a treatise on the dramatic literature of the Greeks. Dublin 1840.

Th. Bergk, Poetae Lyrici graeci. Ed. 2. fasc. 1. Lips. 1852

Alciphronis rhetoris epistolae. Recensuit cum Bergleri integris, Meinekii, Wagneri aliorum selectis suisque annotationibus ed., indices adjecit E. E. Seiler. Leipz. 1853.

C. Beck, Platon's Philoſophie und Abriß ihrer genet. Entwickelung. Stuttg. 1853.

B. Giſeke, Die allmähliche Entſtehung der Geſänge der Ilias, aus Unterſchieden im Gebrauch der Präpoſitionen nachgewieſen. Göttingen 1853.

O. Haupt, Demoſtheniſche Studien. Heft 1. Coblenz 1852.

Hieroclis, Philosophi Alexandrini in aureum Pythagoreorum carmen commentarius. Rec. et ill. Fr. G. A. Mullachius. Berl. 1853.

Lycurgi oratio in Leocratem. Ed. C. Scheibe. Lips. 1853.

Dr. E. H. F. Meyer, Botaniſche Erläuterungen zu Strabo's Geographie, mit einem Fragment des Dikäarchos. Königsb. 1852.

Scholia Graeca in Aeschinem et Isocratem ex Codicibus aucta et emendata ed. G. Dindorfius. Oxford 1852.

Dr. F. Zarncke, Der deutſche Cato. Geſch. der deutſchen Ueberſetzungen der im deutſchen Mittelalter unter dem Namen Cato bekannten Diſtichen. Leipz. 1852.

M. Val. Martialis, Epigrammaton libri. Ed. F. G. Schneidewin. Lips. 1853.

J. Th. Kreyssig, Epistola ad F. Kriztzum de C. Sallustii Crispi historiarum lib. II. reliquiis ex palimpsesto Toletano erutis. Meissen 1854.

Caj. Salustius, Crisp., Catilina, Jugurtha, historiarum reliquiae. Ed. Fr. Dor. Gerlach. Vol. I. Basileae 1852.

Midrasch Ele Eskerà. Nach einer Handſchrift der Hamburger Stadtbibliothek zum erſten Mal, nebſt Zuſätzen. Herausg. v. A. Jellinek. Leipz. 1853.

M. E. Burnouf, Le lotus de la bonne loi traduit du sanscrit, accompagné d'un commentaire et de vingt et un mémoires rélatifs au Buddhisme. Paris 1852.

Dr. H. Jolowicz, Polyglotte der orientaliſchen Poeſie. Lief. 1. 2. Leipzig 1853.

Alfr. de Kremer, Description de l'Afrique. Par un geographe Arabe anonyme du sixième siècle de l'Hégire. Texte Arabe publié pour la première fois par Alfr. de Kremer. Vienne 1853.

Dr. A. Pfizmaier, Ueber einige Eigenſchaften der japaniſchen Volkspoeſie. Wien 1852.

— —, Das Li-Sao und die neuen Geſänge. Zwey chineſiſche Dichtungen. Wien 1852.

M. Sèdillot, Lettre à Mr. de Humboldt sur les travaux de l'école Arabe. Par. 1853.

Dr. Albr. Weber, Akademiſche Vorleſungen über Indiſche Literaturgeſchichte, gehalten im Winterſemeſter 1851/52. Berlin 1852.

F. Woepcke, L'Algèbre D'Omar Alkhaygami. Par. 1852.

Al Adjrumiieh. The Arabic Text, with the vowels aud an English Translation by the Rec. J. J. S. Perowne. Cambridge 1852.

(Fortſetzung folgt.)

Das Inhalts-Verzeichniß folgt nach.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1853, Band XXXVI, XXXVII.

Die römiſche Ziffer verweiſt auf den Band, die arabiſche auf die Seite desſelben.

Aeschyli tragödiae. Recensuit Godofr. *Hermannus*. T. 1, 2. Lips. 1852. XXXVII, 489.

Bergmann C., und Leuckart, R., Anat. phyſiol. Ueberſicht d. Thierreichs. Stuttgart 1852. XXXVI, 345.

Biſchoff, Th. L. W., Entwicklungsgeſch. d. *Meerſchweincheus*. Gießen 1852. XXXVI, 377.

Brosset, M., Rapports sur un voyage archéologique dans la *Géorgie* et dans *l'Arménie*. St. Petersburg 1851. XXXVI, 457.

— —, Atlas du voyage archéologique dans la *Transcaucasie*. St. Petersburg 1850. XXXVI, 457.

Catalogue des *Manuscrits* et Xylographes orientaux de la Bibliothèque Impériale Publique de St. *Pétersburg*. St. Pétersburg 1852. XXXVI, 115.

Ceremonial, the c. usages of the *Chinese*, b. C. 1121 — from the original Chinese by Will. Raymond *Gingell*. London 1852. XXXVII, 129.

Chinese, the Ch. Miscellany. Shangae 1849—1850. XXXVII, 129.

Dulaurier, E., récit de la première croisade, extrait de la chronique de *Matthieu d'Edesse* etc. Paris 1850. XXXVI, 457.

— —, extrait de la chronique de *Michel* le *Syrien*. Paris 1849. XXXVI, 457.

Excerptorum ex C. *Plinii* Secundi Naturalis historiae libro XXXV, part. 1—3. interpretatus est J. Chr. *Elster*. Helmstedt 1851—53. XXXVII, 473.

Fortlage, C., Genetiſche Geſchichte der Philoſophie ſeit Kant. Leipz. 1852. XXXVI, 114.

Gerding, Dr. Th., Einführung in das Studium der Chemie. Leipzig 1852. XXXVI, 137.

Ghillany, Dr. F. W., Geſchichte des Seefahrers Mart. Behaim. Nürnb. 1853. XXXVIII, 169.

Giebel, C. H., Allgemeine Paläontologie. 2. Abth. Leipzig 1852. XXXVII, 425.

Gödeke, Karl, Darſtellung der deutſchen Literatur des Mittelalters. Hannover 1852. XXXVI, 569.

Göppert, Dr. H. R., Foſſile Flora des Uebergangsgebirges. Breslau u. Bonn 1852. XXXVII, 83.

Gregory, W., Organiſche Chemie. 3. Aufl. Bearb. von Dr. Th. Gerding. 1. Lief. Braunſchw. 1851. XXXVII, 601.

Heller, L. K., Archäol. artiſt. Mittheilungen über die Ausgrabungen auf d. Akropolis. Nürnb. XXXVI, 553.

Hermanni, C. Fr., *Platonis* Dialogi. Vol. I—III. Lipsiae 1851. XXXVI, 145.

— —, Disputatio de partibus animae immortalibus secundum Platonem. Gotting 1850. XXXVI, 145.

Hermann, F. B. W. von, Beyträge zur Statiſtik des Königreichs Bayern. II. Bd. München 1853. XXXVII, 385.

Historia diplomatica Friderici II. etc. Collegit — J. L. A. Huillard — *Bréholles*, auspiciis — H. de Alberti de Luynes. Tom II. P. 1., T. II, III. Paris 1854. XXXVII, 125.

John, H. St., The *Indian* Archipelago. Lond. 1853. XXXVII, 345.

Journal of the Bombay Branch of the Royal *Asiatic Society*. 8 Vol. Bombay 1849—1852. XXXVI, 441.

Köſtlin, Otto, Gott in der Natur. Stuttg. 1851. XXXVI, 345.

Laborde, L. de. Le Parthenon. Paris 1848. XXXVI, 553.

Mailáth, Graf, Geſchichte der Magyaren. 2. Aufl. Bd. 1—3. Regensburg 1852 u. 53. XXXVII, 361.

Matthiä, Konſtantin, Xenophons Anabaſis. Quedlinb. u. Leipzig 1852. XXXVII, 25.

Melloni, Macedonio, il magnetismo delle *rocce*. 1853. XXXVII, 465.

Meyer, Hermann v., über die Reptilien u. Säugthiere der verſchiedenen Zeiten der Erde. Frankfurt a/M. 1852. XXXVI, 217.

Mommsen, Theod., *Inscriptiones* regni Neapolitani Latinae. Lips. 1852. XXXVI, 586. XXXVII, 9.

Neumann, K. Fr., Beyträge zur Armeniſchen Literatur. München 1849. XXXVI, 457.

Osannus, Frider., Anecdotum Romanum etc., de notis veterum criticis inprimis Aristarchi Homericis cet. Gissae, MDCCCLI. XXXVI, 339.

— —, Quaestionum *Homericarum* Part. I, II. Gissae MDCCCLI, MDCCCLII. XXXVI, 339.

Otto, Ernſt v., Additamenta der Flora des Quadergebirgs. Dippoldiswalde 1852. XXXVII, 417.

Owen, David Dale, *Geological* Survey of Wiskonsin, Jowa et Minnesota. Philadelphia 1852. XXXVII, 427.

Peters, Wilhelm C. H., Naturwiſſenſchaftl. Reiſe nach Moſambique. Berlin 1852. XXXVI, 209.

Pfluger, Eduard, die ſenſoriſchen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere. Berlin 1853. XXXVII, 433.

Platon; Müller, Hieron., Platon's ſämmtliche Werke. Bd. 1—2. Leipzig 1850. XXXVII, 41.

— —; — —, Bd. 3. Leipz. 1852. XXXVII, 193.

Pluygers, H. G., Programma scholasticum de carminum *Homericorum* etc. editione. Lugduno-Batav. 1847. XXXVI, 339.

— —, G. T., De Zenodoti carminum *Homericorum* editione. XXXVI, 339.

Rinck, Wilh. Friedr., Die Religion der Hellenen. Zürich 1853. XXXVI, 545.

Roß, Ludw., Das Theſeion und der Tempel des Ares in Athen. Halle 1852. XXXVI, 553.

Schmarda, L. K., Die geographiſche Verbreitung der Thiere. Wien 1853. XXXVII, 81.

Schmidt, Dr., Beyträge zur Erklärung von Platons Phädon. 1852. XXXVI, 146.

— —, Kritiſcher Commentar zu Platons Phädon. 1. Hälfte. Halle 1850. XXXVI, 145.

— —, 2. Hälfte. Halle 1852. XXXVII, 409.

Schönbein, Chr. Friedr., über die Bedeutung und den Endzweck der Naturforſchung. Baſel 1853. XXXVII, 225.

Schoolcraft, H. R., Historical and statistical Information respecting the History, Condition and Prospects of the *Indian Tribes* of the United States etc. Philadelphia 1851, 52. XXXVI, 385.

Sillig, Julius, *C. Plini Secundi* Naturalis Historiae Libri 37. Vol. I, II. Hamb. et Gothae, MDCCCLI, II. XXXVI, 417.

Stallbaum, Godofr., *Platonis Phaedo*. Ed. 3. Gothae 1850. XXXV, 145.

Stillfried, Rud. Frhr. v., u. Märker, Dr. Traugott, Monumenta *Zollerana*. Berlin 1852. XXXVII, 121.

Suſemihl, über Zweck und Gliederung des Platon. Phädo. (Philologus, 5. Jahrg.) XXXV, 145.

Tacitus; Wex, Fr. Carl, C. Corn. Taciti de vita Julii Agricolae, edidit —. Brunsvigae 1852. XXXVII, 201.

Transactions of the *China* Branch of the royal Asiatic Society. P. I, II. Hongkong 1848—52. XXXVII. 129.

Tſchudi, F. v., das Thierleben der Alpenwelt. Leipz. 1853. XXXVII, 601.

Unger, Dr. F., Verſuch einer Geſchichte der Pflanzenwelt. Wien 1852. XXXVII, 89.

ΥΠΕΡΙΔΟΥ ΛΟΓΟΙ Β. The orations of Hyperides for Lycophron cet. by *F. Arden* and Churchill *Babington*. Cambridge MDCCCLIII. XXXVII, 33.

Hyperidis orationes duae ex Papyro Ardeniano editae a *Schneidewin*, *F. G.* Gottingae MDCCCLIII. XXXVII, 33.

Ulrici, Dr. Hermann, System der Logik. Leipz. 1852. XXXVI, 114.

Urkundenbuch des Landes ob der Ens. Wien 1852. XXXVI, 481.

Vogt, Karl, Zoologische Briefe. Frankf. *a*/M. 1851. XXXVI, 345.

Warren, J. C., description of a Sceleton of the Mastodon giganteus of Northamerica. Boston 1852. XXXVII, 606.

Weber, Dr. A., akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte. Berlin 1852. XXXVI, 193.

Wintersheim, Dr. F. v., Zur Vorgeschichte deutscher Nation. Leipzig 1852. XXXVII, 153.

Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde. Heft 1, 2. Jena 1853. XXXVII, 353.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung der k. Akademie der Wissensch. zur Vorfeyer des hohen Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern, am 28. Novbr. 1852:

Rede des Vorstandes der k. Akademie der Wissenschaften, Hrn. Geh. Raths Friedr. v. Thiersch. XXXVI, 57.

Vortrag des Secretärs der 1. Classe, M. J. Müller, über Eugène Burnouf. XXXVI, 100.

Oeffentliche Sitzung zur Nachfeyer des 94. Stiftungstages, am 29. März:

Rede des Vorstandes. XXXVI, 489.

Oeffentliche Sitzung zur Vorfeyer des Allerhöchsten Geburtsfestes, am 28. Novbr. 1853:

Rede des Vorstandes. XXXVII, 545.

Sitzungen der Klassen;

Philosophisch-philologische Klasse;

Sitzung am 13. Novbr. 1852:

Thomas, Dr. M., über einen Codex Venetus zum Dialog und zur Germania des Tacitus. XXXVI, 9.

Sitzung am 12. Febr. 1853:

Halm, Karl, über die Handschriften der verrinischen Reden des Cicero, insbesondere über den vatikanischen Palimpsest. XXXVI, 233.

Thiersch, Friedr. v., über die neuesten Untersuchungen des Erechtheums auf der Akropolis von Athen. XXXVI, 268.

Sitzung am 8. Januar 1853:

Krabinger, J., Kritische Bemerkungen zu den Schriften des Cäcilius Cyprianus, Bischofs von Karthago, an Donatus und de mortalitate. XXXVI, 513.

Sitzung am 12. März 1853:

Thomas, G. M., über Ptychoprodromus. XXXVI, 535.

Historische Classe;

Sitzung am 22. Novbr. 1852:

Aretin, Frhr. K. M. v., über den Aufenthalt des schwedischen Königs Gustav Adolphs zu München. XXXVI, 49.

Sitzung am 15. Januar 1853:

Muffat, K. A., über die Lehen, welche das Haus Wittelsbach in Thüringen besaß. XXXVI, 309.

Sitzung am 7. May:

Deutinger, v., Geschichte des Gymnasiums, Lyceums und des bischöfl. Alumnats von Freysing. XXXVII, 113.

Muffat, K. A., über den Tag des Beylagers Kaiser Otto's IV. mit Beatrix. XXXVII, 115.

Sitzung am 18. Juny:

Rudhart, G. Th., über die im schwedischen Reichsarchive zu Stockholm befindlichen, auf die bayerische Geschichte bezüglichen Urkunden. XXXVII, 316.

Buchinger, J., Bemerkungen über die Grafen von Falkenstein und Neuburg. XXXVII, 318.

Sitzung am 19. Novbr.:

Wittmann, E., über den neunten Band der *Monumenta boica*. XXXVII, 569.

Kunstmann, Fr., über die Karte des Jrcharius. XXXVII, 580.

Muffat, K. A., über die Grafen von Velburg und Klamm. XXXVII, 593.

Mathematisch-physikalische Klasse:

Sitzung am 13. Novbr. 1852:

Wagner, A., über eine neue Art von Ichthyosaurus aus den lithographischen Schiefern, und eines Zahnes von Polyptychodon aus dem Grünsandsteine von Kelheim. XXXVI, 25.

Heßler, Dr., über den *Ayurvedas* des Susrutas. XXXVI, 36.

Sitzung am 8. Januar 1853:

Martius, v., über die periodischen Erscheinungen des Pflanzenreichs im k. botanischen Garten zu München. XXXVI, 225.

Seidel, Dr. L., über einige dioptrische Untersuchungen. XXXVI, 227.

Sitzung am 12. Febr. 1853:

Buchner, L. A., über die Bildung der spirigen Säure in den Blüthen der Spiraea Ulmaria. XXXVI, 285.

Wagner, A., über die Feldmäuse der Alpen. XXXVI, 292.

Sitzung am 12. März:

Buchner, L. A., über einen neuen gelben Farbstoff in der Faulbaumwurzel. XXXVI, 409.

Blasius, J. H., Beyträge zur Kenntniß der Gattung Arvicola und der deutschen Fledermäuse. XXXVII. 105.

Sitzung am 11. Juni 1853:

Seidel, Dr. L., über die relative Weiße der Oberfläche der Planeten Venus, Mars und Jupiter. XXXVII, 233.

Sitzung am 9. Juli:

Harleß, Emil, über die in dem physiologischen Cabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahrs. XXXVII, 249.

Sitzung am 22. Novbr.:

Martius, v., über den Einfluß der verschiedenen farbigen Lichtstrahlen auf Pflanzen. XXXVII, 563.

Verzeichniß der in den Sitzungen der 3 Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften. XXXVI, S. 23, 63, 288, 413. XXXVII, 303, 567.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs: . . XXXVI, 297, 633. XXXVII, 305, 641.

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Achtunddreißigster Band.

München,
gedruckt in der königl. Central-Schulbuchdruckerei.

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juni.

1854.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Januar.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854

Political and military Events in British India, from the years 1756 to 1849. By Major William Hough. 2 Bände. London 1853.

Von den 92 Jahren englisch-indischer Geschichte, die Herr Major Hough erzählt, hat er selbst 40 gesehen, 40 an Ort und Stelle mitdurchlebt, man kann wohl sagen, mitgefochten. Ist es doch ein selten ruhendes Kampfwesen, seitdem die Europäer das Vorgebirg umschifft und in Hindostan festen Boden gewonnen haben. Und die Kriege werden auch in Zukunft nicht aufhören, so lange noch ein selbständiger oder auch nur scheinbar selbständiger Staat, so lange noch Lehensfürstenthümer, und eine einflußreiche Aristokratie unter der einheimischen Bevölkerung Asiens sich behaupten. Es liegt dies in der Natur der Dinge, vor welchen jedes Widerstreben schwindet. Hr. Hough war thätig im ersten birmanischen Kriege und in Afghanistan; er zog in den Kampf gegen die Sikh und gegen die Theilfürsten im untern Stromgebiete des Indus. Mehrere dieser denkwürdigen folgenreichen Ereignisse hat er bereits früher in selbständigen Werken beschrieben; in den vorliegenden Staats- und Kriegs-Begebenheiten von Britisch-Indien erzählt er, kurz zusammengedrängt, die Ergebnisse seiner Erfahrungen und Studien auf diesem weitauslaufenden Gebiete der neuern Historie. Es ist eine gut geordnete Sammlung von Thatsachen zur Erinnerung für den Wissenden, zur Belehrung für den Unkundigen. Nur hie und da hat der Verfasser aus seinem erfahrungsreichen Leben Thatsachen eingeflochten, die man vergeblich in anderen Büchern suchen würde. So erzählt uns bloß der Hr. Major (Political and military Events II, 114), weßhalb die Birmanen sich im Frieden zu Jandabu (3 Jan. 1826) so leichter Bedingungen erfreuen konnten. Sie wurden durch einen Zufall gewährt, im Gegensatze zu den Absichten des Oberstatthalters Lord Amherst. Als der Lord von der Einnahme der starken Feste Bhartpur (18 Jan. 1826) hörte, schrieb er dem Friedensunterhändler mit den Birmanen, Hrn. Robertson, man möge auf vier Millionen Pfund Kriegssteuern, dann auf die Abtretung alles Landes bis nördlich von Prome bestehen. Zu spät. Der Friede war einige Tage vorher unterzeichnet. Wir wollen nun einige Stücke der anglo-indischen Jahrbücher herausheben, welche lehren, wie Großbritannien zu einer asiatischen Herrschaft gelangte, an Ausdehnung und Bevölkerung nicht weit hinter dem römischen Reiche zurückstehend in seiner höchsten Blüthe.

Die Eroberung Indiens durch Schah Nadir bildet den Wendepunkt in der neuern Geschichte des Landes. Die Schwäche der Großmongolen kommt zu Tage. Alle Ehrgeizigen der Heimath und der Fremde erfahren zu ihrer Freude, wie leicht es ist, auf Unkosten der Delhi Herrscher dies und jenes Fürstenthum, diese und jene Grafschaft an sich zu reißen. Den größten Vortheil dieser Erfahrung ziehen die Engländer. Die Gründung des anglo-indischen Reiches hängt, was der Verfasser im Beginne seines Werkes hätte bemerken sollen, mit dem Eroberungs- und Raubzuge Schah Nadirs innig zusammen. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß wäh-

rend der zahlreichen Wirren, die allenthalben in Hindostan und Dekkan entstanden, einstens mächtige aus ihrem Besitzthum vertriebene Häuptlinge in den befestigten europäischen Niederlassungen eine Zuflucht suchten und fanden. Gewöhnlich befehdeten dann die Gegner solcher Flüchtlinge ihre Schutzherrn, und verwickelten sich auf diesem Wege in Kämpfe mit Europäern, denen sie in keiner Beziehung gewachsen waren. Dies geschah auch wiederholt zu Bengalen, wo die Statthalter in unaufhörlichem Zwist mit den Gaugrafen, Bezirksvorstehern und Grundbesitzern lagen. Seradschah ed Daulah, der vierte Nachfolger des Dschafar Chan, zog (1756) gegen die Engländer, die einem seiner aus Dakka entflohenen Beamten Schutz gewährten, nahm Kossimbasar und stand nach einigen Tagen vor Kalkutta. Der Statthalter, unkriegerischen Geistes, ein Quäker Drake, zieht sich mit allen, denen es möglich war, auf die Schiffe zurück und segelt hinab nach Gowindpur. Kalkutta bleibt (20 Juni) der Willkür des übermüthigen jungen Siegers preisgegeben, welcher, bloß auf Raub und Erpressungen sinnend, alle andern Anordnungen seinen Beamten und Knechten anheimstellt. Man hatte 146 Engländer gefangen genommen und war in Verlegenheit, sie in Sicherheit zu bringen. Es müsse ja im Fort ein Gefängniß sein, sagte ein Hauptmann Seradschah's, dorthin sollen sie gebracht werden. Nun geschah dies zur heißesten Jahreszeit der heißen Zone, und das Gefängniß, gemeinhin „Schwarzes Loch" genannt, von 20 Quadratfuß im Umfange, war bloß für einzelne meuterische Soldaten bestimmt. Nur die Drohung, Widerstrebende würden alsbald niedergehauen, vermochte die Engländer, in den engen Raum zu treten. Kaum ist der letzte der Gefangenen mit Mühe hineingebracht, so wird die Thüre verschlossen, und die dicht aneinander gedrängten Gefährten sind ihrem furchtbaren Schicksale überlassen. Die erste Folge des Zusammensperrens war ein starker Schweiß, auf welchen unerträglicher Durst und solche Brustschmerzen folgten, daß man nur mit Mühe athmen konnte. Wasser, Wasser, schrien die Unglücklichen in Todesängsten. In Schläuchen zu den beiden kleinen Luftlöchern wurde es hineingereicht, aber nur zu ihrem Verderben. Sie drängten und schlugen sich förmlich um einen Trunk; mehrere fielen nieder, erstickten oder wurden todt getreten. Die muselmänischen Posten hatten ihre Freude an dem Jammerlärm; das Geraufe der Verzweifelnden schien ihnen ein unterhaltendes Schauspiel. Noch vor Mitternacht waren alle nur ersinnlichen Mittel erschöpft; die Hitze wird immer unerträglicher. Die so häufig aus- und eingeathmete mit der Ausdünstung der Lebenden, mit dem Gestanke der schnell faulenden Todten geschwängerte Luftmasse wird immer schlechter; dumpfe Verzweiflung ergreift den einen und wilder Wahnsinn den andern. Schimpf und Spott jeglicher Art wird gegen die draußen stehenden Wachen geschleudert, in der Hoffnung, sie möchten hineinschießen und dem zögernden Jammerleben ein Ende machen. Ein Theil verflucht sich und die Eltern, welche sie geboren und die Gottheit, die sie verlassen; ein anderer sucht die steinerne Allmacht durch wilde wahnsinnige Gebete zu erweichen. Dieses gräßliche Schauspiel dauert so lange, bis sie hinfallen und das zähe Leben zum letztenmale zuckte. Der Zusammensinkende wird nicht aufgehoben. Im Gegentheil. Der stehende Nachbar stößt den Schwankenden vollkommen nieder, damit er selbst über dem zertretenen Leichnam das Fenster erreiche. Jedes Mitleid, jede menschliche Regung ist verschwunden. Große körperliche Schmerzen drücken den Menschen zum Thiere hinab und dulden kein anderes Gefühl als den Trieb der Selbsterhaltung. Um zwei Uhr waren noch fünfzig am Leben. Beim Anbruch des lang ersehnten Tages wird der Vorstand Holwell, welchen die Vorsicht eines Mitgefangenen an ein Luftloch brachte und so beim Leben erhält, zum Nawab gerufen und bald hernach der Zwinger geöffnet. Von den 146 sind nur 23 Lebendige, mehr Gespenstern als menschlichen Wesen ähnlich, aus dem „Schwarzen Loche" gekommen. Man brauchte eine halbe Stunde, bis die nach innen gehende Thür, wovor übereinander gethürmte Todte lagen, geöffnet werden konnte. Die Leichen verbreiteten solch einen tödtlichen Gestank, daß sie von den barbarischen Truppen, welche das Entsetzliche in stumpfsinniger Gleichgültigkeit ansahen, alsbald weggeschafft und in eine tiefe Grube außerhalb des Kastells begraben werden mußten.

Muselmanische Schriftsteller behaupten, der Nawab hätte von dem ganzen Vorfalle nichts gewußt;

ja selbst der Hauptmann sei in gewisser Beziehung schuldlos; er habe den Befehl, die Gefangenen dort zu verwahren, mehr aus Unwissenheit und Dummheit, als aus Barbarei gegeben. Mag dem so sein oder anders, Seradschah ed Daulah zeigt schon dadurch allein seinen wilden unmenschlichen Sinn, daß er kein Wort des Mitleids für Holwell hatte, der sich kaum auf den Beinen halten konnte. Der Nawab forscht bloß nach vergrabenen Schätzen der Engländer und droht, weil er nichts erfuhr oder erfahren konnte, mit wiederholter Peinigung. Der Vorstand und zwei Unglücksgefährten wurden in Fesseln geschlagen; den andern Engländern blieb es freigestellt, an Ort und Stelle zu bleiben oder abzureisen. Hievon haben sie, sobald es die Umstände erlaubten, Gebrauch gemacht, und sind hinabgegangen zu den Schiffen. Jetzt segelt die Flotte weiter stromabwärts nach dem sichern Hafenort Faltah auf der Ostseite des Hughli, um, wenn Zuzug aus Madras eingetroffen, angriffsweise gegen den Nawab und seine in Kalkutta zurückgelassene Besatzung aufzutreten.

Robert Clive, der Sohn eines Rechtsanwalts in Shropshire, zeigt schon in früher Jugend die natürlichen Anlagen künftiger Größe: leidenschaftlich feuriges Wesen, große Willenskraft und einen an Tollkühnheit gränzenden Muth. Eltern und Verwandte, Lehrer und Freunde müssen endlich den unbeugsamen Jüngling als unverbesserlichen Taugenichts aufgeben; sie freuen sich der Gelegenheit diese Plage los zu werden. Clive und Orme, der Held und sein Geschichtschreiber, erhalten an demselben Tage (15 Dez. 1742) Schreiberstellen in Ostindien; der eine zu Madras, der andere in Bengalen. Die Geschäfte indischer Beamten jener Zeit konnten einen achtzehnjährigen wilden Jüngling leicht zur Verzweiflung bringen. Sie mußten einheimischen Webern Vorschüsse machen und Sorge tragen, daß sie die bestellten unterpfändlichen Waaren richtig erhielten. Anfänger bekamen überdieß so schlechten Gehalt, daß sie kaum leben konnten. Aeltere Diener bereicherten sich durch Handelsgeschäfte auf eigene Rechnung. Sie lebten dann nach allen Richtungen gleichwie östliche Fürsten. Stand doch die Moralität jener Krämer-Aristokratie auf der niedersten Stufe.

Das Leben mit solchen Leuten, das Leben unter solchen Verhältnissen erschien Clive der Art unerträglich, daß er zweimal es versuchte sich zu erschießen, und zweimal hat ihm die Pistole versagt. Dem künftigen Heerführer gilt dieß als ein Anzeichen, daß ihn die Gottheit für Großes aufspare; er entschließt sich bei dem peinlichen Alltagsleben auszuharren, hoffend, in einem unruhigen Lande wie Indien würde sich einstens Gelegenheit ergeben, dem Schreibtisch zu entfliehen, und thätig und folgenreich in die schwankenden verworrenen Zustände einzugreifen. Der strebende Kaufmannsdiener hatte gescheidt gerechnet. Schon während der Belagerung von Pondicheri finden wir ihn als Fähnrich beim Heere (Sept. 1748), wo er gute Dienste leistet. Bald wirft er alles Andere weg, widmet sich dem Kriege, steigt schnell von Stufe zu Stufe, und überragt an Muth, Einsicht und Besonnenheit alle anderen Kampfgenossen. Die Einnahme Arkots und die tapfere Vertheidigung des Platzes (Nov. 1751) erregen die Aufmerksamkeit der gebietenden Herrn im indischen Hause. „Man erkenne vollkommen die Verdienste des Hauptmanns Clive und werde sie auch zu belohnen wissen."

Die Engländer waren in den östlichen Ländern um die Zeit bloß als ein kaufmännisches unkriegerisches Volk bekannt. Kapitän Clive zeigte, wie ein Maharatten-Häuptling sich ausdrückt, daß sie auch zu fechten verstehen, und bald überragen sie sogar, auch in dieser Beziehung, die viel bewunderten Franzosen. Eifersucht und Neid der zum Kriegswesen erzogenen Hauptleute suchen vergebens an den Thaten des Schreibers zu mäkeln, sie auf Zufalls Rechnung, oder wie die Menge zu reden pflegt, des Glückes zu setzen. Gewöhnliche zu einem Geschäfte und Gewerbe erzogene Menschen hassen und verkleinern alle diejenigen, welche ohne die herkömmliche Vorbildung durch überwiegendes Geschick und selbständigen Geist in ihren Kreis sich drängen und, was unter solchen Umständen häufig geschieht, sie übertreffen. Zum Glück des jungen „Ladenschwengel-Hauptmanns" war Major Lawrence, Befehlshaber der englisch-indischen Truppen, über solchen Kleinlichkeitssinn erhaben. „Es gibt hier Leute," schreibt Law-

rence, „welchen es beliebt, bloß von dem Glücke des Hauptmanns Clive zu reden. Nach meiner Ueberzeugung hat der Mann es verdient, daß alle Unternehmungen so ausfielen, wie sie wirklich ausgefallen sind. Unerschrockener Muth, kalte Besonnenheit und Geistesgegenwart, die ihn unter keinen Umständen verlassen, zeigen, daß Clive zum Soldaten geboren ist. Ohne irgend eine militärische Erziehung, ohne vielen Umgang mit erfahrnen Kriegern, sagt ihm sein gesunder Verstand, lehrt ihn seine sichere Urtheilskraft, das Heer gleichwie ein erfahrner Offizier und tapferer Soldat anzuführen und seine Liebe zu gewinnen, solcher Art, daß man selbst mit einer gewissen Zuversicht auf einen glänzenden Erfolg rechnen kann."

Dem Commandanten des Forts St. David, Hauptmann Clive, wird nun von der Regierung zu Madras der Oberbefehl über die Truppenabtheilung, welche Kalkutta wieder erobern und am Nawab oder Statthalter von Bengalen Rache nehmen sollte, anvertraut. Die Flotille unter Admiral Watson ist bereits im October unter Segel gegangen, landet aber erst, von der Nord-West-Munsun aufgehalten, im Dezember zu Bengalen. Seradschah ed Daulah wollte gar nicht glauben, daß die Engländer es wagten, sich gegen ihn zu erheben. Wähnte doch der unwissende Orientale, ganz Europa zähle höchstens eine Bevölkerung von zwölftausend Seelen. Nur eine geringe Besatzung wurde in den Forts zurückgelassen; andere Maaßregeln zum Schutze, zur Vertheidigung des Landes waren nicht getroffen. Und so glich der Angriff der kleinen aus 900 europäischen und 1500 einheimischen Soldaten bestehenden Truppe mehr einem lärmenden Triumphzug, als einem ernstlichen Kriege. Kalkutta, Hugli und mehrere andere Orte kommen alsbald in die Hände des Britten, der jetzt schnell landaufwärts zieht, um die Hauptstadt selbst anzugreifen. Durch die Kühnheit und Schnelle der Bewegung geräth der Nawab in die größte Furcht; er sehnt sich nach Frieden. Ganz anderer Art ist die Stimmung des englischen Feldherrn; er gefällt sich im Kriege. „Mit dem Barbaren jetzt schon Friede zu schließen ist nicht ehrenvoll genug; Seradschah muß noch derber gezüchtigt werden." Widerspruch ist vergebens. Clive muß sich dem Regierungsgebot von Kalkutta und Madras fügen. Dort hatte man von dem neuen Kriegs-Ausbruche zwischen England und Frankreich Nachricht erhalten und wünschte natürlich, damit alle Macht gegen den europäischen Feind und seine Bundesgenossen im Dekkan gerichtet werden könnte, das schnelle Ende der bengalischen Kämpfe.

Der Nawab unterwirft sich allen Bedingungen. Der Friede ist geschlossen (7 Febr. 1757) und Watson und Clive versprechen im Namen der englischen Nation Aufhör aller Feindseligkeiten im Lande Bengalen. Clive zieht jedoch wider die Franzosen zu Tschandernagar und nimmt den Ort (22 März 1757) gegen den Wortinhalt des Vertrages und wiederholte Abmahnung des Nawab, nach tapferer Gegenwehr. Noch mehr. Hauptmann Clive verlangt, die Franzosen, welche sich nach Kossimbasar geflüchtet und des fürstlichen Schutzes versichert hatten, sollen unverzüglich ausgeliefert werden. Der junge, ruhmgierige Feldherr sann auf Krieg; alle Mittel dünkten ihm die rechten. „Asiaten dürfen nicht nach europäischen Gesetzen, nach europäischen Begriffen von Recht und Ehre behandelt werden; das sind treu- und gewissenlose Menschen, die man mit gleicher Münze bezahlen könne." So sprach, so handelte Clive, so denken und verfahren die meisten Europäer. Seradschah, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, feurigen unbändigen Wesens, ist außer sich vor Wuth, bald will er dieß, bald will er jenes gegen den tollkühnen Menschen, wie er Clive nennt, unternehmen, und befiehlt und widerruft in demselben Augenblick dies und jenes aus Feigheit und Furcht vor dem gewaltsamen übermächtigen Gegner.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Januar.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Political and military Events in British India.

(Fortsetzung.)

Gesetz und Ordnung waren lange schon aus dem großmongolischen Reiche verschwunden, Gewalt und Willkür sind in den einzelnen Ländern, wie in den Kreisen und Statthalterschaften an deren Stelle getreten. Sie sinnen bloß auf Mittel die Macht an sich zu reißen, und ein Räuberhauptmann kann sich des gleichen Rechtes berühmen, wie der andere. Nun war Seradschah überdies durch selbstherrisches, hochmüthiges Wesen mit mehreren seiner Großen verfeindet, an deren Spitze ein läßiger, ausschweifender, dessen ungeachtet aber einflußreicher Mann stand, Mir Dschafar geheißen. Die Partei sucht nun des Gebieters Verlegenheit zu seinem völligen Untergange zu wenden; Mir Dschafar soll mittels englischer Hülfe an dessen Stelle treten und Herr werden von Bengalen, Bihar und Orissa. Clive bietet die Hand zum Verräther-Plane. Zwischen ihm und den Verschwornen werden häufige Botschaften gewechselt. Die Engländer sind von den Bewegungen, vom ganzen Getriebe des Nawab genau unterrichtet. Clive schreibt jetzt dem mit Verrath umsponnenen Statthalter die freundlichsten Briefe; man wollte den Fürsten sicher machen, um ihn leichter zu verderben. Noch mehr. Damit der Hinduspion, welcher alle Fäden der Verschwörung kannte und für sein Schweigen große Summen forderte, des Lohnes beraubt werden könnte, wird Clive, der gepriesene Clive, an dem sein Biograph General Malcolm auch nicht den geringsten Fehl entdecken konnte, zum gemeinen Betrüger und Fälscher. Ein doppelter, ein ächter und falscher Vertrag wird von den Verräthern Mir Dschafar und Clive, ausgefertigt. In dem einen sind die 300,000 Pfund bewilligt; in dem andern bleibt die Belohnung weg und des Spions Namen. Nun weigert Admiral Watson seine Unterschrift zur erlogenen Urkunde; auch hier weiß Clive Mittel zu finden. Er selbst schreibt oder fälscht den Namen Watson. Der Asiate hat in dem Engländer seinen Meister gefunden.

Sobald der Statthalter, der sich vergebens an Bussy wendet und französische Hülfe nachsucht, vollständig umgarnt war, wird schnell das Netz über ihn zusammengezogen. Clive eilt mit der ganzen Macht gegen Murschadabad. Seradschah will den Feind nicht in der Hauptstadt erwarten, rafft seine Truppen zusammen und die beiden Heere begegnen sich unfern des Flusses sechs deutsche Meilen südlich Murschadabads, bei dem Orte Palasi, gemeinhin Plassey geheißen. Clive befehligt 3000 Mann, wovon bloß 900 Britten und 100 Topaß. Der Nawab mochte, Fußvolk und Reiterei zusammen, über ein 60,000 Mann zählendes mit zahlreicher Artillerie versehenes Heer gebieten. Der Kriegsrath, der erste und letzte, welchen der brittische Feldherr befragte, erklärt sich gegen die Schlacht. In der Versammlung huldigte Clive selbst dieser Ansicht. Kaum hat er aber mit sich selbst in der Einsamkeit Rath gepflogen, und die Verhältnisse nochmals im Geiste erwogen, so ist er entschlossen, den zwanzigfach überlegenen Feind alsbald anzugreifen. Noch stand die Sonne an dem folgenreichen Tage des 21 Juni 1757 hoch am Horizonte und die beiden engver-

bundenen Verräther, welche sich während der Schlacht häufige Botschaften sandten, Mir Dschafar und Robert Clive, hatten bereits ihr Ziel erreicht. Die Verschwornen riethen dem Nawab sich dem Schlachtfelde zu entziehen, worauf das zusammengerottete, Verrath fürchtende Heer nach allen Winden zerstiebt. Der betrogene Fürst wird auf Befehl von Mir Dschafars Sohne zu Murschadabad getödtet. Hat auch Clive keinen thätigen Antheil an dem Meuchelmord genommen, so müssen doch seine größten Lobredner zugeben, er habe nicht den geringsten Schritt gethan, dem wehrlosen Gefangenen das Leben zu erhalten. Das 39. englische Regiment, welches sich vor allen andern in der Schlacht ausgezeichnet hatte, führt heutigen Tags noch, neben den unter Wellington in Dekkan, wie auf der pyrenäischen Halbinsel errungenen Siegeszeichen, den Namen Plassey in der Fahne, mit dem stolzen Denkspruch: Primus in Indis.

Clive handelt jetzt, wie so viele seiner Nachfolger, in Weise der römischen Proconsuln. Mir Dschafar wird zum Throne geführt und als Fürst der drei Länder Bengalen, Bihar und Orissa begrüßt; der fremde Sieger ist der erste, der ihm huldigt, nach östlicher Sitte mit Geschenken an Gold und Silber und anderem Geschmeide. Die Schatzkammer des Seradschah wird voll gefunden über alle Erwartung. Die Engländer, vor allen ihr Feldherr, erwerben königliche Reichthümer. Eine Flotte von mehr als 100 Booten führt bloß in gemünztem Gelde 800,000 Pfund, den Antheil der Regierung, nach Kalkutta. Die ganze Beute soll an 2,230,000 Pfund betragen haben. Zu Kalkutta wird eine Münzstätte errichtet, wo am 29 August 1757 die erste Rupie erscheint, geprägt im Namen des Padischah von Delhi. Nun kommt der Spion herbei, und verlangt den bedungenen Sold. „Mann," entgegnete ihm der Dolmetsch, „du bist betrogen; der Vertrag, wo dein Name steht, ist unterschoben; nichts, gar nichts wirst du erhalten." Der Hindu stürzt vor Schreck zusammen, und bleibt von dem furchtbaren Augenblick der Enttäuschung bis zu seinem kurz darauf erfolgten Tode blödsinnigen Geistes. Clive hingegen, der dreifache Betrüger und Verräther, schwelgt im Ruhme, in Reichthümern und Genüssen aller Art. Nannte ihn doch William Pitt der Vater bei vollem Hause den himmlischen Heerführer, welchen selbst Friedrich von Preußen beneiden könnte, und Niemand hat zu der Zeit widersprochen. Es braucht den Proconsul wenig zu kümmern, daß sechzehn Jahre später seine Schandthaten mit den eigentlichen Namen bezeichnet und wie er zu solch ungeheuern Schätzen gelangte, von mehrern Vertretern des englischen Volkes in scharfen Worten getadelt wurde. Der brittische Nawab hat unter seinen Landsleuten Anhänger, Vertheidiger und Bewunderer genug gefunden. Schreibt doch noch der beredte und geistreiche Macaulay zu unsern Tagen: der Feldherr verdiene Lob, weil er so wenig genommen habe. Wenige seiner Ankläger würden sich mit so kleinen Summen begnügt haben, wie die Bescheidenheit des Siegers von Plassey. Ein wunderlicher Maaßstab geschichtlicher, moralischer Beurtheilung! Nun bedenke man, daß das Einkommen des Mannes, welcher achtzehn Jahre vorher als armer Kaufmannslehrling in Indien landete, nach Schätzung seines Biographen, der zur Vertheidigung seinem Helden es geringe ansetzt, bei der zweiten Rückkehr ins Vaterland (Febr. 1760) nicht viel unter einer halben Million Gulden sich belaufen hatte, — eine Summe doppelten Werthes im Verhältnisse zu den Preisen und dem Reichthume unserer Tage. Hiebei sind kostbare Edelsteine und Geschenke, welche der Sohn des armen Advokaten aus Shropshire Verwandten und Freunden machte, nicht mitgerechnet, die sich wenigstens auf eine Million Gulden belaufen haben mögen.

Was die Engländer im Ganzen als Kriegskosten, als Geschenke und Beuteantheil für's Heer und die Beamten von Mir Dschafar in Anspruch nahmen, belief sich auf 2,750,000 Pfund Sterling. Die Schätze des eroberten Lagers und der Staatskassen zu Murschadabad blieben weit hinter den Anforderungen zurück, und die wahren Landesherrn müssen sich vor der Hand mit der Hälfte begnügen; die andere sollte innerhalb dreier Jahre, in drei verschiedenen Zeiträumen ausgezahlt werden. Clive hatte bald nach dem Beginne der Heerfahrt gegen Bengalen und später mehrmals von der Madras-Regierung Befehl erhalten, so schnell als möglich nach dem Dekkan zurückzukehren. Man wollte sichere

Kunde haben, die Franzosen rüsten Schiffe aus und senden zahlreiche Mannschaft nach Indien, um die großen Plane Dupleix' von Neuem aufzunehmen. Der Feldherr geht jedoch wie bei vielen andern Gelegenheiten den eignen Weg; er bleibt in Bengalen und überläßt den Landsleuten die Sorge für ihre eignen Angelegenheiten.

Die Vorsitzenden im indischen Hause waren bald über den schnell auf einander folgenden, wahrhaft erdrückenden Ländererwerb höchlich ungehalten. „Wir sind nicht geneigt," erklärten sie ihren Beamten im Betreff der Stellung des Nisam, zu andern Fürsten in Dekkan, „die Würde eines gebietenden Schiedsrichters einzunehmen. Man überlasse die Herrscher ihrem Schicksal; sie werden sich zu einem Gleichgewicht der Macht durchkämpfen oder, was uns nicht kümmert, zu Grunde gehen. Wir haben, dieß seid versichert, das ganze Benehmen wegen der Marken nur mit dem höchsten Mißfallen vernommen. Betrachten wir die plötzlich erlangten Reichthümer unserer aus Indien zurückkehrenden Diener, so sind wir wahrlich gezwungen, uns der öffentlichen Meinung anzuschließen. Auch wir müssen glauben, daß alle eure Verbindungtn und Unterhandlungen und Verträge mehr auf dem Grund des eignen Vortheils, als auf dem des öffentlichen Wohles beruhen. Was wir wünschen, haben wir hinlänglich und oft genug ausgesprochen. Wir wollen keine Angriffskriege; wir wollen die Gränzen unserer Besitzungen nicht erweitern. Wir wollen die Erhaltung der Mächte Hindostans, wie sie jetzt sind: die eine ist ein Hinderniß, bildet die Schranke für die andere. Dieß sei und bleibe die unabänderliche Richtschnur euerer Handlungen. Gegen Europäer, namentlich gegen Franzosen, ist natürlich in ganz andrer Weise zu verfahren. Schlaget alle Wege ein, offene Feindseligkeiten ausgenommen, um sie aus dem Lande zu treiben."

Die öffentliche Meinung Englands hat sich um die Zeit entschieden gegen die indischen Emporkömmlinge, gemeinhin Nawab genannt, ausgesprochen. Sie werden in Romanen und Schauspielen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts als eine üppige, hochmüthige und tyrannische Menschenklasse geschildert, mit einer Masse lächerlicher Eigenheiten. Es wird gezeigt, wie sie ihre auf schmachvollste Weise erworbenen Reichthümer in widerlichem Prunk und Großthun vergeuden. Methodisten und die andern Stillen im Lande hielten sich ferne von diesen verruchten Leuten, „deren zahlreiche Verbrechen die strafende Gottheit sicherlich an Kindern und Kindskindern Altenglands rächen werde." Diese Volksstimmung spiegelt sich wieder, was in Altengland gewöhnlich, an seinen Vertretern im Parlamente. Ein Ausschuß wird eingesetzt (Nov. 1766), zur Untersuchung der Handlungen, Zustände und Erwerbnisse der indischen Hansa. Auch das Benehmen ihrer Diener, des Lord Clive namentlich, wird vor den Richterstuhl des Hauses gezogen. Jetzt kommt auch zuerst das Oberaufsichtsrecht der Nation über die Kompagnie, über ihre Besitzungen und ihre finanziellen Angelegenheiten zur Sprache. Kein Unterthan der Krone Englands, dieser Grundsatz ward aufgestellt und immer festgehalten (1767), könne für sich die Oberherrlichkeit von Land und Leuten erwerben. Sie gebühre immer und allenthalben der Nation. Vergebens sucht Burke aus Feindschaft gegen das Ministerium Lord North den Satz des englischen Staatsrechts anzufechten und lächerlich zu machen. Die Hansa müsse demgemäß gleichsam als Grundzins für die indischen Lehen jährlich eine Summe von vierhunderttausend Pfund der Staatskasse zahlen, über welche das Parlament verfügen werde. Die Einrede des indischen Hauses, daß man nur unter Oberherrlichkeit des Großherrn zu Delhi, der Statthalter und Fürsten Indiens die Landesregierung ausübe und Steuern erhebe, ward als nichtige Vorspiegelung erkannt und zurückgewiesen. Ueberdieß haben die Volksvertreter bestimmt, der Gebieter in Hindostan und Dekkan hätte jährlich für 380,837 Pfund Waaren und Erzeugnisse auszuführen, dann dürfe die Dividende bis zur nächsten Session zehn vom Hundert nicht übersteigen, ein Zeitraum, welcher später (1768) der übeln Folgen wegen, die eine Erhöhung nach sich ziehen könnte, bis zum 1 Februar 1769 ausgedehnt wurde. Wie in der That es nothwendig war, der Gewinnsucht der Actieninhaber ein Ziel zu setzen, welche vor kurzem erst

(26 Sept. 1766) die Dividende von acht auf zehn vom Hundert erhöht hatten, lehrte schon die nächste Zukunft.

Die Reichthümer, welche einzelne Diener nach Hause brachten, befestigten mehr nnd mehr die seit Jahrhunderten überlieferte Meinung von den unerschöpflichen Schatzkammern des Morgenlandes. Man erfuhr aber gar bald, welchen eiteln Täuschungen man sich hingegeben habe. In frühern Jahrhunderten der Weltgeschichte schickten alle seefahrenden Nationen von Jahr zu Jahr große Massen edler Metalle nach Indien. Dieß hat, sobald die Engländer die Herrn indischer Reiche wurden, zum großen Theile aufgehört. Die Kompagnie kauft jetzt nicht bloß die Erzeugnisse und Fabrikate des Landes, sondern auch die Chinas, Thee, rohe Seide und Seidenzeuge mit indischen Abgaben. Ihre Beamten sandten Ersparnisse und Raubantheil vorzüglich deßhalb, daß beide nicht bekannt würden, auf holländischen und französischen Schiffen nach der Heimath, — Gelder, welche von den Kauffahrern dieser Nationen ebenfalls zum Erwerbe östlicher Waaren verwendet wurden. Bei diesem immerwährenden Abzug, ohne bedeutenden Zufluß von irgend einer Seite, bei der schlechten Verwaltung, der Verwirrung und allgemeinen Unsicherheit verarmte das Land in hohem Grade. Nach und nach schwindet jedes Vertrauen zum Bestande und bald zeigt sich die nothwendige Folge, großer Mangel an edeln Metallen. „Früher schon haben wir darauf hingewiesen," dies schreibt die Regierung zu Kalkutta an den Geheimausschuß des indischen Hauses, „welche nachtheiligen Folgen die Ausfuhr des baaren Geldes aus diesem Lande habe. Wissen wir doch selbst noch nicht, wo wir auf's nächste Jahr das nothwendige Silber für den chinesischen Markt hernehmen. Bringen wir aber auch die Summen auf, so würden eure Einkäufe und der ganze Handel Bengalens sehr darunter leiden." In solch einem Grade schlugen die Hoffnungen fehl, welche Lord Clive auf den unerschöpflichen Reichthum Indiens setzte oder gegen besseres Wissen in der Heimath vorspiegelte. Die angloindische Regierung scheint aber in der That unkundig genug gewesen zu sein, daß sie glauben konnte, die Ausfuhr trage allein die Schuld des Mangels, was keineswegs der Fall war. Die edeln Metalle flüchten sich zu allen Zeiten und aller Orten vor Verwirrung und Unsicherheit in der bürgerlichen Gesellschaft.

Auch in den Einrichtungen Clive's und seiner Nachfolger zeigt sich bald vieles Mangelhafte: zu den alten Landesgebrechen sind neue hinzugekommen. Die Erhebung der Landsteuer war für den Gebieter wie den Unterthan sehr verwickelt und lästig. Einen Theil sammelten eingeborne Diener der Rentmeister; ein anderer ward jährlich an verschiedene Personen verpachtet; ein dritter gehörte großen Grundbesitzern, welche der Regierung für gewisse Summen verantwortlich sind. Unter solchen unklaren Zuständen bleiben die Erträgnisse weit hinter der Erwartung zurück. Um dem Uebel abzuhelfen, werden (Aug. 1769) für einzelne Bezirke englische Aufseher angeordnet, welche die einheimischen Beamten überwachen sollten. Sie selbst erhalten genaue Verhaltungsbefehle und berichten an die beiden Räthe, wovon der eine zu Murschadabad saß und der andere zu Patna. Zur Ueberwachung aller dieser verschiedenen Behörden sendet das indische Haus drei Oberaufseher nach Hindostan (Sept. 1769). Das Schiff verunglückt. Von den Herren Vansittart, Scrafton und Fort ist niemals eine Spur aufgefunden worden. Bald erhält man mittels der englischen Aufseher in den Provinzen Kunde von den mannigfachen Bedrückungen der unglücklichen Bevölkerung. Die Rentmeister erpreßten soviel als möglich von den großen Landbesitzern und überließen die Masse der Grundholden ihrer Willkür.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Januar.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Political and military Events in British India.

(Fortsetzung.)

Ein halbweg geordnetes Raubsystem, das war die Regierung des Landes. Der Direktorenhof greift jetzt zu einem kühnen Mittel, um, wie man glaubte, wenigstens einen Theil der Mißbräuche zu beseitigen. „Zu einer Zeit, wo Hungersnoth in unsren Besitzungen wüthet," so lautet der denkwürdige und folgenreiche Erlaß (28 August 1771), „ist's Pflicht Alles aufzubieten, um das schwere Loos der armen Unterthanen zu erleichtern. Wie wir uns nun einerseits über jede Vorkehrung zur Abhülfe der Noth freuen, so sind wir andrerseits vom größten Ingrimme gegen alle diejenigen erfüllt, im höhern Grade gegen geborne Engländer, welche das allgemeine Unglück in selbstsüchtiger Weise ausbeuten. Heißt es doch in Privatschreiben aus Indien, die Geschäftsführer und Diener brittischer Gentlemen vergessen sich so weit, daß sie nicht nur aus dem Getreidehandel ein Sonderrecht machen, sondern sogar die armen Bauern zwingen, ihnen den Samen für die nächste Ernte zu verkaufen. Wir haben Gründe genug, den einheimischen Steuereinnehmern zu mißtrauen. Der Vorstand des Recheneiamtes, Muhammed Risa Chan, scheint zu vielem Unterschleif und zu Bedrückungen die Hand zu bieten. Wir können ihn nicht mehr an der Stelle belassen und wollen auch keinen andern ernennen. Deßhalb haben wir beschlossen, die Steuererhebung oder mit andern Worten die Regierung des Landes unmittelbar in unsere Hände zu nehmen. Unsern Beamten ist von nun an die Besorgung und Betreibung des Einkommenwesens übertragen. Wir hegen das Vertrauen, daß ihr solche Anordnungen treffen werdet, welche beiden Parteien, der Kompagnie und ihren Unterthanen, zum Vortheile gereichen. Muhammed Risa soll nach Kalkutta beschieden und dort zur Rechenschaft gezogen werden."

Der Rath von Bengalen (Mai 1772) ernennt eine eigne Behörde zur Abschaffung der Mißbräuche im Steuerwesen und neue Anordnungen einzuführen. Es wird beschlossen, alle Erträgnisse, die Grundsteuer sowie mancherlei Feudallasten auf einen Zeitraum von fünf Jahren an die Meistbietenden zu überlassen. Die erblichen Grundherrn erhalten in der Versteigerung den Vorzug. Man glaubte, dadurch würde das Einkommen mehr gesichert und für die Unterthanen, welche im herkömmlichen patriarchalischen Verhältniß zu den Semindaren stünden, besser gesorgt sein. Grundherrn, welche kein annehmbares Gebot machten, wurde ihr Besitzthum genommen, und höher Zahlenden übertragen. In diesem Falle mußten sie sich mit einer im Verhältniß zu ihrem Gute stehenden Rente begnügen. Das Mißliche des Systems stellt sich bald heraus. Viele Steuerpächter haben sich gegenseitig zu hoch hinauf getrieben und im folgenden Jahre bereits ihre Zählungen eingestellt, — zum großen Nachtheile der indischen Staatskämmerei.

Man versucht es nun auch in den Gerichtshöfen, welche mit den Recheneiämtern in engster Verbindung standen, einigermaßen aufzuräumen.

„Eine Gerechtigkeitspflege in wahrem Sinne des Wortes war damals gar nicht vorhanden; nur Macht und Reichthum konnten sich Recht verschaffen.“ An Beamten fehlte es zwar nicht. Sie entschieden selbständig nach Sitte despotischer Staaten, ohne Gutachten der Beisitzer einzuholen; nur bei einzelnen bestimmten Fällen war das Anrufen eines höhern Gerichtshofes gestattet. Der eine Beamte erkennt über peinliche Fälle, der andere über bürgerliche Streitigkeiten: dieser sprach über Polizeivergehen, jener über strittiges Eigenthum und Erbschaften. Diese Diener oder Herrn der Gerechtigkeit besorgten gewöhnlich nebenbei mehrere religiöse Geschäfte. Die neue Einrichtung ward dem Bestehenden angepaßt, daß sich die Bevölkerung leichter hineinfinden möchte. Jeder Bezirk erhält zwei Gerichtsstellen: dem Gerichtshofe im Bezirke, Mofassil Andaulet Dewani, wird die Erkenntniß über bürgerliche Streitigkeiten, dem peinlichen Gerichtshofe, Phudschari Andaulet Dewani, die über Verbrechen und Vergehen übertragen. Vorsitzer sind die englischen Rentmeister der Bezirke. Sie sollen den Gang der Verhandlungen überwachen. Diesen Bezirksgerichten entsprechen zwei höhere Stellen zu Kalkutta, bei welchen man Berufung einlegen konnte. Vorsitzer sind die höchsten Beamten der Kompagnie.

Zur Kenntnißnahme der Richter wie zum Vortheil der ganzen Bevölkerung ward, auf Veranlassung des Oberstatthalters Warren Hastings, eine Gesetzsammlung in Sanscritsprache abgefaßt. Sie ist ins Persische, von Halhead, ins Englische übertragen und mit der Aufschrift: Codex des indischen Gesetzes der Oeffentlichkeit übergeben worden. Ein Gleiches geschah mit dem muselmanischen Gesetzbuche, der Hedaya. Jener sprachkundige Mann ist der erste Engländer — ein spanisches Lehrgebäude des Sanscrit war bereits im siebzehnten Jahrhundert vorhanden — welcher eine genaue Kenntniß des Bengalischen, einige Einsicht in die heilige, dem Bengali innig verwandte Sprache besessen und ihre Verwandtschaft mit den Sprachen des Abendlandes erkannt hatte. Halhead erstaunte, wie er uns selbst erzählt, nicht wenig über die gewaltige Aehnlichkeit des Sanscrit mit dem Persischen und Arabischen, mit dem Griechischen und Lateinischen. Und dies nicht in technischen und bildlichen Ausdrücken, sondern in dem Grundwerk der Sprache, in den Zahlwörtern und Namen solcher Gegenstände, welche mit Beginn der Civilisation entstanden sein müssen. Eine ebenso überraschende Aehnlichkeit zeige sich in den Charakteren auf Münzen und Siegeln. Man vergleiche die Münzen von Asam, Nepal, Kaschmir und die Siegel von Bhutan und Tübet. Dasselbe könne von den verschiedenen Alphabeten im Morgenlande, vom Indus bis Pegu, behauptet werden. So sehr äußerliche Form auch verschieden, führe doch Ordnung und Zusammensetzung zum Sanscrit-Alphabet. Durch Nachweis der Naturgesetze jener Verwandtschaft, so wie der geschichtlichen Ereignisse, worauf sie theilweise beruht, haben sich Gelehrte des neunzehnten Jahrhunderts großen Ruhm erworben. Halheads bengalische Sprachlehre ist auch das erste Werk, worin indische Buchstaben mit Typen, nach europäischer Weise, gedruckt erscheinen. Vergebens hatte Hr. Bolts (1773) früher große Summen zur Verfertigung solcher Typen verwendet, eine Aufgabe, welche Charles Wilkins, der durch Uebersetzung der Bhagawat Gita oder des göttlichen Gesanges die Aufmerksamkeit auf indische Philosophie und Literatur in hohem Grade erregte, bald hernach löste. Hastings unterstützte aus höhern staatsmännischen Rücksichten diese und andere wissenschaftliche Bestrebungen, so die Uebersetzung des Agin Akbery von Hrn. Gladwin. Die Einrichtungen des weisesten der Großmongolen würden dem Direktorenhof nicht selten als Richtschnur dienen können. Sie seien besser denn alles später auf ihren Trümmern Aufgebaute, überdieß der Bevölkerung bekannter und geeigneter für die Landeszustände.

Wo die einheimische Ordnung keine hinlängliche Sicherheit gewährt, greift man nach neuen strengen Maaßregeln. So gegen zahlreiche Räuber und Mörder, zu deren Einfang wie auf wilde Thiere Treibjagden geschehen. Sie werden in die Heimat zurückgebracht und zum Schrecken der Genossen hingerichtet. Die Gemeinde unterliegt im Verhältniß zum Verbrechen ihres Landsmanns einer Strafe; seine Angehörigen sind der Sklaverei verfallen. Das

Polizeiwesen der Hauptstadt bedurfte großer Nachhülfe. So hatte das Stehlen der Kinder und halberwachsener Personen, um sie als Sklaven zu verkaufen, in einem erschrecklichen Grade zugenommen. Viele dieser Unglücklichen wurden auf europäischen Schiffen nach fremden Gegenden entführt und verhandelt. Nun wird (11 Mai 1774) verordnet: Niemand dürfe vom 1 Juli 1774 als Sklave gekauft oder verkauft werden, wenn nicht schon früher auf gesetzlichem Wege erworben.

Brittische Beamte haben sich um diese Zeit vorzüglich viele Vergehen zu Schulden kommen lassen; manche waren jedoch besser als ihr Ruf. In Europa legte man und legt man zum Theil noch einen ungeeigneten Maaßstab an die asiatischen Zustände. Das sklavische, gesetzlose Indien wird nach dem freien gesetzlichen Gemeinwesen Altenglands gemessen und beurtheilt. Ein Rathsmitglied zu Kalkutta hat auf diesen Mißstand hingewiesen. „Wohlan denn," erklärt Hr. Leycester in öffentlicher Sitzung seines Collegiums (1765), „wahr ist's, ich habe Geschenke angenommen; ich habe sie niemals verheimlicht, das ist Landessitte; sie heiligt die Handlung. Das Gebot, keine Geschenke anzunehmen, ist dem alten Brauch Indiens vollkommen entgegen." Auch trug man der unvermeidlichen Nothwendigkeit zu wenig Rechnung. Die Beamten der Kompagnie sollten alle Mißstände beseitigen; jedes Mißgeschick sollten sie hervorgerufen haben. Die Hungersnoth in Bengalen (1770), ein in östlichen Ländern nicht seltenes Ereigniß, ist ihnen aufgebürdet: sie seien für den Untergang wenigstens eines Drittheils der Bevölkerung verantwortlich. Noth und Theuerung ward auch dort, wie sonst gewöhnlich, dem Getreidewucher zugeschrieben, dessen die Diener der Kompagnie so allgemein beschuldigt wurden, daß selbst Adam Smith in seinen zu der Zeit geschriebenen unsterblichen Untersuchungen über die Staatswirthschaft darauf hinweist.

Die Mißstimmung gegen die angloindische Hansa wuchs aber vorzüglich durch ihre finanziellen Verlegenheiten. Die Moralität hatte nur einen sehr geringen Antheil daran. Man war sich dessen im indischen Hause gar wohl bewußt, weßhalb auch während der letzten Jahre alle guten und schlechten Mittel aufgeboten und genehmigt wurden, welche eine Erhöhung der Einnahmen hoffen ließen. Vergebens. Nicht bloß, daß sie den jährlichen Zins nicht zahlen konnte, so mußte die Hansa noch (März 1773) um ein Anlehen von 1½ Millionen Pfund bei dem Parlamente nachsuchen. Ueberdieß möge ihr gestattet sein, jede beliebige Anzahl Thee abgabenfrei ins Ausland zu verführen. „Das Parlament dürfe sich versichert halten, daß nächstens geeignete Vorschläge gemacht werden zur bessern Verwaltung Indiens, namentlich der Gerechtigkeitspflege."

Die Verfassung der Kompagnie, dies bleibt von den Tagen, wo die indischen Angelegenheiten zum erstenmal (1767) vor's Parlament gebracht wurden, Landesüberzeugung, müsse durchaus verändert werden; Regierung und Parlament ihren Einfluß auf die Verwaltung der asiatischen Besitzungen äußern; sie sollen die Oberaufsicht über alle staatlichen Anordnungen des indischen Hauses erhalten. Selbst in der Thronrede bei Eröffnung des Parlaments (Jan. 1772) ward darauf hingewiesen. Die Hansa setzt alle Triebfedern in Bewegung, um jene Plane zu hintertreiben. Sie wurden als Bruch ihrer verbrieften Sonderrechte, als Verletzung der Konstitution und des Eigenthums dargestellt. Alle diese Umtriebe und Bemühungen waren vergebens. Lord North bringt (18 Mai 1773) einen Gesetzvorschlag an's Unterhaus, „wodurch die Angelegenheiten der Kompagnie, sowohl in Indien wie in der Heimat, geordnet und verbessert würden." Die Actienspeculanten, erklärt der Minister, seien zwar der Maaßregel entgegen, die Regierung werde aber darauf bestehen. Nur in solcher Weise könne den zahlreichen Mißständen Abhülfe und dem herannahenden Verderben Einhalt geschehen. Die bei der Kompagnie stark betheiligte Hauptstadt fand die Grundsätze der Bill gefährlich in hohem Grade. Sie seien ein unmittelbarer Angriff auf die Volksfreiheiten; dadurch würden alle corporativen Rechte in Frage gestellt; der Krone Macht und das Patronatswesen jeglicher Verwaltung würden in der Weise gemehrt, daß sie der ganzen Verfassung zum großen Schaden gereichen könnten.

Alle diese und andere Bittschriften, Proteste und vorgebliche Befürchtungen der Selbstsucht, sowie die Sophistereien und Grobheiten des Rhetors Edmund Burke waren von keiner Wirkung. Das Gesetz ist mit großer Mehrheit angenommen, und die Stellung der Kompagnie zum Staate von Grund aus geändert worden. Seine wesentlichen Bedingungen, gemeinhin ordnende Acte genannt, haben sich trefflich bewährt; sie liegen allen spätern Bestimmungen zu Grunde.

Haupt der Regierung von Bengalen, Bihar und Drissa ist (1773) der Oberstatthalter, mit einer Besoldung von 25,000 Pfund jährlich; ihm ist ein gleichberechtigter Rath beigegeben von vier Personen mit 8000 Pfund Gehalt; dem Oberstatthalter gebührt im Rathe die ganze bürgerliche und militärische Verwaltung. Die Präsidentschaft Bengalen führt eine Oberaufsicht und Ueberwachung jener zu Madras, Bombay und Benculen; außer im Falle der Nothwehr, können sie weder Krieg beginnen noch mit den indischen Fürsten einen Vertrag schließen; die höchsten Beamten des indischen Reiches werden das erstemal von der Krone und dem Parlament auf fünf Jahre ernannt. Nach Ablauf der Frist ist die Wahl den vierundzwanzig Directoren der vereinigten Gesellschaft anheimgegeben. Sie unterliegt jedoch der Bestätigung der Krone. Ein Viertel der durch Actieninhaber gewählten Directoren tritt jährlich aus. Die Actie von 1000 Pfund berechtigt zu einer Stimme, 3000 zu zwei, 6000 zu drei und 10,000 zu vier Stimmen. Alle Briefschaften, auf das Kriegswesen und die finanziellen Zustände, dann auf Regierung und Verwaltung Indiens bezügliche, werden der Krone zur Einsicht und Gutachtung vorgelegt. Kein Beamter, gleichviel ob im königlichen oder Kompagnie-Dienste, darf Geschenke annehmen. Die Statthalter, Rathsherrn und Richter sind und bleiben von jedem Antheil am Handelsgewinnste ausgeschlossen. Ein oberster königlicher Gerichtshof wird künftig den indischen Behörden zur Seite stehen, welcher nach englischem Gesetze und vollkommen unabhängig von der Verwaltung über die Beamten der Kompagnie und alle Engländer, sowie über einheimische Verbrecher zu Recht erkennt, — eine gut gemeinte Vorkehrung, welche eine Menge neuer Mißstände und Bedrängnisse über die Bewohner Hindostans verhängt.

Die englischen Gesetze sind, vielleicht noch mehr als die anderer Nationen, aus zufälligen Umständen und besondern Verhältnissen hervorgegangen und deßhalb wenig geeignet, auf ein anderes Volk übertragen zu werden. Das Recht, wie es die Natur der Dinge und die Vernunft erheischt, sucht man nicht selten vergebens in jenen zahllosen Satzungen und Gewohnheiten. Ueberdies war keine Vorschrift gegeben, nach welcher der Gerichtshof unter den ganz neuen eigenthümlichen Verhältnissen zu verfahren hätte: Indien wurde, was kaum glaublich, wie eine alte englische Grafschaft behandelt. Und so geschieht's, daß, während der unkundige Einheimische nicht selten unschuldiger Weise der Strafe verfällt, der englische Verbrecher leicht entschlüpft mittels der vielen Aus- und Schleichwege in den historisch überlieferten verwickelten Gerichtsgängen. Der Oberstatthalter und die Räthe, welche allein der Macht des Gerichtshofes entzogen sind, können in allen Ländern der Kompagnie solche Anordnungen treffen, solche Strafen erheben, welche sie den Umständen angemessen erachten; sie müssen jedoch, bevor sie Gesetzeskraft erlangen, bei jener obersten Gerichtsbehörde eingetragen sein. Auch dann ist's noch gestattet, Berufung an den König im Rathe einzulegen, dem das Recht zusteht, die Verordnungen aufzuheben. Alle Verbrechen und Vergehen sollen vor einem Schwurgerichte, zusammengesetzt aus englischen Unterthanen, zu Kalkutta verhandelt werden.

(Schluß folgt.)

Mit dieser Nummer wird das Inhalts-Verzeichniß für Band XXXVI. und XXXVII. ausgegeben.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Political and military Events in British India.

(Schluß.)

Warren Hastings ist im neuen indischen Grundgesetze namentlich als Oberstatthalter aufgeführt. Ein Gleiches geschah in Betreff der vier Räthe, des Oberfeldherrn John Clavering, der Räthe George Monson, Richard Barwell und Philipp Francis. Elijah Impay gieng als Vorstand des Obergerichts nach dem Ländererwerb, mit ihm die Beisitzer Robert Chambers, Stephan Le Maistre und John Hyde. Nachdem dies Alles geschehen, erhält die Hansa ein Darlehen von 1,400,000 Pfund, das in bestimmten Fristen zurückbezahlt werden mußte. In diesen Einrichtungen der Ordnungsacte liegen die künftigen Geschicke der indischen und nachbarlichen Völkerschaften verborgen. Sie können sich aller Anstrengungen ungeachtet diesem ihren Loose nicht entwinden; sie sind sämmtlich der Oberherrlichkeit Großbritanniens verfallen. Gleiche Ursachen bewirken die Größe des römischen und des angloasiatischen Reiches. Die wechselnden Oberstatthalter wollen, wie die wechselnden Consuln durch kriegerische Thaten und Mehrung der Herrschaft unsterblichen Ruhm gewinnen. Und sie vermögen dies desto leichter, weil die Sultane und Maharadschah, unkundig der europäischen Hülfsquellen ihres Feindes, nicht selten muthwilliger Weise Beleidigungen über Beleidigungen häufen, und selbst zum Kampfe herausfordern. Die stehenden Heere Indiens sind aber wie alle andern Söldner, denen das Blutvergießen zum Handwerk wird, nach Krieg begierig. Ist er ihnen doch ein sicheres Mittel zur Bereicherung. Führer und Soldaten erhalten nicht bloß höhere Löhnung, sondern bedeutenden Antheil am Raube, Kriegsbeute genannt. Selbst die Mitglieder der Hansa, welche anfänglich der Kosten wegen herbe Klagen erheben, sind am Ende mit den Ergebnissen zufrieden. Hat man doch neue Stellen zu vergeben, kann man doch mehr Verwandte und Schützlinge versorgen! Auch wird den Unterworfenen, zum Vortheil der Fabrikanten und Kaufherrn, ein Handelsvertrag auferlegt; sie müssen den Erzeugnissen des Siegers unter günstigen Bedingungen den Zutritt gestatten. Handelsverkehr, Handelsgewinn ist aber, wie man weiß, der Leitstern des ganzen englischen Gemeinwesens.

Neumann.

Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich's des Großen. Nach authentischen Quellen im diplomatischen Zusammenhange dargestellt von Dr. W. Adolf Schmidt. Berlin 1851.

Das vorliegende Werk behandelt in umfassender Weise (648 Seiten in groß 8.) zwei merkwürdige Epochen der neueren deutschen Geschichte, nämlich den sogenannten Deutschen Fürstenbund vom Jahr 1785 und den Norddeutschen Reichs-

bund vom Jahr 1806. Mancher ist vielleicht der Meinung, daß man Ereignisse wie die genannten, bei denen sich so mannigfache Schwächen und Schäden unsres Vaterlandes herausgestellt haben, lieber möglichst mit Stillschweigen übergehen sollte, statt sie ausführlich zu untersuchen und in ihren Motiven und Zusammenhängen zu zergliedern. Aber wenn diese Meinung selbst für die populärste Geschichtschreibung, in der allerdings das Gute und Erhebende mehr hervortreten soll als das Schwache und Niederschlagende, nur eine bedingte Berechtigung hat, so würde man vollends das Wesen und den Zweck der tieferen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung gänzlich verkennen, wenn man ihr untersagen wollte, die schwachen und gefährlichen Seiten an der Geschichte des eigenen Staates zu untersuchen. Man wird dies um so unbedenklicher thun können, wenn die früherhin drohenden Gefahren glücklich beseitigt, wenn an die Stelle unseliger Zerwürfnisse festbegründete Freundschaft und volles Vertrauen getreten sind. Dies aber ist bekanntlich nach langem verderblichen Hader zwischen Bayern und Oesterreich der Fall. Und daß auch zwischen Oesterreich und Preußen die glücklich wieder gewonnene Eintracht sich stärke und befestige, das wünscht und hofft jeder patriotische Deutsche, der die Erfahrungen der Jahre 1795 bis 1809 nicht völlig vergessen hat.

Was die Tendenz des vorliegenden Werkes betrifft, so ergibt sie sich weniger deutlich aus dem Buche selbst als aus einer kleineren Schrift, die der Verf. schon im Jahre 1850 seiner gegenwärtigen Arbeit vorangeschickt hat. Wir würden gegen die Aufgabe der Gelehrten Anzeigen verstoßen, wollten wir uns mit dem Verf. auf eine Polemik über seine politischen Ansichten einlassen. Wir können aber von allem Tendentiösen in dem Werke, mit dem wir es allein zu thun haben, um so mehr absehen, als es hier sehr in den Hintergrund tritt gegen den Reichthum archivalischer Mittheilungen, durch welche der Hr. Verf. unsre quellenmäßige Kenntniß der neueren Geschichte bereichert. Derselbe erhielt nämlich von dem k. preußischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten die Erlaubniß zur Benutzung der Acten des geheimen Staatsarchives zu Berlin, und bekam dadurch einen so vollständigen Einblick namentlich in die Geschichte des Fürstenbundes vom Jahr 1785, daß die bisherigen Darstellungen an Reichthum des Materials und Urkundlichkeit der Angaben hinter der seinigen zurückbleiben.

Wir wollen uns hier auf eine Besprechung des ersten Theiles des vorliegenden Werkes beschränken, welcher sich mit dem Fürstenbund von 1785 beschäftigt und die bei weitem größere Hälfte des Buches (S. 15 — 402) füllt. Die wichtigsten Quellen für die Geschichte des deutschen Fürstenbundes waren bisher Dohm's Denkwürdigkeiten Bd. 3, und Hertzberg Recueil des déductions etc. Vol. II. (à Berlin 1789). Beide waren natürlich auf das beste unterrichtet, da sie selbst die hauptsächlichsten Unterhändler in dieser schwierigen und verwickelten Sache gewesen sind. Aber erstens theilt der Letztere, nämlich Hertzberg nur einzelne, freilich sehr wichtige Actenstücke mit, und zweitens konnte man beide für nicht ganz zuverläßig halten, eben weil sie in eigener Sache sprachen. Dieselbe Einseitigkeit könnte man nun freilich auch bei Hrn. A. Schmidt voraussetzen. Denn so sehr auch die Leidenschaften sich seit dem Jahre 1785 abkühlen konnten, so wird doch auch der unbefangenste Schriftsteller nicht umhin können, solchen Ereignissen gegenüber seinen bestimmten Standpunkt einzunehmen. Aber wenn auch die Mittheilungen, die der Hr. Vf. aus dem Berliner Archiv macht, noch so manche Ergänzung und Berichtigung aus andern ungedruckten Quellen möglich und wünschenswerth erscheinen lassen, so wird man sich doch dem Eindruck nicht entziehen können, daß der Hr. Verf. das ihm vorliegende Material treu und zuverläßig benutzt hat. Daß Mittheilungen, die dem Berliner Archiv entnommen sind, die Dinge aus dem preußischen Gesichtspunkt auffassen, wird man natürlich nicht anders erwarten.

Was uns nun bei dem Lesen dieser Fülle von Actenstücken zuvörderst entgegentritt, ist die Beobachtung, wie wahr und probehaltig im Großen und Ganzen die Darstellung ist, die Dohm in dem angeführten Band seiner Denkwürdigkeiten von diesen Ereignissen gegeben hat. Denn erhält auch diese Dar-

stellung im Einzelnen so manche Ergänzung und Berichtigung, so wird ihre Treue in den Hauptpunkten nur um so mehr bestätigt. Eine der wichtigsten Ergänzungen enthält hier gleich die erste Entstehungsgeschichte des deutschen Fürstenbundes. Wir erkennen daraus noch deutlicher als bisher, daß jene Vereinigung deutscher Fürsten zwar nur durch Friedrich' des Großen Energie zu einem kräftigen und wirksamen Dasein gelangt ist, daß sie aber, weit entfernt eine bloße Machination des preußischen Königs zu sein, vielmehr durch die ganze damalige Lage des deutschen Reichs hervorgerufen und daß eben deßwegen der Gedanke einer solchen Vereinigung an sehr verschiedenen Stellen fast gleichzeitig entstanden war.

Die Lage des deutschen Reichs und seiner Verfassung war um jene Zeit bekanntlich folgende: Einer der trefflichsten Herrscher aus dem Habsburg-Lothringischen Stamm, Kaiser Joseph II., hatte im Jahre 1765 den deutschen Kaiserthron bestiegen mit den schönsten Hoffnungen und Vorsätzen, einmal wieder ein rechter Kaiser und „König in Germanien" zu sein, den eingerosteten Mißbräuchen und Mängeln der Reichsverfassung nach Kräften abzuhelfen und das Reich wo möglich neu zu ordnen. Man weiß, wie diese Versuche gescheitert sind, erst bei der beabsichtigten Verbesserung des Reichshofraths, dann bei der neunjährigen, in der Hauptsache vergeblichen Visitation des Reichskammergerichts. Als nun nach dem Tod seiner Mutter Maria Theresia Joseph II. auch in seinen Erblanden Alleinherrscher geworden war, da wendete er diesen seine hauptsächlichste Sorge zu, nnd gab die Hoffnung als Kaiser und König in Deutschland etwas zu wirken auf. So wenigstens ist die verbreitetste Meinung. Es dürfte aber richtiger sein, wenn man sagt: Joseph II. verzweifelte, mit der deutschen Verfassung etwas Bedeutendes auszurichten. Er schlug deßhalb einen andern Weg ein, um dem Kaiserthum auch im Reich wieder zu Macht und Ansehen zu verhelfen. Er suchte dies nämlich dadurch zu bewirken, daß er seine eigene Hausmacht möglichst tief in das Reich hinein ausbreitete. Aber wenn dies schon an und für sich ein Unternehmen war, das man von allen Seiten mit Mißtrauen betrachtete, so mußte die Art, mit der sich Joseph mehr als einmal über Recht und Sitte hinweggesetzt hatte, die Besorgniß vor seinen weiteren Planen nur noch mehr steigern. Namentlich hatte er durch sein Verfahren gegen das Bisthum Passau und das Erzbisthum Salzburg die geistlichen Fürsten schwer verletzt, und so erklärt sich, auch abgesehen von Joseph's sonstigen kirchlichen Reformen, die Opposition, die sich gerade bei manchen geistlichen Fürsten gegen seine Unternehmungen fand. Scheinbar günstig, im Verfolg aber um so verderblicher für Joseph's Plane war die Stellung, in die nach dem Eintreten Karl Theodor's in die bayrische Erbschaft dieser Nachbarstaat zu Oesterreich kam. Der Versuch, Niederbayern an sich zu bringen, scheiterte an Friedrich's II. Widerstand (1779), hinterließ aber dem Kaiser das wachsame Mißtrauen so mancher kleineren deutschen Fürsten, insbesondere der Herzoge von Pfalz-Zweibrücken, die als die künftigen Erben Bayerns am tiefsten bei Joseph's Absichten auf dies Land betheiligt waren. Daraus erklärt sich denn ganz natürlich, daß die ersten positiven Vorschläge zu einer Verbindung der deutschen Fürsten zur Aufrechthaltung des deutschen Rechtszustandes gerade von dem Pfalz-Zweibrückischen Hofe ausgiengen. Dieser Hof und unabhängig von ihm der benachbarte badische traten gegen Ende des Jahres 1783 zuerst mit eigentlichen Planen zu einer solchen Vereinigung deutscher Fürsten hervor. Denn das freilich schon ältere Hessen-Kassel'sche Project, auf das wir unten noch einmal zurückkommen werden, hatte ein Ziel vor Augen, das von dem späteren Fürstenbund ganz verschieden war. Die geheimen Unterhandlungen, die nun Pfalz-Zweibrücken mit Preußen anknüpfte, wurden zuerst nicht mit Friedrich II., sondern hinter seinem Rücken mit dem Minister Hertzberg und dem Thronfolger, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm II. geführt. „Unbekannt mit den süddeutschen Plänen," wie sich unser Verf. ausdrückt, trug sich auch Friedrich II. schon seit dem J. 1783 mit dem Project einer solchen Vereinigung, legte auch im März 1784 (S. 50) energisch Hand an's Werk, wurde aber erst im April desselben Jahres durch Hertzberg mit den süddeutschen Projecten bekannt

gemacht (S. 81). So die Darstellung des Verf., die er mit den ausführlich abgedruckten Actenstücken belegt und von der er mit Recht sagen kann, daß sie nach den „dürftigen und zum Theil sehr unbestimmten Andeutungen bei Hertzberg und Dohm“ über die vielbesprochene Frage von dem Ursprung des deutschen Fürstenbundes zum erstenmal eine überraschende Aufklärung“ gibt (S. 9). Wenn er aber diese Aufklärung „eine zugleich erschöpfende“ nennt, so scheint doch noch so manches keineswegs in genügender Weise aufgeklärt, z. B. das seltsame Verhältniß des preußischen Thronfolgers zum König. Aber wie tief auch Preußen schon seit längerer Zeit die Hände im Spiel gehabt haben mag, so viel leuchtet aus der Darstellung des Verf. ein, daß das Bedürfniß einer solchen Verbindung kein künstlich von Preußen eingeimpftes, sondern ein durch des Kaisers Plane in den verschiedensten deutschen Reichsfürsten von selbst hervorgerufenes war. Das ergibt sich schon daraus, daß auch ein Theil der geistlichen Fürsten, erschreckt durch Joseph's Verfahren gegen Passau, unter sich eine Association zu ähnlichen Zwecken stiftete (vgl. S. 90 u. S. 64).

Sobald nun Friedrich der Große die Sache in die Hand nahm, betreibt sie der alte zweiundsiebzigjährige Fürst mit einer Energie und einem Feuer, dem die Thätigkeit seiner Minister Finckenstein und Hertzberg kaum genug thun kann. „Il est de la dernière importance, schreibt er unter dem 6 März 1784 an seinen Minister Grafen von Finckenstein, de travailler de toutes nos forces pour trouver une espèce d'association dans l'Empire, comme la ligue d'autrefois de Smalcalden“ (S. 50). Unter dem 24 Oct. schickt er dann den Ministern Finckenstein und Hertzberg den meisterhaften Entwurf zu einem solchen Bündniß, den Hertzberg im Recueil II. 364 veröffentlicht hat und den der Verf. des vorliegenden Werks S. 105 fg. mit einigen kleinen Berichtigungen des Hertzberg'schen Textes aus des Königs eigener Handschrift mittheilt. Dennoch wollte die Sache nicht recht in's Rücken kommen, als plötzlich ein Ereigniß nach Berlin gemeldet wurde, das den Gang der Verhandlungen beflügelte. Gleich im Beginne des Jahres 1785 erfuhr man nämlich zu Berlin den Plan des österreichischen Hofes, Bayern von dessen Churfürsten Karl Theodor gegen die Niederlande einzutauschen. Der Verf. theilt das Schreiben des Herzogs Karl von Pfalz-Zweibrücken vom 3 Jan. und die Berichte seines Ministers, des Hrn. v. Hofenfels vom 9 Jan. 1785 aus dem Berliner Archiv wörtlich mit (S. 129 — 136). Aus diesen Actenstücken wird sich nun auch der ungläubigste Zweifler überzeugen, wie groß damals die Gefahr für Bayern war. Zum Beleg, was man in Wien dem Charakter des Churfürsten Karl Theodor zutraute, wollen wir eine Stelle ausheben aus dem von Hofenfels nach Berlin gesandten Précis d'une dépêche du ministère Impérial addressée à Monsieur de Lehrbach à Munich, concernant le plan préliminaire d'un échange de la Bavière contre les Pays-bas Autrichiens. Dort heißt es nämlich nach den Hauptstipulationen des Tauschprojects unter Nr. 4: „qu'il sera réservé à la Majesté Imperiale de faire à volonté des emprunts dans les Pays-bas et de garder non seulement toutes les troupes et l'artillerie qui s'y trouvent, mais aussi les troupes nationales de la Bavière; l'Electeur ne devant au contraire garder que les troupes palatines et étrangères, et S. M. I. renonçant au droit, qu' Elle s'était réservé d'abord, de lever des recrues dans les Pays-bas.

Cette dernière clause fait voir, fährt der Précis fort, que le droit de recruter aux Pays-bas avait été stipulé dans un traité précédent.

Afin de rendre cet article agréable, on alléguait dans la dite dépêche le motif: „que l'Electeur pourrait employer les revenus, qu'il gagnerait par cet arrangement, à d'autres usages et objets agréables, s'il ne voulait point les destiner au militaire“ (S. 131).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Januar.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich's des Großen.

(Fortsetzung.)

Aus dem ganzen Verlauf ergibt sich, daß man in Wien die Sache, so weit sie den Churfürsten Karl Theodor betraf, als abgemacht ansah. Es galt nun nur noch die Zustimmung der Pfalz-Zweibrücker Linie zu erhalten, und diese Zustimmung sollte der russische Gesandte Graf Romanzow vom Herzog Karl von Zweibrücken ertrotzen. Der Graf las dem Herzog die Depesche über das Tauschproject vor und setzte demselben einen Termin von acht Tagen, um sich über seinen Beitritt zu entscheiden. (Der mitgetheilte Originalbrief Romanzow's an den Herzog Karl von Zweibrücken gibt S. 135 die urkundliche Bestätigung dieser schon aus Hertzberg, Recueil vol. II, p. 294 bekannten Thatsache). Erfolge eine abschlägige Antwort von Seite Seiner Herzoglichen Durchlaucht, fügte Graf Romanzow hinzu, so werde man nichts desto weniger voranschreiten auch ohne seine Beistimmung und Mitwirkung (S. 132). Der Charakter des Herzogs war der Art, daß ein solcher Plan der Einschüchterung nicht übel berechnet schien. Allein man hatte sich doch getäuscht. Das Gefühl der künftigen Würde seines Hauses regte sich in dem Gemüth des Herzogs, und trefflich berathen von seinem redlichen Hofenfels schrieb er dem russischen Gesandten eine Antwort, die auf ein klares und unumwundenes Nein hinauslief (hier mitgetheilt S. 132 — 134). Zugleich galt es nun aber, dieser verneinenden Antwort durch einen mächtigen Rückhalt Nachdruck zu verschaffen. Den Weg dazu hatte man sich in der Voraussicht solcher Ereignisse schon gebahnt. Es kam nur darauf an, die längst angeknüpften Unterhandlungen mit dem König von Preußen zum Abschluß zu bringen.

Friedrich II. verdoppelte nun seinen Eifer. Il faut rassembler toute son énergie et être tout nerf, schreibt er am 28 April 1785 an Finckenstein, pour s'opposer à ces injustes et infames entreprises (S. 190). Es versteht sich von selbst, daß wir weder mit den kopflosen Bewunderern des großen Königs eine besondere politische Tugendhaftigkeit, noch mit den Feinden Bayerns eine ausnehmende selbstvergessene Großmuth gegen Bayern als das Motiv in dem Handeln Friedrich's des Zweiten voraussetzen. Was ihn bestimmte, hat er deutlich genug in dem Entwurf vom 24 Oct. 1784 gesagt, ehe noch die Gefahr wie jetzt ihm auf die Nägel brannte. Voilà en gros, sagt er dort (S. 106), les points importans, qui doivent joindre tous les Princes à cette ligue, parceque leurs intérêts sont les mèmes et que, s'ils laissent écraser quelques uns de leurs égaux, leur tour viendra à coup sûr, et qu'ils n'auront que le privilège de la grotte de Polyphème, d'être mangés les derniers. Gemeinsames Interesse hat den preußischen König und die jüngere Linie des pfälzischen Regentenhauses zur Rettung Bayerns vereinigt.

Der Verf. theilt nun die wichtigsten Actenstücke, Cabinetsordren und Depeschen mit, die dem defini-

tiven Abschluß der Union vom Januar bis Juli 1785 vorausgiengen. Das wichtigste sind nun natürlich die Verhandlungen mit den beiden Churhöfen von Sachsen und Hannover. Wer die Stellung dieser Höfe, namentlich Sachsens zu Preußen kennt, der wird die Schwierigkeiten zu würdigen wissen, die eine Verbindung mit denselben zu überwinden hatte. Mit wahrer Bewunderung liest man deßhalb, wie das Werk endlich zu Stande kommt durch die rastlose Thätigkeit des Königs, der unverwandten Blicks nur auf die Hauptsache hinstrebt, alle Nebendinge fallen läßt, durch Widerstand und Hindernisse nur noch mehr angespornt wird. Es hatten sich Anstände erhoben über den Ort, an dem verhandelt werden solle. Quant à l'objet du rapport, schreibt der König unter dem 17 April 1785 an Finckenstein, que Vous m'avez fait avec le Sr. de Hertzberg en date d'hier, Je Vous diroi que le principal est, que la liaison, dont il est question, se fasse; et que le lieu, où elle sera négociée et rédigée, n'est qu'un accessoire, qui m'est très indifférent (S. 182). Man genehmigte nun übrigens doch von hannover'scher Seite und ebenso von sächsischer den preußischen Vorschlag, die Verhandlungen in Berlin zu führen. Hr. von Beulwitz für Hannover, Graf von Zinzendorff für Chursachsen verfügten sich dahin, um mit den preußischen Bevollmächtigten Finckenstein und Hertzberg über den Abschluß zu verhandeln. Auch hier wies der König seine Minister an, nur die Hauptsache mit allem Eifer zu betreiben, in allen Nebendingen, Formfragen und dergleichen sich den Wünschen der fremden Minister zu fügen. So, als der preußische Unionsentwurf Anstand fand, ließ man ihn ohne Weiteres fallen und legte bei den Verhandlungen den hannoverischen zu Grunde, den Beulwitz mitgebracht hatte (S. 253). Auf diese Art kam nun aber auch schon nach wenigen Sitzungen der berühmte Grundvertrag des deutschen Fürstenbundes zu Stande, der das Datum vom 23 Juli 1785 trägt. Der Verf. theilt dies wichtige Actenstück, das zuerst in Dohm's Denkwürdigkeiten Bd. III. Beilage K. veröffentlicht worden ist, noch einmal aus dem „Original-Concept so wie es vollzogen worden" mit (S. 297 — 310). Es ergeben sich dabei einige Abweichungen von Dohm. Ich will darunter nur die eine hervorheben, daß die Ueberschrift, die der Tractat bei Dohm trägt: „Tractat des Fürstenbundes" nicht aus der Urkunde, sondern von Dohm herrührt. In der Urkunde selbst führt der Vertrag die Ueberschrift: „Associations-Vertrag zwischen den Churfürsten von Sachsen, Brandenburg und Braunschweig vom 23 Juli 1785," und der Verf. bemerkt dazu: „die Bezeichnung Fürstenbund und Tractat des Fürstenbundes wurde niemals in den Acten jener Zeit gebraucht, sondern erst später gebräuchlich und selbst officiell (s. §. 244 Gutachten unter Friedrich Wilhelm II.). Dagegen hatten die Ausdrücke Union und Unions-Tractat dieselbe officielle Geltung wie Association und Associations-Tractat (S. 298 Anm.).

Nach dem Abschluß des Tractats ergab sich noch ein Zwischenfall, der für den alten König äußerst charakteristisch ist und über den der Verf. (S. 314 fg.) die zwischen dem König und seinen Ministern gepflogene Correspondenz mittheilt. Bei Uebersendung der für Sachsen und Hannover bestimmten Ratifications-Urkunden fragten nämlich die preußischen Minister beim Könige an, ob er nicht den beiden unterzeichnenden Gesandten und ihren Sekretären das in solchen Fällen übliche Geldgeschenk geben wolle. Friedrich erwiederte, da die Minister für die Gesandten nicht, wie er erwartet habe, Tabatieren oder dergleichen, sondern baar Geld verlangten, so sollten sie ihm die geforderten Summen genau specificieren. Hertzberg schrieb zurück, 3000 Thaler in Gold für jeden Gesandten und 500 für jeden der beiden Sekretäre sei das herkömmliche Geschenk. Friedrich gieng darauf nicht ein, sondern erwiederte: Je viens d'enjoindre à mon Conseiller de guerre et trésorier Buchholtz, de commander deux bagues ou tabatières, de 1500 écus la pièce, chez les joaillers Baudesson et Reclam, et de Vous les remettre dès qu'elles seront prêtes, avec 1000 écus en argent comptant. Ce sont les présents que Je destine aux deux ministres de Saxe et d'Hanovre, ainsi qu'à leurs secrétaires respectifs, qui recevront chacun 500 écus comptant, lors de l'échange des ratifications. Je

recommande immédiatement aux joaillers, de travailler ces deux pièces bien joliment, avec goût, de manière qu'elles aient une apparence brillante. Finckenſtein ſchickte dieſe Entſchließung an ſeinen Collegen Hertzberg mit dem Beiſatz: J'en suis fâché à cause de l'effet que cela fera, mais il est le maître, et c'est à nous d'obéir. Der König aber kam noch einmal an demſelben Tag auf dieſen Gegenſtand zurück, indem er den Miniſtern ſchrieb: Quant aux gratifications à donner aux ministres qui ont signé ce traité, comme les eaux m'ont causé cette année-ci de trop grands dommages, pour que Je puisse leur faire de gros présents, Je ferai acheter soit une bague ou tabatière avec des brillans, que Je Vous ferai passer pour eux avec les 500 écus qu'il faut à chaque secrétaire, et que Vous pourrez leur remettre (S. 317).

Nachdem der Tractat mit Sachſen und Hannover zur „Aufrechthaltung und Befeſtigung des Reichsſyſtems nach dem weſtphäliſchen und andern verbindlichen Reichs-Friedensſchlüſſen, der kaiſerlichen Wahlcapitulation und den übrigen Reichsgeſetzen“ abgeſchloſſen war, wurden die meiſt ſchon längere Zeit im Gange befindlichen Unterhandlungen über den Anſchluß der übrigen Reichsfürſten eifrig fortgeſetzt. Außer dem wegen der bevorſtehenden bayriſchen Erbfolge wichtigſten Pfalz-Zweibrücken, deſſen Acceſſions-Acten der Verf. S. 356 — 360 mittheilt, ſind es beſonders zwei Höfe, die bei dieſen Verhandlungen vor anderen unſer Intereſſe in Anſpruch nehmen, nämlich Heſſen-Caſſel und Chur-Mainz. An den Landgrafen von Heſſen-Caſſel, der ihm theils wegen der Lage ſeines Landes theils wegen ſeines Militärs von beſonderer Wichtigkeit war, hatte Friedrich ſchon im März 1785 den Generalmajor Grafen von Görz geſchickt (S. 232). Die preußiſchen Vorſchläge fanden aber in Caſſel nicht die gewünſchte Aufnahme. Hier ſtand nämlich an der Spitze des Miniſteriums ein Mann, der ſeine eigenen ſelbſtändigen Gedanken über die Lage der deutſchen Staaten hatte, der General von Schlieffen. Ueber die Plane dieſes merkwürdigen Mannes geben die Archivalien, deren Benutzung dem Hrn. Verf. zu Gebote ſtand, nur ſehr dürftige Auskunft. Natürlich. Denn da Hr. von Schlieffen die Stiftung eines Bundes betrieb, der mit Ausſchluß Preußens ſowohl als Oeſterreichs eine dritte Achtung gebietende Macht in Deutſchland aus den mittleren und kleineren Staaten bilden ſollte, ſo iſt es begreiflich, daß man über ein ſolches Vorhaben nicht viel nach Berlin geſchrieben haben wird. Um die Benutzung der Caſſeler Archive aber, die jedenfalls merkwürdige Aufſchlüſſe über dieſe heſſiſchen Pläne gewähren müſſen, hat der Hr. Verf. für die Periode des Fürſtenbundes nicht nachgeſucht, wahrſcheinlich abgeſchreckt durch das, was ihm auf ſeine Anfrage in Bezug auf das Jahr 1806 über die dortigen Archive mitgetheilt wurde (Vorwort S. IV). Wir kennen übrigens die Plane, die Landgraf Friedrich II. von Heſſen-Caſſel auf Antrieb ſeines Miniſters von Schlieffen verfolgte, viel genauer, als ſie der Hr. Verf. hier geben konnte, aus Dohm's Denkwürdigkeiten Bd. 3 S. 54 fg., worauf auch der Hr. Verf. in einer Anmerkung (S. 235) aufmerkſam macht. Dohm hatte hier die beſte Quelle an ſeinem Freunde dem Hrn. von Schlieffen ſelbſt, durch den er im Jahr 1776 als Profeſſor nach Caſſel berufen worden war. Den Plan einer deutſchen Staaten-Verbindung ohne Oeſterreich und Preußen, den Schlieffen ſchon im Jahr 1763 nicht ohne anfängliche Ausſicht auf Erfolg eifrig betrieben hatte, nahm nun Heſſen-Caſſel im Jahr 1785 wieder auf. Als man aber in Hannover, wohin man ſich wandte, keinen Anklang fand, gab man den Gedanken auf und trat mit der Hoffnung, bei dieſer Gelegenheit wo möglich den Churhut zu gewinnen, am 30 Nov. 1785 dem Bunde mit Preußen bei (S. 355; vgl. S. 235, 361 u. Dohm III. 95).

Noch merkwürdiger als die Verhandlungen mit Heſſen-Caſſel waren die mit Mainz. An dem Churfürſten von Mainz war Friedrich dem Großen unter allen deutſchen Reichsfürſten bei weitem am meiſten gelegen. Mais la grande affaire, ſchreibt er unter dem 17 Oct. 1785 an ſeinen Miniſter, et, ce que Je crois le plus important est, de nous joindre l'Electeur de Mayence, par la raison que voici. S'il se joint à nous, nous sommes 4

Electeurs, ce qui nous assure de la pluralité dans le collège electoral, et empêchera l'exécution du projet de l'élection d'un Roi des Romains (S. 366). Aber so wichtig der Beitritt des Reichs-Erz-Kanzlars dem König von Preußen sein mußte, so schwierig schien dies Ziel zu erreichen, und es mußten die eigenthümlichsten Umstände zusammentreffen, um das Gelingen möglich zu machen: der Charakter des Churfürsten von Mainz, das Mißtrauen, das Joseph's II. Eingriffe gerade auch bei den geistlichen Fürsten wach gerufen hatten, vor Allem aber die Wahl des Unterhändlers, dem der König dies schwierige Geschäft übertrug. Auf Empfehlung Hertzberg's wurde nämlich Friedrich Karl Freiherr vom Stein zu dieser Sendung auserkoren. Mit welchem Eifer, welchem Verstand und welcher Festigkeit der damals erst sieben und zwanzigjährige Staatsmann seinen Auftrag ausführte, hat Pertz im Leben Stein's (Bd. I. S. 38 — 69) mit Meisterhand geschildert. Was unser Verf. aus den Acten mittheilt, dient nur zur Bestätigung dessen, was wir aus Pertz bereits wissen. Nur ein paar Kleinigkeiten wollen wir beiläufig bemerken. Wenn es I. S. 38 bei Pertz heißt, der König habe der Ernennung Stein's eigenhändig hinzugefügt, die Mainzer Befürchtungen scheinen übertrieben, „indessen schwimme, aber traue nicht," so hat sich hier ein Schreibfehler eingeschlichen. Es muß heißen: die Bayerischen Befürchtungen scheinen übertrieben. Im Original lautet der Zusatz in dem vorliegenden Werk (S. 199): Il paraît par les lettres de Hochstetter, que les premiers bruits, venus de la Bavière, ont été occasionnés par le prompt départ de l'Electeur, et que la crainte des entreprises, dont on juge l'Empereur capable, y a eu plus de part que la réalité; cependant nage, mais ne t'y fie pas. Die Gerüchte aus Bayern, von denen hier die Rede ist, sind natürlich nicht die Nachrichten über das Tauschproject, sondern eine Meldung des Hrn. von Hofenfels, daß der Kaiser sich Bayerns durch einen Handstreich bemächtigen wolle (S. 185). Es wäre übrigens zu wünschen gewesen, daß der Hr. Verf. auf Pertz' schon zwei Jahre vor der seinigen erschienene Darstellung mehr Rücksicht genommen hätte. Nachzutragen gab es hier, wie gesagt, zu Pertz' ausgezeichnetem Werk nicht viel, aber doch Einiges. So hat Pertz, der sonst in der Angabe seiner Quellen musterhaft ist, unterlassen zu sagen, woher er die Fülle von charakteristischen Thatsachen in seiner Schilderung des Mainzer Hofes entnommen habe. Eine Stelle, die unser Verf. S. 312 mittheilt, wird darüber Auskunft geben. Dort schreibt nämlich Minister Hertzberg unter dem 23 Juli 1785 an Stein nach Frankfurt: Je ne manquerai de faire usage de toutes les bonnes observations que Vous avez faites dans Votre dépêche très intéressante et tournée au mieux, que nous ne tarderons pas de présenter au Roi. Noch einen anderen Punct will ich erwähnen, der vor mehreren Jahren, ehe das Leben Stein's von Pertz erschienen war, große Verwirrung in die Geschichte seiner Mainzer Sendung hätte bringen können. Schlosser hatte in seinem berühmten Werke über die Geschichte des 18 Jahrhunderts (dritter Band, erste Abtheilung S. 366 der Ausg. von 1842) die Sendung Stein's mit einigen allerdings ungehörigen Seitenhieben erwähnt. Dies veranlaßte einen Verehrer des großen deutschen Staatsmanns, in der Augsburger Allgem. Zeitung (1843, Beil. vom 12 Jan.) die Behauptung aufzustellen, der Hr. von Stein, der damals die preußische Sendung nach Mainz vollzogen habe, sei gar nicht der später so berühmt gewordene Reichsfreiherr gewesen, sondern dessen Bruder, „wie Hr. Schlosser aus vielen gangbaren Büchern leicht hätte sehen können." Das ließ sich nun schon damals auch aus gedruckten Quellen schlagend widerlegen. Denn in den Denkwürdigkeiten Dohm's, dessen Autorität in diesem Punct Niemand anfechten wird, steht Bd. III. S. 86 mit klaren Worten: „An den in mancher Rücksicht wichtigsten von Allen, den Churfürst von Mainz, wurde der Freiherr von Stein, damals Ober-Bergrath in der Grafschaft Mark, gesandt."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Januar.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich's des Großen.

(Schluß.)

In der Note fügt dann Dohm noch eine kurze Biographie Stein's bis zu dessen Thätigkeit auf dem Wiener Congreß bei. Das Alles war also schon damals durchaus keine streitige Sache. Pertz im Leben Stein's erwähnt (Bd. I. S. 6), daß der älteste Bruder des großen Staatsmanns, nämlich Johann Friedrich vom Stein, preußischer Landjägermeister und Gesandter König Friedrich Wilhelm II. zu Mainz gewesen sei. Dadurch erklärt sich der Mißgriff des Berichtigers in der Allgem. Zeitung. In den Actenstücken, die der Verf. mittheilt, kommt nun allem Anschein nach im Zusammenhang mit Mainzer Angelegenheiten noch ein dritter Herr „de Stein" als preußischer Beauftragter in Betracht. Unter dem 23 Febr. 1784 erkundigt sich Hofenfels bei Hertzberg über eine Sendung, mit welcher der König von Preußen schon vor einiger Zeit einen Offizier nach Würzburg beauftragt haben solle. Hertzberg erwiedert am 13 März 1784: Ce qu'il y a de vrai, c'est: qu'il y a à peu près deux ans que, sur les propositions du Colonel de Stein, le roi lui a donné la permission de faire un voyage dans ces contrées et d'approfondir à cette occasion les sentimens des chanoines de Bamberg et de Wurtzbourg. Il nous a rapporté alors des pièces très authentiques, qui contiennent les sentimens et les vues de chaque chanoine, et selon lesquels le comte de Leyen et Mr. de Dalberg auraient les plus grandes prétentions et espérances tant pour le siège de Wurtzbourg que pour celui de Mayence, etc. (S. 66).

Am 18 Oct. 1785 unterzeichnete der Churfürst von Mainz seinen Beitritt (Dohm III, 200 gibt die Accessionsacte), im Laufe der Jahre 1785 — 1789 trat ein großer Theil der übrigen deutschen Reichsfürsten dem Bunde bei. Der Verf. gibt S. 355 fg. deren Verzeichniß mit genauer Angabe, ob und wann sie dem Haupttractat, den geheimen Artikeln u. s. w. beigetreten sind.

Nach dem Tode Friedrich's II. (17 Aug. 1786) „widmete sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. in den Anfängen seiner Regierung der Union noch dieselbe Theilnahme, die er als Kronprinz ihr zugewandt hatte" (S. 396). Natürlich aber mußte der Eifer erkalten, als mit Joseph's II. Abscheiden die nächste Veranlassung zur Union wegfiel und überdieß die anschwellende französische Revolution der preußischen wie der österreichischen Politik ganz andere Aufgaben stellte. Auf das unerquickliche Geschäft, die durch den Fürstenbund veranlaßten Streitschriften und wechselseitigen Anschuldigungen zu verzeichnen, wollen wir hier nicht eingehen. Unter den Schriften, die in dieser Sache veröffentlicht wurden, finden sich bekanntlich Meisterstücke politischer Erörterung. Wir brauchen aber den Abschnitt, in welchem der Verf. (S. 374) davon handelt, um so weniger einer genaueren Anzeige zu unterziehen,

als in Hertzberg's Recueil Vol. II. und in Dohm's Denkwürdigkeiten Bd. 3, wenn man noch die auch von Dohm (Denkwürd. 3, 143) gerühmte Wiener Prüfung und Johannes Müller's Schriften zur Geschichte des teutschen Fürstenbundes (Wke. Thl. 9, Tübingen 1811. 8.) hinzunimmt, das wesentliche Material schon seit Jahren zu Gebote steht.

Wie verschieden die Urtheile über die Erfolge des Fürstenbundes auch bei den Freunden und Vertheidigern desselben waren, das wollen wir zum Schluß aus den Schriften zweier bedeutender Zeitgenossen darthun. Johannes Müller, der berühmte Historiker, ließ im Jahr 1787 seine begeisterte „Darstellung des Fürstenbundes" drucken, die schon im darauffolgenden Jahr in zweiter verbesserter Ausgabe wieder aufgelegt wurde. Müller knüpfte die größten Erwartungen für die ganze Zukunft des deutschen Volkes an die Gründung des Fürstenbundes. „Der Vater der Menschen und Gott aller Ordnung, sagt er am Schluß seiner Schrift (Wke. Thl. 9. Tüb. 1811. S. 310), der von Anbeginn der Historie die Crisen der Nationen durch tausend unerwartete Wendungen meist allemal für die entschieden, welche ihrer selbst am wenigsten vergessen haben, gebe späten Geschichtschreibern das Glück, „in gegenwärtigem Fürstenbund eine folgenreiche Epoche neubelebter Vaterlandsliebe zu finden!" Und als nun diese Hoffnungen nicht in Erfüllung giengen, machte Müller (1788) seiner erbitterten Stimmung in der Schrift: „Teutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde" Luft. (Vgl. besonders Wke. Bd. 9. Tüb. 1811. S. 313 — 320.) „Eins von beiden, heißt es dort (S. 320). Der Fürstenbund will bloß den Statum quo; und so ist er eine ganz gemeine Politik gewesen, deren Urheber wohl thun, möglichst vielen Weihrauch von Ministerialruhm bei Leibesleben einzuschnauben; denn bei Nation und Nachwelt haben sie ihren Lohn dahin, und ihr Werk wird untergehen, wie das augenblickliche Bedürfniß, wodurch es entstanden ist. Oder der Fürstenbund ist eine Vereinigung der mancherlei Kräfte u. s. w." Damit vergleiche man nun, wie Dohm in seinen Denkwürdigkeiten Bd. 3, S. 115 über den Erfolg des Fürstenbundes urtheilt. „Der Bund, so wie er war, sagt er, hat also seinen nächsten Zweck (nämlich den Tausch von Bayern zu verhindern) vollkommen erreicht, zum Beweise, daß Friedrich die Umstände und die Menschen, mit denen er zu thun hatte, sehr gut kannte, und sie weit richtiger beurtheilte, als seine Tadler. Er wandte gerade nicht mehr Kraft an, als in diesem Falle nöthig war; solches Maaß genau zu treffen, ist kein geringes Verdienst in der Politik, es ist die Folge eines sich über Leidenschaften erhebenden Geistes, einer großen Menschenkenntniß und eines feinen durch Erfahrung geübten Gefühls."

R. v. Raumer.

ΣΠΥΡΙΔΙΩΝΟΣ ΤΡΙΚΟΥΠΗ ΙΣΤΟΡΙΑ ΤΗΣ ΕΛΛΗΝΙΚΗΣ ΕΠΑΝΑΣΤΑΣΕΩΣ. ΤΟΜΟΣ Α. Spyridion Trikupis' Geschichte des hellenischen Aufstandes. Erster Theil. London 1853.

Erster Artikel.

Die Griechen, deren Aufstand und Befreiung vom türkischen Joch den inneren Verfall der Türkei am deutlichsten enthüllt und am meisten beschleunigt hat, haben schon während des Kampfes und noch mehr nach seiner Beendigung Bedacht genommen, uns die Thaten und Katastrophen desselben zu schildern. Es ist diesen Schilderungen vor Allem das Lob nicht zu versagen, daß sie von Ruhmredigkeit frei sind und sich an das Thatsächliche halten. Auch bedarf die Darstellung der hier vorliegenden Thatsachen keines äußeren Schmuckes und keiner fremden Zuthat, da kein Krieg der neueren Zeit so reich an den mannigfaltigsten Ereignissen, Charakteren und individuellen Thätigkeiten ist, als dieser Kampf von Volk gegen Volk, der von dem angreifenden ohne geordnete Heere, ohne Finanzen, ohne militärische Bildung und politische Erfahrung gegen die Haupt-

macht des Orients unternommen und mit Hülfe von Europa siegreich durchgeführt wurde. Die naturgetreue Darstellung dessen, was während jener sieben Jahre voll Elend und Ruhm, voll Greuel und heroischer Aufopferung auf dem Meere und zu Lande geschehen ist, birgt den Reiz des Ungewöhnlichen, Ueberraschenden und Anziehenden in sich selber. Durch diese Art der Begebenheiten und der Erzählung nähert sich die neugriechische Historiographie sehr zu ihrem Vortheil bald dem Epos, bald der Logographie des Herodot und, abgesehen von den Reden des Thukydides, auch seiner drastischen und lebendigen Darstellung, und mit Recht sagte Niebuhr von des vortrefflichen Perrhäbos Geschichte der Sulioten, sie sei die einzige der neueren Zeit, welche mit Thukydides könne verglichen werden. Derselbe neuhellenische Historiograph hat in gleichem Geiste die Geschichte des Befreiungskrieges geschrieben; Hr. Spyridion Trikupis schließt sich diesem an, und eben kommt uns die Ankündigung einer dritten zu Gesichte, welche der erste Dichter und Romantiker des neueren Griechenlands, Alexander Sutzos vorbereitet, dem wir bereits eine summarische Darstellung jenes Krieges in französischer Sprache verdanken.

Was daneben besonders zu wünschen bleibt, ist, daß das gegenwärtig lebende Geschlecht der Griechen die ihm hier gestellte Aufgabe ganz begreifen und erfüllen möge. Es handelt sich von Seite derjenigen, die in oder bei den Begebenheiten waren, darum, daß sie ihre Erfahrungen und Erlebnisse, ihre Thaten und Beweggründe entweder selbst aufzeichnen, oder Sorge tragen, daß sie aufgezeichnet werden. Wer mit jenen zahlreichen Männern, besonders mit den Heroen des Kampfes verkehrt hat, weiß, daß in Jedem ein wahrer Schatz von historischem Stoffe verborgen liegt, und mit Jedem ein werthvolles Bruchstück und mehr als Ein Kapitel der Geschichte ihres Befreiungskrieges begraben wird. Ueber Hydra haben wir eine Monographie des vortrefflichen Sohnes von Miaulis, Antonios Miaulis, der in Bayern seinen Tod fand und in Uffenheim begraben liegt. Von Spezia, von Psara, Chios, Samos, Kreta, der Maina, Missolunghi fehlen sie noch. Umfassendere Denkwürdigkeiten waren von Dimitrios Ypsilanti vorbereitet, einem derjenigen griechischen Häuptlinge, die eines Platzes neben den Alten im Plutarch würdig wären. Seine Papiere sind aber großentheils in die Hände eines Mannes übergegangen, der sich den leidenschaftlichsten Parteibestrebungen der Capodistrianer zugewendet hat, die den edlen Fürsten außer Thätigkeit gebracht haben, und alles Andere eher wünschen, als daß die Geschichte ihrer Herrschaft in Griechenland durch die Denkwürdigkeiten eines solchen Mannes in ihr wahres Licht gestellt werde. Ebenso hören wir, daß Maurokordatos, einer der bedeutendsten publicistischen Capacitäten und Staatsmänner des Landes, und der mit dem innersten Gange der Dinge wohl vertraut ist, damit umgeht, seine Erfahrungen bekannt zu machen. Dasselbe wird von General Church erwartet, der am Schlusse des Kampfes die definitive Befreiung des westlichen Griechenlands, wie Ypsilanti des östlichen, gegen die Wünsche der capodistrianischen Machthaber, die ein auf den Peloponnes und einige Inseln beschränktes Griechenland für ihre Zwecke vorzogen, mit eben so viel Energie als Glück durchgesetzt hat, und von der königlichen Regierung zur Belohnung seiner Thätigkeit für Griechenland jetzt mit der Stelle eines Gerusiasten bekleidet ist.

Hr. Trikupis, von dessen Geschichte des hellenischen Aufstands der erste Band vorliegt, war zu dem Unternehmen wie wenige vorbereitet. Er war schon als Knabe von dem edlen Lord Gilford unter die Zahl junger Griechen aufgenommen, denen derselbe eine gute Erziehung und Bildung zu geben bedacht war, und wurde in den der Ankunft des Königs unmittelbar vorangehenden Zeiten in den Gang der Begebenheiten hineingezogen, in denen er gegenüber den verschiedensten Anforderungen und Parteibestrebungen den Charakter eines ehrenhaften, wahrheitsliebenden und mäßiggesinnten Patrioten bewährt hat.

Eben dasselbe tritt uns auch in seinem Buche entgegen. Er hat sich mit rastlosem Eifer bemüht, die echten Urkunden der Begebenheiten zu sammeln und aus den oben bezeichneten Quellen nach lebendiger Ueberlieferung sehr reichlich geschöpft. Fast jede Seite liefert den Beweis, daß er das viele

und bedeutsame Einzelne, durch dessen genaue Aufzeichnung seine Geschichte Leben, Gestalt und Farbe gewinnt, von den Handelnden und ihren Gefährten selbst erkundet und es mit Gewissenhaftigkeit und Vorsicht benutzt hat. Man fühlt überall hindurch, daß er die Wahrheit sagen will und zu sagen weiß. Er selbst bemerkt darüber, daß er seine Nachforschungen über das Geschehene nach der Art und Weise geführt hat, welche Thukydides als die seinige bezeichnet und zur Allgemeingiltigkeit erhoben hat.

Seine Darstellung ist einlässig ohne Weitschweifigkeit, klar und bei aller Lebhaftigkeit von fester Haltung und Mäßigkeit, sein Urtheil fast überall von einer Unbefangenheit, die kein Gebrechen, keine Schuld seiner Landsleute, keine gute Eigenschaft auch des Gegners übergeht, und sein Urtheil meist das eines Staatsmannes, den die Begebenheiten, Gefahren und Katastrophen selbst gereift haben; der Stil von schlichter, edler Einfachheit. Dabei ist die Sprache, ohne den Charakter der neuen zu verleugnen, im Gebrauch der Worte und im Bau der Perioden der alten so nahe gebracht, daß man oft glaubt, einen althelleniſchen Historiker zu lesen, der nur leichte Alterierung der klassischen Sprache erfahren hat; gleichwohl ist ihm gelungen, sich von den engen Schranken und dem Zwange eines der Gegenwart nicht mehr zuständigen Atticismus fern zu halten. Es ist der Stil des edlen und großen Korais, den er sich anzueignen bemüht war, jenes unsterblichen Lehrers des neuen Griechenlands, dessen letzte Schrift die capodistrianische „Nationalversammlung“ zu Nauplia in öffentlicher Sitzung dem Feuer übergab. Endlich läßt sich nicht verkennen, daß seine geschichtliche Darstellung eine wohlberechnete Beziehung auf die Gegenwart hat, die ihm besonders unter dem wohlgesinnten Theil des gebildeten englischen Publikums einen großen Erfolg sichert. Denn Niemand, der ihn liest, kann sich dem Eindruck entziehen, daß die Griechen bei ihrem Unternehmen im vollen Recht waren und bei dessen Ausführung ungeachtet aller Mängel und Störungen sich mit großer Hingebung, tiefer Einsicht und unbeugbarer Männlichkeit benommen, dadurch aber sich das Recht erworben haben, neben den begabtesten Völkern einen ehrenvollen Platz einzunehmen. Der Geist des wahren Engländers ist der edlen Sache des neuen Hellas immer günstig und zugewendet gewesen; davon zeugen die Namen eines Lord Byron, Hamilton, Gordon, Malcolm, Cochräne und anderer hochherzigen Britten, welche sie zu der ihrigen gemacht und großentheils ihr Grab in Griechenland gefunden haben. Erst nach dem Tode des größten englischen Staatsmanns neuer Zeit, Georg Canning's, der die glückliche Durchführung der griechischen Emancipation angebahnt hat, sank die englische Politik gegen Griechenland eine Zeit lang in den engherzigen Geist der Krämerei und der politischen Borniertheit zurück, welche mit dem Verkauf von Parga an Ali Pascha schon früher zum Vorschein gekommen war, und in dem „vorgeblichen“ Schutze des portugiesischen Juden Pacifico seinen Gipfel erreicht hat, jetzt aber in der edlen und männlichen Gesinnung des größern Theils der England lenkenden Staatsmänner sein Ende erreicht zu haben scheint.

Hr. Trikupis schickt eine ausführliche Charakteristik des griechischen Aufstandes voraus und zeigt, wodurch er von allen Aufständen christlicher Völker gegen ihre Regierungen verschieden war. Die Griechen hatten es nicht mit einer gesetzlichen Regierung, sondern mit einer barbarisch gebliebenen Macht zu thun, die statt den eroberten Ländern einen erträglichen Zustand des Rechtes und des Schutzes zu gewähren, sie mit einer unwandelbaren despotischen Gewalt niederbeugt, und auf Knechtschaft und Ausbeutung der Unterjochten gegründet, durch ihre Demüthigung und Schwächung sich zu schützen bemüht war.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

ΣΠΥΡΙΔΙΩΝΟΣ ΤΡΙΚΟΥΠΗ 'ΙΣΤΟΡΙΑ ΤΗΣ 'ΕΛΛΗΝΙΚΗΣ 'ΕΠΑΝΑΣΤΑΣΕΩΣ.

(Schluß.)

So lange die Nation in ihrer Isolierung von Europa, seiner Bildung und seiner commerciellen und politischen Thätigkeit fern gehalten wurde, ward die Unterwerfung mit Ergebung in ein Schicksal getragen, das ein unwandelbares zu sein schien; als aber die Türken blieben, was sie waren, unwissend, rathlos und arm, die Griechen hingegen anfangs durch Klephten und Armatolen zu kriegerischer Thätigkeit, bald durch die Berührung mit europäischer Bildung, durch Unterricht und Schulen zum Bewußtsein ihrer Lage und Kraft erwacht waren, als ferner der sich von den Inseln in mehrere Puncte des Festlandes von Europa und Asien ausbreitende Handel ihnen Reichthum zuführte, Flotten schuf, Seemänner bildete und im Kampfe mit den Barbaresken Seehelden vorbereitete, war ein Beisammenbleiben des veralteten Türkenthums und des aufstrebenden Neugriechenthums undenkbar. Der neue Geist brach durch die harten aber rostigen Fesseln, und die Wiedererscheinung der Hellenen auf der Bühne der Weltgeschichte unter der Aegide des Kreuzes und ihrer Vorzeit war die Frucht desselben, von der Europa überrascht und zuletzt in jene Betheiligung an dem Kampfe geführt wurde, der mit der Schlacht bei Navarin sein Ziel erreicht hat.

Herr Trikupis schildert dieses Erwachen und Aufstreben in den Hauptzügen — das Einzelne wird besondern Abschnitten über den Eintritt des Peloponneses, des Festlandes und der Inseln in den Kampf vorbehalten — und geht dann zur Vorbereitung desselben, d. i. zur Schilderung der Hetärie und ihrer Thätigkeit über.

Die Hetärie, in Athen gegründet, war ursprünglich eine musenfreundliche (φιλόμουσος), stand aber dadurch mit den allgemeinen Bestrebungen der Nation in Verbindung, daß sie sich die Gründung von Schulen in der künftigen Hauptstadt von Griechenland und den Schutz ihrer weltberühmten Alterthümer zum Ziel setzte. Sie erweiterte sich auf dem Wiener Congreß unter Vermittlung des Grafen Johann Capodistria durch Beitritt des Kaisers Alexander, der deutschen Könige und vieler Fürsten und Staatsmänner, und wurde durch die reichen ihr nun zufließenden Mittel in den Stand gesetzt, ihre Bestrebung über Athen auf andere Hauptpuncte von Griechenland auszudehnen und jungen Griechen das Studium auf den Schulen und Universitäten von Europa, besonders von Deutschland, möglich zu machen.

Auf Antrag des Grafen Capodistria, den ich darüber in Paris sprach, und unter Verwendung Sr. K. H. des Kronprinzen Ludwig von Bayern wurde der Sitz derselben nach München verlegt, aber ihre Leitung kam nicht, wie man wünschte, unter die Akademie der Wissenschaften, sondern durch Vermittlung der Gräfin Edeling, einer Schwester des russischen Staatsrathes Stourza und Freundin von Capodistria, in die Hände des Philosophen Franz v. Baader, der bei großen Vorzügen des Geistes und Herzens

für Verwaltungsgeschäfte ganz ungeeignet war, und eines damals in München studierenden Griechen, Nic. Skufos, den später Alexander Ypsilanti in der Proclamation, mit welcher er von dem Schauplatz seiner Thaten schied, als einen φανλόβιος bezeichnet hat. Nach diesen Vorgängen ist von der Hetärie der Musenfreunde, ihren Wirkungen und Erfolgen nichts mehr zur öffentlichen Kunde gekommen.

Auch wurde die Aufmerksamkeit von ihr, wenn auch erst später, auf eine andere Hetärie der Befreundeten (ἑταιρία τῶν φιλικῶν) gerichtet, welche sich aus Mitgliedern der andern, wiewohl unabhängig von ihr, zu Constantinopel gebildet hatte. Diese war mit Unterordnung des Zweckes der Bildung der Nation unmittelbar auf den Bruch des türkischen Joches gerichtet und eben dadurch veranlaßt, sich und ihre Mitglieder in das Geheimniß zu hüllen und sich mit Ausschluß aller Fremden allein auf Griechen zu beschränken. Sie war anfangs ganz ohne Mittel und sociale Bedeutung, nur der Archimandrit Anthimoschazis, aus Thessalien, ein als Gelehrter und Schriftsteller berühmter Mann, dessen „gelehrter Hermes" (Ἑρμῆς ὁ λόγιος), welcher in Wien gedruckt wurde, zur Verbreitung wissenschaftlicher Bestrebung und patriotischer Gesinnung mächtig gewirkt hat, erscheint in der Liste der Gründer jener politischen Hetärie als eine nationale Notabilität. Was ihr aber abgieng, wußte sie durch Rührigkeit, durch das Geheimnißvolle ihres Auftretens, durch Vervielfältigung ihrer Emissäre, welche bald alle Provinzen der Türkei überzogen und durch das Vorgeben einer hohen und mächtigen Leitung oder Regierung (ὑψηλὴ ἀρχὴ) zu ersetzen. So aufgeregt waren durch die inneren, von der Hetärie unabhängigen Bewegung, und durch die siegreiche Beendigung der europäischen Befreiungskriege die Gemüther aller Schichten der griechischen Bevölkerung, daß die Sendboten mit ihren Enthüllungen, Behauptungen und Forderungen überall Eingang fanden, und fast war nirgends mehr einer der Capitäne, Primaten und Häuptlinge des Klerus zu finden, der nicht in das Geheimniß gezogen und für die Zwecke der Befreiung von Griechenland thätig war; gleichwohl konnte Niemand dahinter kommen, wer denn eigentlich die oberste Gewalt habe und das Ganze leite. Daß Kaiser Alexander, daß seine Minister, der Grieche Capodistria zur Hetärie der Musenfreunde gehörten, wußte man, und die politische Hetärie der Befreundeten wurde von dieser nicht streng geschieden. Was Wunder also, daß man den Mittelpunct der Bewegung in Petersburg, im Palast des Czaren selbst suchte, zumal man die Erhebung des morgenländischen Kreuzes und des orthodoxen Glaubens als das Hauptmotiv derselben zu schildern bemüht war?

Während dieses geschah, wurde der Dynast von Epirus, Ali Pascha, der seine Gewalt über das Festland von Griechenland und über Thessalien ausgebreitet hatte, zum Bruche mit der Pforte getrieben und dadurch bestimmt, sich den Planen der Hetärie hinzugeben und sie, so weit es seinen Berechnungen tauglich war, zu unterstützen.

Für die Griechen entsprang daraus der große Vortheil, daß beim Ausbruch der Hetäristischen Aufstände die Hauptmacht der Türken von den griechischen Provinzen abgelenkt und nach Epirus gerichtet wurde, wo man vor Allem den Herd der Revolution glaubte zerstören zu müssen. Auf die Führer der Hetärie aber wirkte der Ausbruch dieses türkischen Bürgerkrieges so gewaltig, daß, obwohl nichts vorbereitet und Europa unter Herrschaft der „heiligen Alliance" jedem Aufstand entgegen war, sie den Beschluß faßten zur That überzugehen. Es galt zunächst ein Haupt des geheimen Bundes aufzustellen. Man warf zunächst die Augen auf Johann Capodistria, aber ihr Sendbote Emanuel Renthos aus Ithaka wurde von diesem herb angelassen: Er sei ein Schwindler und werde beitragen, das Volk in sein Verderben zu reißen. Da wandte sich Renthos auf eigne Hand an den Fürsten Alexander Ypsilanti, fand diesen bereit, als Haupt an die Spitze des Bundes zu treten und ließ ihn die Urkunde unterzeichnen, die ihm die Hetärie eventuell für das Bundeshaupt ausgestellt hatte. Keinen andern Grund und kein anderes Recht hatte der junge, der ehrgeizige und leichtbewegliche Fürst, sich als das Oberhaupt der hellenischen Nation zu betrachten, als solcher alle

Macht in sich zu vereinigen, und bald darauf mit wenigen Freunden in der Moldau aufzutreten, als gälte es nicht erst einen Thron zu erobern, sondern einen schon aufgerichteten zu besteigen.

(Ein zweiter Artikel folgt später.)

Actenstücke und Briefe zur Geschichte Kaiser Karl V. Aus dem k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archive zu Wien mitgetheilt von **Dr. Karl Lanz**, correspondirendem Mitgliede der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Wien. Aus der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei. **1853.**

Auch unter dem Titel:

Monumenta Habsburgica. Sammlung von Actenstücken und Briefen zur Geschichte des Hauses Habsburg in dem Zeitraume von **1473** bis **1576.** Herausgegeben von der histor. Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Zweite Abtheilung: Kaiser Karl V. und König Philipp II. Erster Band. Wien. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. **1853.**

Wie schwer und mühsam wird die Geschichte zur Geschichte! Wie lange dauert es, bis das Bild selbst der hervorragendsten Männer, der gewaltigsten Führer und Beherrscher ihrer Zeit, aufsteigt im Lichte der hellen Wahrheit; frei vom Aufputze einseitiger Parteiliebe, wie von den Makeln des Hasses, so wie die Personen leibten und lebten und nicht mehr scheu bemäntelt aus ängstlicher Rücksicht, die da wähnt, der Vorfahren Tugenden oder Fehler vermöchten den eigenen Werth zu steigern oder zu verringern und gäben für das allgemein sittliche Urtheil der Gegenwart fühlbaren Ausschlag.

Es sind nun volle drei Jahrhunderte, seit die letzten wichtigeren Ereignisse unter Kaiser Karl V. Regierung eingetreten sind, und jetzt erst gelingt es

uns, die inneren Beweggründe seines Handelns darzulegen, sein Sinnen, Denken und Wollen klar zu schauen und so jenen Mann in seinem Wesen zu erkennen, jenen Fürsten gerecht und nach Verdienst zu würdigen, in dessen Hände, von einer Seite wenigstens, das Schicksal des europäischen Abendlandes gegeben war, und der durch seine besondre Auffassung der Zeit und durch seine individuelle geistige Richtung, wie durch die Kraft seines Willens und den Einfluß seiner Stellung dem politischen Drama der neueren Geschichte, vorzüglich für Deutschland, eine entscheidende Wendung gegeben hat. Karl V. ist gleichsam der „articulus rerum Germanicarum“: sein Wesen, seine Ideen gehen mit der Entwicklung des deutschen Wesens, der deutsch-nationalen Ideen nicht in parallelem Lauf, sie durchkreuzen sich, so oft sie sich treffen, und der Zusammenstoß so gewaltiger Kräfte verursacht in natürlicher Weise tiefe Erschütterungen, gewaltsame Ablösungen.

Karl V. Zeit ist der letzte große Moment des sich zersetzenden und sinkenden römischen Reiches „deutscher Nation.“ Kein folgendes Zeitalter hat mehr zugleich durch die Fülle und die Kernhaftigkeit der Ideen, wie durch die Kraft und den Muth ihrer Träger, durch die Energie der Fürsten und die Ausdauer der Völker, der Geschichte des Vaterlandes Leben, Fortschritt und Selbständigkeit gegeben.

Was damals gedacht, gefunden und geschaffen worden ist oder geschaffen werden sollte, das ist noch heute das bewegliche Fluidum im großen Körper der europäischen, vorzüglich durch germanischen Geist beherrschten Civilisation. Selbst die Schauplätze des neuen gesellschaftlichen Völkerlebens haben sich nur insoferne verändert, als der Plan sich erweitert, die Arena sich vergrößert hat, und neue mächtige Mitbewerber um den Siegerpreis, um die geistige und politische Hegemonie des Abendlandes, in die Schranken getreten sind.

Oder ist es zu leugnen, daß alle jene großen Fragen, welche sich Karl dem Fünften bei seinem Regierungsantritt als König von Spanien und Kaiser des deutschen Reiches entgegenstellten, sich annoch im Stadium ihrer Lösung befinden?

Hat etwa die kirchliche Reform durch die Stipulationen des Passauer Vertrages und die Artikel des Augsburger Religionsfriedens in die engeren, Geist und Entfaltung abermals pressenden Schranken gebannt werden können? ist nicht das Widerstreben gegen den Zwang des Buchstaben bald ebenso groß, als damals gegen die Herrschaft des Pabstes? Liegt nicht das herrliche Italien immer noch da als Lockspeise der sich eifersüchtig bewachenden Nachbarn? Ist die burgundisch-spanische Erbschaft zu allgemeiner Zufriedenheit in letzter Instanz bereinigt? Sind die Völker an der Donau und Theis versöhnt und gewonnen? Hängt nicht gerade jetzt über dem schönumbordeten Bosporus eine dunkle wetterschwangere Wolke, die uns viel näher, viel gefährlicher droht, als einst die Sturmflut der Heere Suleiman des Prächtigen oder des kriegslustigen Kara Mustapha?

Wer also durch Erschluß neuer Quellen neues Licht auf jene großartige Periode der Weltgeschichte verbreitet, der erwirbt sich damit auch ein offenbares Verdienst um unsere Zeit, wenn sie anders fähig ist, aus der Vergangenheit den nothwendigen Entwicklungsgang der Gegenwart zu erfassen und in bewußter Kraft zu eignem Heil zu verwenden.

Seitdem Leopold Ranke die Geschichte des 16. Jahrhunderts vielfach aufzuhellen begonnen hat, ist es namentlich Hr. Dr. Karl Lanz, welcher durch Veröffentlichung von Staatsurkunden und Correspondenzen Karl V. sich verdientes Lob erworben und dieses durch die Herausgabe der obengenannten „Actenstücke und Briefe zur Geschichte Kaiser Karl V.“ neuerdings in ansehnlichem Grade gesteigert hat. Es ist ein gutes Zeichen und beurkundet, wie der Sinn für historische Wahrheit sich geläutert hat, daß man nicht mehr mit Auszügen oder Studien der Quellen sich begnügt, sondern die Urschriften und Documente in beglaubigtem Abdruck ganz und wortgetreu vor Augen haben will. Freilich mußte der Mißbrauch, welchen auch das jüngste Geschlecht noch, wo es verstohlens zu gehen schien, mit den Zeugnissen der Vergangenheit gemacht hat, von selbst zu dieser Forderung hindrängen.

So hat denn Hr. Dr. Lanz, und zugleich die k. k. Akademie in Wien, welche ihm die Archive öffnete und die Herausgabe übernahm, gerechten Anspruch auf offene Anerkennung. Möge dieselbe auch fürder in ihren edlen Bestrebungen und großartigen Leistungen vom gleichen Geiste des Freisinns und der Wissenschaftlichkeit begleitet und beschirmet bleiben.

Diese Veröffentlichung gehört zur zweiten Abtheilung der „Monumenta Habsburgica.“ Diese sind bestimmt, wie das Vorwort der historischen Commission besagt, „die sämmtlichen Verhältnisse des Hauses Habsburg in dem Zeitraume von 1473 bis 1576 (das ist vom ersten Entwurfe zur burgundischen Heirath Maximilians des Ersten bis zum Tode Maximilians des Zweiten) vollständig zu beleuchten.“

„Die erste Abtheilung ist der Zeit Kaiser Maximilians des Ersten gewidmet, vom Beginn seiner persönlichen Erscheinung auf dem Schauplatze der deutschen Geschichte neben seinem Vater, Kaiser Friedrich dem Dritten.“

„Die zweite Abtheilung ist bestimmt für Kaiser Karl den Fünften und seinen Sohn K. Philipp II.“

„Die dritte Abtheilung endlich soll die Gesammtverhältnisse Kaiser Ferdinands I. und seines Sohnes Kaiser Maximilians des Zweiten erschöpfend durch historische Belege in's Licht stellen.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Actenstücke und Briefe zur Geschichte Kaiser Karl V.

(Fortsetzung.)

Dieser Band gibt uns die Actenstücke aus den Jahren 1513 bis 1521, oder vornämlich vom J. 1516 bis 1521, und zwar betreffen dieselben in hervorragender Ausdehnung jene Verhältnisse, welche den Erzherzog und König Karl am meisten beschäftigten und die zum Theil auch nach seiner Kaiserwahl noch sehr schwer in die Wagschale fallen. Es sind dies die Verwicklungen mit Frankreich in der italienisch-burgundischen Frage vom Frieden von Noyon (August 1516) bis zum Congreß und Vertrag von Calais (November 1521), Verwicklungen, die bekanntlich durch das Benehmen der englischen Regierung unter Heinrich VIII. und seinem ersten Rathgeber, Cardinal Wolsey, die rechte diplomatische Färbung erhalten.

Wenn man diese Actenstücke liest, so erstaunt man billig, wie schon damals die Schreibseligkeit in den Cabinetten ebenso groß war als die Kunst zu zögern, Schwenkungen zu machen, immer wieder Einreden zu stellen und so mit der letzten Absicht hinter dem Berge zu halten. Die Instructionen, welche Karl an seine Gesandten in London und Calais ertheilt, und die Berichte eines Gattinara und des Bischofs von Badajoz, Bernardo de Mesa, können an Feinheit, Ausführlichkeit und Berechnung mit den berühmten Staatspapieren der Venezianischen Aristokratie wetteifern. Es ist überhaupt ganz richtig, was irgendwo über die Regierungen von Venedig und Madrid bemerkt ist: „ces deux gouvernements étaient profondément instruits de toutes les intrigues politiques qui troublaient l'Europe depuis le tems de Charles-Quint jusqu'à la fin du 18e siècle."

Während der langwierigen Unterhandlungen in Calais gibt es Wochen, wo fast Tag für Tag entweder Berichte der Gesandten aus Calais an den Kaiser einlaufen oder von diesem weitere Verhaltungsbefehle an jene abgehen. Dazwischen bleibt derselbe in lebendiger Correspondenz mit dem herrschsüchtigen, verschmitzten und vollmächtigen Wolsey und mit König Heinrich VIII. selbst. Nimmt man dazu die ungeheure Aufgabe zugleich Spanien und Portugal, Deutschland und Italien, die Türken und die transatlantischen Eroberungen stets im Auge zu haben, und jedem Bericht die durch die Verhältnisse gebotene volle Aufmerksamkeit zu schenken, so zeugt dies allein von einer Arbeitskraft und geistigen Befähigung, welche Karl V. der Reihe hochbegabter Regenten unzweifelhaft zugesellt.

Sehr interessant ist für uns der Ton jener Correspondenzen; Karl weiß vortrefflich auch dringliche Umstände, z. B. einem Wolsey gegenüber, nur so darzulegen, daß er damit dem Talente und dem Eifer des Adressaten selbst ein Compliment macht. Aus dem „monsieur le cardinal" oder „monsieur d'Yorck" der ersten Zeit (vgl. Nr. 17, 18) — wo es sich um ein Anlehen in England handelt — wird später der „monsieur le cardinal, *mon bon*

amy,“ (vgl. Nr. 81, 89) dem der Kaiſer nicht bloßen Dank in Worten verſpricht: „monsieur le legat, je cognois bien, que par vostre bonne loyaulté et grand prudence il n'est besoing vous recommander mes affaires: car vous les avez au-stant a cueur comme ceulx propres du roy mon bon oncle. Dont je vous suis grandement tenu: *et ne me trouverez prince ingrat, mais ay bon espoir vous donner a cognoistre par effect, que je suis vostre bon amy*, comme scet monseigneur qui vous doint, monsieur le legat *mon bon amy*, ce que plus desirez.“ Vgl. Nr. 148 d. d. 2 December 1521.

Ueberhaupt geſtattet uns dieſe Sammlung manchen tieferen Blick in die Seele des vielgenannten Cardinals von York. Auch er weiß ſeine Dienſtfertigkeit gar gut an's Licht zu ſtellen: „Sire, apres mes treshumbles recommandacions a vostre sacrée et royalle maiesté devez, *moy comme ung de voz plus loyaulx serviteurs et conseilliers*, lequel n'a moins d'esgard a l'honneur et sceurté de vostre royalle personne, et a l'avancement de voz affaires, que *a celles propres du roy*, mon maistre“ — ſchreibt er d. d. 20 Oct. 1521 (Nr. 129). Vgl. Nr. 145: mon vray loyal et affectionné cueur, vouloir et intencion envers vostre maiesté *jamais ne faillira, et n' auray moindre esgard a vostre honneur, exaltacion et sceurté, que a celluy du roy, mon maistre.* Et en telle effectuelle maniere me mectray en mon devoir a l'advancement de voz affaires, de sorte que vostre dite maiesté apperceura par ce evidamment, que la confiance, amour et affiance laquelle vous avez et portez envers moy, n'est pas en vain mise ne employe sur ma poure personne. Auf der andern Seite weiß aber auch der ſpaniſche Geſandte die gute Laune des Cardinals auszubeuten, und die rechte Stunde zu erhaſchen: „Illa nocte, ſchreibt der Biſchof von Badajoz d. d. 12 Dec. 1521, cardinalis non potuit mecum aliquid tractare, quia rex recessit hora nimium tarda; sed sequenti die hora prandii ego fui secum et in primis *cum vidissem eum bene dispositum in rebus maiestatis vestrae*, incepi agere etc.

Zeigen uns die zahlreichen und gründlichen Berichte Gattinara's aus Calais die Politik des berühmten Diplomaten, ſeine Kunſt zu ſchweigen und zu reden, ſo tritt uns in den Schreiben des Biſchofs von Badajoz aus London, im Monat December, als nach Leo' X. Tod der päbſtliche Stuhl zu beſetzen war, die Natur des Mannes in vollem Lichte entgegen.

Karl hatte ſeinen Geſandten in London auf die Nachricht von dem Hintritte des Pabſtes ſofort über die nothwendigen Rückſichten auf Wolſey aufmerkſam gemacht in einem Schreiben d. d. Gent 16 Dec. 1521: „d'aultre part vous direz de par nous a monsieur le legat, comme nous avons tousiours en nostre bonne souvenance son avancement et exaltacion, et le tenons racord des propos que luy avons tenuz a Bruges touchant la papalité, ensuyant lesquelz et pour l'effect de ce sommes deliberez l'ayder de nostre pouvoir, tant en cestuy affaire que aultres que luy pourroient toucher. Parquoy le requerrez, qu'il vuelle dire son advis, s'il y a quelque affection; *et nous nous y employerons tres voluntiers sans y riens epargner;* combien que faisons doubte, que la chose sera tardifue, et qu'il en soit desia bien avant allé. Et neantmoins nous vouldrions bien estre plus pres d'Italye, que ne sommes; et nous luy demonstrerions effectuellement, *que vouldrions faire pour luy que pour nul autre*, et n'actendrions a luy en demander son advis, pour la bonne et grande amour et cordialle affection que nous luy pourtons. Warum der Kaiſer ſo ſehr um Wolſey's Gunſt (bienvuellance) beſorgt iſt, gibt er ſelbſt an; er fürchtet die Zuſagen Franz I. für die Erreichung der Tiara: nous ne faisons doubte *que le roy de France luy fera tout plain de belles vuffres de son couste.*

Karl hatte hier ganz richtig geſehen; am 24 Dec. ſchreibt ihm ſein Bevollmächtigter: dixit praeterea (dom. cardinalis) mihi, quod *rex Francie* computabat, *se habere nunc in collegio cardinalium viginti duos cardinales ad votum et disposicionem suum;* ex quo ego satis percepi, *regem Gallorum fecisse dicto cardinali oblationem illorum votorum et etiam favoris sui pro dicta electione.*

Der gute Erfolg interessierte aber den englischen König fast ebenso sehr, wie den Cardinal selbst. Schon die Nachrichten aus Rom selbst machten jenen äußerst unruhig: rex Anglie est *ultra modum* turbatus et quodam modo perterritus — schreibt der Bischof von Badajoz (19 Dec.). Er will den Cardinal um jeden Preis auf dem Stuhle Petri: quoad personam eligendam in summum pontificem dictus rex Anglie est plene inclinatus et deliberatus in personam reverendissimi cardinalis Eboracensis, *et cupit ultra quam dici possit*, ut majestas vestra in eandem sententiam concurrat.

Karl versichert auch darauf alles zu thun, was er nur kann; es bezeugen dies zwei Briefe vom 27 Dec. an Heinrich VIII. und an den Cardinal Wolsey (Nr. 163, 164). Jenem versichert er in Betreff des Cardinals, seines *„especial amy"*: la prudence, doctrine, intégrité, experience et aultres vertuz et bonnes meurs que sont en luy, le rendent meritement digne de tenir tel siege . . . . pouvez estre assehuré, et le dit seigneur cardinal aussy, que en cest affere, *tant que en moy sera*, n'epargneray chose quelcunque pour la conduisre a bon effect. Et vouldroye bien que luy mesme puist veoir a l'euil et cogneistre la bonne assistence que luy vouldroye fere, *non seulement de lectres et parolles*, tant de moy que de mes amys, *mais aussy*, *quant il seroit besoing*, avec *la main (forte)*, *y employant toute l'armée que j'ay en Italie*, que n'est *pas petite*. Dem Cardinal selbst: pouvez estre sehur *qu'il ne sera riens espargné pour parvenir a l'effect desiré.*

Karls Versprechungen kamen an den rechten Mann: wir sehen ihn leibhaft vor uns, wenn der kais. Gesandte (vom 24 Dec.) berichtet: que omnia attente auscultavit et ex animo acceptavit; *et tot et tam humiles gratias egit maiestati vestre*, *ac si jam medio eiusdem fuisset electus summus pontifex* . . . . dixit quod ad conducendum hanc electionem in personam suam, *quam pro nulla alia re mundi cupiebat*, quam propter exaltacionem regis sui et maiestatis vestrae, plurimum conveniret, *quod exercitus maiestatis vestre*, *qui est in Ytalia*, *properaret versus Romam* et facta monitione cardinalibus collegii et bonis oblationibus, *si nollent acquiescere electioni persone sue*, *cogerentur per vim ad electionem*, ita ut non permittantur eligere aliquem, qui adhereat Gallis et sit causa destructionis regni Neapolitani et Sicilie, et per consequens tocius reipublice christiane. Que omnia manifeste evitabuntur, si ipse eligatur, qui nihil plus curare debeat, quam imponere coronam imperialem in capite maiestatis vestre et exaltare regem suum, et intendere primo expedicioni contra Gallos et deinde contra hostes fidei; *in quibus expedicionibus ipse personaliter* sequeretur ambas maiestates. — Kann die Schmiegsamkeit neben dem Stolz, die Herablassung neben der Herrschgier, der gleißende Schein neben unverholener Absicht frappanter gemalt werden als in diesem natürlichen Bericht des Legaten?

Die wichtigste Staatsurkunde ist der Bundesvertrag zwischen Kaiser Karl und König Heinrich VIII., abgeschlossen zu Brügge 25 August 1521 in 32 Artikeln, Nr. 74, p. 244—271, denn an ihn lehnen sich die weiteren Verhandlungen an bis zu einem neuen Vertrag im J. 1522, der aber nicht mehr in die Gränzen dieses Bandes fällt.

Außer diesen Angelegenheiten — in denen die politische Verbindung zwischen Heinrich und Karl stets als die Bedingung gemeinsamen Wohlergehens und als das Heil der Christenheit in zartesten Ausdrücken bezeichnet wird — ist das Benehmen des portugiesischen Hofes in mehrfachen Berichten des dortigen kaiserl. Gesandten Christof de Barroso an den Kaiser, an Gattinara, an den Herrn von Chievres, Wilhelm de Croy, lebendig geschildert.

Von Wichtigkeit ist auch die Instruction des Kaisers für die Statthalterin der Niederlande Margarethe von Oestreich vom 1 Juli 1519. Diese Vollmacht (Nr. 32, mit dem Revers Nr. 33 vom 28 Juli) ist ein schönes Zeugniß von der Milde, Fürsorge und Gerechtigkeit des jugendlichen Fürsten: „quant au faict de la justice — heißt es in einem Artikel — combien que l'empereur entend y avoir pourveu par la reformation des ordonnances et consaulx, neantmoins, sy mad^e dame

entend, qu'aucune faulte advient ou erreur s'y commecte, elle s'en fera diligemment informer, pour selon ce qu'elle en trouvera a la verité y pourveoir de remede convenable; *car sur toutes choses icelluy sr empereur veult et entend le faict de la justice estre entretenu en bon ordre.* Sie beweist aber zugleich, welches Vertrauen derselbe und bekanntlich mit Recht seiner Muhme geschenkt hat.

Die deutschen Angelegenheiten berühren nur wenige Actenstücke. Es sind dies drei Briefe des Königs Franz I. an den Kurfürsten von Maynz, Albrecht von Brandenburg, und die Replik Karl V. auf dieselben (Nr. 54 — 57); sie fallen kurz vor den Wormser Reichstag. Franz sucht darin seinen Nebenbuhler als den Störefried, sich aber als den Vertheidiger einer gerechten Sache in den italienischen Händeln hinzustellen, und damit jenem die Unterstützung der deutschen Fürsten zu entziehen — „optamus, quod ut principes honoris, iusticie et equitatis adversarium et provocatorem nostrum in re sua privata et particulari, imperium minime tangente, contra ius fasque, iusticiam et equitatem, nullum illi favorem assistentiam subventionemque tribuatis." Dabei nennt er den Kaiser in bitterer Gereiztheit nur „*electum* Romanorum regem." Dies nimmt der Kaiser äußerst böse auf: „id inprimis animadvertendum putamus, quod, dum . . . nos dumtaxat *electum* Romanorum regem intitulat, videatur omnino effectus coronationis et unctionis in Aquisgrano de more celebrate sperni ac nihili fieri, licet post illam non *electi regis* sed *electi imperatoris* titulus tribuatur, prout universa canit ecclesia, divinisque ac humanis legibus sancitum est: quae res non solum titulum dignitatis nobis concesse deprimit, verum auctoritati ac proheminencie vestris (wohl *vestre?*) ac totius sacri romani imperii detrahit." Noch herber wird die Sprache des Kaisers, wo er dem König den Vorwurf der Treulosigkeit und Unversöhnlichkeit zurückschleudert und seine persönlichen Opfer für die Sache des Friedens mit scharfen Seitenhieben gegen Franz I. zweifelhafte Unterpfänder hervorhebt: „haec profecto jacula contra ipsummet Francorum regem sunt convertenda, ac ea que de nobis predicat, sibi ipsi merito ascribenda censentur, quandoquidem nulla a nobis contraventio nullaque fidei violatio intervenit, nihilque horum edoceri possit, cum etiam nec vero proximum nec verisimile censeatur, nos, — qui pacis intuitu, ut illam arctiori vinculo stringeremus, ipsius Gallorum regis *filiam vix natam, aut aliam non natam nec motam, adhuc in matris utero reclusam, condicionaliter spopondimus*, et qui hactenus ab huiusmodi sponsionibus non discessimus, nec ad aliud matrimonium transivimus, *licet uxores alias puberes, dignitatibus ac statibus nostris congruas et propitias nobis oblatas ducere possemus*, ex quibus forsan egregiam sobolem jam verisimiliter haberemus — velle nunc vel unquam antea voluisse."

Aus den Briefen des Kaisers, die eine ungemeine Offenheit der Sprache zur Schau tragen, vermögen wir nebenbei häufig sein eigenes Urtheil über die Werkzeuge, deren er sich bediente, geradezu abzunehmen. Er ertheilt z. B. an Mercurin von Gattinara unverstelltes Lob für seine Klugheit und Einsicht, mit der er in Calais die kais. Rechte vertrete: „nous avons . . . bien entendu, comme par vostre science, experience et profonds raisons avez tres bien debatu noz drois a nostre avantage et grand honneur." Er zollt ihm dafür Dank und versichert ihn steter Erinnerung: „dont vous scavons bon grey et vous mercions . . . . vous advertissant que de cestuy service par dessus les aultres que nous avez fait et faictes chacung jour, nous le tiendrons en nostre bonne souvenance" (Nr. 88 p. 313).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Actenstücke und Briefe zur Geschichte Kaiser Karl V.

(Schluß.)

Er verhehlt ihm aber auch nicht, was er von seinem Verfahren auf anderem Wege erfährt, und setzt seinen Willen dem Bedenken oder Zaudern des Gesandten in bestimmter Weise entgegen: „au surplus nous *desirons voulons* et *entendons* que besoignez traictez et comuniquez avec monsieur le legat *doulcement amyablement* et *courtoisement*, comme de vostre bonne discretion et experience nous confions. Et *fault quę en faites de necessité vertu;* car nous avons sceu des ambassadeurs d'Angleterre, qu'il n'estoit fort contant de vous . . . . . Nous vous ordonnons une pour toutes, signer la dite lettre . . . . *car nostre playsir est tel*“ (Nr. 128 p. 399).

Bei aller punctiliösen Ausführlichkeit in der Erörterung der Umstände hebt der Kaiser immer den Angelpunct schlagend hervor. So bezeichnet er während der Waffenstillstands-Unterhandlungen im Dec. 1521 das Geheimniß seiner Politik in dieser Angelegenheit kurz und treffend so: vray est que *le secret de la conservacion de toutz noz afferes* et mesmes pour le soustenement de nostre armée et de ceste emprinse *gist en deux poinctz, l'ung en la provision des deniers, l'aultre en l'entretenement des Suisses.* Während er des wirklichen Beistandes von England noch nicht sicher ist, ja ihm von Frankreich aus gewichtige Bedenken gegen jenes zukommen, heißt es gegen den Schluß seiner Instruction für seine Gesandten (27 Juni 1521) muthig und vertrauensvoll: mais puisque n'en povons pour le present aultre chose avoir, et que noz affaires ne pevent souffrir plus long delay, sommes deliberez a l'ayde de dieu et de noz amys et subgectz *assayer nostre fortune, et faire le myeulx que pourrons*, actendans ce que dieu en donnera.

Daß Karl auch die Gemahlin Heinrich VIII., Katharina von Aragonien, in die Mitleidenschaft zog, ist schon angedeutet. Es bezeugt dies ein Brief desselben (Nr. 49) an jene, seine „cara y amada tia“ und wiederholte Empfehlung an seine Gesandten, die Königin, so weit es nöthig wäre, zu gewinnen (vgl. z. B. p. 219). Dafür erbittet sich dieselbe einmal in einer Nachschrift des Bischofs von Badajoz (p. 492) „pro solacio et consolacione sua“ zwei Falken, duos falcones, unum pro capiendis avibus fluvialibus, alium pro aliis avibus altissime volantibus, quas vulgo vocant henons; dazu noch einen wackern und tüchtigen Falkner gegen gute Bezahlung.

Die Verständlichkeit des Textes in den meisten Fällen bezeugt die Meisterschaft des Herausgebers in der Entzifferung jener oft so schweren Schriften: eine Eigenschaft, die tausendfach mehr Mühe und Augenlicht kostet als es der hundertste zu würdigen versteht.

Auch der Druck ist sehr rein und sorgfältig ausgeführt.

Sehr weise hat der Herausgeber auch alle jene Actenstücke auszugsweise in ihren Hauptartikeln aufgenommen, welche zwar bereits anderwärts mitgetheilt sind, aber hereingehören, um den ganzen Gang jener vielfädigen Geschichte zu verfolgen. Dies ist um so löblicher, als jene Documente größtentheils in kostspieligen und seltenen Sammelwerken enthalten sind, wie in Rymer's Foedera, Du Mont's Corps Diplomatique, Le Glay's Négociations diplomatiques etc., und deßhalb dem Privatfleiß stiller Freunde der Geschichte kaum oder nie zugänglich erscheinen. Diese Urkunden voll und im Urtext hier wieder zu geben, war natürlich gegen die Anlage des Werkes, als einer Sammlung aus den archivalischen Schätzen Wiens.

Eine „umständliche Einleitung" zu diesen Documenten wird der verehrte Herausgeber nachfolgen lassen. Dadurch wird diese wichtige Quellen-Sammlung auch für weitere Kreise an Interesse gewinnen. Von einem Manne, welcher so viele Jahre den verborgenen Ursachen großer Dinge, den verhüllten Absichten großer Männer emsig und vorsichtig nachgegangen ist, dürfen wir mit Recht eine Einleitung zur Geschichte jenes Zeitalters erwarten, welche vor dem Stuhle der richtenden Wahrheit bestehen wird.

G. M. Thomas.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

III. Historia.

Compendio de geographia universal. T. 1. 2. Rio de Janeiro 1835.

Schrenk, Dr. L., Ideen zu einer Hydrographie der Landseen mit bes. Rücksicht auf die Seen der Alpen. Dorpat 1852.

Vögelin, J. K., und G. Meyer von Knonau, Historisch-geograph. Atlas der Schweiz. Lief. 1—4. Zürich 1846.

Fr. Aulenbach, Im Golf von Neapel. Neustadt 1853.

Briefe aus den vereinigten Staaten von Nordamerika. 2 Bde. Leipzig 1853.

Delessert, Ed., Voyage aux villes maudites, Sodome-Gomorrhe-Seboim-Adama-Zoar. Par. 1853.

Dieterici, Dr. Fr., Reisebilder aus dem Morgenlande. Th. 1. Egypten. Th. 2. Sinai, Petra, Palästina. Berlin 1853.

Gentz, W., Briefe aus Aegypten und Nubien. Berlin 1853.

Al. Norova, Putování po Svaté Zemi roku 1835. Del I. VPraze 1851.

Postans, Cutch, or random sketches of Western India. Lond. 1839.

J. Richardson, Narrative of a Mission to Central Africa, performed in the years 1850 — 51 under the orders and at the Expense of Her Majesty's Government. Vol. 1. 2. Lond. 1853.

B. Seemann, Narrative of the voyage of H. M. S. Herald during the years 1845 — 1851, under the command of Captain Henry Kellett. Vol. 1. 2. Lond. 1853.

Gumpach, Joh. v., Hülfsbuch der rechnenden Chronologie oder Largetau's abgekürzte Sonnen- und Mondtafeln. Heidelb. 1853.

Stenzler, E., Die Familie Bonaparte. Königsberg 1853.

Das Buch der Ritterorden und Ehrenzeichen. 2. durch ein Supplement bis 1853 vervollständigte Ausgabe. Lief. 1 — 15. Brüssel 1853.

E. L. Wedekind, Geschichte des ritterlichen St. Johanniter-Ordens, besonders dessen Heermeisterthums Sonnenburg oder der Ballei Brandenburg. Berlin 1853.

Forchhammer, F. M., Achill. Mit einer Karte der Ebene von Troja. Kiel 1853.

Garruccio, G., Intorno i riti funebri degli Egizi. Napoli 1852.

Gerhard, E., Ueber Wesen, Verwandtschaft und Ursprung der Dämonen und Genien. Berlin 1852.

Rinck, Wilhelm Fr., Die Religion der Hellenen aus den Mythen, dem Cultus und den Lehren der Philosophen entwickelt. Zürich 1853.

Gerhard, E., Grundriß der Archäologie. Berl. 1853.

Houben, Th., Denkmäler von Castra Vetera und Colonia Traiana in Ph. Houbens Antiquarium zu Xanten abgebildet auf 46 colorirten Steindrucktafeln ꝛc. Mit Erläuterungen von Dr. Fr. Fiedler, nebst Fiedler's antike erotische Bildwerke in Houbens römischen Antiquarium zu Xanten. Xanten 1839.

A. H. Layard, Discoveries in the ruins of Niniveh and Babylon; with travels in Armenia, Kurdistan and the desert: being the result of a second expedition. London 1853.

Dr. P. A. Linde, Die Porta nigra und das Capitolium der Treviris. Trier 1853.

Luzzatto, Philox., Le Sanscritisme de la langue assyrienne. Padoue 1849.

Quaranta, Bernardo, De' funerali di Archemoro rappresentati sopra un vaso greco Dipinto. Napoli 1851.

Roß, Ludw., Die Pnyx und das Pelasgikon in Athen. Braunschw. 1853.

Dr. Steiner, Sammlung und Erklärung altchristlicher Inschriften im Rheingebiete aus den Zeiten der römischen Herrschaft. Seligenstadt 1852.

Stier, G., Geschichte und Beschreibung der Stadt Pompeji. Wittenberg 1853.

Thiersch, Fr., Ueber die neuesten Untersuchungen des Erechtheums auf der Akropolis von Athen. München 1853.

Beschreibung der bisher bekannten böhmischen Privatmünzen und Medaillen. Herausg. v. dem Vereine für Numismatik zu Prag. I. Abth. Personenmünzen. Heft 1. 2. Prag 1852.

C. J. Tornberg, Symbolae ad rem numariam Muhammedanorum ex museo regio Holmiensi. Upsaliae 1853.

A. Bräm, Blicke in die Weltgeschichte und ihren Plan. Straßburg 1835.

L. Fr. Roming, Zeittafeln der allg. Geschichte. 2. Aufl. umgearbeitet bis auf die neueste Zeit, fortgef. von Dr. J. Rieckher. Stuttg. 1852.

Dr. H. Rückert, Geschichte des Mittelalters. Stuttg. 1853.

F. C. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrh. und des 19. bis zum Sturz des französ. Kaiserreichs. 4. durchaus verb. Aufl. Bd. 1 — 4. Heidelb. 1853.

E. A. J. Ahrens, Die drei Volkstribunen Tib. Gracchus, Drusus und Sulpicius nach ihren polit. Bestrebungen dargestellt. Leipzig 1836.

Jak. Burckhardt, Die Zeit Constantin's des Großen. Cassel 1853.

Dr. Joh. Hirt, Ueber den Kelticismus und die Keltensprache vom Standpunkt der Geschichte. Karlsruhe 1843.

B. G. Niebuhr, Römische Geschichte. Berichtigte Ausgabe in 1 Bd. Berlin 1853.

Dr. C. Peter, Geschichte Roms. Bd. 1. Halle 1853.

Dr. A. Schwegler, Römische Geschichte Bd. 1. Abth. 1. Tübingen 1853.

Dr. K. B. Stark, Forschungen zur Geschichte und Alterthumskunde des hellenischen Orients. Gaza und die philistäische Küste. Jena 1852.

G. L. F. Tafel, Komnenen und Normanen. Beiträge zur Erforschung ihrer Geschichte in verdeutschten u. erläuterten Urkunden des 12. u. 13. Jahrhunderts. 2. Abtheilung. (Die erste Abtheilung erscheint später). Ulm 1852.

Avila y Zuniga, Geschichte des Schmalkadischen Krieges. Berlin 1853.

N. de Bonneville, Histoire de l'Europe moderne depuis l'erruption des peuples du Nord dans l'empire Romain jusqu'à la paix de 1783. T. 1. 2. Genève 1784.

A. Kubalski, Recherches historiques et statistiques sur les peuples d'origine slave, magyare et roumaine. Par. 1852.

Wolf. Menzel, Geschichte Europa's vom Beginn der französ. Revolution bis zum Wiener Congreß (1789 — 1815). Lief. 1. Stuttg. 1853.

P. Calcara, Descrizione dell' isola di Ustica. Palermo 1842.

Istoria della città di Verona sino all' anno 1517. Vol. 1 — 7. Verona 1796.

Antonio Marrone, Cenni sulle antichita di Segesta in Sicilia. Palermo 1827.

Costantino da Mini, Gli ultimi anni della repubblica di Siena racconto storico dal 1552—1558. Disp. 1—7. Firenze 1852.

Ed. Quinet, Les révolutions d'Italie, — augmentée d'une introduction par Marc Dufraisse. Bruxelles 1853.

Sabina sagra e profana antica e moderna. Roma 1790.

Fed. Sclopis, Delle relazioni politiche tra la dinastia di Savoia ed il governo britannico 1240 — 1815. Torino 1853.

C. Solar de la Marguerite, Journal historique du siège de la ville et de la citadelle de Turin en 1706. Turin 1838.

J. Zeller, Histoire de l'Italie depuis l'invasion des barbares jusqu'à nos jours. Par. 1853.

Giambattista Zella-Mililo, La questione Napoletana-Sicula. Bari 1849.

A. Germain, Histoire de la Commune de Montpellier. Vol. 1. 2. 3. Montpellier 1831.

Fayet, Journal historique de Pierre Fay et sur les troubles de la Ligue. Publié d'après le manuscrit inédit . . par Vict. Luzarche. Tours 1852.

Mémoires de Daniel de Cosnac, Archevêque d'Aix, publiés pour la Société de l'histoire de France, par J. de Cosnac. Vol. 1. 2. Paris 1852.

V. Auger, L'empereur. Par. 1853.

Max de Choiseul-Daillecourt, Parallèle historique des révolutions d'Angleterre et de France sous Jacques II. et Charles X. Par. 1851.

Dr. Fr. v. Preuschen, Geschichte der französischen Revolution von 1848 von ihrem Beginn bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums. Frankf. 1853.

R. Tiedesfreund, Napoleon III. Kaiser der Franzosen. Berlin 1853.

G. G. Vreede, La renaissance dé l'empire français et la liberté de l'Europe. Utrecht 1852.

Th. Colshorn, Deutsche Mythologie. Hannover 1853.

Dr. Alex. Peez, Die Deutschen in Vergangenheit und Zukunft. Göttingen 1853.

Dr. A. F. Riedel, Graf Rudolph von Habsburg und Burggraf Friedrich von Nürnberg in ihren Beziehungen zu einander. Berlin 1853.

Die Stellung der Hansestädte. Hamburg 1853.

Will. Stirling, The cloister life of the Emperor Charles the Fifth. Lond. 1852.

K. Coutelle, Elberfeld, topographisch-statist. Darstellung. Elberfeld 1853.

R. Ehrsam, Der Stadt Mühlhausen privilegirtes Bürgerbuch bis zur Vereinigung dieser Republik mit Frankreich im J. 1798. Mühlhausen 1850.

F. Eisenlohr, Mittelalterliche Bauwerke im südwestlichen Deutschland und am Rheine. Heft 1. Carlsruhe 1853.

A. Fahne, Schloß Roland, seine Bilder-Gallerie und Kunstschätze. Köln 1853.

J. Heckler, Beitrag zur Geschichte der Stadt Bensheim. Darmstadt 1852.

Dr. Th. Neumann, Beiträge zur Geschichte des Schmalkaldischen Krieges. Görlitz 1848.

K. v. Schlözer, Verfall und Untergang der Hansa und des deutschen Ordens in den Ostseeländern. Berlin 1853.

P. Ch. Sternberg, Beiträge zur ältesten rheinischen Geschichte und zur richtigen Auslegung des Florus, Tacitus, Suetonius und Ausonius. 2. Aufl. Trier 1853.

A. Stöber, Elsäßisches Volksbüchlein. Straßburg 1842.

J. W. Wolf, Hessische Sagen. Göttingen 1853.

Dr. B. Dudik, Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte. Brünn 1852.

Kronika Węgierska i Czeska. W Warszawie 1823.

Th. J. Leitner von Leitnertreu, Geschichte der Wiener-Neustädter Militär-Akademie. Hermannstadt 1852.

J. da Costa Macedo, Memoria sobre os vasos Murrhinos. Lisbôa 1842.

P. C. Orcurti, Catalogo illustrato dei monumenti Egizii del R. Museo di Torino. Torino 1852.

Szalay László, Magyarország Tórtenete. Kötet 1. 2. Lips. 1852.

Urkunden-Buch des Landes ob der Enns. Herausg. vom Verwaltungs-Ausschuß des Museum Francisco-Carolinum. Bd. I. Wien 1852.

W. Wattenbach, Die österreich. Freiheitsbriefe. Prüfung ihrer Echtheit und Forschung über ihre Entstehung. Berlin 1852.

H. E. R. Belani, Kronprinz Friedrich, seine Zeit und der Hof seines Vaters Friedrich Wilhelms I. 3 Thle. Leipzig 1853.

Ch. W., Spieker, Geschichte der Stadt Frankfurt an der Oder. Th. 1. Frankfurt a. O. 1853.

G. A. Stenzel, Geschichte Schlesiens. Th. 1. Breslau 1853.

C. F. Dollmann, Die Gesetzgebung des Königreichs Bayern seit Maximilian II. mit Erläuterungen. Erlangen 1852.

J. Gerstner, Geschichte der Stadt Ingolstadt. München 1853.

L. Hauff, Handbuch der bayerischen Gesetzgebung. Th. 1. Nördlingen 1853.

Ludwig I. König von Bayern und sein Wirken für Staat, Wissenschaft und Kunst. Leipz. 1853.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Januar.
Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Classe am 17 December 1853.

1) Hr. Professor Dr. Fallmerayer hielt freien mündlichen Vortrag über „Hermann Hettner" griechische Reiseskizzen, Braunschweig, 1853, und legte hierauf das Ausführliche seines Vortrages in der Handschrift der Classe mit dem Wunsche vor, dieselbe bei den verschiedenen Mitgliedern der Classe in Umlauf zu setzen.

2) Hierauf trug Hr. Landrichter Gerstner vor: Nachrichten von einem Manuscripte des Erasmus Vend, geh. Archivars H. Albert V., „Epitome rerum bavaricarum" aus dem XVI. Jahrhunderte, mit 2 Beilagen.

„Unter den Manuscripten der historischen Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften befindet sich ein Heft in lateinischer Sprache, betitelt:

„Rerum bavaricarum Commentarii ex bavaricis Annalibus ipsaque Monachii archivi fide atque authoritate ab Erasmo Vendio, Consiliario ducali et ipsius archivi secretioris praefecto ita conscripti, ut non modo rerum, quorsum ex Aventinianis libris recte huc pertinent justi epitomatis instar esse queant, sed etiam de integra bavarica historia usque ad praesentem rerum statum lectori satis facerent non immerito."

Die Authentik dieses Buches ist um so weniger zweifelhaft, als unter dem Titel von einer gleichzeitigen Handschrift und Tinte geschrieben steht: „Dies ist des Vendii eigne Handschrift."

Das Buch enthält übrigens weder ein Datum noch einen Abschluß, scheint also zum Anfang eines größeren Werkes bestimmt gewesen zu sein.

Erasmus Vend war geboren zu Amberg im J. 1532. Sein Name erscheint zum erstenmale in den Akten der philosophischen Fakultät der Universität Ingolstadt unter den Baccalaureis und Magistris der Jahre 1552 u. 53. *) Mederer schildert ihn nach Oefele als einen Mann von ausgezeichneten Kenntnissen, seltenem Fleiß und geprüfter Treue, einen Liebling seines Fürsten und Günstling der Musen. Diese Eigenschaften erhuben ihn zum Hofrathe des Herzogs und zum Stellvertreter des Kanzlers auf Reisen.

In archivalischen Rechnungen findet sich, daß Vend (in einigen Schriften Fendt genannt) im J. 1569 die Stelle eines Hofkastners (rei frumentariae praefectus) bekleidete; im J. 1571 aber erscheint derselbe schon als herzoglicher Hofrath. Inzwischen finden wir ihn im J. 1570 als Vorstand der Liberey (Bibliothek) welche über dem Antikengewölbe sich befand.

Als in den Jahren 1573 und 76 zu Ingolstadt an der Universität Zwistigkeiten entstanden, sen-

*) Mederer Annal. acad. Ingolstadt. p. I. p. 213. Oefele rer. boic. script. t. II. p. 101, 265, 470.

dete der Herzog eine Kommission zur Ausgleichung dahin, und mit ihr seinen Hofrath Vend. Nach Herzog Albrechts Ableben leistete Vend auch dessen Nachfolger Herzog Wilhelm bei den mit dem päbstlichen Stuhle verhandelten Concordaten wesentliche Dienste.

Es findet sich noch in den Manuscripten der Hofbibliothek *) ein Schreiben an Herzog Wilhelm V. von dessen Rath Erasm. Fendt d. d. Wildbad in Kreuth 5 Spt. 1581, in welchem derselbe seinem Fürsten den treuherzigen Rath ertheilt, in den kirchlichen Wirren jener Zeit, anstatt der Privataudienzen, welche nicht zum Ziele führen, Kommissäre nach Ingolstadt abzusenden, die daselbst im Benehmen mit theologischen und juridischen Gelehrten geeignete Vorschläge entwerfen sollten, auf deren Grundlage der Regent besser an ein Ende gelangen und ruhiger als bisher schlafen werde.

Dieses Schreiben beweist des Fürsten Vertrauen gegen seinen Diener und dessen Treue und offene Biederkeit gegen seinen Herrn.

In diesen wenigen Notizen und Aktenstücken besteht alles, was über das Geschäftsleben unseres Vend bekannt ist.

Seine spärliche Muße scheint er einem Lobgedichte auf seinen Herzog und einer Ausgabe der Augustin Kölner'schen Geschichte des Pfalzbayrischen Krieges unter dem Titel: Ephemerides belli palatino boici gewidmet zu haben, welche Oefele in sein Geschichtswerk aufgenommen hat. **)

Sein Ableben kann auf das Jahr 1585 gesetzt werden.

Im Kloster Ettal befanden sich gemäß noch vorhandener Zeichnungen unter den Wappenschildern und Epithaphien das Wappenschild eines Bärenkopfes mit der Umschrift: 1278. H. Fendt v. Amergen; dann ein Bärenkopf nebst doppeltem Pferdekopf mit der Umschrift: Erasmus Fendt zu Holzkirchen und Freishausen, fürstl. Rath und Kastner zu München a. 1568, wahrscheinlich ein Monument, welches letzterer einem seiner Ahnen bestimmt hatte.

*) Hof- und Staatsbibl. Cod. bav. 372. Tom. III. f. 305. Frhr. v. Aretin, Geschichte Churf. Max I. Bd. I. S. 303.

**) Oefele rer. boic. script. t. II. p. 469.

Unser Commentar, von welchem Oefele kaum eine Kenntniß hatte, begreift den geographischen Umfang und die politischen Zustände des damaligen Herzogthums Bayern, welches sich auf etwa 500 □ Meilen erstreckte.

Ein kurzer Auszug dieser Handschrift mit einigen Vergleichungen dürfte einen nicht unwillkommenen Beitrag zur Vaterlandsgeschichte in seiner schmucklosen einfachen Weise liefern.

Die Handschrift beginnt mit einer Beschreibung der alten Sitze des bayerischen Volkes und seiner Wanderungen, und bemerkt folgendes im ersten Kapitel:

„Bald mußten die Bayern ihre Gränzen gegen die Nachbarn schützen, deren Einfällen sie immer ausgesetzt waren.

Es entstanden dadurch die Markgrafen, welche mit Hülfe ihrer Vasallen die Gränzen zu bewachen hatten, und zwar im Osten gegen die Ungarn durch den bayr. Pfalzgrafen zu Krayburg, welchem die mächtigen Grafen von Machland, Bogen, Hals, Griesbach, Burghausen und Wasserburg zur Seite standen.

Gegen Mittag wechselten beständige Fehden mit den Völkern Italiens ab. Hier standen zum Schutze des Landes der Markgraf von Andechs, Meran, und der Herzog von Tirol unterstützt von den Grafen von Damas, Burg, Ambergau, Murnau, Peutingau, und Wolfartshausen.

Im Westen wachten gegen die Schwaben die Pfalzgrafen von Scheuern und Wittelsbach, und deren Rufes waren gewärtig die nahen Grafen von Dachau, Möring und Lechsgmündt.

Nordwärts gegen die Slaven wachten der Markgraf von Vohburg, der Landgraf von Regensburg oder an seiner statt der Burggraf zu Nürnberg und der Landgraf in Leuchtenberg, diesen waren zur Hülfe bereit die Grafen von Sulzbach, von Kastell, von Abensberg, Riedenburg und Biburg.

Allen diesen Markgrafen und Grafen blieb bis zum heutigen Tage unser durchlauchtigstes Regentenhaus von Bayern, (mit Ausnahme von Oesterreich, Nürnberg, Leuchtenberg und Tirol, welche damals

ihren eigenen Fürsten zugetheilt waren) vorgesetzt und gebietend."

Im zweiten Kapitel bespricht der Verfasser den Zustand seiner Zeit, wie Bayern in Ober- und Niederbayern eingetheilt war, wie ersteres die Sitze der alten Völker behauptete, Niederbayern aber das alte Noricum ripense umfaßte, welches durch die Donau, den Inn, und den Lech begränzt war, aber auch über den Lech hinaus gegen das Markgrafthum Burgau mit der Grafschaft Schwabek, weit über die Donau in Rhätien mit der Stadt Wemding, von da über die Grafschaft Hirschberg gegen die Herzynischen Wälder und über den Inn bis Salzburg seine Gerichtsbarkeit ausdehnte.

„Die Hauptstadt in Oberbayern, schreibt Wend, ist seit 300 Jahren München, eine der schönsten Städte Deutschlands, ein Fürstensitz mit großartigen Gebäuden, Gartenanlagen, Wasserleitungen und kostbaren Seltenheiten aller Art geschmückt."

Nun zählt der Verfasser die vorzüglichen Städte Oberbayerns auf.

Als die Hauptstadt in Niederbayern wird Landshut genannt. Er bezeichnet vier Gerichtshöfe in Bayern, zu München, Burghausen, Landshut und Straubing.

„Sie gleichen sich in ihrem Wirkungskreise, jedoch scheint München einen ausgebreiteteren zu besitzen, weil dahin alle Berufungen und Beschwerden gelangen, welche an den Regenten gerichtet sind. Die Rechtshülfe in Bayern steht unverändert in der Weise fest, daß, wenn Eingeborne oder Auswärtige einen Magistratsbescheid aufgehoben wissen wollen, sie dieses durch eine bloße Anklage oder den Beweis eines Besitzes bei dem Oberrichter bewirken können. Dahin darf sich nur, wer sich beschwert glaubt, wenden, so wird in seiner Angelegenheit abermal erkannt.

Was nun entschieden ist nach Gesetz und Recht, hierüber findet keine Berufung statt, es sei denn zum Kaiserlichen Kammergericht in Speyer, insoferne die Streitsumme 500 rhein. Gulden übersteigt.

Alle geringeren Rechtsfälle eignen sich in höchster Instanz zur Entscheidung des Regenten, welcher jedem seiner Unterthanen gerne Gehör gibt und nach Gerechtigkeit erkennen läßt.

Daher kömmt es, daß das Obergericht zu München, welches mit seinen geheimen Räthen dem Fürsten zur Seite steht, den Vorzug vor den übrigen genießt.

Indessen sind auch einige Städte zur Ausübung peinlicher Gerichtsbarkeit aus besonderer Herzoglicher Vollmacht berechtiget."

Das dritte Kapitel handelt von den Flüssen des Landes und den an diesen liegenden Provinzialstädten, mit kurzen treffenden Bemerkungen ihrer Wichtigkeit und ihres Einflusses auf Bayern's Wohlstand. So werden genannt an der Donau: Ingolstadt, Neustadt, Kelheim mit Weltenburg, u. s. f.

Hierauf folgen Rosenheim, Wasserburg mit seiner Münzstätte, Braunau, Schärding, Oetting (pons Oeni), an der Salzach Burghausen, an der Traun Traunstein, an der Roth Neumarkt, am Böhmerwalde Cham, Furth, Waldmünchen und Grafenau.

„Die größeren Städte bewohnen Bürger mit Patriziern gemischt, welche von eigenen Renten leben, die übrigen Einwohner gehören dem Handelsstande oder den Gewerben an.

Unter den Patriziern zeichnen sich jene von München und Landshut aus, von welchen manche gleich den Adelichen zu Hofstellen verwendet worden.

Durch feinere Lebensweise, durch Jagd und Vogelfang nähern sie sich dem Adel und verbinden sich auch zuweilen mit demselben durch Heurathen.

Zu München zeichnen sich durch Geschlechtsalter, durch Reichthum und öffentliches Ansehen vor den übrigen die Riedler, die Schrenk, die Barth, die Ligsalz, die Weyller, Rudolphs, die Püttrich aus; zu Landshut behaupten die erste Stelle die Asch, die Peißer, die Glabsberg.

Das ganze bayerische Volk ist in drei Stände getheilt:

Die Bürger gehören zur ersten Stufe, die zweite besetzt der Adel, die Ritter, Barone und Grafen; die dritte ist jene der Prälaten.

Die Fürsten versammeln bei wichtigen Vorkommnissen diese drei Stände durch Abgeordnete und berathschlagen sich mit ihnen. Die Prälaten erscheinen dann fast alle, vom Adel der größte Theil, die Bürger senden einen oder zwei aus ihrer Mitte.

Das Landvolk hat keine Stimme, keine Würde, die Landleute leben für ihren Feldbau, doch nicht so knechtisch, daß sie nicht nach Lust ihres Lebens froh werden könnten bei Schmauß, Trunk und Tanz.

Viele benützen frei ihre eigenen Gründe, andere sind mit Zinsen und Früchten dem Landesherrn, den Prälaten, dem Adel, oder auch Bürgern dienstbar, die geringsten suchen durch Handarbeit ihre Nahrung.

Sie bewohnen Dörfer und Einöden, in welchen sie Kirchen besitzen, den Gottesdienst besuchen und in Pfarreyen vertheilt sind. Solcher Pfarrgemeinden zählt man 2874, andere Orte ohne Kirchen 4093, einzelne Höfe von Dörfern entfernt 4130."

Das vierte Kapitel verbreitet sich über den Adel.

„Die Beschäftigungen des Adels theilen sich in drei Gattungen. Solche, welche durch Geist und Sitte vor andern sich auszeichnen, finden Hofstellen, oder werden als Vorstände in der Landesverwaltung angestellt, oder zu Gesandtschaften an auswärtige Höfe verwendet. Ein anderer Theil folgt dem Kriegheere.

Andere endlich, welche die Bewahrung erworbener Güter, ihr Alter oder der Wunsch nach Ruhe an ihre Heimath fesseln, widmen sich auf ihren Schlössern der Landwirthschaft, der Jagd, und der Verwaltung ihrer Besitzungen, senden jedoch ihre tauglichen Söhne zur passenden Zeit an wissenschaftliche Anstalten, an den Hof, und zu andern ihrem Stande angemessenen Uebungen, damit sie nicht in ihren Pfählen verbauern.

Damit nicht die Töchter der Adelichen sich zu Hause versitzen, werden sie in Erziehungsanstalten aufgenommen oder in Häusern verwandter gebildeter Familien untergebracht.

Zum höchsten und ältesten Adel in Bayern gehört das Geschlecht der Grafen v. Ortenburg, einst von hoher Macht in Bayern und Kärnthen, dann die Grafen zu Schwarzenburg vom Freiherrenstande durch Otto Heinrich zum Grafenstande erhoben.

Aus dieser Familie wurden durch eine lange Reihe von Jahren die bayersch. Oberstlhofmeister entnommen, die höchste Staatswürde im Lande.

„Die ältern Baronengeschlechter im Lande waren die Herrn von der Leiter (della Scala, Scaligeri) einst Herrn zu Verona und Vicenza; die Herrn v. Degenberg, Stauff, Fraunhofen, Maxlrain, die Fugger zu Augsburg, die Gumpenberg, Törring, Thurn, Tamberg.

Die Ritterfamilien, deren Ahnen in Ritterbüchern bei Turnieren oder in Urkunden rühmlich erwähnt sind, betragen eine große Zahl."

Der Verfasser erwähnt im Anhange die Fraunberg, Preysing, Pinzenau, Haslang, Layming, Closen, Seybolstorf, dann noch weitere in der Beilage I. a. verzeichnete 115 Geschlechter. Viele, deren Nachkommen noch heute blühen, kommen unter diesen vor, und ihre Namen sollen zur werthvollen Erinnerung dienen.

Noch bestehen viele, deren alte Stämme aus fränkischen, rheinischen oder österreichischen Familien sich in Bayern fortgepflanzt, und hier durch Tapferkeit und Glück erhoben haben. Solche sind die in der Beilage I. b. verzeichneten 23 Familien.

Vom niedern Adel, welchen in jüngster Zeit die Tugenden ihrer Vorfahren oder ihre eignen ein Feld eröffnet haben, nennt der Verfasser die Hegnenberg, Lösch, Dichtl, dann noch die in der Beilage I. c. aufgeführten 126 Familien.

Hiemit schließt sich die Uebersicht des zweiten Standes, des Adels, welchem Vend in Ansehung seiner Tugenden, Besitzungen, Thaten und Erfahrungen eine glänzende Zukunft für ihre Nachkommen wünscht und vorhersagt.

Des Vendischen Epitome fünftes Kapitel beschreibt den Prälatenstand und beginnt mit der Einführung des katholischen Glaubens durch die heil. Severin, Ruppert, Korbinian, Emmeran und Bonifacius.

Der Verfasser geht sodann über auf die ersten Bischofssitze zu Salzburg, Regensburg, Brixen, Passau.

(Schluß folgt.)

Mit einer Beilage.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1854 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachrichten über des geh. Archivars Erasmus Vend Epitome rerum bavaricarum aus dem XVI. Jahrhunderte.

(Schluß.)

„Im 8ten Jahrhunderte theilte Bonifacius Bayern in Diözesen ein, reinigte das Land von schlimmen Seelenhirten, und errichtete vier Kirchensprengel: zu Salzburg, Freysing, Passau und Regensburg.

Auch zum Aureatensischen nun Eichstädtischen Bißthume wurde der Grund gelegt. *)

Andere Bißthümer wurden nun gegründet, so Bamberg, Augsburg, Brixen.

„Nachdem nun auf solche Weise die Lehren der Religion und die Grundpfeiler der Kirchen festgestellt waren, bemühten sich in wunderbarer Art nicht allein Könige und Fürsten, sondern auch fromme Privatpersonen beiderlei Geschlechtes, ihre Dankbarkeit für genossene zeitliche Wohlthaten gegen den Schöpfer zu beweisen, und entschlossen zum Theil sich selbst, in Zurückgezogenheit dem Herrn zu dienen.

So entstanden wie auf einen Wink die Klöster Tegernsee, Osterhofen, Oberalteich, Benediktbeuern, Schlehdorf, Wessobrunn, Polling, auch die Priesterhäuser Pfaffenmünster, Isen und Ilmmünster, alle vom h. Bonifacius eingeweiht.

In diesen Klöstern entstanden Schulen zur Fortpflanzung christlicher Tugenden und Ausbildung des Geistes.

Die Aebte und Vorstände der geistlichen Orden, des höchsten Standes, leuchteten als würdevolle Beispiele der Welt und ihren Untergebenen, und zwar vor allen die Benedictiner. Der Verfasser zählt nun die Mönchs- und Frauenklöster jeden Ordens im damaligen Herzogthum Bayern auf, wie selbe die Beilage II. enthält.

Eine Vergleichung mit dem dermaligen Stande dieser Institute nach drei Jahrhunderten möchte nicht ohne Interesse sein, da sich hieraus ergibt, daß von den 94 derselben nur 14 noch als Klöster bestehen, 11 als Staatseigenthum, 7 zu Erziehungs- und Pensionsanstalten verwendet, 1 als Landwirthschaftsschule benützt, 2 zu Kreisirrenanstalten umgeschaffen, und 39 zum Nutzen der Landwirthschaft in Privathände übergegangen sind, während 16 theils abgebrochen theils eingezogen sind, und 4 dermal im österreichischen Gebiete liegen.

Vend fährt in seiner Handschrift fort:

„Diese heiligen Klostergebäude der Frauenorden nehmen in der Regel nur Adeliche oder Patriziertöchter auf, niedern Standes aber nur solche Personen, welche durch gute Sitten ausgezeichnet und durch Fürsten und andere höheren Standes empfohlen sind. Zu München und Landshut traten meh-

*) Aureatensi quoque cathedra jam Aichstettensi tunc data sunt initia.

rere aus fürstlichem Geblüte in den Frauenorden ein.

Was die Mannsklöster betrifft, so scheint die Einfachheit des Lebens und die wahre Zierde christlicher Tugend und Demuth nicht mehr in dem Grade wie ehemals vorherrschend zu sein.

Von den andern Klöstern und Collegien, welche sich an den Bischofssitzen zu Salzburg, Freising, Augsburg, Regensburg, Passau und Eichstädt befinden, kann den vorgenannten gegenüber kein Unterschied bemerkt werden, obschon selbe durch die Frömmigkeit und Freigebigkeit des bayrischen Hauses und aus dem Wohlstande der Einwohner ungeheure Einkünfte beziehen.

Diese Aufschlüsse, schließt der Verfasser, mögen genügen, ein Bild von Bayerns drei Ständen, von der Eintheilung der Provinzen, von den alten und neuen Landesgränzen und den alten Sitzen unseres Volkes zu geben.

Das ganze Land ist hinreichend fruchtbar, der Himmel milder als ehemal, wo ein rauheres Klima durch ganz Deutschland herrschte.

Indessen steht Bayern in unserer Zeit keinem Nachbarlande nach, man mag dieses auf die Lebensweise der menschlichen Gesellschaft oder auf Gegenstände des Erwerbes und der Annehmlichkeit beziehen.

Salz, Getreid, Viehausfuhr sind nicht unsichere und nicht unbedeutende Quellen des vaterländischen Wohlstandes.

Der Berge, welche sich durch eigne Namen bezeichnen, sind 252. — Die Wälder, deren Zahl 260 beträgt, ernähren Scharen vierfüssiger Thiere und Massen von Vögeln aller Gattungen, selbst der seltensten und feinsten; eine unzählige Menge auserlesener Fische bringen die Flüsse und Seen zu Tage.

Die Pflanzen und die Bäume selbst von Samen aus den entferntesten Ländern gezogen gedeihen im Ueberfluße.

An Metallen, welche die glückliche Erde mancher Provinz birgt, fehlt beinahe keine Gattung.

Von vortrefflichem Marmor findet man mancherlei Arten. Selbst Perlen finden sich in Bächen.

Wein wächst in Regensburg und Landshut, zwar nicht vom besten Rufe, doch könnte er bei besserer Cultur und Behandlung bald den fränkischen und Nekarweinen nachkommen.

Aber mehr schätzenswerth als alle diese Güter und edler ist die Treue und Liebe, welche das Volk den Fürsten beweist.

Darüber rühmten sich auch stets die Fürsten unserer Vorzeit gegen auswärtige und nichts hat diese schätzenswerthe Eigenschaft bis jetzt gemindert.

Ebenso lieben die Fürsten ihr Volk, setzen ihr unabläßiges Bemühen fort, Gerechtigkeit zu pflegen, öffentliche Sicherheit zu erhalten, so daß man nichts von Räubern und öffentlichen Gefahren hört, die Straßen mit Sicherheit bereist und überall in Bayern Ruhe findet.

Hiernach gehen wir zur Genealogie und Geschichte der Regenten über."

Ueber diese Kapitel dehnt sich des fleißigen Wend Epitome nicht mehr aus — das Manuscript hört auf.

So einfach diese vorliegenden Commentarii gefaßt sind, so geben sie doch ein treues Zeugniß eines biedern Geschäftsmannes über die politischen und statistischen Zustände Bayerns unter der milden Regierung Herzog Albrecht V. und einen Beweis, wie glücklich ein Land sich befinden kann, wenn äußere Stürme schweigen, die Wissenschaften blühen und die Staatsgeschäfte ihren geregelten Gang verfolgen.

3. Herr Reichs-Archivs-Sekretär Muffat eine Abhandlung:

Ueber das Rathhaus der k. Haupt- und Residenzstadt München.

Die Geschichte des Rathhauses zu München gewährt ein treffendes Bild von der zunehmenden Entwicklung und Vergrößerung dieser Stadt.

Ganz natürlich war der Raum, welchen die Zwölf „die des Rates pflegent“ zu ihren Versammlungen nöthig hatten, zuerst nur ein ganz mäßiger. Da sich aber in der Folge diesen zwölf Raths-Pflegen noch ein äußerer Rath und ein großer Rath zugesellt hatte, da ferner mit der zuwachsenden Bevölkerung sich auch die Nothwendigkeit eines immer größeren Raumes für die aus mancherlei Veranlassungen jährlich zu wiederholten Malen zu haltenden Versammlungen der Bürger herausstellte, mußte namentlich für die Errichtung eines großen Saales, oder wenigstens für die Erweiterung des schon bestehenden Sorge getragen werden.

Diesen Entwicklungsgang machte auch das Rathhaus in dem Laufe der Zeiten durch.

Anfänglich auf einen kleinen Umfang beschränkt, dehnte es sich allmählich und zwar dergestalt aus, daß der Gebäude-Complex durch die Eigenthümlichkeit seiner Lage, sich in zwei Pfarreien erstreckte, indem der südliche Theil desselben in der St. Peterspfarre, der nördliche aber in der Frauenpfarre gelegen ist, während der dazwischen sich erhebende Ratthurm beide mit einander verbindet.

Jeder dieser beiden Bestandtheile hat seine eigene Geschichte, welche hier erörtert werden soll, soweit es die urkundlichen Behelfe gestatten.

Das älteste Saalbuch der Stadt vom J. 1444 beschreibt das Rathhaus also:

„Es ist ze wissen das die Stat vor langen Zeiten des Rathaws ain tail kaufft, pawt und zuwegen pracht hat Immer dar her pis yetzo. In der Jartzall viertzehnhundert vnd in dem drey und viertzigisten hat die Stat kaufft, die gemäch, vier kräm oder laeden des Haws under der grossen Ratstuben dar Inn der Wagmaister ainhalb vnd der Burgerknecht anderhalb yetzo sind mit sampt den vier krämen oder laeden dapei.“

„Und also hat die Stat In dem Rathaws oder daran an payden seyten das ist an der seyten gen Sand Peter und auch an der seyten gen der Schergenstube zu paiden Zeillen oder seyten fünfzehn laeden und kräm. u. s. w.“

Ferner heißt es in demselben von dem auf der St. Petersseite gelegenen Theile des Rathhauses:

„Es ist ze wissen, das under der Indern Ratstuben neben den flaischpencken stet der Stat waghaus dar Inn sind sechs gewelb, die warten den kauffläuten, wann die herkoment mit gewand von Eystet oder ander halben, den selben die Ir gewand verkauffen wollen leicht der wagmaister der Stat die gewelb nach Irer begerung. Und waz er gewand verkaufft, da ist er schuldig zu haws gelt da von ze geben vom Tuch ain pfenning zu sampt dem pfunt Zoll; und waz dem Wagmaister zu haws gelt geben wirt, das legt er inn ain besunders püchsel und tregt daz zu kotemper an die kamer daz hayst dann hawsgelt.“ —

Vergleicht man diese beiden Stellen miteinander, so geht daraus hervor, daß bis zum J. 1443 nur jener Theil des Rathhauses, in welchem sich die innere Rathstube (der heutige Sitzungssaal des Magistrates) oberhalb dem Waghause (der heutigen sogen. Schmalzwage) befindet, volles Eigenthum der Stadt gewesen sei, während die große Rathstube (der heutige sogenannte kleine Rathhaussaal) in Folge einer Uebereinkunft, deren schriftliche Abfassung sich nicht erhalten hat, auf einem Hause erbaut war, welches zu dem Fundus der Allerheiligen- oder Gollier-Kapelle gehörte.

Es ist dies eines jener drei Häuser, welche im J. 1315 Ainwig dem Gollier, dem Stifter der genannten, mitten auf dem ehemaligen Markte oder Schrannenplatze erbauten Allerheiligen-Kapelle gehörten, „die an sant Peters freithof gelegen sind, unz an daz talburgtor“ *).

*) v. Krenner: Ueber die Sigille ꝛc. in den histor. Abhandl. d. k. Akad. d. W. v. J. 1813. Bd. II. p. 36.

Auf diesen drei Häusern hatte im J. 1315 der damalige Kaplan Herr Niclas eine Ewiggült von jährlich 5 Pfund Münchner Pfenninge zur Verbesserung der Kaplan-Pfründe constituiert, was Veranlassung gewesen sein mag, daß selbe später völlig zur Kapelle kamen, mit deren Patronatsherren der Magistrat einen Vertrag wegen Erbauung der großen Rathstube abgeschlossen haben muß, bis er durch den Kauf des Hauses in das volle Eigenthum des Rathhauses auf der St. Petersseite trat.

Dies geschah im J. 1443, in welchem „am Eritag in den Pfingstveyertagen" der Rat von dem damaligen Kaplan Maister Hans Eugenpeck, mit Einwilligung der Brüder Peter und Hans Schluder, als der benannten Kapellen und Stifft Lehenherren „das haws und hofstatt, grunt und poden mit allen seinen Zugehörung under der grossen Ratstuben . . . . stosst an Sant Peters Freithof, mit Namen die zwen Gemäch . . . mit sambt den vier krämen auch daran gelegen, der aine in das Tal wärtz gelegen ist . . . und die andern drey daran heraufwercz gen dem Margt, gen dem gässell, da man gen Sant Peters freithof get" um zweihundert Pfund Pfenning Münchner Währung erkaufte.

Im J. 1525 am Montag nach St. Johannistag des Täufers erwarb der Magistrat auf dieser Seite noch ein Haus von den Hochherren und Pflegern des Spitals zum heiligen Geist, „gelegen zwischen Caspar Gyesingers Haus und an der ainen seyten der von München Rathauß" um fünfhundert Gulden, woraus jener kleine Anbau auf dem St. Petersplatz gebildet worden sein mag, welcher heutzutage die Nr. 3 trägt.

Hiemit schließt die Geschichte der Bildung und Erweiterung des Rathhauses auf der St. Peters-Pfarr Seite. Wie bald die Ausdehnung des Rathhauses auf die nördliche oder Frauenpfarr-Seite erfolgte, läßt sich bei dem Mangel älterer urkundlicher Daten nicht bestimmen.

Nach dem Saalbuche vom J. 1444 gelangte man hier, von dem (zuletzt noch sogenannten Eier-) Markte aus in den obern Raum, während in den untern Gelassen die Schergenstube und eilf Läden sich befanden, unter deren ersterm, vorne gegen den Markt zu, auch noch der Weber-Keller angebracht war, über welchen der Mangmaister die Aufsicht führte.

Der obere Raum enthielt einen großen Saal, der außerdem, daß er zu den jährlichen festgesetzten Versammlungen der ganzen Gemeinde bestimmt war, auch als Tanzsaal benützt wurde, wie dies aus dessen Bezeichnung als solcher in den städtischen Büchern dieser Zeit hervorgeht.

Das Bedürfniß, eine neue Fronfeste herzustellen, und für das Brodhaus, welches in dem zum Abbruche bestimmten alten Ding- oder Rechthause sich befand, gleichfalls ein anderes günstig gelegenes Lokal auszumitteln, gab Veranlassung, das Rathhaus auf dieser Seite neu aufzuführen. Zu diesem Zwecke wurde 1463 das zunächst daran gelegene Haus in der Burggasse von Hans Pfetten um 600 fl. in Gold käuflich erworben, und das Areal desselben der Art verwendet, daß in den untern Räumen die Fronfeste, das Brodhaus, und außenher eine Anzahl Läden angebracht wurden, während der ganze obere Stock, zu dem man gleichfalls wieder auf einer Stiege vom Markte aus gelangen konnte, zu einem großen Saale verwendet wurde.

Den Entwurf zu diesem Baue darf man unbedenklich dem damaligen „Maurer- und Baumeister der Stadt München, dem berühmten Erbauer des Domes zu Unser Frauen, Meister Jörg Haselbach von Polling," zuschreiben.

Die Bauführung leitete er aber nicht selber, sondern Meister Peter Mannhart, der, nachdem er anfänglich nur um den Taglohn, und gleichsam zur Probe gearbeitet hatte, im J. 1471 förmlich in den Dienst der Stadt aufgenommen wurde.

(Schluß folgt.)

I.

Aus Erasmus Vend's Epitome.

a. Adeliche bayr. Familien I. Classe im XVI. Jahrhunderte.

Alphabetisch geordnet.

Die Adelshausen,
Adolzhofen,
Aham,
Allersbek,
Aresingen,
Auer,
Buchberg,
Burgau,
Chamm,
Dachsberg,
Deporta,
Ebleb,
Ebran,
Ekhler,
Eisenreich,
Elriching,
Ehelbek,
Flinzing,
Fränkling,
Freyberg,
Gehbökh,
Gerstorf,
Ginsheim,
Gruber,
Gundriching,
Hackhl,
Haunsberg,
Hausham,
Hauzenberg,
Herbstheim,

die Herzheim,
Hirschau,
Hoholting,
Hochenkirch,
Hofer,
Hofmann,
Hünderskirch,
Hund,
Judi,
Khärgl,
Königsfeld,
Krafft, vormal Grumbach,
Krauß,
Kreuth,
Khuttenau,
Leublfing,
Leuprechting,
Losinz,
Lung, einst Diethof,
Maroldingen,
Marzell,
Massenbekh,
Mayrhofer,
Münch,
Münchau,
Mukhenthal,
Muerser,
Muracher,
Neuching,

die Nothaft,
Nußdorf,
Offenheim,
Parsberg,
Paulstorf,
Paumgartner,
Pelkhofen,
Perkhofen,
Perfeld,
Pervang,
Pirkheim,
Peffenhausen,
Praithenbach,
Preitenstein,
Prant,
Prantl,
Pürching,
Pusch,
Pullinger,
Radlkofen,
Raidenbuch,
Raindorf,
Ramung,
Reiner,
Ried, (Marschälle)
Rieder,
Rohrbach,
Sandizell,
Schaffhausen,
Schönpronn,

die Schönstett,
Schönstein,
Schmiechen,
Schwarzenstein,
Schweighartt,
Seyboltsdorf,
Seyfriedsdorf,
Sigertshofen,
Sonnendorf,
Stieglheim,
Tandorf,
Thanhausen,
Taufkirchen,
Trauner,
Trauskirchen,
Trenbach,
Thurner,
Thußlinger,
Wahley,
Wartt,
Weichs,
Wembding,
Westlach,
Widerspach, (einst Iresing)
Wildenstein,
Wolfstein,
Zeilhofen,
Zenger, (Marschälle von Niederbayern).

b. Adeliche bayr. Familien II. Classe im XVI. Jahrhunderte.

Die Egloffstein,
Eyb,
Ezendorf,
Habsberg,
Holdingen,
Jörger,
Kecheriz,
die Kitscher,
Männing,
Neidek,
Pambach,
Pappenheim, (Marschälle),
die Perlichingen,
Pinau,
Rehling,
Schad,
Schäftenberg,
Schellenberg,
die Schurff,
Sprinzenstein,
Vieregg,
Waldprom,
Welden.

c. Adeliche bayr. Familien III. Classe im XVI. Jahrhunderte.

Die Angerpökh,
Armansperg,
Bschäl,
Bschorr,
Böhem,
Chastner,
Dietrichingen,
Dichtl,
Ebenhausen,
Ebenshofen,
Edlmann,
Ekh,
Ekhstetten,
Ehrenreuth,
Elsenheim,
Eßwurm,
Etling,
Eysin,
Feurer,
Freyer,
Freysing,
Freytag,
Fronhorn,
Fürgold,
Garhamm,
Gartner,
Geßenbekh,
Gießer,
Ginzhofer,
Gleißenthal,
Göpengrün,
Goder,
Granting,
Grembs,
Griessletten,
Grünbekh,
die Hakhlod,
Haunried,
Hausner,
Haidenbuch,
Herbst,
Hohenkamm,
Högnenberg,
Hönham,
Hofdorf,
Holzner,
Honold,
Hundsberg,
Jachenstorf,
Jordan,
Keiz,
Kemmather,
Khäding,
Khardi,
Klekh,
Kheillingen,
Kluegkham,
Kolmpekh,
Koppinger,
Krafftshofen,
Kurnreith,
Kuzmögl,
Lampfrizham,
Landriching,
Lentner,
Lerchenfeld,
Ligsalz,
Lesch,
Mägerl,
Magensreuth,
Marhartt,
Mausreml,
die Mosham,
Muffel,
Muntenham,
Murrham,
Nopping,
Oberham,
Ortner,
Oßwurm,
Pärbing,
Panol,
Poißl,
Pikhand,
Perlzheim,
Pfahler,
Pfeil,
Pflügl,
Plüml,
Präkhendorf,
Prandstetten,
Proming,
Pucher,
Purkhner,
Raider,
Raiger,
Raukham,
Reikher,
Reichard,
Reindl,
Reitthurn,
Reysach,
Rieder,
Riemhofen,
Rinkham,
Ritschön,
Ruestorf,
Ruland,
die Rosenbusch,
Saurzapf,
Schaafsöder,
Schachner,
Schellerer,
Schönpurg,
Schöllnhamm,
Schweikersreuth,
Sikenhausen,
Soier,
Spiegel,
Stainhausen,
Starzhausen,
Suntheim,
Taberzhofen,
Thätenbekh,
Thumbperg,
Tollheim,
Treiner,
Türrigl,
Turch,
Uhrmüller,
Vend,
Vogel,
Vorster,
Waldsing,
Wänning,
Wegler,
Wegmach,
Weißenfeld,
Wenger,
Westendorf,
Wieland,
Zachries,
Zeller.

II.

Geistliche Stifter und Klöster im Herzogthume Bayern vom XVI. Jahrhunderte.

Orden.	Klöster und Stifte im XVI. Jahrhunderte.	Bestand im XIX. Jahrhunderte.
a. Benedictiner.	Tegernsee	Königl. Schloß.
In Oberbayern.	Benedictbeuern	Militärfohlenhof.
	Ettal	Privatbesitz der Familie v. Bauer.
	Scheuern	Benedictiner Knaben-Erziehungsanstalt.
	Ebersberg	Privatbesitz des Frhrn. v. Eichthal.
	Seeon	Badeanstalt, Besitz der Frau Herzogin v. Braganza.
	Rott am Inn	Privatbesitz des Bauers Kaiser.
	Andechs	den Benedictinern zu München gehörig.
	Attel am Inn	Privatbesitz des Bierbräuers Riegel.
	Weyhrbrunn	Privateigenthum des Bierbräuers Schöttl.
	Thierhaupten	Oekonomie des Joseph Bauer.
	Weihenstephan	Königl. Landwirthschaftsschule.
	Biburg	Privateigenthum.
	Münchsmünster	abgebrochen.
	Altomünster	theils den Benedictinern übergeben, theils Privateigenthum.
In Niederbayern.	Niederaltaich.	größtentheils abgebrochen, der Rest Privatbesitz.
	Weltenburg	seit 1842 wieder Benedictinerkloster.
	St. Veit an der Rott	Privatbesitz des Frhrn. v. Speck-Sternberg.
	Asbach	Privateigenthum.
	Mallerstorf	Privatbesitz des Bierbräuers Ade.
	Metten	Benedictinerkloster wie Weltenburg.
	Oberaltaich	Privateigenthum.
	Prüfening	ebenso.
	Formbach	Privatbesitz des Frhrn. v. Andrian.
b. Augustiner regulierte Chorherren.	Rothenbuch, (Raitenbuch)	theils Militärfohlenhof, theils Privateigenthum.
	Dießen	ebenso.
	Indersdorf	Kreisirrenanstalt.
	Baumburg	im Besitz des Bierbräuers Nikel.
	Polling	Besitz des Adv. Meyer von Augsburg.
	Randshofen, Reichersberg, Suben	im österreich. Innviertel.
	Chiemsee, Herrnwörth	Besitz des Frhrn. v. Hunoldstein.
	Beyharting	Besitz des Staatsraths v. Maurer.
	Beuerberg	Salesianerinnenkloster mit weibl. Erziehungsanstalt.
	St. Zeno	Englisches Fräuleininstitut.
	Bernried	Privateigenthum.
	Dietramszell	Sales.-Pensionat und Erziehungsanstalt.
	Schlehdorf	Privateigenthum.
	Wenherrn	Privateigenthum des Wirths Kirmeir.
	Schamhaupten	Eigenthum der Universität München.
	St. Nikola bei Passau	eingezogen.
	Rohr	Privateigenthum.
	Gars	Privatbesitz des Oekonomen Gaßner.
	Au	gleichfalls.
	St. Mang in Regensburg	Landgerichtsgebäude in Stadtamhof.
	Rinchnach	abgebrochen, Niederaltaich zugetheilt.
	St. Oswald	ebenso.
	Pöring	dem Kloster Andechs seit 1598 zugetheilt.

Orden.	Klöster und Stifte im XVI. Jahrhunderte.	Bestand im XIX. Jahrhunderte.
c. Augustiner Eremiten.	Das Kloster zu München	Staatseigenthum.
	Ramsau	Privatbesitz der Professorswittwe Geibel.
	Seemannshausen	Privateigenthum.
d. Prämonstratenser.	Steingaden	Militärfohlenhof.
	Scheftlarn	Engl. Fräulein-Pensionat und Schule.
	Neustift in Freising	Militärkaserne.
	Osterhofen	abgebrannt, dem St. Annastift in München zugetheilt.
	Windberg	abgebrochen.
	St. Salvator	gleichfalls.
e. Cisterzienser.	Fürstenfeld	Invalidenhaus und Fohlenhofs-Administration.
	Raitenhaslach	Besitz der Bierbrauerswittwe Baumgartner.
	Allersbach	Privatbesitz des Frhrn. v. Aretin.
	Fürstenzell	Privatbesitz der Wininger'schen Relicten.
	Gotteszell	abgebrannt im Schwedenkriege.
f. Dominikaner.	Landshut	dermal Regierungsgebäude.
g. Karthäuser.	Prüel bei Regensburg	Kreisirrenanstalt.
h. Karmeliten.	Abensberg	abgebrochen.
	Straubing	1841 restauriert.
i. Franziscaner.	München	abgebrochen und im Lehel neu errichtet.
	Ingolstadt	besteht noch als Kloster.
	Landshut	abgebrochen.
	Kelheim	Privateigenthum.
k. Collegiatstifte.	München	als solche aufgehoben, jetzt Domstift.
	Oetting	besteht noch als Redemtoristen-Colleg.
	Mattighofen	dermal im österreich. Innviertel.
	Petersberg	Commende, jetzt Privatbesitz.
	Haybach bei Murnau	Privateigenthum.
	Mosburg	nach Landshut versetzt.
	Pfaffenmünster	zugetheilt dem Collegstift Straubing.
l. Kommendehäuser	Blumenthal	Besitz der Grafen v. Fugger.
Deutschen Ordens.	Gankhofen	Besitz der Grafen v. Fugger.
Malteser Ordens.	Altmühlmünster	Privateigenthum.
m. Frauenklöster.	München am Anger	Erziehungsanstalt.
	bei den Pütrichern	abgebrochen, Privateigenthum.
	bei den Riedlern	ebenso.
	Niederschönenfeld	Staatseigenthum.
	Geisenfeld	Privateigenthum.
	Hohenwart	gleichfalls.
	Altomünster	seit 1841 Brigittinerinnenkloster.
	Chiemsee, Frauenwörth	Schule und Pensionat der Benedictinerinnen.
	Kühbach	Besitz Sr. K. H. des Herzogs Max.
	Altenhohenau	Privatbesitz des Frhrn. v. Krailsheim.
	Ingolstadt St. Johann in Gnadenthal	Franziskanerinnenkloster und Schule.
	Seligenthal in Landshut	Kloster und Erziehungsanstalt.
	Heilig Kreuz allda	Gymnasium.
	Unterviehbach	als Kloster wieder hergestellt.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1854 Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Januar.
Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber das Rathhaus der k. Haupt- und Residenzstadt München.

(Schluß.)

Im Frühlinge des Jahres 1470 wurde mit Erbauung des neuen Rathhauses angefangen, und die Mauerarbeiten, indem jedes Jahr bis Mitte Dezember damit fortgefahren wurde, im J. 1474 vollendet.

Dann gieng es an die innere Vollendung und Ausstattung. Letztere war ganz einfach und dem Hauptzwecke des Saales, als eines Tanzsaales, entsprechend. Die Wände wurden bemalt, und an dem obern Rande derselben über hundert Wappenschilde fürstlicher und adelicher Geschlechter, von Ulrich Füterer gemalt, angebracht.

Jene Figuren mit den sonderbaren Stellungen und Geberden, sechzehn an der Zahl, die auf hervorspringenden Postamenten zwischen den Wappen eingetheilt zum Theile sich bis auf unsere Tage erhalten haben, stellen Tänzer dar und sind ein Werk des Bilderschnitzers Meister Erasmus.

In der Mitte des Saales hiengen drei große Armleuchter, deren mittleren Jörg Rothschmid verfertigt hatte.

Die Marmorsteine zu den Sitzen an den Fenstern hatte Conrad Leytner aus dem Myesenbach (Gerichts Traunstein) geliefert.

Die Verglasung der Fenster besorgten Meister Mang, Glaser von Landsberg, und Meister Conrad.

Auch von Außen erhielt das Rathhaus einen angemessenen Schmuck, indem es von Ulrich Füterer in den Jahren 1476 und 1477 bemalt wurde.

Bei dieser neuen Bauführung scheint auch der ältere Theil des Rathhauses, nämlich der auf der südlichen Seite gelegene, eine bauliche Veränderung erhalten zu haben. Wenigstens wurde die äußere Seite gleich dem neuen Baue von Ulrich Füterer bemalt, und namentlich „die hor gen den Rindermarkt“ mit einem vergülten Zeiger ausgestattet.

Von dieser allgemeinen Restaurierung blieb auch der Rathhthurm, das alte Thalburgthor, nicht ausgeschlossen.

Derselbe hatte im Laufe des 15 Jahrhunderts mehrmal durch Feuer gelitten. Im Sommer des J. 1418 war er mit sammt der Rathstube abgebrannt, nachdem erst zu Anfang desselben Jahres eine Glocke in demselben aufgehängt worden war, die der Rath von Nürnberg hatte kommen lassen.

Im September 1460 schlug der Blitz in denselben, und er wurde abermal ein Raub der Flammen. Das Zinndach, die Glocke waren durch die Glut des Feuers geschmolzen, aber in demselben Jahre noch war seine Wiederherstellung erfolgt.

Bei dem Beginne des Baues des neuen Rathhauses wurde auch der Rathhthurm wieder abgedeckt, die Tafeln umgegossen, und der Dachstuhl, wie es scheint, neu hergestellt, indem nach der Rechnung die Zimmerleute 14 Wochen (von Mitte April bis Ende Juli 1470) an demselben beschäftigt waren.

„Acht Wintperge“ von dem Kistler Tyewold gefertigt dienten zu seinem Schmucke. Auch eine „reisende Hor zum Läuten“ erhielt derselbe, und wurde auf diese Weise so ausgestattet, daß er den nebenan sich erhebenden Bau nicht verunzierte.

In diesem Umfange haben sich diese Gebäude bis auf unsere Tage erhalten. Das Gebäude im Thale, welches durch einen hölzernen Gang mit dem alten Rathhause in Verbindung gebracht ist, wurde erst am Schlusse des 16 Jahrhundertes von dem Magistrate erworben, und diente von da an bis zur Auflösung der alten magistratischen Verfassung dem Stadt-Oberrichter als Amtslocal.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Dezember 1853.

Von dem naturwissenschaftlichen Verein für Sachsen und Thüringen in Halle:

Jahresbericht. 5 Jahrg. 3 u. 4 Heft. Berlin 1853. 8.

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Jahrg. 1853. Januar bis Juli. Halle 1853. 8.

Von der Real Academia de la Historia in Madrid:

Elogio historico del excelentissimo senor Don Antonio de Exano por Don Francesco de Paula Quadrado y de Roó. Madrid 1852. 8.

Collection de fueros y cartas pueblas de Espana. Catalogo. Madrid 1852. 8.

Memorias. Tomo VIII. Madrid 1852. 4.

Historia general y natural de las Indias. I. II. Thl. Madrid 1851 u. 1852. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Kopenhagen:

Oversigt over det Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aaret. 1852. Kjöbenhaven. 8.

Von dem Herrn E. Fabri-Scarpellini in Rom:

Sopra i lavori chimico-farmaceutici del professore Pietro Peretti. Roma 1850. 8.

Ragguaglio storico del pontificio osservatorio astronomico di Roma eretto sul campidoglio. Roma 1846. 8.

Von dem historischen Verein für das württembergische Franken zu Mergentheim:

Zeitschrift. Heft VII. für 1853. 3 Bd. 1 Heft. Aalen. 8.

Die Kirchen und Kapellen der ehemaligen Deutschordensstadt Mergentheim, beschrieben von F. H. Schönhuth. Mergentheim. 8.

Chronik des historischen Vereins von Schönhuth. Mergentheim 1853. 8.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. VIII. Bd. I. Heft. Leipzig 1854. 8.

Von dem Verein für siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt:

Bericht über die Entstehung, die Schicksale und Leistungen desselben bis zum Jahre 1853. Hermannstadt 1853. 8.

Statuten des Vereins. 1842. Kronstadt. 8.

Archiv des Vereins. Neue Folge. I Band. Kronstadt 1853. 8.

Von dem historischen Verein von Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Archiv. II. Bd. 2 u. 3 Heft. Würzburg 1853. 8.

Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde. 7 Bd. 3 Heft. Darmstadt 1853. 8.

Periodische Blätter. Nr. 2. Darmstadt. 8.

Von der Société vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin Nr. 29. Tom. III. Année 1853. Lausanne. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz:

Abhandlungen. VI. Bd. 2 Heft. Görlitz 1853. 8.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin, Année 1852. No. III. IV. Année 1853. No. I. Moscau. 8.

Von der Académie impériale des sciences in St. Petersburg:

Mémoires. Sixième Série. Sciences mathem. et phys. Tom. V. Livr. 5. 6. St. Petersburg 1853. 4.

Bulletin de la classe physico-mathematique. Tom. VIII. u. XI. St. Petersburg. 4.

Bulletin de la classe historico-philologique. Tom. X. St. Petersburg 1853. 4.

Von dem Hrn. C. Halm in München:

Cicero's ausgewählte Reden. 4 Bd. Leipzig 1853. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmazie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für practische Pharmazie und verwandte Fächer. Band XXVII. Heft III. September. Ludwigshafen 1853. 8.

Von dem historischen Verein von und für Oberbayern in München:

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. 14 Bd. 1 Heft. München 1852. 8.

Fünfzehnter Jahresbericht. Jahr 1852. München 1853. 8.

Von dem historischen Verein für Schwaben und Neuburg in Augsburg:

Neunzehnter Jahresbericht für das Jahr 1853. Augsb. 1853. 4.

Von der Royal astronomical Society in London:

Memoirs. Vol. XXI. Part I. II. London 1852. 4.

Proceedings. Vol. XII. London 1852.

Von dem Hrn. Adolph Uhlemann in Berlin:

Inscriptiones rosettanae hieroglyphicae decretum sacerdotale. Lips. 1853. 4.

Von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Böhmen in Prag:

Wochenblatt der Land-, Forst- und Hauswirthschaft. Nr. 16 — 30. 1853. Prag. 4.

Centralblatt für die gesammte Landescultur. Nr. 16 — 39. 1853. Prag. 4.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Basel:

Bericht über die Verhandlungen derselben vom August 1850 bis Juni 1852. Basel 1852. 8.

Von der Royal Society in London:

Abstrats philosophical transactions. Vol. I — IV. 1800 — 1843. London. 8.

Von der Gesellschaft für nordische Alterthümer in Kopenhagen:

Acta societatis scientiarum Fennicae. Tom. III. Fasc. II. Mit Supplem. Helsingforsiae 1852. 4.

Notiser ur sällskapets pro fauna et flora fennica förhandlingar. Andra Häftet. Helsingforsiae 1852. 4.

Sveriges rikes landslag, stadfaestad af konung Christopher är 1442, af Wilh. Gabr. Lagus. Helsingforsiae 1852 4.

Sveriges rikes stadslag af Wilh. G. Lagus. Helsingforsiae 1852. 4.

Von dem Hrn. Dr. P. Bleeker in Kopenhagen:

Diagnostische Beschrijoingen van nieuwe of weixig bekende vischsoorten van sumatra. Batavia. 8.

Von dem Verein für Naturkunde in Wiesbaden:

Jahrbücher 9 Heft. 1 u. 2 Abth. Wiesbaden. 8.

Von der Royal Society in London:

Philosophical transactions for the year 1853. Part I. II. Vol. 143. London 1853. 4.

Fellows of the Society. Novbr. 30. 1851. London. 4.

On the impregnation of the ovum in the amphibia. By George Newport. London 1853. 4.

Proceedings. Vol. VI. No. 94 — 97. London. 8.

Address of the right honourable the Carl Rosse etc. the president. London 1853. 8.

Von dem Hrn. Dompropst v. Deutinger hier:

Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München-Freising. 5 Bd. II. Heft. 6 Bd. I. Heft. München 1853. 8.

Januar 1854.

Von dem Hrn. Professor Bonitz in Wien:

Ueber die Kategorien des Aristoteles. Wien. 8.

Von dem Hrn. H. Walkenroder in Jena:

Ueber die Ausmittelung der sichern vier- und fünfzifferigen spezifischen Gewichte der Flüssigkeiten. Jena 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. No. 14 — 21. Oct. et Nov. 1853. Tom. XXXVII. (Tables premier semestre 1853. Tom. XXXVI.) Paris 1853. 4.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Philosophisch-philologische Classe. Bd. X. Jahrg. 1853. II. Heft. Bd. XI. Jahrg. 1853. I. II. Heft. Wien 1853. 8.

Sitzungsberichte. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe Band XI. Jahrgang 1853. I. u. II. Heft. Wien 1853. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. X. Bd. II. XI. Bd. I. u. II. Wien 1853. 8.

Notizenblatt Nr. 1—20. Beilage zum Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Wien 1853. 8.

Almanach 4 Jahrgang 1854. Wien 1854. 8.

Von der Royal medical and chirurgical Society in London:

Medico-chirurgical transactions. Vol. XXXVI. London 1853. 8.

Von dem Hrn. Dr. A. L. Busch in Königsberg:

Astronomische Beobachtungen auf der königl. Universitäts-Sternwarte in Königsberg. 25 Abtheilung vom 1 Januar 1839 bis 31 Dezember 1840. Königsberg 1852. Fol.

Systematisches Verzeichniß der in der k. Bibliothek der k. Universitäts-Sternwarte zu Königsberg enthaltenen Bücher. Königsberg 1852. 8.

Von dem Hrn. M. Gloesener in Liège:

Recherches sur la télégraphie électrique. Liège 1853. 8.

Von dem historischen Verein in Bamberg:

Sechzehnter Bericht über das Wirken des historischen Vereins. Bamberg 1853. 8.

Von der Royal geographical society in London:

Address at the anniversary meeting 23 May 1853 by Sir B. L. Murchison. London 1853. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in München:

Centralblatt. 43 Jahrg. Dezember XII. 1853. Januar I. 1854. München. 8.

Von dem Herrn C. von Hagen in Bayreuth:

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. 5 Bd. 36 Heft. Bayreuth 1853. 8.

Von der Gesellschaft für nordische Alterthümer in Kopenhagen:

Antiquarisk Tidsskrift: Heft 3. 1843 — 1845. Heft 1. 1846 — 48. Heft 2. 3. 1849 — 51. Kjöbenhaven. 8.

Guide to Northern archaeology. By the Earl of Ellesmere. London 1848. 8.

Von der Académie Roy. des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique in Brüssel:

Bulletins. Tom. XIX. III. Partie 1852. Tom. XX. I. II. Partie 1853. Brux. 8.

Mémoires. Tom. XXVII. Brux. 1853. 4.

Mémoires couronnés. Collection in 8. Tom. V. I. II. Partie. Tom. VI. I. Partie. Brux. 1853. 8.

Annuaire de l'académie 1853. Année 19. Bruxelles 1853. 8.

Annuaire de l'observatoire royal de Bruxelles par H. Quetelet. 1853. 20 année. Brux. 1852. 12.

Annuaire de l'université catholique de Louvain. 1853. 17 année Louvain 1853. 12.

Instructions pour l'observation des phenomènes périodiques. Brux. 4.

Méthode pour déterminer simultanément la latitude, la longitude, l'heure et l'azimut par des passages observés dans deux verticaux par C. Houzeau. Brux. 4.

Maritime conference held at Brusselles for devising an uniform system of meteorological observations at sea. August und September 1853. 4.

Von dem Hrn. A. Quetelet in Brüssel:

Mémoire sur les variations périodiques et non périodiques de la température. Brux. 4.

Notice sur M. Edouard Smits. Brux. 4.

Rapport adressé A. M. ministre de l'intérieur sur l'état et les travaux de l'observatoire royal, pendant l'année 1852. Brux. 8.

Von dem Hrn. M. Liagre in Brüssel:

Note sur l'erreur probable d'un passage observé à la lunette meridienne et l'observatoire royal de Bruxelles. Brux. 8.

Von dem Hrn. Dr. v. Hahn in Syra:

Albanesische Studien. Wien 1853. 4.

Von der Société impériale des naturalistes in Moskau:

Bulletin. Année 1853. No. 2. Moskau 1853. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Journal No. CCXXXV. No. IV. — 1853. Calcutta 1853. 8.

Von dem Hrn. A. Grunnert in Greifswalde:

Archiv der Mathematik und Physik. 21 Thl. 3 Heft. Greifswalde 1853. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Januar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Taschenwörterbuch der Rhätoromanischen Sprache in Graubünden von Otto Carisch, Professor an der evangel. Kantonschule. Chur 1848.

Grammatische Formenlehre der deutschen und rhätoromanischen Sprache für die romanischen Schulen Graubündens, von Otto Carisch. Chur 1852.

Auf einer Reise, die ich im Herbst des Jahres 1852 nach Chur, dann über das Domleschg und Oberhalbstein nach dem Engadin unternahm, gerieth ich endlich in die schon längst gewünschte nähere Berührung mit dem romaunschen Bücherwesen, welches sonst bekanntlich wenig weitläufig ist. Ich brachte von diesem Ausfluge unter Anderm die beiden obengenannten Werke von Otto Carisch mit nach Hause, und sind dieselben die nächste Veranlassung zu folgender Anzeige geworden. -

Ueber den gleichen Gegenstand habe ich früher in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (16 Jänner v. Jhrs.) einige Worte hinterlegt und dabei namentlich den Streit in's Auge gefaßt, der jetzt in Graubünden über den Vorzug und die sprachliche Suprematie des Oberwälder und Engadiner Dialekts geführt wird. Näher auf das Idiom einzugehen, war in jenem Blatte nicht der Raum und es mag daher hier gestattet sein, derartiges nachzutragen.

Wie männiglich bekannt, waren die Gelehrten des Landes seit manchem Jahrhunderte des Glaubens, da sie und ihre Landsleute der Sage nach von alten Etruskern abstammen, so sei auch ihre Sprache noch dieselbe, wie sie ihre Voreltern im grauen Alterthum gesprochen, also etruskisch. Johannes v. Müller und Herr v. Hormayer haben zu ihrer Zeit dieser Meinung noch mit großem Pathos ihr bedeutendes Wort geliehen. Hingegen ist aber schon seit mehreren Decennien die andere, allein richtige Ansicht aufgetreten, daß die romaunsche Sprache in Graubünden nicht anders als die übrigen romanischen Sprachen aus dem Latein hervorgegangen sei und in ihrer Entwickelung der Hauptsache nach denselben Gang befolgt habe, wie jene. Hätte man, statt sich von einer bekannten, aber auf ganz andere Zeiten abgesehenen Stelle des Livius irre leiten zu lassen, hätte man dem Augenscheine allein vertraut, so wäre das Wahre nicht so lange verkannt worden.

Gehen wir indessen zu den Büchern über, die wir besprechen wollen, vorerst zu der grammatischen Formenlehre von Otto Carisch. Nachdem in der ersten Hälfte dieser Schrift zunächst die deutsche Grammatik behandelt worden, behandelt der Verfasser in der zweiten ebenso die romaun'sche. Bei der großen Verschiedenheit der Dialekte, von denen der Oberwälder und der Engadiner am weitesten auseinanderstehen, muß die Darstellung auch immer wenigstens in doppelter Richtung sich verbreiten. Es würde übrigens zu weit führen, die charakteristischen Unterschiede hier auch nur im Auszuge zu geben. Durchschnittlich haben die Erscheinungen gerade nichts Auffallendes — bemerkenswerth möchte indessen sein, daß u, im Engadinischen gewöhnlich ü, bei den Oberländern sogar in i übergegangen ist, so daß das

vorausgehende c den gequetschten Laut erhält, wie chira für cura, china für cuna. Auch chir, Rindshaut, findet sich von corium. Diese Quetschung betrifft übrigens auch g vor harten Vocalen und selbst zuweilen d, wie ingianar für ingannare, giaden für das deutsche Gaden, giomgia von ignominia, angiavinare für ital. indovinare. Ein g drängt sich auch gerne vor dem Ansatz ia ein, wie lisiergia von luxuria, gliergia von gloria, limargia von animalia.

Die Orthographie sucht neuerdings wohl allen Dialecten gerecht zu werden, ist aber eben deßwegen höchst schwankend.

In den Derivativbildungen der Nomina zeigt sich großer Reichthum. Es gibt, außer andern, Deminutiv-, Spregiativ- und Augmentativ-Endungen, wie chaval, chavalign, chavalett, chavalatsch, chavalun.

Einen Vorzug der rhätoromanischen Sprache findet Herr Carisch mit Recht darin, daß sie aus intransitiven Verben durch den Ansatz antar, entar transitive bilden kann; so beiver trinken, buantar tränken; crescher, wachsen, carschantar, vermehren; durmir, schlafen, durmentar, einschläfern.

Am Schlusse des Buches folgen Proben rhätoromanischer Prosa und Poesie, die indessen nicht über die Bibelübersetzungen des sechzehnten Jahrhunderts hinauf gehen. Aus früheren Zeiten sind bis jetzt noch keine Sprachdenkmäler gefunden worden. Die romaun'schen Urkunden und Satzungen aus den Gemeindearchiven von Mals, Glurns u. s. w., die Herr von Hormayer so oft erwähnte, sind, wie so manches Andere, womit dieser Geschichtsforscher seine Werke bereichert, eine leere Fabel.

Wir kommen nun an das Wörterbuch. Es ist im Jahre 1848 zu Chur gedruckt, trat schon gleich anfänglich mit zwei kleinern Nachträgen auf, ist aber im vorigen Jahre abermals durch einen ziemlich umfassenden erweitert worden. Was die Redaktion betrifft so sind die Schwierigkeiten eines ersten Anfangs — denn das Conradische Lexicon ist kaum zu zählen — allerdings noch nicht ganz überwunden worden, was aber unsere Dankbarkeit gegen den Verfasser nicht vermindert. Nur einen Uebelstand hätten wir lieber vermieden gesehen, daß nämlich gleichbedeutende Wörter ohne Rücksicht auf den Anfangsbuchstaben zusammengestellt sind und also z. B. tarna chambla chera (Motte) unter mulaun, lindorna unter schnek gesucht werden müssen. Ein beigegebenes Verzeichniß, welches in diesem Betreffe zur Orientierung dient, kann jener Unbequemlichkeit nicht ganz abhelfen.

Wenn wir nun dieses Wörterbuch durchgehen, so finden wir manche räthselhafte Wörter. Vielen davon läßt sich allerdings durch Vergleichung das Geheimnißvolle jetzt schon abstreifen, andere wird man wohl später entlarven, aber ein Rest wird immer bleiben, der sich aus den romanischen und deutschen Hülfsmitteln nicht erklären läßt.

Mit der Erklärung dunkler Wörter nun hat sich Herr Carisch ausdrücklich gerade nicht beschäftigt, aber doch vieles für Aufhellung des Wortschatzes dadurch gethan, daß er die mehr verwischten Formen mit den klaren und deutlicheren zusammenstellte und so in vielen Fällen von selbst den Leitfaden zum Verständniß in die Hände des Lesers legte. So finden wir zum Beispiel an einer Stelle antravidar und intraguidar, sohin das erstere sogleich durch das letztere erläutert. An einem anderen Orte stehen antalir, inclegier und incler mit antaletg und intelett zusammen, so daß letzteres Wort seinen erklärenden Schein auf die ganze Sippe wirft. Dann folgen die nunmehr schon handsamer gewordenen surincler, melincler (mißverstehen). In solchen Fällen ist die oben gerügte Zusammenpferchung alphabetisch disparater Wörter allerdings mehr zum Vortheil als zum Schaden.

Wenn nun auch die rhätischen Aelpler, mit dem Lateinischen sehr alpenhaft, will sagen mit sehr fahrlässiger Derbheit umgegangen sind, so läßt sich den Wörtern, die aus jener Sprache stammen, doch in der Regel nicht unschwer beikommen. Namentlich stört die vorangegangene Verwandlung der Laute, wenn diese überhaupt nur noch auf ihrem rechten Platze stehen, am allerwenigsten. Es ist sehr einfach und gefahrlos, iess, ief, fein, fom, freid und viele andere, an der Hand ihrer Bedeutung auf ihr vorausgehendes os, ovum, foenum, fames, frigidus zurückzuführen, und Pater Rufinatscha zu Meran hat sich wohl umsonst geängstigt, wenn er

in einer ſpäter zu erwähnenden Schrift von „Unvorſichtigen“ träumt, die da leicht auf altrhätiſche Ableitung verfallen könnten.

Indeſſen treten allerdings viel ſchwierigere Erſcheinungen auf, und insbeſondere ſind es Wegfall am Anfange, Ausfall in der Mitte und Verſetzung der Laute, was den romaun'ſchen Wörtern oft ein wildfremdes Anſehen verleiht.

Wegfall im Anfange zeigt ſich zum Beiſpiele in ver, vein, veits, veva, vett von habere, habemus, habetis, habebam, habuit, gnir von venire, schar von lasciare, scher von jacere. So wird aus acutus gitt, aus obscurus schir; aus amorosa marusa, ſo auch murim, marusaglia, marusada, Verliebtheit.

Ausfall in der Mitte führt mitunter zu ſehr harten Formen, wie z. B. vdi von vitellus, vschin von vicinus, vtura von vectura, dbit für debitum, pcho für peccatum. Andere Beiſpiele ſind avdar, auch evder von habitare, artare von haereditare, schler von gelare. Auch am Ende gehen zuweilen Laute verloren, die zum Stamm gehören, ſo cau (chau) von caput, veu von viduus.

Mit beſonderer Gewalt und bei weitem mehr als in andern romaniſchen Sprachen hat die Metatheſe eingeriſſen. Am meiſten wird r von ihr betroffen, ſo daß ſelbſt das vorgeſetzte re ſich in ar verwandelt. So arconoscher, arfèr für reconoscere, refare (erquicken). Statt ar wird ſtellenweiſe auch al geſprochen, und ſo ergibt ſich z. B. algordanza für recordanza.

Weitere Beiſpiele von inlautender Verſetzung ſind: carstiaun von christianus (in der Bedeutung Menſch, während Chriſt mit christiaun bezeichnet wird), cardenza für credenza, cravun für carbun, lat. carbo; fardaglia die Kälte, von freid, fraid.

Indeſſen ſchlägt der Laut auch öfter in die vorausgehende Sylbe hinein, wie in fravi von faber, arver von aprire, druver (neben duvrar) von adoperare, gebrauchen. Von duvrar dann wieder das Subſtantivum diever, der Gebrauch, wohl ſchwer zu erkennen, wenn man nicht die Verwandtſchaft hinzu nähme.

Auch l gibt ſich gerne dieſem Hange hin. Man findet alvar neben levar, ital. levare, alvrusia von leprosia — ſelbſt schlonda von scindula. Tablà entſpricht dem lateiniſchen tabulatum, bei Columella für Heuſtall, und führt noch dieſelbe Bedeutung. Durch Metatheſe geht daraus in einem anderen Dialecte talvò hervor, und wieder in einem anderen clavau.

In letzterem Worte iſt nämlich l noch weiter vorgerückt, d. h. clavau ſteht für tlavau, wie inclegier für intelligere.

Ein gutes Beiſpiel eines verſetzten s bietet masdinna für medicina. Daraus wird ſich auch daspera, spera, neben, erklären laſſen. Fuchs verzweifelte an dieſem Worte, das man indeſſen wohl ſicher für identiſch mit ital. dapresso halten darf.

Weitere Beiſpiele ſolcher Metatheſe ſind coven, anderswo coniv von cannabis, guaivd, engadiniſch für veu und vaidg, (lat. viduus) der andern Dialecte. Eamda, die Woche, von hebdomas, für eadma (daneben auch die Formen emna, evna, eivna, jamna). Selbſt cavla, caula, der Adler, ſcheint aus aquila verdreht. *)

*) Wir ſtellen in die Note noch einige von dieſen Verwilderungen, wie ſie uns beim Durchgehen des Lexicons in die Hände fallen.

Diember von numerus, aus numbrar, umbrar, dann mit vorgeſetztem d dumber, diember; ſo auch dascus, ital. nascosto, nascoso; damchiar für imaginare, für welches ſich auch lignar findet; dustar, wehren, von obstare, von jenem dann ustonza, die Feſtung; rumenzà, ſchläfrig, für durmenzà; dcherpchar, das Vieh von der Alpe bringen, von disalpicare; surbantimm, Verblendung, von orb, orbantar, pleonaſtiſch disorbantar; sfardantar, abkühlen, von freid, metathetiſch fard. Zu artar, erben, gehört ein Adjectiv ranteivel, haereditabilis. Pingoula und mangoula, Baumwolle, ſind aus dem deutſchen Wort entſtellt, wie auch lindorna, Schnecke, das deutſche Lindwurm zu ſein ſcheint; tarvuorsch, Gabel, von trifurca; mastirar, miſchen, von mixtura; svurin Unordnung, wunderlich entſtellt aus disuorden; suig neben sambücc von sambucus; quittare aus cogitare; quinau, Schwager, aus cognatus; queida, Begierde, von cupidus; anschiess, Gebiet, wohl von inchiuso. Für Aufthauen findet ſich digelar, dischalar und darschalar, letzteres wieder verſetzt sdrelar, und dieſes weiter verdorben, sdriegler u. ſ. w.

Wie schon früher gesagt, kömmt aber dem, der dieses Wörterbuch mit Aufmerksamkeit durchgeht, auch eine andere anziehende Erscheinung entgegen. Es finden sich nämlich darin manche Wörter, die weder lateinisch noch deutsch, noch den übrigen romanischen Sprachen geläufig sind, für die man daher nach einer andern Abstammung sich umsehen muß. Der Mehrzahl nach beziehen sich diese Wörter auf das urälteste Gewerbe der Aelpler, auf die Viehzucht, auf ihren inneren Haushalt und das dazu gehörige Geräthe; ferner sind etliche Kräuter- und Thiernamen darunter.

In der That durfte man diese Thatsache von vornherein voraussetzen, da bekanntlich noch keine Sprache untergegangen ist, ohne in dem Idiom, dem sie weichen mußte, ihre kenntlichen Spuren zurückzulassen.

Wie die Araber im Spanischen, die Franken im Französischen, die Lombarden im Italienischen sich ein unverwüstliches Andenken gesichert, so die Rhätier auch in der Sprache der Romaun'schen. Begreiflich ist es insbesondere, daß die römischen Colonisten für eine Menge von Gegenständen des Alpenlebens, der Viehzucht und der Milchwirthschaft keine Namen mitbrachten, und daher ohne Widerstreben jene annahmen, welche sie vorfanden. Es kommt jetzt nur darauf an, diese altrhätischen Wörter herauszufinden, was allerdings mit Gefahren verbunden ist, aber doch versucht werden muß.

Ich habe das Wörterbuch, seitenweise nachlesend, ungefähr zweihundert Vocabeln aufgezeichnet, die mir in diese Gattung zu gehören scheinen. Herr Dr. Freund, der bekanntlich den Sommer in Graubünden zugebracht und mit dem ich über die Sache gesprochen, meint aber, es würden sich wenigstens ein halbes Tausend zusammenzählen lassen, nicht zwar in dem Wörterbuche von Otto Carisch, denn dieß sei in dieser Beziehung etwas unvollständig, sondern vielmehr an Ort und Stelle selbst, in Stube und Küche, auf dem Feld und auf der Alm. Er selbst wenigstens glaubt auf seiner letzten Reise nicht viel weniger gesammelt zu haben. Ich verdanke ihm die Mittheilung, daß diese uralte Nomenklatur hauptsächlich an unscheinbaren Gegenständen des Hausraths hängen geblieben sei, während sich das Werthvollere und Bedeutsamere derselben Gattung die Bezeichnung der siegenden Römer beigelegt.

So fände man, daß z. B. der große Kessel, der große Kübel sich romanisch benenne, kleinere für technische Zwecke auf der Sennhütte bestimmte Gefäße derselben Gattung aber rhätisch.

Obgleich nun das Dasein solcher Wörter an und für sich schon sein Interesse hat, so kömmt man doch bald zu der Frage, ob sie nicht auch weiter zu verwenden seien.

Haben Rhätien und Etrurien in den Urzeiten die gleiche Sprache gebraucht, so könnte man versucht sein, von diesen rhätischen Wörtern ein bedeutendes Licht für die Erklärung des Etruskischen zu erwarten. Dieß aber würde eine Täuschung sein, denn man überzeugt sich bald, daß auf diesem Wege die perusinische Inschrift, dieses große Problem der etruskischen Philologie, nicht deutlicher wird, als sie bisher gewesen.

In einer andern Richtung läßt sich dagegen etwas mehr erwarten.

Wenn nämlich jene undeutschen Ortsnamen in Tirol, Vorarlberg und Graubünden, welche sich nicht aus dem Romanischen erklären lassen, rhätisch sind — und sie können nur rhätisch sein — so müssen sie aus derselben Sprache stammen, wie die besagten Vocabeln, und es wäre also möglich, daß sie wenigstens einzelnweise aus denselben erklärt werden könnten. Jedenfalls läßt sich nicht leugnen, daß diese rhätischen Wörter denselben Habitus zeigen, wie die rhätischen Ortsnamen.

Um jenes Geschäft mit Sicherheit betreiben zu können, müßte aber noch ein anderes vorausgehen. Das Lexicon des Romaunschen ist nämlich, wie aus dem früher Gesagten hervorgeht, in hohem Grade verwildert und verunstaltet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Taschenwörterbuch der rhätoromanischen Sprache in Graubünden ꝛc.

Grammatische Formenlehre der deutschen und rhätoromanischen Sprache ꝛc.

(Schluß.)

Eine Menge von Wörtern, die uns auf den ersten Blick als fremdartig erscheinen, sind es nur dem Scheine nach und lassen sich aus dem Schatze bekannter Sprachen erklären. Vor Allem wäre also wünschenswerth, daß auch der romaunsche Wörterschatz mit jenem Scharfsinn und jener umfassenden Kenntniß gesichtet würde, wie wir sie in dem jüngst erschienenen Wörterbuch der romanischen Sprachen von Diez bewundern. Ehe dies geschehen, hat der rhätische Etymologe immer noch zu fürchten, daß nach gethaner Arbeit, wenn ihm Alles gelungen scheint, ein besser ausgerüsteter Kenner die verwendeten Wörter aus den Reihen der rhätischen herausnimmt und seine Erfolge als nichtig nachweist.

Allerdings werden diese Erfolge, auch wenn die Basis einst fester wird, nicht sehr blendend sein. Die rhätischen Wörter für Berg und Thal, Haus, Wasser, Bach, Brunnen, für Bär, Hirsch, Stier u. s. w., kurz für jene Objekte, die am meisten zu Ortsnamen verwendet werden, sind verloren und das, was uns geblieben, ist von der Art, daß es eben dahin wenig paßt. Wir haben z. B. miscalca, puscha, batschlauna, gutta, loba, lauter Wörter, welche Tannzapfen bedeuten, vielleicht alle rhätisch (wenn auch nicht in ihrer jetzigen Form), aber wir haben keinen einzigen Ortsnamen, der sich daraus sicher erklären ließe. Es ergibt sich also, daß die Rhätier ihre Höfe, Wiesen u. s. w. nicht nach Tannzapfen benannten; oder daß sich derartige Namen nicht erhalten haben.

Abgesehen davon, wäre es nothwendig, die jetzigen Formen auf die früheren zurückzuführen, und dies ist sehr unsicher. Wie nämlich von so vielen romaunschen Wörtern, je nach den verschiedenen Gegenden, drei und vier verschiedene Formen gefunden werden, so auch von denen, die wir für rhätisch halten möchten.

Bei den romaunschen Wörtern ist dies oft sehr förderlich, um die rechte Wurzel zu finden und festzustellen *), bei den rhätischen wird dies dadurch in der Regel ganz unmöglich.

So findet sich z. B. bargun Heustadel. Wenn wir dies so nehmen und in rhätisches parcuna übersetzen dürften, so hätten wir vielleicht die Bedeutung von Parcunisa Partschins — allein jenes bargun heißt anderswo margun und wieder anderswo marangun — Formen, die wohl zusammengehören, aber alle Zurückführung schwankend machen. (Das Wort, das hier den Ausschlag gibt, scheint bareca zu sein, was in einer Urkunde des achten Jahrhunderts für Scheune vorkömmt.) Solche Bei-

*) So z. B. erklären bogniaröl und bagnölin (Waschzuber) auch das ferner liegende bigniel. Chiavuligna und chiaclanna, Ziegenlorbeer, erklären sich aus chirlauna, in welchem chiora, chiaura Ziege, noch durchblickt. Ersteres mag früher chiavruligna, letzteres chiarclanna gelautet haben.

ſpiele ſind ferner fleua, fluauna, fliauna, flüja, der Hinterpflug, uzlanna und rassalauna, die Raupe, calorgnia und carcalognia, die Schnecke. Erſteres ließe ſich ohne Bedenken auf calurnia zurückführen und daraus wäre Glurns im Vintſchgau, Calurnisa, zu erklären, was ſo alſo unverſehens ein Schneckenhauſen würde, allein dieſem Beginnen ſteht wieder drohend carcalognia entgegen.

Manchen andern Wörtern dieſer Art, die ſonſt ſehr guten rhätiſchen Klang haben, glaubt man anzuſehen, daß ihre Bedeutung früher größern Umfang hatte, und erſt ſpäter, eben durch die Eingriffe der römiſchen Sprache, weſentlich verkümmert und auf irgend einen ganz ſpeziellen techniſchen Begriff zurückgedrängt worden iſt.

So heißt tarsenna jetzt Gang in der Mitte des Viehſtalles, talinna, wohl auch rhätiſch, wenn es nicht aus latinna verdreht iſt und daher aus dem deutſchen Latte ſtammt, talinna bedeutet runde Hölzer über der Tenne, um die Garben zu trocknen *). Entſprechende Ortsnamen finden ſich, wie Torſenna, Talluna, Tallein, aber welches iſt ihre wahre Bedeutung?

Indeſſen ſind doch auch mehrere Wörter zu finden, die einerſeits feſtzuſtehen und ſich anderſeits zu unſerm Zweck nicht ungern herbei zu laſſen ſcheinen.

So z. B. piaun, pioun, Schmalz, wohl verwandt mit puonna, puinna Schafzieger (letzteres Wort gilt auch im tiroliſchen Fleimſerthale). Für piaun läßt ſich als rhätiſche Form puana anſetzen und davon Puanusa, Pians, Dorf im Oberinnthale, ableiten, was alſo zu deutſch ungefähr Schmalzhofen wäre.

Droussa, drossa, heißt Bergerle, Erlengebüſch. Die rhätiſche Form möchte tarusa, trusa ſein. Vielleicht darf man dabei an Vallis Drusiana denken, den früheren Namen des Wallgaus bei Bludenz, welchen man, aber falſch, von dem Eroberer Druſus ableitete. In den Urkunden lieſt ſich der Name Trusiana, was ſich als Erlenthal deuten ließe. Davon etwa auch Triſanna, Bach im Paznaun. Culaischen heißt Vogelbeerbaum. Nach Analogie von saruden = serotinus und fraissen = fraxinus wäre dafür als lateiniſche Form aufzuſtellen etwa colasinus. Dieſes würde rhätiſch lauten Calasuna. Es gibt ein Galſaun im Vintſchgau und ein Galſein bei Schwatz.

Es iſt nicht zu leugnen, daß bei dem jetzigen Stande der Sache dieſe Etymologien noch ein plenum opus aleae oder zu deutſch nicht viel mehr als eine Spielerei ſind; indeſſen kann man wohl vorausſehen, daß ſpäter auf verläßigerem Boden ſolche Verſuche auch beſſer gelingen werden.

Nebenbei geſagt, findet ſich unter mehreren Wörtern, die Blitz bedeuten, auch calaverna, ein ächt italiſcher Klang! Sollte dies wirklich das Wort ſein, mit dem die Etruſker den Blitz bezeichneten, dieſe Naturerſcheinung, mit deren Dogmatik ſie ſo viel beſchäftigt waren? Auch eine der umbriſchen Städte, die auf den eugubiniſchen Tafeln erwähnt werden, heißt Claverna, wovon wieder die dort vorkommenden Clavernier den Namen haben. Uebrigens darf man auf eine Urform Calavurna, Calapurna ſchließen, wovon vielleicht der römiſche Name Calpurnius.

Zum vorläufigen Schluſſe noch ein kleines Verzeichniß von Wörtern, welche mir, vorbehaltlich aller Anſprüche, die etwa andre Sprachen erheben könnten, aus der rhätiſchen zu ſtammen ſcheinen.

Acla, Alpenhütte, ardavenna, Heracleum sphondylium, camana, Alpenhütte, madschun, Hühnerſtall, garflauna, Talgfatz, izzun, Heidelbeere, alaussa, Prunus padus (vielleicht verwandt mit dem deutſchen Elſe?), badalasg, Polygonum distorta, tarna, chamaula, Motte, ravulauna, Rebhuhn, rischlauna, kleiner Krebs, mulauna, Schneehuhn, pensla, Dachrinne, samada, gefrorner Schnee, sava, Thürpfoſten, schlerna, Vertiefung, suonna, Kübel, tatonna, Genick, tegia, taja, Alpenhütte (vielleicht von tegere?), tschengel, Fels, tschiss, Weiher, vilomgna, Teufelskraut, seniun, zezzen, chandaun, Alpenſenne, aneva, Bergkiefer u. ſ. w.

Zum eigentlichen Schluſſe aber noch ein paar Worte über Herrn Profeſſor P. Pirmin Rufinatſcha,

*) Bei den Deutſchen in Graubünden heißt Talinne eine Heuſcheune, was wohl die urſprüngliche Bedeutung.

Lateinlehrer an der achten Classe des Gymnasiums zu Meran, welcher das letzte Jahresprogramm der Anstalt mit einer Abhandlung über das Wesen der romaunschen Sprache ausgestattet und dabei meiner harmlosen Versuche auf demselben Felde nicht gerade aufmunternd gedacht hat. Indem wir ihn der Freude über seine vorgebliche Entdeckung, daß die romaunsche Sprache von der „römischen oder lateinischen" abstamme, überlassen und an seiner Polemik vorübergehen, welche in einer unbegreiflichen und sich selbst richtenden Anmaßung selbst einen Mann wie Friedrich Diez, die erste Capacität auf dem Gebiete der romanischen Sprachstudien, „vernichten" zu können glaubt, wollen wir nur einige im Einzelnen abweichende Meinungen hier niederlegen.

So scheint uns unter anderm dretg nicht von dexter herzukommen, sondern von directus; scheiver, Fastnacht, nicht von desipere, sondern eher von eiver, ebrius, mit dem Negativpräfix sch, gleichsam disebrium, Entnüchterung. Auch spindrader, der Erlöser, würden wir bitten, nicht von dispensator, sondern von pindrar, (pignerare) verpfänden, ableiten zu dürfen — spindrader, der Pfandauslöser, der Erlöser. Truaisch, Speicher, würden wir ebenfalls nicht von trossa, trousse, sondern von torbax ableiten, welches, wie aus dem Testamente Bischof Tellos (Codex diplomaticus ad historiam rhaeticam v. Th. v. Mohr p. 19) zu ersehen, schon im achten Jahrhundert jene Bedeutung hatte. Bei ava, Wasser, würden wir nicht an altdeutsch ahva, sondern an lateinisch aqua denken. Für marveglius würde uns das lateinische mirabilis vollkommen genügen, so daß wir des deutschen mari ganz entbehren könnten. Auch bei giomgia, Lästerung, braucht man nicht auf gamba, Bein, hinzuweisen, da das lat. ignominia vollkommen ausreicht.

Uebrigens wird ein Blick in das Wörterbuch der romanischen Sprachen von Diez den mehr eifernden als unterrichteten Mann vielleicht noch überzeugen, wie viel auch er auf diesem Felde noch zu lernen habe.

Dr. Ludwig Steub.

Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses éditées et commentées par J. Oppert. Paris 1851. 19 B. 8. (Besonderer Abdruck aus dem Journal asiatique.)

Erster Artikel.

Nachdem durch die bedeutenden Anstrengungen der Orientalisten während eines längeren Zeitraumes unsere Kenntniß der beiden Hauptsprachen des Orients: des Sanskrit und des Arabischen auf einen achtunggebietenden Standpunct erhoben worden ist, beginnt man nun ernstlich den Kreis zu erweitern und auch diejenigen Sprachgebiete zum Gegenstande selbständiger Untersuchung zu machen, welche aus einem oder dem anderen Grunde von den oben genannten Hauptsprachen mehr oder minder abhängig sind. Es kann keine Verwunderung erregen, daß die Reste der iranischen Literaturen zu den ersten gehören, welche an das Licht gezogen werden, denn die Beziehungen der Perser zu den Völkern des classischen Alterthums machen uns dieses Volk frühe bekannt und erwecken ein Interesse für dasselbe auch bei Solchen, welche nicht an dem Gange der orientalischen Literatur Antheil nehmen, in den Resten der altiranischen Heldengeschichte aber, die uns in neuerer Zeit durch unsere Dichter zugänglich gemacht wurden, entdeckte man bald einen Ton, der an die heimische Poesie anklang. Ein sicheres Verständniß dieser alten Denkmale ruht aber begreiflicher Weise nur auf einer festen philologischen Grundlage und diese ist es, welche zuerst hergestellt werden muß. Diese Aufgabe ist aber keineswegs eine leichte zu nennen. Persien ist nicht wie Indien ein für sich geographisch und culturhistorisch abgeschlossenes Ganze, sondern ein Vermittlungsland, das sowohl von seinen östlichen als westlichen Nachbarn Einflüsse empfieng. Schon Herodot hat den Persern das Zeugniß gegeben, daß sie für fremde Sitten und Einwirkungen sehr empfänglich seien, und dies hat sich auch die ganze lange Periode ihrer Entwicklung hindurch bewahrheitet, auch die Sprache ist nicht von diesen fremden Einflüssen frei geblieben. Am be-

kannteſten iſt dies vom Neuperſiſchen, jeder Kenner desſelben weiß, daß nicht nur ganze Gattungen von Literaturwerken mit den Producten arabiſchen Geiſtes auf das innigſte verwandt ſind, ſondern daß auch arabiſche Wörter, arabiſche Anſchauungen tief in die neuperſiſche Sprache eingedrungen ſind. Nicht beſſer war die nächſt vorhergehende Periode: die Zeit der Sâſâniden, nur daß aramäiſche Einflüſſe die Stelle der arabiſchen vertreten, dies beweiſen die ſpärlichen Ueberreſte der Literatur, die entweder in jene Zeiten hineinreichen oder nach den Muſtern derſelben geſchrieben wurden. Was Syrien und Arabien der ſpäteren, das ſind Aſſyrien und Babylonien der früheren Zeit des perſiſchen Reiches geweſen, wie wir nach wenigen und untrüglichen Anzeichen mit Sicherheit behaupten können. Dieſer unleugbare Einfluß, der von Weſten her auf Perſien geübt wurde, hat auf die philologiſche Behandlung der neueren iraniſchen Sprachen weſentlich eingewirkt. Man kam zum Neuperſiſchen von Arabien aus, man ſah — und zwar mit Recht — die Kenntniß arabiſcher Sprache und Bildung als unerläßlich an zum Verſtändniſſe der neuperſiſchen Literatur, mit nicht weniger Recht hat man die Kenntniß der aramäiſchen Sprache bei Forſchungen über das Huzvareſch für nothwendig gehalten. Die beiden genannten iraniſchen Sprachen kamen dadurch in ein gewiſſes Abhängigkeitsverhältniß und wurden mehr anhangsweiſe denn um ihrer ſelbſt willen ſtudiert. In eine nicht minder drückende Abhängigkeit kamen die älteren Dialecte: das ſogenannte Zend und der Dialect der Keilinſchriften zu ihrem öſtlichen Nachbar, dem Sanskrit. Hier waren, ſo viel wir beurtheilen können, die directen Einwirkungen auf Perſien minder bedeutend, dagegen beſtand eine große wirkliche Verwandtſchaft der altperſiſchen Dialecte mit der aus demſelben Stamme entſproſſenen indiſchen Schweſter. Der fragmentariſche Charakter der altperſiſchen Denkmale, die noch dazu nicht einmal vollſtändig vorlagen, verhinderte den altperſiſchen Philologen, die Sprache ſich durch ſich ſelbſt erklären zu laſſen. Man mußte ſich begnügen das aufzuſuchen, was beiden Sprachſtämmen gemeinſam angehörte, und nur das konnte man für ſicher erkannt im Altperſiſchen anſehen, was man auch in der indiſchen Schweſterſprache als vorhanden nachgewieſen hatte.

Bei aller Anerkennung der Bedeutung des weſtaſiatiſchen Einfluſſes und der genauen Verwandtſchaft des Sanskrit iſt aber doch nicht zu vergeſſen, daß die iraniſche Philologie die hauptſächliche Aufgabe hat: den iraniſchen Geiſt ſelbſt zu erforſchen. Dieſer iraniſche Geiſt — der ſich ebenſo wohl in der Literatur als in der Sprachbildung zeigt — iſt ſtets mächtig genug geweſen dem Andrange des Fremden zu widerſtehen, er hat dieſes zwar aufgenommen, hat ſich aber dadurch nicht in ſeiner Entwicklung ſtören laſſen. Dieſe eigenthümlich iraniſche Seite muß auch den verwandten Sprachen und Sprachſtämmen gegenüber mehr hervortreten als bisher, es muß anerkannt werden, daß der iraniſche Sprachſtamm mit den übrigen indogermaniſchen zwar nahe verwandt ſei, aber keineswegs in ihnen aufgehe. Mit einem Worte: die iraniſche Philologie muß lernen auf eigenen Füſſen zu ſtehen, iraniſche Spracheigenthümlichkeiten müſſen nicht weniger als iraniſche Sitte durch alle Perioden bis in die Volksdialecte hinein verfolgt und begriffen werden. Iſt einmal ein Theil der iraniſchen Literatur auf dieſe Weiſe erfaßt, ſo wird von da her fortwährend neues Licht auf die noch dunklen Partieen ſtrömen, unſere Kenntniß der iraniſchen Idiome wird immer wachſen, die iraniſche Philologie aber wird die Hülfe, welche ihr die Schweſterſprachen leiſten, mit Zinſen wieder zurückzahlen können und nicht mehr genöthigt ſein, ihr Leben kümmerlich durch die Unterſtützungen zu friſten, welche ihr die reicheren Anverwandten ſpenden.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses éditées et commentées par J. Oppert.

(Fortsetzung.)

Man sieht leicht, die Ansprüche, welche wir an die iranische Philologie und deren Vertreter machen, sind gesteigert und die Aufgabe eines iranischen Philologen ist keineswegs eine leichte; denn man muß von ihm ein gründliches Wissen in vielerlei oft sehr weit auseinander liegenden Gebieten der orientalischen Philologie verlangen, in Gebieten, wo noch Alles dunkel ist und selbst die ersten Vorarbeiten noch zu machen sind. Wenn nun diese Anforderungen meines Wissens bisher noch von Niemanden strenge ausgesprochen worden sind, so weist doch Manches darauf hin, daß Mehrere die Aufgabe richtig erkannt haben, und zu diesen rechnen wir unbedingt Hrn. O., den Verfasser des vorliegenden Buches. Bereits vor mehreren Jahren hatten wir das Vergnügen, in diesen Blättern (cf. gel. Anz. 1849 Nr. 15, 16) eine kleine Schrift des Verf. zu besprechen, welche über einen einzelnen Punct des altpersischen Dialectes, über sein Lautsystem, ein wesentlich neues Licht verbreitete, hier erhalten wir eine größere Arbeit, welche die dort gefundenen Gesetze in das gesammte Material der altpersischen Sprache einführt, dazu viele für das Ganze und Einzelne wichtige Erklärungen liefert. Um nun Hrn. O's Verdienste gebührend zu würdigen, wird es nöthig sein zuerst einen kurzen Rückblick auf den Gang zu thun, welchen der hier in Frage stehende Zweig der iranischen Philologie genommen hat, wir werden dann die Einzelverbesserungen angeben, welche wir an dem Texte, welchen Hr. O. aufstellt, so wie an seiner Uebersetzung und den Erläuterungen glauben machen zu dürfen; einem späteren Artikel aber mag es vorbehalten bleiben, die Ergebnisse auch für die andern Zweige der altiranischen Literatur und Sprache nutzbar zu machen.

Der Zweig der altiranischen Philologie, der sich mit der Erläuterung der Keilinschriften beschäftigt, ist erst in so neuer Zeit an das Licht getreten, daß er die Resultate fast alle benützen konnte, welche die Philologie seit ihrem Entstehen bis in die neueste Zeit oft nicht ohne Mühe errungen hat. Wir können das Jahr 1836 als das Anfangsjahr dieses Zweiges der iranischen Philologie bezeichnen, denn in diesem Jahre erschienen Burnouf's und Lassen's Arbeiten über die Keilinschriften. Wenn nun in diesen Werken die Erklärung der Inschriften noch weit von der Stufe entfernt ist, auf welche sie später sich emporschwang, so trägt daran natürlich nicht die unbezweifelte Gelehrsamkeit der Verfasser, sondern nur die Unzulänglichkeit der Hülfsmittel die Schuld. Nur die kleineren Inschriften von Persepolis lagen durch Niebuhr's und Ker Porter's Zeichnungen in zuverlässigen Abschriften vor, weder die Inschriften von Nakschi-Rustam noch die Inschriften von Behistun waren bekannt. Nach verschiedenen Einzelverbesserungen, unter denen namentlich die des früh verstorbenen Beer zu nennen sind, erfolgte ein bedeutender Fortschritt mit Lassen's Veröffentlichung

der Inschriften von Nakschi-Rustam, an die sich eine erneute Behandlung der übrigen Inschriften so wie Westergaard's Entzifferung der zweiten Schriftgattung anschloß. War die Veröffentlichung der Inschrift von Nakschi-Rustam eine Erweiterung des Materials, so boten nun die sogenannten medischen Inschriften der zweiten Schriftgattung ein neues Hülfsmittel zum genaueren Verständnisse der altpersischen Texte, und wurden als solches auch sofort von Westergaard, Holtzmann und Lassen selbst in Anwendung gebracht, zur Berichtigung der früheren Erklärungen, die man bloß mit Hülfe der Etymologie gewonnen hatte. Die nächste und wichtigste Bereicherung unserer Kenntnisse war aber die Bekanntmachung der Inschrift von Behistun durch Rawlinson. Erst mit Hülfe dieser großen und in den Hauptpuncten klaren und durchsichtigen Inschrift war es möglich, ein sicheres Bild des Lautsystems zu gewinnen, erst mit ihr war die Möglichkeit gegeben, den Text aus sich selbst zu erklären. Ich werde kaum einen Widerspruch erfahren, wenn ich es als die jetzige Aufgabe eines Herausgebers der Keilinschriften stelle, daß er den Text möglichst aus sich selbst, mit Beiziehung der medischen und babylonischen Uebersetzungen erkläre, sowie mit Rücksicht auf die übrigen iranischen und andern indogermanischen Sprachen. Auf diesem Wege ist schon Rawlinson rühmlich vorangegangen, selbst seine Untersuchungen über das Alphabet enthalten noch jetzt, nach den durchgreifenden Veränderungen, die das altpersische Lautsystem erfahren hat, sehr viel des Lesenswerthen, ebenso das leider noch immer nicht vollendete altpersische Glossar. Auf diesem von Rawlinson betretenen Weg ist nun H. O. fortgegangen. Er liefert uns zunächst eine neue Transscription des Textes. Diese Arbeit war eine höchst nöthige, denn seit durch Rawlinson's und Oppert's Bemühungen das Lautsystem eine durchgängige Berichtigung erfahren hat, können die älteren Umschreibungen des Textes durch Rawlinson und Benfey nur noch von denen gebraucht werden, denen das altpersische Alphabet stets vor Augen steht, um die jeden Augenblick nöthigen Verbesserungen anbringen zu können. Die neuere Umschreibung Rawlinson's war doch nicht consequent genug, namentlich hat Rawlinson nicht das schon von Holtzmann entdeckte Gesetz über auslautendes iy, uw berücksichtigt. Eine neue Umschreibung war daher allerdings nöthig, daneben aber dürfte es nicht überflüssig sein, den Text auch wieder einmal mit den Originalzeichen abzudrucken, denn die Arbeit Rawlinson's, welche den ursprünglichen Text enthält, ist bei uns wenig verbreitet und die Kenntniß der Originalcharaktere wird stets von Wichtigkeit bleiben, da es kaum gelingen wird in den Text so einzudringen, daß die Umschreibungen vollkommen sicher würden. Daneben hat Hr. O. auch vielfache Verbesserungen und Ergänzungen beschädigter Stellen versucht, er hat ferner eine neue berichtigte Uebersetzung gegeben und in einem Commentare schwierige Stellen und Ausdrücke erläutert. Wir lassen nun die Verbesserungen folgen, die sich an Hrn. O's. Texte machen lassen. Wir verdanken dieselben der erneuerten Prüfung des Felsens zu Behistun durch Rawlinson, der die Resultate der Revision seines früheren Textes im zwölften Bande des Journals der Londoner asiatischen Gesellschaft bekannt gemacht hat. Diese Verbesserungen waren Hrn. O. zur Zeit, als er seine Arbeit verfaßte, noch nicht bekannt, und auch jetzt dürften sie nur Wenigen bei uns in Deutschland zugänglich sein. Ich glaube daher Manchem meiner Leser einen Dienst zu erweisen, wenn ich sie in möglichster Kürze mittheile.

Erste Columne. Diese ist am wenigsten der Berichtigungen bedürftig gewesen, nur in §. 6 (lin. 12 — 17) im Völkerverzeichnisse hatten einige Versehen sich eingeschlichen, wie dies Hrn. O. nicht entgangen war. Es fehlte der Name der Meder und es ist nicht denkbar, daß dieses bedeutende Volk in der Aufzählung vergessen worden sei. Hr. O. wollte daher l. 14 den Namen Mâda vor Uwaja einschalten, l. 15 ergänzt er scharfsinnig Yaunâ vor den Worten tyaiy darayahyâ und will in derselben Zeile nach dem Worte Yaunâ noch tyaiy uskahyâ beifügen. So schön diese Erklärungen sind, so wird es doch zweifelhaft bleiben müssen, ob wir diese Zusätze nur als Ergänzungen der an dieser Stelle schadhaft gewordenen Inschrift, oder für Berichtigungen einer Vergeßlichkeit des Steinhauers ansehen dürfen. Rawlinson glaubt nach wiederholter Besichtigung der

Stelle den Namen Mâda in l. 15 vor Armina ergänzen zu dürfen (an derselben Stelle, in der Hr. O. die Worte tyaiy uskahyâ einschalten will). Der von Hrn. O. in l. 16 eingesetzte Name Açagarta ist zu streichen und das Ende der Zeile Çuguda, Gadâra, Çaka zu lesen. — §. 10 (l. 27) lese man paçâwa statt pariva- — ibid. (l. 32) ist nach einer späteren Bemerkung Rawlinson's (cf. Analysis of the Babylonian text of Behistun p. XLVIII.) wahrscheinlich naiy am Anfange der Zeile vor dem (jetzt sicher gelesenen) azadâ weggefallen. — §. 14 (l. 64) ist wirklich niyatrârayam die richtige Lesart, nicht niyapârayam, wie man bisher vermuthete. — ibid. (l. 64. 65) ist abâcharis zu lesen. — §. 18 (l. 86) steht awâkanam auf dem Felsen. — ibid. (lin. 88) lese man: wasnâ Auramazdâha Tigrâm viyatarayâm awadâ kâram etc.

Zweite Columne. Auch hier sind der Verbesserungen nur wenige. §. 9 (l. 44) ist der Name der Festung u[hy?]âma zu lesen. — §. 12 (l. 65) lese man Kudrus statt Gudrus. — ibid. (l. 69) ist der früher fehlende Monatsname Adukanais zu lesen. — §. 13 (l. 73) lese man tyaipatiy Faravartis agarbatâ (oder agarbata, die Schlußsylbe ist undeutlich) anayatâ. — ibid. l. 74. Das fehlende Wort, welches Hr. O. mit Hülfe der übrigen iranischen Sprachen izuvam lesen wollte, endigt . . âwam. Die beiden fehlenden Buchstaben sind meines Erachtens richtig von Hrn. O. ergänzt. — ibid. l. 75 steht awajam, wie Hr. O. bereits richtig vermuthet hat. — ibid. (l. 76) steht die frühere conjecturale Lesung awaina jetzt sicher, statt hagmatâna lese man aber Hagmatânaiy, als Locativ und streiche das von Rawlinson conjectural in den Text gesetzte awadâshim. Ebenso ist hier und überall (lin. 91 Col. III §. 8 l. 52) uzamayâpatiy, nicht uztayâpatiy zu lesen. — ibid. (l. 78) das letzte Wort des §. 13. ist frâhajam zu lesen. — §. 14 (l. 88) streiche man utâ zwischen agarbâya und ânaya. — ibid. (l. 89) das verstümmelte Wort nach utâsaiy schließt mit sam. — §. 16 lautet nach Rawlinson's berichtigter Abschrift nunmehr folgendermaßen: (l. 92) Thâtiy Dârayawus Khsâyathiya Parthwa utâ War- (l. 93) kâna . . . . . wa . . . . . Frawartais . . . . agaubatâ Vistâçpa manâ pitâ h (l. 94) . . . . . kâra awahar . . . . . âtara paçâwa Vistâçpa ab (l. 95) . . . . anusiyâ . . . âya Vispauz . . tis nâma warda- (l. 96) nam . . . . . dâ hamaranam akunawa (l. 97. 98) awathâsâm hamaranam kartam.

Dritte Columne. §. 1 (l. 4) ist der Name der Festung Patigrabanâ zu lesen. — §. 3 (l. 14. 18) lese man paraidiy, Atriyadiyahya, wie schon Hr. O. vermuthungsweise hergestellt hat. — §. 11 (l. 72) endigt nipadiya tyaiy ashiya, was mir eben so unverständlich ist wie Rawlinson. §. 13 (l. 78) lese man entweder Haŭditahya mit Rawlinson oder Halditahya mit Hrn. O. Der Buchstabe, der hier als ñ oder l erscheint, ist noch nicht bestimmt ermittelt.

Vierte Columne. Hier sind die Verbesserungen Rawlinson's am erheblichsten, wenn auch lange noch nicht genügend, um die erforderliche Klarheit in diesen schwierigen Theil des Textes zu bringen, in einigen nicht unwichtigen Puncten ist aber durch seine Bemühungen ein richtigeres Verständniß angebahnt. §. 2 (l. 5) ist statt der früher von Rawlinson bloß vermutheten Worte dahyâwa yathâmaiy zu lesen paçâwa yathâ khsâyathiyâ. — ib. l. 12) ist jetzt manâ sicher gelesen. — §. 4 (l. 34) lese man darauga di . . . . . yâ (?dâ). ibid. (l. 35) di . . . yâ (oder dâ) und streiche das früher von Rawlinson conjectural eingesetzte darauga. Ebenso ist, wie Rawlinson selbst bemerkt, am Schlusse des Paragraphen, nicht Raum genug, um das früher von ihm vermuthete akunaus einzusetzen. Nach diesen Bemerkungen dürften auch die von Hrn. O. p. 323 vorgeschlagenen Aenderungen kaum mehr haltbar sein. — §. 5 (l. 38) lese man daraujana statt des conjectural in den Text gesetzten arika. — §. 6 (l. 43) glaubt Rawlinson das letzte Wort sicher durujiyâhy lesen zu dürfen, wenigstens sind die Buchstaben uj vor iyâhy deutlich auf dem Felsen zu sehen. — §. 7 (l. 44) ist zu lesen Auramazdâ mayiy oder taiyiy. — §. 8 (l. 46) verwirft Rawlinson seine frühere Conjectur tyamaiy, der Schluß des

Wortes ſei ſicher âmiy, der Anfang iſt unſicher. — ibid. (l. 49) iſt nisam oder nisma ſtatt des früheren nisida zu leſen. — §. 9 (l. 51) iſt awâ naiy ſtatt des früheren awâ . iy zu ſetzen. — ibid. (l. 52) tilge man das von Rawlinſon eingeſchobene tharda. — §. 10 (lin. 53) leſe man nuram ſtatt . . . nu . m. — ibid. (l. 55). Dieſe Zeile fehlte in der früheren Abſchrift, ſie lautet: yadiy imâm hadugâm naiy apagaudiyâhy (?) kârahyâ thâhy Auramazdâ thuwâm daustâ biyâ. — §. 11 (l. 57) leſe man hadugâm nach imâm. — ibid. (l. 58) naiy thâhy kârahya, damit ſind auch Hrn. D's. Einwürfe gegen Rawlinſon's frühere Erklärung erledigt. — §. 13 (l. 64 ff.) Nach den Worten zurakara aham iſt folgendermaßen fortzufahren: imaiy taumâ upariy abastâm upariy mâm naiy sakurim . . . . . hauwatam zaura akunawam tya (?) maiy hya hamatakhsatâ manâ vithiyâ awam ubartam abaram hya . iyani . . awam ufraçtam aparçam — §. 14 (lin. 69) Mâ i . . . was Rawlinſon früher dem Sinne nach durch „protege" wiedergab, worin ihm Hr. D. gefolgt iſt, muß daustâ geleſen werden, darauf fährt der Text fort: awaiy ahifrastâdiy parçâ. — §. 15 (l. 71) leſe man niyapisam; der Schluß des Paragraphen (l. 72) lautet wahrſcheinlich: yâwâ jiwâhy âwâ awaiy parikarâ. — §. 16 (l. 73) iſt yadiy ſtatt yâwâ zu leſen, ebenſo erfordert l. 74 manche Aenderungen, der Text iſt herzuſtellen: yadiy imâm dipim wainâhy imaiwâ patikarâ naiydis viçanâhy utâmaiy yâwâ taumâ ahatiy parikarâhadis Auramazdâ thuwâm daustâ biyâ etc. Am Schluſſe des Paragraphen (l. 76) leſe man awataiy Auramazdâ m . . . . m jadanautuw. — §. 17 (l. 77 ff.) lautet: yadiy imâm dipim imaiwâ patikarâ wainâhy viçanâhadis utâmaiy yâwâ taumâ ahatiy naiydis parikarâhy Auramazdâ taiy jatâ biyâ etc. — ibid. (l. 80) lautet das letzte Wort nikatuw. — §. 18 (l. 80 ff.). Dieſer Paragraph, der früher in ſehr ungenügender Geſtalt vorlag, iſt nun glücklich hergeſtellt, und dieſe Herſtellung iſt wegen der hiſtoriſchen Bedeutung desſelben ungemein erwünſcht. Er lautet nunmehr: Adakaiy imaiy martiyâ hamatakhsatâ anusiyâ manâ Viñdafranâ nâma W (?) ayaspâr (?) ahyâ putra Pârça Utâna nâma Thukhrahyâ putra Pârça Gaubaruwa nâma Marduniyahyâ putra Pârça Vidarna nâma Bagâbignahyâ putra Pârça Bagabukhsa nâma Dâduh(?)yahyâ putra Pârça Ardumanis nâma Wahukahyâ putra Pârça. — §. 19 (l. 86) iſt Rawlinſon im Stande geweſen, dieſesmal einige Worte mehr zu leſen, der Anfang lautet jetzt: Thâtiy Dârayawus khsâyathiya tuwm kâ khsâyathiya hya aparam ahy tyâmâ vidâm tartiyânâ.

Die fünfte Columne konnte keine Verbeſſerungen erhalten. Hinſichtlich der kleineren Inſchriften iſt zu bemerken, daß in A Chispis oder vielmehr Chispais ſtatt des früheren Chispahya geleſen werden muß, in E iſt Imanis ſtatt des früheren Umanis und Çakuka ſtatt Çaruka zu leſen. — Ich füge hier der Vollſtändigkeit wegen noch die kleineren Inſchriften von Nakſchi-Ruſtam bei, welche Rawlinſon von einem frühe verſtorbenen engliſchen Reiſenden, Tasker, mitgetheilt erhielt. Sie lauten nebſt Rawlinſon's lateiniſcher Ueberſetzung:

1. *Gaubaruwa Pâtisuwaris Dârayawahus khsâyathiyahyâ saraçtibara.* d. h. Gobryas Patischorensis Darii regis arcifer.

2. *Açpachanâ Dârayawahus khsâyathiyahyâ içuwâm* (sic) *dâçyamâ* i. e. Aspathines Darii regis sagittarum custos.

3. *Iyam Machiyâ.* Hic (quasi hi) Masii.

(Fortſetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses éditées et commentées par J. Oppert.

(Fortsetzung.)

Die Inschrift Nr. 2 steht über einer Figur, die unmittelbar unter der steht, welcher die Inschrift Nr. 1 gehört. Nr. 3 steht über einer Figur, die den Thron trägt. Gegen Rawlinson's Auffassung dieser kleinen Inschriften lassen sich keine erheblichen Einwände machen. Içus ist gewiß Pfeil, im Avesta ishus (cf. Vendidad Frg. IV. 138 XVII. 28), die Bedeutung, die Rawlinson dem Worte dâçyamâ giebt, läßt sich mit Hülfe des Huzvaresch rechtfertigen. Zweifelhaft ist saraçtibara in Nr. 1, es läge nahe zu vermuthen, daß statt des anfangenden s ein a, also arçtibara zu lesen sei. Arsti heißt im Avesta eine Lanze (cf. Vendidad XIV. 34) und dies würde um so besser passen, als auf dem Monumente zu Behistun wirklich der Speerträger hinter dem Könige Darius erscheint, Bedenken erregt jedoch das ç: man würde s erwarten.

Diese Verbesserungen sind, wie gesagt, durch nochmalige genaue Revision der Abschrift Rawlinson's an Ort und Stelle möglich geworden. Eine Anzahl Verbesserungen des Textes anderer Art hat Hr. O. dadurch erzielt, daß er mit Berücksichtigung der dem Altpersischen eigenthümlichen Lautgesetze (so, um nur ein Beispiel zu nennen, indem er das vor Consonanten bekanntlich nicht geschriebene m̃, ñ theils zusetzt, theils wegläßt) einzelne Worte anders las als Rawlinson oder an beschädigten Stellen neue Einschaltungen vorschlug. So ergänzt er Col. I. §. 2 l. 5 Chaispis oder Chispis, was nicht fehlen kann und wohl ein Versehen des Steinhauers ist, ibid. §. 4 lin. 9 liest Herr O. paruwam̃ma statt paruwam, wie bei Rawlinson steht, ibid. §. 10 lin. 30 und sonst hamapitâ, hamamâtâ statt Rawlinson's hampitâ, hamâtâ; akum̃mâ statt akumâ, ahañta statt ahatâ, bañdaka statt badaka, Viñdafrâ statt Vidafrâ u. A. Wir übergehen die vielen anderen Verbesserungen, die sich nach dem berichtigten Lautsysteme eigentlich von selbst verstehen und wesentlich dazu beigetragen haben, der Sprache ein besseres Aussehen zu geben. Wir hätten nur gewünscht, daß Hr. O. nicht hauwa, sondern hauw geschrieben hätte, denn dies ist wohl die richtige Lesung (= zd. hû), wie ich dies schon in meiner Beurtheilung der früheren Oppert'schen Schrift gezeigt habe. Ebenso möchten wir lieber kaufa statt kauf gelesen wissen, da das identische kaŏfa im Avesta auch auf a endigt. Nicht billigen können wir, daß Hr. O. wasanâ statt des unbedenklichen wasnâ schreibt, letzteres ist das armenische vasn, wegen (cf. Fr. Windischmann in diesen gel. Anz. Sept. 1845 p. 474), statt drañgam endlich möchte ich lieber daragam lesen, was dem zendischen derĕgho entsprechen würde. Von den Einschaltungen heben wir hervor: Col. I. §. 17 (l. 82) setzt Hr. O. noch kâram nach adam ein, was allerdings den Wortlaut verbessert. Col. II. §. 4 ergänzt Hr. O. die Lücke in l. 12 durch tarçita, der Form nach kaum richtig, denn ich glaube nicht, daß die Participien im Altpersischen durch Hinzunahme des Bin-

devocals i gebildet worden seien, ausgenommen wenn sie der zehnten Classe angehören. Man wird also, wenn man den Sinn billigt, wohl tarsta lesen müssen, so steht auch: paraṅs tarstô apatachat nairimanâo kereçâçpô im neunten Capitel des Yaçna. Die Einschaltung der Worte utâsim awâzana am Ende desselben Paragraphen ist schon von Rawlinson vorgeschlagen. Col. II. §. 9 ergänzt Hr. O. die Lücke in Z. 48 mit Arminiyaiy. ib. §. 13 l. 73 ergänzt Hr. O. wie mir scheint sehr richtig awampatiy statt tyaiypatiy, wie Rawlinson vorgeschlagen hatte. Col. IV. §. 2 l. 4 streicht Hr. O. das allerdings überflüssige âha nach Auramazdâha, nach Rawlinson's Lithographie der Inschrift jedoch scheint auf dem Felsen das Wort zu stehen. Die Verbesserungen, welche Hr. O. für §. 4 derselben Columne (lin. 34. 35) vorschlägt, finden zum Theil durch die oben mitgetheilten berichtigten Lesarten ihre Erledigung. — Da der Verf. wegen seiner weiten Entfernung vom Druckorte die Correctur nicht selbst besorgen konnte, so haben sich, wie Hr. O. dies selbst schon öffentlich beklagt hat, eine ziemliche Anzahl Druckfehler in den Text eingeschlichen. Es wäre kleinlich, diese hier aufzählen zu wollen, die meisten bestehen in Auslassung oder falscher Setzung der Längenzeichen und werden von dem der Sprache Kundigen ohne Schwierigkeit verbessert werden können. Nur einige der wichtigeren glauben wir hier hervorheben zu müssen. Col. I. §. 8 fehlt martiya nach dahyâwa. ib. §. 15 ist yathâ nach paçâwa ausgelassen. Col. II. §. 1 fin. lese man Bâbirauw awâzanam und ebenso §. 2 Babirauw âham. Man füge awam vor kâram tyam hamithriyam bei in §§. 8. 9. 10, ebenso lese man Col. III. §. 6 awam kâram tyam Wahyazdâtahya, ibid. §. 13 Bâbirauw statt Bâbiraus, Col. IV. §. 3 ist adam vor dem Worte agarbâyam noch beizufügen.

Wir wenden uns nunmehr zur Uebersetzung, welche gleichfalls von der Rawlinson's in mehreren Puncten abweicht und sie in wesentlichen Dingen berichtigt. Unsere Verbesserungen sind großentheils durch die oben erwähnten berichtigten Lesarten bedingt, welche Hrn. O. noch nicht zugänglich waren. Gleich am Eingange Col. I. §. 4 begegnen wir

einer nicht unbedeutenden Abweichung. Rawlinson übersetzt: (There are) eight of my race who have been kings before me, I am the ninth, 9th; for a very long time we have been kings. Nach Hrn. O. lautet die Stelle: Il y eut huit de ma race qui furent rois avant moi; je suis le neuvième, neuf de nous sommes rois en deux branches. Auf die Schwierigkeiten, welche diese Stelle bietet, hat Rawlinson in seiner Analyse p. 197 bereits aufmerksam gemacht. Zwei Dinge sind es, in denen Hr. O. von Rawlinson abweicht, erstens einmal hinsichtlich des Zahlwortes neun, das allerdings den größten Anstoß geben muß. Dieses Zahlwort steht hier nämlich zweimal unmittelbar nach einander, das erstemal mit Worten, das zweitemal durch ein Zahlzeichen ausgedrückt. Es entsteht nun die Frage, ob die Zahl bloß der Sicherheit wegen zweimal geschrieben oder ob sie zweimal zu lesen sei. Das erstere glaubt Rawlinson, bemerkt aber selbst, daß es gegen die sonstige Gewohnheit der Inschrift sei, die Zahl doppelt auszudrücken; ein Versehen des Steinhauers läßt sich aber um so weniger annehmen, als der Satz, ebenso geschrieben, in der kleinen Inschrift A (l. 17) wiederkehrt. Hr. O. dagegen glaubt nun, die Zahl sei wirklich zweimal zu lesen, er schließt mit dem einen Zahlworte einen Satz und beginnt mit dem zweiten einen neuen. Die zweite Abweichung liegt in dem schwer zu erklärenden duvitâtaranam. Wie in vielen Fällen, so mangelt es auch hier nicht an etymologischen Möglichkeiten, allein keine derselben bringt uns Gewißheit. Rawlinson erklärt duvitâtaranam durch „a very long time“, dafür spricht duwista, das nahe genug anklingt, Hr. O. durch „deux branches“ und zieht duvitiya zwei und die Wurzel tri oder tĕrĕ herbei. Hrn. O's. Erklärung gewinnt noch an Wichtigkeit durch die Folgerungen, die er daraus zieht. Er nimmt nämlich auf diese Stelle und eine Stelle bei Herodot gestützt (Her. VII. 11, wo man bis jetzt einen Fehler in den Handschriften vermuthet hat, cf. Lassen Zeitschr. für die Kunde des Morgenl. VI. p. 165) zwei Reihen der Achämeniden an, und diese würden sich nach Hrn. O. folgendermaßen aufstellen lassen:

Achaemenes	
Teispes	
Ariaramnes	Cambyses
Arsames	Cyrus
Hystaspes	Cambyses
Darius	

Ich geſtehe, daß es mir mit den uns jetzt zu Gebote ſtehenden Mitteln unmöglich ſcheint, die Frage vollkommen zu entſcheiden. Möglich ſind beide Faſſungen, es ſcheint aber, als ob Rawlinſon jetzt auch Hrn. O's. Meinung beigetreten ſei (vergl. deſſen Analysis of the Babylonian text of Behistun p. XI). Was mich hindert, unbedingt beizuſtimmen, iſt der Umſtand, daß — nach einer frühern Angabe Rawlinſon's — in der mediſchen Ueberſetzung der Inſchrift das Zahlwort nur einmal ſteht; die babyloniſche Ueberſetzung iſt an dieſer Stelle leider defect. Duvitâtaranam könnte vielleicht auch bedeuten „zum zweitenmale", alſo wir ſind zum zweitenmale Könige, einmal vor, dann wieder nach der Unterbrechung durch Gumâta (cf. Col. I. §. 14 init.), doch dies Alles ſind bloß Möglichkeiten. — In §. 6 ergeben ſich die Aenderungen durch die oben mitgetheilten Lesarten. — §. 8. Die ſchwierigen Ausdrücke agatâ (Hr. O. lieſt âgañtâ) und arika übertrug Rawlinſon mit „whoever was of the true faith" und „heretic", Hr. O. durch étranger und ennemi. Conjectural bleiben beide Faſſungen, doch ſcheint mir die Hrn. O's vorzuziehen. — §. 10. Statt avant que je fusse roi muß es nunmehr nach dem berichtigten Texte heißen: nachdem ich König geworden war. — ibid. die Worte yathâ Kambujiya Bardiyam awâza kârahyâ (naiy) âzdâ (vielleicht âzañdâ) abava tya Bardiya awazata haben wegen des ſchwierigen âzdâ den Auslegern viel zu ſchaffen gemacht. Holtzmann in einer ſchätzbaren Arbeit (Heidelberger Jahrbb. 1849 p. 818) hat die Bedeutung Unzufriedenheit vorgeſchlagen, Rawlinſon und Oppert ſtimmen jetzt in Annahme der Bedeutung Unwiſſenheit überein, nachdem nun auch Rawlinſon die früher bloß in einer Note (p. 201 ſeiner Analyſe) vorgeſchlagene Ueberſetzung vorzieht (man vergl. deſſen mehrfach erwähnte Analysis of the Bab. text of Behistun p. XLVIII). Etymologiſch möchte ich âzdâ oder âzañdâ auf die von mir ſchon mehrfach belegte altperſiſche Wurzel zan, wiſſen, zurückführen, welche ſich auch in dem oſſetiſchen zond, Kenntniß, erhalten hat, in der Endung dâ möchte ich das Suffix dha ſehen cf. maredha (Vendidad I. 20) von mere, çnaödha, von çnu. (ib. II. 50). Das a, mit welchem das Wort anfängt, kann nicht das a priv. ſein, da, nach Rawlinſon's neueſter Bemerkung, naiy am Anfange der Zeile zu ergänzen iſt, doch iſt es wohl auch nicht „a mere prosthesis," wie Rawlinſon meint, ſondern das verſtärkende Präfix â. Im Ganzen jedoch ſcheint mir bei der Dunkelheit der Stellen, in welchen das Wort vorkommt, die Bedeutung noch nicht ſo geſichert, wie Rawlinſon anzunehmen ſcheint. — §. 11. Hrn. O's. ſchöne Erklärung von uwâmarsiyus iſt nun auch von Rawlinſon anerkannt worden (Analysis etc. p. LXIV). §. 13. Die Worte: kaschiy naiy adarsnaus chischiy thastanaiy hat Rawlinſon überſetzt: (There was) not any one bold enough (to oppose him) every one (was) standing (obediently) round Gomates. Die Unrichtigkeit dieſer Ueberſetzung hat nun Hr. O. nachgewieſen, die Worte bedeuten vielmehr: Personne n'osait dire quoi que ce fut à l'égard de Gomates. Chischiy iſt als Neutrum gebraucht, man vgl. chis uzvarezem im Vendidad. — §. 14. Ayadana ſcheint Tempel zu bedeuten, nicht autel, wie Hr. O. überſetzt, da das Wort in der babyloniſchen Ueberſetzung mit houses of god wiedergegeben wird (cf. Raw. Analysis p. LXXXI). Bezüglich des Wortes gaitha (= gaêtha) trifft Hr. O. mit der früher von Ref. in dieſen Blättern gegebenen Erklärung zuſammen, maniya möchte Ref. auch jetzt noch wie damals für gleichbedeutend mit nmâna halten. Gegen die Faſſung der Schlußworte des Paragraphen yathâ Gaumâta hya Magus vitham tyâm amâkam naiy parâbara (nach Hrn. O. lorsque Gaumates le Mage n'avait pas usurpé notre pays) hat ſich ſchon Rawlinſon auf Grund der babyloniſchen Ueberſetzung erklärt (Analysis p. LXXXIV), welche eine ſolche Faſſung nicht zuläßt. Vith iſt übrigens wohl gewiß das zendiſche viç, wie Hr. O. will, nur möchte ich das Wort am liebſten mit Clan überſetzen, denn dieſe Bedeutung ſcheint es im Aveſta zu haben, es iſt hier übrigens nicht der Ort, ausführlicher auf dieſen Gegenſtand einzu-

gehen, Ref. hofft bei einer andern Gelegenheit darauf zurückzukommen. — §. 19. Die früher mehr conjecturale Ueberſetzung: je franchis le Tigre, ensuite je tuai beaucoup de monde iſt nun durch die eben angeführten Berichtigungen des Textes durchaus geſichert. — Col. II. §. 6 ff. Die Worte paraitâ und paraidî überſetzt Hr. O. unzweifelhaft richtig durch allez! und marche! wie er dies ſchon früher nachgewieſen hat (das altp. Lautſyſtem pag. 34). In dem zuſammengeſetzten Verbum paràraç will Hr. O. eine Modification der Wurzel ſehen und überſetzt es durch vaincre, subjouger, Rawlinſon bloß mit reach. — §. 16. Die oben mitgetheilten Verbeſſerungen und Erweiterungen des früheren Textes ſind immer noch nicht erheblich genug, um den letzteren zu überſetzen. Es muß daher bei derjenigen bleiben, welche Rawlinſon früher aus dem mediſchen Texte gab und die auch Hr. O. im Weſentlichen beibehalten hat. Aus Col. IV. führen wir nur die bedeutenderen Verbeſſerungen an, die ſich aus dem berichtigten Texte ergeben. §. 2. Statt puisque les pays étaient rebelles contre moi, je livrai 19 batailles iſt zu überſetzen: Nachher, als die Könige ſich gegen mich empört hatten, lieferte ich neunzehn Schlachten. — §. 9. Der Sinn, welchen Hr. O. der Stelle in Abweichung von Rawlinſon's Ueberſetzung giebt, ſcheint mir durch die obigen Verbeſſerungen beſtätigt zu werden, ſie lautet in Hrn. O's. Ueberſetzung: Le roi Darius déclare: Ceux qui ont été rois avant moi, leurs exploits ont été accomplis comme les miens, tousjours par la volonté d'Ormazd. — §. 10 überſetze man. Wenn du dieſes Edict nicht verbirgſt und dem Herrn mittheilſt, ſo möge Ormuzd ꝛc. — §. 18 iſt die wichtigſte unter allen Berichtigungen der großen Inſchrift. Dieſer Paragraph muß jetzt lauten: „Es ſpricht der König Darius: dies ſind die Männer, die allein (?) dort waren, als ich Gaumâta den Magier ſchlug, welcher ſich Bardiya nannte; dieſe Männer allein, meine Anhänger, wirkten mit: Vi|ñda|ranâ mit Namen, der Sohn des Wayaspâra, ein Perſer, Utâna mit Namen, der Sohn des Thukhra, ein Perſer, Gaubaruwa mit Namen, der Sohn des Marduniya, ein Perſer, Vidarna mit Namen, der Sohn des Bagabigna, ein Perſer, Bagabukhsa mit Namen, der Sohn des Dâduhya, ein Perſer, Ardumanis mit Namen, der Sohn des Wahuka, ein Perſer.“ Mit den griechiſchen Nachrichten hat bereits Rawlinſon dieſen Text verglichen und gefunden, daß alle Namen bei Herodot richtig ſind mit Ausnahme des letzten; den Ardumanis kennt Herodot nicht und nennt ſtatt ſeiner den Aspathines; es liegt hier wohl eine Verwechslung vor, Aspathines iſt kaum ein andrer als der in einer oben mitgetheilten kleinen Inſchrift genannte Açpachana, der Speerträger des Königs.

In dem Commentare, den Hr. O. ſeiner Ueberſetzung beigefügt hat, war Hrn. O. Gelegenheit geboten, manche ſchätzbare Bemerkung für die Erklärung niederzulegen, ſowie ſich über ſeine Methode und Anſichten von der iraniſchen Sprache im Allgemeinen auszuſprechen (z. B. p. 266 Not. p. 276, 286 *). Die Bemerkungen, welche wir zu dieſem Theile der Oppert'ſchen Arbeit zu machen vermögen, ſind weder ſehr zahlreich noch ſehr bedeutend. Zu Hrn. O's. Bemerkungen über das Wort khsâyathiya iſt nun auch noch Rawlinſon's Gloſſar s. v. zu vergleichen, Ref. möchte noch daran erinnern, daß die Wurzel khshi im Aveſta „können, vermögen“ bedeutet (Vendidad Frg. V. 78. IX. 134. XVIII. 116 meiner Ausg.), von den neueren Sprachen iſt schâh, und schâied herbeizuziehen. Auch pâtischâh iſt im Huzv. und Pârſi noch Adjectivum und bedeutet „könnend, vermögend“ (= khshayamnô, welches Wort dadurch überſetzt wird). —

(Schluß folgt.)

*) Die Seitenzahlen beziehen ſich auf das allgemein zugängliche Journal asiatique.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses éditées et commentées par J. Oppert.

(Schluß.)

Mit Recht zieht Hr. O. (p. 265) thâtiy zu skr. çaṁs, im Aveſta entſpricht çaŋh (çaŋhaiti, çaŋhat), im Neuperſ. çakhun, dagegen gehört ساختن zu çach lehren (dieſe Bedeutung hat das Wort noch im Parſi), çâlâr aber zu çâra. — Das Huzvareſchwort Anhuma, welches Hr. O. p. 273 beſpricht, ließe ſich auch zu אלהים ziehen. — p. 288 hat Hr. O. awazata richtig als Particip erklärt. Wir werden auf dieſe Form im zweiten Artikel wieder zurückkommen. — p. 290. Daß Kuru, der Name des Cyrus, mit den indiſchen Kurus, den Helden des Mahabharata, Kaṁbujiya aber mit dem in Sanskritquellen vorkommenden Volksnamen Kamboja verwandt ſei, iſt bereits von Laſſen bemerkt worden (Indiſche Alterthumsk. I. pag. 598). In Perſien hat ſich das Wort Kuru nur in dem Flußnamen Kur erhalten. — p. 293. Paçâwa iſt zuſammengeſetzt aus paça und awa, verwandt iſt das alterthümliche lateiniſche Wort pos. Wir machen hier beſonders auf die leſenswerthen Bemerkungen Hrn. O's. über den altperſiſchen Infinitiv (p. 396 ff.) aufmerkſam. — p. 409. Da nun durch Rawlinſon niyatrârayam als die richtige Lesart nachgewieſen iſt, ſo muß für dieſes Wort eine Etymologie geſucht werden, in erinnere daher an die einmal im Vendidad (Frg. XVIII. 109) vorkommende Form niçrârayâo, du mögeſt übergeben, was der Form und Bedeutung nach paßt. — p. 425. Daß wardanam richtig mit Stadt überſetzt ſei, bezweifle ich nicht im Geringſten und leite das Wort auf ſkr. vridh zurück, man vgl. den Ausdruck âat mê gaêthâo varĕdhaya breite meine Welt aus im Vendidad (Frg. II. 13.). In der neueren Sprache hat ſich dieſes Wort wardana in Städtenamen wie Abiverd, Lasdiverd unverändert erhalten, nur dialectiſch verſchieden iſt gerd in Darabgerd u. ſ. w. Auch das armeniſche gerdel bauen hängt damit zuſammen. — p. 428. 429. Die Folgerungen, welche Hr. O. aus der verſchiedenen Setzung des Trennungskeiles in den Inſchriften von Behiſtun und Perſepolis ziehen will, laſſen ſich noch bezweifeln, wenigſtens geht aus der Abſchrift der Cyrusinſchrift, die Ref. vor ſich hat (von Rich), nicht mit Sicherheit hervor, ob der ſenkrechte Keil wirklich vor dem Anfange des Wortes ſtehe. — p. 537. Die Form mazista im Aveſta halte ich für die Erweichung einer älteren Form. Mathista müßte im Aveſta eigentlich durch maçista erſetzt werden, letztere Form würde ſehr gut zu maçô und Comp. maçyô paſſen. Ueber die Verwandlung des urſprünglichen ç in h in den neueren iraniſchen Sprachen vergl. man meine Schrift zur Interpretation des Vendidad p. 24 Not. Auf dieſe Stufe iſt das Wort bereits im Sanskrit herunter geſunken. — p. 541 bedürfen Hrn. O's. Bemerkungen über den Eigennamen Frawartis einer etwas eingehenden Widerlegung. Daß Frawartis dasſelbe ſei wie Phraortes bei den claſſiſchen Schriftſtellern, hat ſchon Rawlinſon geſehen, Hr. O. will nun auch den Namen mit dem zendiſchen fravashi zuſammen-

ſtellen, demſelben Worte, aus dem das neuere Ferver verdorben worden iſt, und beruft ſich darauf, daß sh im Zend häufig mit einem rt in den Dialecten wechsle. Die Beiſpiele, die Hr. D. anführt, ſind asha = arta, mashya = martiya, dann huzv. פרורט, parſi farvar ſammt dem Plural farvardin (= fravartînâm nach Hrn. D's. Erklärung) und dazu zend fravashi. Ref. muß durchaus in Abrede ſtellen, daß dieſe bereits von Benfey behauptete Gleichheit von sh = rt und rd ihre Richtigkeit habe. Die Form arĕta findet ſich auch im Aveſta neben asha, mashya hängt mit martiya nur inſofern zuſammen, als beide auf die Wurzel mri ſterben zurückgeführt werden können. Während aber martiya wie ſkr. marta direct aus dieſer Wurzel ſtammt, führen die Worte mĕsha, amĕsha, mashya auf eine Wurzel mĕrĕsh (cf. amĕrĕsheñta im Yaçna cap. 9), welche dann den r Laut verloren hat, ähnlich wie keresh in naçukâsha (Träger des Leichnams); in den neueren Dialecten hat dieſe Erſcheinung bekanntlich noch weiter um ſich gegriffen (cf. Pott Zeitſchr. für die Kunde des Morgenl. III. p. 46). In den neueren Sprachen iſt mir vollends kein Beiſpiel bekannt, daß zendiſches sh in rd übergegangen wäre, am wenigſten in dem Worte fravashi. Man ſchreibt אשן, אארוב parſi ashô halub = ashava; ספאש, ספאאר parſi çpihir = thwâscha; פרואש, פרואר fravas frôhar = fravashi (cf. die Einleitung zu meiner Ausg. des Vendidad p. 22) *). Ganz verſchieden iſt der Monatsname פרורתין, denn ſo wird ſtets geſchrieben (cf. z. B. Bundehesch p. 9 l. 4 v. u. des Weſtergaard'ſchen Abdruckes). Dies kann weder = fravartînâm ſtehen, wie Hr. D. nach = fravashayo daênayâo wie Benfey will, in letzterer Erklärung wäre auch noch ת unerklärlich, da דין = daêna geſchrieben wird. Man wird daher Farvardin, Farvardian am beſten mit neup. parvardan in Verbindung ſetzen, damit dürfte wohl auch Frawartis zu verbinden ſein. Bezüglich des öfter vorkommenden tharda muß ich meine frühere Anſicht wiederholen, daß daſſelbe = çarĕdha Art, Gattung ſei. Dieſen ſprachlichen Bemerkungen will Ref. noch eine ſachliche beifügen. Hr. D. findet es p. 379 mit Recht auffallend, daß daß Wort Magus, Magier, welches die Keilinſchriften, die altteſtamentlichen Urkunden, ſowie die claſſiſchen Schriftſteller kennen, niemals im Aveſta vorkommt, dort ſteht immer âthrava für Prieſter. Um nun meine Meinung kurz zu ſagen, ſo glaube ich nicht, daß Magus urſprünglich einen Prieſter bedeute, ſondern nur einen zum Stamme der Mager gehörenden Mann. *Μάγοι* heißt nämlich bei Herodot (I. 101) ein mediſcher Stamm, an dieſen mag das Prieſterthum gebunden geweſen ſein, wie bei den Israeliten die Leviten eine ähnliche Stellung einnahmen. Dies ſcheint mir aus einer Stelle des Ammianus Marcellinus hervorzugehen (XXIII. 6, 32), wo es heißt: In his tractibus (Medien) Magorum agri sunt fertiles super quorum secta studiisque, quoniam huc incidimus, pauca conveniet expediri. Ammianus fährt fort von der Magie zu ſprechen, er meint alſo die Mager als Prieſter, und doch weist er ihnen feſte Wohnſitze in Medien, alſo eben da an, wo auch Herodot den Wohnort des Stammes der Mager angiebt. Wenn nun auch die meiſten Prieſter wenigſtens in Perſien in engerem Sinne Mager geweſen ſein mögen, ſo glaube ich doch nicht, daß das Prieſterthum ausſchließlich an die Mager gekettet war, und âthrava wird wohl die allgemeine Bezeichnung für einen Prieſter geweſen ſein. Bezüglich des Namens Magus zieht Hr. D. das indiſche maghavat herbei, ich möchte an das zendiſche magava (Frg. IV. 131) erinnern, das einen Unverheiratheten oder Verſchnittenen bezeichnet haben ſoll. Ich habe in meiner Ueberſetzung des Vendidad pag. 294 *Βαγώας* damit verglichen, wogegen Herr D. um ſo weniger einzuwenden haben wird, als auch er die enge Verwandtſchaft des m und b anerkennt und mit vollem Rechte das griech. *Μέγα* — in mehrern perſiſchen Eigennamen mit dem altp. baga identifi-

*) Die Form fravas iſt im Minokhired die gewöhnliche (cf. meine Parſigrammatik p. 135, 142), frohar in den Patets (ibid. p. 156 l. ult.) ſowie in den neueren Parſenſchriften. Daher ſtammt Anquetil's Ferouër. Die Form Ferver iſt mir noch bei keinem orientaliſchen Schriftſteller vorgekommen, auch das Lexicon kennt ſie nicht.

ciert hat. In nahe Beziehung zu der eben ausgesprochenen Behauptung, die Mager seien ein medischer Stamm gewesen, läßt sich das Folgende setzen: Col. I. §. 13 heißt es von dem falschen Smerdes kârasim hachâ darsata (?) atarça nach Hrn. O. Le peuple le craignait à cause de sa cruauté; ebenso Holtzmann: „das Volk fürchtete ihn wegen seiner Strenge“ (Heidelb. Jahrb. 1849 p. 813) und hierin findet Hr. O. einen Widerspruch mit Herodot (III. 67), welcher sagt, daß die Einwohner des persischen Reiches den Tod des falschen Smerdes betrauert hätten. Die Worte sind: *Ἀπεδέξατο ἐς τοὺς ὑπηκόους πάντας εὐεργεσίας μεγάλας, ὥςε ἀποθανόντος αὐτοῦ πόθον ἔχειν πάντας τοὺς ἐν τῇ Ἀσίῃ πάρεξ αὐτῶν Περσέων.* Legt man auf die letzten Worte den gebührenden Nachdruck, so glaubt Ref., daß beide Berichte recht wohl neben einander bestehen können, ohne daß wir den Darius einer Lügenhaftigkeit zu zeihen brauchen, gegen die er in dem späteren Theile seiner Inschrift solchen Abscheu an den Tag legt. Daß er seinen Bericht im persischen Stammesinteresse abfaßte, ist erklärlich, aber deswegen kann der Verfasser doch bei der Wahrheit geblieben sein. Halten wir fest, daß der falsche Smerdes ein Mager, nach unserer obigen Deduction also ein Meder war, so gewinnt die Usurpation des Magers an politischem Interesse. Die Meder hatten früher die Hegemonie über die übrigen iranischen Staaten ausgeübt, diese war ihnen von den Persern entrissen worden, es ist nicht glaublich, daß sie dieselbe gar nicht wieder zu erlangen gewünscht hätten. Die List des Magers war darum sicher im Sinne der Meder, ja sie war vielleicht im Voraus gebilligt, ein Einverständniß mit den übrigen Magern würde es am natürlichsten erklären, wie diese, nach der Entdeckung des Betruges, in das Verderben des falschen Smerdes mit hineingezogen wurden, die Magophonien aber wären Feste gewesen, die zum Andenken an die glückliche Abwehr der Gefahr gefeiert wurden, welche den persischen Stamm bedroht hatte. Auch das politische Benehmen des Magers während seiner Regierungszeit scheint ganz den Umständen angemessen gewesen zu sein. Auf den Beistand der Meder konnte der falsche Smerdes im Falle einer Entdeckung sicher rechnen, wenn er gerecht regierte, auch von den übrigen Völkerschaften, die bei diesem Rangstreite gleichgültig waren, konnte es als wahrscheinlich angenommen werden, daß sie im Falle der Noth zu ihm halten würden, wenn sie mit seiner Regierung zufrieden waren. Unter keiner Bedingung aber konnte seine Usurpation dem persischen Stamme genehm sein, die Perser bedrückte er daher wirklich und suchte sie durch Gewalt nieder zu halten. Im Uebrigen bemerke ich, daß das Wort, welches man darsama, darsata oder dabasma liest (cf. Rawlinson im Glossare p. 191) auf dem Felsen nicht sicher erkennbar, also auch die Bedeutung nicht gesichert ist.

Nachdem wir der größten und wichtigsten der altpersischen Inschriften eine längere Betrachtung gewidmet haben, werden wir in dem folgenden Artikel auch auf die kleineren Inschriften übergehen, und zuletzt die allgemeinen Folgerungen ziehen, die sich aus dem gesammten Material entnehmen lassen.

Fr. Spiegel.

Ilgeniana. Erinnerungen an Dr. Karl David Ilgen, Rector der Schule zu Pforte, insbesondere an dessen Reden in Erholungsstunden. — Eine kleine Anekdotensammlung von W. N. Leipzig J. C. Heinrichs'sche Buchhandlung 1853.

Seit geraumer Zeit ist dem Ref. keine Personalschilderung unter die Hände gekommen, welche sich in der Kunst rein objectiver und enargischer Darstellung mit den vorliegenden Ilgeniana (größtentheils eine Art aufgezeichneter Tischreden) messen könnte. Und doch ist diese Objectivität nicht die bloß natürliche Frucht einer rein kindlichen Anschauungsweise, sondern den Verfasser zeigt sich zugleich als scharfen Denker und geübten Psychologen, und ist in seinen Reflexionen so treffend wie in seinen Relationen. Die seltene Vereinigung dieser beiden Vor-

züge macht dieses kleine Büchlein von nur 78 Seiten, dessen Held ein schon vor vielen Jahren verstorbener Schulrector und längst veralteter Schriftsteller, überhaupt ein im Süden von Deutschland wenig bekannter Name ist, den gerechten Anspruch, in einem größeren Kreise als in dem seiner Schüler und Zunftgenossen bekannt zu werden, da er gar nicht als Lehrer, sondern lediglich als origineller Mann aus Einem Stück gehauen, als eine Natur, wie es Göthe in eminentem Sinne nennt, dargestellt ist; und eben so vielsagend als treffend auf den Helden angewendet ist das gewählte Motto aus Shakespeare: „Ich sah ihn einst; er war ein wackrer König.“ — „Er war ein Mann.“ Diesen Eindruck macht jedes seiner Worte, wohlthuend dadurch, daß der männliche Sinn mit einem höchst weichen Gemüth Hand in Hand gieng, und originell unter anderm durch eine unschuldige Antipathie gegen das „Zierliche.“ Unter der Ueberschrift „Abneigung gegen alles Kleine“ giebt der Verf. einige sprechende Beispiele (lauter Adiaphora), Aeußerungen dieses Widerwillens, die als bloße Thatsachen für komisch und amüsant, als Charakterzüge für respectabel und consequent gelten müssen. „Wie abscheulich ist es, einen Mann z. B. ein Veilchen beschmunzeln und beschnopern zu sehen, dummes Zeug! Für den Mann geziemt sich die Sonnenrose u. s. w.“ Die Cigarren verwarf er als „viel zu klein für den Mann, höchstens für spanische und portugiesische Weiber schicklich. — Es ist mir immer, als ob etwas Schlangenartiges in den Cigarrenrauchern sein müßte. Wenigstens befeuchten so viele die Cigarre vor dem Anzünden gerade wie die Schlange ihre Beute mit Geifer überzieht. — — Wie prachtvoll und sicher sind dagegen die Bewegungen der Pfeifenraucher! — — und das Ausklopfen des Kopfes erinnert an das wohlwollende Klopfen, mit welchem der Reiter sein Pferd belohnt, wenn es ihm treu gedient hat.“ Freilich Männer von gleich großer Entschiedenheit, Kraft und Wahrheit gibt es Gottlob noch so viele in Deutschland, daß dieses Lob allein nicht hinreicht, um Ilgen für einen größeren Kreis zu einer interessanten Erscheinung zu machen. Aber interessant wird er durch seine humoristische Natur, — falls man eine selbstbewußte Originalität, wie die seinige, ohne Manier und absichtliche Paradoxie sucht, wenn man den innigen Verein eines tiefen Gemüths mit rauhen Formen, eines hohen Ernstes mit zum Theil komischen Eigenthümlichkeiten in das umfassende Gebiet des Humors hineinziehen darf. Die Kunst des Erzählers erscheint nun eben darin als Meisterschaft, daß er, wiewohl von reiner Pietät und Bewunderung zu diesen Mittheilungen getrieben, Ilgens derbe Eigenthümlichkeit unverschleiert vorzuführen kein Bedenken trägt, auch wo sie über die Gränze des conventionell Erlaubten geht und vielen als Rusticität erscheinen wird, wie seine Vorliebe für die deutschen Kraftwörter, dumm, saufen, Lümmel.

Doch wir wollen lieber Ilgen und seinen Darsteller in einigen Proben selbst reden lassen; zuerst den letzteren in einer tiefgegriffenen Charakteristik. — „Indessen bin und bleibe ich der Meinung, daß in Ilgen eine durchaus poetische Natur war, die nur da, wo es auf vorwaltende Strenge des forschenden und spaltenden Gedankens und auf Pflichtübung in Alltagsgeschäften ankam, in den Hintergrund trat, aber nicht allein in seiner Beurtheilung poetischer Werke, sondern auch in seiner ganzen Auffassung der Dinge und vorzüglich da, wo er sich gehen ließ, dem nähern Beobachter fühlbar wurde. Nichts war für ihn todt; auch die gewöhnlichsten Gegenstände der leblosen Natur bewegten sich vor ihm wie lebendig und wie mit berechneter Wirksamkeit. Jeder Begriff gestaltete sich unter dem Hauche seiner Rede so, daß er Fleisch und Blut zu haben schien.“ Vgl. S. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Ilgeniana. Erinnerungen an Dr. Karl David Ilgen.

(Schluß.)

Alles, wo Ilgen sprechend angeführt wird, hat er etwas paradoxes, oft auf den ersten Anblick barockes, bizarres, tolles, aber immer mit einem tiefen Hintergrund, wie wenn er z. B. eine hochgebildete, von ihm hochverehrte Dame, an der er ein besonderes feines Gehör wahrnahm, mit einem „wilden Schwein“ verglich: „denn wo es auf die Strenge der Begriffsrichtigkeit ankommt, entgegnete er, da sind alle Einwendungen der Aesthetik Narrenspossen. Es giebt kein anderes Gleichniß, das den Begriff einer großen Gehörsfeinheit ebenso anschaulich machen könnte, wie das Gleichniß, dessen ich nie aufhören werde mich zu bedienen. Das wilde Schwein hat nun einmal das feinste Gehör in der ganzen animalischen Schöpfung. Das müssen mir die Naturforscher bezeugen. Uebrigens liebt und vertheidigt die wilde Sau ihre Jungen und so darf keine Dame, die Mutter ist, sich der Vergleichung schämen.“

S. 59 hören wir ihn behaupten: „Es giebt nichts musikalischeres als den Hund, aber er ist in der Musik mehr Theoretiker und Kritiker als ausübender Künstler,“ und nachdem dies mit launigem Ernst ausgeführt ist, heißt es weiter: „Das Heulen ist die Lyrik des Hundes. Es drückt sich darin, wenn er vor der Musik flieht, das Elegischklagende des Nervenleidenden aus, der sich den schönsten Genuß versagen muß, weil der musikalische Vortrag eine überwältigende Stärke für ihn hat.“ Und am Schluß: „Genug, wie das Bellen der prosaische und oratorische, so ist das Heulen der poetische und musikalische Ausdruck des Hundes.“

Als Philologen lernt man Ilgen aus diesen Bogen gar nicht, als Schulmann und Lehrer nur wenig kennen, desto mehr als geistreichen Gesellschafter und als mehr oder minder populären Lebensphilosophen — obschon er vor allem als Schulmeister angesehen sein wollte, als altmodischer „Rector der Schule zu Pforte“ und nicht als moderner „Director des Gymnasiums zu Schulpforte,“ wie ihn die preußische Staatszeitung lieber nannte. Doch giebt der Verf. S. 64 auch ein Beispiel, in welcher Form Ilgen seinen Schülern den Begriff des Tragischen beizubringen suchte. Schade, daß dieser Aufsatz zur vollständigen Mittheilung zu ausführlich, einer Abkürzung aber nicht fähig ist. Wir machen jedoch die Leser des Büchleins auf ihn besonders aufmerksam, weil er theils Ilgen's Redeweise und ganze Persönlichkeit höchst treu und anschaulich wiedergiebt, theils seines Humors entkleidet und in doctrinelle Form umgegossen einen durchaus richtigen Gedanken enthält. Indeß muß Ref. aus seiner Erfahrung bemerken, daß auf dem Katheder Ilgen seinen Humor nur sehr selten vorwalten ließ. Seine Vorträge waren unseres Erinnerns durchaus ernst, auch wohl trocken. Alles zu seiner Zeit, mochte wohl auch hier sein Grundsatz sein.

Dagegen kann sich Ref. nicht enthalten, noch folgende beachtenswerthe Stellen zu excerpieren. S.

24. „Die Klopſtockiſche Meſſiade iſt gerade das Gegentheil von aller Poeſie, ganz und gar das Gegentheil, ein poetiſcher Antichriſt! Denn was iſt die Aufgabe der Poeſie? Durchaus keine andre, als das Irdiſche zu verklären. Thut aber nicht die Meſſiade gerade das Gegentheil? In der Meſſiade wird das Himmliſche aus ſeiner Verklärung herunter auf die Erde geholt. Etwas Anderes ließ ſich auch nicht thun, da aus dem gegebenen Stoffe nun einmal ein Epos gemacht werden ſollte. Darum iſt es unverzeihlich, wenigſtens höchſt beklagenswerth, daß Klopſtock ſo viele Zeit und Mühe und ſo vielen Geiſt an dieſes monſtröſe Epos verſchwendet hat, das noch dazu für das Volk unlesbar iſt und von den Gebildeten nicht geleſen wird.“

Und S. 78: „Göthe iſt einer von denen, die ich admirire. Möge einer auch noch ſo Großes leiſten, ſo kann ich ihn doch nicht admiriren, wenn er nichts Andres giebt, als das, wovon ich etwas Aehnliches in mir ſelbſt vorfinde. — Ja, Göthe, der iſt etwas, das ich admiriren muß. Seine durchaus poetiſche Weltanſchauung iſt es nicht einmal für ſich allein, die ich admirire, ſondern hauptſächlich ſeine Kunſt, etwas Großes und Erſchütterndes oder etwas Schönes und Rührendes mit dem geringſten Aufwande von Worten ſo vorzuführen, daß das Bild eben ſo hell als vollſtändig und der Eindruck, den es machen ſoll, unwiderſtehlich iſt. Das iſt die Kunſt der Alten.“

Der Verfaſſer W. N. wollte anonym bleiben. Einige Local- und Perſonalkunde läßt ihn aus der „Vorbemerkung“ wohl errathen, doch fühlt Ref. keinen Beruf, ihm den ſelbſt gewählten Schleier abzureißen.

L. Döderlein.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortſetzung.)

Fr. Mayer, Nürnberg's Handel und Induſtrie mit beſonderer Berückſichtigung der Gegenwart. Nürnberg 1852.

E. Rottmann, Das bayeriſche Strafverfahren. 2. Aufl. Erlangen 1852.

M. Ruſſen, Eidgenöſſiſche Chronik, geſchrieben im J. 1482, zum erſtenmale herausg. von Joſ. Schneller. Bern 1834.

J. J. Altmeyer, Une Succursale du Tribunal de Sang. Brux. 1853.

M. Gachard, Correspondance d'Alexandre Farnèse, prince de Parme, Gouverneur général du Pays-Bas avec Philippe II. dans les années 1578 à 1581. I. partie 1578 — 1579. Bruxell. 1853.

Baron de Gerlache, Essai sur le mouvement des partis en Belgique depuis 1830 jusqu'à ce jour. Brux. 1852.

W. J. Knoop, Nederland in 1672 en 1673. Krijgskundige Beschouwingen. Hertogenbosch 1851.

E. Moſer, Der Pauperismus in Flandern. Berlin 1853.

Recueil de pièces diplomatiques relatives aux affaires de la Hollande et de la Belgique en 1830, 1831 et 1832. Vol. 1 — 3. A la Haye 1831 — 32.

Roisin, Franchises, lois et coutumes de la ville de Lille. Ancien manuscrit. Publié avec des notes et un glossaire par Brun-Lavainne. Lille 1842.

J. L. Schuer, Nederlands merkwaardigste gebeurtenissen. — Deel 1. 2. 3. Utrecht 1767.

F. Stroobant, Monuments d'architecture et de sculpture en Belgique. Publiés par Marquardt. Liv. 1—9. Brux. 1852.

H. W. Tydeman, Drie voorlezingen over de voormalige staatspartijen in de Nederlandsche republiek. Leiden 1849.

J. P. van Cappelle, Bijdragen tot de geschiedenis der Nederlanden. Haarlem 1827.

A. van Hasselt, Histoire des Belges. P. 1. 2. Brux. 1853.

J. H. van der Palm, Geschied-en redekunstig gedenkschrift van Nederlands herstelling in den jare 1813. Amsterd. 1816.

W. A. van Spaen, Oordeelkundige inleiding tot de historie van Gelderland in 1795. Deel 1 — 4. Utrecht 1801 — 1805.

Henr. van Wyn, Historische en letterkundige avondstonden. Amsterd. 1800.

N. Wies, Die Urbewohner des Luxemburger Landes und ihre Religion. Luxemb. 1852.

Acts of the government of India for the year 1850. Lond. 1850.

Rob. Bigsby, Old places revised; or the antiquarian Enthusiast. Vol. 1 — 3. Lond. 1851.

J. Brand, Observations on popular antiquities. Revised edition by H. Ellis. Vol. 1 — 3. London 1841 — 42.

John Coll. Bruce, The Roman Wall; an historical and topographical description of the Barrier of the lower Isthmus. 2. and enlarged edition. London 1853.

J. H. Burton, History of Scotland, from the revolution to the extinction of the last Jacobite insurrection (1689 — 1748). Vol. 1. 2. London 1853.

Publications of the Celtic Society:

The Book of Rights. Ed. by J. O'Donovan. Dublin 1847.

Cambrensis Eversus. Ed. by M. Kelly. Vol. I. Dubl. 1848.

Miscellany of the Celtic Society. Ed. by J. D'Onovan. Dublin 1849.

Cambrensis Eversus. Ed. by M. Kelly. Vol. II. Dublin 1850.

G. Hillier, A narrative of the attempted escapes of Charles I. from Carisbrook Castle. Lond. 1852.

Will. B. Jones and Ed. A. Freeman, The History and Antiquities of St. Davids'. P. 1. London 1852.

Lord Mahon, History of England from the peace of Utrecht to the peace of Versailles. 1713—1783. Vol. I. Leipz. 1853.

Rob. Pashley, Pauperism and poor laws. London 1852.

State-Papers, Published under the authority of his Majesty's Commission. Vol. I — V. King Henry the Eight. Part 1 — 4. Correspondence relative to Scotland and the Borders. 1473 — 1546. Vol. VI — XI. Part 5. Foreign Correspondence. 1473 — 1547. Lond. 1831 — 1852.

C. J. E. H. d'Aguila, Histoire des événemens mémorables du règne de Gustave III. roi de Suede, des Goths etc. P. 1. 2. Par. 1807.

K. Rathlef, Skizze der orograph. und hydrograph. Verhältnisse von Liv-, Esth- und Kurland. Reval 1853.

Ch. de Boudon, Lettres Lithuaniennes. Vilna 1809.

F. A. Cox, The Geology, Topography and Natural History of Palestine. Lond. 1852.

P. de Tchihatcheff, Asie mineure. Description physique, statistique et archéologique de cette contrée. Partie I. Par. 1853.

A. Rathgeber, Palästina, Land und Volk. Langensalza 1853.

Das serbische Volk in seiner Bedeutung für die orientalische Frage und für die europäische Civilisation. Leipzig 1853.

Dr. K. Andree, Nordamerika. 2. Aufl. Lief. 1 — 7. Braunschweig 1853.

Max Du Camp, Egypte, Nubie, Palestine et Syrie, dessins photographiques recueillis pendant les années 1849 — 1852. Livr. 1. 3. 4. 6. 7 — 17. Par. 1852.

W. Hough, Political and Military Events in British India from 1756 to 1849. 2 Vols. Lond. 1853.

S. Gottfr. Kerst, Ueber brasilianische Zustände der Gegenwart. Berlin 1853.

H. M. Lange, Het Nederlandsch Oost-Indisch Leger ter Westkust van Sumatra (1819 — 1845.) Deel 1. 2. Nebst Karte. Hertogenbosch 1852.

Th. Olshausen, Die vereinigten Staaten von Amerika geographisch und statistisch beschrieben. Th. 1. Kiel 1853.

T. Postans, Personal observations on Sindh; the manners and customs of its inhabitants. London 1843.

M. D. Teenstra, De Negerslaven in de Kolonie Suriname. Dordrecht 1842.

H. Ternaux, Bibliothèque américaine ou Catalogue des ouvrages relatifs à l'Amérique. Paris 1836.

R. Thomassy, De la colonisation militaire de l'Algérie. Par. 1840.

— —, Le Maroc et ses caravanes; ou relations de la France avec cet Empire. 2. édition. Paris 1845.

M. Duschak, Umriß des biblisch-talmud. Synagogen-Rechts. Olmütz. 1853.

J. Schnell, Das israelitische Recht in seinen Grundzügen dargestellt. Basel 1853.

Bernardi Bivona, Elogio storico, scritto dal figlio Andrea. Palermo 1840.

B. Boncompagni, Della vita e delle opere di Guido Bonatti, astrologo ed astronomo del secolo decimoterzo. Roma 1851.

Lorenzo Coco-Grasso, Della vita et delle opere del prof. Franc. Ferrara. Palermo 1850.

V. Cousin, Mad. de Longueville, nouvelles études sur les femmes illustres et par la société du commencement du dix-septième siècle. Par. 1853.

H. Düntzer, Freundesbilder aus Göthe's Leben. Studien zum Leben des Dichters. Leipzig 1853.

Gay, Histoire de Marie-Louise d'Orléans. Vol. 1. 2. Par. 1842.

Dr. V. Gröne, Tetzel und Luther oder Lebensgeschichte und Rechtfertigung des Ablaßpredigers und Inquisitors Dr. J. Tetzel aus dem Predigerorden. Soest 1853.

E. Guers, Vie de Henri Pyt, Ministre de la parole de Dieu. Par. 1850.

Th. Herberger, Sebastian Schertlin von Burtenbach und seine an die Stadt Augsburg geschriebenen Briefe. Augsburg 1852.

C. de Lafayette, Histoire de Madame Henriette d'Angleterre. Par. 1853.

Ch. Lanman, The private life of Daniel Webster. Lond. 1853.

Das Leben Adolph Schoders. Stuttg. 1853.

J. Maurel, Le Duc de Wellington. Esquisse historique. Brux. 1853.

Ch. Meigs, A memoir of Samuel George Morton. Philad. 1851.

Miorcec de Kerdanet; Histoire de B. d'Argentré, législateur de la Bretagne. Brest. 1852.

M. Lefrank, Die Zeitgenossen Friedrichs des Großen. Berlin 1853.

M. Ch. Nisard, Les ennemis de Voltaire. Paris 1853.

J. H. Stocqueller, The Life of Field-Marshal the Duke of Wellington. Vol. I. II. Lond. 1852.

J. W. van Sypesteyn, Het leven en karakter van Jean Baptiste Graaf Du Monceau, Oud-Maarschalk van Holland. Hertogenbosch 1852.

Rob. Vaughan, John de Wycliffe. A monography. Lond. 1853.

Eug. Forcade, Études historiques. Par. 1853.

IV. Mathematica.

Herm. Schwarz, Versuch einer Philosophie der Mathematik. Halle 1853.

Dr. Rich. Beez, Elemente der niederen Analysis. Plauen 1853.

J. F. Brarens, Bestteckbuch, enth. die Declination der Sonne von 1852 — 1864. Hamburg 1852.

Doctrina de la vision de las relaciones de los números. T. I. Madrid 1807.

V. Flauti, Osservazioni su' metodi proposti dall' illustre Lagrange per le curve inviluppi. Modena 1848.

J. B. F. Liagre, Calcul des probabilités et théorie des erreurs. Brux. 1853.

M. Poinsot, Théorie des cônes circulaires roulants. Par. 1853.

Dr. Osk. Schlömilch, Compendium der höheren Analysis. Braunschweig 1853.

J. G. H. Swellengrebel, Neun verschiedene Coordinaten-Systeme, im Zusammenhange untersucht. Bonn 1853.

Dr. A. Beer, Einleitung in die höhere Optik. Braunschweig 1853.

Duhamel, Lehrbuch der analytischen Mechanik. Deutsch von Dr. H. Eggers. Revidirt .. von Dr. O. Schlömilch. Lief. 1. Leipz. 1853.

F. Redtenbacher, Die Luft-Expansions-Maschine. Mannheim 1853.

J. Stadion, Construction der Scalen-Aräometer und Alkoholometer. Heft 1. Königsberg 1853.

E. Kopp, Kritische Blätter bes. über das neuere Bauwesen. Heft 1. Jena 1853.

A. v. Minutoli, Der Dom zu Drontheim. Berlin 1853.

E. Reusch, Der Spitzbogen und die Grundlinien eines Maßwerkes. Mit Atlas. Stuttgart 1853.

A. G. B. Schayes, Histoire de l'architecture en Belgique. T. I — IV. Brux. 1853.

Aymar Verdier et Dr. Cattois, Architecture civile et domestique au moyen âge et à la renaissance. Livr. 1 — 13. Par. 1853.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1854 Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.
Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

1) In der Sitzung am 10 December 1853 hielt Herr Rector und Akademiker Halm Vortrag über den ersten Band der von ihm und Professor Baiter in Zürich besorgten kritischen Ausgabe der Ciceronischen Reden, welche den Titel trägt:

Ciceronis orationes ad codd. cet. emendaverunt J. G. Baiterus et C. Halmius. Vol. I. Turici 1854. gr. 8.

Dieser Vortrag lautet, wie folgt:

Indem ich mich beehre der k. Akademie den ersten Band der von mir und meinem Freunde, Professor Baiter in Zürich, besorgten kritischen Ausgabe der Ciceronischen Reden vorzulegen, erlaube ich mir an diese Mittheilung einen kurzen Vortrag über den Werth und das Erträgniß der von uns neu benützten Handschriften zu knüpfen und so einen Beitrag zur Geschichte der Texteskritik der Ciceronischen Schriften zu liefern.

Außer den jetzt zur größeren Hälfte vollendeten Reden haben wir es unternommen auch die philosophischen Schriften und Fragmente mit kritischem Apparate herauszugeben. So erscheint unsere Arbeit formell als eine Fortsetzung der zweiten Orelli'schen Gesammtausgabe des Cicero, aber nicht ihrem Wesen nach; denn erstlich ist die Art der Bearbeitung eine verschiedene, indem wir es uns zur Aufgabe gestellt haben die Varianten der bedeutendsten Handschriften zu den einzelnen Stücken vollständig mitzutheilen; ist die von uns zu schaffende Grundlage einmal gegeben, dann mag immerhin später eine kritische Ausgabe des Cicero mit einer selecta varietas an ihrem Platze sein; sodann ist das Material unserer Arbeit nicht das von Orelli gesammelte, aus dessen Nachlaß fast nicht ein einziges bisher unbenütztes Stück zu gebrauchen war; der uns zu Gebote stehende neue Apparat ist von uns allein aufgebracht und die rastlosen Bemühungen und großen Unkosten, welche das Nachforschen nach neuen besseren Quellen verursachte, sind durch sehr glückliche Erfolge belohnt worden.

Was nun zunächst die Reden betrifft, so wäre es schon ein verdienstliches Werk gewesen, auch ohne neue Hilfsmittel den unendlich zerstreuten kritischen Apparat in einer Gesammtausgabe zu vereinigen und so für den allgemeinen Gebrauch nutzbarer zu machen; durch die Eröffnung neuer Quellen ist der bisherige Apparat nicht bloß beträchtlich vermehrt, sondern auch — und das betrachte ich als das wichtigste Ergebniß unserer Forschungen — hinwiederum vermindert worden, indem zu nicht wenigen Reden durch die Benützung besserer Handschriften eine große Zahl der bis jetzt bekannten als werthlos ganz oder zum größten Theil beseitigt worden ist. Nach diesen Vorbemerkungen wende ich mich zur näheren Betrachtung des ersten vorliegenden Bandes nach der Reihenfolge der Reden.

Zur ersten Rede pro Quinctio lag außer dem großen Apparate von Keller (Semestria in Ciceronem I, p. 200 sqq.) nichts Neues von Belang vor; die Rede erscheint aber durch vier zusammenhängende Fragmente von 8 Zeilen vermehrt, die in die große Lücke am Schlusse von cap. 27 gehören. Diese Fragmente, welche auch für die Beweisführung des Redners interessanten Aufschluß gewähren, hat der Rhetor Julius Severianus erhalten. Wiewohl schon Capperonnier dazu bemerkte: „Locus hic in Cicerone non reperitur, quia ingens lacuna est, ubi Tullius probat, Sextum Naevium Quinctii bona non possedisse," so sind sie doch bis auf Garatoni, der auf sie zuerst in seinen unedirten Curae secundae hinwies, der Aufmerksamkeit der Herausgeber Ciceros durch einen unglücklichen Druckfehler in der Ausgabe von Capp. entgangen; es steht nämlich im Index Auctorum: 'Cicero pro Quinctio 16. 30. 41.' statt: '16. 30. 341.' Von neuen Emendationen zur Quinctiana bemerke ich §. 30 tacuissem mallem, und §. 39 eum tum pudenter appellare nolebas.

Bedeutender ist der neue Apparat zur Rede pro Sex. Roscio Amerino. Zu dieser hatte man bisher nur die bekanntlich sehr mangelhaften Collationen der Oxforder Handschriften und die Auszüge von Steinmetz aus den Pariser, von keiner besseren eine genaue Vergleichung, so daß man noch völlig im Unklaren war, welche Lesarten auf sicherer handschriftlicher Ueberlieferung beruhen. Für die neue Ausgabe wurde benützt der jetzt in Wolfenbüttel befindliche Helmstädter Codex, die doppelte (verschiedene) Abschrift der Rede in dem cod. Salisburgensis aulicus Nro. 34 (jetzt Monac. Lat. 15734), die Ausgabe des Adam von Ambergau vom J. 1472, welche die Stelle einer Handschrift vertritt, endlich zu §. 1 — 25 der Lagomarsinische Apparat, aus welchem Niebuhr besonders eine Handschrift, den cod. Medic. Plut. 48 Nr. 26 auszeichnet. Da alle Handschriften der Rede auf eine einzige zurückgehen, wie die Lücke §. 132 zeigt, und keine bekannte über das 15te Jahrh. hinausreicht, so durfte man auch von einem neuen Apparate keine wesentliche Umgestaltung der Rede erwarten; man wird aber doch finden, daß der Text durch eine ziemliche Anzahl von kleineren Verbesserungen oder handschriftliche Bestätigung von Conjecturen [1]) beträchtlich gewonnen hat. Die wichtigeren Aenderungen aus Handschriften sind: §. 11 iudex gestrichen und factae sunt, §. 16 frequens atque in foro, §. 31 existat, §. 66 umquam (st. usquam), §. 67 commiserunt, §. 77 meministisne T. Roscium, §. 86 quaerenda causa quae adduxerit, §. 92 tu, T. Rosci, §. 116 atque st. atqui, §. 118 aut hic discipulus, §. 128 fiant, Kal. Junias (mit Tilgung der Glosse nimirum), §. 133 animi causa, §. 145 maxima tu uteris, §. 148 huius hospitiis, §. 150 reddit. Von Emendationen, die theils in den Text aufgenommen, theils in den Noten versucht sind, erwähnen wir: §. 2 si quis horum (st. si qui istorum), §. 16 Is cum, §. 17 quod sciam gestrichen nach Garatoni in dessen unedirten Curae secundae, §. 25 nobiles adlegat, ab legatis qui peterent, §. 26 nihil vor agere als Glosse zu lentius gestrichen, §. 33 mortem quae omnes cives perdiderit nach Garat. cur. sec. (vgl. das ähnliche Glossem de lege agr. II, §. 7 p. 610, 3 unserer Ausg.), §. 44 haec a te vita rusticana relegatio — appellabitur? §. 61 aut confitere te huc ea spe venisse mit Hotoman, §. 100 alia atque alia causa, §. 117 potuerint [2]), §. 141 fortunasque nostras mit Garat. Cur. sec. Die Rede war längst gedruckt, als ich in diesem Sommer durch die Gefälligkeit meines Freundes Dr. Otto Ribbeck eine sehr genaue Collation des oben erwähnten cod. Medic. Plut. 48, 26 erhielt, welche die erfreuliche

1) Diese Stellen sind §. 8 spoliis ex hoc iudicio, §. 40 die Tilgung der Worte patri non placebat? und §. 54 von cogitabat? §. 52 haec tu quoque, §. 70 a maleficio, §. 82 ibi quoque, §. 112 die Umstellung negligentia mandati, §. 137 isto bello ohne in. Die meisten dieser Verbesserungen lieferte der Helmstädter Codex.

2) Diese Vermuthung bestätigt der cod. Electoralis (aus der churfürstlichen Bibliothek) Monacensis Nr. 68, dessen Benützung mir entgangen war, weil ich die Rede schon vor meiner Zurückkunft nach München ausgearbeitet habe. Er bestätigt auch §. 78 die Einsetzung von in vor insidiis, und die Verbesserungen ii und iis §§. 74 u. 122.

Genugthuung gewährte, daß der für die Ausgabe benützte Apparat in den meisten Stellen ausreichende Hilfe gebracht hat. Die Collation wird in den Zusätzen zu dem Bande der Reden erscheinen; für jetzt bemerke ich nur folgende neue beachtenswerthe Lesarten: §. 25 ne Sullam adirent (vgl. jedoch §. 110 ad Sullam legati non adierunt), §. 68 praerupta audacia, §. 77 quotidiani victus minister, §. 111 in iis, §. 129 fehlt ipsi nach mihi, was ich schon mit dem cod. Helmst. und der Ausg. v. J. 1472 hätte streichen sollen; §. 133 hat der Cod. Tiberi nach propinquum, was aber Gloſſe aus §. 20 scheint.

Für die Geschichte des Textes der Rede ist S. 66 bei Gelegenheit der großen Lücke ein interessantes Zeugniß mitgetheilt; wir erfahren nämlich aus dem in einem Pariser Codex 7832 enthaltenen ungedruckten Commentar des Guarini aus Verona, eines Freundes und Zeitgenossen des Poggio (die Notiz verdanke ich Hrn. Prof. Mommsen), daß auch diese Rede wie die pro Murena zu denjenigen gehört, die Poggio 'ex Gallis ad nos reportaverat.' Nach anderen Nachrichten (s. Ernesti Opusc. philol. p. 159 und bes. L. Mehus praef. ad Ambrosii Traversarii Epist. Florentiae 1759 fol. p. XXXV. sq.) waren es nur acht Reden, welche Poggio zur Zeit der Constanzer Kirchenversammlung auf seinen Reisen diesseits der Alpen aufgefunden und zuerst nach Italien zurückgebracht hat, nämlich die Reden pro Caecina, in Rullum L. II. III, in Pisonem, pro Rabirio Postumo, pro Rabirio perduellionis reo und pro Roscio Comoedo. Die Notiz Guarini's erscheint aber höchst wahrscheinlich 1) durch den Umstand, daß von den Reden pro Roscio Am. und pro Murena keine der bekannten Handschriften über das 15te Jahrh. hinausreicht; 2) dadurch, daß ein Mailänder Codex (s. das Verzeichniß der codd. Tulliani der Ambrosianischen Bibliothek in Ciceronis sex oratt. partes ineditae etc. ed. A. Mai. Mediol. 1817 p. 236), der das Zeichen hat Part. inf. C, Nr. 96, außer den 8 genannten Reden nur noch die p. Rosc. Am. und pro Murena enthält, und eben so auch der cod. Med. 48, 26, nur daß in diesem die Reden pro Murena und p. Rosc. Am. am Schlusse stehen, während sie in dem Mailänder Cod. den Anfang bilden. Die Reihenfolge der 8 übrigen Reden ist in beiden Handschriften gleichmäßig die oben angegebene; so stehen sie auch in dem von Mehus a. a. O. p. XXXV beschriebenen Codex.[3]) Für die Kritik dieser Reden bleibt späterer Forschung noch eine wichtige Aufgabe zu lösen übrig, daß nämlich die Originalabschrift des Poggio aufgefunden oder wenigstens ermittelt werde, welche der zahlreichen im 15. Jahrh. gemachten Abschriften unmittelbar aus der Poggianischen geflossen ist. Dies Resultat zu gewinnen reichte unser Apparat nicht hin; man erfährt aber doch in der Mehrzahl der Stellen sicher, was handschriftlich begründet und was von den ersten Editoren theils mit Glück, theils mit Willkür geändert worden ist. Aber freilich hat in diesen Reden auch schon vor dem Beginn der Drucke die Interpolation der Italiener ein starkes Spiel getrieben. Die nach jetziger Ordnung zunächst folgende von diesen Reden, die *pro Roscio Comoedo*, wird man durch die Benützung von drei Handschriften und durch die ausgezeichnete Beihilfe, die Herr Prof. Theod. Mommsen meinem Mitarbeiter

3) Für die Geschichte ihrer Auffindung ist noch interessant, was Mehus ebendaselbst mittheilt: Orationes a Poggio inventae saepe memorantur in Poggii epistolis ad Niccolum. Nam in ep. 19: 'Scripsi ad Franciscum Barbarum rogans, ut mittat nobis orationes Tullii, quas habet meas' etc. Has ex monasterio Cluniacensi eruisse constat ex epistola eiusdem Poggii ad Niccolum, ubi: 'Mittas', inquit, 'mihi oro orationes Tullianas in papyro, et item illas, quas detuli ex monasterio Cluniacensi' etc. Hinc in epist. 51. easdem *Cluniacenses* appellat: 'orationes meas Cluniacenses potes mittere sine chartis et id te rogo' etc. Eine andere Notiz bei Mehus p. XXXX lautet: Valerii Flacci partem ex bibliotheca S. Galli erutam fuisse didici etiam ex codice chartaceo equitis ac senatoris Philippi Guadagni, qui post nonnullas epistolas Gasparini Bergomatis editas a cl. praesule Josepho Alexandro Furietto habet Ciceronis orationem contra L. Pisonem in senatu dictam, ad cuius calcem legitur: 'Hoc fragmentum repertum est a Poggio in monasterio S. Galli prope Constantiam XX milibus passuum una cum parte Valerii Flacci Argonauticon.'

bei der Herausgabe leiſtete, weſentlich verbeſſert finden. Von den Verbeſſerungen, welche die Rede durch Conjectur gefunden hat (mehrere ſtehen in den Noten vorgeſchlagen), hebe ich hervor: §. 7 haec indigesta, illae sunt in ordinem coniectae. §. 9 in codicem accepti et expensi relata et digesta habes. §. 12 tuarum tabularum fide (im Vertrauen auf deine Rechnungsbücher); vgl. §. 13. — sic petieris §. 19 animisque omnium absurdum — §. 22 ante quam locuples esset, semper — §. 38 testis arbiterque? tu, Piso. Tu enim Q. Roscium pro opera et labore etc. §. 44 non faciam, ne mihi detraham, cum illis exactae aetatis fructum . . . retribuam. §. 45 testes compararit.

Die Fragmente der Rede *pro Tullio*, welcher Baiter zuerſt ihre richtige Stellung vor den Verrinen angewieſen hat, haben durch die höchſt genaue nochmalige Vergleichung der beiden Palimpſeſten, die Keller angeſtellt hat, eine ſo ſichere diplomatiſche Grundlage gewonnen, daß ihre kritiſche Behandlung im Verhältniß zu anderen Reden ziemlich leicht geworden iſt. Doch hat ſich auch hier Gelegenheit zu einer kleinen Epikriſis ergeben. §. 28 iſt nach meiner Verbeſſerung geſchrieben: cum facit ipsa familia vim (ſt. vi) armatis coactisve hominibus, durch welche leichte Aenderung in den folgenden Worten die handſchriftliche Lesart: 'cum autem rationem init, ut ea (scil. vis) fiat' gegen die Aenderung ut id fiat geſchützt iſt. §. 29 hat Baiter glücklich hergeſtellt: unde dolo malo (ſt. unde de dolo m.), und durch die richtige Erkenntniß dieſer leichten Dittographie [4]) auch §. 30 die handſchriftliche Lesart 'necesse erat te dolo malo meo vi deiectum iudicari' vollkommen gerechtfertigt. In den von Grammatikern angeführten Fragmenten wurde zuerſt richtig erkannt, daß die von Macrobius und Diomedes angeführte Stelle eine und dieſelbe iſt, nicht zwei verſchiedene Fragmente.

4) Der ordinäre Fehler hat bei Keller (Semestria p. 306) ſo große Gunſt gefunden, daß er der einzigen richtigen Formel dolo malo ſogar nur eine beſchränkte Geltung gewähren will.

Die Verriniſchen Reden kann ich hier übergehen, da ich in einem beſonderen Vortrage (ſ. gelehrte Anz. 1853 Bd. I, Nro. 29 — 33) eine kurze Würdigung ihrer Quellen gegeben und ausführlich nachgewieſen habe, welche reiche Nachleſe für ihre Textesberichtigung die neue Collation des Vatikaniſchen Palimpſeſts und des cod. Parisinus 7774 A, und die Benützung der Originalabſchrift Niebuhrs von den Lagomarſiniſchen Collationen geliefert hat.

Die folgende Rede pro Fonteio iſt dadurch merkwürdig, weil wir von jenem größeren Stücke, das vor Entdeckung der von Niebuhr aufgefundenen Fragmente bekannt war, noch die Urhandſchrift beſitzen, d. h. diejenige, aus welcher erweislich alle übrigen noch vorhandenen Abſchriften herſtammen. Seine genauere Collation dieſer Handſchr. hat Niebuhr bekanntlich in den Oratt. pro M. Fonteio etc. fragm. (Romae 1820) p. 112 sqq. herausgegeben, aber dabei abſichtlich 'monstrosas scripturas, quibus nihil omnino subesse potest' übergangen. Mir ſtand zur Benützung eine doppelte Collation zu Gebote; 1) eine von Garatoni beſorgte, die ſich in ſeinem Nachlaſſe vorfand; ſie iſt nicht ſo genau als die Niebuhriſche, bringt aber doch die von N. überſehenen Varianten §. 17 oppugnare und §. 33 a. E. malitis ſt. maletis; 2) die Originalcollation Niebuhr's, wie er ſie an den Rand ſeines Handexemplars eingezeichnet hat. Aus ihrer Benützung ergab ſich, daß der große Mann doch Unrecht gehabt hat, wenn er glaubte, von einem Hauptcodex ſehr hohen Alters, der noch dazu die einzige Quelle des betreffenden Stückes iſt, einige lectiones monstrosae übergehen zu dürfen; denn aus mehreren übergangenen ließen ſich noch kleine Verbeſſerungen gewinnen; man vergleiche die neuen Lesarten p. 473, 4, ne quae, p. 474, 19 audienda M. Fonteius, 475, 20 Galli in M. Fonteium, 475, 25 manu M. Fontei; 473, 6 beſtätigt das Verderbniß senates die Verbeſſerung senatores; hingegen wird 472, 1 durch die Lesart sanctasaui die der Vulgata unſicher gemacht.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht über die neue Ausgabe der Ciceronischen Reden von Baiter und Halm.

(Fortsetzung.)

Ausser diesen Stellen wurde nach den Spuren der Handschrift verbessert: p. 465, 21 ex tanto numero, 468, 12 M. Fonteio, 473, 28 si non vera, at commode ficta (vergl. p. Rosc. Am. §. 54: finge aliquid- saltem commode), 475, 22 video, iudices, sed multis etc. Aber das beste verdankt die Rede dem Hrn. Prof. Mommsen, der nicht bloß mehrere Stellen in den von Niebuhr aufgefundenen Fragmenten sicher geheilt, sondern auch die verzweifelte Stelle über den Weinzoll in Gallien cap. 5 p. 468, 15 durch eine höchst scharfsinnige Verbesserung hergestellt und in einem gelehrten Excurs S. 477 vortrefflich aufgeklärt hat.

Die nächste Rede pro Caecina gehört zu denjenigen, die Poggio zuerst wieder nach Italien gebracht hat. Sie hat sich aber auch in einer deutschen Handschriftenfamilie erhalten, näml. in dem cod. Erfurtensis und in dem von Gruter benützten cod. Palat. 1525, der jedoch neben dem Erfurt. nur für die letzten Paragraphe der Rede, die durch einen Blätterausfall jetzt in dem Erf. fehlen, von Bedeutung ist. Die zahlreichen Handschriften von Paris, Mailand, München und Turin, die Keller zu der Rede verglichen hat (sie stammen wahrscheinlich alle aus der Poggianischen Abschrift), kommen neben dieser Familie wenig in Betracht; denn daß in dieser die unverfälschte Quelle der Rede, wenn auch bereits mit starken Verderbnissen erhalten ist, hat sich besonders aus den Fragmenten der Rede gezeigt, die Peyron aus einem Turiner Palimpsest herausgegeben hat. Mir ist es gelungen, von einer dritten Handschrift derselben Familie, dem bekannten cod. Tegernseensis Garatoni, zuerst eine Collation zu erwerben, die Jordan als Nachtrag zu seiner Specialausgabe der Rede herausgegeben hat. Es ist interessant zu erfahren, wie man schrittweise zur vollständigen Kunde dieser wichtigen Handschrift, die bei der Klösteraufhebung nicht mit den obigen nach München kam, gelangt ist. Die erste Notiz von ihr gab Garatoni in seinen Curae secundae zur Planciana und sodann in seiner Ausgabe der or. pro Milone, wobei man erfuhr, daß die Handschrift auch die Reden pro Caecina und pro Sulla enthalte. Die Collation dieser beiden Reden, die der Literarhistoriker Harleß für Garatoni besorgt hatte, schrieb mein Freund Hr. Prof. Theodor Mommsen in dem Garatonischen Nachlasse zu Ravenna ab, wobei sich aus demselben Codex noch zwei Fragmente von den Reden de imperio Cn. Pompei und pro Marcello vorfanden, so wie eine Collation von einem Theile der Philippischen Reden und von den Catilinarien, ohne daß sich sicher ergab, ob auch diese aus demselben Tegernseer-Codex herstammen. Durch meine Ausgabe der Rede pro Sulla in der Weidmann'schen Sammlung, die als eine wahre editio princeps wegen der ungemein zahlreichen Verbesserungen aus dem cod. Tegerns- erscheinen darf, und durch die

Notiz, die ich in meinem Programm 'Zur Handschriftenkunde der Ciceronischen Schriften' von dem Codex gegeben habe, ist man sodann zu Anfang dieses Jahres auf die Entdeckung gekommen, daß die Originalcollation von Harleß sich in Deutschland erhalten und Garatoni nur eine, wie er ausdrücklich sagt, nicht von Harleß Hand gefertigte Abschrift bekommen hat. In den Besitz dieser Originalcollation befindet sich Hr. Dr. Woldemar Harleß in Bonn, ein Neffe des Literarhistorikers. Sie ist am Rande der ersten Ernestischen Ausgabe eingetragen; durch ihre mit der größten Zuvorkommenheit mir bewilligte Benützung war es möglich die früher erhaltene Abschrift der Collation an nicht wenigen Stellen zu berichtigen und zu ergänzen, und ich erhielt sie eben noch zeitig genug, um sie noch für die Bearbeitung der or. pro Caecina zu Grunde zu legen. Bei dieser Gelegenheit erhielt ich auch zuerst die Collation der Philippischen Reden [5]), die aber in or. VIII, cap. 4 abbricht. Ob die Collation oder die Handschrift unvollständig und ob diese die gleiche mit jener sei, aus welcher die von anderer Hand gemachten und auch in ein anderes Exemplar eingetragenen übrigen Collationen herrühren, darüber findet sich in den Bänden nirgends eine Auskunft ertheilt. So weit war die Kenntniß des Codex vorgeschritten, als mein Freund Hr. Prof. Baiter mir vor kurzem das Blatt eines antiquarischen Kataloges von Edwin Troß in Paris mittheilte, auf dem eine Handschrift des Cicero aus dem XI. Jahrhundert ausgeboten stand, deren Inhalt es nicht bezweifeln ließ, daß es keine andere sei als die fast seit einem halben Jahrhundert verschwundene Tegernseer. In einem so eben erhaltenen Briefe meldet mir Baiter, daß er, nachdem die von ihm nach Paris geschickten Notizen und Proben von Varianten die Identität der Handschrift noch völlig constatirt hätten, er den Codex in Paris habe kaufen lassen und noch zur rechten Zeit einem Engländer, der über den Ankauf der Handschrift schon in Unterhandlung stand, glücklich den Rang abgelaufen habe. [6])

5) In diesen Reden gehört der Codex zu jener Handschriftenfamilie, in welcher die 5. und 6. Rede durch eine große Lücke in eine zusammen gezogen sind; er ist aber viel besser als 4 andere Handschriften derselben Familie in unserem Apparate, so daß diese jetzt wahrscheinlich ganz beseitigt werden können.

6) Späterer Zusatz. Der Codex ist jetzt zu dem Preise, um den ihn mein Freund erstanden hat, von der K. Hof- und Staatsbibliothek erworben worden und so der werthvolle Schatz wieder in seine Heimath zurückgekehrt. Wie der Buchhändler Troß versichert, so ist er aus Ungarn nach Paris mit einer Anzahl anderer Handschriften gekommen, welche die Ursprungsorte Tegernsee, Ottobeuern und Kapuziner-Kloster in Wien in den wenigen Zeichen, deren Austilgung man übersehen hatte, nachweisen. Ehe der Codex seinen gegenwärtigen Einband, welches der alte Tegernseer ist, erhielt, war er vollständiger; erhalten haben sich 160 Quartblätter in 20 Lagen, jede zu 8 Blätter; die letzte Lage hat jedoch die Nummer XXI, indem die Lage XIV ausgefallen und dadurch der Schluß der letzten Philippischen Rede und der größere Theil der or. de imperio Cn. Pompei verloren gegangen ist. Daß der Codex einst noch mehr als 21 Lagen enthielt, zeigt das letzte Blatt, das vollständig ausgeschrieben ist und mitten in einem Satze abbricht. So sehr auch dieser alte Verlust zu bedauern ist, so enthält der Codex doch glücklicher Weise mehr, als man nach den bisherigen Notizen erwarten durfte. Sein Inhalt ist folgender:

Pag. 2 — 57 Q. Aurelii Symmachi relationes = Symmachi epistolae X, 15 — 63. Die Briefe stehen in der Ordnung wie in den Ausgaben, mit Ausnahme von X, 54, der in dem Cod. der dritte Brief ist und auf X, 16 der Ausgaben folgt. Der letzte Brief hat die Subscriptio: QVINTI. AVR. SYMMACHI .VC. RELATIONES EXPLICITAE SVNT FELICITER.

Pag. 57 — 208 Ciceronis orationes Philippicae XIIII, jedoch mit dem Anm. 5 zwischen der V. und VI. Rede bezeichneten Defect. Die XIV reicht wegen des oben angegebenen Ausfalles einer Lage bis zu den Worten: sed etiam a membris et uisceribus auertit §. 25 g. E. Keine der Reden hat weder eine Aufschrift noch eine Subscriptio.

Pag. 209 — 216 Ciceronis or. de imperio Cn. Pompei von den Worten uestris iudiciis amplificatam §. 46 g. E. bis zum Schluß. Die Sub-

Doch um zur or. pro Caecina zurückzukehren, so ist der hohe und selbständige Werth des codex Tegernseensis, den der letzte Herausgeber der Rede, Jordan in seiner Commentatio de cod. Tegerns. or. p. Caec. (Lips. 1848 8.) allzu wenig gewürdigt hat, erst durch die vortreffliche Bearbeitung der Rede durch meinen Freund Baiter in sein wahres Licht getreten. Die wichtigsten Verbesserungen, welche die Rede zum größten Theil durch die geschickte Benützung des cod. Teg. gewonnen hat, sind folgende: §. 15 cum ei praesertim pecunia ... deberetur. §. 27 et se suos servos adduxisse — cui cognomen est Phormio — §. 30 quid causae opstaret (aus quid causae optaret) — §. 55 qui modo latine sciant — §. 61 si quod erit armorum iudicium — §. 65 ad istam orationem decurrunt — §. 66 fateor haec interdictum praetoris vindicavisse nach Mommsen's Vermuthung. — §. 74 bona nobis relicta sunt und fieri non potest. §. 75 fugatumque esse constat. §. 84 Sin hunc locum fugis etc., eine eben so evidente Verbesserung aus den sicheren Spuren des Teg. als §. 87 unde Telesinus? ab urbe. — §. 86 quod ego iam antea dixi — §. 87 Id adeo sic considerate und am Ende des §. et ex quo et a quo — §. 95 adscripsisse eundem Sullam in eadem lege — §. 96 quaero de te — perspicis hoc nihil esse et fateris: qua in re primum illud concedis — §. 97 C. Cottam — §. 98 quam multam si sufferre voluissent, manere in civitate potuissent. — civis Romanus deditur — §. 103 (in den Noten) ut id non minus in hac causa laborarit, ne inique contendere aliquid quam ne dissolute relinquere videretur, eine schlagende Verbesserung Mommsen's. [7])

---

scriptio lautet: FINIT. M. T. CICERONIS DE IMPERIO . GN . POMPEII . DEFENSIO AVCTORALIS.

Pag. 216 — 242 or. pro Milone mit leerem Raum für die Aufschrift. Die Subscriptio lautet: FINIT DEFENSIO. M. TVLL CICERONIS PRO MILONE.

Pag. 242 — 266 or. p. P. Sulla ohne Aufschrift, für welche leerer Raum gelassen ist und ohne Subscriptio. Ohne größeren Absatz folgt Pag. 266 — 293 die or. pro Plancio mit leerem Raum für die Subscriptio und den Titel der nächsten Rede.

Pag. 293 — 317 pro aulo caecina, wie am Rande von der Hand des Schreibers bemerkt steht. Die Subscriptio lautet: DEFENSIO . M. TVLL CICERONIS PRO . A . CECINA EXPLICIT.

Pag. 318 — 320 pro marco marcello, wie wieder am Rande der Schreiber des Codex bemerkt hat. Auf den drei noch erhaltenen Seiten reicht die Rede bis qui uero uictor pacis auctores diligit §. 15, womit die Lage XXI schließt.

7) Die Nachträge die sich durch die neue Collation des cod. Teg. ergeben haben (im Ganzen kann die frühere Collation als eine genaue gelten), werden am Schlusse des zweiten Bandes erscheinen; doch können wir uns nicht enthalten, schon jetzt in der verderbtesten Stelle der Rede §. 76 die Lesart des Cod. mitzutheilen. Hier fand sich am schmalen Rande des Harleß'schen Exemplares gar keine Variante angegeben, aber auch kein sicheres Zeichen von einer Lücke des Codex; die ungemeinen Abweichungen waren vielleicht auf einem besondern Blättchen bemerkt, das verloren gegangen ist. Um den großen Vorzug, den an dieser Stelle der cod. Teg. vor dem cod. Erfurtensis hat, anschaulich zu machen, stellen wir die Varianten beider Handschriften nebeneinander:

cod. Erf.	cod. Teg.
tu res si equos uestes si uim non in cede solum sed etiam in animo libidinis nisi cruor appareat uim non esse factam iniuris delictum esse qui prohibitus sit libidinis nisi ex eo loco ubi uestigium impresserit deici neminem posse iuris retinet sententiam et aequitatem plurimum ualere oportere libidinis uerbo ac littera ius omne torqueri uos statuite recuperatores et uiliores esse uideantur.	tu res si ec uosx est esse uim non in cedes solum sed etiam in ami libidinis nisi cruor appareat . uim non esse factam . iniuris . deiectum esse qui prohibitus sit libidinis nisi ex eo loco ubi uestigium inpresserit deici neminem posse . iuris rem et sententiam et aequitatem plurimum ualere oportere . libidinis uerbo ac littera ius omne intorqueri . uos statuite recuperatores ut re uoces uobis honestiores et uiliores esse uideantur.

Die Rede de imperio Cn. Pompei gehörte bereits früher zu den correcteſten durch die gute Recenſion, welche in der deutſchen Handſchriftenfamilie erhalten iſt. In unſerer Ausgabe iſt der kritiſche Apparat vermehrt durch die neue Collation des cod. Palat. 1525, welcher derſelben Familie angehört, und des eben genannten Tegernseensis, deſſen Fragment der Rede einige gute Abweichungen von dem cod. Erf. enthält.

Die folgende Rede pro Cluentio gehört zu den wenigen, zu denen man bereits in der Ausgabe von Claſſen einen ausreichenden Apparat beſaß. Dieſer wurde in der neuen Ausgabe nicht vermehrt, man wird aber doch in derſelben einen beachtenswerthen Fortſchritt finden, indem 1) die Haupthandſchrift dieſer Rede, der hieſige cod. Salisburgensis aulicus, neu verglichen wurde, wobei ſich mehr Berichtigungen und Nachträge ergaben als zu erwarten ſtand; 2) zum erſtenmale die zahlreichen Citate der Grammatiker und Rhetoren, wie wir hoffen, mit ziemlicher Vollſtändigkeit geſammelt, die ſeit Claſſen bekannt gewordenen Verbeſſerungen der Rede, beſonders von Madvig, und einige gute Bemerkungen in den Curae secundae von Garatoni benützt wurden.

Zu den drei agrariſchen Reden wurde außer dem cod. Erf. eine früher nicht bekannte Handſchrift der deutſchen Familie, ein Erlanger Codex, verglichen, ferner Varianten von 2 Handſchriften derſelben Familie, die Pithoeus und Torrentius excerpirt haben. Durch die Handſchrift des Torrentius iſt eine ſtarke Interpolation or. II, §. 7 pag. 611, 3 ſicher beſeitigt worden. Da die Niebuhr'ſchen Auszüge aus den Lagomarſiniſchen Collationen ſich neben dieſen beſſeren Quellen als ziemlich nutzlos erwieſen, ſo ſchien es nicht nöthig eine Handſchrift der italieniſchen Familie vollſtändig zu vergleichen. Doch ſoll in den Nachträgen zu dem Bande der Reden meine Collation des cod. Salisb., der an mehreren Stellen Verbeſſerungen giebt, die man erſt in jüngſter Zeit gemacht hat (wie z. B. or. II, §. 95 nata est arrogantia), veröffentlicht werden. Ich hätte den Codex während der Correctur der Druckbogen verglichen, wäre nicht die Rede gerade in einer Zeit gedruckt worden, zu der ich auf einer Ferienreiſe begriffen war.

Ganz ausreichend erſcheint der neue Apparat zur Rede *pro C. Rabirio perduellionis reo*, zu welcher Niebuhr die Lagomarſiniſchen Collationen vollſtändig abgeſchrieben hat, wodurch es möglich wurde, die Varianten von 14 Handſchriften mitzutheilen, deren gegenſeitige Abweichungen jedoch, da alle aus der Poggianiſchen Abſchrift ſtammen, nicht bedeutend ſind. Allein es konnten doch, ſo klein der erhaltene Theil der Rede iſt, an 14 Stellen Lesarten der erſten Orelliſchen Ausgabe beſeitigt werden, die zum größten Theile aller handſchriftlichen Begründung ermangelten.

(Schluß folgt.)

Das Ergebniß dieſer Varianten iſt: 1) wird die meiſterhafte Anordnung und Herſtellung des locus conclamatus von Madvig (zu Cic. de Finibus b. et m. pag. XLIX) durchaus beſtätigt; 2) die ſchöne Nachbeſſerung von Spengel (im Philologus II, 296) *rem et* sententiam liegt buchſtäblich vor; 3) der Codex füllt die am Schluſſe ſchon vermuthete Lücke aus. Künftig wird die Stelle in den Ausgaben lauten: Juris si haec uox est, esse uim non in caede solum sed etiam in animo, libidinis, nisi cruor appareat, uim non esse factam; si iuris, deiectum esse qui prohibitus sit, libidinis, nisi ex eo loco, ubi uestigium impresserit, deici neminem posse; si iuris, rem et sententiam et aequitatem plurimum ualere oportere, libidinis, uerbo ac littera ius omne intorqueri: uos statuite, recuperatores, utrae uoces uobis honestiores et utiliores esse uideantur.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1854 Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht über die neue Ausgabe der Ciceronischen Reden von Baiter und Halm.

(Schluß.)

Diese Stellen sind §. 2 das vierfache cum mit folgendem tum vero, §. 5 salus (st. et salus), §. 7 aut de tabulario, §. 8 concurrerint, §. 9 ab Labieno, §. 10 hoc quod ille, §. 13 crudelitate inaudita, §. 21 perditus morbo, §. 23 de se esse, §. 26 periculum capitis, §. 31 ex his omnibus und omnes hi; §. 4 las man bisher nihil aliud — quam ut; aber quam ist nur falsche Ergänzung, da quam in den Handschr. fehlt und vielmehr nisi vor ut ausgefallen ist. [8]) §. 28 fehlt in den Handschr. es nach ignarus; es war, wie die rhetorische Wortstellung verlangt, nach hospes einzusetzen. Eine schöne Verbesserung bot der codex Torrentii §. 10, wo er statt des zweiten utinam vortrefflich ut hat; aber noch treffender ist §. 20 die Verbesserung Mommsens, der in den Spuren der besten Ueberlieferung ex ede sui ancus sehr scharfsinnig die richtige Lesart ex aede Sancus erkannt hat, während die Herausgeber zwischen ex aedificiis und ex aedibus sacris schwankten.

Die meiste Arbeit haben die Catilinarischen Reden verursacht, da zu denselben ein überaus reicher Apparat zu Gebote stand; es wurde außer den früher nicht bekannten Collationen von Lagomarsini, der 25 Handschriften, worunter mehrere vorzügliche benützt hat, noch 12 andere neu verglichen, jedoch für die Ausgabe die vollständige Mittheilung des Apparates auf 19 Handschriften beschränkt. Für die Verbesserung dieser Reden ist in der letzten Zeit vieles geschehen, zumal nachdem Steinmetz zuerst den hiesigen cod. Tegernseensis und Salisburgensis S. Petri benützt, aber nach seiner verkehrten Manier aus denselben nur eine selecta varietas bekannt gemacht hatte; hingegen hat man anderseits auch wieder starke Rückschritte gemacht, indem man sich durch die glänzende Verbesserung, welche der cod. Teg. II, §. 27 durch die Lesart conivere possum (st. consulere sibi possunt) lieferte, blenden ließ und dieser sehr stark interpolirten Handschrift ein zu großes Gewicht für die Recension des Textes eingeräumt hat. Von diesem Irthum hat sich Madvig allein frei gehalten, der in seinen Opuscula academica II, 334 richtig den Satz hin-

8) Die Verbindung nihil aliud quam ist schwerlich Ciceronisch. Hand, dem diese Stelle entgangen ist, führt im Tursellinus IV, 244 zwei Stellen aus Cicero an, de imp. Cn. Pomp. §. 64, wo jetzt aus den 3 besten Handschr. (dem Erf. Tegerns. u. Pal. 1525) nihil aliud nisi hergestellt ist, und de Legibus I, §. 25, wo Baike die Vulgata nihil aliud quam in se perfecta nach den Spuren der besten Quellen (nihil aliud in se perf.) richtig in nihil aliud nisi perfecta verbessert hat. Damit fallen die erträumten feinen Unterschiede der beiden Phrasen in ihr nichts zusammen. Vgl. auch Cic. Tuscul. I, §. 57 ut discere nihil aliud sit nisi recordari, wo geringere Handschr. auch wieder quam haben.

stellte: Omninoque intelligetur, principatum in his orationibus potius ad Salisburgensem et Colonien-sem videri deferendum esse quam ad Tegern-seensem. Von keiner Handschrift dieser Familie, welche an nicht wenigen entscheidenden Stellen allein die richtige Lesart erhalten hat, hatte man bis jetzt eine vollständige Collation, sondern nur Auszüge aus dem jetzt verlorenen cod. Coloniensis, dem oben erwähnten Salzburger, sodann aus einem cod. C. Stephani und den Handschriften Lambins, der noch die meisten Lesarten dieser reinsten Quelle mitgetheilt hat (sie stehen besonders am Rande der späteren Ausgaben z. B. von 1581 u. 1584); der neue Apparat bringt zum erstenmal die vollständige Collation von 7 Handschriften dieser Familie, von 3 Münchnern und 4 Lagomarsinischen (Nro. 10. 50. 57 u. 62), unter denen der cod. Mediceus Plut. 45, 2 (= Lag. Nro. 62) an nicht wenigen Stellen noch besser als die übrigen erscheint, so daß eine ganz verlässige Collation dieser so wichtigen Handschrift noch ein dringendes Bedürfniß ist, um mit der Recension dieser Reden zu einem gewissen Abschluß zu gelangen. Daß schon jetzt ein bedeutender Fortschritt geschehen ist, werden billige Beurtheiler, wenn sie den neuen Text mit dem der nächsten Vorgänger vergleichen, nicht in Abrede stellen.

Auch für die letzte Rede, welche der Band enthält, die *pro Murena*, ist der neue Apparat ziemlich reichhaltig. Er besteht aus 2 Münchner Handschriften, dem cod. Salisburg. aulicus und Electoralis und dem cod. Helmstadtiensis in Wolfenbüttel, und aus Auszügen aus den Lagomarsinischen Collationen, in welchen wenigstens über die schlimmsten Stellen der ziemlich verderbten Rede Aufschluß ertheilt wird. Ein glücklicher Zufall fügte, daß von meinen drei Handschriften der Salisb. dem cod. Lagom. 9, den Niebuhr (s. Kleine histor. und philol. Schriften II, 220) unter den Lagomarsinischen für besonders bemerkenswerth hält, am nächsten steht, während der Helmst. offenbar der gleichen Quelle, wie der von Lambin benützte cod. St. Victoris, angehört. Dem Helmstädter Codex wurde, da er unter den vollständig bekannten als derjenige erscheint, der von der italienischen Interpolation noch am meisten frei geblieben ist und trotz seiner vielen Fehler und Nachlässigkeiten an nicht wenigen Stellen eine reinere Ueberlieferung als andere Handschriften aufweist [9]), in der Recension des Textes das meiste Gewicht beigelegt und auf seine Autorität allein mehrere neue Lesarten aufgenommen. Die wichtigsten Aenderungen aus Handschriften sind: §. 1 mihi fidei magistratuique meo — §. 6 ex urbe expulisse — §. 8 quod ab eo — §. 9 nostros etiam (ohne rivulos) — §. 11 aut hostes — §. 12 etiam vor solum gestrichen — §. 13 circumspicere — §. 20 loquor — §. 21 cum his qui in foro habitarint — §. 25 und §. 26 promulgata st. pervulgata — §. 30 Sulpici und §. 32 regem in Klammern — §. 34 vita tanti existimata est — §. 41 militaris suffragatio urbanae — c. 20, §. 41 Huius sors — §. 47 haec vor quis tulit gestrichen — §. 51 si ita de se meritum esset — §. 58 quanta in imperio — §. 60 patitur — §. 61 in imperita multitudine — praecepta huius modi — §. 67 locus tributus — §. 70 bonis viris et beneficis — §. 71 praeter eorum suffragium — §. 72 hae conquestiones (statt des sinnlosen quaestiones) — §. 83 summum furorem [10]). Es ist zu wünschen, daß auch die theils in den Text aufgenommenen theils in den Anmerkungen vorgeschlagenen Conjecturen, worunter wieder mehrere sehr glückliche von Mommsen sind, wenigstens zum Theil als eben so treffende Verbesserungen des Textes erscheinen mögen.

Aus dieser Uebersicht über unsere Leistungen in dem ersten vorliegenden Bande wird, welches Urtheil

9) Vgl. die Varianten zu p. 717, 1; 726, 23; 735, 30; 742, 6; 744, 27; 745, 1; 749, 25; die alte Schreibart poenierim und poeniui p. 742, 26. So war vielleicht auch p. 721, 28 ut in eius vita aufzunehmen, und p. 736, 25 der alte Ausdruck die posteri (vgl. Gellii Noctes att. X, 24) zu beachten.

10) Uebersehen wurde das Citat des Scholiasten zum Lucanus VI, 144: merebat] militabat, ut ait Cicero: meruisses (st. meruisse) vero in eo bello quod tum pop. Rom., i. e. militasses, wodurch stipendia §. 12 p. 721, 7 als Glosse verdächtigt wird.

auch immer über die Benützung der neuen Quellen für die Verbesserung des Textes erfolgen wird, doch sicherlich das anerkannt werden, daß ein viel verläßigeres Fundament für das Studium der Ciceronischen Reden und ihre Ausbeutung für grammatische Zwecke nunmehr gegeben ist, als man bis jetzt gehabt hat. Man würde jedoch irren, wenn man den Werth unseres kritischen Apparates für die Reden nach dem ersten Bande abschätzen wollte. Für die Verbesserung dieser ersten Hälfte der Reden lagen nur einige Handschriften von sehr hohem Werthe Werthe vor: die neue Collation des Palimpsests der Verrinen, der cod. Paris. 7774, A zur or. IV et V in Verrem, der Tegernseensis zur or. pro Caecina und mehrere Handschriften der Catilinarischen Reden. Hingegen besitzen wir für den zweiten Band zu weit mehreren Reden Handschriften vom ersten Range, nämlich den cod. Parisinus Nro. 7794 zu 10 Reden [11]) und zu den nämlichen den cod. Bruxellensis Nr. 5345, den Tegerns. zu den Reden pro Sulla, p. Plancio und pro Milone, den cod. Palatinus 1525 (= Pal. nonus Gruteri) zur or. pro Sulla, einen vorzüglichen Codex Oehlerianus zur or. pro Deiotaro, endlich zu den philippischen Reden den cod. Tegerns. und eine neue Collation des Hauptcodex, des Vaticanus, die alle früheren an Genauigkeit weit übertrifft [12]).

11) Vgl. über diesen meinen Aufsatz 'Interpolationen in Ciceronischen Reden aus dem codex Parisinus Nro. 7794 nachgewiesen' im Rheinischen Museum für Philologie N. F. Bd. IX, S. 321 ff.

12) Dieser Codex ist bekanntlich bereits von drei bedeutenden älteren Gelehrten, Faernus, Muretus und Garatoni benützt worden. Allein man war bis jetzt an vielen Stellen über die wirkliche Lesart des Cod. in Zweifel, zumal nachdem Garatoni an nicht wenigen Stellen, wo Faernus oder Muret die Lesart des Codex wiedergaben, ohne irgend eine Bemerkung die Vulgata beibehalten hat. Durch die neue Collation, die ich meinen Freunden Dr. Bursian und Dr. Otto Ribbeck verdanke, ist nicht bloß in diesen zweifelhaften Stellen die wahre Lesart des ungemein werthvollen Codex constatirt worden, sondern es ward auch eine hübsche Anzahl neuer Lesarten zu Tage ge-

Nicht minder reichhaltig ist unser Apparat für

fördert, die zur Verbesserung dieser Reden vortrefflichen Vorschub leisten. Um eine Probe zu geben, setzen wir aus der kleinen ersten Rede die theils constatirten unsicheren Lesarten, theils ganz neuen bei: Phil. I, §. 2 a. E. stehen die Worte commentaris reperiebatur summa, über welche auch die übrigen Handschr. sehr abweichen, in dem Cod. auf Rasur. — §. 5 afuisset — minitarentur (st. minarentur) — et inefarios viell. aus et in nefarios — §. 6 fehlt et vor in contionibus — §. 8 ex is, woraus ex iis zu verbessern ist, wie der cod. Teg. hat, dann fehlt M. vor Antonii — §. 9 devectus] seduectus corr. in sedeuectus — non posset ist von zweiter Hand ergänzt. — §. 10 id enim] inde enim — nec enim, wie auch or. II, §. 4 — §. 13 in re publica induceretur — adversus rem publicam (so ausgeschrieben) — §. 15 et ago et habeo Pisoni — §. 16 uellem adessem antonius von erster Hand, woraus vellem adesset M. Antonius zu verbessern ist. — §. 17 sed is temporibus — §. 18 fehlt vor Pompei das Pränomen Cn., ganz richtig, weil es auch vorher heißt: quaere acta Gracchi und quaere Sullae, und sodann: de Caesare ipso si quaereres etc. — §. 19 videturne vobis posse Caesaris acta servari — §. 20 at quae ista tertia decuria ohne est — §. 21 hat der Cod. von erster Hand: ut et de vi et maiestates damnati, wornach zu schreiben ist: ut et de vi et maiestatis damnati, vgl. §. 23: ei qui de vi, item qui maiestatis damnatus sit (auch hier hat der cod. Vat. maiestates). Nach diesen zwei Stellen erscheint auch §. 22 die Vulgata unsicher: quaestionibus de vi et de maiestate sublatis; denn da der Vat. das zweite de ausläßt, so hat es alle Wahrscheinlichkeit, daß auch hier de vi et maiestatis herzustellen ist — §. 22 quid est aliud hortari — §. 25 ac de his tamen legibus, ganz richtig statt der Vulg. de iis — tribunis plebi — antiqua ac stulta — §. 27 quippiam — habere eundem iratum — §. 29 utriusque vestrum errorem reticere — das sinnlose ea vor est autem gloria ist, wie schon Faernus bemerkt hat, Zusatz von späterer Hand — §. 30 in his rebus — offensis significarent beneficio, viell. aus offensi se significarent benef. — §. 31 potuisti aequo animo — §. 33 hat der Cod. num te, cum haec pro salute rei publ. tanta gessisses, fortunae tuae, num amplitudinis, num claritatis penituit, ohne num gloriae nach claritatis, was ganz sicher eine Glosse von num claritatis

die philosophischen Schriften[13]) und kann für diese fast als vollständig erscheinen, da er die ältesten der bekannten Handschriften bis auf wenige Stücke in neuen Collationen umfaßt; man darf aber von der Bearbeitung dieser Schriften bei weitem nicht so bedeutende neue Resultate erwarten, weil bei der Mehrzahl derselben, wie in den Academica, den Büchern de natura deorum, de divinatione, de fato, de legibus, im Timaeus alle erhaltenen Handschriften auf einen einzigen schon ziemlich verderbten und lückenhaften Urcodex zurückweisen, so daß auch die ältesten Handschriften nur selten in den schadhaftesten Stellen eine sichere Aushilfe darbieten. Doch wird es immer manigfachen Gewinn bringen, von der ältesten Ueberlieferung genaue und sichere Kunde zu erhalten.

---

2) In derselben Sitzung wurde die Angelegenheit des auswärtigen Mitgliedes Hrn. Professors Spiegel wegen weiterer Unterstützung der Herausgabe des Zendavesta gutachtlich beschieden und der Allerhöchsten Stelle dringend empfohlen.

Außer den schon früher dafür entwickelten Gründen wurde noch angeführt, daß der erste Band dieses Werkes in der gelehrten Welt den verdienten Beifall gefunden hat, zugleich aber auch ein Rival in der Person des Professors Westergead in Kopenhagen aufgetreten ist, so daß, wenn unserm Mitgliede die weitere Bearbeitung der Zendavesta nicht ermöglicht werde, der Ruhm der ersten Ausgabe dieses wichtigen Religionswerkes von Deutschland auf Dänemark übergehen würde.

Der deßhalb an Seine Majestät gestellte Antrag wurde durch königliches Rescript vom 20 Januar l. J. nach dem Gutachten der Classe beschieden.

---

ist, indem dieses Glied nach dem kräftigen num amplitudinis, num claritatis überaus matt nachhinkt, ohne eine neue Gedankenschattierung einzubringen. — §. 33 invidiosum et detestabile — §. 34 illi ipsi — utinam m. antoni — §. 35 quisquam esse etc.

13) Seit Erscheinung meines Programmes über die Ciceronischen Handschriften haben wir noch für die philosophischen Schriften erworben eine vollständige Collation des Vindobonensis (cod. Lat. Nro. 189), des cod. Leidensis Vossianus Nro. 84 und 86, des Leidensis Nro. 118, und eines Würzburger Codex der Officia aus dem X. Jahrh.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Januar 1854.

(Fortsetzung.)

Von dem Verein für hessische Geschichte und Landes-Cultur in Kassel:

Zeitschrift. Bd. VI. Heft 2. Kassel 1853. 8.

Von dem Herrn J. W. Schmitz in Köln:

Das Geheimniß der Farben. Köln 1853. 8.

Von dem Instituto historico e geographico do Brazil in Rio de Janeiro:

Revista trimensal. Tom. XV. No. 5 — 8. Rio de Janeiro 1852. 8.

Von dem Hrn. Ad. Köllner in Wiesbaden:

Geschichte der Herrschaft Kirchheim-Bolanden und Stauf. Wiesbaden 1854. 8.

Von dem Hrn. F. H. von Hagen in Berlin:

Neues Jahrbuch der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde. 10 Band. Berlin 1853. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Gregory-Gerding's organische Chemie, oder kurzes Handbuch der organischen Chemie nach der dritten Auflage der Outlines of organic Chemistry. Von Dr. med. W. Gregory, Professor der Chemie an der Universität Edinburg. Frei bearbeitet mit zahlreichen Zusätzen von Dr. Th. Gerding. Zweite Lieferung. Braunschweig 1854.

In diesen Blättern Nr. 75 haben wir schon früher die erste Lieferung des genannten vortrefflichen Handbuches der organischen Chemie besprochen. Wie es von dem unermüdeten Fleiße des Herrn Bearbeiters vorauszusehen war, liegt uns nach kurzer Zeit jetzt schon die zweite reichhaltige Lieferung vor, welcher nach einer hoffentlich nicht zu langen Unterbrechung die dritte und Schlußlieferung folgen soll. Ein in Abtheilungen erscheinendes Werk gewinnt stets in hohem Grade, wenn dessen einzelne Theile nicht durch große Zwischenräume von einander getrennt werden, und wir sind deßhalb schon von vornherein Hrn. Dr. Gerding zum Danke verpflichtet, daß er ungeachtet seiner so manigfach in Anspruch genommenen Thätigkeit als Gelehrter und Lehrer dem raschen Voranschreiten und der Vollendung dieses Werkes unausgesetzt Zeit und Mühe gewidmet hat.

Die vorliegende Lieferung trägt noch mehr den Charakter der Selbständigkeit an sich, welche der Arbeit durch den Hrn. Uebersetzer verliehen worden ist. Die Vergleichung mit dem englischen Original ergiebt die bedeutendsten Erweiterungen; sowohl die Methylverbindungen, als auch die Acetyl- und Amyl-Verbindungen (namentlich mit Metallen), besonders aber die organischen Säuren, die Fette und Farbstoffe haben eine fast gänzliche Umarbeitung und die wesentlichsten Bereicherungen erfahren.

Zur Hereinziehung der Technik hat sich dem Bearbeiter in dieser zweiten Lieferung noch reichere Gelegenheit geboten. Die Schnellessigfabrication, die dem Techniker wichtigsten essigsauren Salze, die essigsaure Thonerde, der Grünspan, das Schweinfurter Grün ꝛc. sind in besonderen von dem Hrn. Bearbeiter herrührenden Zusätzen in Beziehung ihrer praktischen Bedeutung ausführlich behandelt. Die dem Werke angefügte Tabelle der Radicale und ihrer Ableitungen, welche die Grundlagen der homologen Reihen bilden, gewähren nicht nur einen klaren Ueberblick über die zahlreichen organischen Verbindungen, sondern entwerfen überhaupt ein anschauliches Bild von der großen Manigfaltigkeit in der organischen Chemie.

Die fetten und ätherischen Oele, die Harze und die Farbstoffe, mit deren Einleitung diese Lieferung abschließt, sind nicht nur vom rein wissenschaftlichen Standpuncte aus in entsprechender Weise abgehandelt, sondern durch werthvolle praktische Zusätze ist dem Leser auch die Einsicht in ihre Anwendungen gewährt.

Ohne einer speziellen Besprechung des Werkes, welche wir uns nach dessen Vollendung mit dem Erscheinen der letzten Lieferung vorbehalten, vorgreifen zu wollen, darf hier schon vorläufig erwähnt werden,

daß Hrn. Dr. Gerding ein sehr wesentliches Verdienst in der Bearbeitung zuzuschreiben ist, und wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir mit vollster Ueberzeugung hervorheben, daß Hr. Dr. Gerding wohl im Ganzen eben so viel zur gelungenen Ausführung des großen Thema's beitrug, als der englische Verfasser selbst.

Aug. Vogel jun.

A. Grisebach, Commentatio de distributione Hieracii generis per Europam geographica. Gottingae, sumptibus Dieterichianis. 1852. 4.

Die Kenntniß der Pflanzenarten, obgleich von der physiologischen Richtung der neueren Zeit in den Hintergrund gedrängt, ist und bleibt doch in der Botanik ein ebenso wichtiges Erforderniß, als in der Literatur die Kenntniß der Sprache. Zu tadeln war nur die Einseitigkeit, mit der in früherer Zeit diese Kenntniß betrieben wurde, und zwar größtentheils von Unberufenen, deren Fähigkeit keineswegs geeignet war die Natur zu interpretieren. Im Ganzen genommen sind die Typen scharf genug ausgedrückt, um gesunder Fassungskraft verständlich zu sein. Einzelne Gattungen machen indeß Ausnahmen. Es giebt wohl keine, die da mehr Schwierigkeit dargeboten hätte, als die Gattung Hieracium. Obgleich von jeher Gegenstand sorgfältiger Bearbeitung selbst von Seiten der gründlichsten Forscher, wie eines Gaudin, Villars, Frölich, Tausch, F. und C. H. Schultz, Koch, blieb sie doch immer ein räthselhaftes Labyrinth von Formen, geeignet die Existenz des Speziesbegriffs in Zweifel zu stellen. In neuerer Zeit hat der Schwede E. Fries eine vortreffliche Monographie der ganzen Gattung geliefert: „Symbolae ad historiam Hieraciorum. Upsaliae 1848. 4.“, reich an scharfsinnigen Unterscheidungen und sorgfältigen Beobachtungen, die er während vierzig Jahren auf diesen Gegenstand gerichtet. Er bringt den Grundsatz in Anwendung: „species dabit characterem nec character speciem.“ Die Existenz von Uebergängen artlich unterschiedener Formen unter sich war ihm wohl bekannt: doch spricht er sich ebenso entschieden gegen die Annahme von Bastardbildungen (Symb. p. XXXII.) als für die Geltung des Speciesbegriffes in der genannten Gattung aus.

Vier Jahre später erschien das oben angezeigte Werk von Grisebach, welches bloß die europäischen Arten von Hieracium umfaßt. Dem Verf. stand der Vortheil großer Reisen zu Gebote. Zugleich faßte er die Art nicht bloß descriptiv, sondern auch pflanzengeographisch auf. Auch er ist gegen die Annahme von Bastardbildung. Er ändert einiges an der Behandlung der Arten, giebt seiner Darstellung eine neue Reihenfolge und trennt Hieracium staticifolium Vill. und H. intybaceum als besondere Gattungen von Hieracium.

Der Recensent hatte Gelegenheit, sich mit dieser Gattung, ihrem Formenreichthum und ihrer natürlichen Verbreitung gleichfalls auf Reisen durch eigene Anschauung bekannt zu machen. Er muß bekennen, daß seiner unbefangenen Anschauungsweise stets das Dasein von Bastardbildungen als Erklärungsgrund von räthselhaften Zwischenformen befriedigend an die Hand trat. Die Schwierigkeiten fanden sich erst, als er später es versuchte, die von ihm gesammelten Arten in Beziehungen zu bringen mit den in den Werken beschriebenen. Das Mißlingen dieser Bemühungen veranlaßte ihn, sich authentische Aufklärung von den Autoren selbst zu verschaffen.

Sowohl E. Fries als Grisebach haben mit ausgezeichneter Liberalität die Bestimmung der vom Rec. in Südbayern gesammelten und dem Herbarium boicum der k. Akademie zu München einverleibten Hieracien übernommen, und dadurch dieser Sammlung einen unschätzbaren Werth verschafft. Dem Rec. aber diente diese Bestimmung als feste Grundlage seines Urtheils über den Werth der Arten und der Kennzeichen in dieser Gattung, wofür er den verehrten Männern der Wissenschaft seinen Dank hier öffentlich ausspricht.

Auf die Autorität dieser Bestimmungen gestützt, war es ihm möglich ein sicheres Urtheil über den

Artenwerth der in Südbayern vorkommenden Formen zu bilden. Er kam zu dem Resultate, daß die wenigsten der von den Autoren angewendeten Unterscheidungsmerkmale bei allen Arten von gleicher Haltbarkeit sind, daß Merkmale, die zur Unterscheidung einer Art dienen, bei einer andern ganz unwesentlich sind, daß zwischen vielen und zwar unzweifelhaft verschiedenen Arten zwar zahlreiche, jedoch in auffallend regelmäßigen Combinationen wiederkehrende Uebergänge vorkommen, und endlich, daß bei diesen Formenübergängen sich weniger der Einfluß des Bodens und Klimas, als vielmehr das gleichzeitige Auftreten bestimmter Arten sich bemerkbar machte, so daß ihm nun die Wahl gelassen scheint, entweder z. B. Hieracium villosum und glaucum, vulgatum und glaucum und somit auch H. villosum und vulgatum als geschiedene Arten zu leugnen oder anzunehmen, daß Bastardbildungen bei solchen Hieracien existieren *). Noch ist zwar der Nachweis derselben auf experimentalem Wege nicht begründet, aber ebensowenig können auch Arten als begründet gelten, deren gedruckte Diagnosen von so zahlreichen Ausnahmen unsicher gemacht werden.

Möge es gestattet sein, die dahin gerichteten eigenen Beobachtungen zu der Kritik des in Rede stehenden Werkes in der selbständigen Form einer Monographie der südbayerischen Arten der Gattung Hieracium hier aufzuführen.

Hieracium L.

Sectio I. Pilosellae. *Hieracia scapiflora, mono-oligocephala stolonifera, scapo aphyllo, foliis integerrimis aut obsolete denticulatis. Plerisque pili glanduliferi.*

1. Hieracium pilosellaeforme Hoppe: rhizomate repente *hypogeo*, stolonibus *abbreviatis rosulatofoliatis*, involucri squamis lanceolatis acutis *manifeste imbricatis*, exterioribus *ovatis*.

H. pilosellaeforme Hoppe. Griseb. Comment. pag. 4.

H. Pilosella L. 2. Hoppeanum Koch. Synopsis.

H. algoicum Fröl. Herbar. monacense.

Auf Haiden in der Ebene auf Kies (Lechfeld, Garchingerhaide); in den Alpen auf lehmigem und mergeligem Boden an Grasabhängen zerstreut, häufiger im Algäu, westlich vom Lech nur am Gramer und am Krotenkopf bei Partenkirchen beobachtet. Blüht auf der Ebene bei 1500' im Juli, in den Alpen bei 5000 — 6000' Ende Juli bis Mitte August.

Mit Recht hat Grisebach, wie schon B. v. Hausmann in seiner Flora von Tirol S. 529, dieser Art ihren Specieswerth wieder hergestellt. Da sie sowohl auf der Haide der Niederung als auf den Alphöhen zugleich mit H. Pilosella angetroffen wird, kann sie keine durch standörtliche Einwirkung oder Klima erzeugte Abänderung sein. Doch stimmt die Diagnose Grisebach's nicht ganz mit unsern Exemplaren. Die involucri squamae interiores sind nirgends „ovatooblongae obtusae," sondern lanzettförmig und spitzig, man muß sie nur von der innern Seite, die kahl ist, betrachten.

Die Unterschiede von Pilosella sind auffallend und standhaft. H. pilosellaeforme ist viel robuster, die Blätter unterseits schneeweiß, Schaft und Anthodialschuppen immer drüsig behaart; letztere von der untersten Basis an dachziegelig sich deckend, indem die innern allmählich länger werden, während bei H. pilosella höchstens 2—3 mit ihren Spitzen die der innersten nicht erreichen.

Zwischen den Alpenexemplaren und denen der Haide ist nur der Unterschied, daß bei letzteren die Anthodialschuppen in der Mitte Drüsenhaare haben mit gelblicher Drüse und ihr Rand gegen die schwarze Mitte minder scharf absticht. Die Alpenexemplare haben dafür kurze schwarze Haare ohne Drüsen oder mit schwarzen Drüsen. Die Schuppen sehen schön weißgerandet aus und der Rand ist filziger, wodurch die Spitze stumpf erscheint. Von der Rückseite betrachtet zeigen sie sich stets spitz.

Uebergänge in H. Pilosella sind nicht beobachtet.

Variiert mit breiteren und schmäleren Blättern. Im Münchner akad. Herbar ist ein Exemplar von Schleicher aus der Schweiz, welches hieher gehört, woran die Anthodialschuppen zottig behaart sind.

2. Hieracium Pilosella L.: rhizomate *epigeo*, stolonibus *longe repentibus decrescentim remote foliatis;* involucri squamis *subuniseriatis* lineari-lanceolatis acutis v. acuminatis, extimis *lanceolatis*.

Auf Haiden, Wiesen, Neubrüchen in Mooren, ent-

*) Schon Koch hat diese Alternative gestellt in Bezug auf Hier. glaucum, bupleuroides, glabratum und villosum. Regensb. Flora. 1830. S. 150.

blößtem Boden, Kies, gemein. Geht in unsern Alpen bis 5900'. Blüthezeit Mitte Mai bis September.

Var. virescens Fries Symb. p. 2. Gräben im Lauterbacherfilz bei Rosenheim 1465'.

Variiert ferner:

Scapo furcato 2–3 cephalo; Schwabing — Berchtesgaden, 1560 — 1700'; stolonibus floriferis; Berchtesgaden 1700';

anthodio *eglanduloso*, Schwabing 1560'; Himmeleck im Algäu 5950'. Augsburg circa 1560';

anthodio *glandulifero*. Vilshofen auf Gneus 960', Garching auf Haide 1450', Grünwald bei München 1900', Moorgruben im Lauterbacherfilz bei Rosenheim 1465', Berchtesgaden 1700', Spielmannsau im Algäu 2800' (var. nigrescens Fries), Regensburg;

foliis radicalibus rotundatis: Augsburg.

3. Hieracium acutifolium Vill.: stolonibus elongatis plerumque floriferis, foliis spathulato-lanceolatis acutis glaucis subtus subalbicantibus, scapo *gracili furcato* plerumque dicephalo, rarius 1—7 cephalo, capitulis virgineis cernuis, involucris basi *rotundato-attenuatis* canescentibus, fructiferis obconicis, squamis subimbricatis *acutis*.

H. acutifolium Vill. Griseb. Comment. p. 6.

H. brachiatum Fries. Symb. p. 11.

H. bifurcum Koch ex parte sec. Griseb.

Auf entblößtem kiesigen oder kalksandigen Boden sehr selten. Auf der Zaspelau, einer Donauinsel unter Passau 870' ohne andere Hieracia am 24 Mai 1852 bl. An sonnigen Abhängen hinter Biederstein selten in Gesellschaft von H. Pilosella 1560', Kiesgrube bei Schwabing mit H. Pilosella und praealtum 1590' 19 Juni 1853 bl.

Hat dem Aussehen nach die größte Aehnlichkeit mit H. Pilosella, von dem es sich durch die schmäleren spitzen Blätter, die regelmäßige Gabeltheilung des Schaftes, die kleinern Köpfchen mit gleichfarbigen Blüthen (die bei H. Pilosella gewöhnlich unten rothgestreift sind) unterscheidet. Vielleicht Bastard von H. Pilosella und praealtum.

Variiert: involucrorum pilis brevissimis eglandulosis: Biederstein;

invol. pilis brevissimis nigris, nonnullis glandulosis: Schwabing;

invol. pilis elongatis albidis basi atris, glandulosis nullis: Passau;

invol. pilis elongatis cum glanduliferis immixtis: Bosnien um Foinizza (H. brachiatum Fries in sched.);

invol. pilis cunctis glanduliferis: Bosnien um Travnik: (H. brachiatum Fries in sched.).

4. Hieracium sphaerocephalum Fröl.: rhizomate hypogeo breviter stolonifero, stolonibus *rosulato-foliosis*, foliis spathulato-lanceolatis acutis *concoloribus* scapo adscendente subfurcato ramis submonocephalis, capitulis *nigrovillosis eglandulosis* basi rotundatis, squamis acutiusculis.

H. sphaerocephalum Fröl. Fries Symb. p. 8.

H. furcatum Hop. Koch Synops. ed. 2. p. 510.

H. hybridum Chai. Griseb. Comment. p. 7.

Auf Alpenwiesen auf Mergelboden in den bayerischen Alpen ziemlich selten (in Tirol, der Schweiz u. s. w. in den primitiven Centralalpen viel häufiger). Im Algäu am hintern Seekopf SW. 6380' am 31 Juli 1852 blühend; auf der Alpe Birwang O. 5403' am 12 Juli 1852 bl.; bei Schliersee auf der rothen Wand S. 5500 — 5834' am 17 Aug. 1851 bl.; um Berchtesgaden auf den Hirschwiesen ober Trischibel. S. 5750' am 19 Aug. 1850 bl.; am Fundensee W. 5000' am 22 Aug. 1850 bl.

Variiert 1—4köpfig. Selten stehen die Köpfchen in gleicher Höhe. Die Zweige des Schaftes sind aufsteigend aufrecht. Die Behaarung der Blätter ist auf beiden Seiten mehr oder weniger langborstig, auf der Rückseite sind dazwischen sehr kleine Sternhaare. Der Schaft ist spannlang mit 1—2 meist linearen Bracteen, von unten bis oben oder bloß oben mit langen schwarzen wagrecht abstehenden Haaren besetzt, nach oben zugleich dicht mit weißen Sternhaaren und mit Drüsenhaaren. Die Köpfe fast so groß wie bei H. Pilosella sind von dichten langen schwarzen Haaren zottig. Die Schuppen sind meist spitzig, indeß (auf der Alpe Birwang) auch stumpflich. Die Blüthen sind auf der Rückseite gewöhnlich röthlich.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

A. Grisebach, Commentatio de distributione Hieracii generis per Europam geographica.

(Fortsetzung.)

5. **Hieracium stoloniflorum** Waldst. et Kit.: stolonibus adscendentibus floriferis, foliis spathulato-lanceolatis acutis concoloribus, scapo rigido furcato vel fastigiato-ramoso, ramis elongatis, capitulis subcorymbosis, involucris ovatis basi *ventricosis*, squamis obtusis.

H. stoloniflorum Waldst. et Kit. Fries. Symb. p. 5. — Griseb. Comment. 6.

Auf entblößtem Boden, auf Neubrüchen, sowohl auf kiesigen Stellen als in Mooren zerstreut. Um München auf Isarkiesbeeten, um Schleißheim, Moosach, Ismaning, Biederstein u. s. w. (Gesammelt von mir, Brügger, Progel, Schwarzmann.) Zwischen 1400 und 1700'. Blüht im Juni.

Bei den meisten Exemplaren ist die Behaarung auf beiden Seiten der Blätter steifhaarig, am Schafte sind die Haare weit abstehend. Häufig fehlen die Stolonen. Die untersten Wurzelblätter sind zur Blüthezeit meist abgestorben, wo sie erhalten sind, sind sie verkehrt eiförmig. Die Inflorescenz ist 2—12-köpfig. Die Theilung des Schaftes findet meist in der Mitte statt, die Blüthenstiele werden gewöhnlich erst in den Verzweigungen der dritten Ordnung kürzer, die letztern haben oft kaum die Länge des Hüllkelches.

Variirt: capitulis glandulosis (genuinum Fries) Biederstein, Schleißheim und Moosach in Torfstichen, Isarkies;

capitulis eglandulosis (flagellare B. Schultz Coll. n. 46) Straßberg, Garchingerhaide;

ligulis subtus purpurascentibus. Biederstein.

Unterscheidet sich von H. acutifolium Vill. durch die Größe (Schaft bis 1' lang, während er bei diesem höchstens spannlang wird), den steiferen Wuchs, die gleichfarbigen Blätter, die in der Regel borstigere Behaarung, die meist zahlreicheren Köpfchen, die an der Basis unmittelbar über dem Blüthenstiel bauchig aufgetrieben sind, die stumpfern, meist drüsigen Schuppen.

Wenn Bastard vermuthlich von H. Pilosella ♀ und praealtum ♂. Köpfchen größer als praealtum, kleiner als Pilosella. Brügger hat davon die entschiedensten Uebergänge in H. praealtum bei der Schwimmschule um München gesammelt.

Sectio II. Auricula. *Hieracia scapiflora, subcymosa, stolonifera (stolones nonnunquam desunt per defectum), foliis integerrimis aut articulatis rosulatis.*

6. **Hieracium praealtum** Wimm. et Grab.: Rhizomate praemorso cum et absque stolonibus, foliis glaucis anguste spathulato-lanceolatis obtusculis aut lineari-lanceolatis acutis glabratis, scapo erecto gracili 1—3-phyllo non lactescente, cyma laxa, involucro ovato-conico basi subtruncato, squamis obtusis aut acutis.

Gemein auf Wiesen, Aeckerrainen, Neubrüchen von Kiesboden, Flußkiesbeeten bis zu einer Höhe von 2450'. Juni, Juli.

Diese Art ist hauptsächlich in Ansehung der Behaarung variabel. Farbe der Anthodien bald

schwarz durch vorherrschende Drüsen, bald graugrün durch Sternhaare. Die Drüsen sind schwarz oder gelb, letzteres als B. Bauhini von Grisebach bestimmt.

Der Schaft kahl in Exemplaren von Regensburg 1100′, Bilshofen auf Gneusgranit 960′ und Berchtesgaden 1700′;

oder steifhaarig: vom Isarkies bei München 1600′, feuchten Wiesen bei Aibling an den Tödtendorferkalten 1500′, Haiden an der Isarmündung bei Moos 980′.

Ebenso sind die Blätter kahl, oder mehr oder weniger behaart, fast borstig. Die Blüthenstiele manchmal bloß mit Sternhaaren (Bilshofen), manchmal bloß mit Drüsenhaaren (Berchtesgaden), meistens mit beiden zugleich. Gewöhnlich mit Stolonen, aber auch ohne solche. Oft sind die Stolonen blüthentragend. Die Anthodialschuppen sowohl sehr spitzig als ganz stumpf. — Der Schaft ist schwach gestreift.

Auf den Brachen bei Münsing zwischen Wolfrathshausen und Amerland fand ich mit ächtem H. praealtum und pratense eine Mittelform dieser beiden ohne Stolonen mit spitzen Involucralschuppen, sehr furchig gestreiftem Schaft, hellgrünen Blättern, rauher Behaarung, schwarzen zottigen Anthodien, augenscheinlich Mittelform zwischen H. praealtum und pratense und sogar diesem näher angehörend als jenem, von Grisebach als H. praealtum *β.* auriculoides bestimmt.

7. Hieracium florentinum All.: absque stolonibus, rhizomate praemorso, glabrescens, foliis lineari lanceolatis acutis glaucis concoloribus subhirsutis, scapo 1—3phyllo tenui rigido, cyma laxa cincinnifera, capitulis *minutis*, anthodiis urceolatis.

H. florentinum All. Fries. Symb. p. 25.
H. piloselloides Vill. Koch. Griseb.

Auf Kies und Steingeröll vornehmlich in Flußbeeten, z. B. in der Loisach bei Garmisch, Isar bei München, bei Berchtesgaden von Einsele in der Bischofswieserachen gefunden. Höchstes Vorkommen bei Schliersee von der Steilenalpe nach dem Schelmbergkopf SO. 3736′ beobachtet. Blüht im Juli und August.

Die Blätter fast fleischig, dunkel graugrün, kahl oder mit langen Haaren. Der Schaft selten über 1′ lang, dünn aber starr, manchmal schon von der Mitte an gablig getheilt, in der Regel aber erst oben verzweigt, mit 1—3 lanzettlichen zugespitzten Blättern, meist glatt bis zu den Blüthenstielen, die behaart sind. Die gipfelständigen Köpfchen von den wickligen Auszweigungen der Dichasien weit überragt. Die Stiele wenig drüsig behaart, meist 2mal so lang als die sehr kleinen Köpfchen, mit einigen Sternhaaren und Drüsen. Die längern Schuppen zu 12—16.

Ausgezeichnet durch die kleineren Köpfchen und die regelmäßig zwiselige Inflorescenz mit wiederholter Wickelauszweigung. Indeß in allen Uebergangsformen zu H. praealtum in Ansehung dieser Merkmale beobachtet.

8. Hieracium floribundum Wimm. et Grab.: stoloniferum, rhizomate *repente*, foliis spathulato-lanceolatis acutis glaucescentibus concoloribus utrinque glabratis margine basin versus ciliatis capitulis nigro-pilosis cymosis 3—12-floris squamis obtusis.

H. floribundum Wimm. et Grab. Fries Symb. p. 17.

Im Moore „Hoch- und Pangerfilz" bei Rosenheim 1458′, 8 Juni 1850 im Anfang der Blüthe getroffen, von v. Spitzl im bayrischen Walde gesammelt ohne nähere Angabe des Standortes.

Unsere Exemplare sind von Fries selbst als H. floribundum Grab. bestimmt. Koch hat die Exemplare aus dem bayrischen Wald für H. furcatum Hop. angesprochen.

Von H. Auricula durch die spitzen Blätter und den einblättrigen Schaft unterschieden, von H. praealtum durch das lange kriechende Rhizom. Die Blätter ohne Sternhaare mit einzelnen langen Haaren. Am Schaft ein einzelnes lanzettförmiges großes Blatt. Der Schaft steifhaarig. Blüthenstiele kurz, kaum länger als das Köpfchen. Die Schuppen der Köpfchen sind gleichfarbig dunkel, fast spitzig (Pangerfilz) oder ganz stumpf mit einem schmalen lichten Rand (bayr. Wald). Die Inflorescenz 3blüthig (bayr. W.) bis 10blüthig (Pangerfilz). Die Höhe des Schaftes gegen Fuß lang.

Vielleicht Bastard von H. Auricula ♀ und praealtum ♂.

9. **Hieracium Auricula L.: soboliferum et stoloniferum, foliis concoloribus glaucis *spathulatis rotundatis glabratis* basi ciliatis, scapo *aphyllo* erecto gracili simplici rarius furcato, capitulis paucis 1—5 *subcymosis minoribus* glabriusculis squamis obtusis.**

H. Auricula Fries Symb. p. 11.

Auf Wiesen, Haiden, Wegrändern, steinigen Orten, Entblößungen, Neubrüchen gemein, bis in die Alpen, bis 6100'. Ende Mai, Juni.

Die Stolonen immer mit an Größe abnehmenden stumpf spathelförmigen Blättern besetzt. Die Köpfchen haben meist schwarze Drüsen und einige kurze steife Haare, an der Basis auch einige weiße Sternhaare. Inflorescenz meist 2köpfig, manchmal ein blüthentragender langgestielter Zweig über der Mitte.

Variiert: monocephalum: Mieſing 5787', Fundensee 5000'.

10. **Hieracium fulgidum Heynh.: rhizomate hypogeo, stolonibus decrescentim foliatis, foliis *obovato-oblongis* rotundatis apiculatis integerrimis concoloribus glabratis, scapo valido aphyllo parum piloso, capitulis longius pedunculatis nigro villosis paucis, floribus aurantiacis, stylo *luteo*.**

H. fulgidum Heynh. „quod pro var. aurantiaca H. stoloniflori habeo. Mon. Hier. p. 24. obs. post H. aurant.“ Fries in Sched.

H. aurantiacum Griseb. in Sched.

Am Spätengundrücken im Algäu auf abschüssigen Wiesen ober der Untermädelealpe gegen Einödsberg 5000' O. 10 Juli 1849 in Blüthe. Nach Sauter auch um Gastein.

Unser Exemplar, das einzige, das ich fand, ist spannlang, hat vier ebensträußige langgestielte Köpfchen, die etwas größer sind als von H. aurantiacum. Nur die Basis der Blätter und der Schaft ist etwas behaart, und die Blüthenstiele sind mit steifen schwarzen abstehenden Haaren, mit zahlreichen weißen Sternhaaren und mit schwarzen Drüsenhaaren besetzt, ebenso die stumpfen Schuppen des Hüllkelches, nur sind da die Stern- und Drüsenhaare seltner. Am ausgezeichnetsten unterscheidet sich diese Form durch den gelben Griffel von H. aurantiacum. Mit H. stoloniflorum hat unser Exemplar nicht die entfernteste Aehnlichkeit, selbst wenn es gelbe Blüthen hätte.

Sauter hält sein H. fulgidum für Bastard von H. Pilosella ♀ und aurantiacum ♂. Auf unserm bayrischen Standort kommt H. Pilosella nicht vor, dafür aber H. pilosellaeforme. Dem Aussehen nach möchte man in unserm einen Bastard von H. Auricula ♀ und aurantiacum ♂ vermuthen.

11. **Hieracium suecicum Fries: soboliferum et stoloniferum stolonibus florigeris, foliis obovato-oblongis obtusiusculis denticulatis concoloribus glabratis basi ciliatis, scapo unifolio rigido elongato setoso, capitulis numerosis cymosis, involucro nigro piloso, floribus luteis.**

H. suecicum Fries Symb. p. 16 „omnino genuinum“ Fries in Sched.

Im Algäu ober der Untermädelealpe am Spätengundrücken am Uebergang nach Einödsberg auf steilen Wiesen 5400' O. Am 10 Juli 1849 noch nicht ganz aufgeblüht.

Grisebach hält unser Exemplar vom ächten H. suecicum durch die breitern Blätter verschieden. Fries giebt jedoch seiner Art folia obovata; die der unsern sind eher länglich. Man sieht, es ist kein Grund vorhanden, die Bestimmung des schwedischen Autors in Zweifel zu ziehen.

Obwohl das einzige von mir angetroffene Exemplar noch nicht völlig aufgeblüht ist, verräth es doch gelbe Blüthen. Nur der Hüllkelch stimmt nicht ganz mit der Beschreibung von F. wegen der zahlreichen Haare. Die Blüthenköpfchen sind viel zahlreicher (wie es scheint auch kleiner und gedrängter) als bei H. aurantiacum; übereinstimmender ist die Blattform. Die Schuppen des Hüllkelches stumpf, Schaft fast fußlang. Außerdem hat unser Exemplar zwei aufsteigende in eine Inflorescenz endigende Stolonen.

12. **Hieracium aurantiacum L.: rhizomate subterraneo sobolifero aut longe stolonifero, scapo elato foliato, foliis concoloribus spathulato- aut obovato-lanceolatis, inferioribus obtusis, superioribus oblongis acutis integerrimis aut denticulatis utrinque setulosis, scapo elato rigido patentissime setoso, superne pilis stellatis glanduliferisque, capitulis subcymosis 1—12nis**

nigro- villosis, squamis obtusis, *floribus aurantiacis*, stylo *fuligineo*.

H. aurantiacum L. Fries Symb. p. 23.

Auf Alpwieſen auf lehmigem oder mergeligem Boden 4300 — 6380'. Geht bisweilen thalwärts in engern Schluchten z. B. an der Breitach bei Riezlen im Walſerthal bis 3200' herab, bei München auf einer Iſarkiesbank bei 1560' gefunden: Büchele. Blüht im Juli und Auguſt.

Die Stolonen breiten ſich ober- und unterirdiſch aus und zeichnen ſich von den der andern Arten durch die Bewurzelung ihrer untern dem Stamme nahe liegenden Theile und das Vorkommen von Niederblättern (Schuppen) an dieſen aus. Die Behaarung iſt mehr oder weniger dicht, bald zottig, bald ſteifhaarig. Am Schaft ſind 1 — 3 Blätter, die oberſten bracteenartig. Die Gipfelköpfchen der Inflorescenz ſind meiſt kürzer als die der äußern Zweige geſtielt; die Stiele meiſt ſo lang oder kürzer als das Köpfchen.

13. Hieracium pratense Tausch: stoloniferum vel stolonibus destitutum, rhizomate *repente*, foliis concoloribus *laete-viridibus* spathulatho-lanceolatis acutis aut obtusiusculis nonnunquam in petiolum attenuatis subdenticulatis hirsutis subtus pilis stellatis raris minutisque, scapo elato rigido striato 1—3phyllo hirsuto *non lactescente*, cyma multiflora plerumque congesta, anthodiis *urceolato-ovatis*, squamis attenuatis apice obtusis.

H. pratense Tausch. Fries in Sched. Symb. p. 19 — Koch Synops. ed. 2 p. 615.

H. collinum Gochn. Wall. Griseb. in Sched. et Comment. p. 10.

H. fallax Schleich. in Sched. Herbarii monac.

Auf Wieſen unſeres Oberlandes von München an, häufiger erſt in der Voralpenzone. Von Lindau, über Kempten, bis in die Gegend von Roſenheim. Zwiſchen 1370 und 2800'. Blüht im Juni (etwas früher als praeltum.)

Die Blätter beiderſeits hell gelblichgrün; die an der Baſis des Stengels in einen mehr oder weniger deutlichen Stiel verſchmälert, meiſt aber neben den Nerven noch einen Parenchymrand zeigend. Die Blätter des Schafts halbumfaſſend, lanzettlich.

Der Schaft $1\frac{1}{2}$ — 2' lang. Die Inflorescenz gewöhnlich ſehr reichhaltig und gedrängt; manchmal iſt der Schaft gegen oben gabeltheilig. Die Behaarung des Schaftes aus langen Haaren ohne Sternhaare, oben mit abſtehenden langen ſchwarzen Haaren, einzelnen Sternhaaren und Drüſen, beide zahlreicher an den Blüthenſtielen. Die Hüllkelche ſchwarzbehaart und mit Drüſenhaaren, ziemlich klein. Die Achenen ſchwarzbraun.

Eine ausgezeichnete ſchon von Weitem durch helle Farbe der Blätter, ſteifen Wuchs und dunkle Hüllkelche kenntliche Art. Fette Exemplare haben buchtig gezähnte Blätter.

14. Hieracium cymosum L.: rhizomate praemorso absque stolonibus, foliis lanceolatis basi attenuatis acutiusculis, scapo rigido elato 1—3phyllo sulcato-striato hirsuto *lactescente*, cyma umbelliformi composita pedunculis albo-villosis, capitulis minoribus involucris *elliptico-ovatis* in pedunculum attenuatis *albo-villosis in vivo flavicantibus*, sqamis obtusis.

H. cymosum L. Fries Symb. p. 60 „verum H. cymosum L.“ Fries in Sched.

Auf dürren Hügeln und Felſen (Kalk, Grünſand, Gneiß, Granit) in Südbayern bloß längs der Donau. Landshut ſcheint der davon entfernteſte Punct ſeines Vorkommens. Häufig um Paſſau, Vilshofen und Regensburg. Obere Gränze 1400'. Blüht im Juni.

Die Blätter bald breiter (länglich-lanzettlich), bald ſchmäler. Ihre Farbe iſt minder lebhaft grün als bei H. pratense. Die Behaarung an der ganzen Pflanze ausgezeichnet. Am Schaft Borſten-, Drüſen- und Sternhaare. An den Blattſtielen lange gelbliche (im Trocknen weiße), an ihrer Baſis manchmal ſchwärzliche Haare mit ſehr zahlreichen Sternhaaren, manchmal ſogar bloß Sternnhaare; am Köpfchen ſehr zahlreiche lange Haare meiſt ohne Drüſenhaare.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

A. Grisebach, Commentatio de distributione Hieracii generis per Europam geographica.

(Fortsetzung.)

Die Inflorescenz besteht aus zahlreichen 12—18 langgestielten doldenförmig gruppierten Cymen. Die Köpfchen sind sehr klein, die Hüllkelche oval, beiderseits verschmälert, um die Mitte von größtem Durchmesser.

Sowohl von Grisebach als Fries sind unsere Exemplare als die ächten der Art anerkannt worden. Indessen weichen sie von der Definition des letztgenannten Autors (Symb. p. 40) hauptsächlich ab durch die Drüsenhaare, die elliptischen Hüllkelche, die stumpfen Schuppen. Meine Beschreibung ist lebenden Exemplaren von Vilshofen entnommen.

Sectio III. Glauca. *Eglandulosa, foliis basilaribus rosulatis, caule folioso pauciflore, foliis integerrimis aut repando-dentatis.*

15. Hieracium villosum L.: caule folioso 1—5cephalo, foliis subintegerrimis undulatis, basilaribus spathulato-lanceolatis obtusis in petiolum attenuatis, caulinis cordato- aut ovato-lanceolatis lanceolatisve semiamplexicaulibus, pedunculis eglandulosis stellato-puberulis, capitulis magnis, squamis acutis v. acuminatis *laxissimis exterioribus patentibus majoribus bracteiformibus*, stylo luteo demum fusco.

H. villosum L. Fries. Symb. p. 50.

Eine auf Felsen, auf steinigen Wiesen und Abhängen in den Alpen sehr verbreitete Art zwischen 5100 und 6800′ Höhe. Juli. August.

Variat.: A. Indumento:

a. totum villosum, anthodio albo-villoso nitore sericeo. — Genuina species autorum.

b. foliis glabratis, anthodio villoso. — H. scorzonerifolium Griseb. (Villarsii potius ad H. dentatum Hop.). — H. villosum semiglabratum Fries in Sched. Symb. p. 51. — H. vill. β. glabrescens F. Schulz. Archives. p. 178. Bloß auf den Alpen um Berchtesgaden, und zwar daselbst an verschiedenen Puncten, aber immer einzeln beobachtet, zwischen 4574 (N.) und 6121′, auf Kalk, Hornstein, Mergel.

c. subglaberrimum: pilis simplicibus rarissimis in foliis, stellatis in caule sub capitulo, cum simplicibus in involucro laxe adspersis. — H. villosum γ. subglabrum Schultz Archives p. 228. — Im Algäu ober der Hierenalpe gegen die Gottesackeralpe 4963′ auf oolithischem Kalk mit H. villosum genuinum und H. dentatum. Mit der vorigen Form Uebergänge bildend.

d. ligulis glabris et ciliatis. Die ligulae sind meistens glatt, aber gewimpert an ächten Exemplaren vom Miesing, Mergel 5787′, vom Wendelstein 6571′, vom Schönfeld am Hanauerlaubl 6121′ und den Hirschwiesen ober Trischibel 6100′, bei Berchtesgaden.

B. Foliorum forma:

a. foliis basilaribus longepetiolatis obtusis, caulinis cordatis. — H. villosum var. elatum Fries in Sched. Eine Form, die sich häufig in den Alpen wiederholt; die untern Stengelblätter (oder den Wurzelblättern) sind lanzettförmig, an der

Basis herzförmig, die obern sind herzförmig und zugespitzt.

b. foliis basilaribus spathulato-lanceolatis sessilibus, caulinis lanceolatis. Specimina plerumque monocephala. Brandjochkamm und Schellschlicht bei Garmisch bei 6100′. Benedictenwand, Torenerjoch und Ursenloch bei Berchtesgaden (5300 und in enger Thalschlucht 4000′).

C. Foliorum caulinorum numero 2—10.

In keinem Falle aber sind bei dieser Art, wie auch bei der folgenden, Drüsenhaare beobachtet worden.

16. Hieracium dentatum Hop.: caule folioso monocephalo rarius 2—5cephalo, foliis rosularibus spathulato-ellipticis aut obovato-lanceolatis in petiolum acuminatis repando-dentatis aut integerrimis, caulinis ovatis aut cordatis acuminatis, aut lanceolatis acutis decrescentibus summis bracteiformibus, capitulo magno, squamis acutis *erectis* stylo fusco, acheniis nigro-fuscis.

H. dentatum Hop. Fries Symb. p. 53.

Auf Felsen, steinigen Abhängen der Alpen minder häufig als die vorige Art, zwischen 5100 und 5800′. Blüht im Juli und August.

Die wichtigsten Unterschiede von H. villosum, dem es durch Uebergänge nahe angränzt, sind die etwas breitern und dabei kürzern meist gezähnten Wurzelblätter und die aufrechten angedrückten Anthodialschuppen. Auch die Farbe ist bisweilen etwas lebhafter grün. Vorherrschend findet man einköpfige Exemplare. Die Blätter sind bisweilen tief eingeschnitten gezähnt wie die von H. murorum (z. B. von der Oberlahneralpe) und bilden Uebergänge zu H. incisum. Dabei sind sie spitzig oder stumpf, am Stengel zu 2—5. Der Stengel spannlang bis zu 1′, gestreift, schlank, etwas hinundhergebogen.

Variirt sehr in der Behaarung. In der Regel sind die Köpfchen weißzottig, und haben bloß dichte lange weiße Haare mit schwarzer Basis. Am Stengel sind Sternhaare und einfache lange. Die Blätter sind beiderseits mehr oder weniger zottig, besonders an den Blattstielen.

Die Varietäten nach der Behaarung sind:

β. semiglabratum: foliis glabratis, anthodiis villosis. — H. glabratum Griseb. ex parte nec Fries. — „H. dentati mera varietas“ Fries in Sched. — Um Berchtesgaden.

γ. floccosum: foliis pilosis, anthodiis floccosis villo parco. — H. glabratum Griseb. in Sched. ex parte, nec Fries. — H. dentatum var. Fries. Die Sternhaare nehmen auch am Stengel sehr überhand. Uebergangsformen zu H. glaucum. Auf den Alpen um Berchtesgaden.

δ. subglaberrimum: absque pilis elongatis in caule foliisque; involucro nigro-viridi pilis stellatis et rarissimis simplicibus. — H. bupleuroides β. Schenkii Griseb. in Sched. — Unter dem Gamsangerl bei Mittenwald bei 5164′.

17. Hieracium glaucum: caule elongato gracili simplici aut ramoso ex infimo simpliciter paniculato, foliis radicalibus subrosulatis *linearibus vel spathulato-linearibus* acuminatis in basin dilatatam amplexicaulem sensim angustatis integerrimis aut denticulatis; caulinis lanceolatis, lineari-lanceolatis aut linearibus decrescentibus summis squamiformibus numerosis, capitulis mediocribus squamis imbricatis angustatis apice obtusiusculis, stylo fuscescente.

Die vielgestaltigste Art in Ansehung der Blattform, Verzweigung und Behaarung. Die Blätter sind vom Linienförmigen bis zum Lanzettlichen, meist lederartig, graugrün, ganzrandig oder auch schwach buchtig gezähnt; die Wurzelblätter immer an der Basis scheidenförmig erweitert. Der Stengel ist entweder einköpfig, oder über der Mitte gablig getheilt und jeder Zweig einköpfig, oder rispig verzweigt, häufig schon vom Grunde aus, und dabei flachgipflig oder pyramidal, mit aufrechten oder sparrig abstehenden immer fast einköpfigen Aesten, bis zu 15 Köpfchen, wodurch habituell eine auffallende Verschiedenheit erzeugt wird. Doch sind sie durch alle Uebergänge verbunden. Ebenso ist die Behaarung verschieden.

Die gewöhnliche Form derselben ist ganz glatt außer einigen Sternhaaren an den Anthodialschuppen. — H. glaucum Fries in Sched. et Symb. p. 82. — H. Wildenovii und H. bupleuroides Griseb. in Sched.

Auf Kiesbeeten von Flüssen und Felsen, auf Kalk und Dolomit, von 1600′ bis 4864′. Blüht vom Ende Juni bis August.

β. semivillosum: anthodio villoso nec floccoso, foliis cauleque glabris; squamis invol. plerumque acutioribus. — H. glabratum Fries. Symb. p. 49. Griseb. in Sched. (Comment. ex parte.)

An Felsen 3500 — 5700′ zerstreut auf Kalk und Mergelstein. Blüht im August.

γ. villosum: caule hirsuto, foliis anthodiisque dense villosis. Sehr lange weiße Haare wie bei H. villosum, allein sehr schmale linienförmige Blätter. Die stumpflichen Spitzen der Involucralschuppen, die schmalen an der Basis erweiterten Blätter unterscheiden es von H. dentatum.

Auf der Roth (Kohrspitze) bei Ammergau in der Knieholzregion bei 5800′ am 20. Aug. 1853 in beginnender Blüthe von Molendo gesammelt.

Drüsenhaare, wie sie Grisebach bei H. Wildenovii und bupleuroides angiebt, sind mir an vielen hundert Exemplaren, die ich von dieser Art in allen Formen untersucht habe, nicht vorgekommen. Ebenso wenig vermochte ich einen standhaften Unterschied zu entdecken zwischen H. bupleuroides und glaucum, da ihre angeblichen Merkmale unter sich in einer Combination ohne Gränzen sich befinden.

18. Hieracium staticifolium Vill.: foliis radicalibus numerosis linearibus aut spathulato-linearibus acutiusculis paucidentatis aut subintegerrimis glabris, caule paucifolio scapiformi rigido simplici aut diviso ramis 1—7 monocephalis glabris sub capitulo floccosis squamatis, involucro cano-floccoso, squamis acutis imbricatis, floribus desiccando *virentibus*, stylo luteo, pappo *sordide albo*.

H. staticifolium Vill. Fries Symb. p. 78.

Chlorocrepis staticifolia Griseb. Comment. p. 75.

Am Kiesbeet von Alpenflüssen verbreitet, seltner auch auf Felsen z. B. im Algäu bei Hinterstein gegen die Willersalpe auf Dolomit 3712′, um Berchtesgaden bei Trischibel auf Kalkmergel sogar bei 5000′, auf der Königsthalalpe daselbst bei 4760′. Am Illerkies bis Ulm, am Lechkies bis Augsburg, am Isarkies bis Landshut, am Innufer bis Kloster Gars unter Wasserburg verbreitet (1250′). Blüht im Juni und Juli.

Was die Art vor allen Hieracien auszeichnet, ist das Grünwerden der Blüthen beim Trocknen, nur H. porrifolium soll bei übler Behandlung eine Annäherung zu dieser Eigenschaft verrathen, zu welcher Art in der Schweiz Uebergänge von dieser vorkommen sollen.

Grisebach hat eine neue Gattung aus H. staticifolium gemacht. Ihren Unterschied von Hieracium bezeichnet er: „Achenium ecostatum sexstriatum, striis exaratum.“ Bei Hieracium nennt er das Achenium 10 — 13 costatum. Ich weiß nicht, was für ein Unterschied zwischen striis exaratis und costis existiert. In Wirklichkeit zeigt die Berippung von H. staticifolium keinen Unterschied von ächten Hieracien z. B. von H. glaucum; ebenso wenig sind bloß 5 Rippen oder erhabene Streifen vorhanden, sondern 5 große und 5 kleinere oder 10 gleiche, je nach dem Alter und dem Trocknen.

Will man auf die Farben der Corollen im Trocknen einen Gattungscharakter gründen, dann muß man auch bei Campanula, Gentiana, Cytisus, Orobus, Primula u. s. w. neue Gattungen machen.

Sectio IV. Vulgata. *Typice ramosa, foliis basilaribus rosulatis superioribus parum numerosis, aut basilaribus sub anthesi emortuis superioribus numerosis (caule folioso), pedunculis et involucris nunc glandulosis nunc eglandulosis pilosis; foliis petiolatis dentatis aut subintegerrimis, capitulis mediocribus ligulis glabris aut subciliatis.*

Zwei Typen werden an fast jeder der einzelnen Arten dieser Gruppe beobachtet. Entweder rosettenartig gehäufte Wurzelblätter mit blattarmem Stengel oder zur Zeit der Blüthe ohne Wurzelblätter mit zahlreichen Stengelblättern, ähnlich wie bei der Gruppe der Hieracia umbellata, bei welcher ebenso auch der erstere Typus vorkommt nur mit dem Unterschiede, daß er bei dieser der untergeordnete ist, während bei der Gruppe Vulgata er vorherrscht.

19. Hieracium laevigatum (Wild.?) Griseb.: caule striato e medio ramoso oligocephalo 2—3phyllo superne floccoso eglanduloso; foliis glaucescentibus basilaribus rosulatis *anguste lanceolatis* acutis in *petiolum villosum* acuminatis remote sinuato-dentatis, caulinis angustioribus erectis subsessilibus aut in petiolum semiamplexicaulem attenuatis, pedunculis superne squamosis, capitulis longe pedunculatis mediocribus, involu-

cro floccoso pilis raris brevibus simplicibus absque glandulis, squamis lanceolatis obtusiusculis imbricatis, longioribus 13 — 20, ligulis glabris, stylo fuscescenti-luteo, acheniis laete rufescenti-helvolis.

H. laevigatum Griseb. Comment. p. 39 non Koch.

H. saxatile Hop. in herb. Ratisb.

H. bifidum in Sched. non Koch.

H. glauco-vulgatum F. Schultz. Archives p. 178.

Auf den kiesigen Abhängen um die Menterschwaige bei München mit H. glaucum, vulgatum, ramosum. In den Alpen an steinigen Abhängen hier und da in Vorarlberg, Scharnizthal, Achensee, Bad Kreuth, Kaisergebirge u. a. a. O. (1700 — 2980').

Zwischen H. vulgatum und glaucum, immer an die Gegenwart dieser beiden Arten gebunden, deren letztere möglicherweise der Vater, erstere die Mutter ist, indeß mit gut ausgebildeten Samen und sehr constant in seinen Formen angetroffen. Die Inflorescenz ganz wie bei H. glaucum, 1—7köpfig.

20. Hieracium caesium Fries: caesium, caule erecto subaphyllo oligocephalo, foliis basilaribus rosulatis lanceolatis (aut ovatis Fries) *obtusiusculis basi rotundata* profunde incisis, margine subtusque plus minus villosis, petiolo laminam aequante villoso, folio caulino nullo aut 1 — 2 petiolo brevi, pedunculis patulo-erectis canescenti floccosis pilis parcis simplicibus subeglandulosis, capitulis glabriusculis, anthodio pilis stellatis canescenti eglanduloso basi pilis simplicibus, squamis aequalibus attenuatis acutiusculis (aut obtusis: Friesio subobtusis) stylo fuscescenti.

H. caesium Fries. Symb. p. 112.

H. glauco-murorum F. Schultz. Archives p. 178.?

An steinigen Abhängen auf Kiesbeeten, auch auf lehmigem Boden z. B. am Abhange zwischen Föhring und Bogenhausen bei München. 1600 — 5300'. Blüht im Juli.

Die Exemplare, welchen ich diese Diagnose entnehme, sind vom Isarabhang bei Föhring. Hierher dürfte wohl auch ein Exemplar von der Menterschwaige 1720' gehören, welches breitere Blätter, längliche gestielte Stengelblätter, größere Blätter und stumpfe Schuppen hat (H. caesium Griseb. in Sched.). Desgleichen eine Var. foliis inciso-dentatis caulinis numerosis vom Isarkies: Molendo.

Hingegen scheinen andere Exemplare, die Grisebach als H. caesium Fr. bestimmt hat, andern Arten anzugehören. So stimmen unter andern Exemplare zwischen der Oberlahneralpe und dem Fundensee (N. 4657' vom 22 Aug. 1850) so vollkommen mit Ausnahme der Griffelfarbe mit ächten Exemplaren von H. ramosum (Kit.?) Griseb. überein, daß man sie ohne den Griffel, der dabei dunkelbraun ist, nicht unterscheiden kann.

Dafür müssen wir eine Form mit gelbem Griffel hieherbringen, welche Grisebach gegen seine Diagnose als H. vulgatum β. medianum bezeichnet, Fries aber zu H. incisum gebracht hat. Es ist im Algäu ober dem Salzbühl ober der Bieberalpe gegen die Rappenschäfalpe bei 5300' Höhe in westlicher Exposition am 27 Juli 1849 nahe dem Verblühen gefunden worden; mit diesen stimmen andere von Grisebach als H. caesium anerkannte Exemplare vom Zeiger im Algäu auf Mergelschiefer, die indeß noch nicht blühten, befriedigend überein.

Noch ein anderes von Fries als H. caesium bestimmtes Exemplar mit dunkel blaugrünen Blättern und schwärzlichen Hüllkelchen gehört nach der Ansicht von Fries zu H. vulgatum, jedoch fehlen ihm die Drüsenhaare am Anthodium.

Während ich bei H. laevigatum eine Bastarderzeugung von H. glaucum und vulgatum vermuthe, scheint mir statt vulgatum hier murorum im Spiele zu seyn.

21. Hieracium atratum Fries: caule subfolioso oligocephalo foliis basilaribus rosulatis oblongis aut lanceolatis acutis *in petiolum attenuatis* plus minus dentatis, caulinis 1 — 4 acuminatis lanceolatis petiolatis, capitulis 1 — 3 longe pedunculatis e bracteis linearibus, pedunculis subeglandulosis floccoso-canis cum pilis simplicibus basi nigricantibus, involucro e pedunculo incrassato *ventricoso* atroviridi squamis subglandulosis parce floccosis nigro-pilosis valde *attenuatis*, ligulis subglabris, stylo fusco.

H. atratum Fries in Sched. Symb. p. 105.

H. laevigatum Griseb. in Sched.

H. canescens Griseb. in Sched.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

A. Grisebach, Commentatio de distributione Hieracii generis per Europam geographica

(Fortsetzung.)

Auf steinigen Abhängen, Kalk, Dolomit, Kalkmergel, in den höhern Alpen selten. Am Muttenkopf und auf Obermädele im Algäu, am Wetterstein bei Garmisch und Karwendel bei Mittenwald. Zwischen 5600 und 7000′. Blüht im August.

Theilt mit H. incisum den Wuchs, hat aber in den Stiel verschmälerte Blätter. Manchmal sind diese buchtig-, manchmal tief eingeschnitten gezähnt. Die Köpfchen sind größer als bei H. murorum, die Hüllschuppen auch ohne Behaarung dunkelgrün, dabei ausgezeichnet zugespitzt. An einem Exemplare vom Wetterstein sind die Blüthchen deutlich an den Zähnen gewimpert. Die Variabilität der Beblätterung ist wie bei H. vulgatum: zahlreiche Wurzelblätter und wenige am Stengel — und umgekehrt.

Es steht zwischen H. villosum und vulgatum wie unser laevigatum zwischen glaucum und vulgatum.

Grisebach hat ganz und gar identische Exemplare sehr verschieden bestimmt, einige als canescens β. monocephalum, doch hielt er diese Bestimmung für problematisch.

22. Hieracium ramosum Kit.: caule elato folioso corymboso-paniculato 1— 30cephalo, foliis basilaribus modo rosulatis, modo sub anthesi nullis, petiolatis oblongis utrinque acutis, superioribus oblongo-lanceolatis aut lanceolatis 3 — 15, pedunculis erectiusculis cano-floccosis subeglandulosis, capitulis mediocribus anthodiis *cano-viridibus subeglandulosis* simpliciter et floccoso- pilosis aut glabratis, squamis imbricatis attenuatis acutiusculis, *stylo subluteo* (!).

H. ramosum Kit. Griseb. in Schedulis. Comment. p. 45. — Fries Symb. p. 114.

H. angustifolium Gmel. Flor. bad.

An felsigen oder steinigen Abhängen, auf Kies zerstreut in Südbayern zwischen 1600 und 5000′. Wie Grisebach sehr richtig bemerkt, früher als H. vulgatum, nämlich bei uns um München schon Mitte Juni blühend.

α. genuinum: foliis rosularibus nullis, caule inciso-serrato oligocephalo, involucro eglanduloso. — H. ramosum Griseb. in Sched. et Comment. p. 45. — Bei der Menterschwaige um München, um Garmisch am Kies der Loisach (ganz übereinstimmend mit den Menterschwaiger Exemplaren, von Grisebach als H. caesium bestimmt); in Oberschwaben.

β. rosulatum: foliis basilaribus nonnullis rosulatis, involucro nonnunquam glanduloso (sed stylo luteo) panicula subcorymbiformi polycephala. An waldigen Abhängen zwischen Partenkirchen und Mittenwald 2600′: Molendo. Am Einödsberg im Algäu bei 5000′.

H. ramosum unterscheidet sich durch drüsenlose Köpfchen, gelbe oder braungelbe Griffel, frühere Blüthezeit ganz schön von H. vulgatum, dabei sind die Achenen röthlich schwarzbraun, die Blätter ziemlich freudig grün. Allein diese Merkmale sind nichts weniger als constant, bald geht das eine, bald das andere in das von H. vulgatum über, wie zwei merkwürdige Formen verrathen. Die eine von der Oberlahneralpe (von Griseb. als H. caesium bestimmt) zeigt die vollständigste Uebereinstimmung mit den Menterschwaiger Exemplaren des H. cae-

sium bis auf den Griffel, deſſen Farbe dunkelbraun iſt. Man müßte entweder von der frappanteſten Aehnlichkeit in Form, Behaarung und allen habituellen Merkmalen vollkommen Umgang nehmen, um dafür einem willkürlich gewählten Merkmale ausſchließliche Geltung zu geben, wollte man in dieſer Form das H. ramosum verkennen, oder zugeſtehen, daß ramosum und vulgatum keine ächten Arten, oder endlich gar eine neue Art annehmen, indem man für jede der 4 Combinationen, die ſich aus den Merkmalen „drüſenloſe und drüſenfreie, gelbe oder braune Griffel" ergeben, ein Artenrecht in Anſpruch nimmt. So gut indeß Griſebach bei H. umbellatum (Comment. p. 49) die Variabilität der Griffelfarbe anerkennt, ebenſo gut kann ſie auch hier ihre Geltung haben, und Griſebach hat ſie auch wirklich in der Beſtimmung einer andern verwandten Form berückſichtigt, indem er die zweite Form jener oben erwähnten merkwürdigen Formen zu H. caesium zog, ein Exemplar mit braunen Griffeln vom Spätengundrücken (Einödsberg im Algäu), welches ich meinerſeits für ein H. vulgatum mit Anthodien ohne Drüſenhaare betrachten möchte.

23. Hieracium vulgatum Fries: caule robusto folioso laxe fastigato-paniculato foliis basilaribus aut rosulatis aut nullis petiolis oblongis v. lanceolatis *utrinque acutis* plus minus grosse sinuato-dentatis, caulinis 2 — 10 decrescentibus breviter petiolatis aut sessilibus panicula laxa corymbifera multiflora, ramis patulis, pedunculis cano-floccosis cum pilis glanduliferis, capitulis viridibus aut nigricantibus, squamis imbricatis attenuatis medio nigricantibus *glanduloso-pilosis*, ligulis glabris, *stylo fuligineo*.

H. vulgatum Fries. Nov. 2. pag. 258. — Symb. p. 115. — Koch Synops. 2. p. 521.

In Wäldern, an Waldrändern, auf Schlägen, Wieſen, ſelbſt Moorwieſen, an Abhängen, mit beſonderer Vorliebe für Lehmboden bis zu einer Höhe von 5400'. Blüht im Juli und Auguſt.

Die wichtigſten hieher gehörigen Formen ſind:

α. genuinum (Fries et Griseb. in Sched.): foliis basilaribus vix rosulatis, caulinis numerosis, panicula plus minus effusa.

Exemplare von Vilshofen an der Donau 950', von der Ruſel im bayr. Walde 2400', von Bayerbrunn bei München 1940', endlich vom Spätengundrücken im Algäu 5400'.

β. rosulatum Griseb.: foliis basilaribus rosulatis, caulinis paucis aut nullo. — Griseb. Comment. p. 42.

Exemplare von München um Schwabing auf Neubrüchen 1550', um Hegneberg im Wald 1660', um Mariaeinſiedl an einem Waldrand 1620', von Traunſtein in der Pechſchnait auf mooriger Waldwieſe 2150'.

γ. medianum Griseb.: foliis basilaribus rosulatis, lamina lanceolata a pedunculo discreta, caulinis 1 — 2, capitulis paucis.

Cultivierte Moorwieſen in Carolinenfeld 1450', Hirſchbühel bei Berchtesgaden 3550', Gipfel des Zwiſel bei Tölz auf Wieſen 4172'.

Variiert außerdem in der Bezähnung, indem die Blätter ſowohl faſt ganzrandig, als auch tief eingeſchnitten vorkommen. Die Anthodien haben immer Drüſen. Der Reichthum an Sternhaaren variirt vom grünen bis grauen Anſehen des Hüllkelches. Ganz grau habe ich es von der Kruteralpe im Algäu 5400' (zu β. rosulatum).

24. Hieracium incisum Koch: caule oligophyllo oligocephalo, foliis basilaribus ovatis aut oblongis obtusiusculis basi subcordata, truncata aut rotundata profundius dentatis, dentibus horizontaliter patentibus, folio in caule nullo aut solitario petiolato aut sessili acuminato, pedunculis patentibus cano-floccosis eglandulosis (rarius glandulis paucis), capitulis *majusculis*, involucro cano-villoso *absque* glandulis, squamis attenuatis acutis, stylo fusco.

H. incisum Koch Syn. 2. ed. p. 523. — Griseb. Comment. p. 38.

H. murorum incisum Fries. Symb. p. 110.

An ſteinigen Abhängen und Felſen, auf Kalk, Dolomit, Mergel zerſtreut in den Alpen zwiſchen 5200' bis 6689'. Blüht im Juli und Auguſt.

Eine ausgezeichnete Form, wo ſie rein auftritt, dem H. murorum in Form der Blätter ähnlich, aber robuſter, die Anthodien auffallend größer und behaarter ohne Drüſen. Meiſt ſind die Blätter blaugrün. Auch hier kommt wie bei H. murorum die violette Färbung auf ihrer Unterſeite häufig vor. Samen ſchwarzbraun wie bei H. murorum.

Auf der Peuntalpe im Berggündlethal im Algäu gegen das Himmeleck habe ich eine intereſſante Gruppe hieher gehöriger Formen mit ihren Verwandten bei 4568' angetroffen, beſtehend aus H. murorum β. alpestre, H. incisum, H. dentatum und H. villosum. Hier zeigten ſich dergeſtalt Uebergänge zwiſchen H. incisum und mu-

rorum, daß die nämlichen Exemplare, die Griſebach als H. murorum v. alpestre beſtimmt hat, von Fries als H. incisum bezeichnet worden ſind. Ich habe bei ihrer nähern Unterſuchung mich überzeugt, daß hier die Menge der Drüſenhaare, die ſich an den Köpfchen unter die einfachen miſchen, im umgekehrten Verhältniſſe zur Größe des Hüllkelches ſtehen. Dieſe Exemplare liegen in der Sammlung der k. Akademie zu München. Auch vom Höllenthale habe ich dergleichen Uebergänge in Geſellſchaft der Stammverwandten angetroffen, ſo daß ich mich zu der Vermuthung leiten ließ, daß hier villosum und murorum in folgender Weiſe gewirkt haben:

villosum ♂ / murorum ♀ } incisum | villosum ♀ / murorum ♂ } dentatum.

Auch dieſe Art oder Form kommt mit ligulis ciliatis vor, am Mieſing SO. 5360′.

25. Hieracium murorum L.: caule oligophyllo superne in paniculam corymbiformem laxam paucifloram diviso, foliis basilaribus rosulatis ovatis aut oblongis basi *cordata aut truncata retrorsum dentatis* subtus, nervo, margine et petiolis villosis subdiscoloribus, caulinis 0 — 2 in petiolum attenuatis aut basi truncatis, pedunculis patentibus pilis stellatis glanduliferisque dense obsitis, *involucro glanduloso* piloso parce floccoso, squamis attenuatis acutiusculis, ligulis glabris, stylis fuscis, acheniis atrobrunneis.

H. murorum Fries. Symb. p. 108.

An ſteinigen Plätzen, Neubrüchen, Abhängen, Felſen, Mauern, dünnbegraſten Wieſen, lichten Waldſtellen, gemein bis zu 7000′ Höhe. Blüht in der Ebene im Mai und Juni.

Wechſelt: a. involucro nigro-viridi: Bilshofen auf Granit 960′, Schwabing bei München 1560′, bei Berchtesgaden zwiſchen dem Kraut- und Mitterkaſer N. 4574′.

b. involucro cano-viridi: Wendlſtein 5367′, Höllenthal an der Zugſpitze 4660′.

c. involucro virente: Spielmannsau im Algäu 3600′, Grünten 5358′.

d. foliis sinuato-dentatis: Schwabing 1560′, Blaueis bei Berchtesgaden 5041′, Augsburg. Wetterſtein N. 5600′.

e. foliis inciso-dentatis: Roſenheim 1500′, Regensburg.

f. foliis subtus violaceis: Blaueis 5041′, München 1600′.

g. ligulis ciliatis: Wendelſtein 5367′.

Eine ausgezeichnete Varietät in Hinſicht des Habitus iſt:

β. alpestre Griseb. Comment. p. 37: minor, caule subaphyllo, oligo-monocephalo. In der Regel ſind die Blätter an der Baſis tief eingeſchnitten, bisweilen etwas minder ſcharf von dem Blattſtiele abgegränzt. Die Baſilareinſchnitte horizontal abſtehend. Der Stengel etwa ſchuhhoch, blattlos oder mit einer ſchmal linienförmigen Bractee, oder mit einem gezähnten geſtielten Laubblatt um die Mitte; 1—4köpfig. Der Hüllkelch grün oder ſchwarz, immer mit Drüſen unter kurzen ſchwarzen Haaren, manchmal ohne Sternhaare. In den Alpen über 6000′. Auguſt.

26. Hieracium rupicolum Fries: caule tenui *basi villoso furcato*, superne ramoso aphyllo; foliis rosulatis lanceolatis *cuspidatis* in petiolum acuminatis dentatis, capitulis *minoribus* pedunculis cano floccosis subglanduloso-pilosis, involucro cano-floccoso eglanduloso, squamis angustissime attenuatis ligulis glabris, *stylo luteo*, achenio nigro-fusco.

H. rupicolum Fries Symb. p. 96.

H. rupicolum *β.* franconicum in schedulis. Comment. p. 56 (sed involucro eglanduloso).

H. bifidum Koch in herbario Zuccariniano.

Auf Kalkfelſen am linken Donauufer am Michelberg bei Kelheim: Fürnrohr, gegenüber bei Weltenburg zwiſchen dem Kloſter und Dorf, 1150 — 1300′. Ende Mai, Anf. Juni.

An der Baſis des Stengels und den Blattſtielen dicht zottig behaart. Die Stengel ſind gewöhnlich an der Baſis aus der Achſel eines ſchmallanzettlichen lang zugeſpitzten Blattes gablig getheilt, höchſtens ſpannlang, flachgipflig, nach oben verzweigt, etwa 2 — 6 Köpfchen tragend. Die Blätter graugrün, ausgezeichnet durch die lange Zuſpitzung, gegen die Baſis buchtig eingeſchnitten gezähnt.

Das verwandte H. Schmidtii vermittelt den Uebergang zu unſerm H. anglicum.

Sectio V. Pulmonaria: *scapo monocephalo, aut caule elato scapiformi aut ramoso, O-polyphyllo, pilis glanduliferis, in paucis per va-*

rietatem eglandulosis, ligulis in plerisque ciliatis.

So unähnliche Typen in dieser Abtheilung enthalten sind, so stehen sie doch unter sich durch Uebergangsformen in Verbindung. Die Drüsenhaare spielen hier eine wichtige Rolle.

27. Hieracium humile Jacq.: pilis glanduliferis simplicibusque *in foliis*, caule (e basi) et involucris, caule diviso oligocephalo, foliis oblongis *basi runcinato-dentatis*, basilaribus rosulatis longe petiolatis, caulinis 2 — 3 sessilibus, capitulis magnis 1 — 5 in ramis elongatis adscendentibus, involucro virente squamis elongatis attenuato-lanceolatis obtusiusculis.

H. humile Jacq. Host. — Fries Symb. p. 123. — Griseb. Comment. p. 36.

H. Jacquinii Vill. Hist. des plantes du Dauph. III. p. 123. tab. XXVIII. — Koch Synops. ed. 2. p. 324.

An Felsen (Kalk, Mergel, Kalkhornsteine) zerstreut in unsern Alpen von 3500 — 6800'. Juli, August.

Diese Art ist in Ansehung ihrer Form standhaft, ohne Uebergänge in andere Arten. Drüsenhaare an den zerschnittenen Blättern, deren Abschnitte getrennt in den Blattstiel herabrücken, zeichnen sie aus. Der Stengel ist meistens in seinen untern Theilen violett, desgleichen auch die Unterseite von Blättern.

28. Hieracium anglicum Fries: foliis radicalibus spathulatis obtusis in *petiolum longum acuminatis subintegerrimis glabris*, caule scapiformi adscendente erecto elato glabro *monophyllo* folio supra basin obovato-spathulato breviter acuminato denticulato in petiolum alatum acuminato, versus apicem furcatim subfastigiato-ramoso (capitulis longepedunculatis in nostro specimine senis), pedunculis pilis brevibus nigricantibus immixtis *glanduliferis paucis*, involucro nigricante pilis brevibus basi atris absque glandulis piloso, squamis (longioribus 16 — 20) attenuatis obtusiusculis, acheniis helvolo-rubris, pappo fuscescenti-albo.

H. anglicum Fries Symb. p. 93: „Est genuina Species!“ Fries in Sched.

Am grasigen Abhange des großen Seekopfes ober dem Seealpersee im Algäu nahe dem Gipfel gegen N. auf Mergel- und Kalkhornsteinschiefer bei 6200', am 2 Sept. 1848 verblüht angetroffen.

Die Inflorescenz-Beschaffenheit der Köpfchen hat mit unserm H. gothicum Aehnlichkeit, doch sind die Köpfchenstiele aufrechter. Der kahle, nackte, schaftartige schuhlange Stengel mit 2 Wurzel- und 1 Stengelblatt nahe der Basis giebt der Pflanze unter den Hieracien ein besonderes Ansehen.

29. Hieracium gothicum Fries: caule tenui rigido erecto, inferne pilis simplicibus dissitis pilosello, superne pilis brevibus *scabro*, immixtis glanduliferis et stellatis, foliis basilaribus (imis minoribus plerumque emarcidis ellipticis utrinque rotundatis) petiolatis, oblongo-lanceolatis aut lanceolatis utrinque attenuatis, caulinis *in basin petioliformem semiamplexicaulem angustatis*, cunctis remote dentatis dentibus acuminatis, utrinque parce pilosis rigidulis, summis bracteiformibus, panicula subfastigata 2 — 10 flora, capitulis in pedunculis elongatis rigidis adscendentibus, nigro glandulosis et cano-floccosis, involucro imbricato nigricante pilis glanduliferis atris immixtis stellatis, squamis margine obscure viridibus obtusis, ligulis glabris, stylo fusco, acheniis e rubro atro-fuscescentibus.

H. gothicum „forma gracilis macilenta; involucra huius numquam cano-floccosa, in vivo atroviridia.“ Fries in Sched. — Symb. p. 121.

H. vulgatum: irriguum Griseb. in Sched. (Commentatio p. 43?).

Im bayrischen Walde auf dem Lusen: v. Spitzl (diese Exemplare sind die von Fries beurtheilten); Krumbach in Vorarlberg zunächst der bayrischen Gränze. 5400'. Sept.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. März.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

A. Grisebach, Commentatio de distributione Hieracii generis per Europam geographica.

(Fortsetzung.)

Die Definition ist nach unsern Exemplaren entworfen. Der dünne steife dunkelbraunrothe Stengel, die äußerst spitzen hervorspringenden Blattzähne geben der Pflanze ein Ansehen, welches dem von H. vulgatum sehr unähnlich ist. Selbst beim Anfühlen unterscheidet sich der besonders in seinen obern Theilen sehr rauhe Stengel von Formen dieser Art. Eine große Aehnlichkeit hat unser H. gothicum mit Exemplaren des H. sudeticum (H. cydoniaefolium Tausch) von der Elbwiese, nur daß die Stengelblätter an der Basis nicht herzförmig erweitert sind, doch zeigen sie eine Hinneigung dazu.

30. Hieracium trichocephalum W.: foliis rosulatis praeter nervum longeciliatum glaberrimis exterioribus spathulatis rotundatis, interioribus lanceolatis utrinque acuminatis integerrimis, scapo inferne glabro adscendente, supra medium folio anguste lanceolato sessili piloso et floccoso absque glandulis, versus apicem e bractea lineari bifido ramis monocephalis, capitulis magnis, anthodio villoso absque glandulis, squamis attenuatis acutiusculis erectis, ligulis ciliatis, stylo fusco.

Berchtesgaden ohne nähere Bezeichnung des Standortes: Einsele.

Unser Exemplar, welchem die Definition entnommen ist, wurde von Fries als H. trichocephalum W., von Griseb. als H. pilosum Schleicher bestimmt. Griseb. vereinigt das trichoc. mit dem pilosum in seiner Comment. p. 56.

Es ist nicht unmöglich, daß unser Exemplar ungeachtet der Anerkennung von Seiten der bedeutendsten Autoritäten doch nichts anderes ist als — H. dentatum var. semiglabratum mit ganzrandigen Blättern. Die Autoren legen der ächten Art Drüsenhaare bei — an ächten Schweizerexemplaren sah ich sie an einem zweiköpfigen Stücke auf dem einen Stiele vorhanden, am andern fehlend. Unserm Exemplare fehlen die Drüsenhaare gänzlich. Ich habe die Beschreibung absichtlich unserm Exemplare angepaßt, um zu weitern Nachforschungen Anlaß zu geben.

31. Hieracium piliferum Hop.: foliis rosulatis lanceolatis utrinque attenuatis acutis integerrimis *albovillosis*, *scapo* stricto submonophyllo *monocephalo pilis longissimis divergentibus villoso* apice immixtis glanduliferis et floccis canis, anthodio laxiusculo pilis longissimis albis basi nigricantibus villoso *absque glandulis*, stylo luteo fusco-papilloso.

H. piliferum Hop. Fries Symb. p. 49.
H. Schraderi Koch Synops. 2 ed. p. 519.

Eine ausgezeichnete Art, welche nur in das meist etwas schmälerblättrige H. glanduliferum Hoppe Uebergänge zeigt, indem die Drüsen am Schaft in ihrer relativen Menge sehr wechseln. Unsere höchsten Exemplare sind spannlang; die Anthodialschuppen zugespitzt.

Auf Alpenwiesen auf Kalkmergel und Kalk um Berch-

tesgaden selten: am Schneibstein bis zum Gipfel 6966', am kleinen Teufelshorn südlich 6443' zahlreich, ober der Trischibelalpe 5438' einzeln. August.

32. **Hieracium alpinum L.**: foliis radicalibus rosulatis *spathulatis obtusis in petiolum acuminatis* repando-denticulatis, *caule scapiformi* 1—3-phyllo simplici aut diviso ramis monocephalis *pilis nigricantibus* patentibus villoso immixtis glanduliferis versus capitula pube stellata, foliis caulinis semiamplexicaulibus lanceolatis aut spathulatis, capitulo majusculo *villoso cum pilis glanduliferis*, squamis imbricatis attenuatis acutiusculis.

H. alpinum L. Fries Symb. p. 69. — Griseb. Comment. p. 28.

Auf Wiesen und felsigen Orten auf kieselhaltigen Gesteinen, Mergel, Kalkhornstein, Sandstein in unsern Alpen zwischen 5100 — 6800' ziemlich verbreitet. Blüht im Juli und August.

An allen unsern Exemplaren sind die Köpfchen schwarzzottig, höchstens spannlang. Man kann auch in unsern Alpen als Formen unterscheiden:

α. genuinum; foliis in petiolum longe acuminatis integerrimis aut subdentatis, scapo 1—2 cephalo.

β. Halleri Griseb. Comment. p. 28: foliis lanceolatis inciso-dentatis. — H. Halleri Vill.?

33. **Hieracium amplexicaule L.**: *caule e basi laxissime paniculato ramoso et glanduloso-piloso viscido*, foliis *glanduliferis*, basilaribus rosulatis obovato-oblongis rotundatis in petiolum acuminatis, grosse inaequaliter inciso-serratis, petiolo villoso, caulinis cordato-oblongis aut cordato-ovatis plerumque amplexicaulibus, inferioribus inciso-serratis acutiusculis, summis integerrimis acuminatis, ramis patulis dichasia aut cincinnos referentibus folioso-bracteatis, anthodio virente squamis lanceolatis acuminatis.

H. amplexicaule L. Fries Symb. p. 75.

In Bayern bloß um Füssen an der Straßenmauer zwischen Füssen und dem Lechfall beobachtet: Einsele, Lotzbeck.

Mit dieser ausgezeichneten nicht zu verwechselnden Art vereinigt Grisebach das H. pulmonarioides Vill. (Hist. de plantes du Dauphiné III. p. 133) Comment. p. 34 und giebt diese Varietät gleichfalls als in Bayern vorkommend an. Von uns ist sie indeß nicht beobachtet worden.

34. **Hieracium intybaceum Wulff.**: caule *sulcato* glanduloso-piloso, aut brevi scapiformi monocephalo aut folioso ramoso 2—5cephalo; foliis *glanduliferis* basilaribus rosulatis linearispathulatis ovali-lanceolatis crenato-serrulatis inciso-dentatis, foliis caulinis lineari-lanceolatis obtusis amplexicaulibus inciso-dentatis, bracteis *subfoliaceis in pedunculis elongatis capitula involucrantibus imo superantibus*, involucro *subturbinato* glandulifero, squamis *lanceolatis acuminatis* nigroviridibus.

H. intybaceum Wulf. in Jacq. Fl. austr. ic. app. (1778) p. 43. Dieser Name ist, wie Grisebach gezeigt hat, älter als der von Villars.

H. albidum Vill. Prosp. de l'hist. de Dauph. 1779 p. 36. — Koch. Syn. ed. 2. p. 527. — Fries Symb. p. 156.

Schlagintweitia intybacea Griseb. Comment. p. 76.

In den Alpen Bayerns auf einer abschüssigen Wiese auf der Südseite der Höfats auf liassischen Schiefern (Kalkmergel und Hornstein) bei 5900', am 25 Sept. 1852 verblüht.

Diese Art, ausgezeichnet durch hellgrüne Farbe der Blätter und bleiches Gelb der Blüthen, ist ungemein veränderlich in Ansehung der Blattform und Verzweigung. Sie erscheint sowohl mit rosettenartig gestellten Wurzelblättern und nacktem einfachen niedern Schaft, als (in der Cultur) mit abgestorbenen Wurzelblättern, ästigem und blattreichem Stengel, und verbindet so den Wuchs von H. piliferum mit dem des H. prenanthoides. Die Bracteen, welche sich an dem Schafte oder Blüthenstielen befinden, werden gewöhnlich ziemlich groß und gruppieren sich um den Hüllkelch in Form eines äußern Hüllkelches, welcher an Länge dem innern mitunter gleichkommt, ja sogar ihn bisweilen weit überragt. Dies ist jedoch keine regelmäßige Erscheinung und sogar variabel an den verschiedenen Köpfchen ein und derselben Art. Grisebach fand in dieser Beschaffenheit der Bracteen Veranlassung, der Art ei-

nen doppelten Hüllkelch (involucrum biseriale) beizulegen, welchen er aber außerdem bracteis cinctum nennt. Er bestimmt in der That ganz richtig die äußern Schuppen als Bracteen (wenn wir zwischen solchen und den Schuppen des Hüllkelches morphologisch einen Unterschied machen dürfen): allein dann ist nur ein einfacher Hüllkelch wie bei allen andern Hieracien vorhanden. Nimmt er hingegen diesen als zweireihig an, dann läßt sich nicht mehr sagen „bracteis cinctum."

Die „zweireihige Hülle" ist das Merkmal, worauf die Gattung Schlagintweitia gegründet ist. Ich habe Exemplare von unserm Hieracium vom Monte Baldo gesehen, an denen die Hauptaxe eine Schlagintweitia, die Nebenaxen aber gewöhnliche Hieracien vorstellen; ferner Exemplare, bei denen die Bracteen am Blüthenstiele klein sind und unter dem Köpfchen ganz fehlen, die also keine Spur von einem doppelten Hüllkelche haben *). Ueberdies sind die blattartigen Bracteen und äußeren Hüllblätter dieser Art unter den Hieracien gar nicht eigenthümlich. H. villosum hat sie in noch weit regelmäßigerer Weise. — In Betreff des Habitus, den Gr. gleichfalls anführt zur Stütze der neuen Gattung, reicht dieser allerdings hin, sie als Art auszuzeichnen — so sehr er selbst auch variabel ist — aber keineswegs als Gattung, denn er steht so zwischen dem vom H. amplexicaule und (durch picroides) H. prenanthoides, als deren Mittelglied er erscheint, daß er unmöglich der Reihe von Hieracienformen für entrückt gehalten werden kann. Schließlich bemerke ich noch, daß Brügger in Graubünden Bastarde zwischen H. intybaceum und prenanthoides gefunden zu haben angiebt, wenigstens in Gesellschaft beider Formen H. picroides mit bleichgelben Blüthen, dessen Habitus sich ungemein dem von H. intyb. nähert.

35. **Hieracium cydoniaefolium** Vill,: caule robusto elato simplici folioso superne plus minus ramoso, inferne pilis *simplicibus rigidulis superne glanduliferis dense obsito nigricante*, foliis rosularibus sub anthesi emarcidis, caulinis laete viridibus cunctis basi cordata semiamplexicaulibus acutis aut acuminatis, utrinque vel saltem margine pilosis *absque glandulis* inaequaliter sinuato-dentatis, inferioribus lanceolatis supra basin dilatatam angustatis, superioribus decrescentibus cordato-lanceolatis supra basin non constrictis, capitulis modo solitariis in ramis 2 — 6 adscendenti-patentibus ex foliorum caulinorum axillis, modo cymoso-aggregatis in ramis e bractearum axillis, pedunculis pilis glanduliferis nigrescentibus, capitulis mediocribus, involucro *viridi-nigricante* glanduloso-piloso, squamis lineari-lanceolatis obtusiusculis, ligulis ciliatis, stylo fuligineo.

H. cydoniaefolium Vill. (Hist. de pl. de Dauph. p. 107). — Griseb. in Sched.

H. picroides Vill. Voyage en Suisse (1812) p. 22.?

In Bayern von mir auf der Höfats im Algäu mit Exemplaren von H. intybaceum und prenanthoides bei 5900' Ende Sept. 1852 blühend angetroffen, von Caflisch gegenüber auf den Kegelköpfen, von Pfarrer Köberlin am Grünten.

Stimmt vollkommen mit Exemplaren aus der Schweiz überein, welche Brügger am Standorte sammelte, wo Villars sein H. picroides angiebt, nämlich am Valzerberge in Graubünden. Auch das mit diesem synonym gehaltene H. ochroleucum, von dem Fries Symb. p. 157 bemerkt: planta helvetica inter Hieracium albidum et prenanthoides intermedia scheint hieher zu gehören. Ich habe leider das Werk Villars voyage en Suisse in keiner Bibliothek von München auftreiben können, um die Abbildung zu vergleichen. Die Sudetenexemplare von H. cydoniaefolium (meist als H. prenanthoides) bestimmt) gleichen den unsrigen an Form, doch sind die Drüsenhaare minder zahlreich.

In der Farbe der Achenen zeigt sich zwischen den übrigens ganz übereinstimmenden Exemplaren vom Grünten und der Höfats der Unterschied, daß erstere rothbraun, letztere bloß lederfarben sind. Die Zahl der langen Anthodialschuppen wechselt an den Exemplaren von gleichem Standorte zwischen 15 — 20.

36. **Hieracium lanceolatum**: caule elato erecto pilis simplicibus superne paniculato pilis glanduliferis; foliis basilaribus emarcidis, caulinis numerosis, cunctis semiamplexicaulibus acutis utrinque sparsim pilosis plus minus dentatis, inferioribus spathulato-lanceolatis versus basin cordato-dilatatam attenuatis, superioribus lanceolatis decrescentibus, basi cordata amplexicauli, panicula 10—20cephala ramis erecto-patulis, invo-

*) Die Variabilität dieser Eigenschaft hat auch der gewissenhafte Fries genau gekannt und in der Definition unserer Art richtig bezeichnet: „involucris — saepe foliaceo-obvallatis."

lucro mediocri, squamis subuniseriatis linearilanceolatis obtusis viridi-nigricantibus margine pallidis 12 — 20 glanduliferis, ligulis ciliatis, stylis nigro-fuscis.

H. lanceolatum Vill. hist. de plantes du Dauphiné III. p. 126. Tab. XXX.?

Im Algäu bei Oberſtdorf am Söllerkopf am Grat gegen Schlappolt bei 5562′ in der Nähe der höchſten Fichtenbäume. Von Brügger in Graubünden geſammelt zwiſchen Lavin und Süß in Gebüſch am Flüelabach bei ungefähr 4000′.

Die Pflanze iſt 2—3′ hoch. Die untern Stengelblätter ſind 5 — 7″ lang, die obern immer kürzer; an den bayriſchen Exemplaren ſind ſie tief und entfernt, an den ſchweizeriſchen ſchwach gezähnt. Die Inflorescenz iſt eine verlängerte verzweigte Riſpe. Ihre Beſchreibung, den ſchweizeriſchen Exemplaren entnommen (die bayriſchen blühen noch nicht), ſtimmt nicht ganz mit der citierten Abbildung und Beſchreibung von Villars, allein ſie ſteht dazu in gleichem Verhältniſſe als gewiſſe Exemplare von H. cydoniaefolium zu andern der gleichen Art und des gleichen Standortes (Höfats). Die Köpfchen ſind grüner und die Inflorescenz iſt minder ausgebreitet, als bei H. prenanthoides, die Blätter überdies bei weitem länger. Von der Gruppe der Sabauda, welche ſie mit H. prenanthoides verbindet, unterſcheidet ſie ſich durch die gewimperten Ligulä.

37. Hieracium prenanthoides Vill.: caule elato simplici folioso superne paniculato-ramoso, inferne pilis simplicibus, superne pilis dense glanduliferis cum pedunculis et capitulis nigricantibus, foliis basilaribus sub anthesi emarcidis, caulinis omnibus basi late cordata v. subauriculata semiamplexicaulibus *panduraeformibus* lanceolatis aut ovalibus, margine et subtus pilis simplicibus, sinuato-dentatis rarius inciso-dentatis aut subintegerrimis, summis decrescentibus, panicula divaricato- aut patentim ramosa foliosa, foliis cordato-lanceolatis aut cordatis acuminatis, involucro ovato-cylindrico nigro-viridi dense glanduloso-piloso nonnunquam floccoso-canescenti, squamis lanceolatis attenuatis obtusis, longioribus sub 12nis, stylo nigro fuligineo, ligulis ciliatis.

H. prenanthoides Vill. Fries. p. 160.

Auf Alpenwieſen von mergeliger oder ſandiger Bodenart, zwiſchen 4300 und 6000′. Ende Auguſt und September.

Die geigenförmig über der Baſis verſchmälerten Blätter zeichnen dieſe Art aus, die indeſſen alle Uebergänge zeigt zu H. denticulatum, lanceolatum und picroides, ſo daß dieſe Namen nur einer einzigen Art anzugehören ſcheinen. Die Farbe der Achenen geht vom Lederfarben in's Röthliche und Rothbraune über.

Nicht leicht zeigt ſich die Wahrſcheinlichkeit von Baſtardformen irgendwo größer, als zwiſchen H. prenanthoides und murorum Beobachtungen verrathen. Ich habe Exemplare, die ſowohl Fries als Griſebach als hieher gehörige Formen anerkannt hat, im Algäu um die Linkersalpe bei 5150′ Höhe in Geſellſchaft von H. murorum am 28 Juli blühend angetroffen, die ſich von andern noch lange nicht blühenden ächten Exemplaren des H. pren. erſtens durch die Gegenwart grüner roſettenartig geſtellter Wurzelblätter, zweitens durch die Armuth an Stengelblättern (2 — 3), drittens durch armköpfige Inflorescenz und viertens durch die kleineren Hüllkelche auszeichneten, die ganz denen von H. murorum β. alpestre glichen. Nur die Form der Stengelblätter konnte die genannten Autoritäten veranlaſſen, ſie für H. prenanthoides zu erklären, obgleich auch dieſe Form durch die größere Verſchmälerung der Baſis von der gewöhnlichen auffallend abwich.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1854.

A. Griſebach, Commentatio de distributione Hieracii generis per Europam geographica.

(Schluß.)

38. Hieracium denticulatum Sm.: caule elato inferne simplici piloso, superne in cymam laxissimam ramoso parce glanduloso-piloso, foliis basilaribus (sec. Griseb. sub anthesi emarcidis, in nostris speciminibus vigentibus) petiolatis oblongo-lanceolatis utrinque acuminatis utrinque praecipue ad marginem pilosellis, subtiliter et remote denticulatis, superioribus cordato oblongis, nonnullis versus basin angustatis, cunctis amplexicaulibus acuminatis basi sinuato-dentatis, paniculae pauciflorae laxae ramis pedunculisque patentibus glanduliferis virentibus, involucro minori virente glandulifero, squamis lanceolatis attenuatis obtusiusculis, ligulis ciliatis, stylo atro-fuligineo.

H. denticulatum Sm. Griseb. in litt. (Comment. p. 31).

Im Algäu im Rappenalperthale und um die Buchenrainalpe bei 3600′ häufig. Ende Auguſt.

Auch hier variieren die Achenen und zwar an einem und demſelben Exemplare von bleich Lederfarben bis zum lebhaft Braunrothen. Alle Exemplare, die ich im Rappenalperthale traf, hatten zur Zeit der Blüthe gut erhaltene Wurzelblätter. Die Inflorescenz glich der von H. murorum.

Sectio VI. Umbellata: *caule elato basi aphyllo superne dense folioso eglanduloso.*

39. Hieracium tridentatum Fries: caule basi subaphyllo, superne folioso; foliis inferioribus breviter petiolatis, superioribus sessilibus decrescentibus lanceolatis acutis basi attenuatis aut rotundatis, panicula subcorymbiformi involucro *virente* squamis imbricatis *appressis* raro floccosis aut pilosis attenuatis obtusis, stylo luteo fuscescente (acheniis rufo-brunneis).

H. tridentatum Fries in Sched. — Symb. p. 171.

H. laevigatum Koch Synops. ed. 1. p. 461.

H. rigidum Koch ed. 2. p. 530.

H. rigidum *β.* tridentatum Griseb. Comment. p. 47.

An Waldſäumen, in Gebüſch, auf lehmigem oder ſandigem Boden zerſtreut bis zu 2994′ Höhe. Blüht im Juli, Anf. Auguſt.

Manchmal ſind zur Zeit der Blüthe an der Baſis des Stengels einige Blätter übrig, welche lanzettförmig und in dem Blattſtiel zugeſpitzt ſind. Stengel und Blätter reich an kurzen Haaren. Griffel von Griſebach braun angegeben, von uns ſowohl braun als auch gelb beobachtet.

Var. inciso-serratum. — H. aestivum Fries in Sched. — H. boreale *γ.* virescens Griseb. — Beiderſeits mit 4 — 6 regelmäßigen ſehr tief eingeſchnittenen Zähnen. Bayerbrunn bei München 1940′. Anf. Auguſt.

40. Hieracium boreale Fries: caule basi aphyllo, superne dense folioso, foliis decrescentibus imis aut oblongo-lanceolatis in petiolum attenuatis aut sessilibus, superioribus ovato-lanceolatis ac sinuato-dentatis, panicula *subracemi-*

formi in corymbum terminata, pedunculis floccosis in capitulum incrassatis squamosis, involucro *atrovirente imbricato* floccis paucis, squamis lanceolatis obtusis erectis, stylo fuligineo (acheniis rufo-atris).

H. boreale Fries. Nov. p. 261. — Symb. p. 160.

In Wäldern, an Waldsäumen, Schlägen verbreitet bis 2450′. Ende August, Anfangs September.

β. lactucaceum. Fröl. Griseb. Comment. p. 54. — Foliis inferioribus ovalibus utrinque angustatis petiolis superioribus abrupte decrescentibus involucro virente. Wir haben die ausgezeichnete Varietät β. um München ganz übereinstimmend mit denen aus der Schweiz und denen vom Ritten bei Botzen und ebenso auch mit der Beschreibung von Grisebach. Man möchte sie als eine besondere Art schon wegen ihres Mangels an Uebergängen betrachten.

41. Hieracium umbellatum L.: caule sub anthesi basi aphyllo, superne dense folioso, foliis lanceolatis obtusiusculis sessilibus margine paucidentatis *revolutis* pilis brevibus hispidis, summis decrescentibus sensim in bracteas transeuntibus, panicula corymbiformi aut umbelliformi pedunculis in capitulum incrassatis apice squamatis, involucro imbricato glabro nigro-viridi, squamis lanceolatis obtusis, exterioribus brevioribus *squarroso reflexis*, stylo luteo- aut fuligineo, achenio rufo.

H. umbellatum Fries Symb. pag. 177. — Griseb. Comment. p. 48.

In Hecken, an Waldrändern, Schlägen verbreitet bis 4000′.

β. limonium Griseb. p. 49 — monocephalum. Garchingerhaide 1450′.

Ueber die Verschiedenheit der Griffelfarbe bei dieser Art führt Grisebach wichtige Bemerkungen an (s. Comment. pag. 49, wo er rügt, daß Fries zu sehr auf die Farbe des Griffels sich verlassen habe).

Um Berchtesgaden giebt es eine viel früher blühende Varietät (13 Juli 1850) mit breiten Blättern in der Nähe des Semmelbauern bei 1900′.

Hieracium speciosum Hornem., welches Frölich in den Algäueralpen anführt (Koch Syn. 2 ed. p. 518 und Griseb. Comm. p. 70), ist mir daselbst zu finden ebenso wenig gelungen, als Hieracium saxatile Jacq. von Frölich im Algäu angegeben.

D. Sendtner.

Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg. 5 Supplement. Berlin 1853. (Verlag von C. G. Lüderitz.)

Dieses Werk hat im Jahre 1841 seinen Anfang genommen und wurde von Zeit zu Zeit bis zum vorliegenden Hefte mit Nachträgen über die neueren Arbeiten ergänzt. Die Analysen und chemischen Untersuchungen mehren sich in der Mineralogie täglich und es ist eine mühevolle Aufgabe, Alles hierauf Bezügliche zu sammeln, zu vergleichen und kritisch zu beleuchten, das Buch ist daher längst zum Bedürfniß geworden und nöthig, um auf diesem Feld zu einer Uebersicht zu gelangen, es wächst aber der Werth desselben unvermerkt mit der Zeit, indem es sich zu einer Chronik für die chemische Geschichte der Mineralien gestaltet. — Der Verf. bespricht in der Einleitung einige allgemeine Verhältnisse, darunter den Isomorphismus und bemerkt, daß Scheerers Ansichten durch dessen neuere Arbeiten keine Stütze gewonnen haben. Es fehlt in der That sehr oft an Nachweis der Krystallisation und ist es eine mißliche Sache, daß immer nur das Wasser die Talkerde ersetzen soll, nicht aber in ähnlicher Weise die Talkerde das Wasser. Die Ausgleichungen mit Sonderung des Krystallwassers in einigen Salzen haben auch ihre Bedenklichkeiten, denn wie ich schon früher erinnert habe, verhält es sich mit diesem Wasser wie mit Sauerstoff oder Schwefel in gewissen Oxyden und Sulphureten, wobei man auch einen Krystallsauerstoff und Krystallschwefel unterscheiden müßte, wozu man bisher keine Ursache gefunden hat. Die neuern Bemühungen, den vorkommenden

Isomorphismus bei den monoaxen Mineralien zu deuten, haben wenigstens die Thatsache bestätigt, daß auch bei den monoaxen Systemen eine ähnliche Formengemeinschaft bestehe wie sie im tesseralen System vorkommt. Ich habe schon im Jahre 1832 auf diese Verhältnisse hingewiesen *) und, wie ich glaube, zuerst ausgesprochen, daß aus den damals zusammengestellten Beobachtungen „mit Bestimmtheit hervorgehe, daß bei monoaxen Mineralien ganz verschieden zusammengesetzte Mischungen nicht nur sehr ähnliche, sondern selbst vollkommen gleiche Formen zeigen," und ferner geäußert: „die Meinung, daß jede eigenthümliche Species der nicht analog zusammengesetzten Mineralien ihre eigenthümliche Stammform besitze, ist nicht mehr haltbar und der Schluß, daß analog zusammengesetzte Mineralien isomorph oder homöomorph sind, darf nicht so umgekehrt werden, daß bei monoaxen Systemen isomorphe oder homöomorphe Krystallisation auch gleiche oder gleichmäßige (relativ gleiche) chemische Zusammensetzung verrathe." Bei dieser Gelegenheit habe ich auch auf eine von den neuern Forschern übersehene Isomorphie oder Formengemeinschaft zwischen Apophyllit und Anatas, und zwischen Hämatit und Calcit aufmerksam gemacht. Wenn man die Formen dieser Mineralien für gleiche Stammform berechnet, so stellt sich folgender Zusammenhang der Krystallreihe heraus:

	Randktw.		Vorkommen bei	Zeichen nach Naumann.
1)	P	121° 0′	Apophyllit	P
			Anatas	P ∞
2)	2 P	148°24′	Anatas	2 P ∞
3)	$\frac{1}{3}$ P	61° 2′	Apophyllit	$\frac{1}{3}$ P
4)	$\frac{1}{5}$ P	38°56′	Apophyllit	$\frac{1}{5}$ P
			Anatas	$\frac{1}{5}$ P ∞
5)	2 P ∞	136°24′	Anatas	P
6)	$\frac{1}{2}$ P ∞	64° 0′	Apophyllit	$\frac{1}{2}$ P ∞
7)	$\frac{2}{5}$ P ∞	53° 8′	Anatas	$\frac{1}{5}$ P
8)	$\frac{2}{7}$ P ∞	39°18′	Anatas	$\frac{1}{7}$ P
9)	$\frac{1}{5}$ P ∞	28° 4′	Apophyllit	$\frac{1}{5}$ P ∞

*) Neues Jahrb. d. Ch. u. Ph. v. Schweigger-Seidel B. IV. p. 410.

	Scheitlktw.		Vorkommen bei	Zeichen nach Naumann.
1)	$\frac{1}{4}$ R	156° 2′	Calcit	$\frac{1}{4}$ R
2)	$\frac{2}{5}$ R	142°56′	Hämatit	$\frac{1}{4}$ R
3)	— $\frac{1}{2}$ R	134°57′	Calcit	— $\frac{1}{2}$ R
4)	— $\frac{4}{5}$ R	115° 6′	Calcit	— $\frac{4}{5}$ R
			Hämatit	— $\frac{1}{2}$ R
5)	R	105° 5′	Calcit	R
6)	— $\frac{5}{4}$ R	95°28′	Calcit	— $\frac{5}{4}$ R
7)	— $\frac{3}{2}$ R	88°18′	Calcit	— $\frac{3}{2}$ R
8)	$\frac{8}{5}$ R	85°58′	Hämatit	R
			Korund	
			Ilmenit ꝛc.	
9)	— 2 R	78°51′	Calcit	— 2 R
10)	— $\frac{10}{5}$ R	68°42′	Hämatit	— 2 R
			Korund	— 2 R
			Chalkophyllit?	— 2 R
11)	4 R	65°50′	Calcit	4 R
12)	8 R	61°29′	Crichtonit	5 R
13)	—14R	60°31′	Calcit	— 14 R

Diese Art von Isomorphismus bezieht sich auf die äußere Gestalt, nicht auch auf die Spaltungsrichtungen, und dergleichen Beispiele sind bekannt am Phenakit und Korund, Amphibol und Augit, Schwefel und Skorodit ꝛc. Die Isomorphie mit Vertretung von Atom für Atom zeigt aber stets Gleichheit auch in der Spaltbarkeit. Bei vielen der oben genannten isomorphen Mischungen hat man auch Gleichheit oder Proportionalität der Atomvolume gefunden, und durch Division solcher Atomvolume mit der Zahl der constituierenden Atome nach Dana's Vorschlag sind noch viel gleichere Zahlen als außerdem erhalten worden, für Apophyllit und Anatas, und für Calcit und Hämatit scheint dieses Verhalten aber nicht zu passen. Solche absolute oder relative Gleichheit im Atomvolum dürfte übrigens weniger der eigentliche Grund der Isomorphie als eine Eigenthümlichkeit in Folge desselben sein, denn es ist erwiesen, daß gleiche Atom-Volume auch verschiedene Form haben. So zeigen Turmalin und Spodumen wesentlich verschiedene Krystallisation, das reducierte Atomvolum ist aber bei beiden = 44.

Die ganze Untersuchung ist noch nicht recht zur Klarheit gelangt und es gehen Beobachtungen zur

Seite, welche über manche Isomorphie Aufschluß geben werden, ohne daß man Atomvolum und Polymerie einzumischen nöthig hat, ich meine die Pseudomorphosen, welche weit ausgedehnter und versteckter vorkommen als man bisher glaubte. Die Beispiele von Skapolithen und Feldspäthen, welche Scheerer neuerlich angeführt hat, dürften hieher gehören, obwohl ihnen Scheerer eine andere Bedeutung giebt. Mir scheinen sie sich wenigstens theilweise denen anzuschließen, welche man von Malachit in Form des Lasurit und von Göthit in Form des Pyrit kennt. Daß dabei auch zuweilen die Blätterdurchgänge des Originals erhalten werden, ist bekannt.

G. Rose hat seine frühere Ansicht in Betreff des Isomorphismus von Schwefel und Arsenik in Verbindungen geändert und spricht sich nun für eine solche aus, wie dieses schon früher von Breithaupt und Frankenheim und von mir geschehen ist.

A. Kenngott hat Betrachtungen angestellt über ein bestimmtes Verhältniß zwischen dem Atomgewicht, der Härte und dem specifischen Gewicht isomorpher Minerale. Der Gang ist folgender. Eine Atomgruppe, dem Eisenoxyd oder Hämatit entsprechend, wiegt 80 (die stöch. Zahl des Sauerstoffs = 8 ist $2\,Fe + 3\,O = 80$) und eine analoge der Thonerde oder dem Korund entsprechend wiegt 51,4 ($2\,Al + 3\,O = 51{,}4$) das spec. Gewicht des Hämatit = 5,2 gesetzt, würde ein gleichgroßes Volum Wasser wie das von Hämatit (mit dem Gewicht 80) 15,39 wiegen. Wenn die Atomgruppe des Korunds die gleiche Größe hätte wie die des Hämatit, so müßte sein Atomgewicht durch 15,39 dividiert das spec. Gewicht des Korunds geben. Man erhält aber durch diese Division 3,34, während die Beobachtung 4,1 giebt. Die Differenz läßt sich nun durch die Annahme erklären, daß die Atome des Korunds durch eine Kraft, der Verf. nennt sie Krystallisationskraft, mächtiger aneinander gezogen und dadurch comprimierter und kleiner erscheinen, was den Isomorphismus natürlich nicht aufhebt. Damit wird aber das spec. Gewicht ein höheres und auch der Widerstand gegen eine den Zusammenhang der Theile aufhebenden mechanischen Kraft, also die Härte, größer. Der Schluß ist, was das spec. Gewicht betrifft, ganz richtig, aber nicht was die Härte betrifft, denn würden die physischen Theilchen eines Krystalls mit derselben Kraft zusammengehalten wie seine chemischen Atome, so wäre keine bekannte mechanische Kraft im Stande, sie zu trennen oder auseinanderzuschieben. Man kann also höchstens sagen, daß die Kraft, welche die chemischen Atome eines Krystalls verdichtet, einen gewissen Zusammenhang zeigt mit der Kraft, welche die physischen Theilchen desselben verbindet, denn nur in der leichtern oder schwereren Trennung der letztern beruhen die Charaktere der Härte. Ein nothwendiger Zusammenhang dieser Kräfte ist ohne Beibringen weiterer Beobachtungen nicht zu ersehen, eben weil die physischen Aggregate der Theilchen eines Krystalls, aber nicht seine Elemente oder chem. Atome beim Eindringen eines härtern Körpers eine Trennung oder Verschiebung erleiden. Indessen hat die Beobachtung des Factums immer einen Werth und der fleißige Verfasser hat in seiner Abhandlung, welche im Jahrbuche der k. k. geologischen Reichsanstalt, Jahrg. 1852, abgedruckt ist, dieses Factum an vielen Beispielen nachgewiesen.

G. Rose hat ein Mineralsystem herausgegeben, welches eine sehr gute Zusammenstellung der bisher als isomorph erkannten Mineralspecies gewährt. Es sind 4 Classen angenommen.

I. Die einfachen Körper.

II. Die Schwefel-, Selen-, Tellur-, Arsenik- und Antimon-Verbindungen.

III. Die Chlor-, Fluor-, Jod- und Brom-Verbindungen.

IV. Die Sauerstoffverbindungen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. März.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg.

(Schluß.)

Das Genus ist nach der Krystallform, die Species nach der chemischen Zusammensetzung bestimmt, daher der Verf. das System ein krystallochemisches nennt. Unterabtheilungen je nach dem Bedürfniß vereinigen weiter die atomistisch ähnlichen Mischungen. Diese Zusammenstellung veranlaßt natürlich manche Trennung sonst naher Verwandtschaften und ist dieses wie auch bei andern Systemen, welche mehr oder weniger einzelne Gesichtspuncte berücksichtigen. Es ist ferner ein Uebelstand, daß auf 100 Genera über 80 kommen, die nur eine Species zählen. In solchen Schwierigkeiten, naturgemäße Genera zu schaffen, ohne deren Zahl so ausgedehnt zu halten, und in den weitern Schwierigkeiten der genügenden Charakteristik für diese Genera liegen wohl die Ursachen, daß wir so viele und verschiedene Mineralsysteme haben, die fast alle ihre guten Seiten zeigen, aber nur zum Theil erfüllen, was von einem wohlgegliederten System eigentlich zu verlangen wäre.

Der specielle Theil des vorliegenden Bandes beginnt mit einer Zusammenstellung der bisherigen Arbeiten über Aerolithe, nämlich über Meteoreisen und Meteorsteine. Wöhler hat bei seinen Untersuchungen die interessante Beobachtung gemacht, daß ein großer Theil von Meteoreisen sich passiv verhält, d. h. daß es aus neutralen Kupferauflösungen kein Kupfer fällt, was erst dann geschieht, wenn man eine Säure hinzusetzt oder das Eisen unter der Flüssigkeit mit gewöhnlichem Eisen berührt. So verhält sich das Eisen von Krasnojarsk, Braunau, Schwetz, Bohumilitz, Toluca, Green-County, Red-River, vom Cap. Wogegen activ sich verhält das von Lenarto, Chester-County, Rasgata, Mexico, vom Senegal und das schon geschmiedete von Bitburg. Zwischen beiden steht das Eisen von Agram, Arva, Atakama und Burlington, welche erst nach einiger Zeit das Kupfer ganz allmählich reducieren. Dieses Verhalten steht zu dem Nickelgehalt in keiner Beziehung.

Als theilnehmend an der Zusammensetzung der Meteorsteine sind folgende Verbindungen erkannt worden: 1) Nickeleisen, 2) Phosphorete von Eisen und Nickel, 3) Schwefeleisen, dem Sulphuret $\dot{F}e$ entsprechend, also verschieden von Pyrrhotin, 4) Magnetit, 5) Chromit, 6) Olivin, dieser scheint ein charakteristischer Bestandtheil der Meteorsteine; 7) feldspathähnliche Verbindungen, im Stein von Juvenas Anorthit; 8) augitähnliche Verbindungen. 7 und 8 nähern sich oft dem Labrador und Augit. An der Zusammensetzung der Aerolithen sind bis jetzt 18 Elemente als theilnehmend erkannt worden.

In den Mischungen der Augite ist am Zinkoxyd eine neue Basis im Rhodonit von Sterling (dem Fowlerit der amerikanischen Mineralogen) von Hermann und Rammelsberg, deren Analysen sehr gut stimmen, aufgefunden worden. Die Differenzen der Augitmischungen scheinen ihren Grund in begin-

nender Zersetzung mit Ausscheidung von Kalk und Aufnahme von Wasser zu haben. Bischof hat darüber eine Berechnung angestellt und den Augit vom Gillenfelder Maar, welcher unter allen das Maximum an Basen enthält, als Normalmischung angenommen. In ihr ist der Sauerstoff der Basen und der Kieselerde nahe = 2 : 3. Es findet sich alsdann in fast allen andern Varietäten etwas weniger Basis, was auf Zersetzung hindeutet, welche wohl meistens durch kohlensäurehaltige Wasser herbeigeführt wird. — Forchhammer hat den reinen Dolomit als aus gleichen Atomen $\dot{Ca}\ddot{C}$ und $\dot{Mg}\dot{C}$ bestehend erkannt. Enthält er, wie es häufig vorkommt, einen Ueberschuß von $\dot{Ca}\ddot{C}$, so kann dieser durch Essigsäure ausgezogen werden.

Der Marmatit ist in einer derben Varietät zu Bottino bei Serravezza in Toscana von Bechi aufgefunden worden. Die Analyse stimmt nahe mit der der Var. von Marmato.

Den Childrenit hat der Verf. untersucht. Die Analyse gab:

Phosphorsäure	28,92	
Thonerde	14,44	
Eisenoxydul	30,68	$_2\dot{Fe}$
Manganoxydul	9,07	$\dot{Mn}$
Talkerde	0,14	
Wasser	16,98	
	100,23	

$$\left.\begin{matrix}{}_2\dot{Fe}\\ \dot{Mn}\end{matrix}\right\} {}^4\dddot{\underline{P}} + \dddot{Al}^2\dddot{\underline{P}} + 15\,\dot{\underline{H}}$$

Eine dem Belonit nahestehende Verbindung von Schwefelwismuth und Schwefelblei ist der Chiviatit von Chiviato in Peru.

Dechenit hat Bergemann ein Mineral vom Lauterthal in Rheinbayern genannt, welches nach seiner Analyse reines Vanadinsaures Bleioxyd ist. Ich habe Proben davon gesehen, welche dem von mir benannten Araöxen so sehr gleichen, daß ich vermuthe, beide Mineralien seien nicht wesentlich verschieden und daß Bergemann das Zinkoxyd darin übersehen habe. Doch will ich dieses nur als eine Vermuthung aussprechen.

Nach Delesse ist der Feldspath der Diorite sehr verschieden, selbst zuweilen an demselben Gestein. Er erkannte Oligoklas, Andesin, Labrador und Anorthit. Die Feldspath- und Augitgesteine Islands hat Bunsen untersucht und für die augitischen Felsarten eine Normalmischung angenommen, in welcher sich der Sauerstoff der Basen und der Kieselerde wie 2 : 3 verhält, übereinstimmend mit der oben angegebenen Beobachtung Bischof's; für die Trachytgesteine ist dieses Verhältniß 1 : 5 und er zeigte, wie Gemenge beider Gesteine durch Bestimmung ihrer Kieselerde berechnet werden können.

Plattner hat am Enargit eine Kupferverbindung erkannt, welche wie der Xanthokon das Arseniksulfid $\overset{'''}{\dddot{As}}$ enthält, verbunden mit 3 $\overset{'}{\dot{Cu}}$. Dieses Mineral findet sich zu Morococha in den peruanischen Cordilleren.

Ein neues cerhaltiges Mineral von Stoköen bei Brewig in Norwegen ist Erdmannit genannt worden und enthält nach Blomstrand:

Kieselerde	31,85
Thonerde	11,71
Eisenoxydul	8,52
Manganoxydul	0,86
Cer- u. Lanthanoxyd	34,89
Yttererde	1.43
Kalkerde	6.46
Wasser u. Verl.	4,28
	100

Der Eudnophit hat nach v. Borck und Berlin die Mischung des Analcim, soll aber rhombische Krystallisation zeigen.

Ein neues in der Mischung dem Okenit ähnliches Mineral ist der Gurolith von den schottischen Inseln. Er besteht nach Anderson aus:

Kieselerde	50,70
Thonerde	1,48
Kalkerde	33,24
Talkerde	0,18
Wasser	14,18
	99,78

$3\,\dot{Ca}\,\ddot{Si} + 4\,\dot{H}$

Der Deweylit und Gymnit gehören zusammen und muß der Name des letztern aufhören, da der Deweylit früher bekannt war.

L. Schmid hat über die Härte und Zusammensetzung des Korunds und des Smirgels aus der Levante Untersuchungen angestellt. Wurde die Härte des blauen indischen Sapphirs = 100 gesetzt, so war die des Rubin 90, des Korund 77 — 55, des Smirgels 57 — 40. Das specifische Gewicht des Sapphirs fand er 4,06, des Rubins 4,08, des Korunds 3,6 — 3,92, des Smirgels 3,74 — 4,31. Der Sapphir enthält 97,51 Thonerde, Rubin 97,32, Korund 84,5 — 93,1, Smirgel 60,1 — 77,8. Die erstern enthalten 1,09 — 8,2 Proc. Eisenoxyd, der Smirgel aus Kleinasien 8,6 — 33,2 Proc.

Nach Percy besteht der Lettsomit (Kupfersammterz) aus:

Schwefelsäure	15,38
Kupferoxyd	48,16
Thonerde	11,70
Wasser	23,06
Spur $\dot{Fe}$	
	98,30

$(\dot{Cu}^6\,\ddot{S} + 3\,\dot{H}) + (\ddot{Al}\,\ddot{S} + 9\,\dot{H})$

Der Matlockit ist Pb Cl + Pb, während der früher bekannte Mendiffit Pb Cl + 2 Pb ist.

Ein dem Hisingerit nahestehendes Mineral scheint der Melanolith von Cambridge in Massachusets zu sein.

Ein neues Schwefelantimonblei von Bottino in Toscana ist der Meneghinit = $\dot{Pb}^4\,\dddot{Sb}$.

Der sog. Nemalith hat sich als das Talkerdehydrat erwiesen, welches Brucit heißt.

Mehrere Feldspäthe aus Porphyren, Diabas, sowie die aus den Trachyten von Teneriffa haben sich als Oligoklas erwiesen.

Ein von A. Erdmann untersuchter Olivin von Tunaberg stellt sich der Mischung nach in die Nähe des Fayalit. Er enthält:

Kieselerde	29,34
Thonerde	1,21
Eisenoxydul	54,71
Manganoxydul	8,39
Talkerde	3,04
Kalkerde	3,07
	99,76

Das Donaroxyd Bergemann's im Orangit ist von Berlin und Damour als Thonerde erkannt worden.

Die Mineralien, welche man als selbständige Species Williamsit, Retinalith und Marmolith genannt hat, haben sich als Serpentin erwiesen. Die Amerikaner L. Smith und G. Brush haben überhaupt eine sehr willkommene Reexamination der in Amerika creierten Species vorgenommen, wonach mehrere dieser Species bereits bekannten einverleibt werden müssen. Sie erkannten Thalit = Saponit, Hudsonit = Augit (in die Nähe des Hedenbergit), Jenkinsit = Hydrophit, Chesterlit = Orthoklas, Loroklas = Orthoklas, Rhodophyllit = Rhodochrom, Cummingtonit = Amphibol, Hydrous Anthophyllit = Asbest, Monrolit = Disthen, Ozarkit = derber Thomsonit.

V. Rath hat eine eigenthümliche Beobachtung über den Mejonit gemacht, daß er nämlich in Salzsäure sich zwar vollkommen auflöse, aber nicht gelatiniere, sondern beim Abdampfen die Kieselerde pulvrig ausscheide. Es muß hier ein Irrthum obwalten, denn nach hinlänglichen Erfahrungen bildet jedes in Salzsäure vollkommen auflösliche Silicat beim langsamen Abdampfen eine Gallerte, die man

durch fortwährendes Umrühren wohl in Klumpen zertheilen, aber nicht zu sich ausscheidendem Pulver verwandeln kann.

Von Interesse sind die Analysen mehrerer Siderite aus den Kohlendistricten Westphalens. Sie enthalten 12 — 35 Proc. Kohle.

Als ein normales Mittelglied zwischen dem gewöhnlichen Spinell = $\dot{Mg}\,\ddot{Al}$ und dem Hercinit = $\dot{Fe}\,\ddot{Al}$ hat sich der Pleonast von Tunaberg nach der Analyse von Erdmann erwiesen. Er ist $\dot{Mg}\,\ddot{Al} = \dot{Fe}\,\ddot{Al}$.

Die Angabe, welche der Verf. über den Chloropal von Haar bei Passau macht, daß sich beim Kochen mit Kalilauge soviel Kieselerde auflöse, daß der Rückstand ein Bisilicat darstellt, ist, insoferne sie aus meiner Abhandlung entnommen wurde, unrichtig. Ich habe angeführt, daß ich das Kochen nur bis zur Extraction des eingemengten Opals fortgesetzt und gleichzeitig von solchem Opal eine entsprechende Quantität in ähnlicher Weise bis zur Auflösung behandelte. Wenn der Verf. meint, daß Zersetzungsproducte wohl nur selten selbständige Species seien, so mag das in so weit gelten, als durch Zersetzungen öfters Gemenge mehrerer verschiedener Species entstehen können, beim Chloropal ist aber die der Species zugehörige Mischung ebenso kenntlich als beim Chrysokoll oder Kieselmalachit.

Der Verf. hat eine ausführliche schätzbare Arbeit über die Turmaline geliefert, für welche sich folgende Mischungen ergeben haben:

I. $\dot{R}^3\,\ddot{Si}^2 + \dot{R}\,\ddot{Si}$ (Bo als isomorph mit Si angenommen)

II. $\dot{R}^3\,\ddot{Si}^2 + 4\,\dot{R}\,\ddot{Si}$

III. $\dot{R}^3\,\ddot{Si}^2 + 6\,\dot{R}\,\ddot{Si}$

IV. $\dot{R}\,\ddot{Si} + 3\,\dot{R}\,\ddot{Si}$

V. $\dot{R}\,\ddot{Si} + 4\,\dot{R}\,\ddot{Si}$

Die Atomvolume verhalten sich wie 4 : 5 : 6 : 8, wobei die Mischungen I und V fast gleiche Atomvolume zeigen. Die Zahlen der nach Dana reducierten Atomvolume sind 44,05 — 44,36.

Der Vermiculit von Milbury, Massachusets, kommt nach Crossley mit meinem Pyrosklerit in der Mischung überein. Das Löthrohrverhalten beider Mineralien ist aber so verschieden, daß sie nicht zusammengehören können.

Franz v. Kobell.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

G. Wightwick, The palace of architecture: a romance of art and history. Lond. 1840.

Dr. C. Ghega, Ueber nordamerikanischen Brückenbau und Berechnung des Tragungsvermögens der Howe'schen Brücken. Wien 1845.

J. J. v. Littrow, Die Wunder des Himmels von C. v. Littrow. 4 Aufl. Lief. 1 — 4. Stuttg. 1852.

Dr. Fr. A. Thieme, Populäre Astronomie. Plauen 1853.

Chr. Aug. Große, Unser Sonnensystem und dessen Verhältniß zu den unzähligen Fixsternen oder Sonnen. Crimmitschau 1853.

V. Physica.

Dr. H. W. Dove, Darstellung der neueren Farbenlehre und optische Untersuchungen. Berlin 1853.

M. Becquerel, Des climats et de l'influence qu'exercent les sols boisés et non boisés. Par. 1853.

Mich. Faraday, On the physical character of the lines of magnetic force. London 1852.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1854 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.
Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 10 December 1853.

1) Die Classe vernahm ein Referat über die von Hrn. Adolph Lill zu Gölnitzbanya in Ungarn eingesendete und zur Prüfung empfohlene Abhandlung über das Problem der Trisection des Winkels.

2) Die durch das k. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schul-Angelegenheiten eingesendeten „Recherches sur la Télégraphie électrique," welche von der k. belgischen Gesandtschaft in Berlin waren übermittelt worden, kamen zur Vorlage.

3) Von mehreren gelehrten Corporationen, mit welchen die Akademie in Verkehr steht, waren Fortsetzungen ihrer Denkschriften eingegangen und kamen zur Vorlage: von der kaiserl. Societät der Naturforscher in Moskau, der Societät d. W. in Kopenhagen, der Akademie d. W. in Paris, der Societät d. W. in Finnland, der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz. Die k. spanische Akademie der Geschichte sendet ihre neue Ausgabe von Oviedo y Valdes Historia del nuevo Mundo. Madrid 1852. 4.

4) Von Privaten waren eingesendet worden: Reise des Fürsten Demidoff in das südliche Rußland, nebst Begleitschreiben des Herrn Neigebaur in Breslau, und Physiologischer Atlas von Herrn Geh. Hofrath Prof. Dr. Baumgärtner in Freiburg i. B.

5) Hr. Prof. Dr. Roth erstattet folgenden Bericht: über seine Reise nach Griechenland und Syrien.

Als ich im vorigen Jahre mit allergnädigst bewilligtem Urlaube eine weitere wissenschaftliche Reise in den Orient antrat, hatte ich im Sinne, einige der Flußthäler des nördlichen Dekkan, welche zoologisch noch so wenig untersucht sind, zu bereisen, jedoch vorher noch in Attika jene Stelle zu besuchen, welche neuerlich durch interessante Entdeckungen dem Paläontologen wichtig geworden ist. Gesundheitsrücksichten veranlaßten mich unterwegs meinen Plan zu ändern, und zwar das ferne Ziel aufzugeben und dafür längere Zeit in Griechenland und Syrien zoologische und paläontologische Studien zu verfolgen, von welchen ich im Folgenden der verehrlichen Classe eine kurze Nachricht zu geben mich unterfange.

Ich hatte mir, wie gesagt, zur Aufgabe gestellt, in Attika eine gewisse bisher nicht genauer bekannt gewesene Fundstätte von fossilen Knochen zu besuchen, aus welcher zu verschiedenen Zeiten unsere paläontologische Sammlung höchst merkwürdige Säugthier-Ueberreste erhalten hatte, die sofort durch

Hrn. Conservator Dr. Wagner in den Denkschriften unserer Classe beschrieben worden waren. Diese Acquisitionen ließen auf eine außerordentliche Reichhaltigkeit des Lagers schließen, und machten eine genauere Erforschung der Lagerungsverhältnisse und sorgfältiges Suchen nach neuen Arten sehr wünschenswerth. Seine Majestät der König Otto geruhten huldvollst die nöthige Erlaubniß zu allenfalls vorzunehmenden Arbeiten zu geben, und einige Mitglieder der naturhistorischen Gesellschaft von Athen, welcher ich anzugehören die Ehre habe, unterzogen sich der Mühe, mich an die Stelle zu geleiten, welche ich auf einigen früher angestellten Excursionen vergeblich gesucht hatte.

Vier Stunden von Athen in nordöstlicher Richtung in der hügeligen Ebene Mesogaia zwischen dem Pentelikon und Hymettus, südlich von dem Feld von Marathon und zwei Stunden von der Ostküste liegt ein kleines Dorf Pikermi, Oekonomiegut eines Klosters. Ein namenloser Bach, der am Fuß des Pentelikon entspringt und fast gerade östlich verläuft, berührt dieses Dorf, weiter unten dann den Fuß des Berges Petressa und ergießt sich in das Meer in der Nähe von Ruinen, welche zwar noch nicht identificiert sind mit einer der uns von den alten Geographen aufgezählten Küstenstädte, die aber mit ziemlicher Sicherheit für die von Prasiä oder Stiria angenommen werden können.

Dieser Bach nun hat sich in seinem obern Laufe ein ziemlich tiefes Bette gegraben. Er durchschneidet zuerst eine mäßige Humuslage, dann eine Gerölschichte von 4 — 6 Fuß Mächtigkeit; eine darauf folgende Mergelschichte ist nur theilweise, wo sie weniger mächtig war, durchbrochen, und zeigt dann ein Substrat von einem sehr eisenschüssigen harten Sandsteine; die folgenden Glieder der Formation bleiben verborgen bis auf die mannigfaltigen Gerölle von Thonschiefer, Glimmerschiefer, krystallinisch-körnigem Kalke u. s. w., die der Bach von oben mit sich bringt. Bei dem Dorf Pikermi hat das Bette schon mehr das Ansehen eines Thales als eines bloßen Wasserrisses; es ist bei 40 Fuß tief und gegen 80 breit, stark bewachsen mit Oleander, Pistacien, Myrthen, Seeföhren und Zwergeichen; ebenso ist auf der Höhe der Ufer, wo nicht Garten- oder Landwirthschaft das Gehölze abgetrieben hat, ein undurchdringliches Dickicht und weiterhin selbst Wald, eine in der holzarmen Attika sehr unvermuthete Erscheinung.

An dem steilen Abhange des rechtseitigen Ufers, wo die verschiedenen Schichten scharf bloßgelegt sind, wurde schon vor etlichen zwanzig Jahren Hr. Georg Finlay, ein in Griechenland ansäßiger Gelehrter, der sich mit antiquarischen Studien beschäftigt, und damals gerade die Bestimmung der alten Λίμναι versuchte, von Bauern auf große Knochen aufmerksam gemacht, die, wenn wieder ein Theil der Uferwand abschlüpfte, zum Vorschein kamen, und sofort für Riesenknochen erklärt wurden. Hr. Finlay ließ einige Wochen arbeiten, und schenkte die Ausbeute der naturforschenden Gesellschaft von Athen, in deren Local ich im Jahre 1837 dieselbe einzusehen Gelegenheit hatte. Es wurde weder etwas von diesen Funden bekannt gemacht, noch weiter gegraben, bis unser correspondierendes Mitglied, Dr. Lindermaier in Athen, mehrfach aufgefordert, im Jahre 1843 eine ansehnliche Quantität Knochenfragmente der paläontologischen Sammlung des Staates überschickte, welche, in Verbindung mit einigen schon früher acquirierten derartigen Ueberresten, Hrn. Conservator Dr. Wagner Stoff gaben zu den zwei wichtigen Abhandlungen in unsern Denkschriften, außer welchen bis jetzt fast nichts über diese Vorkommnisse publiciert worden ist.

Ich fand, als ich im December vorigen Jahres die Bearbeitung der Knochen führenden Schichte begann, nur sehr geringe Terrain-Schwierigkeiten. Weil man von der Thalseite nicht nur leicht beikommen konnte, sondern sogar unmittelbar vor der Schichte stand, war nur das Hangende, eine Humusdecke mit Waldbäumen und eine Gerölschichte von 4 — 6 Fuß, in die Thalsohle herabzustürzen, um eine beliebig große Fläche zur Bearbeitung zu entblößen. Ein ziemlich geschiebeloser braunroth gefärbter Mergel, ganz durchsetzt von Wurzeln der Pinus maritima und daher auch dem Wasser Durch-

laß gewährend, war durch das letztere — in Folge einiger Regenschauer, fast etwas zu weich geworden; obenauf fanden sich leichte schaalige Knochen, Rippen, Schulterblätter, auch Wirbel; tiefer unten Röhrenknochen und auf dem Boden Schädel mit Zähnen, auch Skelettheile, die in Verbindung geblieben waren. Fast ohne Ausnahme zeigten sich die größeren Knochen geknickt, gebrochen, die Schädel verschoben oder zertrümmert, außerordentlich selten noch in den Gelenken verbundene Gliedmassen oder Wirbelsäulen; die Markröhren mit Mergel erfüllt, wenn sie gebrochen, oder mit Kalkspath auskrystallisiert, wenn sie unverletzt waren. In der Mitte der Schichte lag alles bunt durcheinander, und so dicht wie in einer Knochenbreccie, daß, um ein Stück zu verfolgen, viele andere in Trümmern beseitigt werden mußten. Der größere und unverletzte Knochen unmittelbar einschließende Mergel war an vielen Stellen grünlich verfärbt und fettig anzufühlen; sicherlich waren solche noch mit vielen Weichtheilen versehen, wie sie eingebettet wurden.

Sämmtliche bisher an dieser Stelle gefundene Knochen gehörten ohne Ausnahme untergegangenen Säugethieren an; auch nicht eine Spur von einem Amphibium, Fisch oder Mollusk ist bisher dazwischen entdeckt worden. Die vielfachen Beschädigungen, welche sie zeigen, scheinen zu beweisen, daß sie aus weiter Ferne und zwar meistens schon als lose Knochen an diesen Ort zusammengeschwemmt worden sind.

Bei weitem die größte Zahl ist einem kleinen Pferde eigen, das in der Urzeit auf vielen Puncten unseres Continentes in solchen Heerden gelebt haben muß, wie jetzt noch in Afrika die Zebra und Quagga. Es wird in meiner Ausbeute von dem ganzen Skelete kaum ein Knochen fehlen, so daß die minutiöseste Vergleichung mit dem Knochenbaue unserer jetzt noch lebenden Arten möglich ist. Dann folgen in Rücksicht der Häufigkeit die Reste von Wiederkäuern, und zwar von Antilopen und Ziegen in mehreren Arten, von den ersteren solche, die sich zu der Größe der mittelafrikanischen Arten erheben, letztere erreichten die Größe unseres Steinbockes.

Wie gesagt, die Reste dieser beiden Thierfamilien bilden bei weitem die Hauptmasse der ganzen Ablagerung; die jetzt aufzuzählenden sind dazwischen höchst sparsam eingestreut.

Riesenhafte Röhren- und Fußwurzelknochen, auch einzelne Wirbel werden wohl dem Mastodon zuzuschreiben sein, obwohl ich nicht so glücklich war, Zähne dieses Thieres aufzufinden; von einem andern Pachyderm aber, dem Hyotherium, fand sich nebst anderen Knochen ein vollständiger Unterkiefer.

Verschiedene große und kleine Raubthiere, deren Reste noch nicht genugsam untersucht sind, werden wohl sich als neu erweisen. Der wichtigste Fund ist der eines vollständigen Gebisses des Machairodus, eines entsetzlichen löwenartigen Thieres mit langen plattgedrückten und an den Kanten sägezähnig gekerbten Fangzähnen des Oberkiefers. Die überaus seltenen Affenüberreste endlich wurden auch diesmal wieder aufgefunden in Stücken, die wesentlich beitragen werden, den merkwürdigen Mesopithecus pentelicus näher kennen zu lernen.

Dies ist in Kurzem eine Uebersicht der Vorkommnisse, wie sie meine mitgebrachte und der paläontologischen Sammlung des Staats einverleibte Ausbeute darbietet. Eine Bearbeitung derselben, welcher sich mit mir Herr Conservator Dr. Wagner unterziehen will, wird seiner Zeit einer verehrlichen Classe vorgelegt werden.

Aber nicht allein auf dieses kleine Flußthal ist in Griechenland die Tertiärablagerung von Säugethierknochen beschränkt; ganz in der Nähe von Athen auf dem Berge Anchesmos, werden manchmal in den Brüchen enge Spalten in dem dolomitischen Gesteine mit einer Breccie erfüllt gefunden, welche zahlreiche Knochen von Wiederkäuern enthält: ferner auf einer kleinen Insel in dem Kanale, welcher Poros von dem festen Lande trennt, liegt nach meiner eigenen Erfahrung unmittelbar auf dem Trachyt eine feuersteinartige Breccie ebenfalls mit Resten von Wiederkäuern. Ueberhaupt sind in Morea an mehreren Stellen fossile Knochen gefunden worden, und schon die Stelle im Pausanias im dritten Buch

Cap. 22, wo er von ungeheuern Gebeinen spricht, die auf dem Turnplatz der lakonischen Stadt Asopos gezeigt werden, scheint zu beweisen, daß auch die Alten ihnen einige Aufmerksamkeit geschenkt haben. Noch mehr trifft zu, was Pausanias im zweiten Buch Cap. 32 von der Stadt Megalopolis in Arkadien erzählt, daß nämlich daselbst im Tempel der Artemis Gigantenknochen gezeigt werden: ich habe von glaubwürdigen Zeugen erfahren, daß bei Megalopolis Elephantenknochen häufig gefunden werden, und in dem naturhistorischen Museum zu Athen ist ein Bruchstück eines Stoßzahnes von dieser Localität aufbewahrt.

In der lehrreichen Begleitung des Botanikers von Heldreich machte ich viele Excursionen auf die Berge von Attika, um auch die jetzige Thierwelt besonders in ihren kleinen Formen zu untersuchen. Obgleich Attika in den letzten Jahren von mehreren geübten deutschen Entomologen bereist worden ist, findet sich doch noch viel des Neuen vor, wie auch alljährlich nicht wenige neue Pflanzen entdeckt werden. Die bewaldeten Schluchten des Parnes und die salzigen Niederungen bei Eleusis zeigten sich besonders reich. In so heißen und trockenen Ländern, wie wenigstens dieser Theil von Griechenland ist, hat ein großer Theil der Thiere und Pflanzen nur ein sehr ephemeres oberirdisches Dasein, und bequemt sich durch raschere Entwicklung an den für sie als Formen der gemäßigten Zone eigentlich ungünstigen Standort.

Im Monat April dieses Jahres verließ ich Griechenland wieder und wandte mich nach Palästina, um meine schon vor 16 Jahren dort begonnenen zoologischen Untersuchungen fortzusetzen. Die Unsicherheit in Folgen der politischen Aufregung hemmte meine Schritte bedeutend, so daß ich viel auf die Umgegend von Jerusalem beschränkt blieb. Zu einer naturhistorischen Topographie dieser Stadt habe ich aber sehr vollständiges Material gesammelt, und die Belege sämmtlich mitgebracht.

Das Gebirge Judäas steht in unmittelbarer Verbindung einerseits mit den syrischen und andererseits mit den idumäischen Gebirgsreihen, und bildet für sich kein abgeschlossenes Ganzes; es ist aber in vielen Beziehungen eines der lehrreichsten Glieder der weit ausgedehnten Gruppe. Nicht nur ist es viel abgeschlossener als das syrische und zusammengesetzter als das idumäische, sondern auch an seinem Ostabfalle findet sich die größte bekannte Depression unter den Meeresspiegel; letzteres allein schon wird ihm zu allen Zeiten eine vorzügliche Beachtung der Geologen sichern. Während in den idumäischen und syrischen Gebirgen krystallinische zusammengesetzte Felsarten allenthalben zu Tage treten, bemerkt man von diesen in Judäa gar nichts, sondern sie werden durch eine mächtige Ablagerung von dichtem Jurakalksteine, welcher große Stöcke von Dolomit einschließt, vollständig bedeckt. Wo sich dieser Jurakalkstein zu irgend einer Höhe erhebt, wie z. B. unmittelbar um Jerusalem, ist er von Kreide überlagert, und diese wiederum von Feuerstein-Conglomerat. Beide sind sehr petrefactenreich und lassen sich also leicht mit bereits sicher bestimmten Formationen anderer Länder parallelisieren, wie dies schon v. Raumer gethan hat in seiner Abhandlung: der tertiäre Kalkstein bei Paris und der Kalkstein des westlichen Palästina. — Wie anderwärts ist auch hier der Jurakalkstein ganz außerordentlich durchsetzt mit Höhlen, welcher Umstand zu Hülfe genommen werden muß zur Erklärung, wie so unbedeutende Bäche wie der Kidron und andere zum todten Meer verlaufende Wadies, welche jetzt nur Wasser haben, wenn einige Tage Regen gefallen ist, sich ein Rinnsaal graben konnten von über 100 Fuß Tiefe; die Schichten ebenfalls sind von sehr verschiedenen Graden der Dichtheit, so daß wenn an einem Puncte strömendes Wasser auf eine weichere untere Schichte gestoßen ist, dieselbe in kurzer Zeit ausgeschwemmt wird und die obere härtere einstürzen muß.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1854 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Hrn. Prof. Dr. Roth über seine Reise nach Griechenland und Syrien.

(Schluß.)

Auf diese Weise und mit Zuhülfenahme von vulkanischen Bewegungen und Ausbrüchen, deren Spuren unverkennbar sind, erkläre ich mir die Bildung der großen Einsenkung des Jordanthales und seiner beiden Becken: bei einem dreimaligen Besuche des todten Meeres und sorgfältiger Beobachtung aller Terrainverhältnisse und Vergleichung mit den kleineren Flußthälern, die in das todte Meer ausmünden, blieb mir durchaus keine andere Erklärungsweise übrig. Laven und andere neuere vulkanische Producte sind an den Ufern des Sees von Tiberias schon lange und wieder von mir gefunden worden: das Vorhandensein von vielen heißen Quellen an den beiden großen Seen, das Ausfließen von Naphtha und Asphalt am todten Meere, und die Häufigkeit von Erdbeben in der Richtung des Thales deuten darauf hin, daß die unterirdische Gewalt noch nicht ganz aufgehört hat. Der Salzgehalt des todten Meeres mag ganz einfach dem Auslaugen mächtiger Steinsalzlager zuzuschreiben sein, wie sie jetzt noch hoch über dem jetzigen Niveau des Sees an seinem Südende gefunden werden. Manches, ja vieles ist in den letzten Jahren in diesen Gegenden untersucht worden, besonders durch die englische und nordamerikanische nautische Expedition; aber ungleich mehr noch wartet unverdrossener Forscher, und ich hoffe es noch zu erleben, daß deutsche Gelehrte dieses Endverdienst sich erringen werden, wie sie in den gefeierten Namen Seetzen und Burkhardt den Grund gelegt haben.

Die Fauna von Palästina hat wenig Eigenthümliches; es ließ sich dies schon nach den allgemeinen Gesetzen der geographischen Verbreitung maaßgebender Species erwarten. Nur in den niederen Ordnungen des Thierreiches machen sich selbst in diesem kleinen Landstriche besondere Modificationen der allgemeinen Mittelmeerfauna bemerklich, und ein gewisser localer Typus ist in den Mollusken und Insecten besonders der jordanischen Landschaft ausgeprägt. Die reichhaltigen Sammlungen aus diesen beiden Ordnungen, welche ich mitgebracht habe, erwarten noch ihre wissenschaftliche Determinirung, werden aber die bis jetzt vollständigsten Cataloge liefern. Ich werde nach ihnen berechtigt sein, für diese niedere Fauna Palästinas und Syriens ein eigenes Mittelreich zwischen den Faunen Griechenlands und Mesopotamiens anzusprechen.

Da gegen Ende Sommers die politischen Verhältnisse drohender sich gestalteten und meine Gesundheit zu wanken anfieng, entschloß ich mich früher heimzukehren als ich Anfangs beabsichtigte; die letzten Monate haben mir gezeigt, daß ich wohl daran gethan.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Januar 1854.

(Fortsetzung.)

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preußischen Staaten in Berlin:

Verhandlungen. Neue Reihe. Erster Jahrgang. I — VII. Berlin 1853. 8.

Von der Royal Institution in London:

Notices of Meetings. Part III. Novbr. 1852 — Juli 1853. London. 8.

List of membres etc. for the year 1852. London 1853. 8.

Von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien:

Jahrbuch 1853. IV. Jahrg. No. 2. April. Mai. Juni. Wien 1853. 4.

Von der Reale accademia delle scienze di Torino:

Memorie. Serie seconda. Tom. XI — XIII. 1851 — 1853. Torino. 4.

Von der Academie de Stanislas in Nancy:

Mémoires 1852. Nancy 1853. 8.

Von der Société impériale des sciences de l'agriculture et des arts in Lille:

Mémoires. Année 1852. Lille 1853. 8.

Von dem Hrn. P. A. Maurocordatos in Athen:

Λόγοι ἐκφωνηθέντες. Ἀθήναις 1850. 8.

Von der Royal Society in Edinburgh:

Proceedings. Vol. III. 1852 — 1853. No. 43. Edinburgh 8.

Transactions. Vol. XX. Part IV. for the session 1852 — 1853. Edinburgh 1853. 4.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. IX. Part 4. Novbr. I. 1853. No. 36. London. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Sept. Oct. 1853. Berlin. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmazie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für practische Pharmazie und verwandte Fächer. Band XXVII. Heft IV. October. Ludwigshafen 1853. 8.

Von der Académie royale des sciences in Stockholm:

Handlingar för år 1851. Stockholm 1853. 8.

Öfversigt af Förhandlingar. 9. de Årg. 1852. Stockholm 1853. 8.

Berättelse för åren 1845 — 1850 of Carl J. Sundevall. Stockholm 1853. 8.

Register till Wikström Års-Berättelser i Botanik 1820 — 1838. Stockholm 1852. 8.

Von dem historischen Verein für Niederbayern in Landshut:

Verhandlungen. III. Bd. 3 Heft. Landshut 1854. 8.

Von dem zoologisch-mineralogischen Verein in Regensburg:

Correspondenzblatt. Siebenter Jahrgang 1853. Regensburg 1853. 8.

Von dem Hrn. Pictet in Genf:

Description des mollusques fossiles. 4 Livrais. Genève 1853. 4.

Von der archäologischen Gesellschaft in Genf:

Publications. Année 1852. VIII. Luxbg. 1853. 4.

Von dem Hrn. Scheiger in Gratz:

Andeutungen über Erhaltung und Herstellung alter Burgen und Schlösser. Gratz 1853. 8.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe. IX. Band. III — V. Heft. X. Bd. I — III. Heft. Wien 1852 — 53. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. IX. Bd. I. II. Heft u. X. Bd. I. Heft. Wien 1853. 8.

Fontes rerum austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen, II. Abth. diplomataria et acta. VI. Bd. Wien 1853. 8. VII. Bd. Copey-Buch der gemainen Stat Wienn. Wien 1853. 8.

Monumenta habsburgica. Sammlung von Actenstücken und Briefen zur Geschichte des Hauses Habsburg in dem Zeitraum von 1473 — 1576. II. Abth. Kaiser Karl V. und König Philipp II. I. Bd. Wien 1853. 8.

Von dem Herrn Giulio Minervini in Neapel:

Intorno le medaglie dell' antica dalvon osservazioni. Napoli 1852. 4.

Nuove osservazioni intorno la voce decatrenses, la quale s'incontra in alcune iscrizioni puteolane. Napoli 1852. 4.

Monumento antichi inediti posseduti da Raffaele barone negoziante di antichità. Vol. I. Napoli 1852. 8.

Bulletino archeologico napolitano. No. 1 — 24. Napoli. 4.

Von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens in Paderborn:

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde (neue Folge). 4. Bd. Münster 1853. 8.

Von der Hollandsche Matschappy der Wetenschappen in Harlem:

Natuurkundige Verhandelingen. Achtste Deel. Harlem 1853. 4.

Von der Société royal des sciences in Liège:

Mémoires. Tom. VIII. Liège 1850. 1851. 1853. 8.

Von der Académie des sciences, belles lettres et arts in Rouen:

Précis analytique des travaux. Pendant l'année 1851 — 1852. Rouen 1852. 8.

Von dem Verein für Geschichte der Mark Brandenburg in Berlin:

Märkische Forschungen. III. Bd. 1 und 2 Heft. 1845. 1847. IV. Bd. 1 u. 2 Heft. 1847. 1850. Berl. 8.

Von der kaiserlich russischen mineralogischen Gesellschaft in St. Petersburg:

Verhandlungen, Jahrg. 1845 — 1853. St. Petersb. 8.

Von dem naturhistorischen Verein der preußischen Rheinlande und Westphalens in Bonn:

Verhandlungen. 10. Jahrg. 2 Heft. Bonn 1853. 8.

Von der Société des sciences naturelles in Luxemburg:

Grand-Duché de Louxembourg. Luxemb. 1853. 8.

Von dem historischen Verein von Mittelfranken in Ansbach:

Einundzwanzigster Jahresbericht. Ansbach 1852. 4.

Von der Academia Pontaniana in Neapel:

Rendiconto 1853. Anno primo. Napoli 1853.

Von dem Herrn Dr. Mayer in Bonn:

Anatomische Untersuchungen über das Auge der Cetaceen nebst Bemerkungen über das Auge des Menschen und der Thiere. Bonn 1852. 8.

Von der Académie impériale de médicine in Paris:

Mémoires. Tom. dix-septième. Paris 1853. 4.

Von der Linnean Society in London:

Transactions. Vol. XXI. Part the second. London 1853. 4.

Proceedings. No. XLVIII — LI. London. 8.

List of the Linnean Society of London. 1852. 8.

Von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft von Böhmen in Prag:

Centralblatt für die gesammte Landescultur, 3ter Jahrg. 1852. No. 33 — 52. 4ter Jahrg. 1853. No. 1 — 15. Prag 1852. 53. 4.

Wochenblatt der Land-, Forst- und Hauswirthschaft. 3ter Jahrgang 1852. No. 32 — 52. 4ter Jahrg. 1853. No. 1 — 15. Prag 1852. 53. 4.

Von dem Herrn Friedrich Böhmer in Stuttgart:

Fontes rerum Germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands 3ter Bd. Stuttgart 1853. 8.

Von der physikalischen Gesellschaft in Berlin:

Die Fortschritte der Physik im Jahre 1849. V. Jahrg. Berlin 1853. 8.

Von der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen der mathematisch-physikalischen Classe I. 1852. II. 1853. Leipz. 1853. 8.

Berichte über die Verhandlungen der philosophisch-historischen Classe. 1850 III u. IV. 1851 I—V. 1852 I — IV. 1853 I u. II. Leipzig. 8.

Von dem Herrn Hansen in Leipzig:

Entwicklung des Products einer Potenz des Radius Sectors mit dem sinus oder cosinus eines vielfachen der wahren Anomalie in Reihen. Leipzig 1853. 8.

Von der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg:

Verhandlungen. IV. Bd. I. Heft. Würzburg 1853. 8.

Von dem Herrn Kopp in Luzern:

Geschichtsblätter aus der Schweiz. Des I. Jahrganges I. Heft. Luzern 1853. 8.

Von der Smithsonian institution in Washington:

Smithsonian contributions to knowledge. Vol. V. Washington 1853. 4.

History condition and prospects of the Indian tribes of the united States by Henry R. Schoolgraft L.

L. D. Illustrated by S. Eastman, Capt. U. S. A. Part III. Published under the Direction of the Commissioner of Indian affaires. Philadelphia 1853. 4.

Meteorological Tables prepared by Arnold Gayot.

Occultations of planets and stars by the moon, during the year 1853. Computed by John Dawnes. Washington 1853. 4.

Portraits of North american Indians. Painted by J. M. Stanley. Washington 1852. 8.

Exploration and survey of the valley of the great salt lake of Utah; by Howard Stansburg in Philadelphia. 1852. 8.

Maps. Stansburgs expedition. By Howard Stansburg in Philadelphia. 8.

Report on the geology of the lake superior land district. Part II. By Foster and Whistney in Washington. Wash. 1851. 8.

Maps. Fosta et Whitneys report. Washington. 8.

Sixth. annual report of the Board of regents, for the year 1851. Washington 1852. 8.

Catalogue of North American reptiles in the museum of the Smithsonian institution. Part I. Serpents. Washington 1853. 8.

Proceedings of the american association for the advancement of scienze. Sixth meeting. Washington 1852. 8.

Grinnell Land by Peter Force. Washington. 8.

Annual report of the superintendent of the coast survey showing the progress of that work during the year ending November 1851. Washington 1852. 8.

Sketches accompanying report of coast survey for 1851. Washington. 4.

Memoirand Maps of California by Ringgold. Washington 1852. 8.

Maurys Sailing Directions. Fourth edition — improvendant enlarged. August 1852. Washington 1852. 4.

Report of a geological survey of Wisconsin, Jowa ond Minesota. By David Dale Owen in Philadelphia. Philadelphia 1852. 4.

Illustrations. Owens geological survey. Philadelphia 1852. 4.

Von der American Philosophical Society in Philadelphia:

Transactions. Vol. X. New Series. Part II. Philadelphia 1852. 4.

Proceedings. Vol. V. Febr. — Decbr. 1852. No. 48. phia. 8.

Von der Society of natural history in Boston:

The Mastodon. Giganteus of North America. By John C. Warren. Boston 1852. 4.

Von der Académie nationale de médecine in Paris:

Bulletin. Tom. XVII. Paris 1852. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 8. Août — Sept. 1853. Paris 1853. 8.

Von der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:

Baltische Studien. 15 Jahrg. 1 Heft. Stettin 1853. 8.

Von der Academy of natural sciences in Philadelphia:

Journal. New series. Vol. II. Part III. Philad. 1853. gr. 4.

Proceedings. Vol. VI. No. III — VII. incl. Philadelphia. 8.

Von dem Herrn Asa Gray in Washington:

Plantae texano-neomexicanae. Part II. Washington 1853. 4.

Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

XXX. Jahresbericht. Jahr 1852. Breslau. 4.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. IX. Part. 3. August 1. 1853. No. 35. London. 8.

Von dem Herrn Dr. Baumgärtner in Freiburg:

Lehrbuch der Physiologie mit Nutzanwendung auf die ärztliche Praxis. Mit Atlas. 1853. 8.

Von dem Herrn Carl Halm hier:

Cicero's ausgewählte Reden. Die Rede pro Sestio. Lpz. 1853. 8.

Von dem Herrn Anatole von Demidoff in St. Petersburg:

Reise nach dem südlichen Rußland und der Krim, durch Ungarn, die Walachei und die Moldau. 1 und 2 Thl. Breslau 1854. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Mémoire sur Éthicus et sur les ouvrages cosmographiques intitulés de ce nom, par M. D'Avezac, (abgedruckt in den mémoires présentés par divers savants à l'académie des inscriptions et belles lettres de l'institut national de France. Première Série. Paris 1852. 4. Tome II. p. 230—552.)

De Cosmographia Ethici libri tres scripsit Carolus Augustus Fridericus Pertz, philosophiae doctor. Berolini 1853, S. 197 und VI. 8.

Die Kosmographie des Istrier Aithikos im lateinischen Auszuge des Hieronymus. Aus einer Leipziger Handschrift zum erstenmale besonders herausgegeben von Heinrich Wuttke. Leipzig 1853. S. CXXXIII und 134. 8.

Die zweifache Ausgabe, welche in kurzer Zeit von einem bisher ungedruckten und wenig beachteten Werke erschienen ist, das sich als eine Quelle der Geographie ankündigt, zeigt von dem gesteigerten Interesse, mit welchem die Geschichte der Geographie in neuester Zeit bearbeitet wird.

Bisher hatten wir unter dem Namen Cosmographie des Aethikus nur ein trockenes Verzeichniß von Namen und Zahlen, welches meistens den Ausgaben des Mela zugleich mit einem anderen Verzeichnisse, das angeblich von Julius Honorius herrühren sollte, beigegeben wurde.

Die große Uebereinstimmung, welche zwischen beiden Verzeichnissen herrscht, hat in den Untersuchungen der Gelehrten eine ebenso große Verschiedenheit der Ansichten über die Verfasser derselben veranlaßt.

Manche wollten dem Aethikus die sogenannte Cosmographie, sowie noch andere Werke verwandten Inhaltes, wie das Itinerarium Antonini, beilegen und die Behauptung aufstellen, daß Julius Honorius aus Aethikus geschöpft habe.

Andere erklärten sich für die gegentheilige Ansicht und behaupteten, daß Aethikus den Julius Honorius abgeschrieben habe.

Gerhard Schöning hat in seiner Abhandlung von den Begriffen und der Kenntniß, welche man von unseren nordischen Ländern nach den Zeiten des Ptolemäus und bis zu den sogenannten mittleren Zeiten hatte, die Ansicht aufgestellt, es sei wohl möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß Aethikus und Julius Honorius eine gemeinschaftliche Quelle benutzt hätten. Bei der wenigen Sorgfalt, welche man auf die Vergleichung der Handschriften verwendete, denn Simler und Gronov benützten bei ihren Ausgaben nach D'Avezac nur eine und dieselbe Handschrift, den codex Paris. 4808, welcher aus dem Besitze des Generalprocurators Pithou in den des Kanzlers de Thou übergegangen war, konnte sich diese Verschiedenheit der Ansichten größtentheils nur auf den gedruckten Text stützen.

Die vorliegenden drei neuesten Arbeiten über Aethikus sind zwar von einem anderen Standpuncte ausgegangen, welcher der Vergleichung der Hand-

ſchriften die größte Sorgfalt gezollt hat, ſie haben aber dennoch zu demſelben Reſultate geführt, denn jede der ſchon erwähnten Anſichten hat in ihnen einen Vertreter gefunden.

D'Avezac will nicht nur die ſogenannte Cosmographie, ſondern auch andere Schriften verwandten Inhalts dem Aethikus beilegen, Pertz nimmt ſie für Julius Honorius in Anſpruch, Wuttke glaubt, daß beide aus einer gemeinſchaftlichen Quelle geſchöpft haben.

Die vorliegenden Arbeiten unterſcheiden ſich aber darin von den früheren, daß ſie auch auf eine zweite bisher nur in einzelnen Fragmenten bekannte, unter dem Namen Aethikus vorhandene Cosmographie eingehen, welche D'Avezac von der älteren dadurch unterſcheidet, daß er dieſe als geographiſche, die neuere aber als phyſiſche Cosmographie bezeichnet. Dieſe neuere Cosmographie ſoll urſprünglich in griechiſcher Sprache verfaßt worden ſein, aus welcher ſie der Kirchenvater Hieronymus in einem Auszuge in die lateiniſche Sprache überſetzt habe. D'Avezac hat das Verdienſt, ſie nach einer mehrjährigen Unterſuchung zuerſt zu Tage gefördert zu haben.

Schon im Jahre 1839 hatte unſer gelehrter Landsmann, Conſervator Haaſe in Paris, im Voraus auf die Unterſuchungen über Aethikus aufmerkſam gemacht, welche man von d'Avezac erwarten dürfe, Unterſuchungen, welche der Verfaſſer auch wirklich vom 17 September bis 5 November 1841 in der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften vorgetragen, aber nicht veröffentlicht hat. Während der folgenden Jahre, in welchen ſeine Arbeit im Schreibepulte verſchloſſen blieb, benützte er noch die verwandten Arbeiten von Ritſchl, Huſchke, Mörner, Baudet, Fortia d'Urban, Parthey und Binder und entſchloß ſich erſt im November 1849 zu ihrer Veröffentlichung, welche im Jahre 1852 in einem Anhange der Denkſchriften der erwähnten Akademie ſtattfand.

Seine Unterſuchungen zerfallen in zwei Theile. Im erſten handelt er von der phyſiſchen Cosmographie, welche Aethikus dem Iſtrier zugeſchrieben wird. Der zweite Theil, welcher die geographiſche Cosmographie unter dem Namen Aethikus ohne Beiſatz unterſucht, zerfällt in mehrere Unterabtheilungen. Die erſte beſchäftigt ſich mit der Cosmographie, welche dem Aethikus beigelegt wird, die zweite mit dem Werke, welches den Titel itinerarium Antonini führt. Die dritte behandelt die verſchiedenen Werke, welche dem Aethikus nicht angehören. Die vierte und letzte beſpricht den Zeitabſchnitt, in welchem Aethikus geſchrieben hat. Eine Ueberſicht der ganzen Unterſuchung giebt der Verfaſſer (p. 450) ſelbſt in den folgenden acht Schlußſätzen:

1) In der zweiten Hälfte des vierten Jahrhundertes hat ein Cosmograph mit Namen Aethikus gelebt.

2) Dieſer Schriftſteller ſtammte nach einigen Anzeichen, deren Aechtheit allerdings zweifelhaft iſt, aus einer berühmten Familie Iſtriens, und genoß als Philoſoph großen Ruf.

3) Er iſt der wirkliche oder angebliche Verfaſſer einer cosmographiſchen Abhandlung in griechiſcher Sprache, welche wir aber nur in einer lateiniſchen Ueberſetzung beſitzen, die man dem heil. Hieronymus beilegt. Dieſes Werk iſt wahrſcheinlich unächt, aber alt.

4) Er iſt in Wahrheit der Verfaſſer eines Sammelwerkes, in zwei Hauptabtheilungen, von welchen die erſte unter dem Namen Cosmographie des Aethikus bekannt iſt, die andere den Namen itinerarium Antonini trägt.

5) Die excerpta Julii Honorii, welche auch unter dem Namen Cosmographie des Julius Cäſar vorkommen, ſind ein abgekürzter Auszug aus dem erſten Theile der Cosmographie des Aethikus.

6) Ein ſolcher Auszug iſt auch das Capitel des Droſius, welches von der Beſchreibung der Welt handelt.

7) Nur eine Art von Herkommen hat das itinerarium dem Antonin als Verfaſſer beigelegt, während für Aethikus ſowohl alte Zeugniſſe wie die Anſichten der angeſehenſten Kritiker ſprechen.

8) Die notitia dignitatum kann ſo wenig als die Beſchreibung der Stadt Rom oder die tabula Peutingeriana dem Aethikus zugeſchrieben werden.

Im Anhange giebt d'Avezac von S. 455 — 540 den bisher ungedruckten Text einer dem Aethi-

kus beigelegten Cosmographie, welchen der Kirchenvater Hieronymus aus dem griechischen Originale übersetzt und in den vorliegenden Auszug gebracht haben soll.

Pertz der Jüngere hat seine Untersuchungen über die Cosmographie des Aethikus in drei Bücher eingetheilt. Im ersten Buche handelt er von der Cosmographie des Julius Honorius, im zweiten von den Handschriften der Cosmographie des Aethikus, welche d'Avezac als die physische Cosmographie bezeichnet, im dritten von der Uebersetzung dieser Cosmographie durch den heiligen Hieronymus. Pertz nimmt drei verschiedene Recensionen des Textes der geographischen Cosmographie an. Den ersten Theil derselben legt er dem Julius Honorius bei, die descriptio tripartita dagegen weist er dem Orosius zu, der sie entweder verfaßt oder entlehnt habe. Das itineraiium Antonini wird von ihm nach dem Vorgange von Parthey und Binder dem Verfasser der descriptio quadripartita nicht beilegt. In Bezug auf Aethikus bemerkt er, daß nur drei Handschriften den Namen des Aethikus enthalten und die Zeugnisse der Schriftsteller, welche von dieser geographischen Cosmographie sprechen, erst mit dem zehnten Jahrhunderte beginnen.

Die physische Cosmographie dagegen legt Pertz im zweiten Buche einem Aethikus wirklich bei. Er stellt die Zeugnisse der Gelehrten und ihre Auszüge aus dieser Schrift zusammen und gibt eine Uebersicht der Handschriften, die er nach ihrer Beschaffenheit in zwei Classen theilt, wobei er von der besseren Classe bemerkt, daß sie nur drei Handschriften enthalte.

Im dritten Buche verwirft Pertz die Gründe derjenigen, welche dem heiligen Hieronymus die Uebersetzung dieses Werkes absprechen, sucht dieselbe mit mehreren Gegengründen aufrecht zu erhalten, geht auf das glagolitische Alphabet über, welches zuerst dem Aethikus und sodann dem heiligen Hieronymus beigelegt wird, und schließt, nachdem er ein Citat Fredegar's über den trojanischen Ursprung der Franken in der physischen Cosmographie nachgewiesen hat, mit der Versicherung, das Geburtsjahr des Aethikus dürfte in das erste Jahr des vierten Jahrhundertes fallen, die Uebersetzung des heiligen Hieronymus aber zwischen 396 und 409 verfaßt worden sein.

Wuttke hat schon in seiner Abhandlung über Erdkunde und Karten des Mittelalters, welche in Naumanns Serapeum erschien, einige Andeutungen sowohl über die geographische wie über die physische Cosmographie des Aethikus gegeben. Mit ersterer beschäftigt er sich in dem vorliegenden Werke nur im Vorübergehen (S. XCIV seq.) und verweist größtentheils auf seine früheren Bemerkungen.

Die physische Cosmographie dagegen wird ausführlich besprochen, indem der Verf. in der Einleitung S. VI bis CXXXIII von dem Inhalte und dem Werthe der Bücher des Aethikus, von seiner Lebensgeschichte, von Hieronymus, dem Bearbeiter des Aethikus, handelt, die Handschriften bespricht, welche ihm bekannt geworden sind und hierauf (von S. 1 — 127) den Text der physischen Cosmographie nebst kritischen Anmerkungen folgen läßt.

Den Verfasser der physischen Cosmographie bezeichnet Wuttke als einen Griechen und als Aithikos, um ihn dadurch von dem Verfasser der geographischen Cosmographie, dem Lateiner Aethikus zu trennen. Von der geographischen Cosmographie sagt er S. XCVI, es liege die Vermuthung nahe, daß der Name des Cosmographen Aithikos ihr irrthümlicher Weise vorgesetzt worden sei.

Von dem Verfasser der physischen Cosmographie aber glaubt er als wahrscheinlich annehmen zu dürfen, daß Aithikos im dritten Jahrhunderte seine Reisen gemacht, noch in den ersten Jahrzehnten des vierten Jahrhundertes gelebt, Hieronymus aber die Bearbeitung seines Werkes erst nach 394 unternommen habe.

Ref. will, um diese Anzeige nicht zu sehr auszudehnen, hier nur zuerst die Ansichten über die geographische Cosmographie, dann die über die physische Cosmographie des Aethikus einer näheren Prüfung unterziehen.

Eine völlige Uebereinstimmung des bei Gronov gedruckten Textes der beiden Verzeichnisse des Aethikus und des Julius Honorius haben weder d'Avezac, noch Pertz, noch Wuttke angenommen, weil sich

in beiden Abänderungen und Zusätze zeigen. Nach der Ansicht des Ref. war jedoch der Grundtext der beiden Verzeichnisse, die den Namen Cosmographie nicht verdienen, einer und derselbe, insoferne es sich um die descriptio quadripartita handelt.

Die descriptio quadripartita kann Ref. nur als ein trockenes systematisches Verzeichniß von Namen und Zahlen betrachten, welche einer Karte (tabula) oder vielleicht auch einem Planiglobe (sphaera) entsprachen und als kurze Uebersicht zu diesem Zwecke bestimmt waren.

Eine solche Uebersicht mußte besonders im Gebrauche der Schule, wie schon Ritschl bemerkt hat, wozu sie, da sie von einem Schüler des Julius Honorius herrührt, wahrscheinlich verwendet wurde, wie im Privatgebrauche Abänderungen und Zusätze je nach dem Bedürfnisse der Zeitgenossen erleiden.

Dem ursprünglichen Texte nach waren wahrscheinlich sowohl das Verzeichniß, welches den Namen Aethikus trägt, wie dasjenige, das von dem erwähnten Schüler des Julius Honorius herrühren soll, identisch.

Die Herstellung dieses ursprünglichen Textes dürfte aber nach der Ansicht des Ref. schon deßhalb nicht zu erwarten sein, weil diese Abänderungen und Zusätze schon bald nach der Abfassung des Verzeichnisses, welches wir als descriptio quadripartita kennen, stattgefunden haben, und es somit nicht als wahrscheinlich erscheint, daß auch die älteste Classe der Handschriften den ursprünglichen Text ohne Abänderungen und Zusätze enthalte. Jene Classe von Handschriften, zu welcher der Cod. Aug. Jes. 14° gehört, darf vielleicht darauf Anspruch machen, einen besseren Text zu enthalten als Simler und Gronov gegeben haben, weil in ihnen das jedenfalls spätere Bestreben, zwei verschiedene Verzeichnisse wie die descriptio tripartita und quadripartita zu vereinigen, noch nicht hervortritt.

Die genannte Handschrift gehört zwar erst dem fünfzehnten Jahrhunderte an, aber schon ihre Einleitung zeigt, daß sie einen älteren Text enthält, welchen der Verfasser der Vorrede bei Simler und Gronov in seiner Art und Weise zu einer gezwungenen Vereinigung von zwei verschiedenen Arbeiten benützte. Ritschl hat bereits auf eine Handschrift derselben Classe in der Bibliothek des Vatikan aufmerksam gemacht, doch fehlen in ihr die ersten Worte.

Die Ueberschrift der Münchner Handschrift lautet: incipit dimensio universi orbis a Julio Caesare, Marco et Antonino consulibus facta. An sie schließt sich unmittelbar folgende Einleitung:

Omnis orbis peragratur per sapientissimos et electos viros. Per nicodorem oriens. Per didimum occidua. Per theodotum septentrionalis. Per polial meridiana. A consulatu suprascripti usque in consulatum augusti tercio et cassio Oriens dimensus est annis XXI mensibus duobus diebus octo. Occidua pars dimensa est a consulatu suprascripto usque in consulatum augusti septimo et agrippe annis XXVI mensibus tribus diebus XVII. Septentrionalis pars dimensa est a consulatu suprascripto usque in consulatum augusti decimum. annos XXVIIII. menses VIII. Meridiana pars dimensa est a consulatu suprascripto usque in consulatum saturni et cinne. annis XXII. mense uno. fiunt sub uno anno nonaginta octo menses II dies XXV.

Omnis orbis habet maria XXX. Insulas LXXIII, Montes XLI. Provincias LXIIII. Oppida ducenta LXV. Flumina LVI. Gentes centum XXIII.

Orientis pars habet maria VIII. Insulas VIII. Montes VII. Provincias VII. Oppida LXXIII. Flumina XVIII. Gentes quadraginta quinque.

Occidua pars habet maria VIII. Insulas XVIII. Montes XV. Provincias XXVII. Oppida LXXIII. Flumina XXIII. Gentes XXIIII.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Die Schriften über Aethikus von Avezac, Pertz und Wuttke.

(Fortsetzung.)

Septentrionalis pars habet maria XII. Insulas XXXI. Montes XIII. Oppida LVIII. Flumina XVIIII. Gentes XXVIIII.

Meridiana pars habet maria duo. Insulas XI. Montes VI. Provincias XIII. Oppida LXI. Flumina VI. Gentes XXIIII.

Continencia eius Spera vel continencia. Propter aliquos anfractus intellectus forte legentis turbet vitam nobis attrocia essent hic exponendum esse crederim.

Ergo oceanus orientalis hec maria habet. Mare caspium in bis mare. Mare persicum. Mare tiberiadem. Mare alpistinis. Mare mortuum. Mare rubrum. Mare arabicum quem sinum arabicum dicunt. Mare carpacium.

Die Stellen, welche nach dem Gronov'schen Texte dem Julius Honorius eigenthümlich angehören würden, nämlich die Beschreibung der Flüsse des südlichen Oceans, die Angabe der 23 Völkerstämme an demselben, die Bestimmung über die Länge des Jordanflusses, die ausführliche Beschreibung des Nil sind hier sämmtlich enthalten. Die Beschreibung der Tiber aber, welche in demselben Texte wie bei Simler dem Aethikus beigelegt ist, fehlt in unserer Handschrift.

Ihre Einleitung hat der Verfasser der Vorrede, welche bei Simler und Gronov mit den Worten lectionum pervigili cura comperimus beginnt, benützt, nachdem er zuerst seine künstliche Vereinigung der descriptio quadripartita und tripartita ausgesprochen hat.

D'Avezac glaubt (p. 319), Julius Honorius habe einen Auszug aus der descriptio quadripartita gemacht, welche seiner Ansicht gemäß dem Aethikus angehörte und früher die Ueberschrift orthographia führte. D'Avezac schließt dieß aus den Worten: haec omnia in descriptione recta orthografie transtulit publice rei consulens Julius Honorius und bemerkt, daß eine Handschrift bei Bandini vor den Worten: lectionum pervigili etc. die Ueberschrift incipit ortographia enthalte. Ref. hält diese Ueberschrift nur für das Mißverständniß eines späteren Schreibers und vermuthet, es dürfte der Text am besten hergestellt werden, wenn man statt ortografie transtulit die Lesart orthografice transtulit aufnehmen würde.

D'Avezac gründet seine Ansicht, nach welcher Aethikus der Verfasser der geographischen Cosmographie ist, auf das Zeugniß einiger Handschriften, ferner auf die Citate des Flodoard von Rheims im zehnten und des Hugo von Flavigny im zwölften Jahrhunderte (p. 329 — 331).

Pertz bemerkt dagegen (p. 14), daß die drei Handschriften, welche den Namen Aethikus enthalten, erst aus dem zwölften Jahrhunderte stammen, und giebt (p. 74) eine nähere Beschreibung derselben.

Den gleichfalls späteren Zeugnissen des Flodoard und Hugo von Flavigny stellt er das Zeugniß Cassiodor's gegenüber, welcher die Cosmographie

dem Studium der Mönche empfiehlt und des Julius Honorius mit folgenden Worten erwähnt: „Libellum Julii Oratoris, quem vobis reliqui, studiose legere festinetis: qui maria, insulas, montes famosos, provincias, civitates, flumina, gentes, ita quadrifaria districtione complexus est, *ut paene nihil libro ipsi desit*, quod ad Cosmographi notitiam cognoscitur pertinere."

Die Stelle beweist allerdings, daß Julius Honorius eine Cosmographie geschrieben habe, in welcher in vierfacher Uebersicht Meere, Inseln, Berge, Provinzen, Städte, Flüsse und Völkerstämme zusammengestellt seien, sie lehrt aber auch, daß wir wenigstens bisher im Besitze dieses Werkes nicht sind, denn wir haben in der descriptio quadripartita nur ein Verzeichniß der Namen, da die eigentliche cosmographische Beschreibung überall mit Ausnahme der Flüsse fehlt.

Diese Arbeit, wie sie bei Gronov abgedruckt ist, konnte Cassiodor dem Studium der Mönche nicht empfehlen, denn ihr fehlt das Wesentlichste für das Studium der Erdkunde, nämlich die Beschreibung der einzelnen Theile.

Sie ist nach den Schlußworten bei Gronov die Arbeit eines Schülers, der sie gegen den Willen des Lehrers veröffentlichte, ihre Beschaffenheit zeigt, daß sie in jeder Beziehung schülerhaft ist.

Ihr entsprach übrigens eine Abbildung des Erdkreises, auf welcher den Namen der Städte wie auf der tabula Peutingeriana Zahlen, vielleicht zu demselben Zweck, wie auf dieser, beigefügt waren. Davon hat sich im gedruckten Texte nur eine Spur in der Stelle erhalten, welche in einer sehr verdorbenen Weise von dem Flusse der Hesperiden in der Landschaft Cyrene spricht. Sie lautet: Fluvius Heperides nascitur LIX oppidu in campo in circini rutunditate volbitur, influit in oceani ripas meridiani.

Die erwähnte Münchner Handschrift hat eine solche auch bei der Stadt Bida mit den Worten: Bida oppidum N. XXXIII.

Ref. geht nun zur zweiten Cosmographie, welche d'Avezac als physische bezeichnet hat, über. D'Avezac und nach ihm Wuttke haben aus verschiedenen Handschriften den Text derselben hergestellt, dessen Eintheilung jedoch bei beiden abweichend ist. Nach dem Texte bei d'Avezac wurden drei volumina unterschieden, von denen jeder der beiden ersten nur ein Capitel, jedoch unter fortlaufenden Zahlen enthält. Der erste Band handelt cap. I. de fabrica mundi, der zweite cap. II. de ignotis gentibus vel insulis septentrionalibus, der dritte umfaßt die sämmtlichen übrigen Capitel, nämlich c. 4. de gentibus quas vetus testamentum non habet, c. 5. de illyrico regno, c. 6. de insulis maris magni, c. 7. de quaestionibus quas alia scriptura non narrat.

Wuttke hat nach einer von den Handschriften abweichenden Eintheilung das Ganze in sieben Bücher getheilt, von denen jedoch nur das dritte und siebente eigene Ueberschriften tragen.

Pertz hat im zweiten Buche seiner Untersuchungen eine Beschreibung von 44 Handschriften der physischen Cosmographie geliefert, welche sich in Deutschland, England, Frankreich, Holland, Italien und der Schweiz befinden.

An sie reiht sich eine Münchner Handschrift des fünfzehnten Jahrhundertes an, welche theils ihres Schreibers halber, theils wegen der Bezeichnung der älteren Handschrift, deren Copie sie bildet, merkwürdig ist.

Sie ist gegenwärtig mit cod. lat. 901 bezeichnet. Am Ende der Cosmographie Fol. 168 heißt es: scripsi ego Hartmannus Schedel de Nuremberga artium et medicinae doctor ex libro veteri sumpto ex bibliotheca cenobii sancti Emerami Ratispone ea forma uti reperi Anno domini 1483.

Fuit autem liber vetus scriptus tercio anno regnante pipino filio Karolo rege francorum hoc est annus domini DCCLIIII a nativitate Christi.

Vor dem Beginne der Cosmographie ist zwischen Fol. 143 und 144 ein Blatt eingelegt, auf welchem sich von Schedels Hand folgende Bemerkung findet: Si quis Ptolomeum, Strabonem, pomponium mella, diodorum siculum, herodotum, plinium ceterosque cosmographos et geographos diligenter scrutatus fuerit, inveniet hunc libellum

magis fabulosum apocryphumque quam historie et veritati consonum esse. Bibamus igitur ex fonte et omittamus fabulas praecipuo cum in tanta ac tam brevi temporis egestate stultum sit super vacua addiscere.

Dieselbe Bemerkung findet sich nach Wuttke's Bericht (S. LXXXVIII) auch in einer Wolfenbüttler Handschrift, deren Anfang fehlt, von späterer Hand nachgetragen.

Da nicht bloß diese Bemerkung, sondern auch Eintheilung und Lesearten übereinstimmen, so dürfte diese Wolfenbüttler Handschrift identisch mit der von Schedel benützten Emmeramer sein, welche schon sehr frühe der Emmeramer Bibliothek entfremdet wurde, da sie sich in dem Verzeichnisse von 1500 nicht findet.

Wuttke setzt sie (S. CXXII) in das achte oder in die erste Hälfte des neunten Jahrhundertes und giebt eine Probe ihrer Schrift. Pertz setzt sie (p. 108) in den Anfang des neunten Jahrhundertes.

Die Ueberschrift des Textes ist bei d'Avezac (p. 455) und Wuttke (p. 1) nicht gleichlautend, giebt jedoch das übereinstimmende Resultat, daß die Cosmographie eines Aethikus vorliege, welche Hieronymus in einem Auszuge wiedergegeben habe.

Wuttke und Pertz nehmen das Werk als ächt an und schreiben den Auszug desselben dem Hieronymus zu. D'Avezac schwankt und will einstweilen seine Bestimmung nicht mit Bestimmtheit aussprechen, obgleich er den Inhalt des vorliegenden Textes als einen galimatias inextricable bezeichnet.

Seine persönliche Ueberzeugung nähert sich offenbar mehr der Ansicht, daß hier ein unächtes Werk vorliege, allein er stellt diese Ansicht am Schlusse seiner Abhandlung (p. 451) nur als wahrscheinlich hin, während er in der Mitte derselben (pag. 273) sagt: c'est une question en définitive, qui semble ne pouvoir être jugée que sur un texte soigneusement restitué; et en attendant que cette tâche ait été accomplie, nous devons nous borner, à défaut de conviction personelle, à incliner la tête devant les nombreuses autorités que nous avons alléguées.

Man vermißt hier ungerne die Entschiedenheit, welche d'Avezac selbst an einer anderen Stelle derselben Abhandlung für die Behandlung solcher Fragen fordert, indem er sich bestimmt dafür erklärt, den Namen Itinerarium Antonini fallen zu lassen [1]).

Ref. nimmt keinen Anstand, der älteren Ansicht beizustimmen und sich sowohl gegen die Aechtheit des Reiseberichtes, welcher in dieser Cosmographie vorliegt, wie gegen die Annahme, daß der Kirchenvater Hieronymus ihn aus einem Auszuge wiedergegeben habe, zu erklären.

Vom Standpuncte des wissenschaftlichen Bedürfnisses aus würde er gern der Ansicht beipflichten, welche Wuttke (S. XXIV) ausspricht: „Aithikos ist der einzige Gewährsmann, der selber im Norden gewesen war. Er hatte mit eigenen Augen gesehen; alle übrigen Classiker, die bis auf unsre Zeit gekommen sind, hatten, was sie über den Norden wußten, nur aus dritter Hand empfangen und mußten sich dieß zurechtlegen, ohne selbst

1) p. 408. Il faut savoir rompre avec des erreurs accreditées, et se garder de les enraciner davantage par une adhésion de complaisance qui trompe le vulgaire et réagit sur les gens de savoir. Certes la question de la valeur historique et littéraire du nom d'Ethicus ne serait pas encore dans l'obscurité où nous l'avons recontrée, si les critiques avaient, comme Adrien de Valois, substitué constamment à une désignation reconnue fausse celle qu'ils croyaient véritable, ou même si, comme Saumaise, ils avaient seulement répudié en toute occasion cette désignation erronée, d'autant plus à combattre qu'elle s'est impatronisée au frontispice des éditions imprimées, contrairement à l'énonciation de la généralité des manuscrits.

Si nous avions à donner une édition nouvelle de l'Itinéraire, nous nous garderions de le séparer de la Cosmographie, à laquelle il est à peu près constamment réuni dans les manuscrits; et, sans effacer peut-être, je ne dis pas le nom d'Antonin, qui n'a pour lui qu'un seul ou tout au plus deux manuscrits relativement peu anciens, mais le double nom Antonii Augusti, qui du moins figure souvent dans les plus anciens exemplaires, nous aurions soin d'inscrire exclusivement, au frontispice du livre le nom d'Ethicus.

Einsicht davon, ohne Maß und Kennzeichen dazu im Besitze zu haben. Wieviel des Aithikos Erzählung unter dem Schwulst, nach dem sein verschrobener Geschmack haschte, wie sehr seine Schrift durch die Ueberarbeitung und Kürzung, die sie erfuhr, wieviel und wie arg deren Text durch der Schreiber Unverstand verdunkelt sein mag: dennoch ruht sie auf so gutem Grunde, daß, indem wir an ihre Erklärung herantreten, wir vorerst alle übrigen Nachrichten der Griechen und Römer zurückweisen, um nur aus ihr allein das Verständniß zu gewinnen." Diese Ansicht zu theilen verbietet ihm jedoch der Text selbst, der hinsichtlich des Neuen, was er darbietet, nur eine Zusammenstellung von Sagen enthält, welche ihren Mittelpunct in der Alexandersage findet, auf die der Verfasser wiederholt bei verschiedenen Gelegenheiten zurückkömmt [2]).

Wuttke selbst hat hierüber (S. LXI) richtig bemerkt: In solchem Grade beherrschte seine Vorstellungen Alexander's Bild, daß es bei jedem Anlaß seine Beschreibung der Länder und Völker durchbricht, und einen Theil seines Werkes zu einer Geschichte Alexander's macht.

Von den neuen Mittheilungen, welche das Werk bietet, sollen hier nur einige Stellen angeführt werden. Im Norden führt die Cosmographie mehrere Inseln auf, welche außerdem nicht bekannt sind. Ihre Reihe beginnt die Insel Munitia mit hundsköpfigen Bewohnern, welche von den Nachbarvölkern Cananei genannt werden. Diese Hundsköpfe tragen jedoch nur die Männer. Die Bewohner haben nur Zelte in abgelegenen waldigen und sumpfigen Gegenden, besitzen große Heerden, gehen mit nackten Beinen und salben ihre Haare mit Oel oder Fett, wodurch sie einen widrigen Geruch verbreiten. Sie führen ein unsläthiges Leben, essen unreine verbotene vierfüßige Thiere, wie Mäuse, Maulwürfe und andere. Die Insel steht mit deutschen Stämmen in Handelsverbindungen.

Wuttke hat sich (S. XV) Mühe gegeben, die Lage dieser Insel zu bestimmen. Er findet in ihrer Beschreibung eine Hindeutung auf die armen Finnen, die auf den Höhen und im Urwald Skandinaviens herumzogen. Er bemerkt (S. XIX), daß die Kunde von den Hundsköpfigen, die Aithikos gebe, keineswegs vereinzelt dastehe, und erinnert zuvörderst daran, daß die Vorstellung von Hundsköpfigen dadurch aufgekommen sei, daß Wilde, indem sie sich in das Fell der erlegten Thiere hüllten, vom Balge den Kopf des Thieres nicht entfernten, sondern wie einen Hauptschmuck über sich getragen hätten. Damit habe aber nur der Mann, der Erleger des Thieres, geprunkt, weßhalb Aithikos treffend bemerke, daß die Weiber in Munitia nicht eben so übel beschaffen seien, wie die Männer.

Er verweist ferner (S. XX) auf die Legende des Märtyrers Christoforus, welcher de cynocephalorum oriundus genere zur Zeit eines sonst völlig unbekannten Königes Dagno von einer Insel gekommen sei, und hält dafür, daß er von Munitia stammte.

Mit dem vieldeutigen Ausdrucke: Inseln des Oceans a capite Germaniae führt die Cosmographie zwei Inseln auf, welche von äußerst geringem Umfange sind, Viaree und Bridinno. Sie umgibt das Meer und ein kleiner Waldhügel. Von ihren Bewohnern heißt es: populus exiguus ad nullam utilitatem aptus vel promptus, nisi tantummodo reliquis populis fortior striones (?), plumarios ac polemitarios (?), fabri enim aurifices ex iis plurimi fiunt. Hos vulgus Nanos appellat.

Wuttke glaubt (S. XLIII), es sei hier von den Ostseeinseln, die Rede. Der Name der Oder Viadus. Viader, Viadrus bietet ihm einen Anklang an Viaree. Er deutet beide Inseln auf Usedom und Wollin im großen Haf.

(Fortsetzung folgt.)

2) Man vergl. bei Wuttke p. 19. 23. 27. 28. 29. 32. 41. 57. 63 bis 65. 66. 67.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1854.

Die Schriften über Aethikus von Avezac, Pertz und Wuttke.

(Fortſetzung.)

Der parvolus saltus, ſagt er (S. XLIV), welcher ihr Daſein ſichert, läßt ſich erkennen. Eine Hügelkette, die in das bewaldete Swinerhöft ausläuft, ſchützt Wollin's öſtliche Seite und Uſedom hat in ſeinem weſtlichen und ſüdlichen Theile die kleinen Höhen von Krummin, die ſteilen mit Buchen bewachſenen Ufer von Gnitz und die Sandwände des Streckelbergs. Der vorwaltende Eindruck, den dieſe Düneninſeln auf uns machten und den ſie gewiß auf jeden Reiſenden hervorbringen, kam vom Sande her, der hier als den Boden bezeichnend erſcheint.

Die Gadaronten, Inſeln, über welche hinaus keine anderen mehr liegen, werden nach der Cosmographie von barbariſchen Völkern bewohnt, welche zur Begleitung eherner Flöten unbekannte Lieder ſingen, die ſie in großer Anzahl beſitzen, wenig Geſchäfte treiben, nur Gerſte und Dinkel bauen, ſich aber viel auf Schifffahrt verlegen, wozu ſie ſich kleiner hölzerner Schiffe, byrrones genannt, bedienen. Das Klima dieſer Inſeln iſt von bedeutender Kälte, an Eiſen ſind ſie reich. Aus der Beſchaffenheit des Klima wie aus der Beſchreibung des Volkes hat Wuttke auf Finnland geſchloſſen.

Die Gadaronteninſeln ſind nach ſeiner Anſicht (S. XLV) Finnland oder Suomemaa. Sumpfeiſen, ſagt Wuttke, wußten die Finnländer ſeit den älteſten Zeiten zu bereiten, ſo daß ſelbſt der Schwede ihnen eine vorzügliche Metallkenntniß zuſchrieb. Schifffahrt ſei den Finnen nichts Fremdes, vor Allem aber paſſe die hervorgehobene Geſangluſt auf die Finnen, die ſeit alten Zeiten Blaſeinſtrumente, Schallmei und Pfeifen hätten, die unbekannten Geſänge der Gadaroniten aber gemahnten an die Zauberlieder der Finnen.

In Viarce und Bridinno, meint Wuttke (S. XLVII), wolle Aithikos die nächſten, in den Gadaronten die äußerſten Inſeln des nördlichen Meeres in der Richtung von Deutſchland bezeichnen, in den darauf folgenden Inſeln aber ſei er an die ſüdliche Küſte von Finnland gekommen.

Dieſe zunächſt folgenden Inſeln werden Meoparonitae genannt. Die Bewohner derſelben werden als die beſten Seefahrer, aber auch als gefürchtete Seeräuber geſchildert. Sie ſollen im Beſitze von Taucherſchiffen ſein, colimphae genannt, in welchen Alexander der Große bis auf den Grund des Meeres gekommen ſein ſoll, weßhalb ſie auch von ihm, der mit ihnen ein Freundſchaftsbündniß geſchloſſen habe, vielfach beſchenkt worden ſeien. Alexander habe dort große Altäre errichtet, welche noch ſeinen Namen führen (quae usque nunc arae Alexandri magni dicuntur).

Von dieſen Meopari ſoll auch auf einer kleinen Inſel des Oceans, Tripicia genannt, das Bergwachs (bitumen) gefunden worden ſein, das ſich auf keiner anderen Inſel der Welt finde, mit welchem Alexander die kaſpiſchen Thore befeſtigt habe. An ſie ſchließt ſich die Beſchreibung der Inſeln Ri-

farrica, Crisolida und Bizas an. Die beiden erſteren werden zweimal erwähnt (p. 11 u. p. 24 seq.), nur werden ſie an erſterer Stelle abweichend Rifargica und Zhirisolida genannt. Sie gehören ſämmtlich dem nördlichſten Klima an, in welchem die Kälte ſo groß iſt, daß der Schnee ſelbſt im Juni und Juli nicht ſchmilzt.

Wuttke meint, die Benennung Meopari oder Meoparoti ſei nur eine Nebenbezeichnung der nördlichen Seeräuber. Er hält die Dänen für gleich mit den Meoparoten, weil ſie zwar einmal genannt, aber im Verfolge der Schrift nicht wie die übrigen Völker näher beſchrieben werden. Die Inſel Rifarrica iſt nach ihm Nordſkandinavien, in welchem ſich alle Merkmale der Beſchreibung wiederfinden ſollen, welche von Aethikus gegeben iſt. Er meint, der Name Rifarrica oder Rifargica ſei vielleicht für das gebirgige Nordland nach dem Namen der Rifaeen etwa als Rifaeenland gebildet, indem man nicht bloß den Ural, ſondern überhaupt nördliche Gebirge Rifaeen benannt habe. Die Inſel Bizas wird zwiſchen den Orkneiinſeln und den Meoparotiſchen aufgeführt. Criſolida hält Wuttke für Finnmarken und Quänland und verweist auf eine Karte des vierzehnten Jahrhundertes, verfaßt von Robert von Haldingham, welcher Biza für eine große Halbinſel im Nordocean gehalten habe. Allein Wuttke hat ſich hier geirrt, Richard ſpricht in der angeführten Stelle (bei Santarem essai sur l'histoire de la cosmographie t. II. p. 338) von einem heftigen Winde, der biza genannt werde, die Inſeln aber führt er als Biles und Criselida am Eingange des caſpiſchen Meeres auf (ibid. p. 427).

Zwiſchen der Beſchreibung der Inſel Munitia und der Inſeln Viarce und Bridinno erwähnt Aethikus verſchiedener Völker, unter ihnen auch der Turchi. Ihre Wohnſitze liegen zwiſchen den Ländern der Griſonen und Alanen oder Albanen, einerſeits gegen das Nordgebirge, die ubera aquilonis, andrerſeits gegen das ſchwarze Meer hin auf Inſeln und an der Küſte, in den Byrrichiſchen Gebirgen, namentlich auf einer großen Inſel Taraconta.

Sie werden als ein abſcheuliches Volk, von häßlicher Leibesgeſtalt, rußiger Farbe, gelben Zähnen, ſchwarzem ſtruppigem Haarwuchſe geſchildert, welches ſich niemals waſche. Sie ſind Götzendiener, äußerſt ſinnlich und wild. Von ihrer Gefräßigkeit heißt es: comedunt enim universa abominabilia et abortiva hominum, juvenum carnes, jumentorumque et ursorum, vultorum, item charadrium ac milvorum, bubonum atque visontium, canum et simiarum. Nur in der Mitte Auguſt haben ſie einen Feſttag; ſie verſammeln ſich dann auf Taraconta, machen ein Götzenbild von Erdpech und Steinen, welches ſie Morcholom in ihrer Sprache nennen, id est stellam deorum, quo derivato nomine Saturnum appellant. Auf dieſer Inſel beſitzen ſie auch eine große und ſehr befeſtigte Stadt, welche gleichfalls Taraconta heißt.

Zur Zeit des Antichriſts werden ſie eine große Verheerung anrichten und ihn den Gott der Tage nennen. Auch ſie werdan in Verbindung mit Alexander dem Großen gebracht, welcher in einer ſchwülſtigen Rede ſeinen Schmerz darüber ausſpricht, daß er ſie niemals unterwerfen konnte.

Wuttke erklärt ſie (S. XXXII) ohne Bedenken für Türken. Er äußert ſich über die Turcae, welche bei Plinius und Mela an das aſowiſche Meer geſetzt werden, nicht, verſpricht aber gegen die gewöhnliche Anſicht, nach welcher die erſte Kunde von den Türken nach Europa nicht früher als in der zweiten Hälfte des ſechſten Jahrhunderts gelangt ſei, den Beweis zu liefern, daß ein dünner Faden von Zeugniſſen der Abendländer über die Türken vor jenem vermeintlichen Zeitpuncte ihres erſten Auftretens durch ein Jahrtauſend ſich hinziehe.

Ref. geſteht, daß ihm dieſe Zeugniſſe unbekannt ſeien und er ſich die Worte des Aethikus über die Türken: nam poetae et philosophi eorum mentionem faciunt nonnunquam nicht erklären könne, ſondern ſie als das Ergebniß älterer Sagen betrachtet, welche die lebhafte Einbildungskraft des Verfaſſers der Cosmographie aufgenommen und erneuert hat.

Die Inſel Bizas hat nach der Anſicht des Ref. ihren Namen nach dem heftigen Winde, der dort wehen ſoll, erhalten, denn es heißt von ihm: ven-

tum qui ab ipsis montibus flat, nimis acerrimum et frigidum, Bizam vocitant.

Dieſes Wort biza, ſpäter bisa genannt, dürfte hier wohl zum erſten Male vorkommen. Die Inſel Tripicia verdankt dieſe Benennung wahrſcheinlich der dortigen Gattung von Pech, die Meoparoniten aber wurden wohl von dem Gebrauche des myoparon ſo genannt und werden ausdrücklich mit Alexander dem Großen in Verbindung geſetzt.

Ein großer Theil der Alexanderſage, welcher dieſe neuen Mittheilungen enhält, findet ſich abgeſondert in einer Leidener Handſchrift, einſt im Beſitze des Philologen Vossius, welcher Wuttke (S. CXXV) und Pertz (S. 121) erwähnen.

Von großem Belange wäre es, dieſen Text der Alexanderſage vollſtändig kennen zu lernen, denn wir würden wahrſcheinlich in ihm die vorzüglichſte Quelle der phyſiſchen Cosmographie nachweiſen können. Manches, was bei Aethikus vorkömmt, wie die Sage von dem Verſuche Alexanders, bis auf den Grund des Meeres tauchen zu wollen, von hundsköpfigen Menſchen u. ſ. w. findet ſich auch ſchon bei Kalliſthenes, doch iſt es dort in abweichendem Berichte angegeben.

Der Aechtheit des Reiſeberichtes kann Ref., wie ſchon bemerkt wurde, nicht beiſtimmen, er kann aber auch ebenſo wenig die Angabe der Handſchriften als richtig anerkennen, nach welchen der Kirchenvater Hieronymus die Cosmographie in einem Auszuge wiedergegeben haben ſoll.

Dagegen ſpricht ſeiner Anſicht nach zuerſt die Anführung eines viel ſpäteren Schriftſtellers, des Alchimus, der zweimal in der Cosmographie genannt wird.

Dieſer Alchimus oder Alcimus iſt nicht der Rhetor, deſſen die Chronik des Hieronymus und Sidonius Apollinaris erwähnen, und welchen Auſonius unter den Lehrern zu Bordeaux beſingt, ſondern Alcimus Avitus, der Biſchof von Vienne, welcher mehr als hundert Jahre ſpäter als Hieronymus ſtarb. Dies zeigt die eine Stelle, in welcher der Verfaſſer der Cosmographie in einer ihm eigenthümlichen ganz geſchmackloſen und entſtellenden Weiſe die Worte des chriſtlichen Dichters wiederholt. Er ſagt nämlich (bei Wuttke S. 6): et illud quod ait Alchimus; Ut diabolus, qui primus conditus fuerat et primus corruerat, in die judicii ante omnes pessimos homines (diabolus) punietur et in infernum reclaudetur. *Quia enim cuique creaturae praefulsit in ordine primus* et viarum dei claruit in rude miraculum idemque primus in novissimo judicio terribili venturo poenas damnaturus, quales ab initio dictae sunt, in cavernam laci, tales et tot ante tribunal regis in ipso judicio dilatae mortis (que) indicium peccatorum, itemque cum auctore mortis praeferendae atque ostendendae erunt, religato ac catenato eodem antiquo serpente, ut cernant impii truculentissimum ac furibundum mortis auctorem, quem secuti fuerunt in desideria multa inutilia et nociva, quae mergunt hominem in interitum. Et quot mala passuri sunt impii in inferno, tot plagae in ipso antiquo hoste praeferendae et ostendendae erunt, cum et justi videre merebuntur dominum deum suum Christumque regem suum et signa et fixuras clavorum et videbunt lignum in quem transfixerunt, et plangent se super eum omnes tribus terrae. Ignis ante eum ardebit et in circuitu eius tempestas valida, cum tantis signis impii in diversa tendentes, quanta in inferno passuri erunt.

Haec omnia Aethicus in cosmografia et Alchimus pulchre dixerunt.

Dieſe Art einen Schriftſteller anzuführen, war ſicherlich nicht die des heiligen Hieronymus. Nach den Schlußworten kann man zwar nicht beurtheilen, welcher Theil des Geſagten dem Alcimus, welcher dem Aethikus zukomme, allein eine Vergleichung mit den Werken des Alcimus zeigt, daß nur ein kleiner Theil ihm gebühre, denn er ſagt in ſeinem Gedichte über die Erbſünde (opera ed. Simond. Parisiis 1643. 8. p. 227):

Quique creaturae praefulsit in ordine primus,
Primas venturo pendet sub judice poenas.
Quandoquidem gravior talem sententia punit,
Quem mirum cecidisse putes, nam crimen acerbat
Auctor, in ignaro minor est peccante reatus,
Durius atque malum quod major fecit habetur.

Gegen die obige Ansicht spricht ebenfalls die Anführung der Dani, welche, wie bei Wuttke S. 4 aus Grimm's Geschichte der deutschen Sprache bemerkt wird, erst im sechsten Jahrhunderte erwähnt werden, da die Stelle im Servius zu Aen. VIII, 728 Danai dicti a Dahis qui sunt populi Scythiae juncti Persidi sehr zweifelhaft ist.

Gegen sie spricht endlich auch die Schreibart, welche mit der des Hieronymus gar nicht übereinstimmt. D'Avezac und Pertz haben zwar auf die Herstellung eines besseren Textes verwiesen, allein dieser ist nach solchen Vorarbeiten, durch welche die ältesten Handschriften verschiedener Länder verglichen wurden und dasselbe Resultat ergaben, nicht zu erwarten.

Diese Verdorbenheit des Textes ist auch keine zufällige, sondern wie folgendes ganz geschmackloses Spiel mit gleichlautenden Anfangsbuchstaben zeigt, ein Ergebniß späterer Zeit, als die des Hieronymus war.

Diese Stelle steht bei Wuttke S. 42. Sie lautet: Unde parabulam enigmatibus suis adsumptam ait: Terrorem terribilem, tot terrarum trivialis torghinavi Trimarcem, turma tergiversantium titillat, turgentium titubata tela tandem trutinata, tritura toracem tacto mucronis. Trimarcia, Thafris, Alces tumultuantes tantilla tenus turma, tyronis temporum. Tura tantopere Tulchus, triarum tonantium tenit, Malancinorum titanistria, tollora Murginum.

Ref. bewundert den Fleiß, mit welchem Wuttke dieser Stelle folgenden Sinn abzuringen wußte: „O schrecklicher Schrecken, so viele Länder habe ich als Reisender durchwandert, als ich nach Trimarcia komme. Der Haufe der Fliehenden jückt sich den Rücken, der Strotzenden wankend gemachte Geschosse sind endlich abgewogen worden als sie treffen sollten den Panzer mit der Berührung des Eisens. O Trimarcia, die Thafri und die tobenden Alces sind nur ein kleiner Haufe, Anfänger der Zeiten. Mit so großer Mühe besitzt der Tulchus Weihrauchkörner, hat er andere verschiedene Instrumente des Krieges.“

Pertz will endlich noch darin, daß das Alphabet, welches in einigen Handschriften dem Aethikus beigelegt wird, später aber dem Hieronymus zugeschrieben wurde, eine Stütze für seine Ansicht finden, nach welcher Hieronymus der Uebersetzer der Cosmographie war.

Er sagt am Schlusse des zweiten Kapitels, in welchem er sich mit diesem Alphabete beschäftigte (p. 183), die Buchstaben des Aethikus seien völlig übereinstimmend mit dem glagolitischen Alphabete. Da nun dieses allgemein dem Kirchenvater Hieronymus zugeschrieben werde, so folge daraus, daß der heilige Hieronymus der Uebersetzer des Aethikus gewesen sei.

Ref. kann diese Folgerung nicht theilen, denn aus diesen Vordersätzen kann sich kein anderer Schlußsatz ergeben, als der, daß man dem Hieronymus unrichtig beigelegt habe, was man dem Aethikus hätte zuschreiben sollen, keineswegs aber, daß Hieronymus der Uebersetzer des Aethikus gewesen sei.

Hrabanus Maurus weiß nur, daß Aethikus der Erfinder dieses Alphabetes ist, denn er sagt: Litteras etiam Aethici philosophi cosmographi, natione scythica, nobili prosapia invenimus, quos venerabilis Hieronymus presbyter ad nos usque cum suis dictis explanando perduxit.

Die spätere Zeit hat statt des Aethikus den Hieronymus als Erfinder dieses Alphabetes, welches als identisch mit dem glagolitischen erklärt wird, angenommen, allein dies geschah wahrscheinlich vermöge eines Mißverständnisses der Cosmographie, oder einer nicht genauen Beachtung ihres Textes. Jedenfalls aber dürfte es für die Geschichte der slavischen Sprache von Belang sein, zu ermitteln, wann diese Verwechslung geschehen sei.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Die Schriften über Aethikus von Avezac, Pertz und Wuttke.

(Schluß.)

Bekannt iſt, daß dem Hieronymus eine große Zahl von Schriften unrichtig beigelegt wurde. (Selbſt eine vielgebrauchte Bußordnung, das Pönitentiale Cumin's hat man in Gallien dem heiligen Hieronymus zugeſchrieben.) Pertz hat (p. 27) die Zahl derſelben noch durch eine Handſchrift im Vatikan vermehrt, welche die von Schelſtrate und Anderen herausgegebene descriptio orbis unter der Benennung: Jeromini presbyteri demensuratio provinciarum aufführt.

Im ſiebenten Jahrhunderte muß auch die Meinung, als habe Hieronymus die Cosmographie des Aethikus überſetzt, ſchon ſehr verbreitet geweſen ſein, denn Fredegar hat mit Berufung auf Hieronymus aus ihr entnommen, was ſie über den trojaniſchen Urſprung der Franken enthält.

Mit der Perſon des Aethikus hat ſich nur Wuttke näher beſchäftigt, welcher ihn in das dritte Jahrhundert ſetzt und (S. LXXVII seq.) Alles zuſammenſtellt, was einzelne Stellen der phyſiſchen Cosmographie darüber enthalten. Wuttke hält es für wahrſcheinlich, daß Aethikus der erſte chriſtliche Geograph geweſen ſei.

D'Avezac nimmt für beide Cosmographien das Jahr 375 als annähernde Zeitbeſtimmung der Abfaſſung an, will ſich aber ſein Urtheil über die Perſönlichkeit des Aethikus vorbehalten. [3])

Pertz meint, die phyſiſche Cosmographie müſſe ſchon vor 396 verbreitet geweſen ſein, behält ſich aber gleichfalls ſein Urtheil über die Lebensverhältniſſe des Verfaſſers bis zur Herſtellung eines beſſeren Textes bevor. [4])

Ref. will die Frage nicht beantworten, ob ein Aethikus eine Cosmographie geſchrieben habe, ſondern beſchränkt ſeine Unterſuchung darauf, daß ſich für die Erweiterung unſerer geographiſchen Kenntniſſe aus dem vorliegenden unächten Werke

3) Malheureusement ce n'est que dans l'oeuvre grecque traduite par saint Jérôme, que se trouvent quelques indices relatifs au personnage d'Éthicus, à son origine istrienne, à sa naissance distinguée, à sa célébrité comme philosophe ou sophiste: et nous n'avons pas, en la légitimité de cette oeuvre, une confiance assez entière pour admettre ces indications comme avérées, et les appliquer à l'auteur de la cosmographie latine. Beaucoup d'écrivains l'ont fait jusque à présent, mais par inadvertance et confusion: le monde savant le fera-t-il désormais en connaissance de cause? Nous ne préjugeons pas sa décision, et nous nous y soumettons d'avance volontiers.

4) Sed de Ethico et vita ejus alio tempore disputabimus. Restat enim ut quantum fieri potest exponamus, quid de auctore ipso et de libris ejus nobis statuendum sit. De his autem atque aliis multis quae huc pertinent judicium certum edere tum demum valebimus, quum libris aliquot melioribus inspectis saniorem Cosmographiae textum constituerimus.

kein Nutzen ziehen lasse, weil es, wie schon ältere Schriftsteller richtig bemerkten, neben längst bekannten Thatsachen nur ein buntes kaum verständliches Gemengsel fabelhafter Berichte enthalte. Wohl aber sind nach seiner Meinung die Nachrichten über die verschiedene Bauart der Schiffe für die Geschichte der Schifffahrtskunde ein schätzbares Fragment, welches deßhalb auch Jal in sein bekanntes Werk aufgenommen hat, sowie die vielfachen sagenhaften Berichte über Alexander den Großen für die Entwicklung und Verbreitung der Alexandersage einen wesentlichen Beitrag darbieten.

Friedrich Kunstmann.

Neuere Werke über die Geschichte der Revolutionszeit:

Heinrich v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789 — 1795. Erster Band. 1853. Düsseldorf bei Julius Buddeus. Vorrede und Einleitung LX. 596 S.

J. W. Zinkeisen, Der Jakobinerklub. Ein Beitrag zur Geschichte der Parteien und der politischen Sitten im Revolutions-Zeitalter. 2 Bde. XII 667 und XV 1019 S. Berlin, Decker 1852, 53.

Wolfgang Menzel, Geschichte Europas vom Beginne der französischen Revolution bis zum Wiener-Congreß. 2 Bd. I. 473. II. 534 S. Stuttgart, Adolph Krabbe 1853.

Man sollte nicht glauben, daß die schon so vielfach sowohl durch ausführliche geschichtliche Darstellungen als durch autenthische Sammlungen von Actenstücken beleuchtete Geschichte der ersten französischen Revolution den Geschichtsforscher zu neuer Arbeit locken könnte, und doch haben wir den letzten Jahren wesentliche Bereicherungen unserer geschichtlichen Erkenntniß jener Zeit zu danken. So sind wir erst durch den 1851 von Bacourt herausgegebenen Briefwechsel Mirabeau's mit dem Fürsten von Arenberg, der kürzlich auch in deutscher Bearbeitung durch J. A. Städtler erschienen ist, in Stand gesetzt, Mirabeau's Verhältniß zur Revolution Schritt für Schritt zu verfolgen und uns ein bestimmtes Urtheil über seine Plane und seine politische Richtung zu bilden. Die napoleonische Zeit hat durch die Briefe Joseph Napoleons sehr wichtige Beiträge erhalten. Ferner haben kürzlich zwei deutsche Historiker es unternommen, auf dem Gebiet der französischen Revolutionsgeschichte Nachlese zu halten. Der eine ist Zinkeisen, der vieljährige Redacteur der preußischen Staatszeitung, der durch eine ausführliche Geschichte des Jakobinerklubs hinter die Coulissen des Revolutionsdramas blicken läßt. Die politische Bewegung der ersten Revolutionszeit im großen Ganzen hat kürzlich Sybel zum Gegenstand neuer Durchforschung und Darstellung gemacht und namentlich für die deutsche und europäische Seite manches Neue beigebracht. Endlich hat W. Menzel eine neue Geschichte des Revolutionszeitalters für das größere Publicum geschrieben, die zwar nicht Anspruch auf Ergebnisse neuer Forschung macht, aber in so fern Neues bieten will, als sie nicht der Auffassung französischer und revolutionsfreundlich gesinnter Quellenschriften folgen, sondern in deutschem und conservativem Sinne diese Geschichten behandeln will.

Sehen wir nun Sybel's Werk, offenbar das bedeutendste unter den genannten, näher an. In der Vorrede sucht er die Berechtigung zu seinem Unternehmen nachzuweisen und beruft sich nicht nur auf den neu herausgegebenen Briefwechsel Mirabeau's und die zahlreichen französischen Departementsgeschichten, sondern auch auf Benützung handschriftlicher Materialien in den Pariser Archiven, wie der Correspondenzen der commandirenden Generale mit dem Ministerium, der geheimen Depeschen der Conventcommissäre, der Proceßacten Cüstines und Houchards, der Papiere des Wohlfahrtsausschusses u. A. Dazu kamen noch bisher unbenützte deutsche Quellen, wie die vertrauten Briefe des Herzogs von Braunschweig, des Generals Möllendorf aus dem preußischen, und des Grafen Tauenzien aus dem österreichischen Hauptquartiere, Berichte des Gesandten Buchholz aus Warschau, Haugwitz's aus dem Haag, Hardenbergs aus Basel,

ſodann die beinahe vollſtändige Correſpondenz des Marquis von Luchesini und des Generals Mannſtein, der bei den damaligen diplomatiſchen Unterhandlungen eine ſehr wichtige Rolle ſpielte, und endlich Geſandtſchaftsberichte des niederländiſchen Archivs. Vermittelſt dieſer neuen Quellen glaubt Sybel die Kenntniß des wirklich Geſchehenen weſentlich vervollſtändigt und in dieſem erſten Bande die Entſtehung der erſten Coalition, den Urſprung des Revolutionskrieges, die Räthſel des Feldzuges in der Champagne in befriedigender Weiſe aufgeklärt zu haben.

Jedoch nicht allein dieſer Zuwachs an neuem urkundlichem Material, das ſich der Verfaſſer zugänglich zu machen wußte, war es wohl, was ihn veranlaßte, die Revolutionsgeſchichte zum Gegenſtand einer neuen Bearbeitung zu wählen, ſondern auch der Wunſch, manche Thatſachen und Verhältniſſe prinzipiell zu beleuchten und politiſche Reſultate daraus zu ziehen. Hiezu berechtigt den Verfaſſer auch wirklich eine durchgebildete politiſche Anſicht und eine entſchieden deutſche ſelbſtändige Geſinnung, die ſich nicht durch die herkömmlichen Vorurtheile einer literariſchen Tradition irre leiten läßt. Sein Standpunct iſt ein bei engliſcher Politik geſchulter, nationaler Conſervatismus, der poſitive ſociale Elemente erhalten wiſſen will, auch wenn die herkömmliche politiſche Doctrin ſie verwirft oder unterſchätzt.

Die Einleitung beſchäftigt ſich mit den Zuſtänden Frankreichs vor der Revolution, giebt aber nicht bloß die ſchon oft dageweſenen Schilderungen von dem ſittlichen Verderben am Hofe, dem Druck des Feudalweſens, der auf dem dritten Stande laſtete, ſondern gründliche Unterſuchungen über die Vertheilung des Bodens und die dadurch bedingte Lage des dritten Standes. Der Verfaſſer widerlegt nämlich die gewöhnlich auf die Autorität der revolutionären Redner hin angenommene Vorausſetzung, als ob vor 1789 alles Grundeigenthum in der Hand der Kirchen, Klöſter und Edelleute geweſen wäre und erſt die Revolution einen Stand der kleinen Eigenthümer geſchaffen hätte. Er hält dieſer revolutionären Tradition nicht nur das franzöſiſche Erbrecht entgegen, das die Theilung des Bodens entſchieden begünſtigte, ſondern auch die Beobachtungen des Engländers Arthur Young, der nach dreijähriger Forſchung in den franzöſiſchen Provinzen kurz vor der Revolution fand, daß ungefähr ein Drittheil des Landes von kleinen Grundeigenthümern bebaut wurde, die in Flandern, Elſaß, Bearn und der nördlichen Bretagne wohlhabend, ſonſt aber arm und elend waren. Die Güterzerſplitterung fand derſelbe Beobachter bereits ſo groß, daß er häufig Felder von 10 Ruthen ſah und meinte, man ſollte mit einem geſetzlichen Theilungsverbote dazwiſchen treten. Die übrigen zwei Drittheile waren allerdings in Händen des Adels und der Kirche, der Magiſtratur und der Geldmacht, während ein wohlhabender ländlicher Mittelſtand fehlte. Dieſer iſt erſt aus der Freiheit des Bodens und der bürgerlichen Gleichheit, welche die Revolution von 1789 gebracht hat, erwachſen, und hat jetzt ein volles Drittheil des zum Ackerbau beſtimmten Areals in Frankreich inne. Bäuerliche Wohlhabenheit war vor der Revolution weder bei den kleinen Grundeigenthümern, noch bei den Pächtern des Adels und der Kirche zu Haus, ja nicht einmal bei dem grundbeſitzenden Adel, welcher ſich in der Regel um ſeine Güter nicht viel kümmerte und ſie ſchlecht bewirthſchaftenden Pächtern überließ, zufrieden dieſen ein unverhältnißmäßig hohes Pachtgeld abzupreſſen. Sybel zeigt, auf Youngs Bericht geſtützt, mit welch geringem Ertrag dieſe in der Regel von allen Mitteln zur Vervollkommnung der Wirthſchaft entblößten Pächter ſich begnügen mußten. Aus ihnen erwuchs dann ein ländliches Proletariat voll Haß gegen den beſitzenden Adel. In der Vendée und Niederbretagne gab es gut wirthſchaftende Edelleute und wohlhabende Bauern, im Norden von Frankreich wenigſtens wohlhabende Zeitpächter, neben denen auch noch kleine Eigenthümer als Taglöhner eine leidliche Exiſtenz fanden. Die Regel aber in den übrigen Provinzen war eine überwiegende Maſſe kleiner Meier und kleiner Eigenthümer, welche durchaus nicht die Mittel zu einer vernünftigen Bewirthſchaftung hatten. In Folge der Revolution iſt nun die Zahl der mittelgroßen Güter um ein Bedeutendes geſtiegen und dadurch hat auch ein vernünftigeres Syſtem des An-

baues breiteren Boden gewonnen, in Folge deſſen der Ertrag der Landwirthſchaft jetzt etwa dreifach ſo hoch ſteht als vor 1789. Etwa 6 Millionen Hectaren ſind der kleinen Cultur entzogen und den größern Gütern zugewachſen. Dagegen beſteht noch ein bedeutendes Reich der Meierwirthſchaft, deren Lage ſich trotz des Wegfalls der Frohnden und Herrenrechte wenig gebeſſert hat.

Auch die Verhältniſſe der Induſtrie und des Handels werden in ähnlicher Weiſe unterſucht, wobei es aber freilich bei dem Mangel an genauen ſtatiſtiſchen Angaben weniger möglich iſt, ein ſicheres Ergebniß zu gewinnen. Doch kommt Sybel zu einer annähernden Berechnung, wonach die Induſtrie um das Vierfache und der Handel um das Doppelte geſtiegen iſt. Auch im weiteren Verlauf der geſchichtlichen Darſtellung richtet der Verfaſſer ein beſonderes Augenmerk auf den Einfluß der revolutionären Ereigniſſe und Beſtrebungen auf die nationalökonomiſchen Verhältniſſe.

Daß in allen Lebensverhältniſſen Reformen dringendes Bedürfniß waren, daß zwiſchen dem Mechanismus des Feudalſtaates und den abſtracten Formen einer centraliſirenden abſoluten Monarchie ein Widerſpruch beſtand, der alle Kraft der Regierung lähmen mußte, daß es in Folge davon der Regierung an Geld, Beamten und Truppen zur Vertheidigung ihres Beſtandes fehlte und der Staat mithin innerlich aufgelöst war, ehe noch ein revolutionäres Wort geſprochen war, dies iſt das richtige Ergebniß der einleitenden Betrachtung.

Da Sybel nicht eine neue Bearbeitung der Revolutionsgeſchichte für das größere Publicum, ſondern nur eine Nachleſe und Reviſion für Geſchichtskenner geben wollte, ſo darf an ſeine Darſtellung nicht der Anſpruch der Vollſtändigkeit und Gleichmäßigkeit gemacht werden, es war nur inſoweit eine Wiederholung des Bekannten nöthig, als der Zuſammenhang und die Auffaſſung des Ganzen es erforderten. Mit Unrecht hat man ihm ſchon vorgeworfen, daß er zu vornehm das hiſtoriſche Subſtrat als bekannt vorausgeſetzt habe. Wir können das nicht finden und glauben im Gegentheil, daß er ſich mehr auf das Neue, was er geben konnte, hätte beſchränken, aber dieſes allerdings um ſo ausführlicher hätte geben dürfen. Das eigenthümliche Verdienſt Sybels würde dann noch deutlicher hervortreten und der geringere Umfang der Verbreitung des Buches förderlich geworden ſein. Unſer Bericht hat nur die Aufgabe nachzuweiſen, inwiefern die Geſchichte des Revolutionszeitalters durch Sybels Werk wiſſenſchaftlich gefördert worden iſt.

Unter dem Neuen, welches S. bietet, tritt uns zunächſt die richtigere Auffaſſung Mirabeau's entgegen, wie ſie durch die Veröffentlichung ſeines Briefwechſels mit dem Grafen de la Marck und den dort mitgetheilten Staatsſchriften möglich geworden iſt. Während man früher in Mirabeau nur den genialen Roué ſah, der in der Verzweiflung des finanziellen und moraliſchen Banquerotts zum ehrgeizigen Demagogen und nachher, durch die Beſtrebungen des Hofes erkauft, zum Verräther an der Revolution geworden, dieſe neue Schwankung zwar mit Geiſt und ſtaatsmänniſchem Talent durchgeführt habe, aber dann zu rechter Zeit geſtorben ſei, ehe ſein Verrath, der im Grunde doch nur perſönliche Zwecke gehabt, in ſeiner ganzen Ausdehnung ans Licht gekommen ſei, ſo erſcheint er dagegen jetzt als der geniale Staatsmann, der alle Uebrigen weit überſieht, aber wegen ſeiner ſittlichen Flecken verkannt, ſich eine Wirkſamkeit erringen muß und durch die Verhältniſſe auf die Bahn der Demagogie gedrängt wird, während er nach ſeinen Ueberzeugungen und Anſichten lieber auf Seite der Monarchie geſtanden wäre, um ihr Reformator und Retter zu werden. Während alle Andern im Dunkeln tappen und über das eigentliche Ziel im Unklaren ſind, weiß er allein, was geſchehen muß, und fühlt die Kraft in ſich, es zu vollbringen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Neuere Werke über die Geschichte der Revolutionszeit.

(Fortsetzung.)

Deßhalb muß er sich den Weg zu einer Verbindung mit dem Hofe bahnen, was ihm durch seinen Freund La Marck endlich gelingt. Daß er, um nicht durch Anfechtungen seiner Gläubiger am politischen Wirken gehindert zu werden, vom König sich seine Schulden zahlen ließ, daß er, der über dem politischen Treiben nicht Zeit fand, sein gar nicht unbedeutendes väterliches Erbe anzutreten, einen weitern monatlichen Gehalt vom König annahm, darf nicht als gemeine Bestechung, sondern muß als das Verhältniß einer gegenseitigen Leistung betrachtet werden, die ebenso wenig Unehrenhaftes hat, als die Besoldung eines hohen Staatsdieners. Daß aber, um einen Staat aus einer gefährlichen Krisis zu retten, um als Führer eine wildbewegte mißtrauische Menge mit sich fortzureißen, noch mehr erfordert wird, als ein auch noch so überlegenes staatsmännisches Talent, tiefe Einsicht und Scharfblick und mächtige Rednergabe, daß auch der Eindruck einer achtunggebietenden Persönlichkeit und edlen Gesinnung dazu kommen muß, um das unbedingte Vertrauen zu gewinnen, das dürfen wir nicht vergessen, wenn sich die Frage aufdrängt, ob, wenn der Hof rechtzeitig auf Mirabeau's Rathschläge eingegangen und ihm nicht bloß mit halben Maaßregeln, sondern mit ganzer Hingebung und entschiedenem Handeln gefolgt wäre, es nicht möglich gewesen wäre, von der Revolution auf die Bahn der Reform einzulenken. Wir müssen bedenken, daß Mirabeau mit dem Ruf, den er von seinem frühern Leben her in die Nationalversammlung mitgebracht hatte, weder hier noch bei Hof das unbedingte Vertrauen finden konnte, das ihm die unbeschränkte Leitung der Dinge hätte in die Hände spielen können. Mirabeau war ein riesiges Talent, aber er besaß nicht die Tugend des Charakters, welche die erfolgreiche Wirksamkeit eines Staatsmannes bedingt. Das Richtige über Mirabeau hat schon Niebuhr in seiner Geschichte des Zeitalters der Revolution Bd. I. S. 160 und 236 und ff. geahnt und ausgesprochen, ohne noch im Besitz der Aufklärungen zu sein, die uns seine Staatsschriften und Briefe geben. Einiges davon hat zuerst Mirabeau's Adoptivsohn Montigny in dem 7 und 8 Band der „Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau. Paris 1835“ gegeben. Diese sind zuerst, nebst ungedruckten Memoiren Mallouets, von J. Droz in seiner histoire du règne de Louis XVI Bd. III. und dann von Dahlmann in seiner Geschichte der französischen Revolution, und bald darauf von Dönniges in einer Reihe von Artikeln in den Monatsblättern zur Allgemeinen Zeitung Jahrg. 1845 und 1846 verarbeitet worden. Doch waren sie keineswegs genügend zu einer richtigen Würdigung Mirabeau's und zu einem zusammenhängenden Verständniß seiner Plane und seines Verhältnisses zum Hofe zu führen. Erst seitdem Bacourt die „Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck pendant les années 1789, 1790 et 1791 3 vols. Paris 1851“ herausgegeben hat, liegen die Acten vollständig vor, und die staatsmännische Größe

Mirabeau's steht nun in ihrer ganzen Bedeutung vor uns.

Von diesem neuen Material hat zuerst Zinkeisen Gebrauch gemacht und in dem ersten Band seines obengenannten Werkes (S. 475 — 609) eine ausführliche Darlegung der conservativen Plane und Bestrebungen Mirabeau's gegeben, die ganz geeignet ist, über den wahren Sachverhalt gehörig zu orientiren. Auf diese neuen Documente stützt nun auch Sybel seine Auffassung Mirabeau's und der Anfänge der Revolution. Er stellt Mirabeau sehr hoch und hält ihn für den einzigen unter den damaligen Staatsmännern Frankreichs, der über die Lage der Dinge ein völlig klares Bewußtsein gehabt habe, der begriffen habe, daß der Feudalstaat unmöglich, und daß jeder Versuch zu seinen Gunsten ein Selbstmord der Regierung wäre, der aber auch mit voller Deutlichkeit das Bild des neuen Frankreichs bis in die Einzelnheiten der Verwaltung hinab vor Augen gehabt habe. Nicht die Formel einer Staatsdoctrin, nicht das Erzeugniß einer politischen Philosophie, sondern die Summe einer reichen Erfahrung, eines breiten und tiefen Studiums, einer unvergleichlichen Beobachtung habe ihm die Ueberlegenheit und Sicherheit verschafft, mit welcher er seine Forderungen geltend machte. Die Natur der Menschen, die Bedürfnisse der Gesellschaft, die Fähigkeit seiner Landsleute habe er genau gekannt.

Die Bildung einer zugleich starken und populären Regierung war der Mittelpunct, um den sich Mirabeau's Schritte sämmtlich bewegten. Nicht in einer Definition der Grundsätze oder in einer Form der Regierung fand er das volksthümliche Element, sondern in Befreiung des Volkes und Staates von den Banden der Einzelprivilegien und Monopolien, in Erlösung des religiösen Gewissens von den Befehlen einer bevorrechteten Kirche, der Arbeit von dem grundherrlichen und Zunftzwange, des Kapitals von dem Monopol der Börse und der Hauptstadt, der Rechtspflege von dem Privatbesitze der Gutsherrn und der Parlamente, der Finanzen von der privilegirten Eigensucht des Hofadels, der Verwaltung aus dem Erbgange der käuflichen Aemter, der Nationalität aus den Schranken der Binnenzölle und Provinzialprivilegien. Erst als Folgerung aus all diesem erschien ihm die Umgestaltung der Regierung hervorgehen zu müssen.

Als einen Wendepunct für Mirabeau's Plane und seine Versuche zu Rettung des Königthums betrachtet Sybel die Verwerfung des am 6 Nov. 1789 vorgebrachten Antrags, den Ministern berathende Stimme in der Nationalversammlung einzuräumen. Nur unter dieser Bedingung hätte Mirabeau mit Erfolg in das Ministerium eintreten können. Daß nun die Nationalversammlung unter Einwirkung Lafayette's und Necker's, die ihre doch unhaltbare Macht festhalten und nicht mit Mirabeau theilen wollten, diesen Antrag ablehnte und dagegen am 7 November den Beschluß faßte, daß kein Abgeordneter in das Ministerium eintreten dürfe, dies war nicht nur ein Mißtrauensvotum gegen Mirabeau, sondern entschied auch nach Sybels Ansicht das Schicksal der Monarchie in Frankreich, denn es schnitt den einzigen Weg ab, auf dem das damalige Frankreich zu einer mächtigen Regierungsgewalt hätte gelangen können, und bezeichnete mit unverhüllter Schärfe jeden Minister und damit den König selbst als Feind der Nation. Der organische Zusammenhang zwischen der Nation und der Regierung war damit abgebrochen. Die Versammlung wies mit jenem Beschluß den unmittelbaren Einfluß auf die Lenker der Regierung zurück und kündigte dagegen unaufhörliche Eingriffe in die Einzelnheiten der Verwaltung an, unter denen die Existenz des Königthums zuletzt unterliegen mußte. Der Beschluß vom 7 November vernichtete den König zu völliger Nichtigkeit auf dem Gebiet der Verwaltung, und die Anarchie war damit in Frankreich gesetzlich festgestellt.

In der ganzen folgenden Thätigkeit der constituirenden Versammlung sieht Sybel einen Beleg für diese Behauptung. Dadurch, daß alle Verfügungen und Amtsgewalten, selbst die Gerichte in letzter Instanz der Entscheidung und Wahl des souveränen Volkes unterworfen wurden, war der Einfluß der Regierung auf dieselben gelähmt und die Gerichte aller wahren Selbständigkeit beraubt.

Durch dieses unglückselige System einer Verwaltung, wie sie aus den Berathungen der Natio-

nal-Verſammlung hervorgieng, waren alle Reformplane Mirabeau's zu nichte gemacht, nur ein Glied ſeines Syſtems blieb erhalten, der Beſchluß über die Einziehung der geiſtlichen Güter. Aber dieſe Maaßregel, die auf die Vorausſetzung gebaut war, daß eine ſtarke Regierung den Credit des Staates heben und die Verwendung des dem Staate zur Verfügung geſtellten Grundes und Bodens weiſe überwachen ſollte, wirkte jetzt durchaus zerſtörend. Mit der Verſchleuderung der Kirchengüter für das augenblickliche Bedürfniß begann jene finanzielle Schwindelei, wodurch die Finanznoth immer mehr geſteigert wurde, und der Unſegen des ungerechten am Clerus verübten Raubes trug jetzt die ſchlimmſten Früchte.

Das zweite Buch ſchildert die „erſte Einwirkung der Revolution auf Europa“ und legt in einem ſehr leſenswerthen Ueberblick der politiſchen Verhältniſſe Mitteleuropas die hiſtoriſchen Vorausſetzungen des öſterreichiſch-preußiſchen Dualismus dar. Die Entfremdung Oeſterreichs von Deutſchland und die völlige Abgeſtorbenheit der deutſchen Reichsverfaſſung iſt dem Verfaſſer ein ſo unzweifelhaftes Ergebniß der geſchichtlichen Entwicklung ſeit der Reformation, daß eine Wiederbelebung des deutſchen Reichs und eine deutſch-nationale Politik von Oeſterreich vernünftigerweiſe weder erwartet noch gefordert werden konnte. Dagegen iſt ihm Preußen ſo entſchieden der Vertreter der deutſchen Intereſſen, daß Friedrich II. mit Allem, was er gegen Oeſterreich, gegen Joſeph und gegen das Reich unternimmt, ganz im deutſchen Rechte und Intereſſe handelt *). „Indem er den Krieg gegen die Königin von Ungarn im Bunde mit Kaiſer Karl VII. und dem deutſchen Reiche begann, indem er ſpäter die Frucht ſeiner Siege zugleich gegen Maria Thereſia von Oeſterreich, gegen den Kaiſer Franz und das deutſche Reich vertheidigte, wechſelte er nur ſcheinbar ſein Verhältniß zu den wahren Intereſſen des deutſchen Volkes. Ueberall verband ſich in ihm das Streben nach eigener Vergrößerung mit dem Plane einer deutſchen Regeneration. Sein Bündniß mit Kaiſer Karl VII. beruhte auf dem Gedanken, die deutſche Reichsverfaſſung durch einen lebensfähigen Staatenbund zu erſetzen; ſein Krieg gegen Franz I. erſchütterte eben dieſe Verfaſſung durch das militäriſche Bündniß der kräftigen Staaten Norddeutſchlands; ſein Gegenſatz gegen Joſeph II. endete in dem deutſchen Fürſtenbunde, der alle deutſchen Lande modernen Beſtandes umfaßte. Bei allen dieſen Dingen wirkte, wie kaum der Bemerkung bedarf, ebenſo viel perſönlicher, als preußiſcher Ehrgeiz, wie deutſcher Patriotismus und Gemeinſinn; aber daß Beides in dieſem Staate ſich nicht wie in Oeſterreich widerſprach, ſondern in ſeinen Folgen zuſammenfiel, dies gerade entſchied über Preußens Aufgabe und Deutſchlands Zukunft.“

*) Sybel I. S. 13 f.

Am entſchiedenſten weicht Sybels Auffaſſung der politiſchen Verhältniſſe Europas von der ſonſt herkömmlichen in der polniſchen Frage ab. Schon in der Vorrede beklagt er das Ueberwiegen des ausländiſchen Standpunctes in den polniſchen Geſchichten: hier liege der ziemlich beiſpielloſe Fall vor, daß die Sieger in einer gewaltſamen Kataſtrophe den Beſiegten das Wort beinahe ausſchließlich gelaſſen haben. Auf dem deutſchen Standpunct drängt ſich ihm nun die Anſicht auf, daß es für Preußen eine politiſche Nothwendigkeit war, durch die Befreiung des vorherrſchend deutſchen und evangeliſchen Weſtpreußens von der verhaßten polniſchen Fremdherrſchaft die Mark und das Herzogthum zu einem zuſammenhängenden Staatsganzen zu vereinigen. Ueberhaupt habe Preußen im Kampfe für deutſche Nationalität an den Oſtgränzen ein entſchiedenes Intereſſe gehabt, Polen als ein mächtiges Reich nicht aufkommen zu laſſen. Denn dieſes habe im 16 Jahrhundert für den Oſten Europas dieſelbe Aufgabe ſich geſtellt, welcher Spanien für den Weſten nachgeſtrebt habe, Beherrſchung der Welt im Namen des katholiſchen Glaubens, Vertretung des katholiſchen Prinzips in der europäiſchen Staatenfamilie. So lange Polen exiſtirte, habe es darnach trachten müſſen, Weſtpreußen wieder katholiſch und Königsberg wieder polniſch zu machen. Der Sieg der katholiſchen Reaction wäre aber hier auch der Untergang des deutſchen Elementes geweſen. Deßhalb habe Preußen jede Gelegenheit ergreifen müſſen,

die polniſche Macht zu brechen. Nur ein gutmüthiger Kosmopolitismus habe die Unvereinbarkeit polniſcher Macht und preußiſcher Exiſtenz überſehen und an Preußen die Anforderung ſtellen können, einen Staat zu kräftigen, deſſen erſtes Lebenszeichen die Zerſtücklung Preußens geweſen ſein würde. Auch jetzt könne man es nur als ein Glück für Deutſchland preiſen, daß Polen nicht groß und mächtig geblieben ſei, denn weit entfernt eine kriegeriſche Vormauer für Deutſchland gegen Rußland zu werden, wäre es bei dem heftigen Haß des polniſchen Adels gegen Alles, was deutſch heißt, Deutſchland feindſelig geblieben und ganz entweder in den Beſitz Rußlands oder wenigſtens unter ruſſiſchen Einfluß gekommen. Die Theilung Polens wird daher Preußen keineswegs zum Verbrechen, ſondern zum nationalen Verdienſt angerechnet, und der preußiſchen Politik nur der Vorwurf gemacht, daß ſie ſich von Oeſterreich eine Zeit lang zum Verzichten auf die Erwerbung Danzigs und Thorns bewegen laſſen und den Schein erweckt habe, als ob ſie zur Erhaltung des polniſchen Reichs die Hand habe bieten wollen. Wer ein Herz für Preußen habe, müſſe es bedauern, daß der König im Jahr 1790 ſich nicht offen vor aller Welt von dem Vertrag mit Oeſterreich zu Gunſten Polens losgeſagt und ſo den in der Wirklichkeit gar nicht begründeten Schein einer Treuloſigkeit ſich zugezogen habe.

Von dem Standpunct preußiſch-deutſcher Politik aus werden auch die revolutionären Centraliſationsbeſtrebungen Kaiſer Joſephs II. beurtheilt. Vermehrung der öſterreichiſchen Macht, nicht Wiederherſtellung des deutſchen Reiches war der Gedanke, aus dem ſeine Verſuche hervorgiengen, die ſüddeutſchen Lande herbeizuziehen. Er wollte ſein mittelalterliches Oeſterreich dem modernen Preußen ebenbürtig machen. Es ſollte ein centraliſirter Staat wie das damalige Preußen werden, es ſollte kein fremder Einfluß weder des deutſchen Reiches noch der römiſchen Kirche ferner auf ſein Inneres einwirken dürfen, es ſollte nach allen Seiten hin abgerundete und wo möglich erweiterte Gränzen erhalten, und ſo aus der Mitte Europas hervor an die erſte Machtſtelle des Welttheils treten. In dieſem leitenden Geſichtspunct ſeiner Politik findet S. die Löſung der Widerſprüche, in welche ſich ſein Thun verwickelt, darin findet er die Erklärung, daß derſelbe Joſeph, der mit ſo ernſtlichem Eifer das Beſte ſeiner Unterthanen will, mit nackter Gewaltſamkeit ihre Religion u. Sprache und ihr Gemüthsgefühl antaſtet, und nach Außen als rückſichtsloſer Eroberer auftritt.

Aus den Gefahren, die Joſeph auf dieſem Weg der öſterreichiſchen Monarchie bereitet hatte, erwuchs nun ſeinem Nachfolger Leopold die ſchwierige Aufgabe, auf eine nüchterne Bahn einzulenken, auf kühne Eroberungsplane zu verzichten und doch ſeinem Rivalen Preußen, wo der Miniſter Hertzberg noch im Geiſte Friedrichs des Großen die auswärtige Politik lenkte, kein Wachsthum zu geſtatten. Durch dieſe Rückſichten wurde vorherrſchend die europäiſche Politik überhaupt und insbeſondere das Verhalten gegenüber der Türkei, Polen und Frankreich beſtimmt. Es handelte ſich darum, ob auch Preußen zum Aufgeben ſeiner Eroberungspolitik beſtimmt werden konnte, oder ob es über Polen zum Krieg zwiſchen Preußen und Oeſterreich kommen mußte. Sybel bemüht ſich im zweiten und ſechſten Capitel des zweiten Buchs den Gang der diplomatiſchen Verhandlungen und die Schwankungen der öſterreichiſch-preußiſchen Politik zu verfolgen und ins Klare zu ſetzen, und eben dieſe Auseinanderſetzungen ſind ein Hauptverdienſt ſeines Werkes. Es wird daraus klar, wie Friedrich Wilhelms II. Wunſch, den Kaiſer Leopold zum Bundesgenoſſen gegen die Revolution in Frankreich zu gewinnen, weſentlich dazu beigetragen hat, ihn in der polniſchen Frage nachgiebig zu ſtimmen und überhaupt ihn zum Aufgeben der Hertzbergiſchen Oppoſitionspolitik gegen Oeſterreich zu bewegen, wie aber doch der Gegenſatz mehr verhüllt, als verſöhnt, das Bündniß ſo locker war, die reellen Intereſſen ſo auseinandergiengen, daß es nicht zum gemeinſchaftlichen Krieg hätte kommen können, wenn nicht von der franzöſiſchen Kriegspartei Herausforderung und Angriff ausgegangen wäre.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Neuere Werke über die Geschichte der Revolutionszeit.

(Fortsetzung.)

Wir können dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen, daß er durch ein tieferes Eingehen auf die diplomatischen Verhandlungen die Entstehungsweise, sowie die innere Schwäche der ersten Coalition gegen Frankreich klarer, als irgend einer seiner Vorgänger dargelegt hat.

Versuchen wir die Grundzüge der diplomatischen Bewegung, wie sie S. darstellt, mit einigen Worten zu vergegenwärtigen. Hertzberg, ein gelehriger Schüler Friedrichs des Großen, hatte erkannt, daß der erste und letzte Schritt in der deutschen Sache die Abwehr der österreichischen Offensive und diese nur auf dem weiteren Felde der europäischen Politik zu erzielen sei. Er wünschte daher Polen und der Pforte Vertrauen zu Preußen einzuflößen und sie dadurch gegen die Kaiserhöfe standhaft zu erhalten; in diesem Sinn belebte er die Kriegslust der Türken und begünstigte einige Aenderungen in der polnischen Verfassung. Weiter aber wollte er nicht gehen, denn eine völlige Erstarkung Polens schien ihm nicht in preußischem Interesse zu sein, er widerrieth daher ein förmliches Bündniß sowohl mit Polen als der Pforte, weil er glaubte, dies würde Preußen nur die Hände binden. Den an der Donau siegreichen Kaiserhöfen wollte er einen kleinen Theil der Beute lassen, um hiefür entsprechende Vortheile für Preußen herauszuschlagen. Rußland sollte den Schweden ein Stück von Finnland, Oesterreich den Polen ein Stück von Galizien herausgeben. Dafür sollte Polen die Städte Danzig und Thorn und Schweden einen Theil Pommerns an Preußen abtreten. Die Betheiligten waren nicht abgeneigt auf diese Vorschläge einzugehen, nur Kaiser Leopold wollte lieber auf jede Erwerbung an der Donau verzichten, als Preußen an der Ostsee sich verstärken lassen. Er wandte sich persönlich an Friedrich Wilhelm II., und brachte diesen dazu, ein Bündniß mit der Pforte und Polen einzugehen, ohne letzteres zur Abtretung von Danzig und Thorn zu verpflichten. Zugleich brach in Amerika ein Streit zwischen Spanien und England über den Besitz des Noatkasundes in Kalifornien aus, und die spanische Regierung mahnte die französische in Folge des bourbonischen Familienpactes um bundesfreundliche Hülfe gegen England. In Frankreich aber hatte schon im Winter 1789 — 90 eine Fraction an Krieg gedacht, um durch ihn die revolutionären Kräfte abzulenken. Besonders Lafayette, der in den Niederlanden gegen den von England beschützten Prinzen von Oranien und in Belgien gegen Oesterreich revolutionäre Propaganda machte, war ziemlich kriegslustig gegen England, und das linke Centrum der Nationalversammlung war bereit, das französische Ministerium zum Krieg gegen England zu unterstützen. Kaiser Leopold aber, der vor Allem fürchtete, eine kriegerische Krisis könnte Preußen die Möglichkeit einer Eroberung verschaffen, erklärte sich überaus friedfertig und sogar geneigt, den Franzosen einen Theil Belgiens abzutreten, und England, das Preußens Ausdehnung an der Ostsee auch nicht gerne sah, stimmte bei. In Frankreich

aber äußerte die Kriegsfrage jetzt einen wesentlichen Einfluß auf die Stellung der Parteien, indem Lafayette in der Hoffnung, ein Krieg würde die Gewalt des Königthums stärken, für denselben, die Jacobiner dasselbe fürchtend für den Frieden arbeiteten und darauf antrugen, dem König das Recht über Krieg und Frieden zu nehmen. In diese Zeit des Kampfes über das königliche Recht über Krieg und Frieden fällt nun die erste Anknüpfung eines Verhältnisses zwischen dem Hof und Mirabeau, der es übernahm, in der Nationalversammlung die Interessen des Thrones zu vertreten, unter der Bedingung, daß es sich nicht um Herstellung des alten Feudalstaates handle. In der Kriegsfrage gieng er von der Ueberzeugung aus, daß ein auswärtiger Krieg das größte Unheil wäre, welches die französische Regierung in ihrer dermaligen Lage betreffen könnte. Er wollte Frieden wie die Jacobiner, aber gerade um sie durch den Frieden zu entwaffnen. Um zu dem von ihm gewünschten Ergebniß zu gelangen, schlug er einen Mittelweg ein, forderte Subsidien zu einer vertheidigenden Rüstung und Entscheidung über Krieg und Frieden durch König und Reichstag gemeinsam. Damit siegte er, und ein Angriffskrieg Frankreichs gegen England war beseitigt.

Auch die Differenzen zwischen Oesterreich und Preußen wurden jetzt unter englischer Mitwirkung ausgeglichen und zu Reichenbach der Vertrag abgeschlossen, durch welchen Oesterreich zwar auf alle Eroberungen an der Donau verzichtete, aber auch alle Hertzbergischen Tauschplane wegfielen, und Preußen zur Garantie der österreichischen Niederlande genöthigt wurde. Preußen war jetzt zurückgedrängt, die Macht Kaiser Leopolds befestigt, aber die politischen Wirren hatten darum noch keinen befriedigenden Abschluß erreicht. Die Art, wie Oesterreich die Vortheile des Reichenbacher Vertrages ausbeutete, erzeugte in Preußen eine bittere Stimmung gegen dasselbe. Der Friede mit der Pforte fand Schwierigkeiten, da weder Rußland noch Oesterreich geneigt waren, alle Vortheile aufzugeben; die Pforte von Rußland bedrängt wollte von dem preußischen Bündnisse Gebrauch machen und mahnte um Hülfe, auch England schickte sich an, zu Gunsten der Pforte zu rüsten. Aber Leopold wußte auch jetzt wieder die Kriegsgefahr zu beseitigen und den König von Preußen an seiner schwachen Seite zu fassen. Da er bemerkte, wie sehr Friedrich Wilhelm II. von dem Wunsch beseelt war, die preußische Macht gegen die französische Revolution verwenden zu können, ließ er ihm durch Bischoffswerder andeuten, er sei recht gerne bereit, mit Preußen zusammenzugehen, sehe aber keine Möglichkeit dazu, so lange ein entschiedener Feind Oesterreichs, wie Graf Hertzberg, an der Spitze des dortigen Kabinettes stehe. Da entschloß sich der König von Preußen seinen Minister zu opfern, indem er ihm zwei Collegen, Alvensleben und Schulenburg zur Seite setzte. England, dessen Ostseehandel durch einen russischen Krieg sehr gefährdet erschien, wollte auf einmal auch nichts mehr davon wissen. Preußen war isoliert und nun trat eine Katastrophe in Polen ein, welche das bisherige Gewebe der preußischen Bemühungen vollständig zerriß. In Polen hatte die österreichische Diplomatie sich fortwährend bemüht, Mißtrauen gegen Preußen zu nähren. Gerade als in Folge der gehemmten Friedensverhandlungen zwischen Oesterreich und der Pforte ein Krieg Preußens gegen Rußland nöthig zu werden schien, berichtete der polnische Gesandte in Wien, Friedrich Wilhelm II. habe dem österreichischen Hofe eine neue Theilung Polens vorgeschlagen. Die Nachricht fand Glauben, eine Mitbetheiligung Rußlands schien sich von selbst zu verstehen. Diese neue Gefahr und die stets wachsende Anarchie im Inneren und der Rath Oesterreichs trieb die Parteien in Polen, sich (am 3 Mai 1791) zu einem Staatsstreich zu vereinigen, zur Einführung einer neuen Verfassung, die das Reich zum Widerstand gegen seine Feinde stark machen sollte.

Sybel deutet in seiner Darstellung an, daß dies Ereigniß eine von Oesterreich gegen Preußen gelegte Mine gewesen sei. Der österreichische Gesandte war der einzige, der vorher Kunde von dem Unternehmen hatte, ehe noch die Eidesleistung auf die neue Verfassung vollzogen war, Kaunitz hatte Nachricht, ehe noch der polnische Gesandte etwas von der Sache wußte, er sandte an den Kurfürsten

von Sachsen, dessen Haus in der neuen Verfassung die erbliche Königswürde in Polen zugedacht war, ein warmes Glückwünschungsschreiben. Die Häupter des polnischen Reichstages waren immer mit Oesterreich in enger Verbindung gestanden; die Polen berufen sich auf den Rath der befreundeten Mächte; unter diesen kann nur Oesterreich verstanden sein; Frankreich war genug mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, England und Holland auf Preußens Seite, Oesterreich dagen hatte das größte Interesse, das Heranwachsen Polens zwischen Preußen und Rußland zu fördern.

Preußen, meint Sybel, hätte sogleich entschiedenen Protest gegen den polnischen Staatsstreich einlegen sollen und sich so den Schein der Treulosigkeit ersparen können. Daß man jetzt in Preußen ernstlich damit umgieng, sich an Oesterreich zu rächen, davon findet S. mehrere Anzeichen. Dem Herzog von Braunschweig wurde der Oberbefehl der aufzustellenden Armee insgeheim angetragen, der augenscheinlich gegen Oesterreich gerichtete Operationsplan vorgelegt, und er gieng mit Freuden darauf ein. Sybel vermuthet, daß Preußen in Petersburg anbieten ließ, es wolle die russischen Absichten gegen Polen nicht hindern, wenn man den preußischen Waffen gegen Oesterreich kein Hinderniß in den Weg lege.

Daß es nicht zum Kriege zwischen Preußen und Oesterreich kam, daß vielmehr das ganze System der preußischen Politik gewechselt und das Heil in engem Anschluß an Oesterreich gesucht wurde, dies läßt sich nur aus Friedrich Wilhelms sehnlichem Wunsch, gegen die französische Revolution ins Feld zu ziehen, erklären. Aber doch trug Kaiser Leopold immer noch Bedenken, mit Preußen einen Krieg gegen Frankreich zu beginnen. Sein Scharfblick konnte sich nicht darüber täuschen, daß ein Staat wie das damalige Preußen nicht auf die Dauer seine Zukunft einem sogenanten conservativen System aufopfern würde.

Wie standhaft Leopold in seiner Abneigung vor einem gemeinschaftlichen Krieg mit Preußen gegen Frankreich war, zeigt auch eine genaue Betrachtung der Conferenz in Pilnitz, wo nach allgemeiner Annahme die erste Coalition zum Angriffe gegen die französische Revolution beschlossen worden sein soll. Sybel weist nach, daß das Ganze nur ein vollständig mißglückter Versuch der nordischen Mächte und der Emigranten war, Leopold zu sich herüberzuziehen. Der Hergang in Pilnitz war nach ihm folgender. Fortwährend gedrängt, endlich einmal sich an die Spitze der gemeinsamen Sache zu stellen, versuchte Leopold zur Dämpfung des Kriegseifers noch einmal das Mittel persönlicher Einwirkung auf Friedrich Wilhelm und gieng auf den Vorschlag einer Zusammenkunft in Pilnitz (am 25 Aug. 1791) ein. Im Begriff, dorthin abzugehen, wurde er höchst unvermuthet durch einen Besuch des Grafen Artois überrascht, der sich durch keine auch noch so verständliche Andeutung abhalten ließ, den Conferenzen zu Pilnitz beizuwohnen. Dort schlug nun der Kaiser, der kürzlich durch ein Gutachten des deutschen Reiches über die Elsaßer Besitzungen ersucht worden war, die nöthigen Maaßregeln zum Schutze deutschen Eigenthums zu ergreifen, einfache Zurüstungen zur Gränzvertheidigung vor, während Hannover gegen alle Maaßregeln Einsprache erhob. Beide wurden jedoch überstimmt, und es wurde endlich auf das Drängen des Grafen von Artois von dem Kaiser und dem König von Preußen eine Erklärung unterzeichnet, welche in allgemeinen Ausdrücken Hülfe zusagte, aber ihre Spitze verlor durch die bestimmt betonte Voraussetzung, daß man alle europäischen Mächte zur Mitwirkung einladen und „dann und in diesem Falle“ ernstlich zu Werke gehen wolle. Kaiser Leopold gab dem in Wien zurückgebliebenen Kaunitz Nachricht davon mit dem Beisatz, er möge ruhig sein, er habe sich durchaus im Allgemeinen und von jeder bindenden Zusicherung ferne gehalten. Einige bestimmter gehaltene Artikel blieben ununterzeichnet auf dem Tische liegen. Als bald nachher die Erklärung selbst durch Calonne veröffentlicht wurde, erschien ein Artikel in der Brüsseler Hofzeitung, sie sei unter besonderen Umständen ertheilt und jetzt bereits als nicht geschehen zu betrachten. Der österreichische Gesandte in Paris, Graf Mercy, schrieb am 4 Sept. an Grafen La Marck, Mirabeau's Freund: die Betheiligten seien zwar noch nicht ganz

einig über Mittel und Zeitpunct des Losschlagens, aber in vollem Einvernehmen über den Zweck, nur Einer — der Kaiser — habe eine abweichende Ansicht und werde von den Uebrigen um so mehr als Widersacher betrachtet, als auch in den übrigen Puncten seine Interessen von den ihrigen abweichen.

Die Partei in Frankreich, welche den Krieg zum Ausbruch brachte, war die Gironde. Ihre Bestrebungen werden von Sybel im dritten Buch geschildert, welches vom Sturz des französischen Königthums handelt. Dem Sturz des Königthums war der des Clerus und Adels vorhergegangen. Die Vernichtung des ersteren als ersten Standes im Feudalstaat, meint S., hätte stattfinden können, ohne daß die socialen Grundlagen des Staats erschüttert worden wären, aber der Fanatismus, mit dem man gegen den Clerus als Träger des im Volk wurzelnden Glaubens zu Felde zog, habe den Bürgerkrieg zum Ausbruch gebracht. Die Aufhebung der bisherigen Kirchenverfassung, die Umwandlung der Kirchendiener in Staats- und Volksdiener, die neue Beraubung der Kirchengüter, vereinigte einen großen Theil des Volks zum Widerstand, drängte den König vollends zum Bruch mit der Revolution, und der Widerstand, welcher der Revolutionspartei nun entgegentrat, erzeugte jene fanatische Erbitterung gegen Alles, was mit Königthum und Kirche zusammenhieng. Doch trat nach dem Schlusse der Nationalversammlung gegen Ende des Jahres 1791 eine tiefe Abspannung der Mittelklassen ein, man sehnte sich nach einem endlichen Abschlusse der Bewegung, die neuen Wahlen fanden wenig Theilnahme, und wenn jetzt ein staatsmännischer Held wie Mirabeau vorhanden gewesen wäre, um die conservativen Elemente zusammenzufassen, hätte, wie Sybel andeutet, dem Weitergreifen des revolutionären Sturmes Einhalt gethan werden können. Aber jetzt war es die Partei der Gironde, die das Feuer der Revolution schürte und den Kampf gegen die Monarchie mit allen Mitteln zu Ende zu bringen suchte. Sie war es, welche, um die revolutionäre Energie zu steigern, den Krieg gegen die auswärtigen Mächte herbeizuführen suchte und zu diesem Ende allerhand Angriffswaffen in Anwendung brachte, namentlich die Verfolgung gegen Priester und Auswanderer mit größtem Eifer betrieb. Sybel legt großes Gewicht darauf, diese Anklage gegen die Gironde festzustellen. „Es ist wichtig," sagt er (S. 297), „diese unzweifelhaften Thatsachen fest in das Auge zu fassen, um sich von einer der größten Täuschungen frei zu erhalten, welche jemals durch Partei- und Nationalinteresse um ein großes geschichtliches Ereigniß gelegt worden sind. Tausendmal ist es wiederholt worden; der Krieg, welchen Frankreich gegen die Mächte begann, war nur die Abwehr gegen die Feindseligkeit, womit diese und der katholische Klerus die Freiheit von 1789 und die Verfassung von 1791 bedrohten. In Wahrheit aber sind wenige geschichtliche Thatsachen gewisser, als das gerade Gegentheil jenes Satzes; der Krieg ist durch die Gironde begonnen worden, um die monarchische Verfassung von 1791 zu beseitigen, und Ludwig XVI., die Feuillants und Kaiser Leopold wurden von ihnen bedrängt, weil sie alle diese letzte Stellung vor der Republik gegen den Angriff der Jacobiner zu behaupten suchten. Der König wünschte für spätere Zeit eine Reform der Verfassung auf friedlichem Wege, die Gironde aber begann den Krieg, um den gewaltsamen Sturz der Verfassung sofort zu erreichen. Bei der augenblicklichen Ruhe bedurfte sie dazu einer erneuerten Gährung, sie mußte durch ein starkes Reizmittel die Masse der Nation wieder in die Wege der Jacobiner zurückschrecken."

Diese Politik der Girondisten wird sofort im weiteren Verlauf der Revolutionsgeschichte überzeugend nachgewiesen. Sie trieben es gewaltsam zum Bruch mit Oesterreich in dem Wahne, Preußen zum Verbündeten gewinnen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Neuere Werke über die Geschichte der Revolutionszeit.

(Fortsetzung.)

Die Aufgabe war schwierig, da Robespierre und seine Partei in richtiger Ahnung, welche Gefahr der Freiheit von einem siegreichen Heer und Feldherrn drohe, gegen den Krieg arbeitete, und der Kaiser Leopold, wie wir oben gesehen, nüchterner als der König von Preußen, eine sehr vorsichtige und gemäßigte Sprache führte, seine Forderungen auf Entschädigung der elsäßischen Fürsten und des Pabstes beschränkte, die bereits gerüsteten Kurfürsten zur Vorsicht mahnte und immer noch auf die constitutionelle Partei in Frankreich hoffte. Die Girondisten griffen unermüdet das französische Volk bei seinem Stolz an und stellten ihm vor, wie schmählich es wäre, von fremden Despoten sich eine Aenderung der Verfassung andictieren zu lassen. Endlich gelang es ihnen doch, sich des Ministeriums wieder zu bemächtigen, den König zur Kriegserklärung zu zwingen, während andererseits der Tod Leopolds und die Kriegslust des Königs von Preußen ihre Plane begünstigten.

Daß die Gironde den Krieg eifrig betrieb, geht schon aus ihren Reden in der Nationalversammlung hervor; es ist auch in den meisten ausführlichen Darstellungen der Revolutionsgeschichte hervorgehoben, aber Sybel sucht nachzuweisen, daß der Angriff von der Gironde ausgegangen ist, daß sie die Maaßregeln gegen die Emigranten durchsetzte, die barsche Sprache gegen die fremden Mächte führte, um sie zum Krieg herauszufordern und zu nöthigen. Ebenso verdanken wir ihm eine richtige Schilderung der deutschen Rüstungen. In den meisten Geschichtsdarstellungen erscheinen die Verbündeten voll Eifer, die französischen Jacobiner zu züchtigen, Sybel aber zeigt, wie zwar Friedrich Wilhelm II. voll ritterlicher Lust und Ungeduld gewesen sei, die Revolution zu bändigen, sein Feldherr, der Herzog von Braunschweig aber gar keine sonderliche Lust am Kriege gehabt, viel lieber gegen die Oesterreicher gezogen wäre, die er sammt den Emigranten von ganzer Seele haßte, wie er denn auch jenes pomphafte Kriegsmanifest wider Willen und aus Ungeschick, eine abweichende Ansicht geltend zu machen, sich aufdringen ließ. Wie wenig Neigung Kaiser Leopold zum Krieg hatte, wie Franz II. nur in einem gewissen jugendlichen Leichtsinn zustimmte, wie wenig die deutschen Reichsfürsten außer dem Landgrafen von Hessenkassel kriegerisch gesinnt waren, welches Mißtrauen der Oesterreicher gegen Preußen und der Reichstruppen gegen beide bestand, wie der Unmuth und die Unfähigkeit des Herzogs von Braunschweig die kriegerischen Bewegungen hemmte und alle Erfolge vernichten mußte, ist zwar auch sonst bekannt, aber Sybel hat das Alles trefflich im Zusammenhang gezeichnet und durch allerlei neue einzelne Züge bestätigt.

Mit dem Uebergang der französischen Vertheidigung in das System des Eroberungskrieges schließt der erste Band. Ein zweiter soll die polnische Theilung, die österreichischen Versuche gegen Bayern und

die Auflösung der Coalition von mehreren Seiten in neuem Lichte zeigen; ein dritter und letzter den mißlungenen Versuch der Seemächte, das Bündniß zu erneuern, den Aufstand und die Vernichtung Polens, den Sturz der Jacobinerherrschaft und den Abschluß der Conventsregierung darstellen.

Die Probe des ersten Bandes läßt ein Werk erwarten, das sich dem Besten anreiht, was über jene Zeit geschrieben worden. Die Ausbeute aus neuen vom Verfasser zum erstenmal benützten Quellen ist zwar nicht der Art, daß das Urtheil über die Begebenheiten wesentlich verändert würde, aber besonders, was die politischen Verhältnisse betrifft, jedenfalls bedeutend genug, um eine neue Bearbeitung des Stoffes zu rechtfertigen; sodann zeichnet sich das Werk durch den Ausdruck einer ehrenwerthen, gesunden politischen Gesinnung und tieferen Einsicht unter den Revolutionsgeschichten vortheilhaft aus, endlich befriedigt es die Anforderungen, die man in künstlerischer Hinsicht an den Geschichtschreiber machen kann, in nicht gewöhnlichem Grade. Wir machen in dieser Beziehung auf die Schilderung Mirabeau's, Dumouriez, Narbonnes, der Madame Roland, Kaiser Josephs, des Herzogs von Braunschweig, der allgemeinen Lage Europas und der Kriegsbewegungen aufmerksam. Für die wissenschaftliche Benützung des Buches vermissen wir nur das Eine, daß der Verfasser versäumt hat, seine abweichenden Notizen und Ansichten in den neuen von ihm zuerst benützten Quellen nachzuweisen.

Beinahe dieselbe Periode der französischen Revolution, wie Sybels Werk, behandelt Zinkeisen in seiner Geschichte des Jacobinerclubs, nämlich die Zeit von 1789 bis 1794. Obgleich dem Titel nach nur Geschichte eines Clubs oder Clubwesens, wird sie bei der wichtigen Rolle, die jener Club in der Geschichte der revolutionären Bewegung gespielt hat, eine ziemlich vollständige Geschichte der Revolution selbst, um so mehr, da der Verfasser es unerläßlich erachtet hat, „auf einige Puncte der Revolutionsgeschichte etwas näher einzugehen, ohne deren klares Erfassen die Stellung und Wirksamkeit der Parteien im Allgemeinen und des Jacobinerclubs im Besondern nach den verschiedenen Phasen ihrer Entwickelung nicht leicht verständlich gewesen wäre.“ Der Unterschied von einer vollständigen Geschichte ist hauptsächlich der, daß Auszüge aus Flug- und Zeitschriften, aus Reden in den Clubs und der Nationalversammlung, überhaupt das gesprochene und geschriebene Wort in den Vordergrund treten, die eigentlichen Handlungen und Ereignisse aber nur kurz erwähnt werden, was freilich der ganzen Darstellung etwas Ermüdendes, Undramatisches giebt.

Die Quellen, aus denen der Verfasser geschöpft hat, sind nicht, wie bei Sybel, ungedruckte archivalische Schätze, Correspondenzen der mithandelnden Personen u. s. w., dagegen gedruckte Quellenschriften in einer seltenen Vollständigkeit, namentlich Flugschriften und Journale aus der Revolutionszeit, die zum Theil große Seltenheiten geworden sind, und die der Verfasser theils in Paris aufzutreiben, theils in der Berliner Bibliothek zu finden so glücklich war. Bedeutende Ausbeute hat der Mirabeau'sche Briefwechsel, die von Sayou herausgegebenen Briefe und Denkschriften Mallet du Pan's gewährt, sodann die histoire parlémentaire von Buchez und Roux. Dieses Material hat nun der Verfasser mit großer Sorgfalt und Gründlichkeit benützt und mit anerkennenswerthem Scharfblick interessante Einzelnheiten an's Licht gezogen. Es wird uns die innere Geschichte der Ereignisse vor Augen gerückt.

Der erste Band umfaßt die Geschichte des Jacobinerclubs und des französischen Clubwesens überhaupt bis zur Trennung der Feuillants von den Jacobinern im Juli 1791. Sehr interessant ist die Entstehungsgeschichte des Jacobinerclubs, der sich zuerst als Club Breton, aus Abgeordneten der Bretagne im Mai 1789, durch eine zufällig hingeworfene Aeußerung Mirabeau's veranlaßt, zu Versailles bildete. Er hatte anfänglich so wenig die spätere republicanische Tendenz, daß er in aller Unschuld zuerst bei der Regierung Anhalt und Leitung suchte und den Minister Necker um Berathung angieng. Von diesem wurde er aber höchst ungeschickterweise abgewiesen. Necker erklärte, er könne sich in kein Verhältniß zu dem Club einlassen, „weil dies seiner Moral und seinen Prinzipien zuwider wäre.“ Jetzt suchte der vom Ministerium geringschätzig behandelte

Verein seine eigenen Wege, gerieth auf Seite der Opposition und wurde so allmählich zu jener furchtbaren Macht, welche das Geschick Frankreichs bestimmte. Ein Hauptbestandtheil des ersten Bandes ist die schon oben erwähnte Orientierung über das Verhältniß Mirabeau's zur Revolution und zum Hofe.

Der zweite Band behandelt die Geschichte des Clubs seit der Trennung der Feuillants von den Jacobinern im Juli 1791 bis zur Schließung desselben im November 1794, und die spätern Versuche seiner Wiederherstellung, mithin die ganze Zeit des aufgeregtesten Kampfes der Parteien. Der Verfasser giebt hier noch mehr als im ersten Bande seiner Neigung, die Revolutionsgeschichte selbst hereinzuziehen, nach und schildert den Parteikampf der Jacobiner gegen die Feuillants, und nachher der Bergpartei gegen die Gironde mit großer Ausführlichkeit. Die Kriegsfrage findet hier eine mit den Ansichten Sybels ganz übereinstimmende Erledigung. Daß die Gironde den Krieg mit aller Macht betrieben und recht eigentlich herausgefordert habe, wird aus den Reden der Parteihäupter ganz klar; sie hielt den Krieg nicht nur zur Beseitigung der Verfassung, sondern überhaupt zur Befestigung des neuen Frankreichs in der europäischen Staatenfamilie durchaus für nöthig. Die Politik der Gironde erscheint in Zinkeisen's Darstellung in keinem glänzenden Lichte. Ihre Schwachheiten und Halbheiten treten recht deutlich hervor. Auch zur Charakteristik Neckers, Lafayettes, Dantons, Robespierre und A. giebt der Verfasser interessante Beiträge, welche dazu dienen können, die Bewunderung, welche diesen Revolutionshelden schon gezollt worden ist, herabzustimmen. Besonders Necker und Lafayette erscheinen sowohl in Zinkeisen's als in Sybels Darstellung als unfähige Politiker, die aller schöpferischen Gedanken und Energie entbehrten.

Zinkeisen's Werk verdient als eine sehr tüchtige, fleißige Arbeit, welche die Revolutionsgeschichte in wesentlichen Puncten aufgehellt hat, alle Anerkennung. Nur dürfte es weniger weitschweifig und in Mittheilung von Redeauszügen sowie in allgemeinen Betrachtungen etwas sparsamer sein.

Das dritte Werk, dessen Besprechung wir in der Ueberschrift angekündigt haben, Menzels Geschichte Europa's von 1789 bis 1815, giebt sich nicht als Ergebniß neuer Forschung, sondern als eine populäre Geschichte für das größere Publicum mit deutscher und conservativer Richtung. Eben in dieser letzten Beziehung glaubt Menzel eine nicht überflüssige Ergänzung der bisherigen Bearbeiter bieten zu können, indem die meisten nicht nur das geschichtliche Material aus französischen und französisch gesinnten Schriftstellern entnehmen, sondern auch ihren socialen, politischen und kirchlichen Voraussetzungen folgen, und so die Geschichte der französischen Revolution von dem Standpunct der in ihr zur Geltung gekommenen Grundsätze aus schreiben. Menzel dagegen stellt sich auf den deutschen, conservativen und kirchlichen Standpunct, auf dem sich natürlich Manches ganz anders ausnimmt. Er will nämlich zeigen, daß die für Deutschland schlimmen Wirkungen der französischen Revolution nicht bloß in Folge der Ereignisse, sondern deßwegen eingetreten seien, weil eine falsche Bildung, Glaubenslosigkeit und schlechte Sitten den geistigen Boden der deutschen Nation unterwühlt hatten. Es sei daher keine Heilung der durch die französische Revolution geschlagenen Wunden, keine nationale Wiedergeburt Deutschlands zu erwarten, so lange nicht die gottlose französische Bildung ausgetrieben sei. Menzel findet auch in den neueren nationalen Bewegungen Deutschlands noch viel zu viel zerstörendes Franzosenthum und macht dem deutschen Parlament den in dieser Allgemeinheit durchaus ungerechten Vorwurf, daß es nur der französischen Revolution die Schuhe ausgetreten habe, anstatt sich auf den ächten deutschen Volksboden zu stellen.

Abgesehen von diesem Uebermaaß der Tendenz hat diese neue Revolutionsgeschichte entschiedene Vorzüge vor den meisten für ein größeres Publicum bestimmten geschichtlichen Darstellungen jener denkwürdigen Zeit. Sie ist wirklich in deutschem Sinn und mit patriotischer Wärme geschrieben, giebt den reichen Stoff in zweckmäßiger Vertheilung und geistreicher Gruppierung, weiß Bekanntes durch charakteristische Züge neu zu beleben und zu würzen,

und beleuchtet die Dinge in der Regel durch ein verständiges und gesundes politisches Urtheil. Auf Benützung neuer bisher unbekannter Quellen macht Menzel keinen Anspruch, dagegen zeigt er, daß er mit der einschlägigen Literatur wohl vertraut ist und sich nicht mit den gewöhnlichen Hülfsmitteln begnügt hat. Einige Lücken sind uns allerdings hin und wieder aufgefallen; so ist die Ausbeute, welche der Mirabeau'sche Briefwechsel gewährt, unbeachtet geblieben, Mirabeau ist noch ganz in der alten Weise als ein genialer Abenteurer behandelt. Auch die allgemeinen politischen Verhältnisse Europas, welche dessen Stellung zur Revolution so wesentlich bedingten, der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen, die polnische Frage sind durchaus ungenügend abgemacht, was einem freilich um so mehr auffällt, wenn man von dem Lesen des Sybel'schen Buches herkommt. Menzel konnte dasselbe freilich nicht mehr als Vorarbeit benützen, aber es war auch ohne Sybel eine für die Zwecke einer übersichtlichen Darstellung genügendere Orientierung möglich. Eine klare Darlegung der politischen Verhältnisse, welche das Verhalten der europäischen Mächte zur französischen Revolution bestimmten, lag dem Verfasser um so mehr ob, als er sich die Aufgabe gestellt hat, die Geschichte nicht vom französischen, sondern vom deutschen Standpuncte aus zu schreiben.

Erst bei Gelegenheit des Rastadter Congresses kommt der Verfasser auf die deutschen Zustände zu sprechen, um die Wehrlosigkeit des deutschen Reichs daraus zu erklären, daß die höheren Classen der Gesellschaft in Deutschland ohne Ausnahme moralisch geschwächt gewesen, und im Bann einer falschen Bildung, den Franzosen ihre Ueberlegenheit erleichtert und zugestanden haben. Die damalige deutsche Bildung sei freilich nicht im Stande gewesen, die Regierungen auf eine würdigere und nationalere Politik hinzuweisen, sie habe vielmehr alle ihre Schwächen und Fehler begünstigt und provocirt. In ähnlicher Weise wird die Schmach der Rheinbundspolitik aus der Haltung des deutschen Volkes, aus dem Benehmen der hervorragenden Geister, der deutschen Schriftsteller erklärt und entschuldigt. Mit Schonung wird der Anschluß der deutschen Fürsten an Napoleon erzählt, aber ohne Nachsicht das Verhalten Göthe's, Johannes von Müller's und anderer Schriftsteller gegen Napoleon und die deutsche Sache an den Pranger gestellt. Nur Jean Paul und E. M. Arndt werden als ehrenwerthe Ausnahmen gerühmt. Wo das Volk aber wirklich eine nationale Haltung zeigt, wird seine Erhebung mit Wärme und sichtbarer Vorliebe dargestellt. So der Tirolerkrieg, der spanische Kampf und der preußische Frühling von 1813. Mit vielleicht zu günstigen Voraussetzungen werden die Widerstandsversuche Oesterreichs im Jahr 1805 und 1809 und ihr tragischer Ausgang aufgefaßt, während die Demüthigung Preußens mit einiger Genugthuung, man könnte fast sagen, mit einer gewissen Schadenfreude erzählt wird. Auch die Reformen der Stein'schen Verwaltung werden mit einiger Ungunst besprochen. Der Verfasser erkennt zwar den kräftigen Charakter und patriotischen Geist des Freiherrn vom Stein gebührend an, hat aber für seine Gesetzgebung nur Worte des Tadels. Die Städteordnung habe keinen Ersatz geben können für das alte Gemeindewesen wohlhabender und sittenreiner Städte, die Aufhebung des Zunftwesens aber den Rest des guten alten Bürgerthums zerstört.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Neuere Werke über die Geschichte der Revolutionszeit.

(Schluß.)

Der Schluß der Kriegszeiten, der Wiener Congreß und Pariser Frieden ist wieder etwas flüchtig behandelt, aber das Unbefriedigende der neuen Ordnung der Dinge freimüthig ausgesprochen. Bezeichnend für Menzels Ansichten über das Wesen des modernen Constitutionalismus ist das, was er über die südwestlichen Staaten Deutschlands sagt. Sie „blieben beständig von Frankreich bedroht, also auch immer unter einem gewissen moralischen Einfluß Frankreichs. Daraus erklärt sich der Eifer, mit dem überall in den vormaligen Rheinbundstaaten von Seiten der kleinen deutschen Regierungen das Kammersystem, welches Talleyrand und Fouché den Bourbons aufgedrungen hatten, nachgeahmt und von Seiten der Bevölkerungen auch ganz wieder im Sinne der französischen Opposition aufgefaßt wurde. — Die Fürsten hielten unter dem constitutionellen Aushängeschild das Schwert der Souverainität fest; die Kammern sind zu schwach geblieben und haben nur, um das neue Scheinrecht auf dem Papier zu erobern, das gute wahre althistorische Recht der Corporationen, der Gemeinden und der Kirche mit Füßen getreten.“ Einen Abschluß der revolutionären Bewegungen glaubt Menzel für die nächste Zukunft keineswegs hoffen zu dürfen, wie bisher Revolution und Reaction mit einander gewechselt haben, so werde auch auf die neueste Reaction wieder eine Revolution folgen. Der letzte Halt gegen die Revolution werde aber die Kirche sein. Sie könne nicht revolutionär werden, es liege daher in der Natur der Dinge, daß sich früher oder später die Staatsregierungen und alle conservativen Schattierungen mit ihr vertragen und sich ihrem höheren Gesetz unterwerfen müssen, wenn noch irgend ein Schutz und Halt im allgemeinen revolutionären Brande für sie bleiben solle. Alle Zwischenzustände und Mittelparteien werden am Ende verschwinden, und es werde nur noch die Kirche der Revolution gegenüberstehen.

Klüpfel.

Shanghae Almanac for 1852 and 1853.

Almanache und Kalender bilden seit Jahrhunderten einen Zweig der chinesischen Volksliteratur. Dieser Gattung einflußreicher Schriften haben sich jetzt die christlichen Sendboten bemächtigt, um mittels dieser volksthümlichen Literatur die östlichen Völker mit dem Evangelium und den westlichen Wissenschaften bekannt zu machen. Hr. Dr. Macgowan von der ärztlichen Mission der amerikanischen Methodisten ist Herausgeber dieses Almanachs, welcher in chinesischer Sprache die Ueberschrift führt: Po we tong schu, Allgemein faßliches Buch über allerlei Gegenstände. Im ersten Jahrgange wird unter andern die Lehre von der Electricität — von Macgowan mit einem neugemachten Worte, Tienki, Blitzmaterie benannt, — die Lehre vom Ma-

gnetismus und Galvanismus, sowie die Einrichtung elektromagnetischer Telegraphen besprochen. Zur Erläuterung sind eine Anzahl Abbildungen hinzugefügt. Der Doctor belehrt die Chinesen, wie man in wenigen Minuten eine Nachricht von Peking nach Canton bringen, welcher Maschinerie und Schriftzeichen man sich hiezu bedienen könne. Auch von dem unterseeischen Telegraphen, der England und Frankreich verbindet, ist hier die Rede sowie von dem Plane, einen Telegraphen von England nach Amerika zu ziehen. Ein anderer Sendbote Dr. Moncrieff schreibt über Arithmetik, um die Bewohner des Mittelreichs mit unserer Rechenkunst bekannt zu machen. Sie sollen einsehen, daß Rechnungen nach europäischer Weise viel leichter sind als die vermittelst der bekannten chinesischen Rechenmaschine, welche im dreizehnten Jahrhundert von den Mongolen nach Rußland und Polen gebracht wurde.

Dr. Parker hat einen mit mehreren lithographischen Abbildungen versehenen Bericht über das Wirken der medicinischen Anstalt im Jahre 1850 der Oeffentlichkeit übergeben. Er soll in medicinischer Beziehung großes Interesse gewähren; man ersehe auch hieraus die Unwissenheit der Chinesen, namentlich bei allen chirurgischen Operationen. Dr. Parker, der seit 1851 alle Geschäfte eines Gesandten und Consuls, eines Richters und Dolmetsch vereinigt, hat bloß 6000 Dollars Besoldung, während der erste englische Dolmetsch allein 800 Pfund bezieht. Man sieht die Amerikaner verstehen sich auf die wohlfeile Regierung, — was mit eine Ursache ist ihrer wundervollen Entwicklung. Uebersteigt doch die Besoldung des Statthalters von Hongkong, nahe an 10,000 fl. den Gehalt des Präsidenten der vereinigten Staaten. Der eine hat 6000 und der andere 25,000 Dollars.

Das Reich des Himmelssohnes heißt Tienhia, — Alle Lande unter dem Himmel. Nach seinem canonischen Rechte ist der Himmelssohn alleiniger Herr aller Lebendigen; die ihm widerstreben, leben außerhalb der Cultur, außerhalb der Glückseligkeit. Zur Bezeichnung dieser Barbaren werden nach den verschiedenen Himmelsgegenden eigene Worte gebraucht: Man, I, Ti, Hiong. Die englischen Behörden sind vollkommen in ihrem Rechte, schimpfliche Bezeichnungen dieser Art nicht zu dulden. Je mehr die Kraft mangelt, desto mehr sieht man auf Formen; der Macht geziemt es aber, dem feigen Hochmuth mit Gewalt entgegen zu treten. Wie sehr die Chinesen an der schimpflichen Bezeichnung der Fremden hängen, zeigt die doppelte Ausgabe der Vertrags mit den vereinigten Staaten. In der Ausgabe für die Fremden fehlt das beleidigende Wort, während es sich findet in dem Abdruck für die stolzen Söhne der Tang. Die über den Gebrauch des Wortes I gepflogene Unterhandlung, worüber im Almanach ebenfalls berichtet wird, ist sehr bezeichnend für die feige lügnerische Diplomatie des östlichen Asiens. Der englische Consul zu Canton findet das Wort in dem Erlaß eines Bezirksbeamten und erhebt Beschwerde. Herr Elmslie, lautet die Antwort, sei irrthümlich berichtet, das Wort wäre unschuldiger Bedeutung und von jeher im Gebrauche zur Bezeichnung der Ausländer. Nun schreitet der Bevollmächtigte Großbritanniens Dr. Bowring ein und bringt in Erinnerung, wie China seit dem Frieden zu Nanking sich verpflichtet habe, andere Völker ebenbürtig zu behandeln, und wie auf frühere Vorstellungen die Erlasse mit dem Worte I zurückgenommen wurden. Die Antwort des kaiserlichen Commissärs und Statthalters der beiden Kuang ist lächerlich lügenhaft, — würdig eines chinesischen Falstaff. „Der Statthalter schämt sich so ungelehrt und unwissend zu sein; habe er doch niemals Studien gemacht, noch den klassischen Schriften, den Geschichtschreibern und Wörterbüchern irgend eine anhaltende Aufmerksamkeit gewidmet. Jetzt vernehme er zum erstenmale in seinem Leben, daß das Wort I etwas Schlimmes bedeute, und werde demgemäß den untergeordneten Beamten befehlen, es nicht mehr zu gebrauchen."

Der zweite Jahrgang des Almanachs zerfällt in zwei Theile: ein Kalender mit meteorologischen Tabellen und eine Anzahl vermischter Aufsätze, dem Herald entnommen, welche theilweise ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen. Die Geschichte der Einführung der europäischen Astronomie in China mittels der Jesuiten und die Lebensbeschreibung des Siu Kuangki, von Duhalde und Anderen Paulus Siu geheißen, stehen in innerem Zusammenhange.

Dieser berühmte Minister und Schriftsteller der letzteren Ming war ein Schüler des Matthäus Ricci, sein vorzüglichster Neophyt und Hort gegen die Anklagen und Verfolgungen des ausschließenden Chinesenthums. Seine Werke werden immer noch von Neuem aufgelegt. So ist von seiner Encyklopädie des Landbaues vor Kurzem zu Schanghai eine Ausgabe in 60 Bänden erschienen, mit einer Menge Abbildungen der behandelten Naturgegenstände.

Der Verfasser dieser Kalender-Abhandlungen schreibt vorzüglich nach einheimischen chinesischen Quellen, wodurch diese Arbeiten einen besondern Werth erhalten. Der Minister und Akademiker Juen juen, der größte und umfassendste Gelehrte Ost-Asiens während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — er war Oberstatthalter von Kuangtong und Kuangsi während meines Aufenthaltes im Mittelreiche — schrieb unter andern auch eine Geschichte der Astronomie, woraus hier nach manchen Richtungen lehrreiche Auszüge mitgetheilt werden. Juen ist sehr ungehalten über seine Landsleute, daß sie der Fremden als Lehrer bedürfen, noch mehr über jene christlichen Mandarine, welche den jesuitischen Sendboten das Wort redeten. „Sollen wir von dem überaus reinen Herrscherhause immer Nachtreter sein der Europäer in den astronomischen Wissenschaften? Wir bedürfen nur eines neuen Kuoscheuking — ein berühmter Astronom im dreizehnten Jahrhundert — um alle Ansprüche des Westens auf Wissenschaft zu nichte zu machen. Vieles, was uns die Europäer lehrten, mögen sie ursprünglich von China erhalten haben; sagen sie doch selbst, daß die Algebra aus dem Osten stammt. Es sind glückliche Leute, diese spätgebornen Europäer; sie können die Forschungen der früheren Geschlechter benutzen. Sie selbst hätten wohl keine Erfindungen gemacht; denn es sind Menschen sehr geringer geistiger Fähigkeiten.“ — Wie muß es bei den Massen aussehen, wenn wir solche hervorragende Männer, welchen alle aus europäischen Sprachen übersetzten Werke zu Gebote standen, der Art von nationalen Vorurtheilen geblendet finden! Die Bewegung der Erde und alle Wahrheiten, welche hiermit zusammenhangen, werden in modernen Büchern des Mittelreiches, deren jährlich eine große Menge zum Theil sehr kostbare erscheint, für europäische westliche „Abgeschmacktheiten“ erklärt, die keine ernstliche Besprechung verdienten.

Der evangelische Sendbote Bettelheim, ein Deutscher aus Ungarn, lebt seit mehreren Jahren mit seiner Familie zu Napakiang, Napaku bei den Japanern, einem Hafenplatze unfern der Hauptstadt des Inselreiches Lieukieu oder Lutschu. Der Auszug seines Berichtes über die Schiffsmission auf dieser theils China, theils Japan zinspflichtigen Gruppe enthält mehrere Thatsachen zur Kenntniß dieser 36 Eilande und der menschenfeindlichen Politik der japanischen Gebieter. B. erzählt, wie ein Insasse, der sich zum Christenthum bekannte, durch allerlei Peinigungen der Lieukieu Behörden seinen Tod gefunden hat, und wünscht nun, daß England und Nordamerika mittels Waffengewalt dem Evangelium freien Zutritt erzwingen. „Sobald dies geschehen, sind diese Inseln eine zweite Sandwichsgruppe im westlichen stillen Ocean, wo China, Japan und die Christenheit zu gegenseitigem Vortheile in die manigfachsten Berührungen kommen werden.“

Die acht Briefe über das Binnenland in der Umgegend von Sutscheu, mehrere Auszüge aus dem Tagebuch des Dr. Macgowan und der Ausflug nach Nanking sind, abgesehen von ihrem bleibenden Werthe, in den Tagen, wo die Ming Heere sich in diesen Gegenden ausbreiten, zeitgemäße, schätzbare Mittheilungen. Jenkins, ein evangelischer Sendbote aus Amerika, beginnt diese Briefe mit den Vorkehrungen, wie der Fremdling als Chinese auftreten könne; Kopfschur und ein künstlicher Zopf bildeten damals noch die wichtigsten. Der Reisende findet allenthalben in diesen fruchtbaren Gegenden Kiangnans eine überraschend dichte Bevölkerung. Soll doch Sutscheu mit seinen Vorstädten eine Einwohnerzahl von $1\frac{1}{2}$ Million enthalten; Ortschaften von 20000 bis 40000 Seelen gelten für unbedeutend und sind in Menge vorhanden. Er beschreibt auch die tausenderlei Vorkehrungen, um diese Massen zu ernähren. Das Dungwesen erhält hier manche Bereicherung. Unter andern wird auch zu dem Endzweck der Schlamm der Flüsse und Kanäle mittels einfa-

cher Vorkehrungen aus ihrem Bett emporgehoben und über Land und Acker ausgebreitet.

Keine andere Stadt, Peking allein ausgenommen, kann mit Nanking in Betreff der großen Gebäude, der herrlichen Paläste, der vielen steinernen, auf zahlreichen Bögen ruhenden Brücken, wie auch in Betreff des herrlichen gesunden Klimas, des Umfanges der Stadtmauern und der großen Bevölkerung, der Fruchtbarkeit des nahen Landes, in welcher Beziehung die Nord-Residenz weit hinter der südlichen zurücksteht, und der manigfachen Industrie ihrer Bewohner verglichen werden. Ebenso überragt die Bevölkerung durch ihre reine, der Schriftsprache sich nähernde Mundart, durch ihr gebildetes, freundliches Betragen alle anderen Bewohner des östlichen Landes. Dies wird so allgemein anerkannt, daß Waaren von Nanking sich im Mittelreiche desselben Rufes erfreuen, wie bei uns die englischen. Wenn die Kaufleute in Canton irgend einen Gegenstand anpreisen wollen, so sagen sie, er komme von Nanking, wie der Schreiber dieses selbst mehrmals erfahren hat. Die innere Stadtmauer beträgt fünf deutsche Meilen, und die äußere, welche über Berg und Thal zieht, aber nur da errichtet wurde, wo der Stadt bei einem feindlichen Anfalle besondere Gefahr drohen könnte, ist noch viel größer. Zwei Reiter, die früh am Morgen, so lauten wenigstens die übertriebenen Angaben der Chinesen, aus einem Thor in entgegengesetzter Richtung ritten, würden sich erst am Abend desselben Tages begegnen. Auch hier, wie sonst allenthalben in den größeren Städten, war ehemals, vor ihrer Einnahme durch die Taiping, die chinesische Stadt von der mandschurischen durch besondere Wälle und Thore getrennt.

Das eigenthümlichste und bekannteste Monument der Stadt ist der sogenannte jetzt zum großen Theil zerstörte Porzellan-Thurm in dem Paonganssе oder dem Tempel der Dankbarkeit. Die buddhistischen Tempel und Aschenbehälter, wo nämlich die Ueberbleibsel der verbrannten Leichname aufbewahrt werden, bestehen nach den mystischen Zahlen dieser Religionslehre theils aus sieben, theils aus neun oder dreizehn Stockwerken. Ein solcher Tempel von neun Stockwerken ist nun dieser vielbesprochene, zu den Weltwundern gezählte Thurm. Der Bau des Tempels ward im Jahre 1413 während der Regierungsperiode Jonglo begonnen und erst 1422 vollendet. Die Kosten beliefen sich auf die bedeutende Summe von 2,458,484 Unzen reinen Silbers oder nahe an 10 Millionen Gulden unseres Geldes. Der Tempel ist mit einem marmornen Geländer umgeben. Man steigt auf 10 bis 12 Stufen, die rings umher laufen, empor. Der Saal, welcher eigentlich den Tempel vorstellt, ist hundert Fuß tief, hat einen marmornen Grund von einem Fuß und ringsherum Sitze von zwei Fuß Höhe. Die Dächer sind mit grünen Ziegeln bedeckt. Das innere Holzwerk ist bemalt und mit Figuren geschmückt, die künstlich in einander verschlungen sind und von welchen die Chinesen mit der größten Bewunderung sprechen. Der Saal hat kein anderes Licht als das, welches durch die Thüren hineinfällt. Drei derselben sind auf der Morgenseite; durch sie geht man auch in den Thurm, der einen Theil des Tempels bildet. Dieser Thurm ist ein Achteck, 120 Fuß im Umfang, so daß jede Seite ohngefähr 16 Fuß beträgt. Er ist von außen mit einer Mauer von eben dieser Gestalt eingefaßt, ungefähr dritthalb Klafter davon abstehend; sie ist von mäßiger Höhe und mit lackierten Ziegeln bedeckt, die bis an den Thurm reichen und eine angenehme Gallerie bilden. Jedes der drei ersten Stockwerke ist mit einem eigenen drei Fuß breiten Kranze geziert, die mit Dächern von derselben Beschaffenheit, wie das der Mauer bedeckt sind, nur daß sie nicht so weit hervorreichen. Es ist der Thurm von außen mit verschiedenfarbigem Porzellan belegt. Die Zimmer sind mit allerlei Gemälden verziert; in den Zimmern der obersten Stockwerke befinden sich unzählige kleine Aushöhlungen mit buddhistischen Götterbildern versehen. Das Innere des Thurmes ist ganz vergoldet, mit Marmor oder anderen Steinen ausgelegt, und der Thurm selbst über 200 Fuß hoch.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Shanghae Almanac for 1852 and 1853.

(Schluß.)

Ehemals gehörten auch die kaiserlichen Gräber, welche beim Einfalle der Mandschu zerstört wurden, zu den Herrlichkeiten der Stadt. Die aus der Mongolenherrschaft stammenden Instrumente des berühmten Observatoriums wurden während der Regierung Kanghi's nach Peking gebracht. Diese Instrumente, welche die Bewunderung der Missionäre erregten, sind aber nicht von Chinesen, sondern von muhammedanischen Astronomen und Künstlern des Westens verfertigt worden.

In der Umgebung der Stadt findet man in Fülle die gelbliche Gattung von Baumwolle, welche von Nanking ihren Namen führt. Die Staude ist keineswegs von denen der übrigen Baumwolle verschieden; die Baumwolle von Nanking erhält bloß ihre eigenthümliche Farbe von der besonderen Natur des Bodens. Nicht minder wichtig ist die Tong-Pflanze, welche deßhalb so genannt wurde, weil sie von den Aerzten als auflösendes und abführendes Mittel gebraucht wird. Sie dient aber überdies zu vielen anderen Dingen. Man macht aus der leichten Rinde der Pflanze Kopfkissen und Schuhsohlen; dann wird das weiche sammtartige Mark der Pflanze in Streifen geschnitten, die man bei uns gemeinhin Reispapier nennt, auf welchen die herrlichen Darstellungen von Blumen und Früchten, von Pflanzen, Thieren und Menschen in einer Farbenpracht abgebildet sind, welche alle Bestrebungen unserer Künstler, weil diese des trefflichen Stoffes entbehren, hinter sich lassen.

Diese Pflanze gedeiht am besten an den Abhängen der Gebirge in einem schattigen, der Sonne nicht ausgesetzten Erdreich; sie hat fette und dicke Blätter, welche denen der Palme Christi oder Kreuzblume gleichen. Der Stamm, welcher sich ungefähr eine Elle hoch erheben mag, und unten faustdick ist, gleicht dem des Bambus und ist ebenfalls in mehrere Reihen und Glieder abgetheilt. Das Mark, nicht ganz so schwammig, wie das des Hollunders, befindet sich mitten im Stamme. Dieses Mark nun, welches schon von Natur blätterweise über einander geschichtet ist, wird zwischen zwei fein polierte Kupferplatten gepreßt und dann mit einem scharfen Messer in dünne Scheiben geschnitten.

Zum Malen hierauf bedient man sich bloß der Wasserfarben. Es wird aber jedes einzelne Stück der Figuren besonders verfertigt, die dann vermittels einer dick eingesottenen Reispappe aneinander gefügt werden. Ist der Künstler zu Ende, so zieht er das Ganze sehr schnell durch aufgelöstes Wachs oder überstreicht es damit vermittelst eines Pinsels. Dies verleiht den Farben den frischen und unnachahmlichen Glanz. Man wählt zu diesem Geschäfte einen heiteren Tag; feuchte und trübe Witterung ist der Arbeit ungünstig. Bevor Kiangnan noch so stark bevölkert war, wuchs hier die Pflanze in großer Menge; sie ward in der Folgezeit durch die Cultur des Bodens verdrängt, und mußte dann von Neuem ausgesäet und angepflanzt werden. In den Gebirgen der Kreise Sfetschuen und Hukuang findet man

sie heutigen Tages noch wild wachsend in großer Menge. Die Leute sammeln hier die Stengel und senden sie in Ballen nach Nanking, wo man sich am besten auf die Bereitung dieses Markpapiers versteht. Die Einwohner kochen übrigens auch die Pflanze zu einer Art Latwerge, welche, zum Einmachen der Früchte verwendet, ihnen eine angenehme Süße verleiht.

Während der Monate April und Mai ist der Fischfang im Strome am ergiebigsten. Zu dieser Zeit wird auch eine besondere feine Fischgattung gefangen, von welcher ganze Ladungen, in Eis eingehüllt, das man zu diesem Endzweck wie in Europa in großen Eiskellern verwahrt, auf dem Canale nach Hof gesandt werden. Mehrere hierzu bestimmte Regierungs-Fahrzeuge, wegen des Reichswappens, welches sie führen, Drachenschiffe genannt, die den Weg von beinahe zweihundert deutschen Meilen in acht bis zehn Tagen zurücklegen, wurden von den Kriegern der neuen Taiping Dynastie um Nanking vorgefunden und als gute Prise erklärt.

Der Schanghai Almanach wird hoffentlich fortgesetzt, und wir werden dann im Stande sein, auch die folgenden Jahrgänge in den G. A. zu besprechen und ihren wesentlichen Inhalt mitzutheilen.

K. Fr. Neumann.

ΣΠΥΡΙΔΙΩΝΟΣ ΤΡΙΚΟΥΠΗ ΙΣΤΟΡΙΑ ΤΗΣ ΕΛΛΗΝΙΚΗΣ ΕΠΑΝΑΣΤΑΣΕΩΣ. ΤΟΜΟΣ Α.
(Spyridion Trikupis' Geschichte des hellenischen Aufstandes. Erster Theil. London 1853.)

Zweiter Artikel.

Alexander Ypsilanti, dessen Auftreten in der Moldau und Walachei Herr Trikupis im dritten Capitel seines Werkes schildert, fand diese reichen Provinzen ohne türkische Besatzung, und die Fürsten nebst ihrem Anhange meist Glieder des geheimen Bundes bereit ihn aufzunehmen. Ein Walache voll

Muth und Eifer für seine Heimat, früher als Offizier im russischen Dienste, Theodor Wladimir, genannt Bladimireskos, selbst Mitglied der Hetärie, war ihm sogar im Aufstand zuvorgekommen, und nach dem plötzlichen Tode des Fürsten Alexander Soutzos noch vor der Ankunft seines Nachfolgers mit nur 30 Mann in die kleine Walachei eingerückt. Er verkündete, er sei ein treuer Unterthan des Sultan, das Land solle nur von dem Drucke des Phanarioten befreit und in den Genuß seiner alten Rechte wieder eingesetzt werden. So hatten ihm die Hetäristen gerathen, um die wahre Natur des Aufstandes hinter einer Bewegung zu verhüllen, die in jedem Falle geeignet war, die Aufmerksamkeit der Pforte vom eigentlichen Griechenland abzulenken und ihre Kriegsschaaren nach der Donau zu ziehen, wo man hinter den Walachen die Russen erwartete, deren Hülfe Wladimir auf eigene Hand verheißen hatte. Zwar sendete der neue Fürst Skerlakos Kallimakis, so wie die Nachricht zu ihm nach Constantinopel gelangte, seine Stellvertreter (ἀνθηγεμόνες) nach Bucharest und diese schickten ungesäumt ein Corps von 600 Mann gegen den Wlachen; doch die drei Anführer desselben, unter ihnen Johann Pharmakis aus Macedonien, der tapfere und patriotische Georgakis und der schlaue Sabbas, ein Wlache, waren selbst in der Verschwörung und unterstützten im Geheimen ihren Bundesgenossen, der, während sie in Krajowa säumten, sich durch Werbung unter den Panduren *) und die ihnen zuströmenden Hetäristen verstärken und gegen jeden Angriff sichern konnte. Wie dieses geschehen, brach er unbehelligt in die große Walachei ein und erreichte Bucharest am 15 März 1821. Dorthin berief er eine Versammlung von Notabeln; diese sollten über das öffentliche Wohl berathen. Die Pforte werde 15,000 Bewaffnete unter seinen Befehl stellen und sei bereit, allen Beschwerden abzuhelfen. Bald nach ihm kamen

*) Panduren sind die Bauern der kleinen Walachei, von Kindesbeinen im Gebrauche der Waffen geübt, Freunde der Jagd, und mehr dem umherstreifenden Leben als der Arbeit zugethan. Aus ihnen werden die Polizeiwachen zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung geworben.

auch die oben genannten Waffenhäuptlinge in Bucharest an, bezogen in der Nähe der Stadt feste Stellungen und traten mit ihm in Unterhandlung.

Das war der Zustand der Walachei, während Alexander Ypsilanti mit zwei jüngern Brüdern, drei Begleitern und zwei Dienern am 22 Febr. in russischer Uniform über den Pruth gieng und von wenig bewaffneten Hetäristen empfangen, ungesäumt nach Jassy zog. Dort stellten andere Bewaffnete sich unter seinen Befehl, dazu eine große Zahl Freiwilliger, meist Jünglinge voll Enthusiasmus aus der Classe der Studierenden. Der Fürst der Moldau, Michael Soutzos, war selbst in der Hetärie und hatte mit Ypsilanti über die Zeit des Ausbruches in Unterhandlung gestanden. Nicht i. J. 1825, wie man wollte, sondern erst 1827 sollte die Bewegung beginnen. Der schlaue Phanariot wollte die Zeit seiner gewinnreichen Herrschaft möglichst lang ausdehnen, und gerieth bei der Nachricht über den plötzlichen Einbruch in sein Land in nicht geringe Bestürzung; doch er wagte keinen Widerstand in der Ueberzeugung, daß Rußland das ganze Drama leite und nach der Aussage der Ankömmlinge seine Schaaren unmittelbar hinter ihm einrücken würden. Seinem Beispiele folgten die Beamten, die Bojaren und die Häuptlinge des fürstlichen Militärs. Die Festungen der Provinz waren schwach oder gar nicht besetzt; aber statt sie durch rasche Angriffe zu nehmen, befleckte sich ein Capitain Ypsilantis auf eigne Hand mit dem Blute friedlicher Türken, die in Braila und Galatz Geschäfte trieben. Gleiches Loos traf während der Nacht nach des Fürsten Ankunft in Jassy die türkische Wache des Fürsten und die türkischen Kaufleute, welche man in Verwahrsam genommen hatte, und Ypsilanti fand nicht einmal den Muth solche Thaten öffentlich zu mißbilligen, durch welche der Beginn eines Kampfes für „Freiheit und Gesetzlichkeit“ befleckt wurde, ja, er pries in einem Tagsbefehl als glänzende That, was in Galatz geschehen war. Damit nicht zufrieden, ließ er einen Bankführer der Hetärie und seinen Sohn gefangen setzen, um ihn zur Auslieferung ihrer Casse zu zwingen; und obgleich die Untersuchung der Bankbücher gezeigt hatte, daß dort keine Capitalien der Hetäristen lagen, erhielten doch die Gefangenen ihre Freiheit erst wieder, nachdem sie 60,000 Piaster zum Gebrauche des Heeres bezahlt hatten. Diese Gewaltthätigkeit und dieser Raub, sagt Trikupis p. 54, versetzten die Reichen in Bestürzung und trugen wesentlich zu der Flucht bei, durch welche sich nach wenig Tagen zwei der mächtigsten Bojaren den Folgen dieses Verfahrens entzogen. Zugleich enthüllten sie die Geringfügigkeit der Mittel des Fürsten und erregten sehr ernste Zweifel an der in Aussicht gestellten Mitwirkung von Rußland, das, wenn es in das Unternehmen verwickelt war, ihn nicht mit leeren Händen zu demselben entlassen hätte. Seine übrigen Maßnahmen waren wo möglich noch schlechter berechnet. Er verkündigte unmittelbar nach seiner Ankunft in einem Lande, das von Herren und Knechten bewohnt wurde, die Gleichheit vor dem Gesetz, wodurch die Herrn von ihm zurückgestoßen wurden, während die Knechte nicht einmal verstanden, was er ihnen bot, und sandte seiner Verkündigung am folgenden Tag eine zweite des Inhalts nach, daß er nur durch die Moldau seinen Weg nach Griechenland nähme, das ihn zum Kampfe gegen den Tyrannen rufe, und bald darauf eine dritte an die Hellenen, die er zu dem Kampfe für Glauben und Vaterland mit der Versicherung aufforderte, daß eine große Macht ihn beschütze.

Da aber in Folge davon das Einrücken türkischer Streitkräfte gefürchtet wurde, sandte der Hospodar und seine Bojaren an den Kaiser Alexander nach Laibach eine Adresse mit der Bitte, es zu verhindern. An eben diesen schrieb Ypsilanti, um zu melden, daß er den Kampf für die Freiheit von Hellas unternommen habe und die Gründe seines Entschlusses darzulegen. Zwar wurde diese auf Täuschung begründete, gleich zu Anfang durch unnütze Grausamkeit, durch Schwäche und Verkehrtheit entkräftete Bewegung durch den Enthusiasmus, namentlich der griechischen Bewohner der Provinzen und vor Allem der Jugend, so wie durch die noch wenig erschütterte Hoffnung auf russischen Beistand und den Eifer der Geistlichkeit noch mehr gehoben, und ein feierliches Te deum in der Hauptkirche, welchem Ypsilanti als Oberfeldherr mit allen ihm zugefallenen

Capitänen beiwohnte, gab dem Metropoliten von Jassy Gelegenheit, die Fahne der Befreier vor allem Volke zu segnen und dem Anführer ein geweihtes Schwert mit den Worten zu überreichen: „Umgürte deine Lenden mit dieser Waffe du, o Mächtiger durch deine Männlichkeit und Schönheit; gebrauche sie mit Kraft, schreite glücklich voran und sei König! (βασιλεύς)“ und ein Militärbefehl ernannte die Obersten, die Hauptleute, und bestimmte die Heeresverwaltung; aber Ypsilanti weilte, wo jeder Augenblick Verzögerung Gefahr brachte, noch 6 Tage in Jassy, rückte dann mit 800 Mann nach Bucharest aus und ließ auf dem Wege überall verkündigen, daß man für 10,000 Soldaten Quartier bereiten solle, während er in der Moldau die schlechteste Meinung über seine Unfähigkeit, über die Verwerflichkeit seiner Vertrauten und die Ueberzahl des Volkes zurückließ, das sich ihm angeschlossen hatte. Der Zug gieng langsam mit längeren Standquartieren, unter allerlei kriegerischen Uebungen und Zugängen von Capitänen, und erst nach vier Wochen kam man nach Bucharest, wo Bladimirescos mit seinen Leuten und die ihm noch entgegenstehenden Capitäne gelagert waren und die wlachische Bewegung mit der griechischen zusammenfließ. Zwar kam es äußerlich zu einer Vereinbarung zwischen den Parteien, zwischen Sabbas und Georgakis, aber nur dieser war der helleniſchen Sache treu ergeben und stand dem Fürsten unerschütterlich zur Seite; die andern heuchelten anfangs und verließen ihn bald. Das Volk aber war eher enttäuscht und verabscheute das Unternehmen, welches für eine ihm fremde Sache den Ruin der Provinzen in Aussicht stellte, sobald eine feindliche Macht dem zusammengelaufenen Schwarm entgegentrat, in welchem nur eine geringere Zahl, vorzüglich die des Georgakis und die jüngeren Leute der gebildeten Stände zum Theil verläßig waren. „Das,“ schließt der Verfasser diesen Abschnitt, „war der Zustand der Dinge in der Moldau und Walachei vor dem Anfange des April und wir wenden zunächst unsere Blicke auf die Lage der Dinge in Hellas selbst.“

Im folgenden vierten Abschnitt wird nun zunächst die Erhebung des Peloponneses beschrieben. Das Land stellt sich in seiner Abgeschlossenheit und Größe und durch seine zahlreiche und thätige Bevölkerung als das Bollwerk, oder, wie Strabo es nennt, als die Akropole von Hellas dar, und wurde darum gleich anfangs der Mittelpunct der nationalen Bewegungen, welche von da sich über die vorliegenden Lande und die Inseln verbreiteten. Der Druck der türkischen Regierung wurde durch den Einfluß der Primaten gemildert, welche sich jährlich zweimal in der Hauptstadt Tripolitza zur Berathung vereinigten und ihre Abgeordneten in Constantinopel hatten, welche über die Verwaltung des Peloponneses eine oft heilsame Controle ausübten. Das Innere der Türkenherrschaft und die wilde Barbarei der Paschas blieb jedoch unverändert und der letzte, der im Peloponnes einzog, Chursid Pascha, erschoß mit eigner Hand den Wagenführer, dessen Calesche auf dem Wege nach Tripolitza in den Défileen nicht vorwärts zu bringen war, und als im nächsten Quartier bei einer Moschee die Eseltreiber der Eparchie während der Nacht flüchtig geworden waren, gab er Befehl, den Ortsvorsteher, einen geachteten Primaten, zu enthaupten. In Tripolitza angekommen, ließ er den Hausmeister seines Hôtels, der nicht gleich bei der Hand war ihm die inneren Gemächer zu zeigen, die vorderen Zähne ausreißen und entließ die zur Huldigung eintretende Versammlung mit den wahnsinnigen Worten: „Gott mag den Gerechten vor meinem Schwerte schützen.“ Der Süden, das Land der alten Lakonen, hatte seine Gebirge frei bewahrt, und die Familie Mauromichalis stand mit der Würde der „Beys“ (Fürsten) bekleidet an der Spitze.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. April.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

ΣΠΥΡΙΔΙΩΝΟΣ ΤΡΙΚΟΥΠΗ ΙΣΤΟΡΙΑ ΤΗΣ ΕΛΛΗΝΙΚΗΣ ΕΠΑΝΑΣΤΑΣΕΩΣ.

(Schluß.)

Hier bildete sich der eine Herd des Aufstandes, der andere in Achaia besonders in Patras, das sich zu einem blühenden Emporium erhoben hatte, mit den jonischen Inseln, Triest und Illyrien in vielem Verkehr stand, und von dem Sitze der türkischen Hauptbehörden fern ablag. Selbst die hier wohnenden Türken waren milderer Gesinnung. Noch ehe die Hetärie dort bekannt wurde, war der Erzbischof Germanos, Andreas Zaïmis, der Vorsteher (προεστώς) von Karytäne und Andreas Londos, der von Bostizza in enger Verbindung, welcher sie ihr ganzes Leben hindurch unter dem Wechsel aller politischen Katastrophen treu blieben. Oft standen sie unter sich und mit ihren Freunden in Berathung über die Interessen des Landes, das, je mehr es an Wohlstand und Bildung gewann, desto tiefer den Druck der zwar ermäßigten, aber immer noch gesetzlosen und barbarischen Herrschaft empfand.

Wie die Maina das kriegerische, wurde Patras das politische Centrum des Aufstandes. Die Hetärie war schon im J. 1819 über den Peloponnes verbreitet und Petros Mauromichalis hatte seinen Freund Kyriakos Kamarinos aus Odessa, der ihn in die Geheimnisse des Bundes eingeweiht hatte, nach Petersburg mit Schreiben an den Grafen Capodistria und Kaiser Alexander geschickt, in denen er sich für das große Werk ihnen zur Verfügung stellte und für die Ausführung Mittel und Hülfe begehrte. Dort erfuhr er zu seinem Schrecken, daß der Kaiser wie seine Minister die Hetärie und ihre Zwecke mit Entschiedenheit als übereilt und verderblich mißbilligte; doch war er nicht im Stande, die Enttäuschung nach dem Peloponnes zu bringen. Die Hetärie ließ ihn auf dem Heimweg ermorden und seine Papiere vernichten. Die Bewegung nahm nun ihren Lauf; sie blieb weder dem Divan noch den Behörden verborgen, doch leitete man die Aufregung von Ali Pascha von Janina her, der damals zu den Waffen gegen den Sultan gegriffen hatte und war überzeugt, mit seiner Besiegung würde sie von selbst aufhören; darum, als der furchtbare Chursid Pascha aus dem Peloponnes nach Epirus geschickt wurde, ließ er seine Familie und seine Schätze in Tripolitza. Eine Schaar von 1000 Bewaffneten, die er später zur Verstärkung der Besatzung von seinem Heere dahin beorderte, schien ihm hinreichend, den friedsamen und unterwürfigen Peloponnes in Ruhe zu halten. Indeß rüsteten die Mainoten im Geheimen; die alten Capitaine, Häuptlinge von Familien, welche den Türken nie gedient hatten und als Klephten bezeichnet wurden, die Kumanioten, die Petzimezas, die Plaputas verließen die Gebirge und erschienen in Waffen, und bald erfuhr man, daß der mehr noch als diese gefürchtete Theodor Kolokotronis, den die Türken ausgetrieben hatten, aus Zante nach der Maina gekommen war und von Petros Mauromichalis verborgen gehalten wurde.

Man erfuhr, den 25 März alten Styls werde die Maina unter den Waffen sein und den Capitainen der

inneren Eparchieen die Hand reichen. In Folge dieſer und anderer Anzeigen des drohenden Ausbruches luden die Türken die Primaten und die Biſchöfe des Peloponneſes nach Tripolitza unter dem Vorwande die Landesangelegenheiten zu berathen, in der That um ſie als Geiſeln für die Ruhe der Eparchieen feſtzuhalten. Dieſe Notabeln, ſämmtlich Glieder der Hetärie, waren nicht unvorbereitet. Schon im Frühjahr 1820 waren ſie zur beſonderen Berathung in Tripolitza vereinigt geweſen, hatten ihre inneren Zwiſte beigelegt, ſich zu gemeinſamen Vorkehrungen verbunden und einen Mann ihres Vertrauens, den Johann Papárigopulos nach Petersburg geſchickt, der dort die oberſte Regierung der Hetärie erforſchen und ihre Weiſungen einholen ſollte, und als darauf ein Abgeſandter von Alex. Ypſilanti, Gregorios Dikäos, gegen Ende des Jahres nach dem Peloponnes kam, der den Fürſten als das „Haupt der hohen Regierung (τῆς ὑψηλῆς ἀρχῆς)“ verkündigte, ſich aber als ein eben ſo kecker als thörichter Burſche von ſchlechtem Wandel bald um alles Vertrauen brachte, war ein Theil von ihnen zu Bonitza wieder in Berathung getreten, um die abenteuerlichen Forderungen der „hohen Regierung“ und ihres alter ego abzulehnen und ſich über das zu verſtändigen, was bis zum Eintritt der verkündigten Kataſtrophe zu thun ſei; aber auch mit den Primaten von Hydra, Spezia und Pſara in Verbindung zu treten. Nach dieſen Vorgängen begriffen die Notabeln wohl, was ihre Einberufung nach Tripolitza zu bedeuten habe, doch achteten ſie unmöglich, durch offenen Widerſtand der Gewaltthätigkeit der Türken zu entgehen, und hofften ihren Verdacht durch ihr Erſcheinen ſelbſt zu beſchwichtigen.

Auch an Petros Mauromichalis, den Fürſten der Maina, gegen den der Verdacht am ſtärkſten war, ergieng die Einladung, in Tripolitza zu erſcheinen. Er ſelbſt, als das Haupt der ganzen Bewegung, konnte ſich dieſer Gefahr nicht unterziehen, aber er faßte den heroiſchen Entſchluß, ſeinen ſechzehnjährigen Sohn Anaſtaſios, einen der ſchönſten Jünglinge ſeines Volkes, dahin zu ſchicken. „Ich weiß, rief er aus, man wird ihn als Geiſel behalten; kommt er um, ſo iſt er weder der erſte noch wird er der letzte unſeres Geſchlechtes ſein, der ſich dem Vaterlande opfert.“ Anaſtaſios entgieng dem Tode, weil man ihn als Pfand der Auslieferung betrachtete, und wurde ſpäter bei der Erſtürmung von Tripolitza unter den Frauen des Harem gefunden, unter denen man ihn verborgen hatte. Seine Ankunft beſtärkte die Türken in ihrem Vertrauen, das noch vermehrt wurde, als kurz darauf die Erzbiſchöfe und die Primaten, einer nach dem andern einzogen. Nur Germanos, der Erzbiſchof von Patras, und die Primaten von Kalabryta, Boſtizza und Patras blieben aus. Auch der von Gaſtuni, Georgios Siſſinis, erſchien nicht; ſchon unterwegs war er auf den Rath der Freunde umgekehrt.

Am größten war die Aufregung in Patras, doch gelang es dem Andreas Londos, welchen der Erzbiſchof aus Boſtizza zu Hülfe gerufen hatte, die Verſammlung der Agas zu beſchwichtigen. Zu ihrer weiteren Beruhigung brachen bald darauf auch die Primaten von Achaia, den Erzbiſchof an ihrer Spitze, nach Tripolitza auf; doch hielten ſie nach genauer Erkundigung in Kalabryta bei Zaïmis an, ſendeten den türkiſchen Behörden von dort aus in erdichteten Briefen die Nachricht, daß man in Tripolitza auf ihren Untergang bedacht ſei und verweigerten die Weiterreiſe. Die darauf eingeleiteten Unterhandlungen führten zu keinem Ziele, ſie zerſtreuten ſich in ihre Sitze und fiengen an Bewaffnete zu ſammeln, um beim Eintreffen weiterer Weiſungen von Außen zum Kampfe gerüſtet zu ſein.

Der fünfte Abſchnitt des Werkes ſchildert den Ausbruch des Kampfes, deſſen Signal von einem alten verſchloſſenen und an türkiſches Weſen gewöhnten Primaten von Kalabryta, Aſimakis Zaïmis, dadurch gegeben wurde, daß er durch zwei Räuber in ſeinem Dienſte einem Bey aus Lala, welcher den Tribut ſeines Bezirkes nach Tripolitza führte, auf dem Wege einen Hinterhalt legen ließ. Der Bey entgieng zwar ihren Flintenſchüſſen, aber er brachte Beſtürzung nach der Hauptſtadt und dieſe ſteigerte ſich dadurch, daß auch an andern Orten die Räuber in Bewegung kamen und die türkiſchen Obrigkeiten in ihren Ortſchaften überfielen und tödteten. Der Bey von Kalabryta war der erſte, der

ſich mit den Seinigen in zwei feſte Thürme einſchloß, worauf der Capitän Sotiris Charolampis mit einer bewaffneten Schaar in die Stadt drang und ihn belagerte. Auf die Kunde von dieſem Ereigniß verließen alle Türken Boſtizza mit ihren Familien und ſchifften ſich unbehelliget nach Galaxidi ein, und die von Patras ſchloſſen ſich mit den Ihrigen in die Feſtung, von welcher die Stadt beherrſcht wird. Dieſes geſchah am 21 März, und desſelben Tages kamen ihnen 100 Bewaffnete von Rhion zu Hülfe. Dieſe wilde Schaar verbreitete ſich in der Stadt, berauſchte ſich in einer Schenke, ſteckte dieſe dann in Brand, tödtete den Wirth und griff das Haus des Papadiamantopulos an; hier fanden ſie Widerſtand, und die auf der Burg durch den Lärm, das Schießen und den Brand der Häuſer aufgeregt fiengen an, die Stadt zu beſchießen. Bald war Brand und Kampf durch alle Straßen verbreitet, ein Theil der Bevölkerung, mit ihnen die Conſuln von Rußland und Schweden, flüchteten ſich mit den Ihrigen auf die Schiffe. Während der Nacht vertheilte Panagiotis Karazas, bis dahin einfacher Handwerker, der mit einer bewaffneten Schaar aus der Umgegend der Stadt zu Hülfe gekommen war, die Seinigen in den Straßen, ließ alle Orte zur Wache rufen und hinderte dadurch die türkiſche Beſatzung, während der Dunkelheit ſich zu Mord und Brand über die Stadt zu verbreiten. Am folgenden Morgen waren ſämmtliche Türken in die Burg zurückgezogen und fuhren fort die Stadt zu beſchießen, in welche während des ganzen Tages die Primaten mit bewaffneten Schaaren ihren Einzug hielten. Mit Begeiſterung wurden ſie empfangen und bezogen ein Lager ſüdlich bei der Kirche des hl. Gregorios. Ueber dieſe erhob am 25 März alt. St. der Erzbiſchof das Kreuz und empfieng unter ihm den Eid aller Verſammelten zum Kampfe für den Glauben und das Vaterland. Seitdem wird dieſer Tag als der Anfang der helleniſchen Epanaſtaſis gefeiert. Indeß kam den in der Burg Eingeſchloſſenen über Miſſolunghi und Rhion unerwartete Hülfe. Es waren Leute des Juſſuf Paſcha von Euböa, die auf dem Zuge nach Janina die Kunde von ihrer Bedrängniß erhalten hatten und umgekehrt waren, die Belagerten zu befreien. Es gelang dem Paſcha ohne vielen Kampf in die Burg zu kommen. Von da aus drang er mit Feuer und Schwert gegen die Stadt vor, die des Krieges noch ungewohnten Schaaren der Aufſtändigen zerſtreuten ſich und das reiche Emporium ward ein Opfer des Raubes, des Mordes, der Plünderung und des Brandes.

Der Untergang von Patras brachte den ganzen Peloponnes unter die Waffen. Am 23 Mai war Petros Mauromichalis über die Gränze gegangen und beſetzte Kalamata ohne Widerſtand, entließ die Türken unter Gewähr ihres Lebens und ihrer Ehre, und zum allgemeinen Führer erwählt, berief er eine Geruſia von fünfundzwanzig Primaten aus den nächſten Eparchieen, an deren Spitze er die oberſte Leitung der Geſchäfte übernahm. Eine Proclamation verkündigte die Wiederherſtellung der helleniſchen Nation, die Waffenhäuptlinge zerſtreuten ſich nach verſchiedenen Seiten, um die türkiſchen Behörden zu vertreiben und die neue Macht einzuſetzen. Die Feinde, überzeugt, daß eine mächtige unſichtbare Hand die Bewegung leite, überließen den Aufſtändiſchen die offenen Orte und ſchloſſen ſich in die Burgen. Selbſt die wildeſten und tapferſten unter ihnen, die Bewohner der Ortſchaften um Barduni (*Μπαρδουνοχωρία*), die als Aufrührer und Räuber oft ihren eigenen Glaubensgenoſſen furchtbar waren, verließen in eiliger Flucht ihre befeſtigten Wohnungen, um den Franken zu entfliehen, deren Ankunft man ihnen gemeldet hatte. Sie wollten Tripolizza erreichen, ehe der Weg dahin verſperrt würde. Dahin oder nach Patras flohen auch aus den inneren Eparchieen die türkiſchen Beſatzungen und Familien, die dem Iſthmus nahe Wohnenden ſchloſſen ſich in Akrokorinth, die von Argos in Nauplia ein und wurden bald von den kriegsgeübten Schaaren der Nachbarn und andern Aufſtändiſchen belagert.

Indeß waren überall die Primaten und Waffenhäuptlinge zu ihrer Verfolgung aufgebrochen und am Alpheos (Rufia) zwiſchen Leontari und Karytäne kam es zum erſten geordneten Treffen zwiſchen den Osmanen und den Chriſten, die mit Kolokotronis und ſeinem Corps Mainoten den Abzug der Phanariten angriffen, welche mit aller Habe unter

dem Schutze bewaffneter Schaaren nach Tripolitza auswanderten. Der Kampf währte den ganzen Tag und wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. Am folgenden Tag begann er von Neuem beim Uebergang über den Fluß. Viele Türken fanden an dem Ufer, noch mehr in den Wellen ihren Untergang, vorzüglich Frauen und Kinder, die man über die steilen Ufer hinab voraus getrieben hatte. Die Uebrigen zogen sich in die Burg des nahen Gastuni und wurden dort eingeschlossen. Während des Kampfes und gleich nach ihm war eine große Zahl von Häuptlingen zu Hülfe geeilt. Die beiden Plaputas, Elias Mauromichalis, Kanellos Delianis und Andere. Am 29 April waren 6000 Mann Bewaffnete vor Karytäne unter Führung des Theodor Kolokotronis vereiniget. Während in solcher Weise die türkische Bevölkerung von panischem Schrecken ergriffen ihren Herd und den größten Theil ihrer Habe verließ, um in den Festungen Schutz zu suchen, wagten nur die Türken von Lala, ein stolzes albanesisches Geschlecht, ihre Sitze zu behaupten; voll Muth und Hoffnung plünderten sie die Gegend umher, um am Ende, doch erst nach drei Monaten der Flucht aus dem Lande sich anzuschließen und den Weg über Patras nach Missolunghi zu suchen. Im Uebrigen hatten drei Wochen hingereicht, die Macht der Türken im Peloponnes zu brechen und die Fahnen des Kreuzes auf allen Gebirgen desselben aufzupflanzen.

So weit der Verfasser über die Erhebung des Peloponnesses, welche die Erhebung der ganzen hellenischen Bevölkerung auf dem Festland und den Inseln nach sich zog. Wir konnten nur eine Skizze der Darstellung geben, deren Einzelheiten meist neu sind und uns das Innere einer Begebenheit, die kaum ein Menschenalter hinter uns liegt, in ihm aber die Ursachen und den Beginn einer Erschütterung enthüllen, welche mit der Türkei ganz Europa in Bewegung gebracht, das neugriechische Reich unter der Dynastie Wittelsbach begründet, dann gehemmt und eben jetzt in eine neue Phasis getreten ist, welche in die welthistorischen Ereignisse unserer Tage rasch eingreifen, diesen zum Heile der unterdrückten Christenheit jener Länder eine neue Hoffnung der Erlösung vorzubereiten unternommen hat. Die folgenden Abschnitte dieses wichtigen Geschichtswerkes führen uns zunächst auf die tragischen Ereignisse von Constantinopel, und es wird durch die Wichtigkeit ihrer noch jetzt fortdauernden Wirkungen gerechtfertigt erscheinen, wenn wir auf den weitern Inhalt der Erzählung in einem spätern Artikel zurückkommen.

Fr. Thiersch.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

P. H. Maillé, Nouvelle théorie des hydrométéores. Par. 1853.

G. Osann, Erfahrungen in dem Gebiete des Galvanismus. Erlangen 1852.

E. Plantamour, Résumé des observations thermométriques et barométriques faites à l'observatoire de Genève et au Grand St. Bernard pendant les dix-armées 1841 à 1850. Genève 1851.

Dr. B. Th. Rieß, Die Lehre von der Reibungselektricität. Berlin 1853. 2 Bde.

Dr. W. Schrader, Foucault's Pendelversuch als Beweis für die Axendrehung der Erde. Halle 1853.

J. A. Suppan, Die Hypsometrie. Innsbruck 1834.

Dr. W. J. A. Zimmermann, Der Erdball und seine Naturwunder. Lief. 1. Berlin 1853.

Th. L. W. Bischoff, Der Harnstoff als Maaß des Stoffwechsels. Gießen 1853.

Rob. Galloway, Vorschule der qualitativen chemischen Analyse; deutsch mit Zusätzen von Dr. Th. Gerding. Leipzig 1853.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1854 Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.
Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 14 Januar 1854.

1) Herr Mac. Melloni in Neapel hat unterm 12 Dez. v. J. angezeigt, daß er seine Abhandlungen über den Magnetismus der Felsarten durch Vermittlung der k. b. Gesandtschaft an die k. Akademie der Wissenschaften abgesandt habe. Er giebt zugleich eine Uebersicht der Resultate seiner Arbeit, welche hier in deutscher Uebersetzung angeschlossen wird.

Die Laven und fast alle Felsarten, welche durch Anziehung auf einen oder den andern magnetischen Pol wirken, sind magnetisirt und besitzen demgemäß Puncte, welche mit Süd- und Nordmagnetismus versehen sind.

Dieser magnetische Zustand ist bisher übersehen worden, weil die repulsive Thätigkeit, wodurch er sich von der einfachen magnetischen Affection unterscheidet, im Allgemeinen sehr schwach ist, und man in einer sehr geringen Entfernung der Magnetnadel oder des Magnetstabes geriren muß, was in den nächsten Theilen des Minerals attractive Kräfte von reactiver Natur entwickelt, welche von stärkerer Intensität sind, als die repulsiven Actionen des Gesteins.

Um das schwache Magnetisirtsein der Mineralsubstanzen zur Evidenz zu bringen, muß man ein Magnetoscop zu Hülfe nehmen, d. h. ein astatisches System, dessen beide Elemente länger und weiter von einander entfernt sind, als jene eines sehr empfindlichen Galvanometers, und also gestatten, das Mineral in geeigneter Entfernung von der obern Nadel zu halten, damit aber die Entwickelung der Attraction aus Reaction zu vermeiden.

Mehrere Felsarten, die in ihrem natürlichen Zustande keine anscheinende Action weder auf das Magnetoscop noch auf die einfache Declinationsnadel haben, ziehen die beiden Extremitäten eines Magnetstabes von beträchtlichen Dimensionen, der in seinem Schwerpuncte aufgehängt ist, an, und erlangen gleichzeitig eine permanente, durch das Magnetoscop nachweisbare magnetische Kraft.

Es geht aus dieser Thatsache und aus den mehr oder weniger intensiven Actionen, welche jede Mineralspecies auf Magnetstäben von verschiedenen Dimensionen ausübt, hervor, daß die Coercitivkraft sich verändert, wenn sie von einer in die andere magnetische Felsart übergeht.

Dieselben Erfahrungen und der mehr oder minder ausgesprochene magnetische Zustand fast aller eisenhaltigen Terrains leiten auf den Schluß, daß diejenige Methode erschöpft (enouée) ist, welche man in der letzten Zeit angewendet, indem man die gepulverten Gesteine der Anziehung eines energischen Magnets aussetzte, um, mit Berücksichtigung der Quantitätsverhältnisse der angezogenen Massen auf die magnetischen Kräfte der Gesteine und in Folge davon auf die Störungen zu schließen, welche sie in ihrem ganzen (unversehrten) Zustand auf diejenigen Instrumente äußern, die zur Erforschung des Erdmagnetismus bestimmt sind.

Bei gleichen Intensitäten ist die Wirkung der Störung, welche von der magnetischen Reaction der Gesteine ausgeht, um vieles geringer als die ihrer magnetischen Kraft. Sie verbreitet sich nicht unbegrenzt in dem Raum, wie die directen Kräfte der Anziehung und Abstoßung, und sie erlischt vollständig in einer gewissen Entfernung, welche von der magnetischen Kraft der angewendeten Instrumente abhängt.

Der Stahl und die eisenhaltigen Gesteine können magnetisirt sein, so daß sie mit derselben Extremität die Erscheinung der Abstoßung und der Anziehung an den homologen Polen zweier Magnete von verschiedenem Volum hervorbringen.

Diese Erfahrungen, welche sich unbegränzt darstellen, wenn man die Körper in angemessener Entfernung hält, scheinen zu der Folgerung zu führen, daß die Coercitivkraft der magnetisirbaren Substanzen keine einfache ist, wie man bisher angenommen, sondern daß sie zusammengesetzt ist von zwei verschiedenen Elementen einer magnetisch resistirenden und einer magnetisch persistirenden Action.

---

2) Hr. Akademiker **Dr. Vogel jun.** las:

Ueber den chemischen Vorgang des Keimens.

„Die beim Keimen eintretenden Erscheinungen lassen sich im Allgemeinen auf eine Ausscheidung von Kohlensäure und Wasser zurückführen. Längere Zeit hindurch erschien diese Ansicht als völlig genügend, welche auch in so weit ganz richtig ist, da bei jeder Keimung leicht nachweisbar als nie fehlendes Product Kohlensäure auftritt. Erst in der neueren Zeit sind Zweifel über diese nur aus den Endresultaten gewonnene Erklärung der Vorgänge beim Keimen angeregt worden und es sind allerdings Gründe vorhanden, welche zu der Annahme führen, daß die ganze Stoffumwandlung nicht so einfach vor sich gehe, als sie nach den bisherigen Versuchen erscheinen mußte. Offenbar ist die Keimung einem langsamen Verbrennungsproceß vergleichbar; der Kohlenstoff des Saamens verbindet sich mit dem Sauerstoff der Atmosphäre zu Kohlensäure. Bei einer jeden langsamen Verbrennung des Kohlenstoffs bilden sich aber bekanntlich Zwischenverbindungen, besonders Kohlenoxydgas. Man dürfte daher schon a priori der Analogie nach vermuthen, daß unter Umständen auch bei der Keimung neben der Kohlensäure andere unvollkommene Verbindungen des Kohlenstoffs mit Sauerstoff auftreten.

Bouſſingault *) war der erste, welcher die Gegenwart des Kohlenoxydgases beim Keimen auf analytischem Wege darzuthun suchte. Kleesaamen wurde bei 110° C. getrocknet, befeuchtet; nach dem Keimen, wenn die Würzelchen eine Länge von $\frac{1}{2}$ bis 1 Centim. erreicht hatten, wieder getrocknet und analysirt.

*) Landwirthschaft Bd. I. 26.

	C		H		O		N
Vor dem Keimen enthielten	2,405	:	1,222	+	0,144	+ 0,866	+ 0,173
Nach dem Keimen enthielten	2,241	:	1,154	+	0,141	+ 0,767	+ 0,179

Der ganze Verlust bei dem Keimen betrug 0,164 Grmm., während der Verlust für den Kohlenstoff allein 0,068 ausmachte. Die Analyse zeigt, daß in diesem besonderem Falle der Ueberschuß des übrigen Verlustes nicht ganz dem Wasser zuzuschreiben ist, weil er sich zum Theil als Kohlenoxyd berechnen läßt, denn es erfordern 0,068 Kohlenstoff 0,089 Sauerstoff, welche 0,157 Kohlenoxyd bilden. Wäre der Versuch mit dem Kleesaamen während der ersten Periode des Keimens in einem verschlossenen Gefäße vorgenommen worden, so würde sich das Volumen der Luft vermehrt haben, indem 1 Volumen Kohlenoxyd + $\frac{1}{2}$ Volumen Sauerstoff = 1 Volumen Kohlensäure ist. So ist denn klar, daß sich das Volumen der ganzen Luftmasse um die Hälfte des aus dem Korne entwickelten Volumens des Kohlenoxyds vermehrt hat. Natürlich wäre diese Volumvergrößerung, die im

vorliegenden Fall ungefähr 64 Cub. Centim. betrug, im verschlossenen Gefässe unbemerkt geblieben; denn man hätte mehrere Liter atmosphärische Luft nehmen müssen, um für die 2,4 Grmm. Saamen ein zum Keimen günstiges Verhältniß herbeizuführen, und dann wäre wohl die Zunahme des Volumens ein zu kleiner Bruch gegen die gesammte Luftmasse gewesen, als daß sie mit einiger Genauigkeit hätte bestimmt werden können. Ein dem angeführten ähnliches Resultat ergab sich, wenn zum Keimen statt des Kleesaamens Weizen angewendet wurde.

	C		H		O		N
2,439 vor dem Keimen:	1,137	+	0,141	+	1,077	+	0,084
2,365 nach dem Keimen:	1,111	+	0,140	+	1,026	+	0,088

Auch hier zeigt sich aus der Berechnung, daß der dem Saamen durch den Keimungsproceß entzogene Kohlenstoff nicht seiner ganzen Quantität nach in Kohlensäure übergegangen ist, sondern daß sich neben der Kohlensäure noch eine andere Oxydationsstufe des Kohlenstoffs gebildet haben müsse.

In den Bouſſingault'schen Versuchen ist, wie man sieht, das Auftreten des Kohlenoxyds während der Keimung nicht direct nachgewiesen, sondern nur durch Rechnung gefunden. Diese Lücke auszufüllen und auf unzweifelhafte Art die Gegenwart des Kohlenoxyds oder anderer Kohlenstoffverbindungen als Producte des Keimprocesses durch den Versuch nachzuweisen, sind die folgenden Versuche angestellt worden. Sie bezwecken, wie bemerkt, zunächst nur den directen Nachweis, daß sich bei der Keimung außer der Kohlensäure noch eine andere gasförmige Verbindung des Kohlenstoffs erzeuge, ohne vorläufig die Natur dieser Verbindung näher zu bestimmen. Die Auffindung dieses neben der Kohlensäure entstehenden Productes beruht auf der Thatsache, daß sowohl das Kohlenoxyd als auch die Kohlenwasserstoffe, wenn sie mit Sauerstoff geglüht werden, in Kohlensäure übergehen.

Um eine gehörige Menge einer durch die Keimung veränderten Luft zu erhalten, wurden verschiedene Saamen, Gersten, Weizen ic. unter einer 3 Liter Luft haltenden Glasglocke zum Keimen gebracht. Nach 2 Tagen, nachdem die Keimung bereits begonnen, wurde die Luft aus der Glocke in einer geräumigen Flasche durch Schütteln mit Kalilauge von Kohlensäure möglichst befreit, die Saamen aber, welche nicht gekeimt hatten, entfernt, durch frische ersetzt und mit erneuter atmosphärischer Luft in Berührung gesetzt. Nach vollendeter Keimung brachte ich die auf die angegebene Weise erhaltene und von Kohlensäure befreite Luft in einen Gasometer und verwendete sie auf folgende Weise zum Versuch. Die Luft durchströmte vom Gasometer aus zuerst einen hohen Cylinder mit Kalilauge und von da einen ebenfalls mit Kalilauge gefüllten Kugelapparat, um sie von der letzten Spur Kohlensäure zu befreien. Etwa mit übergerissene Kohlensäurehaltige Kalilauge wurde in einem Uförmigen Chlorcalciumrohre absorbirt, von welchem aus das Gas in vollkommen klares Barytwasser geleitet wurde zur sichern Ueberzeugung, daß die Kohlensäure bis auf die letzte Spur vollständig absorbirt war. Auf diesem Puncte angekommen besteht nun die Luft aus Sauerstoff, Stickstoff und der fraglichen Kohlenstoffverbindung, welche letztere beim Erhitzen mit dem vorhandenen Sauerstoff Kohlensäure liefern muß. Um die Verbrennung möglichst vollständig zu erzielen, gieng das Gas direct aus dem klar bleibenden Barytwasser durch ein enges mit gewundenem Platindraht gefülltes Verbrennungsrohr, welches mit Weingeistlampen bis zum Rothglühen erhitzt war. Das geglühte Gasgemenge wurde sofort in Barytwasser geleitet; es ist klar, daß bei der geringsten Spur etwa durch den Verbrennungsproceß gebildeter Kohlensäure das Barytwasser eine Trübung zeigen mußte.

Man muß sich vorher durch Versuche von der völligen Abwesenheit organischer Verunreinigungen in dem Verbrennungsrohre überzeugt haben. Gewöhnliche Luft in solcher Weise behandelt zeigte niemals eine Trübung des Barytwassers, während unbedeutende Spuren absichtlich derselben zugesetzten Kohlenoxydgases deutlich entdeckt werden konnten. Die größte Schwierigkeit ist es hiebei, die Luft vollkommen von ihrem Kohlensäuregehalt zu befreien, weß-

halb es durchaus nothwendig ist, daß das Gemeng vor dem Glühen durch Barytwasser hindurchstreicht, um durch dessen Klarbleiben der völligen Abwesenheit der Kohlensäure gewiß zu werden.

In der angegebenen Art ist wiederholt die Luft, worin verschiedene Saamen den Keimungsproceß durchlaufen hatten, untersucht und stets eine stärkere oder geringere Trübung des Barytwassers wahrgenommen worden. Es unterliegt demnach kaum einem Zweifel, daß sich während der Keimung neben der Kohlensäure noch andere Kohlenstoffverbindungen bilden, und zwar scheint sich nach diesen vorläufigen Versuchen deren Menge in den späteren Perioden der Keimung zu vermehren."

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 11 Februar 1854.

1) Durch Allerhöchstes Rescript vom 6 Nov. v. Js. wurde die Akademie der Wissenschaften in Bezug auf ihren Bericht vom 3 Juni v. Js. beauftragt, zum Zwecke einer neuen Regelung der Abgabe von Normalbranntweinwagen (Alkoholometern — Aräometern) und des obligaten Gebrauches derselben im öffentlichen Verkehr, die wissenschaftlichen Grundlagen festzustellen, nach welchen der Seiner Majestät dem Könige zu unterbreitende Entwurf über die in Anwendung zu bringenden Alkoholometer nebst Vollzugs-Instruction auszuarbeiten sein werde.

Da es gemäß der Aeußerung des k. Staatsministeriums für Handel und öffentliche Arbeiten im Interesse der inländischen Branntwein- und Spiritus-Fabrication gelegen sei, bei der Abfassung der neuen Verordnung sich möglichst vollständig demjenigen Systeme anzuschließen, welches in den an Bayern gränzenden deutschen Staaten, mit welchen der größte Spiritus-Verkehr besteht, Geltung hat, so wurde die Weisung beigefügt, bei der Abfassung des Gutachtens vorzugsweise das System des Alkoholometers nach Tralles in Betracht zu ziehen, auf welches ohnehin auch die bisher in Bayern geltenden Anordnungen basiert sind.

Diesem Allerhöchsten Befehl entsprechend wurde die math. phys. Classe beauftragt, die zum Vollzug geeignete Commission einzusetzen. Diese wurde aus den Akademikern Steinheil, Ohm, Baron von Liebig und Pettenkofer gebildet und hat ihren Bericht durch die Classe an den Vorstand der Akademie zur Beförderung an das k. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten unterm 15 dies eingereicht.

Zufolge dieses Berichtes hat sie in gemeinsamer Berathung die Principien festgestellt, auf welche eine Regulierung des Verkaufes von Spirituosen basiert werden muß, wenn diese Maaßregel möglichste Sicherheit und Bequemlichkeit im Verkehr bieten soll, und dabei volle Rücksicht auf die in den Nachbarstaaten bestehenden Einrichtungen genommen.

Da auch nach Feststellung der Principien der Entwurf einer speziellen Vollzugs-Instruction für das Aichungsamt, eine Vorschrift für die Anfertigung und für den Gebrauch der Alkoholometer und einer Verordnung darüber nur aus spezieller Sachkenntniß hervorgehen und nur dann der volle Erfolg erreicht werden kann, wenn das Ganze ohne Abänderung zum Vollzuge kömmt, so hat die Commission auch diese Arbeit ihrem Berichte beigefügt.

Die Beilagen sind nach der k. k. österreichischen Verordnung vom 1 April 1853 Z. 563. H/M., die Regulierung der Gehaltsbestimmung des Branntweines mittelst genauer Instrumente (Verordnungsblatt 1853 Nr. 32 vom 24 April) bearbeitet und es ist die Commission nur da von den österreichischen Bestimmungen abgewichen, wo es durch Landesverhältnisse und zur Erzielung größerer Sicherheit im Geschäfte geboten und nöthig war, Zweideutigkeiten zu vermeiden, möglichste Bequemlichkeit zu erzielen und die Instrumente vor Verfälschung sicher zu stellen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1854 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

2) Das k. Cultusministerium hat der k. Akademie Kunde gegeben, daß die im Revierbezirk Bernhof, k. Forstamts Vilseck, neu entdeckte Stalaktitenhöhle, den Anträgen der k. Akademie gemäß, für das Publicum auf Staatskosten zugänglich gemacht und für die Sicherheit dieser wegen ihres ursprünglichen Zustandes besonders interessanten Höhle Sorge getragen worden sei.

3) Herr Akademiker Dr. Andreas Wagner erstattete folgenden Bericht über die urweltlichen Arten von Wirbelthieren, deren Knochen-Ueberreste durch die von dem Herrn Akademiker Dr. Johannes Roth bei Pikermi in Griechenland während des Winters $18\frac{5}{5}\frac{3}{3}$ unternommenen Ausgrabungen aufgefunden wurden.

„Unser geehrter Collega, Herr Prof. Dr. Johannes Roth hat bekanntlich während seines Aufenthaltes in Griechenland im Winter $18\frac{5}{5}\frac{2}{3}$ umfassende Ausgrabungen nach fossilen Knochen-Ueberresten bei Pikermi vornehmen lassen und die ganze reiche Ausbeute der palaeontologischen Sammlung des Staates zum Geschenk gemacht. Er selbst hat hierüber bereits in der vorigen Dezembersitzung an die Klasse einen allgemeinen Bericht über die Lagerungsverhältnisse und die wichtigsten Funde dieses merkwürdigen Knochenlagers erstattet, über welches bisher kein näherer Aufschluß gegeben worden war. Seiner freundlichen Aufforderung, mit ihm gemeinschaftlich die Bestimmung dieser Ueberreste vorzunehmen, habe ich um so lieber entsprochen, als ich der erste war, der auf selbige aufmerksam machte und in zwei, in die Denkschriften unserer Akademie aufgenommenen Abhandlungen mehrere der dort vorkommenden urweltlichen Arten in Beschreibungen und Abbildungen zur Publicität brachte. Wir haben nun die Musterung dieser reichen Schätze vollendet und nicht weniger als 19 Arten unter ihnen erkannt, über welche ich mir jetzt die Ehre geben werde, der hochgeehrten Klasse einen kurzen Bericht zu erstatten, indem ich mir zugleich erlaube unsere Abhandlung zur Aufnahme in die Denkschriften zu überreichen.

Von Affen war mir schon bei der ersten Acquisition, die ich im Jahre 1838 von einigen der in Griechenland vorkommenden fossilen Thierüberreste zu machen Gelegenheit hatte, zwei kleine Fragmente vom Schädel, einige Zähne enthaltend, zugegangen, an denen ich einen neuen Typus, eine Mittelform zwischen Gibbons (Hylobates) und Schlankaffen (Semnopithecus) erkannte, und ihm den Namen Mesopithecus pentelicus beilegte. Auf so wenige Anhaltspuncte gestützt, war die gegebene Bestimmung gewissermaßen ein Wagstück, das jedoch durch die von unserm Herrn Collegen gewonnene Ausbeute vollkommen gerechtfertigt worden ist. Er hat nämlich ein weit besser erhaltenes Schädel-Fragment mitgebracht und außerdem noch mehrere Kiefer, so daß wir jetzt das ganze Zahnsystem, selbst das Milchgebiß besitzen. Daraus haben wir nun ersehen, daß

das Gebiß wesentlich mit dem der Schlankaffen, die Schädelform mehr mit der der Gibbon's stimmt. Ein Unterkiefer und eine Hälfte des Oberkiefers von größeren Dimensionen als alle andern hat uns auf die Vermuthung geführt, daß sie eine zweite Art, Mesopithecus major, anzeigen könnten.

Weder Handflügler noch Insectenfresser haben sich zu erkennen gegeben, dagegen 5 Arten von Raubthieren, zugleich eben so viel Gattungen angehörend. Mir selbst war davon früher nur eine einzige bekannt und zwar lediglich nach 3 Zähnen, auf welche ich die neue Gattung Galeotherium gründete, deren Namen, weil er gleichzeitig von Herrn Dr. Jäger einem ganz andern Thiere beigelegt wurde, ich späterhin in Ictitherium umwandelte. Mit besserem Materiale jetzt als früher versehen, konnten wir diese den Viverrinen angehörige Gattung nunmehr sicherer feststellen und gaben der Art den Namen Ictitherium viverrinum.

Nicht ohne Verwunderung fanden wir den jetzt nur dem Norden angehörigen Vielfraß als einen Gefährten der Affen, freilich in einer besondern Art, Gulo primigenius von uns benannt, die demnach ein wärmeres Klima als ihr noch jetzt lebender Verwandter ertragen konnte.

Eine ganze Unterkieferhälfte gab uns eine neue Species von Hyänen, die Hyaena eximia, zu erkennen, die sowohl von den lebenden als den fossilen Arten sich ausreichend unterscheidet.

Auf einen urweltlichen Wolf wurden wir durch ein Schädel-Fragment geführt; derselbe erreichte jedoch nicht ganz die Größe unseres europäischen Wolfes, und sein Gaumen ist verhältnißmäßig etwas schmäler. Wir haben ihn als Canis lupus primigenius bezeichnet, um einerseits seine Verwandtschaft mit den andern Hundearten, andererseits auch noch den Umstand anzudeuten, daß er an Alter allen seinen Stammesgenossen vorangeht.

Das Kapitalstück aus der Ordnung der Fleischfresser ist aber ein Schädel vom Machaerodus oder dem löwenartigen Thiere, das im Gebiße mit den großen Katzenarten übereinkommt, jedoch durch seine enorm langen obern Eckzähne, die nicht kegelförmig, sondern flach zusammengedrückt und zweischneidig sind, sich auffallend unterscheidet. Ueberreste dieses Raubthiers gehören ohnedieß zu den allerseltensten Vorkommnissen; ein Schädel aber, wie der uns vorliegende, mit dem vollständigen Gebiße der beiden Kiefer ist vorher gar nicht bekannt gewesen. Die nächste Verwandtschaft desselben gibt sich mit der Art zu erkennen, die bisher nur nach einigen bei Eppelsheim, in der Kenthöhle in England und im südlichen Frankreich gefundenen Eckzähnen und einem Schneidezahne als M. cultridens und latidens bestimmt worden war; nach der Verschiedenheit in der Größe der untern Eckzähne haben wir den uns vorliegenden Schädel als Machaerodus leoninus unterschieden. An Größe übertraf unsere Art den Löwen und Tiger, und nur der ebenfalls ausgestorbene Höhlentiger (Felis spelaea) konnte sich in dieser Beziehung mit ihr messen. An einem Krallengliede, das noch in Verbindung mit der mittlern, seitlich ausgeschweiften zweiten Phalanx stand, konnten wir uns überzeugen, daß der Machaerodus gleich den Katzen einziehbare Krallen hatte; eben so wurden wir belehrt, daß der von mir früher einem löwenartigen Thiere zugeschriebene Ellenbogenknorren vielmehr von dieser Gattung herstammen werde.

Die Ordnung der Nager war in den frühern Erwerbungen nur durch einen einzigen Schneidezahn repräsentirt worden, für welchen ich die neue Gattung Lamprodon errichtete. Auch dießmal ist der Zugang an Nagern sehr spärlich gewesen, indem er nur aus zwei vereinzelten untern Backenzähnen besteht, die entschieden einem biberartigen Thiere entfallen sind, gleichwohl mit den Zähnen der bekannten Arten derselben nicht identificirt werden können und deshalb zur Aufstellung einer besondern Species: Castor atticus, Veranlassung gaben.

Ueberraschend war es für uns, die dermalen der gemäßigten nördlichen Zone ganz abgehende Ordnung der Zahnlücker bei Pikermi ebenfalls vertreten zu finden. Zwei große Phalangen, deren hintere Gelenkfläche nicht auf das hintere Ende beschränkt ist, sondern wider alle Regel auf der Oberseite liegt, verräth uns die erst nach einzelnen Stücken bekannte Gattung Macrotherium.

Die Mehrzahl aller Knochen gehört aber den Hufthieren an, und darunter wieder in überwiegender Menge dem ältesten unter den urweltlichen Pferden, dem Hippotherium gracile, von dem die neueste Ausgrabung alle Knochen des Skelets, viele in zahlreichen Exemplaren, geliefert hat; selbst das Milchgebiß und der so frühzeitig verschwindende erste Lückenzahn, der sogenannte Wolfszahn der Hippologen, ist vorhanden. Mit 3 Unterkiefern hat sich auch das von Gervais neuerdings aufgestellte Hipparion prostylum eingefunden, dessen Art-Berechtigung wir jedoch bezweifeln.

Eine Art von Schweinen, größer als unser Wildschwein, weist sehr auf Sus antiquus aus Südfrankreich hin, bietet aber doch Differenzen zur Unterscheidung dar. Um an den berühmten erymanthischen Eber der mythischen Zeit zu erinnern, in welchem Geoffroy St. Hilaire nach den artistischen Darstellungen der Alten eine wirkliche, nunmehr aber ausgestorbene Species zu erkennen glaubte, haben wir die neue Art mit dem Namen Sus erymanthius bedacht; sie war jedenfalls an Kraft und Stärke kein unwürdiger Genosse ihres altberühmten vorhistorischen Stammesverwandten.

Während aber durch unsern Herrn Collegen die urweltlichen griechischen Pachydermen mit der eben erwähnten Gattung bereichert wurden, ist es ihm nicht gelungen, irgend eine Spur vom Dinotherium zu ermitteln, so sorgfältig er auch bei Pikermi darnach suchte. Man kennt den ganzen Schädel- und Zahnbau dieses merkwürdigen Thieres, aber von der Beschaffenheit des Rumpfes und der Gliedmassen hat man keine Kunde und daher konnte die Streitfrage, ob es den Dickhäutern oder den pflanzenfressenden Wallen angehöre, noch nicht zur definitiven Bescheidung gebracht werden. Ich hatte vermuthet, daß ein aus der frühern Sendung des Herrn Dr. Lindermayer herstammendes Fragment des Oberarms, dem beide Enden fehlten, wenn es nicht etwa von einem Mastodon herkäme, dem Dinotherium zuzuschreiben sein dürfte, indeß die neu erlangten Materialien haben diese Vermuthung nicht bestätigt. Ein Humerus, dem nur das obere Ende fehlt, hat unzweifelhaft erkennen lassen, daß er gleich dem andern eben erwähnten vom Mastodon abstammt und daß letzterer nur in Folge der Verdrückung eine Alteration seiner Formen erlitten hat. Die Gattung Mastodon ist uns aber weiter angezeigt durch einen Femur, der, obwohl ihm das obere Ende abgeht, doch noch eine Länge von dritthalb Fuß besitzt, ferner durch 10 Knochen aus der Hand und dem Fuße und durch einen Mittelfußknochen.

Vom Nashorne sind abermals viele Theile zugekommen, darunter als wichtigstes ein Mittelstück des Schädels, die 4 ersten Wechselzähne enthaltend und hinter ihnen den fünften, der aber noch in seinem Zahnfache eingeschlossen ist. Das Individuum, von dem dieser Schädel herrührt, war demnach noch jung; die Beschaffenheit seiner Zähne kommt mit der von Rhinoceros Schleiermacheri überein.

Nächst den Einhufern haben die Wiederkäuer bei der neuen Ausgrabung die meisten Ueberreste geliefert. Unter ihnen hatte ich früher nur 2 Arten: Antilope Lindermayeri und A. capricornis unterscheiden können; jetzt, mit weit größerem Materiale als früher versehen, haben wir 5 erkannt. Zuvörderst haben sich wieder in großer Anzahl die beiden eben genannten Antilopen eingestellt, und zwar besitzen wir jetzt von der Antilope Lindermayeri zwei ganze Hörner, während vorher von denselben nur Fragmente vorhanden waren.

Ein 3te Art, die wir nach einem Gaumenstück mit den beiden Zahnreihen als Antilope speciosa unterschieden, zeichnet sich vor den beiden andern Species dadurch aus, daß ihre Backenzähne keine Säulchen oder Zacken zwischen den Pfeilern, wie bei diesen tragen, und daher mehr mit denen der lebenden Antilopen übereinkommen.

Von Ziegen und Rindern hatte man bisher überhaupt in den Tertiärbildungen keine Anzeichen aufgefunden; Herr Collega Roth war so glücklich, beide Gattungen unter den Ablagerungen von Pikermi nachzuweisen. Zwei ziegenartig gebildete Hörner oder vielmehr Stirnzapfen gaben eine große Ziege zu erkennen, der wir, um abermals an den altgriechischen Sagenkreis anzuknüpfen, den Namen Capra amalthea beilegten. Aus gleichem Grunde erhielt der urweltliche Ochs, den wir aus einer Reihe von Backenzähnen und Gliedmassenknochen erkann-

ten, den Namen Bos marathonius; seine Größe, die um ein Viertel die eines sechsjährigen Wisents (Bos Bison s. Bonasus) übertraf, berechtigt ihn, den Namen des durch die Thaten des Herkules und Theseus berühmten marathonischen Stieres zu tragen.

Endlich hat auch noch die Klasse der Vögel einen Repräsentanten gestellt, zwar einen sehr unscheinlichen und zwerghaften, denn seine ganze Länge beträgt nur 7 Linien, aber doch einen für diese Klasse sehr charakteristischen, nämlich die erste Phalanx des Mittelfingers der Vorderhand, die nach ihrer Länge auf einen Vogel ohngefähr von der Größe des Huhnes schließen läßt. Fossile Ueberreste von Vögeln gehören aber überhaupt zu den großen Seltenheiten, und deshalb ist dieses winzige Knöchelchen von einer palaeontonlogischen Bedeutsamkeit.

So ist denn die Mühe und Zeit, die unser Herr Collega auf die Ausgrabungen bei Pikermi verwandte, durch eine reiche Ausbeute belohnt worden, indem er von 19 verschiedenen Thierformen Ueberreste zusammen brachte, unter denen 13 als neue Arten sich ergeben haben."

---

4) Herr Akademiker v. Kobell trug:

Ueber Chloritoid von Bregratten in Tirol und Klinochlor von Markt Leugast im Bayreuthischen und über die Scheidung von Eisenoxyd und Eisenoxydul bei diesen und ähnlichen Silicaten Folgendes vor.

„Ich erhielt im vorigen Sommer einige Mineralien von neuen Fundorten zu Bregratten in Tirol und erkannte darunter einen Chloritoid, welcher große Aehnlichkeit mit dem vom Ural hat. Er ist von schwärzlichgrüner Farbe und kommt mit Quarz vor, welcher ihn oft in ganz feinen Spalten durchsetzt. Ich habe eine Analyse dieser Varietät mit besonderer Berücksichtigung des Gehaltes an Eisenoxyd und Eisenoxydul angestellt und zu diesem Zwecke die bisher gangbaren Methoden näher geprüft. Scheerer hat für ähnliche Silicate, welche nur schwer oder

gar nicht von Salzsäure angegriffen werden, die Zersetzung mit concentrirter bis zum Kochen erhitzter Schwefelsäure in einer Atmosphäre von Kohlensäure vorgeschlagen. Ich habe mich überzeugt, daß diese Methode nicht verläßig ist, da, wie sich vermuthen ließ, bei Gegenwart von Eisenoxydul die concentrirte Schwefelsäure bei der angegebenen Erhitzung zersetzt und Eisenoxyd gebildet wird. Es bedarf dazu keineswegs ein längeres Kochen oder Abrauchen bis zur Trockne, und natürlich kommt es dann nur darauf an, wie lange man die Behandlung mit der Schwefelsäure fortsetzt, um immer mehr Eisenoxyd zu erhalten. Um darüber einen entscheidenden Versuch zu machen, übergoß ich in einem Glaskolben pulverisirten Eisenvitriol mit einer ziemlichen Menge concentrirter Schwefelsäure, verschloß den Kolben mit einem Gasrohr, welches mit Thon und Asbest eingepaßt wurde und erhitzte ihn bis zum Kochpunct ohne es zum eigentlichen Kochen zu treiben. Die Dämpfe leitete ich in verdünnte Salzsäure und erkannte schon an dem Geruche der letztern, daß sich schweflichte Säure gebildet habe, so wie noch auffallender daran, daß diese Salzsäure mit Zink viel Schwefelwasserstoff entwickelte, wie der reichliche Niederschlag bewies, welchen das Gas in essigsaurer Bleioxydlösung hervorbrachte. Die Salzsäure und Schwefelsäure waren vorher mit demselben Zink untersucht worden, gaben aber kein Schwefelwasserstoffgas. Durch andere Versuche überzeugte ich mich daß eine mäßig verdünnte Schwefelsäure bei Zuströmen von kohlensauerm Gas ziemlich befriedigende Resultate gebe, die besten erhielt ich aber mit einem Gemisch von 1 Vol. concentrirter Schwefelsäure, 2 Vol. Wasser und 1 Vol. concentrirter Salzsäure.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber den Chloritoid von Bregratten in Tyrol und Klinochlor von Markt Leugast im Bayreuthischen und über die Scheidung von Eisenoxyd und Eisenoxydul bei diesen und ähnlichen Silicaten.

(Schluß.)

Mit dieser Mischung (ich nahm für 4 Grammen Probe 1 Vol. = ½ Cub. Zoll) kochte ich eine Quantität feines Pulver des Chloritoid unter Zuströmen von kohlensauerm Gas, welches in den Kolben geleitet wurde, bis die Flüssigkeit nahe auf die Hälfte eingekocht war, kühlte sie dann mit hineingebrachtem Schnee ab, neutralisirte im Kolben sogleich mit festem kohlensauerm Ammoniak und zuletzt mit doppelt kohlensauerm Natrum, verdünnte mit ausgekochtem in verschlossenem Gefäße erkalteten Wasser, ließ in einem geschlossenen Cylinderglas sedimentieren, filtrierte, dampfte das Filtrat ein, oxydierte mit chlorsauerm Kali ꝛc. Ich erhielt auf diese Weise das Verhältniß im Chloritoid von 0,05 Eisenoxyd und 0,279 Eisenoxydul.

Vergleichend stellte ich einen Versuch nach Hermann's Methode an. Ich erhitzte 2½ Grammen Chloritoidpulver mit 10 Grammen fein geriebenem Boraxglas in einer kleinen Retorte von dünnem Glase, und um aller Oxydation durch Luftzutritt vorzubeugen, brachte ich die Röhre der Retorte mit einer Flasche in hermetische Verbindung, in welcher ich vor dem Versuche etwas Phosphor verbrannte und dann verschloß. Es konnte auf diese Weise nur Stickstoff mit der glühenden Masse in Berührung kommen, welchem ich vor kohlensauerm Gas den Vorzug gab, da dieses möglicherweise hätte zersetzt werden können, wie man es vom geglühten Eisenspath weiß. Das Erhitzen geschah über zwei Weingeistlampen bis zum Erweichen der Retorte, wobei ein Theil der Masse geschmolzen, ein Theil nur zusammengesintert war. Beim Erkalten springt die Retorte gewöhnlich, es wurde daher der Theil, welcher den Fluß enthielt, abgeschlagen und in einer bedeckten Schaale vollends erkalten lassen. Die Masse wurde dann mit dem anhängenden Glase zerrieben und in einem Kolben mit concentrirter Salzsäure unter Einströmen von Kohlensäure gekocht, dann mit Wasser der Kolben gefüllt, 5 — 6 dünne Kupferstreifen von 4 9 Grammen Gewicht hineingesteckt und wohl verschlossen. Nach zwei Tagen hatte das Kupfer 0,05 Grammen an Gewicht verloren. Die Flüssigkeit wurde filtriert, eingedampft, mit chlorsauerm Kali oxydiert, hinlänglich gekocht und mit obigem Kupfer in einen Kolben gebracht und wie vorher verfahren. Es waren 0,30 Kupfer aufgelöst worden, davon sind 0,05 als zur Verwandlung des vorher gebildeten Kupferchlorids in Chlorür abzuziehen, kommen also 0,25 für das Eisen in Rechnung. Es ergiebt sich daraus ein Verhältniß von 0,063 Eisenoxyd zu 0,284 Eisenoxydul (0,316 Oxyd) und wenn man beide Versuche auf gleiche Mengen Eisenoxyd berechnet, so zeigt der Versuch

mit der Schwefelsalzsäure 0,279 Eisenoxydul, der Versuch mit Borax und mit der Kupferprobe 0,2695. Die Versuche stimmen also befriedigend überein. Ich möchte aber doch die Hermann'sche Methode unter den erwähnten Cautelen der Behandlung mit Schwefelsalzsäure vorziehen, denn um die letztere mit kohlensauerm Ammoniak zu neutralisieren, bedarf man dessen eine große Menge und können beim Auswaschen und Filtrieren leichter Fehler entstehen, als bei der Behandlung der mit Borax aufgeschloßenen Masse mit Salzsäure und Kupfer.

Bei der vollständigen Analyse des Chloritoids von Bregratten wurde die Probe mit Kali aufgeschloßen, das Eisen als Oxyd bestimmt und nach den oben angeführten Versuchen das Oxydul berechnet. Die Analyse gab:

		Sauerstoff	
Kieselerde	26,19	13,59	
Thonerde	38,30	17,90	19,69
Eisenoxyd	6,00	1,79	
Eisenoxydul	21,11	4,68	6,00
Talkerde	3,30	1,32	
Wasser	5,50	4,88	

Da im Vergleich mit den andern Analysen des Chloritoids der Gehalt an Kieselerde etwas zu groß ist und wahrscheinlich von fein eingemengtem Quarz herrührt, so ist die Formel nicht ganz genau festzustellen. Sie nähert sich dem Ausdruck

$$\left.\begin{matrix}\dot{Fe}^3\\ \dot{Mg}^3\end{matrix}\right\}\ddot{Al} + 2\,\ddot{Al}\ddot{Si} + 3\,\dot{H}$$

oder $\dot{Fe}\,\ddot{Al} + 2\,\ddot{Al}\ddot{Si} + \dot{Mg}^2\,\dot{H}^3$.

Klinochlor.

Der Klinochlor war bisher nur von Chester-County in Pennsylvanien bekannt, ich habe dieses Mineral nun auch in Bayern zu Markt Leugast im Bayreuthischen aufgefunden. Es bildet großblättrige Massen, welche wie Glimmer in einer Richtung sehr vollkommen spaltbar sind. Der amerikanische Klinochlor kommt zum Theil in dreiseitigen tafelförmigen Krystallen vor, welche über einander geschichtet sind und ganz das Ansehen haben als wären es Segmente eines Rhomboeders mit der basischen Fläche. Die Untersuchung von Blake*) hat aber gezeigt, daß diese Krystalle zweiaxig sind. Die Blätter des Klinochlors von Markt Leugast zeigen Spaltungsrichtungen nach einem rhomb. Prisma von nahe 120° und brachydiagonal. Im polarisirten Lichte bemerkt man die Ringsysteme zweiaxiger Mineralien, doch fließen sie manchmal in einander und sind weniger deutlich erkennbar als beim amerikanischen Klinochlor. Da nach Dove einaxige Krystalle zuweilen ähnliche Erscheinungen zeigen, so ersuchte ich Herrn Prof. Ohm einige Platten zu untersuchen. Derselbe erkannte sie aber ebenfalls als zweiaxig.

Das chemische Verhalten ist bei beiden Mineralien ganz dasselbe.

Vor dem Löthrohr sind sie an dünnen Kanten schmelzbar, etwas über 5 zu einer licht gelblichen Masse. In Borax sind sie mit lebhaftem Brausen auflöslich und geben bei hinlänglichem Blasen ein klares chromgrünes Glas.

Mit Phosphorsalz brausen sie ebenfalls anfangs, dann werden sie ruhig mit Ausscheidung eines Kieselskeletts zu einem chromgrünen Glase aufgelöst, welches beim Erkalten von fein vertheilter Kieselerde etwas getrübt ist.

Mit Soda schmelzen sie unvollkommen zu einer gelblichen Masse.

Im Kolben geben sie Wasser.

Von Salzsäure werden sie nur schwer angegriffen, von concentrirter Schwefelsäure vollkommen zersetzt. Der Klinochlor von Chester County ist von W. J. Craw**) analysirt worden. Ein Versuch zur Bestimmung von Eisenoxydul wurde nicht gemacht. Die Analyse gab:

		Sauerstoff	
Kieselerde	31,344	16,284	
Thonerde	17,467	8,164	9,848
Eisenoxyd	3,855	1,156	
Chromoxyd	1,686	0,528	
Talkerde	33,440	13,376	
Wasser	12,599	11,190	
	100,391		

*) The American Journal. Vol. XII. p. 339.

**) The American Journal Nr. 38. 1852. pag. 222.

Craw berechnet daraus die Formel

$$\dot{Mg}^3 \ddot{Si}^2 + 3 \dot{\dot{R}}\ddot{Si} + 9 \dot{Mg}\dot{H}$$

oder $2\,\dot{Mg}^3\ddot{Si} + 3\,\dot{\dot{R}}\ddot{Si} + 3\,\dot{Mg}^2\dot{H}^3$.

Meine Analyse des Klinochlors von Markt Leugast gab:

		Sauerstoff	
Kieselerde	33,49	17,38	
Thonerde	15,37	7,18	8,04
Eisenoxyd	2,30	0,69	
Chromoxyd	0,55	0,17	
Talkerde	32,94	13,17	14,11
Eisenoxydul	4,25	0,94	
Wasser	11.50	10,22	
	100,40		

Die Formel nähert sich dem Ausdruck

$$3\,\dot{Mg}^3\ddot{Si} + 2\,\dot{\ddot{A}}\ddot{Si} + 3\,\dot{Mg}\dot{H}^3$$

und differiert also von der, welche Craw erhalten hat, gleichwohl ist mit Rücksicht auf die physischen Eigenschaften anzunehmen, daß beide Mineralien zu derselben Species gehören. Bei dergleichen Silicaten aus ein Paar Analysen Formeln zn berechnen, bleibt immer unsicher und es ist mit chemischen Differenzen ebenso zu halten wie mit andern in den Winkeln der Krystalle, im spec. Gewicht, Härte ꝛc. Es muß der Gesammtcharakter in Rechnung gebracht werden, um nicht Unterschiede für wesentlich zu nehmen, welche am Ende nur in den Schwierigkeiten der Beobachtung und Analyse oder in den Unvollkommenheiten der Mittel und des Materials ihren Grund haben. Uebrigens scheinen die chemischen Formeln, wie sie gewöhnlich gegeben werden, nicht in allen Fällen genügen zu können, denn es giebt deren gar manche, wo wesentliche Bruchtheile in den Proportionen mit den einfachen ganzen Zahlen nicht auszugleichen sind, welche gewöhnlich nur für zulässig gehalten werden.

Der Klinochlor von Markt Leugast soll in Serpentin vorkommen.

Ebenderselbe las: Ueber die Bestimmung von Thonerde und Eisenoxyd.

Es ist bekannt, wie langsam das vollkommene Auswaschen des Thonerdehydrats von statten geht, welches man aus der Kalilösung bei der gewöhnlichen Trennung dieser Erde vom Eisenoxyd erhält und gewiß ist öfters der Thonerdegehalt wegen nicht hinlänglichen Auswaschens etwas zu hoch bei den Analysen angegeben worden. In einem Falle, wo ich bei einer Analyse einen Ueberschuß erhielt, untersuchte ich die bestimmte Thonerde, zerrieb sie mit Wasser und versetzte das Wasser mit Silberauflösung, wobei ich eine Trübung von Chlorsilber erhielt. In Folge dieser Beobachtung schien es mir wahrscheinlich, daß man das Auswaschen obigen Thonerdehydrats abkürzen und auf einfacherem Wege zu einer genauen Bestimmung der Erde gelangen könne. Es wurde eine Quantität Thonerdehydrat auf gewöhnliche Weise aus der Kalilösung gefällt und filtriert. Nachdem einigemal Wasser aufgegossen war, ließ ich das Präcipitat trocknen und erhitzte es dann mit dem Filtrum im Platintiegel bis zum anfangenden Glühen. Dann zerrieb ich die spröde gewordene Masse mit Wasser und filtrierte abermals. Das Auswaschen (a) gieng nun sehr schnell von statten und dann wurde die Erde scharf geglüht und gewogen. Sie wog 0,53 Grammen. In Schwefelsäure gelöst, mit Ammoniak gefällt und weiter bestimmt, war das Gewicht ganz dasselbe. Das Waschwasser von (a) dampfte ich ab und erhielt eine beträchtliche Menge Chlorkalium, welches sich aber ganz frei von Thonerde erwies. Das Auswaschen des Thonerdehydrats ist wegen der gallertartigen Beschaffenheit des Niederschlags schwierig; durch Trocknen und Erhitzen, wie angegeben, wird ihm der größte Theil des Wassers entzogen und dann läßt sich die zerriebene Erde wie Sand auswaschen. Bei der hiezu nöthigen anfangenden Rothglühhitze wird aber das beigemengte Chlorkalium nicht zersetzt. Ebenso kann man mit dem Eisenoxyd verfahren, welches zur Trennung der Thonerde mit Kalilauge behandelt wurde. Die gewöhnliche Vorschrift ist, dasselbe in Salzsäure aufzulösen und durch Ammo-

niak zu fällen und dann erst zu bestimmen. Dabei findet leicht ein Verlust statt. Man kann aber so erhaltenes Eisenoxyd ohne Wiederauflösen in Salzsäure ꝛc. unmittelbar mit dem Filtrum zum Glühen erhitzen, dann mit Wasser zerreiben und nun von der kleinen Menge Kali durch Auswaschen auf dem Filtrum leicht und schnell befreien. Eine so bestimmte Quantität, wieder in Salzsäure gelöst und mit Ammoniak gefällt, zeigte im Gewicht nicht die geringste Differenz.

5) Hr. Akademiker Vogel jun. las:

a) Ueber die Erzeugung hoher Temperaturen.

Vor einiger Zeit habe ich die Ehre gehabt, in die Denkschriften der k. Akademie eine Arbeit über die Construction einer neuen Aeolipile niederzulegen und mir dabei vorbehalten, über die Anwendung der mit diesem Instrumente erzielten hohen Temperaturen auf schwer schmelzbare Silicate, Thonverbindungen und ähnliche Stoffe fernere Versuche anzustellen.

Die von mir angegebene Aeolipile hat durch die seit jener Zeit ihr gewordene vielfache Anwendung auch in ihrer Construction einige Veränderungen erfahren, welche, da sie ihren Gebrauch zu sichern und zu erweitern im Stande sind, ich hier vor Allem mittheilen möchte.

Wenn der Druck, welcher das Sauerstoffgas aus dem Gasometer in die Lampe leitet, durch theilweise Schließung des an dem Gasometer selbst befindlichen Hahnes geschwächt oder durch völlige Schließung gänzlich aufgehoben wird, so kann es vorkommen, daß die Aetherdämpfe, welche den inneren Raum der Lampe anfüllen, auch in die zum Gasometer führende Verbindungsröhre überströmen und dadurch beim Entzünden eine Verbrennung derselben veranlassen. Unter sehr zahlreichen Versuchen ist es einmal vorgekommen, daß die Kautschukverbindung verbrannte, indem sie sich in der angegeben Weise ganz mit Aetherdämpfen gefüllt hatte. Diesem Zurücktreten des Aetherdampfes ist nun völlig vorgebeugt dadurch, daß an der Aeolipile selbst und zwar am Ende des Messingrohrs, welches durch Kautschuk mit dem Gasometer in Verbindung gesetzt wird, ein Wechsel angebracht worden ist. Hiedurch wird, wenn der Versuch unterbrochen werden soll, einerseits das Zuströmen des Sauerstoffgases abgeschnitten und andrerseits das Zuströmen des Aetherdampfes verhindert.

Eine weitere Verbesserung liegt in der genauen und willkürlichen Regulierung des Aetherdampfes. Dieselbe wird nun bezweckt durch die Anwendung einer kleinen Lampe, deren Docht durch einen einfachen Schraubenmechanismus leicht vergrößert und verkleinert werden kann. In dieser Weise gelingt es bei einiger Uebung, die Regulierung des Sauerstoffstroms uud des Aetherdampfes so zu erzielen, daß eine kurze Stechflamme gewonnen wird, wie wir sie früher nicht erhalten konnten.

Die Versuche, statt des Aethers wohlfeilere Brennmaterialien, namentlich Terpentinöl und Camphin anzuwenden, haben zu dem Resultate geführt, daß beide letzteren bei gehöriger Behandlung der Strömungen sehr wohl und ohne allen Rußabsatz angewendet werden können. Indeß giebt der Aether stets die höchste Temperatur.

Versuche mit Benzol haben gezeigt, daß die damit erzielte Temperatur der durch Aether erhaltenen nicht wesentlich nachstehe und wenn dieser Körper weniger kostspielig dargestellt werden könnte, den Aether zu ersetzen im Stande wäre.

Um die Verschiedenheit der Temperaturen, welche durch die Abänderung des Verfahrens erzielt werden, zu messen, haben wir ein System von Platindrähten von verschiedener Dicke und zwar von $\frac{1}{2}$ Linie bis zu $1\frac{1}{2}$ Linie im Gebrauche und zur vergleichsweisen annähernden Bestimmung so hoher Temperaturen als sehr zweckmäßig erkannt.

Was die Anwendung zu Schmelzungen selbst anbelangt, so erwähnen wir außer den Gemengen zur Darstellung einiger künstlicher Edelsteine die Schmelzung des Berylls und der chemisch reinen Thonerde, welche durch Fällung aus essigsaurer Thonerde durch Ammoniak erhalten worden war. Die geschmolzene Thonerde zeigte eine so große Härte, daß Glas und Stahl davon angegriffen wurden.

Endlich wurden Versuche mit Hartlöthungen angestellt, welche günstige Resultate ergaben.

(Schluß des Bulletins folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1854 Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.
Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

(Schluß des Bulletins Nr. 11.)

Hr. Vogel jun. las ferner:

b) Ueber das Verhältniß des amorphen Phosphors zur Vegetation.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der krystallisierte Phosphor als ein starkes Gift auf den thierischen Organismus wirkt und deßhalb auch unter verschiedenen Formen zu Vergiftungen verwendet wird. Auffallender Weise zeigt der amorphe Phosphor nicht diese schädliche Wirkung. De Vry hat gezeigt, daß man von dem amorphen Phosphor in nicht unbedeutenden Quantitäten innerlich geben kann, ohne Vergiftungserscheinungen zu veranlassen. Es schien mir von Interesse, die Wirkung dieses Körpers auf das Keimen der Saamen kennen zu lernen.

Zu den Versuchen wurde der amorphe Phosphor als rothes Pulver, wie er gewöhnlich im Handel vorkömmt, angewendet. Nachdem der Phosphor mit destilliertem Wasser zu einem feuchten Teige angerührt war, wurden in denselben Kressensaamen gesät. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß, um zu einem Resultat zu gelangen, bei diesen Versuchen die Saamen nicht nahe oder dicht auf einander gelegt werden dürfen, sondern daß zwischen den einzelnen Körnern gehörige Zwischenräume gelassen werden müssen, damit jeder Saame ohne den andern zu berühren, von seiner Unterlage von allen Seiten umschlossen werde. Nach Verlauf mehrerer Tage zeigte sich durchaus keine Entwickelung des Keimes, während zur nämlichen Zeit zum Vergleich auf gepulverten Bergkrystall gelegte Saamen den Keimproceß durchlaufen hatten. Das mit dem Phosphor in Berührung stehende Wasser hatte stark sauere Reaction angenommen und es zeigte sich bei näherer Untersuchung, daß der amorphe Phosphor selbst eminent sauer reagierte, bedingt durch Phosphorsäure und phosphorige Säure. Eine Quantität amorphen Phosphors wurde nun so lange mit destilliertem kochendem Wasser gewaschen, bis dieses die Lacmustinctur nicht mehr röthete. Auf solche Weise gereinigter Phosphor zeigt auch nach längerer Berührung mit Wasser und Luft keine Säurebildung mehr. Auf diesen gewaschenen Phosphor wurden von Neuem Kressensaamen gesät; doch auch hier zeigte sich keine Spur einer Keimung. Der amorphe Phosphor hat eine große Neigung, Wasser zu absorbieren und damit eine feste Masse zu bilden, ganz entgegengesetzt dem Verhalten der gewaschenen Schwefelblumen, welche bekanntlich schwer zu benetzen sind. Der mit Wasser zu einem dünnen Brei angerührte amorphe Phosphor war stets nach ganz kurzer Zeit wieder hart geworden, so daß in diesem Umstande ein mechanisches Hinderniß der Keimung gesucht werden darf, indem es auch bei sehr häufigem Begießen nicht möglich war, die zum Keimen nothwendige weiche Form zu erhalten.

Um den gehörigen Feuchtigkeitsgrad zu geben, wurde gewaschener amorpher Phosphor auf Filtrierpapier ausgebreitet und so auf eine mit Wasser gefüllte Untertasse gelegt, daß derselbe immer von

unten aus feucht erhalten werden konnte. Auf diese Weise ist es mir gelungen, einige Saamen zum Keimen zu bringen, obgleich erst nach dem sechsten Tage, während bekanntlich die Kresse schon nach 24 Stunden unter gewöhnlichen Verhältnissen sich entwickelt.

Der zu den Vegetatiosversuchen verwendete amorphe Phosphor war durch kochende Salpetersäure vorher von einem sehr geringen Gehalt an Arsenik befreit worden, Spuren, welche indeß so unbedeutend waren, daß sie nur mittelst des Marsh'schen Apparates wahrgenommen werden und somit kaum der Vegetation schaden konnten.

Es darf daher angenommen werden, daß der dem animalischen Leben nicht schädliche amorphe Phosphor auf die Vegetation einen ungünstigen Einfluß ausübt, jedenfalls den Keimproceß wesentlich verzögert.

Sitzung der historischen Classe am 21 Januar 1854.

1) Hr. Landrichter Gerstner verlas einen Bericht des Frhrn. v. Hormayr über Leibnitzens literarischen Nachlaß in Hannover, den derselbe zu Hannover im Jahre 1833 an das Ministerium, dieses an die Akademie eingesandt. Da schon Pertz in Berlin über diesen Gegenstand Bericht erstattet, so hat dieser Vortrag zur Nachricht gedient.

2) Der zweite Reichsarchivs-Sekretär Herr Muffat trug über ein „Bündniß des Adels und der Städte zur Beilegung der Streitigkeiten zwischen König Ludwig und seinem Bruder Rudolf im Jahre 1315“ vor. Die Classe beschließt, diesen Vortrag in die Denkschriften aufzunehmen.

Sitzung der historischen Classe am 18 Februar 1854.

1) Durch das Präsidium wurde unterm 15 Februar l. Js. der Classe eine Zuschrift des Herrn Isidor Proschko, k. k. Staatsbeamten und Sekretärs des Museums Francisco-Carolinum in Linz d. d. 10 Februar d. Js. sammt zwei Schriften als Geschenk für die hohe Classe zugeschickt. Die eine ist der XIII. Bericht des besagten Museums. Linz 1853. 8; die andere hat Herrn Proschko zum Verfasser und ist betitelt:

„Der erste Bauernkrieg im Lande Oesterreich ob der Ens, nach den besten Quellen bearbeitet und gemeinschaftlich geschildert ꝛc. Linz 1849. kl. 8.“

Die Berathung über diese Schriften wird einer künftigen Sitzung vorbehalten.

2) Hr. geheimer Rath v. Aretin erstattete mündlichen Bericht über den Zustand der topographischen Deckengemälde im k. Antiquarium, Namens der Commission, welche zur Untersuchung und Beurtheilung jener Gemälde ernannt worden war. Die Gemälde leiden mehr oder minder vom Mauerfraß. Das Bild des Schlosses des Herzogs Sigmund zu Nanhofen ist bereits zu Grunde gegangen. Andern Bildern steht in Kurzem Aehnliches bevor.

Es wurde beschlossen, die Abzeichnung der Gemälde vornehmen zu lassen und die Zeichnungen dem Archive des Antiquariums zum Behufe der Mittheilung an diejenigen einzuverleiben, die davon einen wissenschaftlichen Gebrauch zu machen die Absicht haben.

3) Der zweite Reichsarchivs-Sekretär Hr. Muffat hielt Vortrag über ein geistliches Schauspiel, das im Jahre 1510 hier in München aufgeführt und auch hierorts in Quartformat und mit Holzschnitten gedruckt wurde. Der Titel ist:

„Von den aygen Gericht des sterbenden Menschen.“

Die Classe beschloß, folgende kurze Notiz über dieses Schauspiel im Bulletin der Akademie zu veröffentlichen.

Unter Hinweisung auf Mones Ausspruch, daß die Geschichte der Literatur noch der Bekanntmachung und Erklärung der alten Schauspiele bedürfe, weil das alte Drama gegenüber dem Epos und der Lyrik noch so wenig bekannt und gewürdigt ist, daß dieser Mangel eine auffallende Lücke in der Geschichte unserer Literatur bildet, machte der Verfasser auf ein geistliches Schauspiel aufmerksam, das in mehrfacher Hinsicht näher besprochen zu werden verdient. Denn nicht nur, daß es einen Bayern zum Verfasser zu haben scheint, ist es auch noch dadurch merkwürdig, daß es zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in München zur Darstellung kam, und in München auch gedruckt wurde, somit einen Beitrag zur Geschichte des Schauspielwesens und insbesondere zur Geschichte der Buchdruckerkunst in München liefert.

Auf den Inhalt dieser „Moralität" übergehend, skizzirte er den leitenden Grundgedanken derselben, welcher dahin ziele, veranschaulich zu machen, daß der Mensch stets so leben und handeln solle, um auf seinem Sterbebette mit Beruhigung auf seine Laufbahn zurückblicken und getrost dem Tode entgegensehen zu können. Durch seinen Lebenswandel werde der Mensch sein eigener Richter, der nach Maaßgabe seines Verhaltens auf dieser Welt sich selber das Urtheil spreche, welchen Lohn er jenseits zu erwarten habe.

Daher auch der Titel dieses Schauspieles:

„Von dem aygen Gericht des sterbenden Menschen."

Nach einer genauen Besprechung und Darstellung des Inhaltes einer jeden der vier Abtheilungen, in welche dasselbe zerfällt, wies der Verfasser nach, daß dieses Schauspiel in München wirklich zur Aufführung gekommen sei, indem dieses sowohl aus dem Titelblatte, auf welchem ausdrücklich bemerkt ist, daß diese „Exempel" im Jahre 1510 zu München gehalten worden, als auch aus der Rede des ersten Precursor (jede Abtheilung wird nämlich durch einen Precursor eröffnet, welcher den Inhalt der nachfolgenden Darstellung kurz angiebt) hervorgeht, in welcher es heißt:

„Hyerumb so bitt wir herren, man unnd frauen,
„Und alle so unns zu thund schauen
„Ir wöllet schwengen mit stillem mut
„Ains nemen mit dem anndern für gut ..."

Der Schluß dieses Vortrages lautet:

Hinsichtlich des Ortes und der Einrichtung des Schauplatzes giebt der Druck dieses Stückes nicht die geringste Andeutung, man müßte denn annehmen, die beigegebenen, ziemlich rohen Holzschnitte sollten denselben versinnlichen. Jedenfalls waren die dabei angewendeten scenischen Hülfsmittel ganz einfach; denn so wird z. B. die Seele des sterbenden Menschen, welche der Engel aufnimmt und vor Gott führt, durch ein Knäblein dargestellt, welches verborgen unter der Decke des Sterbenden lag, und bei dessen Abscheiden von dem Engel daraus hervorgezogen wurde.

Auch über den Verfasser dieses geistlichen Schauspieles fehlt jedwede Kunde; bekannt ist aber, daß damals in München die Kunst des Meistergesanges in hoher Blüthe stand, weßhalb die Möglichkeit nicht ferne liegt, daß ein hiesiger Meistersänger der Urheber desselben sei, und damit nicht ohne Einfluß auf Hans Sachs' Ausbildung blieb, der ja selber bekennt, sein erstes Gedicht habe er gemacht:

„Zu Münichen als man zelt zwar
„Fünfftzehenhundert viertzehen Jar
„Halff auch daselb die Schul verwalten
„Thet darnach auch selber Schul halten ..."

Was endlich den Druck dieses Schauspieles betrifft, befindet sich das einzige bisher davon bekannte Exemplar auf der an solchen literarischen Seltenheiten überaus reichen hiesigen königlichen Hof- und Staatsbibliothek.

Es enthält 46 Quartblätter mit Holzschnitten, die sich mehrmal wiederholen. Der Titel selber ist in Holz geschnitten und lautet:

Got zu lob dem menschen zu besserung sind diese figur vnd Exempel vom aygen gericht vnd sterbenden mesche zu munichen gehalten worden. 1.5.1.0

Auf der Stirnseite des letzten Blattes heißt es:

Hye enndet sich das büchel von dem aygen gericht des sterbenden menschen, mit Exempel vnnd figuren.

Gedruckt zu München von mayster hannssen schobsser Anno &c. im zehenden jare. Am freitag vor Marie Magdalene.

Darunter folgt dann das bayrische Wappen.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 14 Januar 1854.

Herr Professor Haneberg legt derselben eine Grammatik und ein Lexikon der Otschipue-Sprache von Baraga vor, (die Grammatik ist schon 1850, das Wörterbuch 1853 gedruckt zu Detroit in Nordamerika), und knüpft daran Bemerkungen über den Charakter der Sprache und das Verdienstliche jener Arbeit.

Derselbe theilt folgende Bemerkungen über die von der sunnitischen Norm abweichenden Lehren des Scheich Ibn Arabi und dessen Schriften mit.

Das bibliographische Lexikon von Hadschi Chalfa hat den Scheich Ibn Arabi nicht nur als fruchtbaren Schriftsteller des siebenten Jahrhunderts der Hidschra öfter genannt, sondern ihn in einer Art charakterisirt, welche Aufmerksamkeit erregt. Ibn Arabi wird dort nämlich als ein Lehrer bezeichnet, dessen Schriften kaum mit dem rechtmäßigen Islam in Einklang zu bringen wären.

Dieser Wink mußte um so mehr zu einer nähern Untersuchung antreiben, da sich zeigte, daß bereits Zeitgenossen Ibn Arabi's ähnlich von ihm urtheilten.

Ibn Mogaizil z. B. giebt nicht nur selbst zu erkennen, daß er die Schriften Ibn Arabi's für gefährlich halte, sondern er führt Stimmen von Zeitgenossen desselben an, die ihn geradezu als Atheisten (زنديق) bezeichnen.[1]) Leider versäumen es diese strengen Richter insgesammt, näher anzugeben, worin denn die Abweichungen bestanden, welche so harte Urtheile veranlaßten. Will man dieser Sache auf den Grund kommen, so müssen die Schriften des Scheich, besonders seine „Siegelringe“ oder „Krystalle“ durchmustert und mit der Norm des Islam verglichen werden.

So mühsam diese Untersuchung ist, so möchte sie doch nicht ohne Gewinn für die Geschichte sein, wenn anders diese sich auch um Ideen zu kümmern hat, welche in weiten Kreisen eine Macht geübt, oder gegen bereits zur Herrschaft gelangte Ideen mit einigem Erfolge gekämpft haben.

Ueber die Lebensverhältnisse des merkwürdigen Scheich geben die gewöhnlichen biographischen Werke keinen Aufschluß.[2])

Bei Ibn Chalikan findet sich zwar die Biographie eines Ibn al Arabi aus Andalusien (Nr. 6), welcher als Schüler von Gasali eine sufische Tendenz verfolgte und als Gesandter am Hofe des Mowahaden-Sultans von Marokko um 1248[3]) starb, aber er ist von unserm Mohjieddin Ibn Arabi verschieden, obwohl, wie es scheint, Ibn Challikan Einiges aus dem Leben des Letzteren in das des ersteren übertragen hat. Nawawi und Sobki (mittlere tabakat) geben keinen Aufschluß.

1) Cod. Rehm. 53 f. 121 ff.

2) Herr von Hammer hat bei der kurzen aber schätzbaren Notiz, welche er über Ibn Arabi der Geschichte des osmanischen Reiches einwebte (Bd. I. S. 770. Zweite Ausg. 1834), ungenannte Quellen benützt.

3) Hammer, Gemäldesaal III. Bd. S. 194.

Dieser Scheich heißt Ibn al arabi; dagegen der von uns beleuchtete: Ibn Arabi bei Ibn Mogaizil, al arabi in der Rehmschen Handschrift 19.

In der Bulaker Ausgabe heißt er auch einfach: Arabi; z. B. S. 5 Z. 3. S. 590 unten.

Tezkeret ul hikem. Bulak 1837 schreibt S. 296 ibn Arabi, S. 126 Mohji-ed-din al-arabi.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1854 Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

(Schluß des Bulletin Nr. 12.)

Herr Professor Hanneberg: Ueber die von der sunnitischen Norm abweichenden Lehren des Scheich Ibn Arabi nnd dessen Schriften.

Bei solcher Armuth an sichern Nachrichten sind wir auf die zerstreuten Notizen angewiesen, welche sich in den Werken Ibn Arabi's finden und auf die höchst schätzbaren Mittheilungen, welche Ibn Mogaizil in einer für die Geschichte des Sufismus wichtigen Handschrift macht.

Das Wenige, was wir auf diese Weise mit Sicherheit über Ibn Arabi erfahren, reicht indessen vollkommen hin, um auf die wichtigsten Seiten seiner Lehre Licht zu werfen; wir erfahren nämlich, daß er sich in einem ebenso manigfachen Wechsel von Ländern, Sitten und Anschauungen herumtrieb, wie seine Schriften eine Mischung von weither zusammengefaßten Gedanken darbieten.

Mohjieddin Abu Abdallah ibn Mohammed ibn Ali ibn Achmed (Mohammed)[4] ibn Arabi ist nach Ibn Mogaizil i. J. 560 d. H. 1164 in der andalusischen Stadt Murcia geboren. (Ibn. Mog. f. 121.)

Seine Jugend fällt demnach in jene Zeit der angestrengtesten Kämpfe, welche den kühnen Aufschwung der Mohwaheden-Dynastie begleiteten.

Nach Ibn Mogaizil machte er umfassende Studien, namentlich bei Ibn Paschkwal (بشكوال)[5]. Er widmete sich der Rechtskunde und folgte, wie fast alle Angehörigen des maurischen Spanien und Nordafrikas, der Schule Ibn Maleks[6].

Er sei dann auf Reisen gegangen und habe sich namentlich längere Zeit in Rum (روم) d. h. in Kleinasien aufgehalten[7]. Endlich habe er sich dem Leben der Sufis gewidmet.

Nach einer Stelle in den „Krystallen" befand er sich i. J. 1190 (586) in Kordowa[8]; zehn Jahre später, nach einer von Ibn Mogaizil aufbewahrten Selbstangabe (597 — 1200) in Chariah[9].

Geraume Zeit später (1215, H. 611) finden wir ihn in Mekka[10] und zwar nicht bloß in der

4) Diesen Hauptnamen finde ich außer bei Herbelot nur noch in dem Divan Cod. par. arab. 1453.

5) Daß nach Mogaizil f. 121. b. derselbe Paschkwal (Pascalis?) Lehrer Ibn Arabi's ist, der nach Ibn Chall. Nr. 6 für Ibn al Arabi eine Autorität war, ist wohl nichts als eine Namensverwechslung.

6) Letztern Umstand hebt der Commentar der Bulaker Ausg. der Fobuß hervor.

7) وسكن الروم بلاد Ibn Mog. f. 121. b.

8) Cod. Rehm. 19. f. 61.

9) Ibn Mog. f. 121 b. بخاريه. Ich wage ohne Hilfe einer zweiten Handschrift keine Bestimmung.

10) Cod. arab. bibl. paris. fond. anc. Nr. 1453 c. f. 11. Im Jahre 615 war Ibn Arabi schon wieder von Mekka fort. S. Flügel, Dschordschani praef. p. V. Daß die „Eröffnungen von Mekka" vor

Weise schnell vorüberziehender Pilger, sondern für längere Zeit. Während seines Aufenthaltes an der Caaba verfaßte er ein Werk, das er „Mekkanische Eröffnungen“ nannte.

Die angegebenen Puncte, welche er berührt hat, setzen natürlich eine Wanderung durch verschiedene Länder voraus. Namentlich mag er in Aegypten längere Zeit verweilt haben. Seine Beziehung zu Ibn Faridh und El-Schadili läßt dieses voraussetzen. Sein Aufenthalt in den verschiedenen Ländern war kein isolirter, er verschmähte es nicht in der Fremde zu lernen, obwohl er dabei von einem mysteriösen Geschmacke geleitet war. Er eignete sich manche Notiz aus den verschiedenen Sprachgebieten an, die er durchstreifte, um nicht in Rücksicht auf die mir vorgekommenen Worterklärungen die Behauptung zu wagen, daß er gegen die Gewohnheit seiner Glaubensgenossen fremde Sprachen gelernt habe. Spuren von einer Kenntniß des Koptischen finden sich z. B. in einer originellen und ganz richtigen Erklärung des Namen Moses [11]; ebenso einzelne Formeln aus dem Indischen und Altpersischen [12] einerseits und dem Griechischen [13] andererseits. —

Daß er von nicht moslimischen Religionen vorzüglich die jüdische und christliche kennen zu lernen Gelegenheit hatte, versteht sich von selbst; daß er diese Gelegenheit, wenn auch nicht gründlich, doch weit mehr als die große Menge seiner Glaubensgenossen benutzte, beweisen seine Schriften.

Den Schluß seiner Irrfahrten machte er durch seinen längern Aufenthalt in Damaskus, wo er etwa 80 Jahre alt i. J. 1240 (638 nach Herbelot S. 121) starb und wo wir ihn bereits i. J. 1229 (627) finden.

Seine Schriften sind sehr zahlreich. Sie sind theils in Prosa, theils in Versen geschrieben. Ihr Inhalt gehört größtentheils der Sufilehre an. Gedruckt ist davon in Europa nichts, als eine kurze nur wenige Blätter umfassende Zusammenstellung von Ausdrücken aus dem Gebiete der Sufiliteratur. (Dschordschani definitiones ed. Flügel 1845.) Das bei weitem berühmteste seiner Werke ist jenes, welches er فصوص الحكم nannte.

Es giebt eine Menge Commentare darüber. Abschriften sind häufig; eine correcte, aber flüchtig geschriebene gehört dem Stifte St. Bonifaz [14]. In Bulak bei Kairo ist das Werk in Druck erschienen [15] mit einem sehr weitläufigen türkischen Commentar. Ich habe diese Ausgabe benützt und gefunden, daß der Commentar in sofern von geringem Werthe ist, als er sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Uebereinstimmung der Lehre Ibn Arabi's mit dem sunnitischen Lehrbegriffe nachzuweisen. Doch enthält er gute Lesearten und manchmal sprachliche Erklärungen.

Bedeutend für die Beurtheilung der Lehre Ibn Arabi's ist die poetische Schrift: „die große Wallfahrt“. Doch beruht die Annahme der genannten Autorschaft lediglich auf der in der Anmerkung dargebotenen Combination [16].

Nächst den „Siegelringen“ oder „Krystallen“

---

den „Siegelringen“ oder „Krystallen“ geschrieben sind, sagt Cod. Rehm. 29 f. 166 a. unten.

11) Cod. 19. f. 146 a. Man fand ihn bei einem Baume im Meere; da nannte ihn Pharao „Mosa“. والمو هو الما بالقبطية والسيا مو الشجر

12) Cod. 839 anc. paris. f. 201. انبرت كند يعنى ماء الحيوة; Dort über hûm (هوم) und ûm (اوم).

13) Z. B. اثير Aether.

14) Es ist Codex Rehm. 19, nach welchem ich citire.

15) Daß sich diese Ausgabe auf der k. Staatsbibliothek vorfinde, wurde mir von Hrn. Prof. Jos. Müller freundlichst mitgetheilt.

16) Cod. Rehm. 6 enthält den Diwan des Muhammed Wesâ. Auf die kleineren Gedichte, welche da von f. 1 — 111 stehen, folgt bis f. 161 eine große Kaßide von mehr als 1000 Beit. Sie hat die Ueberschrift:

وهذه التائية المباركة المسماة بالحج الاكبر

Diese Tajah ist nicht die berühmte des Ibn Fâredh, Auch hat sie nichts mit jener tajah gemein, welche H. Chalfa außer der des ibn Faredh aufführt.

Der Name الحج الاكبر „die große Welt-

sind die mekkanischen Eröffnungen, aus welchen sich im Commentar der Bulaker Ausgabe viele Auszüge finden, das bedeutendste Werk Ibn Arabi's. —

Bei einer Durchmusterung der wichtigsten Schriften dieses Scheich hat sich neben Vielem, was allgemein sufisch ist, auch vieles gezeigt, was originell, anderes, was gegenüber dem normalen Islam kühn und neu ist, aber diesem geradezu widerspricht.

Die wichtigsten Abweichungen bestehen in Folgendem: Ibn Arabi widerspricht der scholastischen Trennung der göttlichen Attribute von den Eigenschaften der Schöpfung (تنزيه): er faßte das göttliche Wesen geradezu als Weltseele. — Mit dieser Versenkung Gottes in der Welt und der Welt in Gott geht — und das tritt bei Ibn Arabi ganz besonders hervor — ein Divinationswesen Hand in Hand, worin man auf den ersten Blick wohl nur etwas erkennen möchte, was eines so sehr nach Selbständigkeit ringenden Geistes ganz unwürdig wäre.

Wer sollte es glauben, daß derselbe Ibn Arabi, welcher sich von den Fesseln der arabischen Scholastik frei zu machen verstand und sich im Gegensatze zu todten Schulwissereien eines lebendigen Wissens und unmittelbarer Anschauung rühmte, einen großen Theil seiner Berühmtheit im Oriente dem Umstande verdankt, daß er Meister in der Astrologie und einer eigenthümlichen Berechnung der Zukunft war, welche علم الزايرجة — etwa Punctirkunst — heißt.

Die Berechnung der Zukunft wurde in einer solchen Ausdehnung getrieben, daß man förmliche Chroniken der Zukunft verfaßte, worin die Schicksale einzelner Reiche und Dynastien verzeichnet waren. Auch die Reiche des Islam hatten ihre sibyllinischen Bücher. Eines der schönsten Exemplare bewahrt die Bibliothek von Brüssel.

Die Berechnung, worauf diese Orakel beruhen, mag nun freilich vielfältig in gedankenloser Anwendung vorliegender Normen getrieben worden sein. Aber die Normen selbst und der Glaube an die ganze Sache beruht auf der Vorstellung, daß die Welt unmittelbar und in allen Theilen nicht nur ein göttliches, mathematisch bestimmbares Gesetz, sondern das ganze göttliche Gesetz in sich trage. Eine Berechnung der Zukunft hat dann einen Sinn, wenn ohne Dazwischentreten überweltlicher, neuer Einwirkungen eines persönlichen und allmächtigen Wesens die Erscheinungen im Einzelnen das Ergebniß von Kräften purer Nothwendigkeit sind. Ist das Göttliche die Weltseele, so liegt der Reiz zu weissagendem Calkul nahe. Ibn Arabi ist sich selbst nicht untreu geworden, wenn er solchen Calcul betrieb. Er ist in diesem Fache eine der höchsten Autoritäten.

Die biblioth. imper. zu Paris bewahrt eine Handschrift, worin unter Voranstellung seines Namens großentheils in oratorischer schwebender Haltung, doch oft mit chronikenhafter Genauigkeit die Zukunft und zwar insbesondere die des osmanischen Reiches bestimmt wird [17]).

Obwohl diese Divination seit dem 13 Jahrh. sehr beliebt wurde und die Begründer der osmanischen Herrschaft in Kleinasien sich von Adepten dieser Kunst den Weg zu ihren Siegen vorzeichnen ließen [18]), so galt doch nach dem normalen Bekenntniß des Islam zur Zeit Ibn Arabi's diese Berechnung als Verleugnung des wahren Glaubens [19]). Will man die hier versuchte Verbindung der Divination mit den pantheistischen Anschauungen von

---

fahrt" kann auf die Spur führen. Nämlich H. Chalfa kennt (III. S. 18 nr. 4411) eine Kaßide الحجج الاكبر, die er عظيمة groß nennt. Er schreibt sie dem Scheich Mohji-eddin ibn Arabi zu. Lesen wir bei H. Ch. statt الحجج vielmehr الحج, was einzig zu الاكبر im Mosa paßt, so stimmen die Titel überein.

Zur Gewißheit wird diese Combination dadurch, daß Cod. Rehm 53 b. 128 a العظمى „die größte" als Schrift vom Mohji-eddin angeführt wird — wenn diese nicht prosaisch ist.

17) Cod. arab. suppl. 856. f. 86. a. ist angekündigt, daß i. J. 1290 d. H. die Leuchte des Islam auslöschen werde. Wir befinden uns i. J. 1270 d. H.

18) S. Muradgea d' Ohsson, tableau gén. t. I. S. 349 ff. kleine Ausgabe.

19) Man sehe Nesefi's Glaubenslehre (عقايد). Daf. S. 332.

Gott als der Weltſeele nicht gutheißen, ſo wird das Problem, welches die Lehre und das Wirken Ibn Arabi's darbietet um eine Schwierigkeit größer; es iſt nämlich dann einerſeits zu erklären, wie eine förmliche Hieromantie neben einer von der herrſchenden Scholaſtik verworfenen Lehre über das höchſte Weſen in den Islam habe eintreten können.

Viel größeren Anſtoß mußte indeß anderes erregen, was in Ibn Arabi's Werken ſich zeigt, namentlich die Lehre, daß alle Religionen weſentlich gleich ſeien. Er ſteht mit dieſer Lehre nicht allein, aber einerſeits gehört er zu den erſten, die, obwohl exoteriſch der Sunna angehörig, ſie eſoteriſch vortrugen, und dann iſt die Art und Weiſe ſeiner Würdigung der verſchiedenen religiöſen Syſteme und mitten darunter des Islam und ſeines Stifters originell. Während er in Chriſtus den Geiſt des Lebens incarnirt ſieht, der durch alle Schöpfung weht und wirkt, erweist er dem Muhammed die zweideutige Ehre, Repräſentant des geheimnißvollen Sinnes der Frauenliebe zu ſein. Er rechnet die geiſtigen Menſchen aller Stämme zum ächten Islam (Cod. Rehm 6. f. 136). Auch die Heiden beten im Grunde den wahren Gott an, u. ſ. w.[20]). Wie immer ſolche Grundſätze ſich verkleiden mochten, ſie mußten in jeder Geſtalt den Moslim von altem Schlage alarmiren.

Dazu kommt die ungewöhnliche Kühnheit, womit Ibn Arabi in ſeinen poetiſchen Schriften ehrwürdige Dinge, wie die Thorah von Moſes, zum Spiele ſehr ſinnlicher Schilderungen verwendet[21]); obwohl ich hierauf kein großes Gewicht legen möchte, da die Aechtheit des unter Ibn Arabi's Namen uns aufbewahrte Gaſelen-Divans nicht feſtſteht.

Immerhin iſt Ibn Arabi zu einer Zeit, wo die Zaubermuſik der Mesnewi-Verſe Dſchelaleddins noch das Ohr der beſonnenen Wächter der Islam-Lehre nicht beſtochen hatte, mit Lehren aufgetreten, welche dem alten Islam in weſentlichen Puncten widerſprachen.

Wie es gekommen ſei, daß ſolche Lehren geduldet und ihr Urheber ſogar vom Sultan Selim I. mit einem ſchönen Grabdome[22]) vor allen Moslimen königlich geehrt wurde, hat der Vortrag zu erklären geſucht. Die weiſſagende Hülfe, welche Ibn Arabi — und ſeine (?) kleinaſiatiſche Schule[23]) — dem heranwachſenden Geſchlechte der osmaniſchen Sultane erwies, mag zu den ſicherſten Elementen der gegebenen Erklärung gehören.

Vielleicht gehörte die Lehre Ibn Arabi's zu den providentiell beſchützten Gährungsſtoffen, welche den Islam durchdringen mußten, bis er ſeine Sendung erfüllt haben würde.

---

20) Die Belegſtellen, welche beim mündlichen Vortrage mitgetheilt wurden und wohl noch eine Vermehrung erfahren werden, können hier in dieſem Auszuge nicht Platz finden.

21) Dieß geſchieht in dem Divan Cod. paris. arab. 1453 anc. am Schluße: تمّت الغصايد....عن كلام سيدنا محيي الدين ابن العربي الطاى الحاتمي. Mitten in der Sammlung ſagt der Verfaſſer:

.... اودعتُ علمي عندها
في كتاب وسميتهُ بالفصوص

Er giebt ſich alſo als Verfaſſer der „Siegelringe“ zu erkennen. Doch muß man billig daran Anſtoß nehmen, daß die leichtfertigen Gedichte dieſer Sammlung i. J. 611 (1215) in Mekka geſchrieben ſein wollen. Wie konnte damals das Buch der „Siegelringe“ citirt werden, da dieſes 14 Jahre ſpäter in Damaskus geſchrieben wurde? Ich gebe mich immer mehr der für Ibn Arabi ehrenvollen Vermuthung hin, daß der Verfaſſer des eben angeführten Divans den Namen des berühmten andaluſiſchen Scheichs mißbraucht habe, um ſeine Verſe in Umlauf zu ſetzen. Auch das erregt Anſtoß, daß hier ابن العربي mit dem Artikel geſchrieben wird, während in den zuverläßigeren Quellen entweder العربي oder عربي, oder ابن عربي erſcheint. In der Nichtbeachtung dieſer Kleinigkeit verräth ſich vielleicht der ſpätere Verfälſcher.

22) Sieh von Hammer, Geſchichte des osman. R. I. S. 795.

23) Muradgea d'Ohsson I. S. 349 kleine Ausg. Hammer, Geſch. des osm. R. I. S. 65 u. 770 II. Ausg. Peſth. 1834.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen.

München. — herausgegeben von Mitgliedern — 17. April.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 11 Februar 1854.

1) Hr. Rector Halm legt seine Ausgabe des Florus und den ersten Theil des zweiten Bandes des von ihm in Gemeinschaft mit Professor Baiter besorgten Cicero vor, mit näherer Angabe dessen, was in beiden Werken für Verbesserung der Texte geleistet worden ist.

2) der Vorstand der k. Akademie der Wissenschaften legt der Classe vor:

a) einen Gypsabguß des von ihm in den Denkschriften der Akademie V. Bd. II. Abth. p. 107 sq. beschriebenen silbernen Gefäßes;

b) einige große und massive bronzene Spangen mit eingebogenen Enden, welche im sogenannten Teufelsgraben bei Holzkirchen bei Gelegenheit des Eisenbahnbaues gefunden wurden, deren Bestimmung bis jetzt noch nicht ermittelt worden ist.

3) Hr. Professor Prantl berichtete über einen Abschnitt seiner in Bälde erscheinenden Geschichte der Logik, und zwar zunächst über jenen Theil derselben, welcher die Entwickelung der Logik nach Aristoteles bis zum Schlusse des Alterthums betrifft. Folgendes ist ein Auszug des Berichtes.

Die Geschichte der Logik hat außer dem wissenschaftlichen Interesse, welches jeder Zweig der Culturgeschichte für sich in Anspruch nehmen muß, auch noch den Neben-Erfolg, daß sie schlagend den Unwerth und die Bodenlosigkeit der formalen Schul-Logik erweist, wofern unter Kennern ein solcher Nachweis noch nöthig scheinen kann, nachdem von der Theorie aus die wissenschaftliche Berechtigung jener sogenannten „Logik“ schon seit geraumer Zeit verneint ist.

Insoferne in unserer abendländischen Culturgeschichte der Verlauf der Logik auf das griechisch-römische Alterthum als seine Quelle zurückführt, ist in letzterer Beziehung der Grundgedanke, welchen die Geschichte der Logik nachweist, folgender: Bei den Griechen ist es der dieser Nation angeborne Hang zum Rhetorismus, aus welchem die ersten Veranlassungen einer Logik in jener Zeit fließen, in welcher der Sinn überhaupt sich von den Kosmogonien und der hieraus erwachsenden Naturphilosophie sich abwendet und den practischen Interessen des menschlichen Subjectes folgt. Aus der Sokratischen Forderung, welche diesem Betriebe der Sophisten entgegentrat, erhob sich die platonisch-aristotelische Philosophie, welche in der Festhaltung und Gliederung des Gegensatzes zwischen dem Dialektischen und Apodeiktischen im Stande war, ein Princip der rhetorisch-logischen Technik aufzustellen, durch welches die Logik in innigem wissenschaftlichem Verbande mit der Philosophie überhaupt oder mit der sogenannten Metaphysik ihr wahres Leben und ihren

wahren Werth erweisen konnte. Unmittelbar aber nach diesem Aufflammen der antiken Speculation zu ihrem Höhepunct brach die Spannkraft des griechischen Geistes in sich zusammen und fiel gänzlich in den alten Erbfehler des Rhetorismus zurück, so daß auch alle Benützung der platonisch-aristotelischen Lehren in der Secten-Philosophie nur die Unfähigkeit jener Zeit in philosophischem Verständnisse beurkundet. Kurz, wie die Logik aus der Rhetorik entsprossen war, — allerdings kann man fragen, ob dies überhaupt der wirkliche Ursprung derselben sei —, ebenso gieng sie wieder in die Rhetorik zurück, und dieser Abhub der Cultur einer Nation, welche ohnedies zu frivolem Leichtsinne des Theoretisirens und des Doctrinarismus geneigt war, wurde dann auf Jahrhunderte hinaus in der sich bildenden formalen Schul-Logik die speculative Nahrung der Jugend.

Jene Verschlechterung nun der aristotelischen Logik, welche in einem Verluste des Zusammenhanges mit den obersten philosophischen Principien und in dem Aufwande eines hiemit völlig particularen Scharfsinnes sowie in der Sucht nach Handgreiflichem und Katechismus-artigem beruht, zeigt sich schon bei den nächsten Schülern des Aristoteles, den älteren Peripatetikern. Wenn auch Theophrast und Eudemus überwiegend sich nur als Commentatoren der Schriften ihres Lehrers bethätigten, und hiedurch bis ins Mittelalter ein zäheres Leben und eine schulmäßigere Reinheit der aristotelischen Lehre veranlaßten, so zeigen sie hiebei doch schon in Bezug auf die Methode eine oft auf's Aeußerste und bis zum Unfuge getriebene Distinction der vieldeutigen Bezeichnungen und in Bezug auf das Princip ein ausschließliches Ausgehen von der äußeren grammatischen Form des Urtheiles mit Vernachläßigung und Mißkennen des Begriffes und seiner Bedeutung. So liegt bei ihnen das Verderbniß der Logik allerdings mehr in einer unbewußten Schwäche der philosophischen Anschauung Betreffs einer einheitlichen Systematik des Wissens, als darin, daß sie irgend eine selbständige Grundüberzeugung über Wesen und Bedeutung der Logik gehabt hätten. Die Quellen, aus welchen wir die Kunde dieser Degeneration der Logik schöpfen, fließen, wenn auch zerstreut, doch weit zahlreicher, als man glauben möchte, und es läßt sich mit nur einiger Combination mit ziemlicher Sicherheit von Einem auf Anderes schließen, so daß die Einsicht erwächst, daß die ersten Keime der formalen Auffassung und Gestaltung der Logik bereits hier vollständig vorliegen. Es wird nämlich zunächst in der Lehre vom Urtheile das für die Bedeutung des Begriffes so wichtige Verhältniß der Inhärenzien und Attribute vernachläßigt, und die Stellung der Negation im Satze nur äußerlich grammatisch aufgefaßt; sodann in jenen Functionen des Urtheiles, welche für die Syllogistik von Wichtigkeit sind, nämlich in der Umkehrung und Modalität, begegnen wir einer schon völlig schulmäßigen Fassung des Lehrsatzes, daß das allgemein verneinende Urtheil rein umkehrbar sei, wobei ausdrücklich die tiefe Begründung, welche Aristoteles hiefür gab, verschmäht wird; und bei der Modalität wird mit ausgesprochener Aenderung des aristotelischen Begriffes der Möglichkeit diese von dem Verkehre mit der Nothwendigkeit völlig abgeschnitten, so daß nur die formale Geltung dieses modalen Verhältnisses übrig bleibt, und daher in der Umkehrung der Möglichkeits-Urtheile sogar gegen Aristoteles polemisirt wird. Den gleichen schlechthin formalen Charakter hat es auch, wenn Theophrast in der eigentlichen Lehre vom Syllogismus bei der ersten Figur die Zahl der vier aristotelischen Schluß-Modi durch eine bloß tändelnde Umkehrung des Schlußsatzes oder Umkehrung und Vertauschung der Prämissen auf neun erhöht, wobei nämlich die in der Scholastik sogenannten indirecten Syllogismen entstehen; ja selbst groß und durchgreifend ist die Differenz dieser ersten Peripatetiker von Aristoteles in der Lehre von jenen Syllogismen, welche aus Combinationen von Nothwendigkeits- und Möglichkeits-Urtheilen entweder unter sich oder mit Urtheilen des Stattfindens bestehen; hier nämlich wird um jeden Preis schon der formale Grundsatz Conclusio sequitur partem debiliorem überall durchgeführt, wobei die klarsten Beweise dafür sich ergeben, wie hohl und bloß formell nicht nur, wie oben bemerkt, die Möglichkeit, sondern auch das Urtheil des Stattfindens bereits gefaßt wurde, und wie sehr die Bedeutung der aristotelischen objec-

ctiv real den Dingen inwohnenden Möglichkeit, Nothwendigkeit oder Wirklichkeit verloren gieng. Auch die Entwicklung der Lehre vom hypothetischen und disjunctiven Schlusse, welche dem Theophrast und Eudemus gewöhnlich zum besonderen Verdienste angerechnet wird (gerade als hätte sie Aristoteles vergessen!), beruht auf dem gleichen Uebergewichte des äußeren formalen Charakters der Urtheile, wenn sie auch von dem Blödsinne der Schul-Logik in diesem Gebiete noch weit entfernt ist. Es werden nämlich bei Theophrast und Eudemus die formellen Bedingungen untersucht, unter welchen eine Voraussetzung, die dadurch etwas Unbestimmtes an sich hat, daß sie entweder in einem Conditional- oder in einem disjunctiven Satze besteht, durch die „Hinzunahme" einer bestimmten als factisch feststehenden Aussage zu einem bestimmten Resultate entweder für die Apodosis des Conditional-Satzes oder für die Geltung eines Gliedes der Disjunction gebracht werden könne. Und so werden außer den Syllogismen *κατὰ πρόσληψιν*, welche eine eigenthümliche Mittelstufe zwischen den kategorischen und den Voraussetzungs-Schlüssen bilden, und außer den *δι' ὅλου ὑποθετικοὶ*, in welchen die Conditional-Form auch im Schlußsatze bestehen bleibt, fünf Figuren der Syllogismen *κατὰ μετάληψιν*, d. h. der eigentlichen Voraussetzungs-Schlüsse entwickelt; eine Nebenart derselben sind die sogenannten Qualitäts-Schlüsse (*κατὰ ποιότητα*), nämlich Schlüsse *ἀπὸ τοῦ μᾶλλον*, *ἀπὸ τοῦ ἧττον*, *ἀπὸ τοῦ ὁμοίου*. Und wenn sich nun für diese Erweiterung der Syllogistik mit Sicherheit die betreffende Stelle der aristotelischen ersten Analytik bezeichnen läßt, wo Theophrast sie einfügte, so fehlt es auch nicht gänzlich an Notizen, welche die zweite Analytik betreffen. Ein reicheres Material aber hinwiederum mußte sich für die mehr rhetorische Richtung des Theophrast und Eudemus auf dem Gebiete der Topik ergeben; und es läßt sich wohl mit Bestimmtheit nachweisen, daß in der Theophrastischen Behandlung der Topik die ersten Keime der Quinque voces des Porphyrius liegen.

Von den Epikureern hat die Geschichte der Logik wenig zu berichten; ihre „Kanonik" diente nur den praktischen Zwecken der Sensualtheorie; ehrenwerth aber ist, daß sie auf die in der Sprache liegende Festigkeit und Bestimmtheit viel Gewicht legten, sowie daß sie gegen das von den Stoikern formal gefaßte principium identitatis zum Aergerniſſe Cicero's Verwahrung einlegten. Hingegen bei den Stoikern, welche in der ausschließlich praktischen Tendenz der Philosophie mit den Epikureern zusammentreffen, liegt jener Rückfall der Logik in die subjectiv praktische Rhetorik der vorsokratischen Zeit am ausgesprochensten zu Tage. Sie nehmen die Logik als Theil, nicht als Organon der Philosophie, da ihnen natürlich alles Wissen ebenso zusammengehörig sein mußte, wie ihre pantheistische Anschauung es forderte; aber der stoische Pantheismus ist im Dienste des menschlichen Handelns, und daher sind alle stoischen Angaben über das Princip der Dialektik, welche die Form der Wissenschaft entwickeln soll, höchst leichtfertig, was um so empörender ist, da sie die platonisch-aristotelische Philosophie nicht bloß vor sich liegen hatten, sondern auch getreulich ausschrieben, sowohl die Natur-Philosophie als auch die Logik, natürlich beides kopflos, da sie die principielle Differenz gar nicht bemerkten. Alles Geschwätz der Stoiker über *πρόληψις* und *κοιναὶ ἔννοιαι* ist völlig unphilosophisch, aber für die Geschichte der Logik darum von großer Bedeutung, weil hier ausgesprochener Weise in der Lehre von den *λεκτὰ* (dem unbegriffenen Standpuncte der platonisch-aristotelischen Dialektik) und in den Unterschieden von *σημαινόμενον* und *φωνὴ* die erste Quelle des mittelalterlichen Nominalismus vorliegt. So beruht die Entartung der Logik innerhalb der Stoa nicht mehr auf bloßer unbewußter Schwäche der Speculation wie bei den älteren Peripatetikern, sondern auf einem völligen Nichtvorhandensein eines logischen Principes überhaupt, und die Logik wird hier positiv scholastisch-rhetorisch. So werden die Kategorien zu schulmäßigen allgemeinsten Fächern gemacht und höchst bequem als die obersten objectiven Gattungen (*γενικώτατα*) betrachtet, mit der ausgesprochenen Absicht, die aristotelischen Kategorien zu vereinfachen; wobei dann natürlich für die Logik die Entfremdung vom realen Leben des Begriffes den Einfluß hat, daß einerseits bereits hier der hohlste und leerste Begriff „Etwas" (*τι*), bei wel-

chem man sich gerade gar Nichts mehr denken kann, als das oberste Allgemeinste erscheint, und andrerseits die geforderte Zurückführung aller Begriffe unter die höchsten Gattungen zu dem geistlosesten Fächerwerk der Division und Subdivision ꝛc. führt. Außerdem ferner gilt jene hohle Allgemeinheit als das „Einfachste", und so wird die Lehre von den Begriffen als die Lehre von dem Einfacheren nun vorausgestellt; so haben wir es der Stoa und unserem vom Mittelalter geerbten Schulpedantism zu verdanken, daß dieser Widersinn einer Voraussstellung des Begriffes vor dem Urtheile noch heutzutage in der Logik einheimisch ist. Die stoische Lehre vom Urtheil zeigt ganz natürlich den äußersten Formalismus in Behandlung der Negation, woraus die Spielereien mit Conträr und Contradictorisch entstehen, und außerdem eine lächerliche Sucht, die Zahl aller möglichen Combinationen von Urtheilen zu erschöpfen (für das bejahende Urtheil soll es 101,049, und für das verneinde 310,952 Combinationen geben, —, wirklich Schade, daß gewisse „Logiker" diese Untersuchungen nicht weiterführten!). In der Syllogistik wurde ein Hauptgewicht auf die von den Peripatetikern eingeführten Voraussetzungs-Schlüsse gelegt, und es zeigen sich hier die ersten Spuren des formal gefaßten principium causalitatis, sowie für das kategorische Urtheil mit dem principium identitatis et contradictionis schon gar schrecklich Ernst gemacht wird. Uebrigens ist auch hier der disjunctive Schluß ebenso wenig wie bei den Peripatetikern eine eigene dem hypothetischen coordinierte Species, sondern fällt noch als die eine Abtheilung unter die Voraussetzungsschlüsse; ganz eigenthümlich aber ist das Verhältniß und die Stellung dieser letzteren überhaupt zu den kategorischen Schlüssen. Außerdem werden sehr viele Tändeleien in der Syllogistik mit den Fangschlüssen aller Art erwähnt, und es nehmen die Stoiker den ganzen Schatz dieser rhetorischen Kunststücke, wie er schon bei den Sophisten und den Megarikern sich zum Theile ausgebildet hat, förmlich in die Theorie auf, indem sie für jede mögliche Form einen technischen Ausdruck aufstellen. So gestaltet sich hier ein Interesse der Rhetorik an der Logik (Cicero's Topik), und in die Geschichte der letzteren tritt Manches aus dem Gebiete der

ersteren ein, sowie an die Auffassung der φωνή sich Grammatisches anlehnt. — Die spätere Stoa, z. B. Epiktet, ist schon gleichgültig gegen die Logik als solche.

Die späteren Peripatetiker, welche fest an der Ansicht halten, daß die Logik nur Organon der Philosophie sei, werden ihrerseits wieder von den grammatischen Auffassungen der Stoa berührt, was sich namentlich in ihrer Lehre von den verschiedenen Arten der Sätze sowie in den Controversen über Conträr und Contradictorisch zeigt; von Einfluß für die mittelalterliche Logik ist, daß sie den hypothetischen und disjunctiven Schluß bereits vor den kategorischen stellen. Von großer Wichtigkeit für die Kenntniß der Logik jener Zeit sind sämmtliche Schriften des Galenus, da derselbe überall, auch bei rein medicinischen Gegenständen, von der vorhandenen logischen Technik ausgesprochener Weise Gebrauch macht; wir finden bei ihm, welcher allerdings nicht als reiner Peripatetiker, sondern als Synkretist, zu betrachten ist, schon die Ansicht, daß die Kategorien der Anfang der Logik seien, und höchst wahrscheinlich hat auch er die nachmaligen Quinque voces schon mit denselben in Verbindung gebracht; über das principium identitatis und seines Gleichen aber äußert er sehr gesunde Ansichten. Die Lehre vom Urtheile und der Conversion und Contraposition erscheint bei ihm sehr ausgebildet, und in der Syllogistik behandelte er noch die oben erwähnten combinierten Schlüsse, welche das Mittelalter alsbald fallen ließ; der disjunctive Schluß ist auch hier von den Voraussetzungsschlüssen noch nicht getrennt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1854 Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

(Schluß des Bulletins Nr. 14.)

Hr. Prof. Prantl: Ueber Geschichte der Logik.

Daß die von M. Minas i. J. 1844 aus einer Handschrift vom Berge Athos herausgegebene *Διαλεκτικὴ Εἰσαγωγὴ* des Galenus nicht von Galenus sei, muß Jedem auf den ersten Blick klar sein, nicht so dem Herausgeber. Uebrigens ist die Schrift, welche sehr viel Stoisches enthält, in Bezug auf die Form aber von Barbarismen wimmelt, ein höchst merkwürdiges Document für Geschichte der Logik, so z. B. macht der Verfasser derselben wirklich so sehr mit den Kategorien selbst für die Syllogistik Ernst, daß er eigene Syllogismen des Wo, des Wann, des *πάσχειν*, *ἔχειν* u. s. f. entwickelt. Was Minas von der vierten Schlußfigur, welche in diesem Compendium gelehrt werde, sagt, ist eitel Gerede. Eine gewisse auffallende Aehnlichkeit aber mit dieser *Εἰσαγωγὴ* hat in manchen Puncten die Schrift des Appulejus de interpretatione, welche zwar ohne allen Verstand und ohne alle Kritik verfaßt ist, aber einigen Aufschluß darbietet, wie damals die Logik in den Schulen behandelt worden sei; z. B. die Quinque voces kommen hier schon ganz ausgesprochen vor. Auch glaube ich, daß aus diesem Büchlein des Appulejus sich das Räthsel über die Entstehung der vierten Schlußfigur auf sprachlichem Wege lösen läßt, wenigstens ist so viel gewiß, daß irgend ein Scholasticus mit gleichem Rechte aus Appulejus diese Figur hätte herausfinden können, wie dieselbe in irgend einer Schrift des Galenus wider Willen des Galenus mag entdeckt worden sein; das zweideutige Verdienst liegt jedenfalls auf Seite derjenigen, welche die vierte Figur aus älteren Schriften herausgelesen haben, sowie auf Seite Jener, welche sagen, Aristoteles habe sie übersehen. Uebrigens schöpften aus dieser trüben Quelle, die im Buche des Appulejus fließt, Martianus Capella und Isidor.

In die Zeit der Commentatoren nun fällt jene Behandlung der Logik, welche für das Mittelalter und namentlich für die Entstehung der Schul-Compendien von besonderem Einflusse war, wenn auch letztere, wie wir sogleich sehen werden, aus ganz verschiedenen Quellen zusammengeflossen sind. Zunächst stellte sich eine metaphysische Geltung der Kategorien schon durch die Controversen mit den Stoikern und Neuplatonikern ein, und die vielen Streitigkeiten über einzelne oder mehrere Kategorien, wovon Simplicius berichtet, sind nur ein Vorspiel der scholastischen Ontologie. Aber daneben wurde durchgängig die Ansicht festgehalten, daß die Kategorien, soweit sie *σημαντικαὶ φωναὶ* sind, zur Logik gehören, denn nur das *σημαινόμενον* fällt der Metaphysik anheim (Nominalismus); und auf diese Weise dann bilden die Kategorien die Einleitung der Logik mit Bewahrung des stoischen Standpunctes, daß das Einfache vor dem Zusammengesetzten zu behandeln sei; und es kehrt wirklich unzähligemal bei den Commentatoren eine solche Angabe der Reihenfolge der logischen Disciplinen wieder, ja es wird wegen des ununterbrochenen Zusammenhanges der

menschlichen Geistesthätigkeit sogar die ewige Seligkeit von der Kenntniß der Kategorien abhängig gemacht. Aber eben nun, soweit die Kategorien σημαντικαὶ sind, fallen sie in die menschliche Rede, in den Satz, hinein (noch immer Nachwirkung des platonisch-aristotelischen Dialektischen), und hier war dann die Veranlassung gegeben, daß mit dem rhetorischen Betriebe der Logik, wie er sich an die stets bearbeitete Topik anschloß, nun auch die Behandlung der Kategorien sich verknüpfte, und dies ist die Bedeutung und die Tendenz der Εἰσαγωγὴ oder der Quinque voces des Porphyrius, weil eben jedes Urtheil nur eines jener fünf Momente aussprechen könne. So also wird der Inhalt der Topik die Einleitung zu den Kategorien. Diesen Zusammenhang der Quinque voces und der Kategorien mit der Topik sprach jener Aristoteliker völlig richtig und consequent aus, welcher verlangte, es solle bei dem logischen Unterrichte auf die Kategorien sogleich die Topik, und dann erst die Lehre vom Urtheile und Schlusse folgen. Durch jene Quinque voces aber nun enthält die Schrift des Porphyrius, welche allbekanntlich eines der verbreitetsten Schulbücher des Mittelalters wurde, die Lehre vom Begriffe, und zwar nur diese; wenn auch die Umkehrung besprochen wird, so ist sie da nur im Dienste des ἴδιον. Und da denn nun seit der Stoa der Begriff einmal vorausgestellt war, so wird die Εἰσαγωγὴ auch factisch die Einleitung des logischen Unterrichtes. Porphyrius also giebt nur das eine Drittel der Compendien der formalen Logik, wobei auch schon die ontologische Geltung der Kategorien der mittelalterlichen Metaphysik hinübergewiesen war. Woher nun die anderen zwei Drittheile? Manche Controversen über die διαφοραὶ, über den constituirenden oder disjunctiven Unterschied, oder die nach den Quinque voces durchgeführten reichhaltigsten Eintheilungen und Tabulae logicae ließen erwarten, daß aus Porphyrius eine ausführliche Theorie des disjunctiven Urtheiles sich entwickle: aber es findet sich davon keine Spur, und auch ein Experiment, mit jeder Kategorie die Negation zu verbinden, scheint für die Lehre vom Urtheile unfruchtbar geblieben zu sein. Alles, was sich an die Quinque voces anschloß, diente nur der Lehre vom Begriffe. Hingegen liegt bei den peripatetisch gesinnten Commentatoren ein reiches Material aller möglichen Erwägungen Betreffs der Lehre vom Urtheile vor, welches aber nicht unmittelbar in die Unterrichtsschulen, und also auch nicht in die formale Schul-Logik übergieng, sondern Sache gelehrter Thätigkeit war. Hiebei finden wir bei den strengeren Peripatetikern, unter welchen natürlich Alexander der strengste ist, sogar manches Zurücklenken zu einer reineren Lehre in Ausscheidung grammatischer Auswüchse, während die eigentlich logischen Functionen, z. B. des Urtheiles in Qualität, Quantität, Modalität, Conversion, Opposition, Contraposition, ausführlich erörtert und förmliche Canones aufgestellt werden. Ein nicht-aristotelischer Bestandtheil aber in der Lehre vom Urtheile, welcher aus der Stoa vererbt war, blieb in der Lehre vom hypothetischen und disjunctiven Urtheile, immer aber noch mit Unterordnung des letzteren unter das erstere. In der Syllogistik erkennen wir die Schwäche und Schulmäßigkeit in plumper Polemik gegen den Inductions-Schluß, sowie die spitzfindige Bodenlosigkeit in der Casuistik über maior und minor, und außerdem sind die hypothetischen und disjunctiven Schlüsse immer noch ein Lieblings-Thema. Aber eben die Syllogistik nun hatte wieder für die Rhetoren-Schulen einen Werth und wurde dort auch reich betrieben, wie manche klagenden Ausrufe über wirkliche Schulfuchserei bei den Zeitgenossen zeigen. Und da waren nun zu diesem Behufe Schul-Compendien nöthig; aber in diesen wird von der Lehre vom Urtheile eben nur das Nothdürftige aufgenommen, d. h. die Lehre von der Umkehrung, und es erscheint da das Urtheil in keinerlei Weise selbständig, sondern nur im Dienste der Syllogistik. Es besteht zwischen diesen Compendien und der Isagoge des Porphyrius kein Zusammenhang. (Solcher Compendien sind uns einige im Gefolge der Commentatoren überliefert.) — Also floß in letzter Instanz die in den Schulen übliche Logik beiderseits aus der Rhetorik, aber in verschiedener Weise: die Kategorien und die Isagoge aus der Topik, die Lehre vom Urtheile aber, soweit sie in den Schulen da ist, und die Lehre vom Schlusse aus der rhetorischen Disciplin von der argumentatio. Ein Zusammenhang beider unter sich oder mit

einem gemeinschaftlichen Principe der ganzen Logik besteht nicht, daher auch der scholastische Unfug in Voranstellung der sogenannten drei Principien oder der Vorausschiebung einer psychologischen Einleitung sich nirgends findet, wenn auch Gelegenheit genug gewesen wäre, solches anzuführen, falls es in der Schule existiert hätte. Aber Ein Compilator ist es, welcher diese zwei Bestandtheile der logischen Disciplin nebeneinander, ja auch einzelne Theile derselben monographisch, behandelte, — Boëthius, und von ihm führt der Weg zu Scotus und überhaupt ins Mittelalter. Später erst bereichert sich die Disciplin durch Kenntnißnahme des in den Schulen selbst nie gekannten Aristoteles und seiner Commentatoren durch die Vermittlung der Araber, und hier zeigte dann das Mittelalter sein ihm überhaupt eigenthümliches Bestreben, das Unbegreifliche begreiflich zu machen, auch darin, daß es in das unorganische wie vom Winde zusammengetragene Material der Logik „Methode" bringen wollte, und es bilden sich, besonders durch die Paduaner-Schule, jene logischen Compendien, welche die allbekannten drei Theile enthalten und sämmtlich fortan nur unbedeutende Variationen des Einen Themas ausmachen.

Rede des Geheimen Rathes Fr. v. Thiersch, vorgetragen bei der 95 Stiftungsfeier der königl. Akademie der Wissenschaften am 28 März 1854 mit Nachweisen über die neuesten Erfolge der durch die Akademie geführten naturwissenschaftlichen Erforschung des Königreiches.

Wir feiern heute durch diese festliche Versammlung den 95 Stiftungstag der k. Akademie der Wissenschaften, deren Urkunde von Churfürst Maximilian Joseph am 28 März 1759 zu einer Zeit vollzogen wurde, wo die edelsten und besten

Männer in Bayern, an ihrer Spitze Kreitmeyer und Lori von dem Verlangen ergriffen waren, in ihrer Heimat der geistigen Bevormundung eines mächtigen Ordens ein Asyl freier wissenschaftlicher Thätigkeit und Forschung entgegenzustellen, und dadurch an der heilverkündenden Bewegung für Wissenschaft und Bildung Theil zu nehmen, deren Morgen damals über Deutschland aufgegangen war.

Die Stiftungsurkunde athmet den Geist fürstlichen Wohlwollens, und zeugt von hoher Achtung für die Wissenschaft und von klarer Einsicht in die Bedingungen, ohne welche zumal in jener Epoche eine solche Stiftung nicht gedeihen konnte.

Die Akademie wird mit äußeren Ehren und Auszeichnungen umgeben, nach dem Bedürfniß jener Zeit reichlich ausgestattet, mit voller Freiheit der Wahl aller inländischen und auswärtigen Mitglieder ohne Unterschied der Confession betraut und von jeder Censur ihrer Schriften befreit.

Am Schlusse übergiebt der Stifter sie der Theilnahme und Förderung des Landes mit den Worten: „So befehlen Wir allen und jeden Unserer Unterthanen, welche vermög aufhabender Unserer Bedienungen oder sonst aus eigenen Einsichten Unsere Akademie befördern können, (solcher) um so lieber allen Beistand und Vorschub zu leisten, je gewisser wir eines jeden Verdienste (um sie) mit churfürstlichen Gnaden und Beförderung vor andern zu erkennen geruhen werden."

Die junge Anstalt wurde von den Parteien im Innern mit getheilter, vom übrigen Deutschland mit allgemeiner Freude begrüßt und gedieh unter der weisen und milden Pflege ihres Gründers zum Wohle und zur Ehre des Landes.

Nachdem im Laufe der Zeiten unter Karl Theodor sie durch Beschränkung ihrer freien Bewegung gelitten hatte und zugleich das Maßverhältniß zwischen ihren Mitteln und den Anforderungen der rasch fortschreitenden Wissenschaften immer greller hervorgetreten war, erfolgte unter einem zweiten Maximilian Joseph ihre jenen Bedürfnissen und der Würde des zum Königreiche erhobenen Staates entsprechende Erweiterung und Vermehrung ihrer Hülfsmittel durch die Urkunde vom 1 Mai 1807, welche

von der Erklärung eingeleitet wird, „die Erfahrung aller Zeiten habe bewährt, daß die Erhöhung des Wohlstandes eines Staates durch eine manigfaltige und vollkommene Benützung der physischen Vortheile seines Bodens und seiner Lage mit der geistigen Ausbildung seiner Einwohner immer gleichen Schritt gehalten habe, und daß die Zunahme dieses Wohlstandes immer von dem Grade abgehangen, in welchem die Wissenschaften in einem solchen Staate betrieben, die Entdeckungen und Erfindungen der Vor- und Mitwelt der Aufmerksamkeit und Anwendung gewürdiget und Veranlassungen und Antriebe gegeben wurden, zum Wetteifer in diesen Bestrebungen gegen andere Staaten nicht zurückzubleiben.“

Wir übergehen an diesem Orte, was in den spätern Jahren genannter Regierung, dann unter der folgenden durch die Organisations-Urkunde vom 21 März 1827 die Akademie an formellen Umgestaltungen erfahren hat, um so mehr, da durch dieselben das Innere, d. i. die freie Bewegung des wissenschaftlichen Betriebes unter den von ihr gewählten oder ihr zugewiesenen Mitgliedern nicht gestört wurde. — Daß aber durch jene Urkunde, unter welcher wir noch jetzo stehen, die von der Akademie theils gegründeten, theils erweiterten wissenschaftlichen Anstalten des Staates von ihr getrennt und unter einem Generalconservatorium vereiniget wurden, darf eher als ein Gewinn betrachtet werden, da die Akademie dadurch der administrativen Verantwortlichkeit enthoben wurde, während auch in dem neuen Verhältnisse jene Anstalten und Sammlungen nicht aufgehört haben, als die ihr zu ihren Arbeiten nothwendigen Attribute betrachtet zu werden; indeß wurde dadurch eine Ausscheidung der Hülfsmittel für das Generalconservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates und die Akademie der Wissenschaften herbeigeführt, und der Akademie blieb für ihre Bedürfnisse nur die Summe von jährlichen 12,000 fl. zur Verfügung, welche zwar für ihre unmittelbare Thätigkeit und für den Druck, die Honorierung u. Ausstattung ihrer Reden und Denkschriften, für die Herausgabe der Annalen der Sternwarte und der Monumenta boica, ebenso für ihre Verwaltung hinreichen, nicht aber für den Druck ihrer Bulletins noch für die ihr durch das neue Statut zugewiesene Herausgabe einer Literaturzeitung, nicht für die antiquarische Untersuchung des Königreiches durch die erste Classe, nicht für die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches durch die zweite, nicht für die Herstellung eines topographisch-historischen Lexikons von Bayern durch die dritte, noch endlich zur Unterstützung rühmlicher und wichtiger literarischer Unternehmungen, für welche der Akademie zu Berlin aus eigenen Fonds jährlich 5000 Thaler, der k. k. Akademie zu Wien eine noch größere Summe und die Hülfe der großartigen Hofbuchdruckerei zur Verfügung stehen.

Mit hohem königlichem Vertrauen hat Seine Majestät unser gegenwärtig herrschender Beschützer, gleich in der ersten Periode seiner Regierung, die Akademie in die volle Freiheit der Wahl ihrer Mitglieder wieder eingesetzt und mit nicht genug zu preisender Bereitwilligkeit ist Er und sind nach seinen Weisungen die Vertreter und Vollstrecker des königlichen Willens bemüht, dem eben berührten Mangel zu Hülfe zu kommen.

Einzelne Unterstützungen literarischer Werke und des Druckes der gelehrten Anzeigen wurden aus andern verfügbaren Mitteln gewährt, die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches, deren neueste Resultate in zwei wichtigen Werken heute zur Vorlage kommen, wurde durch Anweisung auf den leider in früherer Zeit überbürdeten Reservefond ermöglicht, der botanisch-phytologische Theil derselben durch Beiträge des k. Staatsministeriums für Handel und öffentliche Arbeiten gefördert und die naturwissenschaftlich technische Commission bei der Akademie fortdauernd durch großmüthige Unterstützung aus der k. Cabinetscasse in den Stand gesetzt, ihre eben so wichtigen als umfassenden Untersuchungen zu verfolgen, während durch die Erweiterung des chemischen, die neue Gründung des physiologischen Institutes unserer wissenschaftlichen Thätigkeit neue Wege geöffnet und ihr auch in diesem Jahre neue Kräfte zur Verfügung gestellt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1854 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede, vorgetragen bei der 95 Stiftungsfeier der k. Akademie der Wissenschaften am 28 März 1854.

(Fortsetzung.)

Da aber die durch jene Aufgaben und diese neue Schöpfungen gehobene Stellung und erweiterte Thätigkeit der Akademie und ein ihrer Kraft und Bereitwilligkeit entsprechendes Gedeihen von der Erweiterung und Consolidierung ihrer Fonds abhängig sind, so dürfen wir die gegründete Hoffnung hegen, daß es der bewährten Sorgfalt der k. Behörden gelingen werde, unter königlicher Aegide die Hindernisse, welche früher diesem Wunsche von anderer Seite entgegengestellt wurden, zu besiegen und dadurch die in großem und freiem Geiste gegründete Stiftung am Schlusse des ersten Jahrhunderts ihres Bestandes einem gesicherten und reichen Gedeihen entgegenzuführen.

Die Akademie begriff gleich bei ihrer Stiftung die Wissenschaften, welche man gegenwärtig als die Wissenschaften des Geistes und der Natur zu bezeichnen und zu trennen gewohnt ist, in jener untrennbaren Genossenschaft, durch deren Wahrung und Pflege allein Kraft und Gesundheit des ganzen von ihnen getragenen idealen Organismus des menschlichen Geschlechtes bedingt ist.

Die Naturwissenschaften haben seitdem ihr Gebiet in das Unermeßliche erweitert. Sie haben durch Entdeckung neuer Naturkräfte und durch die Anwendung ihrer Gesetze früher nicht geahnte Quellen des Wohlstandes und des Reichthums den Staaten, wie den Einzelnen geöffnet. Sie feiern darum unter allgemeinem Zuruf ihren Triumphzug durch Europa, der in nächster Zukunft seine Trophäen auch unter uns entfalten wird. Viele haben sogar sie als die allein geltenden betrachtet und dargestellt, gegenüber von welchen der Glanz der Philosophie, der Literatur und der Geschichte verblasse. Wer aber mit der Arbeit und den Erfolgen auf diesem andern Gebiete vertraut ist, dem ist nicht verborgen geblieben, daß auch auf ihm Neugestaltung und Erfolg, wenn gleich weniger greifbar, doch nicht geringer sind, daß die Philosophie das Wesen des Geistes und seiner Offenbarungen und die Gränzen des Erkennbaren schärfer wie je bestimmt hat, daß die Sprachkunde bis in die fernsten Zonen lebender, und bis zu den entlegensten Gräbern untergegangener Völker vorgedrungen ist, die Werke ihres Geistes erschlossen und den Zusammenhang der neben und nacheinander auftretenden Nationen in Abstammung und Verwandtschaft, in Sprache, Sitten und Formen des öffentlichen Lebens, in Kunst, Wissen und Glauben enthüllt hat, daß die Geschichte unterstützt von großartigen Entdeckungen im Orient in Verbindung mit Philologie die Nacht der Vergangenheit über seinen Ländern erhellt, daß sie durch Erschließung und weise Benützung bis dahin versäumter Quellen der mittleren und neueren Zeit, die Kunde dieser Epochen fester begründet und durch tief ein-

dringende Darstellung neugestaltet, daß die Wissenschaft des Geistes in ihrer Ausbreitung auf Unterricht, Erziehung, Gesetzgebung und Politik, durch Wahrung und Vertretung freier Forschung und durch Gestaltung edler Geisteswerke ihren ursprünglichen Rang und Einfluß in dem mächtigen Reiche höherer Bildung würdig behauptet hat.

Nur da, wo man unbeirrt von der Gewalt des Greifbaren und unmittelbar Nützlichen, das Wesen und Verhältniß beider auf Erforschung der Natur und des geistigen Gebietes gerichteten wissenschaftlichen Bestrebungen in das Auge faßt, und in ihrer unlösbaren Zusammengehörigkeit begreift, wird man den wahren Charakter der Wissenschaft zu verstehen und nach dem Ausdrucke unserer ersten Stiftungs-Urkunde ihre „Ehrenwürdigkeit“ anzuerkennen befugt und bereit sein. Keine Anstalten sind mehr berufen und mehr geeignet, jenen innern Verkehr von beiden zur Geltung zu bringen und zu wahren, als die auf beide gegründeten und zu ihrer gemeinsamen Pflege verpflichteten Akademien der Wissenschaften, zumal, wenn sie gleich der unsrigen sich des Glückes erfreuen, unter dem Schutze und der Fürsorge eines Monarchen zu stehen, welcher seine hohe Achtung für die Wissenschaften, seine Anerkennung eines jeden Verdienstes auf ihrem weiten Gebiete und dem der Kunst und seine Pflege der für sie vorbereitenden oder ihr dienenden Anstalten durch Thaten, würdig der besten Epochen der Geschichte, zu verkündigen nicht müde wird.

Wir gehen ernsten Zeiten auch für die Wissenschaft entgegen. Während der Boden der europäischen Staatenordnung noch von den Erschütterungen einer nahen unheilschwangeren Vergangenheit bebt, haben sich über unserem Horizont Gewitter aufgethürmt, die mit noch größeren Stürmen drohen, und verwirren sich durch tief eingreifende Antinomien mehr und mehr die Begriffe der christlichen Völker über das, was unsern Vorfahren als das Palladium ihrer Wohlfahrt heilig und jedes Kampfes würdig geachtet wurde.

In solcher Lage ergeht an diese von der Weisheit der Vorfahren gegründeten und unter dem erlauchten Schutze ihrer Nachfolger gewahrten Anstalten wissenschaftlicher Erforschung und Bildung mit erhöhtem Ernste die Mahnung, unbeirrt von dem Getöse äußerer Bewegung die ihnen vertrauten Güter mit voller Hingebung zu wahren, zu pflegen und die Erfolge der Wissenschaft nicht nur als die verjüngende, sondern auch als die bewahrende Kraft menschlicher Einrichtungen und Bestrebungen und in der stillen Zurückgezogenheit ihrer Thätigkeit jene Freistatt zu zeigen,

Welche der Sturm nicht erschüttert, des Regens feuchtender Schauer
Nimmer benetzt, noch der Schnee, des Frostes eisiger Sprößling,
Fallend verhüllt, um welche von Wolken frei sich des Aethers
Reines Gewölb ausdehnt und in reichlichen Strömen das Licht strahlt [1]).

Die Akademie hat auch im verflossenen Jahre ihre Thätigkeit in festbegründeter Ordnung regelmäßig fortgeführt.

Anlangend die Organe ihrer Verwaltung, so wurde der Vorstand derselben von Seiner Majestät dem Könige auch für die nächste dreijährige Periode bestätiget, und der Secretär der zweiten Classe durch die Wahl derselben ebenfalls für die nächste Periode von drei Jahren mit der Führung ihres Secretariats betraut.

Jede der drei Classen hat sich durch Zugang neuer Mitglieder verstärkt, und über das Verhältniß der nach München berufenen auswärtigen Mitglieder zu den residierenden wurde allerhöchste Entscheidung gegeben. Eine nöthig gewordene Revision unserer veralteten Geschäftsordnung ist eingeleitet und wird demnächst zur Beschlußnahme und zum Antrag an die allerhöchste Stelle gebracht werden.

Unsere Verbindungen mit auswärtigen gelehrten Gesellschaften und Akademien haben sich in er-

1) Lucretius de rerum natura l. III. 18 ff.:
Apparet divum numen sedesque quietae
Quas neque concutiunt venti, nec nubila nimbis
Adspergunt; neque nix acri concreta pruina
Cana cadens violat; semper sine nubibus aether
Integer et large diffuso lumine ridet.

freulicher Art erweitert und der dadurch begründete Tauschverkehr akademischer Druckschriften, welcher alle wissenschaftlichen Länder von Europa, Amerika und Asien umfaßt, fährt fort, die k. Hof- und Staatsbibliothek mit werhvollen und zum Theil kostbaren Werken in steigender Zahl zu bereichern.

Dem Wunsche auswärtiger Behörden, wissenschaftlicher Anstalten und geistlicher Corporationen nach dem Besitze unserer akademischen Schriften hat die Akademie durch Uebersendung einzelner oder größerer Folgen bereitwillig entsprochen, auch hat die königliche Munificenz uns in den Stand gesetzt, mehreren literarischen Unternehmungen einheimischer Gelehrten und auswärtiger Mitglieder uns förderlich zu erweisen [2]).

Die Thätigkeit der drei Classen folgt diesem geordneten Gange der Verwaltung und in ihren Sitzungen sind nicht nur die Arbeiten einzelner Mitglieder, sondern auch die wissenschaftlichen Aufträge der obersten königlichen Behörden zur Berathung und Beschlußnahme gekommen. Von diesen werden hier namentlich der Bericht über einen neuen, für das ganze Land berechneten Alkoholometer und der Entwurf der Instruction zu seiner Einführung wegen ihrer weitgehenden Wichtigkeit angeführt [3]).

Von ihren Arbeiten ist ein Theil in den neuen Abtheilungen der Denkschriften, deren neunzehnter Band sich im Drucke befindet, ein anderer in den Bulletins der Classensitzungen, welche mit den gelehrten Anzeigen verbunden sind, erschienen, neben welchen diese Anzeigen selbst, desgleichen die Monumenta boica und die Annalen der Sternwarte ihren ungestörten Fortgang haben [4]).

2) Unterstützung wissenschaftlicher Werke und Reisen wurden auf Antrag der Akademie durch das k. Staatsministerium für Cultus und Unterricht theils aus akademischen, theils aus andern verfügbaren Mitteln bewilliget. Dem Antrage geht eine Prüfung der Classe voraus, zu welcher der Gegenstand gehört. Die Initiative dazu wird gewöhnlich vom k. Ministerium gegeben.

3) Ueber die Arbeiten der über diesen Gegenstand niedergesetzten Commission berichtet das Bulletin der Sitzung der zweiten Classe Nr. 9 p. 335. 336 der gel. Anzeigen.

4) Wir liefern hier die Zusammenstellung des Inhaltes der drei Bände der Denkschriften (des sechsten jeder Classe), deren Druck in die letzte dreijährige Periode fällt.

Erste Classe. Orientalische Literatur: Ueber einige eingeschobene Stellen des Vendidad, von Friedrich Spiegel. — Der neunzehnte Fargard des Vendidad, von demselben. — Griechische Sprache und Litteratur: Disquisitiones de analogiae graecae capitibus minus cognitis. Scripsit Fr. Thiersch. — Studien zu Thucydides von Georg Thomas. — Ueber die Probleme des Aristoteles von Karl Prantl. — Ueber die Rhetorik des Aristoteles von Leonhard Spengel. — Ueber die in Demosthenes Rede für die Krone enthaltene Grabschrift auf die bei Chäronea gefallenen Athenäer von J. v. G. Fröhlich. — Griechische Archäologie: Ueber das Erechtheum auf der Burg von Athen. Zweite Abhandlung (mit architektonischen Zeichnungen von Eduard Metzger) von Fr. Thiersch. — Die Geologie der Griechen und Römer. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte von Ernst v. Lasaulx. — Lateinische Literatur: Ueber einige Gedichte des Valerius Catullus von J. v. G. Fröhlich. — Romanische Literatur: Ueber ein Fragment des Guillaume d'Orenge von Conrad Hofmann. — Nachträge und Berichte dazu von ebendemselben.

Die im Jahre 1853 vollendete erste Abtheilung des siebenten Bandes enthält die Abhandlungen: Ueber die Ursagen der arischen Völker von Friedr. Windischmann. — Zur Geschichte und Philosophie der Ehe bei den Griechen von Ernst v. Lasaulx. — Ueber die Entwickelung der aristotelischen Logik aus der platonischen Philosophie von Karl Prantl. — Aus der mittelalterlichen Numismatik: Die ältesten in Koburg und Hildburghausen geschlagenen Münzen von Franz Streber mit 2 Tafeln Abbildungen. — Von der zweiten im Druck begriffenen Abtheilung ist erschienen: Disquisitiones de analogiae graecae capitibus minus cognitis scripsit Fr. Thiersch. Pars secunda. — Der neunzehnte Fargard des Vendidad, III. Abthl. von Fr. Spiegel.

Der VI. Band der zweiten Classe enthält aus dem Fache der Chemie: Chemische Untersuchung der Adelheitsquelle zu Heilbronn in Oberbayern von Max Pettenkofer. — Physik: Ueber den Einfluß der Vegetation auf die Atmosphäre von August Vogel junior und W. C. Wittwer.

— Ueber Bildung galvanischer Kupferplatten vorzüglich zum Zwecke der Galvanographie mittelst des Trommel-Apparates von Franz von Kobell. — Astronomie: Beschreibung der von der Münchener Sternwarte zu den Beobachtungen verwendeten neuen Instrumente und Apparate von J. Lamont mit 8 Tafeln. — Paläontologie: Beiträge zur Kenntniß der in den lithographischen Schiefern abgelagerten urweltlichen Fische mit 4 Tafeln von Andreas Wagner. — Beschreibung einer neuen Art von Ornithocephalus nebst kritischer Vergleichung der in der k. paläontologischen Sammlung zu München aufgestellten Arten aus dieser Gattung, mit 2 Tafeln, von ebendemselben. — Charakteristik der in den Höhlen um Muggendorf aufgefundenen urweltlichen Säugthier-Arten mit einer Tafel, von ebendemselben. — Beiträge zur Unterscheidung der im süddeutschen Lias vorkommenden Arten von Ichthyosaurus mit 1 Tafel, von ebendemselben.

Von dem siebenten Bande dieser Classe ist i. J. 1853 die erste Abtheilung erschienen. Sie enthält: Theoretische Bemerkungen über die Gestaltungszustände des Eisens von J. N. von Fuchs. — Ueber Löthrorgebläse und die Construction einer neuen Aeolipile von August Vogel jun. — Erklärung aller in einaxigen Krystallplatten zwischen geradlinig polarisirtem Lichte wahrnehmbaren Interferenz-Erscheinungen in mathematischer Form mitgetheilt (erste Hälfte) von Georg Ohm. — Ueber Bau und Entwicklung der Eichen und Samen der Mistel von L. C. Treviranus. Mit 2 Tafeln. — Versuch eines Commentars über die Pflanzen in den Werken von Marcgrav und Piso über Brasilien nebst weiteren Erörterungen über die Flora dieses Reiches von K. Fr. Ph. von Martius. — Beschreibung einer fossilen Schildkröte und etlicher anderer Reptilien-Ueberreste aus den lithographischen Schiefern und dem Grünsandsteine von Kelheim von Andreas Wagner. Mit 3 Tafeln.

Der sechste Band der historischen Classe liefert für die Kunde der Römerniederlassungen unter uns eine Abhandlung über die römischen Wartthürme in Bayern von Sebastian Mutzel, — für mittelalterliche Zustände: Culturgeschichtliche Forschungen über die Alpen vom 8 und 9 Jahrhundert von J. E. v. Koch-Sternfeld. — Aus der bayrischen Geschichte: Ueber Otto den Großen und seine Brüder von J. Nep. Buchinger. — Ueber die Herkunft und Genealogie der Grafen von Burghausen, Schala, Peilstein und Mören von ebendemselben. — Ueber den letzten bayrischen Landtag vom Jahre 1669 von Andreas Buchner, — ferner eine ausführliche Geschichte der Landgrafen von Leuchtenberg in drei Abtheilungen von Franz Mich. Wittmann. — Außerdem: Ueber die Handelsverbindungen der Portugiesen mit Timbuktu von Friedr. Kunstmann. — Ueber Golgatha und das heilige Grab (mit einem Schattenriß von Jerusalem) von Jacob Phil. Fallmerayer.

Die im Jahre 1853 erschienene erste Abtheilung des siebenten Bandes enthält die Abhandlungen: Ueber den Unterschied der Sueven und Sassen von Fr. M. Wittmann. — Das todte Meer von Jac. Ph. Fallmerayer. — Eine griechische Original-Urkunde zur Geschichte der anatolischen Kirche. Schreiben des griechischen Patriarchen Maximus von Constantinopel an den Dogen Giovanni Mocenigo von Venedig. Januar 1480. Von Georg Martin Thomas. — Rückblick auf die Vorgeschichte von Bayern, als Anhang zu den culturgeschichtlichen Forschungen über die Alpen vom 9 bis 11 Jahrhundert. Mit genealogischen Schemen. Von J. E. Ritter von Koch-Sternfeld.

Es ist die Vorkehrung getroffen, daß jede Abhandlung der Denkschriften in besonderen Abdrücken mit eigenem Titel und besonderer Paginierung in den Buchhandel kommt und allein bezogen werden kann.

Von den Monumentis boicis ist an die Vollendung des Index generalis im Jahre 1852 das Urbarium ducatus Baiuariae antiquissimum (a. 1240) als Vol. XXXV. geschlossen worden. Der nächste im Druck begriffene Band wird die übrigen bayerischen Salbücher des k. Archivs enthalten. — Die Annalen der k. Sternwarte bei München von J. Lamont sind im Jahre 1850 mit dem vierten Bande, im Jahre 1852 mit dem fünften, und im vergangenen Jahre mit dem sechsten (der vollständigen Sammlung 17. 18. 19) fortgesetzt worden. Ebenderselbe hat im Jahre 1851 auf akademische Kosten Beobachtungen vom Peißenberg herausgegeben, welche sich in den handschriftlichen Vorräthen der Akademie vorfanden. Sie haben den Vorzug, daß sie eine fortgehende (nur an einigen Stellen lückenhaft gewordene) Beobachtung von mehr als fünfzig Jahren umfassen, und mit großer Sorgfalt und mit denselben Instrumenten gemacht worden sind. Sie tragen den Titel: Beobachtungen des meteorologischen Observatoriums auf dem hohen Peißenberge von 1792 — 1850, auf öffentliche Kosten herausgegeben von J. Lamont. — Erster Supplementband zu den Annalen der Münchener Sternwarte.

(Fortsetzung der Rede und Schluß der Note im nächsten Blatte.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1854 Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. April.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede, vorgetragen bei der 95 Stiftungsfeier der k. Akademie der Wissenschaften am 28 März 1854.

(Fortsetzung.)

Die naturwissenschaftlich-technische Commission bei der Akademie hat sich bei Förderung der von ihr selbst gewählten Aufgaben und der ihr zugegangenen naturwissenschaftlich-technischen Probleme fortdauernd der k. Munificenz zu erfreuen gehabt, und die uns ebenfalls zugewiesene naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches [5]) hat im Laufe des

(Schluß der Note 4.)

Akademische Reden dieses Zeitraumes: 1851. Ueber die wissensch. Thätigkeit der k. Akad. d. W. während 1848 bis 1851, von Fr. v. Thiersch. — Schilderung der Naturverhältnisse in Süd-Abyssinien, von J. R. Roth. — Denkrede auf H. Fr. Link, von C. Fr. Ph. v. Martius. — Die Germanen und die Römer in ihrem Wechselverhältnisse vor dem Falle des Westreiches, von Fr. M. Wittmann. — 1852. Ueber die wissenschaftliche Seite der prakt. Thätigkeit nebst biogr. Nachrichten über die Akademiker v. Reichenbach, v. Fraunhofer und v. Roth, von Fr. v. Thiersch. — Die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie, von C. Prantl. — Rede zur Vorfeier des h. Geburtsfestes Sr. M. des Königs Maximilian II. nebst einer Darstellung über das Leben und Wirken von J. A. Schmeller, von Fr. v. Thiersch. — Ueber den Chemismus der Vegetation, von A. Vogel jun. — 1853. Rede zur 94 Stiftungsfeier der k. Akad. d. W., von Fr. v. Thiersch. — Afrika vor den Entdeckungen der Portugiesen, von Fr. Kunstmann. — Rede zur Vorfeier des h. Geburtsfestes Sr. M. des Königs Maximilian II., von Fr. v. Thiersch. — Die classischen Studien und ihre Gegner, von J. G. Krabinger. — Die Bewegung der Bevölkerung in Bayern von Fr. B. W. v. Hermann.

5) Der Antrag zur naturwissenschaftlichen Erforschung des Königreiches war in Folge der Entlastung des Mannheimer-Reservefonds von einer Leibrente im Betrag von jährlich 1200 fl. am 14 Januar 1849 Seitens der k. Akademie gestellt worden, welche diese Rente für genannten Zweck in Anspruch nahm. Nach Berathung des Ganzen und Einzelnen durch eine Commission der II. Classe wurden als Sparten jener Erforschung:

1) die meteorologisch-magnetische durch Hrn. Conservator Lamont,
2) die hydrodynamische durch Hrn. Conservator Steinheil,
3) die mineralogisch-geognostische durch die Hrn. Conservatoren Schafhäutl und Franz von Kobell,
4) die phytologisch-botanische durch Hrn. Conservator v. Martius,
5) die zoologisch-paläontologische durch Hrn. Conservator Andreas Wagner zu besorgen —

bezeichnet, über deren Behandlung von den mit ihnen Betrauten einläßliche Berichte geliefert wurden.

Es kam auf je eine dieser Sparten nur der jährliche Betrag von 300 fl. (die fünfte Sparte ward auf die Regie der akademischen Casse überwiesen), Summen, welche bei Unternehmen, die durch umfassende Reisen

erſten Jahres zur Vollendung von zwei Werken geführt, die hiemit zur Vorlage kommen.

und Beobachtungen an Ort und Stelle mußten geführt werden und dazu Vorkehrungen, Apparate und Inſtrumente mehrfacher Art bedurften, allerdings in grellem Mißverhältniß erſcheinen; indeß galt es eben den Anfang zu machen, mit möglichſter Sparſamkeit zu verfahren (die Diäten wurden dabei auf täglich 2 fl. gerechnet). Hatte das Unternehmen in ſeinen erſten Reſultaten den erwünſchten Erfolg, ſo ließ ſich bei ſeiner Wichtigkeit auf weitere Hülfe rechnen.

Die königliche Genehmigung des Planes erfolgte am 18 Auguſt 1849. Schon im Herbſte dieſes Jahres wurde das Werk in Angriff genommen und in den folgenden Jahren 1850, 51, 52 fortgeſetzt. Nur die hydrodynamiſche Sparte erlitt durch den Abgang des Hrn. v. Steinheil nach Wien eine Unterbrechung. Die einzelnen Unterſuchungen ſollten als „Beiträge zur naturwiſſenſchaftlichen Erforſchung des Königreiches“ unabhängig von einander, aber übereinſtimmend in Druck und Ausſtattung veröffentlicht werden. — Schon im Jahre 1851 erſchien der erſte Beitrag der geognoſtiſchen Section: „Geognoſtiſche Unterſuchung des ſüdbayeriſchen Alpengebirges von Conſervator J. Schafhäutl, München in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt 1851 mit 44 Steintafeln, 1 Karte und 2 Tabellen. Als Anhang: Studien des königl. Bergmeiſters Heiler über die Lagerungsverhältniſſe des Gebirges und des Salzgebildes bei Berchtesgaden.“ Die Vollendung des Werkes in ſo kurzer Zeit wurde dadurch ermöglicht, daß dem Verfaſſer die Reſultate ſeiner früheren Unterſuchungen auf dieſem Gebiete zur Verfügung ſtanden. Um die Herſtellung der Ausgabe, ihre Ausſtattung und die Honorierung der Arbeit zu erleichtern, übernahm die Akademie die Hälfte der Druckkoſten und der Ausſtattung, ſowie 125 Exemplare zu 12 kr. den Bogen. Der die Akademie treffende Theil der Auflage wurde in jährlichen Raten aus ihrer Reſerve beſtritten. Uebrigens iſt zu erinnern, daß um dieſelbe Zeit auf Veranlaſſung unſeres Hrn. Collegen, Miniſterialraths v. Hermann, Mitgliedes der zweiten Ständekammer — bei Berathung des Budgets der noch laufenden Finanzperiode für den ſpeziellen Zweck der „geognoſtiſchen Unterſuchung der bayeriſchen Lande“ eine jährliche Summe war bewilligt worden. Der Antrag gieng auf jährlich 10,000 fl. und die zweite Kammer trat ihm bei der Wichtigkeit der Sache

Das eine, vom Hrn. Conſervator und Akade-

und des in Ausſicht ſtehenden großen Nutzens ſolcher Forſchung ohne Bedenken bei; auch die Regierung war unbedingt darauf eingegangen; doch die erſte Kammer beſchränkte die Bewilligung auf 5000 fl. jährlich; wie wir hören, weil der von ihrem Referenten darüber befragte Oberberg- und Salinen-Adminiſtrator, welcher ſeitdem mit ſeinen Anſichten zu Grabe gegangen iſt, erklärt hatte, er wiſſe nicht, was er mit ſo viel Geld anfangen ſolle. Die Unterſuchung wird übrigens vom Bergmeiſter Dr. Gümbel und den von ihm geleiteten Gehülfen geführt und ſteht unter der Controle einer Commiſſion, deren Mitglied Hr. Conſervator Schafhäutl iſt. — Dieſe Unterſuchung hat mit dem bayeriſchen Walde begonnen und bereits das Material von drei verſchiedenen Jahrgängen ihrer Arbeit geliefert. Zur Veröffentlichung iſt davon bis jetzo noch nichts gelangt, dieſe aber war in der letzten Zeit in ernſten Angriff gekommen. Eine Vereinbarung zwiſchen der Commiſſion der Akademie und der des Finanzminiſteriums bezüglich der Führung und Veröffentlichung ihrer geognoſtiſchen Arbeiten iſt von der Akademie in Antrag gekommen, damit doppelte Führung und Verſchiedenheit der Reſultate vermieden werde, welche weder der Sache förderlich iſt, noch den dabei betheiligten Perſonen zur Ehre gereicht.

Mit dem Schluſſe des Sommers 1852 waren die Arbeiten der meteorologiſch-magnetiſchen und der phytologiſch-botaniſchen Unterſuchungen, welche die Commiſſion auf Antrag des Hrn. Conſervators v. Martius an Hrn. Dr. Sendtner, Adjuncten der botaniſchen Anſtalt des Staates, überwieſen hatte, ſo weit gediehen, daß ihr Druck nicht zu verſchieben war. Die Summen fehlten, mit welchen die Akademie der Verlagshandlung die Herausgabe erleichtert hatte. Dazu mußte die Arbeit von Lamont, da ſie ungeachtet ihrer Wichtigkeit nur auf eine kleine Zahl von Käufern rechnen konnte, von der Akademie ganz in Verlag genommen werden. Dieſen Schwierigkeiten zu begegnen und um die Erſcheinung der beiden Werke nicht zum Nachtheil der Sache zu verſchieben, blieb nichts übrig, als die weitern Unterſuchungen ſelbſt auf zwei Jahre zu verſchieben und die dadurch gewonnene Summe von 2400 fl. für jene Zwecke zu verwenden. Indeß zeigte ſich, daß wenigſtens in dieſem zweiten Jahre die Unterſuchung nicht ganz ruhen kann. Es muß für die magnetiſchen Ortsbeſtimmungen der zweite Theil, für die botaniſche Sparte zur Unterſuchung

miker Lamont [6]), welchem die Sparte der elektrischen Untersuchungen aufgetragen ist, liefert ein möglichst vollständiges System magnetischer Constanten und Ortsbestimmungen im Königreiche und einiger angränzenden Staaten, in welche dieses System ausläuft und sich fortsetzt. In unmittelbarer Verbindung steht es darum mit dem im Jahre 1840 von Alexander v. Humboldt im Verein mit europäischen Celebritäten eingeleiteten großen Unternehmen, welches eine umfassende Ergründung des Erdmagnetismus, seine Bewegung, Declination, Aenderung und Störung und ihres Zusammenhanges mit dem Laufe der Sonne, seines Einflußes auf die physikalische Beschaffenheit der Atmosphäre zum Zwecke hat, eines Einflusses, von welchem Feuchtigkeit und Wärme, Gang und Bewegung der Winde und Stürme, sowie die Erträgnisse des Bodens wesentlich bedingt werden.

Was nun für das Allgemeine, was für das Ganze des Erdkörpers durch eine große Zahl weitgreifender Expeditionen und permanenter Institute in den vier Welttheilen geleistet wurde, das geschieht in Bezug auf Bayern durch das vorliegende Werk, in welchem die von dem Verfasser seit

der Alpen die Ebene des bayerischen Waldes gewonnen werden, da während dieses Sommers die geognostischen Untersuchungen des Finanzministeriums dort noch verweilen werden, und mit diesen die botanische im engsten Verkehr und Zusammenhang steht. Auch drängt die ichthyologische Untersuchung der bayerischen Seen gerade jetzt, wo mit ihr die künstliche Fischvermehrung in Verbindung gebracht werden soll. Ueber diese drei Puncte sind Seitens der Akademie die entsprechenden Anträge an das k. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten erstattet worden und wir sehen ihrer Genehmigung um so vertrauensvoller entgegen, da der Aufwand dieser drei Sparten für diesen Sommer nicht über 1500 fl. betragen würde.

6) Unter dem Titel: Magnetische Ortsbestimmungen, ausgeführt an verschiedenen Puncten des Königreiches Bayern und an einigen auswärtigen Stationen von Dr. J. Lamont. 1 Thl. enthaltend die allgemeinen Abhandlungen zur Bestimmung des Laufes der magnetischen Curven in Bayern. Mit 18 lithographirten Tafeln. München 1854.

vier Jahren mit Ausdauer und Genauigkeit vorgenommenen Bestimmungen der magnetischen Linien, ihr Zusammenhang unter einander und ihr Wechsel, als eine Arbeit vorgelegt werden, der wohl kaum irgend eine auf dem Festlande vorgenommene dieser Art an Manigfaltigkeit des Stoffes und Genauigkeit der Bestimmung der Tabellen und Zeichnungen gleich kommt [7]).

7) Die Wichtigkeit des Werkes wird es rechtfertigen, wenn wir den eben vorgetragenen Andeutungen den Bericht über dasselbe, dem sie für den Zweck der Rede entnommen sind, in den Anmerkungen vollständig folgen lassen.

„Daß bei der naturwissenschaftlichen Erforschung des Königreichs die Herstellung magnetischer Bestimmungen als eine Hauptaufgabe betrachtet worden ist, stand mit früheren Begebnissen in engem Zusammenhange. Schon im Jahre 1840, als Al. v. Humboldt im Vereine mit einigen der ersten wissenschaftlichen Celebritäten unsers Zeitalters den Impuls gegeben, und von jenen europäischen Staaten, die mit wohlberechneter Rücksicht auf die geistige Entwickelung der Völker in der Förderung großer wissenschaftlicher Unternehmungen einen rühmlichen Wetteifer zu entwickeln gewohnt sind, allenthalben Expeditionen und permanente Institute zur Erforschung des Erdmagnetismus ausgerüstet wurden, hatte Seine Majestät der regierende König, damals als Kronprinz, die an der hiesigen Sternwarte in gleicher Absicht begonnenen Anstalten durch fürstliche Munificenz zu entsprechender Wirksamkeit erhoben.

Während von jener Epoche angefangen bis auf den heutigen Tag die in steter Folge hervortretenden Aenderungen des Erdmagnetismus durch ununterbrochene Beobachtung ermittelt, und deren Zusammenhang mit dem Laufe der Sonne und den vielen daran sich knüpfenden physischen Vorgängen unabläßig verfolgt werden, bot sich ein zweites nicht minder wichtiges Problem zur Lösung dar. Wie die Sonne als einzige Quelle atmosphärischer Wärme an verschiedenen Puncten der Erdoberfläche in gar verschiedenem Maaße Stand und Aenderung der Temperatur bedingt, so äußert sich auch der Magnetismus der Erde an jedem Orte in anderer Weise. Diese Aeußerungen der magnetischen Kraft — die Richtung der Compaßnadel und die Stärke, womit sie in ihrer Richtung erhalten wird — in den verschiedenen Theilen des Köhigreiches durch Beobachtung zu ermitteln, bildete eine Aufgabe, die nicht

bloß vermöge innerer Beziehungen, sondern auch in so ferne, als sie dem bereits Begonnenen zur Ergänzung dienen sollte, besonderer Berücksichtigung würdig schien.

Auf Grund dieser Verhältnisse ist dem Conservator der k. Sternwarte der Auftrag zu Theil geworden, die zur nähern Erforschung des Erdmagnetismus erforderlichen Arbeiten auszuführen.

Die Messungen wurden im Jahre 1849 in Südbayern angefangen, und in den späteren Jahren nach Maaßgabe der verfügbaren Mittel über den bayerischen Wald, Franken, Schwaben und die Pfalz ausgedehnt. Der letztverflossene Herbst wurde vorzugsweise zur Herstellung eines Anschlusses an auswärtige Beobachtungen verwendet, und deßhalb in Berlin, Wien und Paris, wie früher schon in Brüssel und London, vergleichende Messungen angestellt.

Die sämmtlichen Ergebnisse dieser umfassenden Arbeiten sind es, welche die Akademie eben jetzt unter dem Titel „Magnetische Ortsbestimmungen im Königreich Bayern" durch den Druck veröffentlicht hat. Den Männern des Faches werden hiermit die magnetischen Verhältnisse einer bisher unerforschten Länderstrecke aufgedeckt und eine Sammlung von Thatsachen mitgetheilt, der wohl keine sonst auf dem Continent unternommene Operation an Reichhaltigkeit des Materials wie an Präcision der Bestimmungen gleich kommt.

Unabhängig von den höhern wissenschaftlichen Beziehungen betrachtet, bietet der Inhalt einfach ein Bild der gegenwärtigen Vertheilung des Erdmagnetismus innerhalb der Gränzen Bayerns dar. In dem Maaße, als man von Osten nach Westen fortschreitet, weicht die Nadel immer weiter von der Mittagslinie ab. In Süden ist die Kraft am schwächsten, in Norden stärker und ein allmählicher Uebergang findet in der Richtung von Süden nach Norden statt. Inmitten dieses gesetzmäßigen Verlaufes treten jedoch von Zeit zu Zeit auf kleinere Ausdehnung abnorme Verhältnisse ein. In der Gegend von Salzburg und in der Mitte des bayerischen Waldes, in der Umgebung von Bamberg und an der westlichen und nordöstlichen Gränze der Pfalz trifft man solche Unregelmäßigkeiten in besonders hervortretendem Maaße an. Die eigentliche Natur dieser bisher unerklärt gebliebenen Einflüsse muß erst eine tiefer eindringende Special-Untersuchung enthüllen. So viel scheint sich aber jetzt schon herauszustellen, daß die vorkommenden Einflüsse vorzugsweise in senkrechter Richtung sich äußern, und höchst wahrscheinlich isolierten unter der Erde befindlichen Massen ihren Ursprung verdanken. Ist einmal durch weitere Forschung der Zusammenhang von Wirkung und Ursache hergestellt, so mögen magnetische Messungen — außer ihren eigenthümlichen Beziehungen — im Gebiete der Geognosie von hoher Wichtigkeit sich erweisen.

Will man übrigens die in Bayern nun vollendeten Messungen richtig würdigen, so muß der höhere Zusammenhang mit den wissenschaftlichen Principien in das Auge gefaßt werden.

Der Weg, auf welchem die mathematische Erforschung der Naturkräfte in ihrer Entwickelung vorschreitet, ist nicht durch Willkür und Zufall bedingt: eine festbegründete Methode hat längst Geltung gewonnen, und durch die riesenhaften Fortschritte, zu denen sie geführt, den unzweifelhaftesten Beweis ihrer Zweckmäßigkeit geliefert. Als Grundlage bei dieser Methode wird gefordert, daß die Erscheinungen genau verzeichnet und in ihrem Verlaufe verfolgt werden. Was das Gebiet des Erdmagnetismus betrifft, so sind wir erst an der äußersten Gränze angelangt, und die Aufgabe des Forschers geht zunächst dahin, eine genaue Verzeichnung der Erscheinungen zu bewerkstelligen. Dies ist es nun, was durch die „magnetischen Ortsbestimmungen" erzielt wird; und darin liegt denn auch die eigentliche Bedeutung des Werkes: es ist eine Fundamental-Arbeit, auf welche jede spätere Untersuchung sich gründen muß."

Ein noch in der Ausführung begriffener magnetischer Atlas von Bayern wird dieses Werk als der erste Theil eines auf größeren Umfang berechneten Unternehmens abschließen, während der in der Vorbereitung begriffene zweite Band die Untersuchungen in das Einzelne zu führen bestimmt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede, vorgetragen bei der 95 Stiftungsfeier der k. Akademie der Wissenschaften am 28 März 1854.

(Fortsetzung.)

Wie das eben erwähnte Werk sich an die Magnetologie [8]) des Erdkörpers reiht, so knüpft sich das andere ebenfalls an eine neue von demselben größten Naturforscher der Epoche in das Dasein gerufene Wissenschaft, die von ihm Pflanzengeographie [9]) genannt wurde. Diese hat die Verbreitung der Pflanzenarten, die Einwirkung örtlicher Lage, die der Temperatur und Bodenbeschaffenheit auf die Vegetation zum Gegenstande, und zum Zwecke, die Gesetzmäßigkeit der unter der Zusammenwirkung dieser Factoren auftretenden Ordnungen und Gruppen der Pflanzen, so wie die Bedingungen des Lebens und Gedeihens bis in das Einzelne hinein darzulegen, dadurch aber für Landbau und Forstwirthschaft eine neue und festere Grundlage zu gewinnen.

Es stellt also diese Untersuchung dem Systeme der animalischen Organismen, ihres Ursprungs, ihres Gedeihens, ihrer Ausbreitung nach Gattungen und Arten ein analoges System der vegetabilischen Organismen entgegen, dessen sproßende und blühende

8) Die Benennung der hier aufgestellten Wissenschaft ist noch schwankend. Sie ist nicht Lehre vom Magnet oder von der magnetischen Kraft im Allgemeinen, wohl aber seiner Erscheinungen in Bezug auf den Erdkörper. Wäre sie die allgemeine Magnetologie, so stünde ihr zu, die offenbar den Weltraum erfüllende, die Bewegung des Lichtes retardierende stoffliche Wellung (den Aether) und in ihm den Magnetismus oder vielmehr beide, Aether und Magnetismus, als identisch darzustellen, um dann bei seinem Eintritt in die Atmosphäre des Erdkörpers ihn unter Afficierung derselben als Elektricität erscheinen zu lassen. Diese und die damit zusammenhängende Frage von Licht und Wärme und von den stofflichen Unterschieden und Verdichtungen liegen, als die Genesis der Natur bedingend, der hier auftretenden Lehre fern, die allein die Erforschung des Magnetismus am Erdkörper, die Gesetze seiner Bewegungen und ihre Folgen zum Gegenstande hat, also Magnetologie des Erdkörpers genannt werden kann.

9) Die Benennung der Pflanzen-Geographie war für den Anfang und das erste Auftreten dieser Erforschungen vollkommen berechtiget. Es galt das Vorkommen der Pflanzen nach Längen und Breiten ihres Wohnortes und nach ihrer Erhebung über das Meer zu bestimmen und ihre Erscheinungen auf Grund und Boden zu beziehen. Seitdem aber ist die Untersuchung mit Hülfe des Mikroskopes in das Innere der Gewebe und mit Hülfe der Chemie in die Beschaffenheit ihrer stofflichen Mischung eingedrungen und hat die dadurch gewonnenen Einsichten in Beziehung zu Bodenbeschaffenheit, Licht, Temperatur und Wasser gebracht, um aus der vereinigten Wirkung dieser Potenzen die Genesis und die Bedingungen ihrer Ausbreitung und ihres Gedeihens zu erklären. Sie ist dadurch allgemeine Phytologie des Erdkörpers geworden und es ist vielleicht hier der Ort, bei der Anzeige eines Werkes, in welchem sie mit Bezug auf Südbayern diesen Charakter in so vorzüglichem Grade entfaltet, diesen ihr allein noch entsprechenden Namen geltend zu machen.

Stämme, Geſchlechter und Familien einer vegetabiliſchen Bevölkerung ähnlichen Bedingungen der Fortpflanzung, der Verbreitung und des Gedeihens unterworfen ſind. Unter dieſem Geſichtspunkte einer regenerirten und allgemeinen Botanik ſtellt das vorliegende Werk die Phytologie von Südbayern, d. i. des ſüdlich der Donau gelegenen Theiles des Königreiches dar [10]). Sein Verfaſſer, Herr Dr. Sendtner, Adjunct der botaniſchen Anſtalt, wurde auf Antrag des Conſervators des botaniſchen Gartens, Herrn Dr. v. Martius, und unter Reſpicienz desſelben von der Commiſſion mit der Ausführung betraut, und hat ſich durch Auffaſſung und Behandlung des nun vorliegenden Theiles der Unternehmung des in ihn geſetzten Vertrauens vollkommen würdig erwieſen.

Er unterſucht in dem gegebenen Landestheile mit größter Sorgfalt die atmoſphäriſchen Einflüße der Luft und Temperatur, die phyſiſch-chemiſche Beſchaffenheit des Bodens, die Quellen, ihren Gehalt und ihre Wärme, die Lage der Hauptorte nach den Weltgegenden und verfolgt auf genetiſchem Wege die unter dieſen verbundenen Wirkungen ſich bildenden Pflanzengruppen, welche ſofort bezüglich ihrer Beſtandtheile, ihrer Standörtlichkeit und ihrer Vegetationsform erklärt werden. Er kommt auf dieſem ſorgfältig eingehaltenen Gang einer von dem Einfachen zum Zuſammengeſetzten fortſchreitenden Entwicklung bezüglich der 1692 Gebirgspflanzen, die er von Südbayern nachweiſt, zu wichtigen und großentheils neuen Reſultaten.

Eben ſo bedeutſam wie die wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe ſind auch die praktiſchen, die aus den nach dieſen Grundſätzen geführten Unterſuchungen unſerer Waldungen, Wieſen und weitverbreiteten Moore für das Gedeihen, für die Verhältniſſe des Ertrages und bezüglich der Moore für deren Culturfähigkeit gezogen werden.

Beide Werke dürfen darum als wahre Bereicherung ihrer Wiſſenſchaft, als Grundbücher bezeichnet werden, auf welche ſich jeder Bau dahin bezüglicher wiſſenſchaftlicher Disciplinen mit Sicherheit gründen läßt [11]).

Obwohl die uns hier gegönnte Zeit nicht geſtattet, in ihr Einzelnes des Weitern einzugehen,

10) Unter dem Titel: Die Vegetations-Verhältniſſe Südbayerns nach den Grundſätzen der Pflanzengeographie und mit Bezugnahme auf Landescultur geſchildert von O. Sendtner.

11) Der Bericht, welcher über Sendtners Buch eingegangen, iſt ebenfalls als eine vollſtändigere Anzeige ſeines Inhaltes zur wörtlichen Aufnahme geeignet. Er lautet:

„Die Ordnung in der Verbreitung der Pflanzenarten und die Geſetzmäßigkeit in dieſer Ordnung iſt der Gegenſtand der Pflanzengeographie, eines neuen erſt durch Humboldt ins Leben gerufenen Zweiges der Wiſſenſchaft, der ſelbſt wieder eine der wichtigſten Grundlagen bildet für den Landbau und die Forſtlehre. Von dieſem Standpuncte hat daher der Verf. die Vegetationsverhältniſſe Südbayerns, d. h. Bayerns ſüdlich der Donau, aufgefaßt.

Er verſtand unter Vegetationsverhältniſſen die Manigfaltigkeit der fertigen Pflanzendecke zugleich mit ihren äußern Urſachen. Das Beſtreben der Darſtellung gieng dahin, die Ordnung und Geſetzmäßigkeit dieſer complicierten Beziehungen evident zu erhalten, indem ſie von der Betrachtung des Einfachen auf die des Zuſammengeſetzten übergieng. Die Einflüſſe, von welchen die Geſtalt der Vegetation abhängt, laſſen ſich nämlich als einfache und zuſammengeſetzte betrachten. Die einfachen Einflüſſe ſind die allgemeinen Factoren der Vegetation, und ihrer Wirkung entſpricht ein Complex von Erſcheinungen, der ſich unter dem Begriff „Pflanzengruppen“ zu erkennen giebt (z. B. Pflanzenregionen, Pflanzen gewiſſer Bodenarten, Kalkpflanzen, Kieſelpflanzen, Waſſerpflanzen u. ſ. w.). Die zuſammengeſetzten, aus der Combination dieſer Factoren entſtandenen, bilden das, was man als Standörtlichkeiten zu bezeichnen pflegt (Wald, Wieſe, Moor u. ſ. w.) und dieſen Standörtlichkeiten entſprechen eigenthümliche „Vegetationsformen“, die aus den den herrſchenden Factoren zukommenden Pflanzengruppen hervorgegangen ſind.

Der Verf. folgt dieſem Entwicklungsgange. Er ſchildert erſt die Beſchaffenheit der einzelnen Factoren in Südbayern, ganz abgeſehen von ihrer Wirkung; dann aber wird ihre Wirkungsweiſe auf das Pflanzenreich unterſucht, die der einfachen und zuſammengeſetzten Factoren, der Pflanzengruppen und der Vegetationsformen.

Unter den Reſultaten der Unterſuchungen können folgende hervorgehoben werden.

Jeder Pflanzenart iſt ein beſonderer Verbreitungsbezirk angewieſen, deſſen Gränzen ſowohl nach den

können wir doch nicht umhin, einiger Beobachtungen zu gedenken, die auch ihrer Seits die Zusam-

Dimensionen der geographischen Länge und Breite, als nach der Höhe über dem Meere ihre bestimmte, sowohl von rein geographischen als von äußern damit zusammenhängenden Einflüssen abhängige Lage haben.

In Südbayern befinden sich 1692 Gefäßpflanzen (darunter 1274 Dicotyledonen, 375 Monocotyledonen, 43 Gefäßkryptogamen). Von diesen 1692 Gefäßpflanzen erreichen sämmtliche die oberste Gränze ihres Vorkommens nach der Elevation über dem Meere, ein nicht unbeträchtlicher Theil zugleich auch die Gränzen ihrer horizontalen Verbreitung, nämlich 362 Arten oder 22 Proc. Die Betrachtung dieser letzten Gränzlinien führt zu lehrreichen Resultaten. Es ergiebt sich, daß es vorherrschend südliche und östliche Pflanzen sind, die in Südbayern ihre Gränze finden, und daß die Flora dieses Gebietes bei weitem mehr zum Charakter der westlichen Nachbarländer als der östlichen hinneigt. Ferner sind es nicht Wasserscheiden, welche die Pflanzenarten trennen, sondern Flüsse. Mit Skandinavien hat Bayern ungleich mehr Ebenenpflanzen als Alpenpflanzen gemein.

Unter den Einflüssen des Klimas wurden die Wirkungen, welche die Unterschiede der Wärme auf die Vegetation hervorrufen, mit besonderer Sorgfalt untersucht. Da die Beobachtungen einzelner weniger Fälle leicht zu Täuschungen führen, so war schon deßhalb bei den Untersuchungen darauf Bedacht genommen worden, das den Schlüssen dienende Material so reichhaltig als möglich auszustatten. Es sind daher vom Verf. in den Alpen über 100 einzelne Bergbesteigungen vorgenommen worden, um die Höhen-Gränzen aller dort vorkommenden Pflanzenarten mit genauen Instrumenten zu messen. So gelang es z. B. für die obere Gränze der Fichte allein 167 Beobachtungen zu sammeln. Die daraus gezogenen Mittel dienten dann weitern Schlüssen zu genauen Anhaltspuncten.

Bei solchen Untersuchungen fand nun alles Berücksichtigung, was auf die Temperaturverhältnisse außer der Höhe über dem Meere noch von Einfluß ist. Die Resultate stimmten befriedigend mit den auf theoretischem Wege berechneten Bedingungen überein. Es zeigte sich unter andern, daß die Höhendifferenz der Baumgränzen, je nach der Lage gegen die verschiedenen Himmelsgegenden bei ihrer günstigsten Exposition, nämlich nach Südwest von ihrer ungünstigsten, der nordöstlichen 664 Par. Fuß beträgt, um welche letztere niederer ist. Nach der Berechnung des Hrn. Akademikers Lamont ist der

Unterschied gleicher Temperaturlinien an den bezeichneten Expositionen 638′. Ebenso übereinstimmend zeigten sich die Unterschiede der Pflanzengränzen in Thälern und an freien Berghängen mit den Temperaturbestimmungen, welche der bayerische Bergmeister Dr. Gümbel aus der Untersuchung der Quellwärme gezogen hat. Erstere betragen im Mittel 675′, letztere 651′. Um so viel rücken beide in den Thälern herab. Es hat sich ferner herausgestellt, daß die Pflanzengränzen in dem östlichen Theile unserer Alpen weit tiefer sind als in dem westlichen, im Vorderzuge derselben mehr als in dem Hauptzuge. Der Verf. hat den genauen Zusammenhang dieser Thatsachen mit Temperaturverhältnissen nachgewiesen, die Ursachen dieser Unterschiede erklärt, und den Werth ihrer Größe in Zahlen ausgedrückt.

Auch die andern klimatischen Einflüsse auf die Pflanzen fanden der Reihe nach ihre Behandlung. Einen wichtigen Abschnitt bildet die Beziehung der Pflanze zum Boden.

Bis in die letzte Zeit bekämpften sich unter den Pflanzengeographen zwei Ansichten, deren eine das Vorkommen der Pflanze rein von den chemischen Stoffen des Bodens abhängig wissen wollte, die andere bloß von dessen physikalischer Beschaffenheit. In dieser Frage ließ der Verf. die Thatsachen entscheiden, die aus der großen Zahl der Beobachtungen in Auswahl zu Gebote standen. Wie schon die Theorie erwarten ließ, gemäß welcher das Dasein der Pflanze das Vorhandensein der ihr nothwendigen Mineralstoffe im Boden voraussetzt, ließ sich in der That im natürlichen Vorkommen der Gewächse der chemische Gehalt des Bodens als nothwendige Bedingung nachweisen. Nach der Verschiedenheit dieser Bedingungen gestalten sich Pflanzengruppen, die von ganz anderer Gestalt sind als diejenigen, welche dessen physikalische Zustände hervorrufen. Nicht bloß erfordern die Pflanzen gewisse Mineralstoffe, sowohl im Allgemeinen als im Besondern, sondern es giebt auch solche Stoffe, deren Dasein gewissen Pflanzen schadet, obgleich sie andern erforderlich sind. Ein solcher Stoff ist z. B. der Ammoniak, der kohlensaure Kalk. Ebenso bestimmt, wie die Erfahrungen der Landwirthschaft, bewährte auch die Betrachtung der wilden Natur die Richtigkeit der bekannten Lehre des Hrn. Bar. v. Liebig von der Bedeutung der Mineralstoffe im Boden für die Ernährung der Pflanzen. So beweisen dieses unter andern die sogenannten Unkräuter, die nur den unorganischen und nicht den organischen Stoffen des Düngers folgen, und die wilden

mengehörigkeit der hier in Frage ſtehenden Wiſſenſchaften, der Phytologie, Chemie, Magnetologie und Geognoſie zur Anerkennung bringen.

(Schluß folgt.)

Pflanzen verrathen an Neubrüchen, wie z. B. in den Alpen an Felsſtürzen, deren Schutt aller organiſchen Stoffe entbehrt, den reichen Vorrath an beſtimmten löslichen unorganiſchen Stoffen als den Grund der Fruchtbarkeit u. ſ. w.

Die regelmäßige Aenderung, welche die Höhe über dem Meere in den Vegetationsgruppen hervorruft, bildet die Pflanzenregionen. Ihre Eintheilung geſchah früher nach willkürlich gewählten künſtlichen Principien, indem die einen die runden Ziffern in Fußen, oder nach andern in Metres ausgedrückt, andere Temperaturgrade, wieder andere das Auftreten einzelner Pflanzenarten maaßgebend machten. Der Verf. überließ dieſe Beſtimmung der Summe aller vorkommenden Pflanzen und unterſchied die Regionen nach denjenigen Höhenſtufen, wo ſich die meiſten Veränderungen in der Vegetation ereignen.

In der Darſtellung der Vegetationsformen gieng der Verf. ausführlich zu Werke, indem er nicht bloß genaue Rechenſchaft von ihrer Beſchaffenheit im Gebiete gab, ſondern ihre Beziehungen theils zu den Factoren, theils zu der Nutzanwendung in der Landesbewirthſchaftung entwickelte, ſo weit es der Umfang des Werkes geſtattete. In der Schilderung des Waldes wurde nicht bloß ſeine allgemeine Bedeutung im Haushalte des Staates auseinander geſetzt, ſondern die Naturgeſchichte jeder einzelnen Baumart nach neuen Originalen gezeichnet. Von dieſen Schilderungen empfängt die Lehre der Forſtwirthſchaft jedenfalls werthvolle Beiträge.

Die Reſultate der Unterſuchungen über die Moore haben ſich einer gewiſſen Vollſtändigkeit zu erfreuen durch die nachhaltigen Mittel, welche durch die Unterſtützung von Seite des h. k. Miniſteriums des Handels dem Verf. zu ihrer Unterſuchung dargeboten worden ſind. Keine Gegend in Süddeutſchland dürfte hiezu geeigneter erſcheinen als Südbayern, deſſen Moore einen Flächenraum von nahezu zwanzig Quadratmeilen einnehmen, eine Größe von manchem deutſchen ſouveränen Fürſtenthum. Die Erforſchung ihrer Urſachen, die Eigenheiten ihrer Bildung war um ſo wichtiger, als ſich zunächſt an ſie die Möglichkeit ihrer Cultur knüpft. Die Reſultate, welche der Verf. erlangt hat, ſind ebenſo neu als entſcheidend. Südbayern hat zwei weſentlich verſchiedene Formen von Mooren, die ſchon der Technik nicht unbekannt geblieben ſind, ſo daß ſie dafür die Unterſcheidung von Hoch- und Wieſenmooren in Anwendung brachte, ohne ſich jedoch Rechenſchaft von den Urſachen dieſer Verſchiedenheiten geben zu können. Der Verf. hat nachgewieſen, daß ihre Verſchiedenheiten in der chemiſchen Zuſammenſetzung des Bodens begründet ſind, indem die Unterlage der erſtern von kalireichen Thonſilicaten ohne kohlenſauern Kalk, die der letztern von einer eigenthümlichen Art kohlenſauern Kalkes, dem ſogenannten Alm gebildet wird. So ſind auch die Pflanzen, welche dieſe Unterſchiede charakteriſieren, in jenen Kieſel- und Kalipflanzen, in dieſen Kalkpflanzen.

Die Entſtehung der Moore ſteht mit geognoſtiſchen Verhältniſſen im Zuſammenhange, welche durch Holzſchnitte erläutert, ſind.

Die Verwendung der Moore, die Frage ihrer Culturfähigkeit findet vom Standpuncte der Wiſſenſchaft ſowohl eine allgemeine als ſpecielle Beurtheilung, welche in der richtigen Praxis die erſte Bedingung iſt. Die theoretiſch entwickelte Möglichkeit der Cultur findet aber auch in der Erfahrung ihre Beſtätigung. Entgegengeſetzte Erfahrungen beweiſen nur die Fehlerhaftigkeit der Maaßregeln, nicht die Unmöglichkeit des Gelingens. Die zu befolgenden Culturmaaßregeln ſind nämlich keineswegs für alle Moore dieſelben, und was in dem einen angezeigt iſt, iſt in dem andern direct ſchädlich. Die Natur giebt hierin die deutlichſten Fingerzeige. Wir ſehen z. B. die häufig ſich wiederholenden Ueberſchlämmungen durch die Iſar keine günſtige Veränderung in den Mooren ihrer Ufer hervorrufen, während die nämliche Schlammart in den Hochmooren die günſtigſte Wirkung hat.

Bei der ſpeciellen Schilderung der wichtigern Moore iſt auf die Bedingungen ihrer Cultur Rückſicht genommen worden. Der gelungene Verſuch einer 26jährigen Cultur in dem Pangermoore bei Roſenheim durch den verſtorbenen Forſtmeiſter von Laroſée erhielt einen ausführlichen Bericht. Die hiebei angewendeten Culturmittel und ihre Wirkungen wurden durch eine bildliche Darſtellung erläutert.

Das Werk ſchließt eine Aufzählung der im Bezirke aufgefundenen Gefäßpflanzen mit Angabe ihrer Verbreitung und ihres Vorkommens.

Außer 18 Holzſchnitten ſind dem Werke 9 Tafeln und eine Karte des Bezirkes nach pflanzengeographiſcher Eintheilung beigegeben."

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1854 Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.
Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede, vorgetragen bei der 95 Stiftungsfeier der k. Akademie der Wissenschaften am 28 März 1854.

(Schluß.)

Wie man weiß, hatte unser verehrtes Mitglied Baron Dr. v. Liebig, der Lehre, daß das Vorkommen der Pflanzen von der mechanisch-physikalischen Beschaffenheit des Bodens allein abhängig sei, die chemische entgegengestellt, nach welcher bezüglich des Bodens jenes Vorkommen allein von dem Vorrath und Verhältniß der in dem Boden enthaltenen löslichen Stoffe bedingt wird, und darauf die Agrikulturchemie gegründet. Was aus der Theorie und dem Bau der Culturgewächse sich als vollkommen begründet erweist, hat durch des Verfassers sehr zahlreiche und wohlverbundene Beobachtungen der wildwachsenden Vegetation sich dadurch bestätiget, daß Pflanzen, die an bestimmte Stoffe gebunden sind, da verschwinden, wo sie jener Stoffe entbehren, oder der Einwirkung anderer ihnen feindseligen ausgesetzt sind und daß die wilden Pflanzen, die Unkräuter, welche nur von den unorganischen Stoffen des Düngers sich nähren, an den Felsstücken der Alpen, die aller organischen Stoffe entbehren, aus ihrer nackten Unterlage und den löslichen unorganischen Stoffen derselben die ihnen nöthige Nahrung ziehen und in üppigem Wuchse gedeihen.

Ebenso merkwürdig ist für jene Zusammengehörigkeit der Magnetologie und Geognosie die Beobachtung von Lamont, daß die Bewegung der magnetischen Nadel auf der Linie von Traunstein über Regensburg nach dem bayerischen Walde von der durch die magnetischen Gesetze gebotenen Richtung in so auffallender Weise abweicht, daß die Erscheinung aus der zu Tage liegenden Beschaffenheit der Gegend und der Züge der Gebirge nicht zu erklären war. Da aber die verborgenen Einflüße sich vorzüglich in senkrechter Richtung äußern, so wurde der Verfasser zu der Annahme geführt, daß sie durch feste unter deren Boden, wo sie erscheinen, verborgene Gebirgsmassen erregt werden, indem, wie man weiß, große Massen festen Gesteines der Gebirge die Nadel stärker afficieren, als der alluviale Grund der Ebene. Er baute darauf die Voraussetzung, daß magnetische Messung außer ihrem Gebiete auch auf dem der Geognosie sich von hoher Wichtigkeit erweisen würde.

Dieser höchst merkwürdigen Erfahrung kommt nun auf dem Gebiete der geognostischen Erforschung, welche unabhängig von der akademischen durch die k. Berg- und Salinen-Administration unter Leitung des auch wissenschaftlich sehr befähigten Bergmeisters Dr. Gümbel geführt wird, die Beobachtung über die geognostische Beschaffenheit der Bodenfläche auf jener Linie der magnetischen Störungen erklärend entgegen, über welche Herr Dr. Gümbel, dazu eingeladen, sich dahin erklärt, die Gliederungen und Gesteinsbeschaffenheit der Flötzformation im bayerischen Alpengebirge seien so verschieden

und abweichend von den entsprechenden Verhältnissen und Formationen am Nordrand der großen bayerischen Hochebene, daß man die Entwicklungsformen von beiden nicht für bloße Modificationen der Erzeugnisse eines und desselben Bildungsmeeres halten könne. Es sei vielmehr Grund zu der Annahme vorhanden, daß beide in verschiedenen Meeresboden entstanden seien, und daß der sie bei ihrer Bildung trennende Gebirgszug in die große Spalte zwischen Alpen und Donau versunken sei, welche später mit tertiären, quartären und alluvialen Schichten eingeebnet wurde [12]).

Wir wünschen den Urhebern dieser Entdeckungen eines unter der Donauebene versunkenen Urgebirges Glück zu derselben, als zu einer fast schon zur Thatsache erhobenen neuen Bestätigung des alten: „nil mortalibus arduum“ und der Befähigung

12) Folgendes ist die Erklärung des Hrn. Dr. Gümbel über den beregten Gegenstand.

„Die Gliederung und Gesteinsbeschaffenheit der Flötzformationen in unserem bayrischen Alpengebirge sind so verschieden und abweichend von den entsprechenden Verhältnissen, welche die gleichalterigen Formationen am Nordrand der großen bayrischen Hochebene (zwischen Alpen und Donau) erkennen lassen, daß man beide Entwicklungsformen nicht für bloße Modificationen derselben Bildungen an verschiedenen Puncten des nämlichen Bildungsmeeres erklären kann.

Es ist vielmehr Grund vorhanden anzunehmen, daß beide in verschiedenen getrennten Meeresbecken entstanden, obwohl im zwischenliegenden Terrain in der gegenwärtigen Oberflächenbeschaffenheit eine solche trennende Gebirgsmasse nicht mehr besteht, sondern jetzt eine Ebene gefunden wird. Es muß daher angenommen werden, daß der einst als trennender Meeresrücken hervorragende Gebirgstheil in die große Spalte zwischen Alpen und Donau versenkt sei, welche später mit tertiären, quartären und alluvialen Schichten eingeebnet wurde.

Mit dieser Annahme stimmt höchst bemerkenswerth die interessante Beobachtung des Hrn. Akademikers Prof. J. Lamont überein, welcher in diesem flachen Schuttland bedeutende magnetische Irregularitäten fand, deren Grund nicht wohl in etwas Anderem als in jenem versenkten Urgebirgstheil gesucht werden kann.“

der verbundenen Wissenschaft auch in das Innere der Erde zu dringen und zu sehen, was dort dem menschlichen Auge für immer verborgen schien.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Februar 1854.

Von dem k. b. Oberlieutenant und Brigadeadjutanten Hrn. J. G. Heilmann in Ingolstadt:

Geschichte Baverns. Regensburg 1853. 8.

Die Kriegskunst der Preußen unter König Friedrich dem Großen. I. u. II. Abtheilung. Leipzig und Meißen 1852 u. 1853. 8.

Von dem Hrn. Grafen v. Mailath, z. Z. hier:

Geschichte der Magyaren. 4 und 5 Band. Regensburg 1853. 8.

Von der Société impériale d'archéologie in St. Petersburg:

Mémoires XVIII. Vol. 6. No. 3. St. Petersb. 1852. 8.

Von dem Hrn. Eduard Reusch in Tübingen:

Der Spitzbogen und die Grundlinien seines Maßwerkes. Mit XXV Tafeln. Stuttgart 1854. 4.

Von dem Hrn. J. E. Kopp in Luzern:

Geschichtsblätter aus der Schweiz. 1 Jahrgang. 2 Heft. Luzern 1854. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXVII. No. 22. 23. Nov. 24 — 26. Dec. 1853. Tom. XXXVIII. No. 1. Janvier 1854. Paris 1854. 4.

Von dem historischen Verein von Oberpfalz und Regensburg:

Verhandlungen. 15 Band. 7 Band neue Folge. Regensburg 1853. 8.

Von dem Hrn. Theodor Panofka in Berlin:

Zur Erklärung des Plinius. Antikenkranz zum dreizehnten Berliner Winkelmannsfest. Nebst 12 bildlichen Darstellungen. Berlin 1853. 4.

Von der Chemical Society in London:

Quarterly Journal. No. XXII. XXIII. 2 July. 3 Oct. 1853. London 1853. 8.

Von dem Comité de la langue de l'histoire et des arts de la France in Paris:

Bulletin des sociétés savantes missions scientifiques et littéraires. Tom. I. Janv. 1854. Paris 1854. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht 1853. Berlin 1853. 8.

Von dem Hrn. Grunert in Greifswald:

Archiv für Mathematik und Physik. 21 Th. 4 Heft. 22 Th. 1 Heft. Greifswalde 1853. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Kopenhagen:

Videnskabernes Selskabs Schriften. Femte Raekke. Naturvidenskabelig og mathematisk af deling. III. Th. Kiöbenhavn 1853. 4.

Tables du Soleil par P. A. Hansen et G. F. R. Olufsen. Kiöbenhavn 1853. 4.

Von der American Academy of arts and sciences in Cambridge:

Memoires. New series. Vol. V. Part I. Cambridge 1853. 4.

Von dem Hrn. Dr. Pfeiffer in Stuttgart:

Beiträge zur Geschichte der mitteldeutschen Sprache und Literatur. Nikolaus von Jeroschin. Stuttg. 1853. 8.

Von dem naturforschenden Verein zu Riga:

Correspondenzblatt. Sechster Jahrgang. 1852. 53. Riga 1853. 8.

Von dem Hrn. Dr. Schweigger in Halle:

Ueber stöchiometrische Reihen. Halle 1853. 8.

Ueber medicinische Missionsanstalten. Halle. 8.

Ueber die Auffindung der zwei ersten Uranus-Trabanten durch Lassell. Halle. 8.

Von dem Hrn. Kölliker in Leipzig:

Die Schwimmpolypen oder Siphonophoren von Messina mit 12 Tafeln. Leipzig 1853. 4.

Von dem Hrn. Rector Halm hier:

Bibliotheca scriptorum graecorum et romanorum Teubneriana. — Juli Flori epitom. de Tito Livio bellorum omnium annorum DCC libri duo. Luci Ampelii liber memorialis recognovit Eduardus Woelfflin. 1854. 8.

Von den Herren Baiter und Halm:

M. Tullii Ciceronis opera quae supersunt omnia ex recensione Jos. Casp. Orellii. Editio altera emendatior. Turici 1854. 8.

Von dem Hrn. Scheikh Mouhammad Ayyad El-Tantavy in St. Petersburg:

Traité de la langue arabe vulgaire. Leipzig 1848. 4.

Von dem Museum Francisco-Carolinum in Linz:

Dreizehnter Bericht. Linz 1853. 8.

Von dem Hrn. Franz Isidor Prochko in Linz:

Der erste Bauernkrieg im Lande Oesterreich ob der Ens. Linz 1849. 8.

Von dem Hrn. F. Vauquelin in Paris:

De l'application de la suture enchevillée à l'operation de l'entropion spasmodique. Paris 1853. 8.

Von dem Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresberichte. 18 Jahrgang. Schwerin 1853. 8.

Quartal-Bericht XVIII. 2. 3. XIX. 1. Jan. April. Oct. 1853. Schwerin. 8.

Von dem Hrn. Alfred Reumont in Florenz:

Il Cardinale Wolsey e santa sede. Firenze 1853. 8.

Von dem Hrn. v. Maurer dahier:

Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung und der öffentlichen Gewalt. München 1854. 8.

März 1854.

Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde. 6 Bd. 3 Heft. Darmstadt 1851. 8.

Periodische Blätter. Oct. 1852. Jan. 1853. Nro. 1. Mai 1853. Kassel. 8.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. Bd. 8. 2 Heft. Leipzig 1854. 8.

Von dem Hrn. Dr. Albrecht Weber in Leipzig:

Indiſche Studien. Beiträge für die Kunde des indiſchen Alterthums 3 Bds. 1 Heft. Berlin 1853. 8.

Von dem Hrn. P. A. Hanſen in Seeberg:

Entwicklung der negativen und ungeraden Potenzen der Quadratwurzel der Function ꝛc. Leipzig 1854. 8.

Entwicklung des Products einer Potenz des Radius Sectors mit dem sinus oder cosinus eines vielfachen der wahren Anomalie der Reihen. Leipzig 1853. 8.

Tables du soleil exécutées d'après les ordres de la société royale des sciences de Copenhague par P. A. Hansen et C. T. R. Olufsen. Copenhague 1853. 4.

Von der ſchleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur in Breslau:

Denkſchrift zur Feier ihres fünfzigjährigen Beſtehens. Breslau 1853. 4.

Von der Biblioteca universitaria in Piſa:

Annali delle università Toscane. Tom. I. II. III. Scienze cosmologiche. Fasc. I. II. Pisa 1852. 53. 4.

Annali. Tom. III. Scienze Noologiche. Fasc. I. Pisa 1853. 4.

Von dem Hrn. Dr. Steiner in Seligenſtadt:

Codex inscriptionum romanarum Danubii et Rheni. 3 Th. 1 Heft. Seligenſtadt 1854. 8.

Von der k. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Monatsberichte: December 1853. Januar 1854. Berlin. 8.

Von der Société vaudoise des sciences naturelles in Lauſanne:

Bulletin No. 30. Tom. III. Année 1853. Lausanne. 8.

Von der pfälziſchen Geſellſchaft für Pharmacie und Technik in Speier:

Neues Jahrbuch für Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XXVII Heft V. VI. November u. December 1853. Band 1. Heft 1. Januar 1854. Speier 1854. 8.

Von dem Comité de la langue, de l'histoire et des arts de la France in Paris:

Bulletin des sociétés savantes, missions scientifiques et littéraires. T. I. II. Livr. Février 1854. Paris. 8.

Von der Société Linnéenne de Normandie in Caen:

Mémoires. Années 1849 — 1853. Neuvième volume. Paris 1853. 4.

Von der Société des sciences naturelles in Cherbourg:

Mémoires. 1 Vol. 1 u. 2 Livr. Cherbourg 1852. 8.

Von dem Hrn. E. J. Pictet in Genf:

Matériaux pour la paléontologie suisse ou recueil de monographies sur les fossiles du Jura et des Alpes. I Livr. Genève 1854. 4.

Von dem Hrn. C. v. Littrow in Wien:

Annalen der Sternwarte in Wien. 3 Folge. 3 Band. Jahrg. 1853. Wien 1854. 8.

Von dem landwirthſchaftlichen Verein hier:

Zeitſchrift. März III. 1854. München. 8.

Von der naturforſchenden Geſellſchaft in Görlitz:

Abhandlungen. 6 Bd. II. Heft. Görlitz 1853. 8.

Von dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher XX. 10 Jahrgang. 2 Bonn 1853. 8.

Das Judenbad zu Andernach. Einladungsprogramm zu der am Geburtstage Winkelmanns den 9 December 1853 ſtattfindenden Generalverſammlung. Bonn 1853. 4.

Von dem naturhiſtoriſchen Verein der preußiſchen Rheinlande und Weſtphalens in Bonn:

Verhandlungen. 10 Jahrgang. 3 und 4. Heft Bonn 1853. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in London:

Journal. No. CCXXXVI. No. V. 1853. Lond. 1853. 8.

Von dem Hrn. C. F. Sachſe in Dresden:

Beobachtungen über die Witterungs- und Vegetations-Verhältniſſe des Dresdner Elbthales während der Jahre 1847 — 1852. Dresden 1853. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Mai.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Alciphronis rhetoris epistolae cum adnotatione critica editae ab Augusto Meinekio. Lipsiae sumtibus et typis B. G. Teubneri MCXXXLIII. IV, 179. 8.

Von Menanders Witz und Geist hat sich ein Nachklang nicht bloß bei den lateinischen Komikern und Lucian, sondern auch bei Alciphron, dem trefflichsten unter den griechischen Epistolographen erhalten (vgl. den Artikel „Menander" von Preller in Pauly's Real-Encyklopädie IV p. 1779). Man wird unbedenklich die Annahme aufstellen dürfen, daß manche Charaktere, die jener ausgebildet hatte, leicht scizzirt in die vorliegende Briefsammlung übertragen worden sind, hie und da selbst mit Beibehaltung der eigenen Worte des Dichters; dergleichen Meineke p. 90, 93, 112, 123, 158, 173 nachweist*). Damit soll dem Alciphron das Verdienst sinniger Erfindung nicht abgesprochen sein, der frische und gewandte Ton seiner Briefe zeigt, daß er selbst in der Benützung fremden Gutes noch originell blieb.

Wie groß der Umfang seiner Sammlung ursprünglich war, ist bei der durchaus fragmentarischen Form, welche sämmtliche Handschriften in sehr verschiedener Weise darbieten, nicht mehr auszumitteln, gewiß aber rührt die Ordnung derselben in der seit Bergler feststehenden Vulgata nicht vom Verfasser selbst her, oder was sollte ihn bewogen haben, die Briefe der Fischer durch die der Parasiten I, 20 — 23, der Bauern I, 24 — 28, der Hetären I, 29 — 40, II, 1 — 4 zu unterbrechen, um III, 1 — 3 endlich zu jenen zurückzukehren, dann III, 4 — 8 Parasiten, 9 — 41 Bauern, und 42 — 72 abermals Parasiten redend einzuführen? Eher könnte die in Vat. 140 (*Ψ*) eingehaltene Reihenfolge für authentisch gelten; hier beginnen die Fischer, folgen die Landleute und dann die Parasiten; beide letzteren sind aber nicht vollzählig. Umgekehrt ist die Anordnung in dem vorzüglichen Ven. cl. VIII, 2, Parasiten, Landleute, Fischer. Nur die ländlichen Briefe hat Vind. 342, der beste Codex des Alciphron, in dem allein die zehn III, 32 — 41 stehen; nur die der Fischer, (außer den 4 parasitischen III, 4 — 8) enthält unser Pal. 155 (D), aus welchem die ersten 8 des dritten Buches in den Barberin. übergegangen sind. Etwas verwirrt ist die Ordnung im Par. 1696 (*Γ*).

In allen diesen Handschriften fehlen die Hetärenepisteln, welche sich vollständig im Flor. Plut. LIX, 7, in dem Pal. 132 (C) und in dem Par. 3050 (*Δ*) finden, theilweise im Par. 3021, 2832, 3054, Vind. 318 (*Π*, *Ξ*, *Φ*, A). Man muß sehr bedauern, daß gerade dieser anziehendste Theil der Sammlung der stärksten Corruption un-

*) Vielleicht ist auch III 73, 2 *οἵους ἡμᾶς ἡ φιλτάτη γῆ — τοὺς ἑαυτῆς τροφίμους ἀνεθρέψατο*, wofür Philostratus Imag. II. 24 (429, 3) *οἵους ἡ φιλτάτη γῆ· τοὺς ἑαυτῆς ἀθλητὰς ἀποτελεῖ*, aus derselben Quelle herzuleiten.

terlegen ist, denn die genannten Manuscripte halten mit den eben bezeichneten nicht von fern den Vergleich aus; ein umgekehrtes Verhältniß wäre zu wünschen, da die übrigen besser conservirten Briefe sich wie Vorstudien zu diesen ἑταιρικαὶ ausnehmen, welche nicht allein ausgeführter und umfangreicher, sondern auch mit einer viel größeren Feinheit, Delicatesse und Laune geschrieben sind.

Der Pal. C. und Par. *A* oder ein ihm ganz ähnlicher Codex liegen der Aldina von 1499 und der Genevensis 1606 zu Grunde, welche beide Ausgaben gar keinen kritischen Werth haben. Bergler setzte aus dem Wiener 342 und einigen Vatikanischen Handschriften das dritte Buch hinzu, sein Commentar war für jene Zeiten gewiß ein Meisterstück, der überdies viele evidente Emendationen enthält. Wenig hat Wagner geleistet; desto anerkennenswerther ist Seilers kürzlich erschienene Edition, namentlich durch die Vergleichungen vieler vorher noch nicht benützter Handschriften und die gut ausgestatteten Indices. In der Verwendung jener Hilfsmittel durfte der Herausgeber weniger ängstlich verfahren und überhaupt der Conjecturalkritik einen größeren Spielraum gewähren, wenn dem Leser die Lectüre nicht zu sehr erschwert werden sollte. Dafür hat nun die neueste Ausgabe, welche mit überraschender Schnelligkeit auf die von Seiler gefolgt ist, in reichem Maaße gesorgt. Meineke wurde bereits durch die Specialausgabe der Fragmente von Menander und Philemon veranlaßt, sich näher mit Alciphron zu beschäftigen, daher wohl manche Emendationen von älterem Datum sein mögen, wie es von *παρασκηνίοις* II, 4, 5 bekannt ist, andere sind aber durch die neugewonnenen Varianten hervorgerufen, wie viele im dritten Buch. Wir wollen unter der großen Menge derselben nur I, 18, 2 *ἠγάσθης*, 21, *κρίνον*, 39 .. *τὰ παρὰ πορφύραν πορφυρᾶ* II, 2, 9 *χωρισμὸν*, 4, 3 *δρῦς*, III, 1, 3 *αὐταῖς ἐνορχεῖσθαι ταῖς Χάρισιν*, 12, 1 *μεταξύ*, 48, 5 — *καλῶν χάριν οἴεσθαι*, 55, 4 *πεπρῖσθαι* beispielweise hervorheben, an die p. 92, 93, 103, 104, 105, 109, 116, 122, 123, 132, 142, 144, 149, 151, 162 vorgeschlagenen Ergänzungen, die p. 89, 98, 99, 105, 112, 124, 132, 136, 138, 147, 155, 157, 159 aufgedeckten Interpolationen erinnern, um dem sich dafür interessirenden Leser vorerst eine Vorstellung von der Wichtigkeit dieser Beiträge zu geben, und daran die Besprechung einiger Stellen knüpfen, über welche wir anderer Meinung sind. Dabei wird mehreremale Keil's Recension von Seilers Ausgabe (Jhrb. f. Phil. LXVIII, 37 sqq.) zu berücksichtigen sein.

I, 1. Es würde für unsern Pal. 132 (C) einen Beweis besonderer Trefflichkeit abgeben, wenn sich bestätigte, was zu §. 4 Seiler in der kritischen Note sagt: *τὰς ἀσίλλας* Hemsterh. ad Hesych. col. 589 Alb. — ex C nihil enotatum, unde coniicias, eum habere *ἀσίλλας*. Aber er hat, wie die meisten andern *τὰς εἴλας*. Aus dem zunächst folgenden *ὑπὲρ αὐτῶν* will M. mit Tilgung von *καὶ* und veränderter Construction *ἀπ' αὐτῶν* machen; eher liegt darin ein Adjectiv im Sinne von *ὑπεραίσιον* oder *περιούσιον*, *περισσὸν* verborgen.

I, 2. An *τὸν βυθὸν ἀποξύνουσι* ist wohl nichts auszusetzen, da die Geschäfte des Landmanns häufig metaphorisch dem Fischer beigelegt werden; man vergleiche die von Seiler zu I, 4, 1 gesammelten Stellen, namentlich Anthol. Pal. IX, 242 *πόντου ἀροτρευτήρ*, und Callimach fr. 436 *ἀρότας κύματος Ἰονίου*. In demselben Brief möchten wir nicht wie M. das von *Γ* dargebotene *κομίζειν* nach *ἐπέταττε* verschmähen, denn daß der lateinische Sprachgebrauch von imperare auch hier Anwendung finden müße, wird erst noch zu belegen sein. Ebenda haben die Worte *τὰ ἐκ τῆς θαλάττης ἔρια, ἃ φύεται ἐπιεικῶς ἐν εὐρυνόμης λῆμνον* viele Vermuthungen hervorgerufen. Mit Uebergehung der Aelteren begnügen wir uns die drei neuesten anzuführen: Lobeck Pathol. serm. Gr. elem. I, p. 34 schlug vor *ἐν Εὐρυνόμης λειμῶνι*, Keil (Neue Jahrb. für Philologie LXVIII, 48 *ἐν Εὐρυνόμης τεμένει*, Meineke hier (p. 88) *ἐν Ἑρμιόνης λιμένι*, mit dem Zusatz: Hermionensium portum si marinae lanae, de qua Salmasius ad Tertullianum de pall. p. 218 et Casaubonus ad Athen. III, p. 89 egerunt, feracem fuisse alio quodam testimonio constaret rem confectam dicerem. Nunc incerta res est, nec mirabor, si quis me ipsum cum ceteris hariolatum esse dixerit? Allerdings hätten die Leute erst eine weite Fahrt von Munychia nach

Hermione machen müßen, um den Befehlen ihres Herrn nachzukommen. Daß nun der Einwand, ein Ausdruck wie ἐν Εὐρυνόμης λειμῶνι oder τεμένει ſich übel im Briefe des Fiſchers ausnehme, wird durch die Vorausſetzung, daß jene irgendwie populär geworden ſeien, gehoben; für beide appellativa aber, die dem corrupten Λῆμνον nicht ſehr ähnlich ſehen, dürfte wohl δεμνίῳ eintreten, vgl. Pind. Nem. I, 3. Uebrigens wird man auch zugeben, daß neben dieſer poetiſchen Bezeichnung der Meerestiefe (nach Il. Σ, 398) der einfach proſaiſche ἐκ τῆς θαλάσσης ungehörig iſt, ferner daß ἐπειεικῶς auf ein Adjectiv, welches weggefallen iſt, nothwendig bezogen werden muß. Demnach ſchrieb Alciphron etwa ſo: καὶ τὰ ἔρια, ἃ φύεται ἐπιεικῶς δυσεύρετα ἐν Εὐρυνόμης δεμνίῳ. Das ἐπενθήσαμεν am Schluß des Briefes iſt nicht mit der Lesart in A ἐποθήσαμεν zu vertauſchen, vgl. Lys. XXXII, 11.

I, 4. Für δημοτικὰ διαπράττονται will M. δημιουργικὰ δ. leſen, weil jenes nur von der Staatsverwaltung verſtanden werden könne. Vielleicht iſt dieſe Behauptung da gegründet, wo es ſich um den ächten Atticismus handelt, aber Lucian ſetzt Paras. 1 die δημοτικὰς τέχνας den edleren wie μουσικὴ, ἰατρικὴ, ῥητορικὴ entgegen, und in dieſer Bedeutung wird man auch hier das Wort zu nehmen haben. In gleicher Weiſe ſcheint auch I, 6 σὺ δὲ ῥᾴδιος ὢν τῷ ὀφθαλμῷ keiner Aenderung zu bedürfen, wenn man damit Luc. de merc. cond. 40 σὺ δὲ Ἕλλην καὶ ῥᾴδιος τὸν τρόπον zuſammenhält. Die μέτοικος aus Hermione, welche §. 2 als Verführerin des Euthybulus erſcheint, ſoll der Piraeeus ἐπὶ κακῷ τῶν ἐρώντων aufgenommen haben, denn ſie verſchlingt Alles, wie eine Charybdis. Für ἐρώντων lieſt eine Handſchrift ἐράντων, womit wir dem Wort, welches der Gedankengang des Briefes verlangt, etwas näher kommen; dies iſt weder ἐραστῶν noch ὁρώντων, ſondern χρημάτων. Die Einwohner des Piraeeus haben jene Hetäre zum großen Nachtheil ihres Vermögens aufgenommen, vgl. I, 18, 3.

I, 9. Die λιμηρὰ παραμυθία wird ſich als kräftigere Bezeichnung neben der λυπηρὰ behaupten können; das zweite παραμυθίαν ſcheint nur von fremder Hand zur Erleichterung des Leſers beigefügt, da es zu τὴν παρ' ἡμῶν ſupplirt werden ſoll; das dritte §. 3 πάντως γὰρ πρὸς τῇ καταβολῇ τἀργυρίου ἔσται παρ' αὐτοῖς τις διὰ σοῦ παραμυθία Διονυσίων ἢ Ἀπατουρίων τελουμένων fällt auf dieſe Weiſe nicht mehr als läſtige Wiederholung auf; für παρ' αὐτοῖς aber muß es wohl παρ' αὐτῶν heißen.

I, 12, 4. Hier hat Pal. 155 (D) nicht wie Seiler angiebt, χρυμοὺς καὶ θάλαττα φέρομεν ἅμα, ſondern wie Ven. χρ. κ. θάλατταν φ. α. φερομένων δὲ ἅμα. Daß φερομένων durch πλοϊζομένων zu erſetzen ſei, glauben wir weniger annehmen zu dürfen, als daß das erſte φέρομεν ἅμα geſtrichen werden müße, und der Bericht, welcher ſich zunächſt auf den Pamphilus bezieht, dann fortfahre mit τῷ δὲ ἅμα, ſo daß die parenthetiſche Bemerkung des Nauſibius einfach mit φέρομεν ſchließt. Die Zuſammenſtellung von χρυμοὺς und θάλατταν hat ſchon Keil (l. c. 50) verworfen und für die Lesart in Γ χρυμοὺς καὶ θάλπος ſich erklärt.

I, 15 bemerkt M. zu ἀδίκους αἰτεῖν χάριτας: haec si de muneribus intelligenda sunt quae quis praeter ius fasque expetit, satis mire locutus est Alciphro. Doch wird eine χάρις der Art eben ſo gut ἄδικος heißen dürfen, wie I, 20 die τύχη beides iſt: unverdient. Man vergleiche auch Menand. IV, p. 135, vs. 7.

I, 28 ſcheint G. Hermanns ἐρωτικὸν ἀναπνεῖς die von M. bezeichnete Lücke ſehr befriedigend auszufüllen. I, 30 iſt τυγχάνουσαι, aber ohne Artikel gewiß das Richtige, aber der Zuſatz τοῖς διδοῦσιν macht die Conſtruction unnöthigerweiſe ſchwerfällig, παρὰ τῶν ἐραστῶν geht ja vorher und die Beziehung auf dieſelben verſteht ſich von ſelbſt.

I, 34. Mit Bezug auf die von Thais gegen Euthydemus ausgeſprochene Drohung, daß ſie ſeinen Lehrer und Nebenbuhler zulaſſen wolle, nachdem ſie ihn bisher abgewieſen habe, muß ſie ſchreiben τὸ τέως μὲν οὖν αὐτὸν οὐ προσιέμην ſtatt τότε μὲν οὖν κτέ. Weßhalb im nächſten Satze περιβάλλουσα κοιμᾶσθαι M. einem Gloſſator zuweiſt, iſt nicht abzuſehen, es genügt, mit Seiler ἔχειν nach χρυσίον einzuſchieben.

I, 35, 3 muß wohl μικρὰ δ' ἔτ' ἐστί μοι

παραψυχὴ gelesen werden statt μ. δ' ἔπεστι, und in der Erwiederung I, 36, 3 πόθεν übergehen in τὸ λοιπὸν, an ἀώρῳ τάφῳ §. 5 hat, wie es scheint noch Niemand Anstoß genommen, wo doch ἀώρου τ. zu erwarten war.

I, 38. Die schöne Bacchis ist verschieden und hat dem Euthykles nur das Andenken an ihre Liebe hinterlassen: ἔρωτος ὅσον ἡδίστου τὸ τέλος οὐ πονηροῦ νῦν μνήμην. Abresch und Jacobs wollten ἡδίστου τότε, τοσοῦτον πικροῦ ν. μ., welchen M. folgt. Aber πικρὸς würde den Ausdruck des Widrigen und Vorwurfsvollen enthalten, dagegen war ἥδιστος τὸ τέλος jenes Liebesverhältniß in demselben Sinn, wie I, 34, wo Thais dem Euthydemus zuruft: ἐπιδειξώμεθα ἀλλήλοις τὸ καλὸν τέλος τῆς ἡδονῆς; jenes τέλος ist der Reiz, welchen der Moment des Liebesgenusses gewährt. Nur τοσοῦτον ποθητοῦ werden wir schreiben müssen für οὐ πονηροῦ, sonst kann sich die folgende Betheurung οὐ γὰρ ἐκλήσομαί ποτε Βακχίδος, οὐχ οὗτος ἔσται χρόνος nicht ungezwungen anschließen. In demselben Brief §. 4 spricht Euthykles von einem Satrapen, dessen glänzende Versprechen bei Bacchis ohne Erfolg geblieben wären: ἐσόβει εὐνούχους ὑπισχνούμενος καὶ θεραπαίνας καὶ κόσμον τινὰ βαρβαρικὸν καὶ ὅμως ἄκοντα αὐτὸν οὐ προσίετο. Keil (l. c. 47) glaubte das vielversuchte ἄκοντα ließe sich vielleicht halten, indem darin läge, wie unwillkommen ihm die Zurückweisung gewesen sei; aber das wird Niemand bezweifeln. Zu stark ist auf der andern Seite M's. κλάοντα, und wo solche Ausbrüche erotischer Desperation vorkommen, ist der Liebende in der Regel (vgl. I, 36) wirklich auf Thränen beschränkt und vermag durch nichts anderes seine Leidenschaft zu bezeugen. Eher wird ἱκετεύοντα (vgl. I, 31, 4) der hier dargestellten Situation entsprechen. Außerdem ist es sonderbar, daß die Athenische Hetäre durch einen barbarischen Schmuck gewonnen werden soll, vermuthlich heißt es κόσμον πάνυ βασιλικὸν, vgl. II, 3, 5 δεῖταί μου πάσας δεήσεις καὶ προτρέπεται βασιλικῶς ὑπισχνούμενος. Weiterhin §. 6 hat M. einen dankenswerthen Wink gegeben p. 106 in sequentibus verbis ἀρτίως μὲν latere opinor participium verbi, a quo dativi τοῖς ἡδίστοις ἀπολαύσμασι pendeant. Nur in Betreff dieses ἀπολαύσμασιν, welches M's. und auch Keils Conjectur für κολάσμασιν oder κολαύμασιν ist, können wir nicht zustimmen, denn dem φαιδροῖς ὄμμασι muß ein anderer holder Gegenstand an der Geliebten, etwas concretes also, entsprechen. Das werden die ἀγκάλαι sein (II, 3, 9 ἥδιον γὰρ — τὰς σὰς θεραπεύω μᾶλλον ἀγκάλας), denen nun was vorhergeht und folgt, sich etwa so accomodiren mag: τὰς ἡδίστας ἐκείνας ἀγκάλας ἐμοὶ συνηρμοσμένη.

I, 39 beginnt mit Vorwürfen, die Megara ihrer Freundin Bacchis macht; diese hatte sich, ihrem Adonis zu lieb, bei einem Festmale nicht eingefunden, zu dem an den Dionysien viele Hetären von der Glykera gebeten waren; οὐχ ἥκεις εἰ μὴ δι' ἐκείνην οὐδὲ τὰς φίλας ἰδεῖν γυναῖκας ἀνασχομένη. Diese Stelle ist sehr verschiedenen Curen unterworfen worden. Bergler schlägt vor: οἶμαι δι' ἐκεῖνον, was nach dem ersten Satz des Briefes die größte Platitude wäre, Keil will (l. c. 53) οὐχ vor ἥκεις streichen und δι' ἐκεῖνον lesen, mit der Version: „auf die Einladung der Glykera kämest du, ja, wenn du nicht verhindert würdest.“ Dagegen glaubt M. nur mittelst eines Zusatzes helfen zu können: sententia hoc fere postulat: οὐχ ἥκεις, οὐ μὴν δι' ἐκείνην [μόνον, ἀλλ'] οὐδὲ τὰς φίλας —. Auch Seiler ruft aus: locus sane mutilus et corruptus. Letzteres wohl, ersteres schwerlich. Schreibt man οὐχ ἥκεις, οὐ μὰ Δί' ἐκείνην κτλ., so ist ohne starke Aenderungen der Gedanke ungezwungen ausgesprochen, welchen hier Megara sagen zu müssen sich gedrungen fühlt.

II, 1, 6 hatte Bergler ohne Zweifel Recht, σοι nach κοσμεῖν zu tilgen, denn was Lamia und ihres gleichen bei andern Liebhabern thun, soll gerade bei Demetrius keine Anwendung finden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Mai.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Alciphronis rhetoris epistolae cum adnotatione critica editae ab Augusto Meinekio.

(Fortsetzung.)

II, 2, 2. Wenn Keil (l. c. 56) nicht das *ἀστομάχητον* der Handschriften durch Hinweisung auf ziemlich entlegene Quellen (auf einer Gemme Ficoroni's steht *ἀστομαχὶ* und astomachetus selber ist auf zwei lateinischen Inschriften nachgewiesen, bei Reinesius cl. 12 n. 124 p. 691 und bei Gruter DCCL. n. 14) einigermaßen gesichert hätte, würde Ref. ein anderes Prädicat proponiren, welches zugleich den Widerwillen der Leontion gegen die philosophische Unterhaltung, mit der sie Epikur langweilte, aussprächе: *ἀστοιχείωτον*. Dem Buchstaben nach näher, aber dem Gedanken der Hetäre wenig angemessen ist M.'s *αὐτομάχητον*, worüber er folgende Erklärung giebt: verbum *αὐτομαχεῖν* proprie dicitur de iis, qui suas ipsi causas defendunt, quod vides quam facile in eam sententiam deflecti possit, qua quis pro se ipse pugnare, vel sui iuris esse dicitur. Vom folgenden urtheilt er: graviter corrupta sunt, sed frustra coniecturis tentata. Post *ὄντως* fortasse lacuna indicanda et tum scribendum *ἐπεὶ πολιορκητὴν ἔχω τοιοῦτον κτέ*. Eine Lücke vermögen wir hier nicht zu entdecken, es wird genügen aus dem *ἐπὶ* vor *πολιορκητὴν*, in welchem Keil und Andere eine Abkürzung von *Ἐπίκουρον* sehen, welches zur Erklärung beigeschrieben worden sei, *ἐγὼ* zu machen, und mit Keil *τοῦτον* zu lesen; die Verfasserin des Briefes wird wirklich belagert, die Geliebte des Poliorketes erleidet solche Angriffe nicht. Die *διάσπαστοι ἐπιστολαὶ*, welche Epikur an jene richtete, trieben sie bis zur Verzweiflung; damit ist der weitschweifige Stil des Philosophen charakterisirt, weßhalb wir es nicht billigen können, daß M. *ἀδιαπαύστους* aus dem Flor. aufnahm, es liegt in jenem Prädicat mehr Spott als in diesem, mit welchem Leontion sich nur über zu viele Liebesbriefe beklagen würde; auch ist dasselbe schon mit den *ἐπιστολαὶ ἀδιάλειπτοι* zu Anfang des Schreibens gesagt. Epikur machte sich ihr besonders dadurch mißliebig, daß er bei ihr gern den schönen Timarchus, noch dazu seinen Schüler, verdrängt hätte. Sie führt ihn redend ein: *ὁ Ἀτρεὺς οὗτος ἔξελθε, φησίν, ἐκ τῆς ἐμῆς μοναγρίας καὶ μὴ πρόσιθι Λεοντίῳ*. So kann er sprechen, indem er sich für den Thyestes hält, der von Aerope dem finstern Atreus vorgezogen wurde. Aber dieser, wie Timarchus, hatte ältere Ansprüche auf den Besitz des geliebten Weibes. Daher fügt Leontion hinzu: *ὡς οὐ δικαιότερον ἐκείνου ἐροῦντος· σὺ μὲν οὖν μὴ πρόσιθι τῇ ἐμῇ*, und vergleicht endlich die Unverträglichkeit des ergrauten Anbeters mit der Duldsamkeit des jugendlichen: *καὶ ὁ μὲν νεανίσκος ὢν ἀνέχεται τὸν ἕτερον ἀντεραστὴν γέροντα, ὁ δὲ τὸν δικαιότερον οὐχ ὑπομένει*. So las man bisher, M. hat aus Flor. *ὕστερον* für *ἕτερον* eingeführt „quod res ipsa commendare videtur.“ Ob aber *ὁ ὕστερος ἀ.* nicht noch einen andern *πρότερος* vorauszusetzen nöthigt, der dem Timarchus ebenfalls entgegen wirkte? Uns scheint *ὕστερον* aus *ῥυσὸν* verdorben, *γέροντα* aber das Glossem davon; zu dem *ῥυσὸς ἀντεραστὴς* muß dann der in der Blüthe seiner Jahre Liebende den Gegensatz bilden, *ὁ ἐφ' ἡλικίας ἐρῶν*, vgl. I, 37, 4; der Satz würde

demnach so lauten: *καὶ ὁ μὲν νεανίσκος τὸν ῥυσὸν ἀντεραστὴν ἀνέχεται, ὁ δὲ τὸν ἐφ' ἡλικίας ἐρῶντ' οὐχ ὑπομένει.* Bei dem Gedanken, sich von ihrem Theuern trennen zu müssen, was nöthig wird, wenn sie dem Epikur entfliehen will, überfliegt sie bald Frost bald Hitze, ihr Herz ist wie umgekehrt: *ἄρτι ἀπέψυγμαι καὶ ἱδρῶ καὶ τὰ ἄκρα καὶ ἡ καρδία μου ἀνέστραπται.* Man hat sich viel mit diesen *ἄκρα* abgeplagt, Seiler versichert, daß es keiner Aenderung bedürfe: vertam sudo vel in extremis partibus, quod fieri non solet, nisi sudor sit vehementissimus. Dawider bemerkt Keil (l. c. 57) „man schwitzt stets nur an den äußersten Theilen des Leibes, darum scheint diese ausdrückliche Erwähnung ganz müßig." Er selbst will nach Porson's Vorgang *κατ' ἄκρας* lesen, nur mit dem Unterschied, daß Porson *κατάκρας* mit *ἡ καρδία* verband, nicht mit *ἱδρῶ*, was der Sinn giebt: „ich schwitze von oben herab, d. h. über den ganzen Leib ergießt sich der Schweiß." Vielleicht hat Alciphron an keine Extremitäten und auch kein Schwitzen von oben herab gedacht, sondern nur an einen schnellen Wechsel der Temperatur in dem fieberhaft aufgeregten Körper, das konnte heißen; *ἄρτι ἀπέψυγμαι καὶ ἵδρωκα παραχρῆμα* (*παραυτίκα?*).

II, 3, 7. Menander fügt seinem Brief von Glykera den des Ptolemäus bei *ἵνα μὴ κόπτω σε δὶς καὶ τοῖς ἐμοῖς καὶ τοῖς ἐκείνου γράμμασιν ἐντυγχάνουσαν.* Und doch muß die Freundin jetzt beide Briefe lesen. Daher bemerkt M.: „haec corrupta esse et contrariam potius requiri sententiam iam olim indicavi; quod enim Reiskius aliique existimant, scriptorem eorum quae in prima (priore?) harum epistolarum scripserat immemorem hariolatum esse (II, 4, 2), non video equidem quo quis iure id contendat. Fortasse lenissima correctione vitium ita tolli potest, ut scribatur *ἵνα δὴ κόπτω σε δὶς* scilicet ut bis te fatigem et meas et regis literas legentem. Ironicus orationis color ab hoc loco non alienus est." Diesem Vorschlag steht aber das Folgende entgegen: *ἃ δὲ ἐπιστέλλειν αὐτῷ ἔγνωκα βούλομαί σε εἰδέναι*, es setzt voraus, daß Menander etwas übergangen habe, und dies ist natürlich die ausführliche Inhaltsangabe von dem Briefe des Ptolemäus, wie bereits Keil erinnert (l. c. 58). Kurz vorher §. 6 kann der Satz *ἀλλ' ὄψεται καὶ βουλεύσεται τὰ ἴδια οὗτος· ἐγὼ δὲ οὐ περιμενῶ βουλὰς* nicht so aus der Feder des Briefstellers geflossen sein, denn erstens wäre *τὰ ἴδια* eine nicht eben gratiöse Wiederholung aus §. 5, zweitens würde Menander der Glykera damit, daß er keine Rathschläge abwarte, ein schlechtes Compliment machen, endlich enthalten die Worte *ἐγὼ δὲ κτέ.* keine Antithese zu dem, was Philemon thun wird. Diese Schwierigkeiten lösen sich mittelst der Aenderungen *βουλεύσεται ἰδίᾳ — οὐ πρὸς ἐμαυτὸν μόνον βουλεύσομαι*, welche wenigstens den Zusammenhang des Schreibens hier herstellen dürften. Im §. 9 ist nicht nur das glücklich von Bergler constituirte *αὐλὰς* in den codd. ausgefallen, sondern auch ein locales Adverbium, etwa *οὗ*, welches der nöthigen Verbindung mit dem vorhergehenden wegen dem Text künftig eingereiht werden muß. In §. 10 will M. *φυόμενα* in *ὑμνούμενα* oder *καλούμενα* verwandeln, eher wird *ἀγαθὰ* zu streichen sein, denn *παρὰ τούτοις* kann, wie er selbst erinnert, nur auf die Hofleute gehen. Alle die schönen Dinge, welche das Leben bei einem König bietet, mag der Dichter nicht vertauschen *τῶν κατ' ἔτος χοῶν καὶ τῶν ἐν τοῖς Θεάτροις Ληναίων καὶ τῆς χθιζῆς ὁμολογίας καὶ τῶν τοῦ Λυκείου γυμνασίων καὶ τῆς ἱερᾶς Ἀκαδημίας.* Was ist *χθιζὴ ὁμολογία?* Jacobs schrieb dafür *ἀστικῆς στωμυλίας*, G. Hermann *σχολικῆς ὁμολογίας*, Meineke *χρυσῆς βωμολοχίας*, und behauptet gewiß so viel mit Recht, daß etwas cum publicis ludis coniunctum verlangt werde; aber Menander würde nicht vorzugsweise die ludicros et petulantes comoediae iocos mit dem Beiwort *χρυσοῦς* beehrt haben, und die *βωμολοχία* liegt der handschriftlichen Tradition schon ferner; die besten Bücher haben *ἀμαλογία* oder *ἀνολογία*, das leitet wohl auf *σεμνολογία*, als Bezeichnung der damals noch bestehenden Tragödiendichtung, welche M. unter den Vorzügen Athens kaum übergehen konnte. Schwieriger ist ein entsprechendes Adjectiv zu finden, denn *χορικῆς*, *τραγικῆς*, *θυμελικῆς*, *ἀγωνιστικῆς* — das alles stimmt entweder nicht zu den gewählten Namen, oder hat keine Aehnlichkeit mit dem corrupten Wort in den Handschriften. Menander fährt fort §. 11 *ποῦ γὰρ ἐν Αἰγύπτῳ ὄψο-*

μαι ἐκκλησίαν — ποῦ δὲ θεσμοθέτας ἐν ταῖς ἱεραῖς κώμαις κεκισσωμένους. Man hat auf πομπαῖς gerathen, wie Keil (l. c. 59), welcher C. Insc. 2144 citirt: στεφανηφορεῖν Ἐρετριεῖς πάντας καὶ τοὺς ἐνοικοῦντας κιττοῦ στέφανον τῇ πομπῇ τοῦ Διονύσου, oder auf κώμοις, wie Reiske, oder κώμαις zu halten gesucht, wie Bergk; Meineke gedenkt die Lesart κόμαις im Flor. durch Stellen wie Luc. de salt. 5 ἐν — πολιᾷ τῇ κόμῃ und Alciphr. III, 40, 3 ἡμίγυμνος ἐν τριβωνίῳ zu stützen, doch scheint das Epitheton ἱεραῖς dieser Interpretation entgegen zu sein. Angenommen, daß die Thesmotheten bei den dramatischen Aufführungen präsidirten, worauf der Epheukranz deutet, wird ἀγωνίαις (vgl. Plat. de leg. 765) hier am Platz sein. In §. 14 vermuthet M. einen Defect, denn ineptissime verba οὔτε στρατιώτας — φύλακας iunguntur superioribus. Non dubium est plura excidisse: itaque lacunae signa posui. Und doch scheint, wenn man nur mit Jacobs αἰδεῖται setzt für δεῖται, eine befriedigende Verbindung denkbar; weil Glykera keine mächtige Herrscherin ist, hat Menander mit ihr leichteres Spiel als mit Ptolemäus und solchen großen Herren, die einmal abwendig gemacht durch nichts mehr zu gewinnen sind. Daß der Rhein dem attischen Dichter nicht bekannt sein konnte, ist offenbar, darum wird seine Erwähnung Alciphron gewiß hier unterlassen haben, vielleicht nannte er aber den Strymon. Am Schluß des Briefes drückt Menander unter andern Wünschen, womit er den Ptolemäus apostrophirt, auch den aus: ἐμοὶ γένοιτο — τὸν ἐπ' ἐσχάρας ὑμνῆσαι καὶ' ἔτος Διόνυσον. Wir glauben in diesem Dionysos den von Eleutherä zu entdecken, welcher alljährlich laut der Angabe bei Pausanias I, 29, 2 in den Tempel bei der Akademie, natürlich in Prozession und unter Gesängen, getragen wurde, das war ein bedeutendes Fest für die Athener, vgl. Philostr. V. Soph. II, 235; 31 (549 ed. Ol.). Mit Annahme einer starken Corruption, dergleichen aber in den Handschriften des Alciphron manche vorkommen, wird es erlaubt sein zu lesen τὸν Ἐλευθερέα. Hätte der Schriftsteller von dem Δ. ἐν ἀγροῖς sprechen wollen, so würde er sich schwerlich des Ausdrucks τὸν ἐπ' ἐσχατιᾶς bedient haben, welchen M. hier als identisch mit ἐν ἀγρῷ setzt (p. 115). Zu dem Δ. Ἐλευθερεὺς würde der des Ptolemäus, von dem Glykera II, 4, 9 spricht, einen artigen Gegensatz bilden.

II, 4. Die Antwort der Glykera bietet auch manche Schwierigkeiten, deren sichere Lösung kaum zu erwarten steht, dar. So z. B. gleich §. 2. Die Freundinnen bemerken ihre Aufregung, welche Menanders Brief bewirkt hat, und fragen τί ἄρα, τί σοι τηλικοῦτον γέγονεν ἀγαθὸν, ὅτι καὶ ψυχῇ καὶ σώματι καὶ πᾶσιν ἀλλοιοτέρα νῦν ἡμῖν τις πέφηνας; καὶ τὸ σῶμα γεγάνωσαι. Hier ist τὸ σῶμα sicher corrupt, aber die vorgeschlagenen Aenderungen in τὸ ὄμμα τὸ στόμα, τὸ σχῆμα passen nicht viel besser, M. möchte es lieber ganz streichen; wir dachten an τοσοῦτον. Für σὺν τῇ β. σφραγῖδι hat der cod. Dorvill. συν ἑαυτῇ β. σ., das führt auf αὐτῇ (ohne σὺν). Auffallend ist gleich darauf ἔφρασαν statt ἤροντο, was man als Nachlässigkeit des Ausdrucks betrachten könnte, wenn A. nicht etwa ἐξήτασαν schrieb. Denn I, 14, 2, was M. citirt, giebt zu dieser Verwechslung keinen Beleg. Bei der Aufführung der Menandrischen Stücke steht Glykera, wie sie selbst §. 5 erzählt, neben dem Dichter in ängstlicher Spannung, so wie aber das Theater seinen Beifall zu erkennen giebt, umarmt sie ihn feurig; hier wird vor καὶ τρέμουσα die Interpunction wegfallen und nach τότε ein δὲ eingeschoben werden müßen. Sie nennt daselbst ihren Geliebten τὴν ἱερὰν τῶν δραμάτων ἐκείνην κεφαλήν. M. hatte gegründete Ursache zu erinnern „mirum non haesisse viros doctos in sacro illo fabularum capite“; doch mit der von ihm in Vorschlag gebrachten ἱερὰ τῶν Χαρίτων ἐκείνη κεφαλὴ kommt man auch nicht viel weiter. Es wäre möglich, daß der Verfasser der Briefe von Phalaris, wenn er den Stesichorus in sehr ähnlicher Weise als τὴν ἱερὰν τὴν ὑμνοπόλον ἐκείνην κεφαλὴν preist (ep. 76), unsere Passage oder eine gemeinsame Quelle vor Augen gehabt, mithin Alciphron mit Anwendung auf Menander diesen einen δραματογόνος oder auch δραματοπόλος κ. genannt hätte. Die Bereitwilligkeit, den Freund nach Aegypten zu begleiten, spricht Gl. jetzt in den Worten (§. 9) aus: παρεῖσα τὴν μητέρα — ἑαυτῆς ἔσομαι σημπλέουσά σοι· καὶ σφόδρα τῶν εὐθαλάσσων γεγένημαι, εὖ οἶδα (εὖ

δ' οἶδα haben (Δ Ξ) καὶ ἐκκλωμένης κώπης ναυτίας ἐγὼ θεραπεύσω, θάλψω σου τὸ ἀσθενοῦν τῶν πελαγισμῶν. Unſere unmaßgeblichen Conjecturen ſind für dieſe Stelle ἔψομαι — καὶ γὰρ σφόδρα — εὖ δ' οἶδα κἂν κυκλουμένης κ. ναυτιᾶς — θεραπεύσω σε καὶ θάλψω. Daß die Vergleichung der Gl. mit Ariadne wirklich lückenhaft ſei, was M. annimmt, dürfte noch einigem Zweifel unterliegen. In dem mehrfach behandelten καὶ ἐρημίαις ναυσικαΐς ſteckt vielleicht nur ein ſimples καὶ ταῖς ἐ. ἐκείναις, weder νησιωτικαῖς, noch Ναξιακαῖς u. dgl., und für ἡ πατρὶς (§. 10) werden οἱ φράτορες eintreten können. Die Freundſchaft der beiden Liebenden iſt darum ſo feſt, weil zu der Leidenſchaft, welche ſie für einander empfinden, die geiſtige Mittheilung hinzukömmt. Menander hat der Gl. in ſeinem Briefe geſagt: Du biſt mir Rath und Areopag und Heliaea; ſtolz darauf, daß jener ihr die Entſcheidung überlaſſen will, ob er nach Aegypten gehen oder in Athen bleiben ſoll, ſchreibt ſie (§. 12) ἔστι γὰρ ὡς βίαιος ἡ ἐμπαθὴς φιλία οὕτω καὶ εὐδιάλυτος, οἷς δὲ παραβέβληνται καὶ βουλαὶ, ἀρραγέστερον ἐν τούτοις ἤδη τὸ ἔργον οὔτε ἀμιγὲς ἡδοναῖς τε καὶ διὰ τὸ πλῆθος, οὔτε περιδεές· λύσεις δὲ τὴν γνώμην ὥς γε πολλάκις περὶ τούτων αὐτὸς νουθετῶν με διδάσκεις. M. corrigirt οὔτε ἀ. ἡ. ἔσται διὰ τὸ πάθος, οὔτε περιδεὲς διὰ τὸ ἦθος und vermuthet übrigens θήσει δὲ für λύσεις δέ. Davon wird ἔσται διὰ τὸ πάθος dankbar anzunehmen ſein, aber διὰ τὸ ἦθος führt von dem Gedanken ab, welchen Gl. aufſtellt und mit Variation wiederholt; dieſen gewinnen wir mit leichten Abänderungen: οὔτε γὰρ ἀμιγὲς ἡδονῆς ἔσται διὰ τὸ πάθος οὔτε περιδεὲς λύσεως διὰ τὴν γνώμην, ὥς γε (nicht ὅς γε, wie M. hat), und damit eine völlige Concinnität der Sätze, in welchen die Sicherheit des Verhältniſſes (τὸ ἔργον) dem εὐδιάλυτον der ἐμπαθὴς φιλία entgegengeſetzt wird. Die Conſtruction von ἀμιγὲς kann unter andern mit Luc. Anach. 25 belegt werden, die γνώμη Menanders heißt aber Gl. ſelbſt II, 3, 6. Zu den räthſelhaften ἄγρια φύλλα τῶν ἀνθρώπων, die ſchon eine Legion von Vermuthungen veranlaßt haben, ſollte man eigentlich nichts weiter beiſteuern, wenn ein Meineke in Bezug darauf erklärt de postremis — restituendis despero. übrigens gehen die Vorſchläge alle dahin, einen Pflanzennamen hereinzubringen; es wäre aber möglich, daß eine allgemeinere Bezeichnung wie τῶν μαντικῶν (Blätter von denen, die bei der Weiſſagung gebraucht werden) die Reihe der aufgezählten Gegenſtände ſchlöße. Wir kommen an die corrupteſte Partie des Briefes, wo Gl. bittet, ihr anzugeben, wie lange er ausbleiben werde: ἵν' ἐγὼ μὲν καταδράμω πρὸς σέ, τὴν δὲ Φρυγίαν ταύτην ἑτοιμάσωμαι ἤδη καὶ ἃ μελετᾶν πειράζεις ἀπὸ σαυτοῦ μὲ τὸν Πειραιᾶ καὶ τὸ ἀγρίδιον καὶ τὴν Μουνυχίαν καὶ κατ' ὀλίγον ὅπως ἐκπέσωσι τῆς ψυχῆς· οὐ δύναμαι ταῦτα ποιεῖν μὰ τοὺς θεούς, σὺ δὲ οὐ δύνασαι διαπεπλεγμένος ὅλως ἤδη μοι. Darnach ſcheint es, als wolle ſie den Argwohn äußern, Menander habe vor, durch ſeinen Aufenthalt im Piräeus ꝛc. ſich des Umganges mit ſeiner Freundin allmählich zu entwöhnen; wenn er den Verſuch wirklich anſtellen wollte, dürfte ſie ihm keine Viſite in Begleitung der Phrygeria machen. Dieſer Sinn würde ſich ergeben, ohne daß das Einzelne garantirt werden kann, wenn man läſe: ἵν' ἐγὼ — ἑτοιμάσωμαι, εἰ μὴ καὶ μελετᾶν πειρᾷ ζῆν ἐπὶ σαυτοῦ τὸν Πειραιᾶ καὶ τὴν Ἀγρυλὴν καὶ τὴν Μουνυχίαν οἰκῶν κατ' ὀλίγον ὅπως ἐκπέσω σοι τῆς ψυχῆς. οὐ δύναμαι ταῦτα ὑπονοεῖν μὰ τοὺς θεούς, σὺ δὲ οὐ δύνασαι ποιεῖν κτέ. M. ſagt sequentia item pessime habita sunt — suspicabar καὶ δὴ μελετᾶν πειράζεις ἀπὸ σαυτοῦ με — accusativi τὸν Πειραιᾶ — Μουνυχίαν a verbo μελετᾶν suspensi sunt nota structura, qua subiectum enunciationis relativae in obiectum primariae enunciationis transit. Sensus igitur fuerit: ac fortasse me operam dare conaris, ut Piraeeus, ut agellus, ut Munychia (quibus in locis Glycera cum Menandro versari solebat) sensim ex animo meo elabantur.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Mai.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Alciphronis rhetoris epistolae cum adnotatione critica editae ab Augusto Meinekio.

(Schluß.)

Diese Art zu reden ist indeß zu gekünstelt und geschraubt, und der Sinn, der in die Worte gelegt wird, scheint mit den nächstfolgenden Betheuerungen von Anhänglichkeit und Treue in keiner rechten Verbindung zu stehen. In dem oben vom Ref. proponierten Text ist *πειρᾷ* mit Bezug auf 19 *ὥστε πειρῶ* gesetzt; zwischen Piräeus und Munychia schien nur für einen andern Demosnamen Platz zu sein, *κατ' ὀλίγον* würde besser hinter *ὅπως* seine Stelle finden, *ταῦτα* ist von Jacobs (statt *πάντα*), dessen *οὐδὲ σὺ* durch die jetzt getroffenen Aenderungen überflüßig wird. In der Aufzählung der Stücke des Menander ist eine Lücke im Namen *Σικυώνιον*, darauf folgt *οὖν ἄλλο*. M. ergänzt *Σικυών[ιον, εἶθ' ὅτι] οὖν ἄλλο*. Aber nicht jedes andere würde dem Geschmack des Ptolemäus zusagen, weßhalb eher der Titel eines Stückes in jenem *οὖν ἄλλο* (etwa *Ξενολόγον*) versteckt sein mag. Wie kommt Gl. zu der Urtheilsfähigkeit *τὰ Μενάνδρου διακρίνειν?* Das hat sie die Liebe gelehrt: *σοφὸν ἔχω σου τὸν ἔρωτα καὶ ταῦτ' εἰδέναι δύνασθαι.* Ohne diese Triebfeder würde sie es nicht so weit gebracht haben, denn *αἰδούμεθα, μὰ τὴν Ἄρτεμιν ἀνάξιοι ὑμῶν εἶναι μὴ θᾶττον μανθάνουσαι.* Mit diesen Aussprüchen steht der dazwischen liegende *σὺ γάρ με ἐδίδαξας εὐφυᾶ γυναῖκα ταχέως παρ' ἐρώντων μανθάνειν, ἀλλ' οἰκονομοῦσιν ἔρωτες σπεύδοντες* wenigstens theilweise nicht in Harmonie, denn mit den letzten Worten wird dem Drängen der Eroten eine Wirkung zugeschrieben, die sonst ausbleiben würde. Gl. ist bescheiden und gesteht nur, durch die Scheu, von ihrem Freund für beschränkt gehalten zu werden, zu großer geistiger Anstrengung getrieben worden zu sein. Jenes *ἀλλὰ* enthält nun einen Wink, daß der vorhergehende Satz das Gegentheil aussprechen muß, und daß *ἐρώντων* verschrieben ist, etwa aus *ἑτέρων*. Gl. wird also gesagt haben *σὺ γάρ με ἐδίδαξας οὐκ εὐφυᾶ γυναῖκα παρ' ἑτέρων μανθάνειν, ἀλλ' οἰακονομοῦσιν ἔρωτες σπ.* Dasselbe Bild, wenn auch nicht in Bezug zu den Eroten, hat Alciphron I, 10 *ὑπ' ἀμηχανίας τῇ τύχῃ τοὺς οἴακας ἐπέτρεψαν.* Am Schluß des Briefes §. 21 hätte Berglers *ἀπήμονα* für *ἀκύμονα* Aufnahme finden sollen.

III, 2. Hier hat unsere Handschrift (155) nicht *κορικῶς*, sonder *κωρυκῶς*. Statt mit Valckenaer *ἥτις δέον* zu lesen, glaubt Ref. an eine tiefer gehende Corruption dieser Stelle, worauf eben die Ueberlieferung *ἥτις δὲ αἰσχύνεσθαι κωρυκῶς* führt; und da Meineke das Perfect *ἀπέξυσαι* in den Text gesetzt hat, wird es um so eher angehen, ihm ein entsprechendes zuzugesellen: *ἥτις δὴ αἰσχύνης ὠλιγώρηκας καὶ ἀπέξυσαι κτέ.*

III, 6. Artepithymos wird wohl §. 2 geschrieben haben *ἡ μὲν γὰρ ἀεὶ αἰτεῖ*, wie es die Natur der Sache mit sich bringt. Im folgenden Brief §. 6 möchten wir *ἀλφίτοις* mit *ἀκαλήφαις* vertauschen.

III, 11. Die Frau des Dryantides hieß vielleicht *Χιόνιον*, da *Χιόνη* ein häufiger Weibername

ist. Zu §. 3 ist die Anmerkung: *ἀμιλλᾷ ἐν ταῖς* sanum esse non potest, *ἀμιλλᾶσαι ταῖς* B (d. h. cod. Vindob. b) *ἄμιλλαι ἐν ταῖς* Ven. Fort. *ἐνάμιλλος εἶ* vel *ἄμιλλος εἶ*. Hesych. *ἀμιλλότεροι, ἐπὶ πλέον ἐρίζοντες*. Indeß möchte die Lesart jener besten Handschrift eher auf *ἀμιλλᾶσθαι* leiten, was dann von *διανοῇ* abhienge. Für die Construction vergleiche man, wenn es dessen noch bedarf, I, 11, 1, III, 70, 2.

III, 12, 2. Der Ziegenhirt Pratinas hat durch sein Flötenspiel die Heerde bezaubert, sie verläßt ihre Weide und lauscht seinen Tönen: *ὅλαι τοῦ μέλους ἐγένοντο· ἐγὼ δὲ ἐν μέσαις ταῖς ἡδοναῖς ἐμιμούμην τὸν παῖδα τῆς Καλλιόπης*. Wagner und Seiler hielten Reiskes *ἐν μέσοις τοῖς Ἡδωνοῖς* für eine treffende Verbesserung, obgleich die Edonen gar nicht hieher gehören, und nahmen es in den Text auf, M. setzt *ἐν μέσαις ταῖς νομαῖς* an die Stelle. Soll das die Ziegenheerde bedeuten, oder die Wiese, auf welcher Pr. sich hören läßt? Beides würde dem schon Erzählten keine neue Wendung geben, und die Aehnlichkeit mit Orpheus wäre so nicht genugsam motiviert. Das Publicum des thracischen Sängers waren alle möglichen Thiere, und hier müssen die Ziegen instar omnium sein; diese Auffassung ergiebt sich, wenn wir *ἐν μέσοις τοῖς κνωδάλοις* schreiben. In ähnlicher Allgemeinheit braucht Aristophanes Lys. 476 das Wort.

III, 13, 2. Die Note ante *μεμηνότων* errore typographi excidit *τῶν* hat sich aus III, 40 hieher verirrt, und zu III, 18 ist von eodem suasore bemerkt, was unter III, 19 stehen sollte.

III, 22, 3 dürfte *νεκρὸν* als überflüssiger und störender Zusatz zu streichen und mit einem bloßen *καὶ* zu vertauschen sein.

III, 24. Von einem Sclaven, der die Ziegen seines Herrn theils aufgezehrt, theils verhandelt hat, erzählt letzterer: *καὶ τῷ μὲν ἡ γαστὴρ τῆς κραιπάλης ἐμπίπλαται, καὶ τὰ λοιπὰ τῇ τενθείᾳ δαπανᾶται*. Kann man aber *κραιπάλη* auch von übergroßem Fleischgenuß brauchen? Und was sind *τὰ λοιπά*? Doch der Ertrag seines Verkaufs, der aber damit nicht verständlich bezeichnet wird. Deutlicher wäre *κρεωφαγίας* für jenes, und *τὰκ τῆς πωλῆς* für dieses, indem der Artikel vor *τενθεία* wegfiele. In §. 2 ist der ganze Satz *αἶγες δὲ — οἴχονται*, nicht bloß das von M. verdächtigte *αἱ πρότερον*, schwerlich ächt. Dasselbe möchte Ref. III, 51 von den Worten *τύμβον (οὐ) περιχυθέντος*, und III, 62 fin. von der Explication *ἐκεῖνος γὰρ λύτρα παρὰ τῶν μοιχῶν ἐπὶ τῇ γαμετῇ πραττόμενος ἀθῴους τῆς τιμωρίας ἠφίει* behaupten; kann sich auch von der Zweckmäßigkeit der Anrede mit *λαλίστερε τρυγόνος* neben *μακάριε τῆς γλώττης* in III, 29, 2 nicht überzeugen. Zu Anfang dieses Briefes begleitet M. die Worte *ἠπιστάμην σε — ἁπλοϊκὸν εἶναι ἄνθρωπον καὶ αὐτόχρημα τὸν ἀπὸ τῆς ἀγροικίας ἄγροικον* mit der Note: *ἄγροικον* Seilerus inclusit; fortasse recte, quamquam proverbialiter dictum videri potest *ὁ ἀπὸ ἀγροικίας ἄγροικος*. Eleganter Berglerus 'merum de rure rusticum'. Ehe indeß diese Eleganz durch analoge Fälle bestätigt wird, wird die Stelle für corrupt gelten müssen, vielleicht verschrieben aus *αὐτοχρ. τύπον τῆς ἀγρ.* mit Weglassung natürlich von *ἄγροικον*.

III, 37. Angenommen, daß Hermaphroditus einen Cultus in Alopeke neben der Aphrodite hatte, könnte die Schwierigkeit hier mit einer ganz kleinen Aenderung *τοῦ Ἀλ.* statt *τῷ Ἀλ.* gehoben werden. Für *ἀναμένουσα* §. 2 würde *πάσχειν μέλλουσα* jedes Falls richtiger sein, wenn nicht jenes Verbum selbst eine solche Bedeutung haben kann, was aber nicht wahrscheinlich ist.

III, 53 ist *ἐκ τῶν δωρημάτων* unpassend, denn der Zusammenhang verlangt die Bezeichnung des auf unrechtmäßige Weise erworbenen Gutes. M. fragt: An forte *ἐκ τῶν φωραμάτων* scribendum? at exemplum huius vocis habeo nullum. Itaque vide an fuerit *ἀδικημάτων*. Das läge zu weit ab, auch wäre der Plural auffallend, denn ein Diebstahl hat mehrere *δωρήματα* verschafft. Vielleicht genügt es *τοιούτων* einzuschieben.

III, 55, 10 ist *κεκληρωμένων* (die Vulgata) keiner ungezwungenen Erklärung fähig und *κεκλημένων*, was Bergler vorschlug, eine sehr wohlfeile Conjectur, nicht so nahe liegend M.'s *πεπληρωμέ-*

ων, was er mit Eur. Iph. T. 299 belegt. Der Schlußsatz des Briefes εὐδοκίμει δὲ μόνος ὁ τῶν σοφῶν λῆρος scheint einen Wink darüber zu geben, was an der fraglichen Stelle ursprünglich stand, etwa τὸ γὰρ θέαμα καὶ τὴν ἁμιλλίαν παρεῖχεν οὐδεὶς τῶν εἰς αὐτὸ τὸ ληρεῖν παρειλημμένων. vgl. III, 48, 2. Da die Philosophen sich so zum Besten gaben, waren andere komische Darstellungen überflüßig geworden. Ist dies der Sinn des Autors, so wird der vorhergehende Satz kaum anders lauten können als ὥστε ἡμῶν τῶν παρασίτων οὐδεὶς ἔτ' ἦν λόγος.

Die Fragmente, welche aus Par. 3021 (*H*) und dem Florentiner cod. bei Seiler zuerst vollständig erschienen sind, (bei Wagner ist das letzte und längste nur in einigen kurzen Sätzen erhalten, 'pauca ex eo frustula e Valckenarii Dorvillii Bernardi annotationibus petita collegit Wagnerus' sagt S.) halten wir, aufrichtig gestanden, nicht für ächte Erzeugnisse der Alciphronischen Muse, wenigstens sind sie von seinem Geiste sehr verlassen, mögen aber als Nachahmungsversuche gelten, wie sich manches an die Texte auch späterer Schriftsteller, z. B. des Dio Chrysostomus angesetzt hat. Das sechste Bruchstück, welchem nur weniges vom Anfang fehlt, könnte allenfalls Aristänetus gemacht haben, an dessen Art es überall erinnert.

Kayser.

---

1. Zur Erklärung des Plinius. Antikenkranz zum dreizehnten Berliner Winkelmannsfest geweiht von Theodor Panofka. Nebst zwölf bildlichen Darstellungen. Berlin 1853; gedruckt auf Kosten der archäologischen Gesellschaft. 22 S. 4. mit einer lithographischen Erläuterungstafel.

2. Die Hadeskappe. Programm des archäologisch-numismatischen Instituts in Göttingen zum Winkelmannstage 1853 von Dr. Karl Friedrich Hermann. Mit einer Steindrucktafel. Göttingen, gedruckt in der Dieterich'schen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kästner.) 33 S. 8. nebst Erklärung der Bildtafel und der Tafel selbst.

Schon seit dem Jahre 1851 liegen uns, mit Volumen V, C. Plinii Secundi Naturalis Historiae Libri XXXVII. Recensuit Julius Sillig *) auch die Kunstbücher dieses Encyclopädisten in dieser größeren Ausgabe, als die gereiften Früchte der seit beinahe dreißig Jahren unermüdeten Aufforderungen und Anstrengungen des von Thiersch, v. Jan u. A., besonders aber Jul. Sillig's selbst, als eine höchst erfreuliche Erscheinung vor; und wenn wir der besten der dabei benutzten Handschriften, des codex Bambergensis, gedenken, so hat auch in dieser Hinsicht Bayern den ersten Anspruch auf diesen der Wissenschaft und Kunst gewordenen literarischen Gewinn. Auch ist Bayern sowohl in Betracht kritischer Hülfsmittel als der Leistungen seiner Philologen und Archäologen, nicht ohne Antheil an dem für die Kunstdenkmäler des Alterthums so wichtigen griechischen Periegeten Pausanias geblieben, dessen Münchner Handschrift (Nr. 404 Augustan.) für die Schubart-Walzische Ausgabe theilweise verglichen ist (und für dessen so eben 1853 von Schubart allein begonnene Edition ich bei dieser Gelegenheit nach einer vor mir liegenden Probe auf die Copiae Victorianae aufmerksam machen will). — Doch darüber, so wie über eine andere gleichzeitige Schrift Panofka's: „Proben eines archäologischen Commentar's zu Pausanias mit 28 Bildwerken Berlin 1853," deren Einsicht mir noch nicht gestattet ist, wird wohl ein anderer Kritiker zunächst in dieser gelehrten Zeitschrift Bericht abstatten. Ich selbst muß mich vor jetzt auf die Anzeige der zwei oben angekündigten Schriften beschränken.

---

1) Hamb. et Gothae 1851; welcher Ausgabe nun auch noch ein Supplement aus dem Palimpsest des Plinius, das Hr. v. Bethmann beschreibt, in den Monatsberichten der Berl. Akad. 1853, S. 684, zu wünschen ist.

Der Verfasser von Nr. 1, den wir schon früher in diesen Blättern selbst als einen genialen Archäologen zu bezeichnen veranlaßt waren, kündigt nach einer Rüge der Gleichgültigkeit der meisten Philologen gegen das bildliche Alterthum, Zweck und Inhalt vorliegender Festschrift mit den Worten an (S. 3 f.): „Wir unternehmen es, in den folgenden Blättern an einigen wichtigen Stellen des Plinius nachzuweisen, welch' erheblichen Beistand die Kunstdenkmälerkenntniß für die richtige Auffassungsweise der classischen Schriftsteller anzubieten vermag. — Was aber den Inhalt des vorliegenden Programms betrifft, so dürfte die Wahl der darin behandelten Gegenstände ihn als ein zeitgemäßes Opfer zum Andenken des unsterblichen Gründers alter Kunstgeschichte (Winckelmann's) wohl hinlänglich rechtfertigen.

I. Gemälde im Tempel der Artemis Alpheionia in Elis.

1. Zeus in Geburtswehen der Athene; von Kleanthes. (Erläuterungstafel Nr. I.)
2. Die Einnahme von Ilios; von Kleanthes. (Erläuterungstafel Nr. 2.)
3. Artemis zu Greif; von Aregon. (Erläuterungstafel Nr. 3 und 4.)

Plin. Naturgesch. XXXV. [2]) 3. 5: „Die Frage nach den Anfängen der Malerei ist ungewiß und liegt nicht im Plane unseres Werkes. Die Aegypter behaupten offenbar in eitler Prahlerei, sie sei sechstausend Jahre früher als sie nach Griechenland übergieng, bei ihnen erfunden worden; die Griechen aber, die einen, sie sei in Sicyon, die andern aber bei den Korinthern erfunden, alle, indem der Schatten des Menschen durch Linien umzogen ward; daher ist sie zuerst eine solche, nachher mit einzelnen Farben auch monochromatos einfarbig genannt worden, nachdem die schwierigere erfunden war; und eine solche besteht noch jetzt; die Umrißzeichnung hat der Aegypter Philocles oder der Korinther Kleanthes erfunden."

„Ueber die Arbeiten dieses Kleanthes, welchen Athenagoras (Legat. pro Christian. 14. pag. 59. ed. Dechair) ebenfalls zu den ersten Erfindern der Graphik zählt, giebt uns Strabo VIII, p. 343 (p. 528. ed. Almel.) werthvolle Auskunft: „Im Tempel der Artemis Alpheionia sind Gemälde von Kleanthes und Aregon aus Korinth [3]), von ersterem die Einnahme von Ilios und die Geburt der Athene [4]), von letzterem Artemis, auf einem sehr ansehnlichen Greif hoch getragen." Bestätigend und ergänzend spricht sich über das zweite Gemälde des Kleanthes Athenäus VIII. p. 346. c. (p. 758. ed. G. Dindf.) folgendermaßen aus: „ich kenne auch das im Gebiet von Pisa im Hieron der Artemis Alpheiosa (*Ἀλφειώσας* Dindf., der in der Note die Variante *Ἀλφειώσης* angiebt, aber die beim Strabo l. c. nicht) aufgestellte Gemälde: es ist vom Korinthier Kleanthes; in demselben ist Poseidon dargestellt, dem Zeus bei seinen Geburtswehen einen Thunfisch herbeibringend, wie Demetrios (von Skepsis, Schüler des Krates) im achten Buch seines troischen Diakosmos erzählt." (Dieser *Τρωικὸς διάκοσμος* hatte dreißig Bücher; vgl. Fragg. Historicc. graecc. IV. p. 382. Panofka bemerkt mit Recht, daß jenes Bild bei Gelegenheit des Gemäldes „Zerstörung Trojas" ohne Zweifel mit beschrieben worden.)

(Fortsetzung folgt.)

2) Nicht XXX., wie hier und im Verfolg einigemal gedruckt worden, nämlich Vol. V. p. 206. Sillig. ed. maior.

3) *Ἐν δὲ τῷ τῆς Ἀλφειονίας ἱερῷ, γραφαὶ Κλεάνθους τε καὶ Ἀρήγοντος, ἀνδρῶν Κορινθίων κτλ.*

4) *Τροΐας ἅλωσις καὶ Ἀθηνᾶς γοναί.* Die letztere Ueberschrift führt auch ein beim Philostratus beschriebenes großes Gemälde, s. Imagg. II. 27. p. 430 ed. L. Kayser; vergl. jetzt Symbolik III. S. 427 f.; 523 f. dritte Ausg. und zur Archäologie III. S. 151 f., und daselbst die weiteren Nachweisungen. Hätte Hr. Panofka diese meine Schriften nachgelesen, so würde ihm nicht begegnet sein, was seinem gelehrten Amtsgenossen Ed. Gerhard früher begegnete, daß er auf der folgenden Seite (6) eine von mir selbst 1848 berichtigte falsche Deutung noch einmal erwähnt hätte (s. diese gelehrte Anzeigen 1852, Nr. 40. S. 327. II. 2).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Mai.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

1. Zur Erklärung des Plinius.
2. Die Hadeskappe.

(Fortsetzung.)

„In einer mehrfach bereits publicirten archäischen Amphora des Karlsruher Museum (Erläuterungstafel Nr. I.) glaube ich eine Copie dieses merkwürdigen Gemäldes des Kleanthes zu entdecken. Daß auf derselben Zeus mit Athene, nicht mit Dionysos, hochschwanger entgegentritt, hätte nicht in Frage gestellt werden sollen, da letzter Handlung nicht allein der vom Gewand verdeckte Schenkel, sondern weit mehr noch der Eileithyien nach dem Haupt des Zeus gerichtete Händebewegung entgegensteht. Nächst den beiden Geburtsgöttinnen vertritt links Hermes in dieser Scene des Hephaistos Stelle, schon durch sein Verhältniß zu Maja dazu berechtigt; seine zur Abwehr von Neid und sonstigem Bösen den Fascinus (*βάσκανος*) reproducierende rechte Hand steht zur Gebärde der Händeausbreitung der Eileithyien im Verhältniß negativer und positiver Hülfe. Daß übrigens die Vase wegen ihres beschränkten Umfangs nicht das vollständige Gemälde des Kleanthes wiedergeben konnte, erhellt einerseits aus dem Vergleich derselben mit zahlreichen andern gleichen Gegenstandes in alterthümlichem Styl, welche statt unsrer Vierzahl von Gottheiten, gewöhnlich eine Fünf- oder Siebenzahl derselben uns vor Augen führen, anderseits aber aus dem Mangel jenes von Athenäus näher beschriebenen Poseidon. Wer den von mir als Restaurationsversuch auf der rechten Seite des Gemäldes hinzugefügten Poseidon mit Thunfisch und Dreizack im Verhältniß zu den übrigen Figuren betrachtet, wird einräumen müssen, daß durch ihn die gesammte Composition an sinnigem, bisher vermißten Parallelismus wesentlich gewinnt.“

Wir geben nicht bloß diesem Anspruch des Verfassers unsere volle Zustimmung, sondern sind auch, indem wir auf der Erläuterungstafel den zwei Gruppen Nr. 1 (die Geburtswehen des Zeus) und Nr. 2 (der Tod des Priamos) unsere Blicke zuwenden, eine ungemein ansprechende Symmetrie anzuerkennen so zu sagen genöthigt. Ja wir finden auch die weitere Annahme unsers Archäologen, daß in jenem Tempel der Artemis Alpheiosa in Elis die zwei ersten Gemälde des Kleanthes die beiden langen Wände des Gebäudes schmückten, hingegen das Bild des Aregon (Artemis zu Greif, also nur eine einzige Figur) die schmale Hinterwand zwischen jenen beiden, der Thüre gegenüber, sehr glücklich und der inneren Ideenverbindung in den drei Malereien vollkommen entsprechend; aber nun verbietet uns die hier vorgeschriebene Kürze, den Entwickelungen des Verfassers zu folgen, wie er den *Ζεὺς λεχεάτης* (den Niederkömmler, wie Panofka übersetzt; s. Pausan. VIII. 12. 6. Vol. III. p. 123 ed. Schub. et Walz) mit dem *Ποσειδῶν Κυζικηνός* in Verbindung bringt; wie er den Namen der Stadt *Κύζικος* von *κύω*, schwanger sein, ableitet; wie dem mit der Athene schwangeren Zeus der Bruder Poseidon als hülfreicher Beistand erscheint; wie jener Gott als Winter die Athene hervorbringt, daß in diesem Mythus und seinen bildlichen Darstellungen die Geburt des Früh-

lings versinnlicht ist; wie einerseits auf der Karlsruher Vase der Widderkopf so wie auf deren Restauration der Thunfisch in Poseidons Hand als Zeichen der wieder eröffneten Fischerei und Schifffahrt (auch auf Erzmünzen dieser Seestadt) Symbole des Frühlings; wie auf dem anderen Bilde des Kleanthes, Troja's Zerstörung, „Pyrrhos" (der Feurige), indem er den greisen Priamos ermordet, die Idee des von jugendlicher Sonne herbeigeführten Winterendes treffend ausdrückt." [5])

Die Erörterung über das dritte Tempelbild in Elis eröffnet der Verfasser (S. 8) mit den Worten: „Insofern Strabo einen sehr stattlichen Greif als Träger dieser sonst nicht beschriebenen Artemis *Ἄρτεμις ἀναφερομένη ἐπὶ γρυπὸς σφόδρα εὐδοκίμου*) angiebt, müssen wir diesem Thier eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, und auf dem Gebiete antiker Kunst nach Bildwerken uns umsehen, wo Gottheiten auf demselben reitend uns begegnen", und bringt uns eine Bilderreihe zur Anschauung, der wir natürlich wiederum in ihrem Detail nicht folgen können. Wir heben nur Folgendes aus: erstens die Erinnerung an den Greifen als Beisitzer von Nemesis und Dike, deren Rad vorzugsweise unter seiner Obhut steht, und eine Greifgetragene Artemis, insofern sie den Begriff der Nemesis in sich aufnimmt, nicht bloß mit Rücksicht auf das Bild des Untergangs Troja's als Zeugniß ihrer unbesiegbaren Allmacht, sondern zugleich an das Bild der Geburt der Athene, deren Helm als der Verfechterin des Rechts nicht selten Greifen schmücken; zweitens die Bemerkung, daß wir für die Vorstellung dieser Artemis nicht sowohl im Kreise jungfräulicher Jagdgöttinnen ein Vorbild zu suchen haben, sondern unter den verschleierten Bildern, die den Begriff matronaler Naturgottheiten ausdrücken, einen angemessenen Typus zu wählen. Drittens die Ergänzung, daß dem Verfasser die Schrift von Christian Walz: de Nemesi Graecorum, Tubingae 1852, 4. mit 2 Bildertafeln, vortreffliche Dienste hätte leisten können; worüber ich mich jetzt auf meinen Bericht in diesen gelehrten Anzeigen, 1852, Nr. 10 und 11 berufen kann, jedoch nicht versäumen will, bei dieser Gelegenheit viertens mich auch selbst zu ergänzen, indem ich über eine Denkschrift vom Jahr 1848 mit einigen Worten nachträglich spreche, nämlich über: Raoul-Rochette Mémoire sur un vase peint inédit de Fabrique Corinthienne (in den Monuments de l'Institut Archéol. Tome IV. mit Pl. XL.); wo die colorirte Bilddarstellung einer verschleierten Frau zwischen einem Greif und einem Pferde erscheint, wovon der französische Archäolog (p. 30) die Deutung giebt: es sei die Nacht zwischen dem Greif, dem Symbol des Tags und dem Roß, dem der Nacht und des Todes, so daß der Lauf des menschlichen Lebens in seinen zwei Gegensätzen dargestellt sei. Dabei wird jedoch bei diesen als korinthisch

---

5) Mit dieser Deutung des Attributs eines Seegottes, des Thunfisches, und einer Kriegsscene fordert mich der Verfasser auf, an eine Erzählung des Herodot zu erinnern (I. 62), die ich nach der Uebersetzung Fr. Lange's in den Schlußworten hier mittheilen will. Pisistratus kommt auf seinem zweiten Zuge gegen Athen von Marathon bis zu dem Tempel der Pallanischen Athenäa, und lagert sich mit den Seinen den Athenern gegenüber: „Und daselbst trat den Peisistratos an durch göttliche Schickung Amfilytos von Acharnä, ein Seher; der trat ihn an, und sagte ihm im Sechsmaaß diesen Spruch:

Ausgespannt ist jetzo das Netz und der Hamen geworfen,
Und bald strömen hinein Thunfische bei nächtlichem Mondglanz.

Also sprach er in seiner Gottbegeisterung, und Peisistratos verstand des Spruches Sinn und sagte, er nähme ihn an und führte sein Heer vorwärts." Dachte Pisistratus dabei bloß an das Schicksal des im Netze gefangenen Fisches oder auch an dessen Namen *θύννος* und an *θῦνος* (impetus, bellum)? — So fragte ich nicht, dachte vielmehr an Sardi venales, und begnügte mich, den Spruch jenes Grafen anzuführen: „Zürich ist von meinen Herrschaften, wie ein Fisch vom Garn umgeben." (S. meine Note zur Stelle ed. Baehr et Cr. I. p. 155).

bezeichneten Vasenbildern des Korinthiers Aregon keine Erwähnung gethan. — Endlich fünftens, wenn Panofka (S. 10) ein Gemmenbild der Artemis des Aregon für entsprechend erklärt, so lassen wir das dahin gestellt sein; wenn er aber mit Anführung des Pausanias VI. 22. 5. von einer Artemis Alpheionia spricht, so heißt es dorten: Ἀλφειαίας Ἀρτέμιδος, aber auch nicht Ἀλφειαίας, wie Pape diese Artemis in Elis geschrieben (s. jetzt p. 477. 9. ed. rec. Schubarti). Diese etwas ausführlichere Besprechung des ersten Artikels über die Tempelgemälde von Kleanthes und Aregon trägt wieder dazu bei, des genialen Panofka's Geist und Art genügend zu charakterisieren, beides von ihrer vortheilhaften Seite, die sich in hellen Blicken und glücklichen Ausdeutungen kund giebt, als von der Kehrseite, welche in zu ausschweifender Hindeutung auf elementarische Dinge sich bewegt, der Manier Forchhammers gleich, dessen Schriften auch häufig angeführt werden, und zu häufig mit nicht immer ungezwungenen Etymologien spielet.

Ueber den zweiten und dritten Artikel muß ich mich nun desto kürzer fassen.

II. Wandgemälde im Juno-Tempel zu Lanuvium.

4 u. 5. Atalante und Helena. (Erläuterungstafel Nr. 5 und 6.)

Plin. Naturgesch. XXXV. (nicht XXX.) 3, 6 (p. 207 ed. maj. Sillig.) „Denn es war schon auch in Italien die Malerei eine vollendete. Es existieren wenigstens noch heutzutage Malereien älter als Rom, zu Ardea in heiligen Gebäuden, denen ich wenigstens keine gleichzusetzende kenne, die eine so lange Zeit des Daches beraubt sich wie frisch erhalten haben, auf ähnliche Weise zu Lanuvium, wo Atalante und Helena nah bei einander nackt gemalt sind, beide von vorzüglicher Gestalt, aber die eine als Jungfrau, nicht einmal durch den Einsturz des Tempels erschüttert; Gajus der Fürst (nämlich Caligula) hat von Wollust entzündet sie fortzunehmen versucht, wenn es nur die Beschaffenheit des Anwurfs gestattet hätte“ (si tectori, i. e. tectorii, wie Harduin giebt; über andere große Abweichungen s. man Sillig). Denn in diesem ganzen Artikel kann ich mich darauf nicht einlassen, dem Verfasser in seinen meistens glücklichen Beweisführungen zu folgen, und muß mich begnügen, zuvörderst einige kritische Berichtigungen ungenauer Citate, deren in dieser Schrift mehrere sich finden, nachzuweisen, etliche philologische Bemerkungen einzuschalten, und am Schluß das Hauptergebniß dieser ganzen schönen Parallele von Schrift- und Kunst-Werken mit den eignen Worten unsers Archäologen den Lesern mitzutheilen.

Demgemäß muß Seite 13 oben, wo von dem Bade der Helena im Hafen von Korinth die Rede ist, Paus. II, 2, 3. corrigirt werden, nämlich p. 107. supr. ed. Schub. rec. Sodann gebührt das Verdienst der Nachweisung der verschiedenen Helena-Quellen in altgriechischen Ländern dem Herrn Roulez (ad Ptolem. Hephaest. V. p. 27. und p. 107. ed. Lips. Aquisgr. et Brux.) — aber freilich das weit größere, der Ausdeutung aus Kunstdenkmälern, muß dem Herrn Panofka verbleiben. — Schon auf derselben und der folgenden Seite können wir mit unserm geistreichen Kunstforscher auf das fruchtbare Endergebniß übergehen. „Werfen wir, sagt er daselbst, einen letzten Blick auf die beiden Wandgemälde, so überrascht uns eben so sehr die Symmetrie ihrer Kunstformen als der Gegensatz ihrer Ideen. Hinsichtlich dieses letzteren bieten wir schließlich denen, welchen die von uns früher (im Programm Atalanta und Atlas, Jahr 1851 S. 9, 10) hervorgehobene kosmische Beziehung der Atalante und Helena auf Morgen- und Abendlicht weniger einleuchten mochte, zum Ersatz folgende Stelle des Athenäus [XIV, 618 d. [6])] zu

---

6) Vielmehr XV. p. 687, C. p. 1531. ed. Dindf., wo es heißt: Σοφοκλῆς δ' ὁ ποιητὴς ἐν Κρίσει τῷ δράματι, wo auf diese treffliche Verbesserung von Tyrwhitt, statt des handschriftlichen Κρησί,

ethiſcher Erläuterung an: „Der Dichter Sophokles führt in ſeinem Drama „das Urtheil“ Aphrodite als Göttin der Luſt (Ἡδονή) herbei, die ſich mit wohlriechendem Oel einſalbt und in den Spiegel ſieht, Athene dagegen, da ſie die Klugheit, den Verſtand und außerdem noch die Tüchtigkeit (Ἀρετήν) vorſtellt, ſich des Oels bedienend zu gymnaſtiſchen Uebungen.“ Eine ſolche Ἡδονή Wolluſt vergegenwärtigt meines Erachtens eine faſt nackt auf ihrem Peplos, der nur den linken Arm und das Bein verdeckt, knieende Frau, die ſich aufmerkſam in dem Spiegel beſchaut (Erläuterungstafel Nr. 7). Die auffallende Aehnlichkeit dieſer Vorſtellung mit unſerm Helenabild beſtimmte mich, ſie in dieſen Cyclus mit aufzunehmen; ſie kann durchaus nicht befremden, ſobald wir erwägen, daß Helena zu Hedone in eben ſo naher Geiſtesverwandtſchaft wie Atalanta zu Arete ſteht.“

III. Gemälde des Nikomachos.

6. Victoria oder Eos, von Plancus auf das Capitol geweiht. (Erläuterungstafel Nr. 8.)
7. Raub der Proſerpina im Tempel der Minerva ebendaſelbſt. Erläuterungstafel Nr. 12.)
8. Bacchantinnen von Satyrn mit Leidenſchaft erfaßt.

Die dritte Stelle des Plinius, welche der Verfaſſer zum Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen macht, ſteht in demſelben Buch XXXV. 10. 36 (p. 248 ed. maj.).

„Dieſen (dem Apelles, Zeuris und Protogenes) muß auch Nikomachus, des Ariſtaeus Sohn und Schüler (kurz vor Apelles) zugerechnet werden; er malte den Raub der Proſerpina, welches Bild auf Holz auf dem Capitol im Tempel der Minerva über der Capelle der Juventas war; und auf demſelben Capitol Victoria ein Viergeſpann in die Luft fortreißend (Victoria quadrigam in sublime rapiens), ein Gemälde, das der Feldherr Plancus geweiht hatte“ u. ſ. w., denn es folgen noch andere Angaben von Gemälden desſelben Meiſters, und die Notiz: „Und es gab keinen andern, der in dieſer Kunſt ſchneller war;“ worauf ſodann zum Beleg eine charakteriſtiſche Erzählung folgt.

Hierauf hebt Panofka das von Plinius angeführte Gemälde des Nikomachos hervor; erklärt nach einem Silberdenar der Gens Plautia mit dem Schrift- und Bildwerk: „L. Plautius, mit Maske von vorn. Rv. Plancus Aurora, den vier Sonnenroſſen voranſchwebend“ im Widerſpruch gegen andere Ausdeutungen, die Aurora oder Victoria auf der Vorderſeite der Münze, und das Haupt der Meduſa oder das Gorgoneum auf der Rückſeite aus der Vorſtellung in dem Gemälde des Nikomachus, welches als von Plancus auf das Capitolium geweiht von Plinius kürzlich beſchrieben wird.

Mit welchem Aufwand von Scharfſinn, Combinationsgabe, Beleſenheit und Denkmälerkunde die Ausdeutung dieſes Gemäldes ſo wie des andern (der Raub der Proſerpina) von unſerm Archäologen nun durchgeführt worden, darüber muß ich mir ungern verſagen in's Einzelne einzugehen, und mich begnügen, gegen den Schluß hin noch einige Sätze näher zu bezeichnen.

(Schluß folgt.)

aufmerkſam zu machen war; ſ. Sophoclis Fragg. p. 628. Vol. II. ed. Burnei. Lond. p. 206 und dorten die Nachweiſungen auf Luciani Dearum Judicium p. 252. ed. Wezst. und auf Ez. Spanh. ad Callimach. Lavacr. Pallad. v. 15.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Mai.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

1. Zur Erklärung des Plinius.
2. Die Hadeskappe.

(Schluß.)

So heißt es (S. 18 ff.): „Aus den angeführten Bildwerken und ihrer Erläuterung ziehen wir den Schluß, daß der Gegensatz zwischen Sieg und Untergang, gleichbedeutend mit dem von Morgen und Abend, der antiken Kunst gar häufig einen von neuern Künstlern und Archäologen nicht genug in Anschlag gebrachten geistreichen Vorwurf (Gegenstand) darbot. Denselben Ideengegensatz sprechen nicht minder klar und sinnig die beiden Gemälde des Nikomachos auf dem Capitol aus. Denn wenn das Gorgoneion als Sinnbild des Todes keines Beweises bedarf, [7]) so wird man uns zugestehen, dem Raub der blumenlesenden Kora durch das finstere Vorgespann des Pluton liege derselbe Sinn des Todes zu Grunde. Sein Platz über der Kapelle der Juventas wird denen nicht willkürlich gewählt erscheinen, welche sich daran erinnern, daß Juventas der römische Name für Hebe-Dia ist, und die von dem Sonnenadler Zeus aus ihrem nächtlichen und winterlichen Schlummer erwachende, von der Erde emporgetragene Tag- (Dies) und Frühlingsgöttin bezeichnet, also der Idee nach mit der Eos des Nikomachos zusammenfällt.“

Wie wir uns aber dies Bild zu denken haben, welches als Seitenstück ebenfalls eines Rundbildes componirt sein mußte, und nicht figurenreicher als das der Eos, nur Pluto mit Proserpina im Arm auf einem Viergespann enthalten durfte, darüber vermag ein unedirtes Erzmedaillon von Kyzikos mit demselben Gegenstand geschmückt (aus der herzogl. Gothaer Sammlung; s. die Tafel Nr. 12) eine befriedigende Auskunft zu geben. — Diese Aufschlüsse geben am Ende dieser Festschrift dem Verfasser zur Anerkennung zweier erst seit Winckelmann eingetretener höchst folgereicher Entdeckungen Anlaß. Die eine, die wir hauptsächlich dem Duc de Luynes und dem Hrn. Raoul-Rochette verdanken, daß dieselben vorzüglichen Kunstwerke auf Gemmen und Münzen als Schöpfungen ein und desselben Stempelschneiders uns entgegentreten. Die andere Entdeckung besteht in dem vorzüglich von älteren, besonders aber neuern Numismatikern, namentlich Cavedoni, Millingen und Streber gegebenen Nachweis von Copien berühmter Statuen und Gruppen in den Typen antiker Münzen. — „Daß aber drittens, schließt darauf der Verfasser mit den Worten, auch Nachbildungen berühmter Gemälde auf Münzen und Gemmen sich entdecken lassen, stand weniger zu erwarten, ergiebt sich aber dennoch unleugbar als Resultat der vorliegenden Forschung und empfiehlt sich als neue, für die Kunstgeschichte frucht-

7) Vergl. jetzt Raoul-Rochette, Notice sur les fouilles de Capoue, und daselbst das Basrelief in einem Grabe von Capua, worauf Perseus der Minerva das Haupt der Medusa darbringt; s. pl. I. mit der Erklärung; III. p. 35. Paris 1853. Ich werde unten bei dem Bericht über unser Nr. 2. zu S. 13 darauf zurückkommen.

bare Thatsache allen Wissenschaftsgenossen zu gewissenhafter Prüfung und glücklicher Nutzanwendung.“

---

2. Die Hadeskappe von K. Fr. Hermann.

Wenn der Verfasser in den großen Kreis seiner literarischen Leistungen die eigentliche Mythologie nicht hineingezogen hat, so habe ich daraus weder auf Abneigung gegen dieses Fach der Alterthumswissenschaften, noch auf Mangel an Beruf dazu bei ihm schließen wollen oder können, obgleich ich immer erwartet habe, daß sein mythologisches Verfahren hauptsächlich ein dialektisches sein, d. h. mehr im Kreise des Verstandes als der Einbildungskraft sich bewegen werde; womit jedoch keineswegs gesagt werden soll, daß er versäumen werde, aus dem Gebiete der Kunstdenkmäler, worauf er sich schon bisher durch andere Schriften einheimisch gezeigt, anschauliche Belege für seine Mythologumen beizubringen. Die Richtung, welche in der Regel unsers Verfassers Erörterungen nehmen, ist die der Abwehr alles Ausländischen von den Gränzen der griechischen Göttermythen und Heroen-Sagen, also im Ganzen die des sel. K. O. Müller; und wenn K. Fr. Hermann, als Nachfolger auf dessen Lehrstuhl, dieses System noch jetzt verficht, so könnte man dieses Verfahren bei einem Andern als eine Pietät gegen den Vorgänger erklären wollen, bei ihm jedoch, meinem vormaligen Zuhörer und fortwährend treuen Freunde, beruhet es auf längst gehegter eigener Ueberzeugung, und wenn es überhaupt würdig ist, seine Sache mit ehrlichen Waffen bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, so gehört gegenwärtig ein besonderer Muth dazu, das Ueberfluthen orientalischer Elemente über die hellenischen Gränzen in gewissen Schranken zu halten.

Nachdem ich mit diesen wenigen Zügen den Geist dieser gehaltvollen Festschrift hinlänglich glaube angedeutet zu haben, trage ich kein Bedenken, das Urtheil vorauszuschicken, daß sie in der Wahl des Gegenstandes sowohl als meistens auch in der Ausführung des großen Kunstheros, dessen Andenken sie gewidmet, würdig ist. Die Wahl könnte nicht glücklicher sein: die Aufgabe hat keinen zu großen Umfang und dabei doch eine reiche Manigfaltigkeit an Inhalt; — von oberasiatischer Lichtlehre an bis zu der Tarnkappe im Liede der Nibelungen. Die Ausführung aber ist so gelehrt und zeugt von so umfassender Bekanntschaft mit den Schriftstellern und Kunstdenkmälern, daß man den Forschungen des Verfassers in's Einzelne nicht folgen kann. — Und so will denn auch ich unmittelbar auf den Kern des Büchleins und einige Sätze lossteuern, worin unsere Wege auseinandergehen; sodann aus Schrift und Bild einige Belege für meine Antithesen beibringen. Schon kurz nach dem Eingang (S. 4) wird über Perseus, seine Attribute, Thaten und Schicksale in griechischer Sage der Ausspruch gethan: „— aber welche dieser Seiten man in's Auge fasse, so bietet keine derselben einen Grund dar, sie von Außen her auf griechischen Boden verpflanzt zu denken.“ Ueber des Perseus Flügel-Helm erklärt sich der Verfasser (S. 9) in folgenden Worten: „Dazu kömmt, daß gerade mit dem ausländischen Charakter, den die spätere Mythologie und ein Theil der heutigen Symbolik Perseus beilegen will, diese Kopfbedeckung und Helmzier nichts gemein hat. Perseus, erzählt Herodot (VI. 54. vergl. VII. 150 und 61) den Persern nach, war ein Assyrier und wurde dann Grieche, Perseus, sagt Creuzer, ist ein alter Sonnensohn aus dem hohen Asien, wie Dschemschid der Sonnenheld, der Jahresfürst, der mit goldenem Schwerte die Erde spaltet und befruchtet (Symbol. IV. S. 246); ich will nicht fragen, ob und welche Wahrheit in diesen Auffassungen liegt, wohl aber ob die griechische Kunst, die Perseus als einen ihrer Heroen auffaßte, gleichwohl jenen Ursprung durch diese Kopfbedeckung habe ausdrücken wollen oder können, und glaube nicht bloß um der Incongruenz der letzteren mit seinem übrigen Costume, sondern auch um ihrer selbst willen, solche Absicht entschieden leugnen zu müssen. Der ihr zu Grund liegende Typus ist, wie gesagt, die phrygische Mütze; daß diese aber Tiara geheißen, geschweige denn „an die uralte persische Königstracht und Priestertracht erinnert habe,

die unter dem Namen Kyrbasia einen solchen vorwärts sich neigenden Aufsatz hatte, nach und nach aber nun in diesen abgestumpften Wulst ausartete," ist eine Behauptung Böttigers (kl. Schriften II. S. 262; Kunstmythol. I. S. 422, u. Zoëga Abhandl. S. 153), die weder durch die persischen noch durch die neuentdeckten assyrischen Denkmäler bestätigt wird und am wenigsten dazu gebraucht werden kann, das Vorkommen jenes Typus bei Perseus durch eine assyrische oder persische Abstammung desselben zu motivieren" u. s. w.; denn in die weiteren Erörterungen, die nun mit großer Umständlichkeit über die verschiedenen Kopfbedeckungen des Perseus geführt werden, können wir, unserm Verfasser unmöglich folgen. Eines aber will ich festhalten, was ich schon oben zu Panofka's Schrift S. 18 berührte: In einem antiken Grabmal von Capua ist an der Vorderseite zu Häupten des Leichnams ein Basrelief befestigt, worauf der ganz unbehelmte und nackte, aber mit Flügelschuhen versehene Perseus der behelmten vollständig bekleideten Pallas-Athene das Haupt der Medusa übergiebt; wogegen sie ihm ihren Schild zum Anblick darbietet. Beide Personen sind ganz und gar in rein griechischem Styl und Costume gehalten, aber an der Wand der Hinterseite erscheint in ganz archäischem Charakter in der Mitte blätterartiger Windungen (Schnörkel) mit einem Aufsatz von Palmetten, ganz fremd dem griechischen Kopfputze, das Haupt einer Frau, welcher Palmetten-Aufsatz mit seinem Beiwerk sich bei den neuesten Ausgrabungen zu Nimrud = Nineveh in einer elfenbeinernen Thronverzierung ganz übereinstimmend wiedergefunden hat, und worin man mit Recht das Haupt der über Leben und Tod waltenden asiatischen Naturgöttin erkannt hat. [8]) —

Ich aber trage kein Bedenken auszusprechen: Dieser Perseus, wenn gleich unbekleidet und ohne Flügelhelm und völlig in griechisch-schöner Gestalt und Costumierung auftretend, ist dennoch der Assyrier, ist dennoch Mithras, der vermittelnde Lichtgott, der gerechte Todtschläger des Todes, dessen Schreckenshaupt er so eben der Lichtgöttin Pallas-Athene dargebracht; und so erscheint er hier, ihr huldigend, über dem Haupte des Leichnams, als beflügelter Herold des Lebens.

Aus der Untersuchung über die Hadeskappe selbst kann ich mir zum Schluß nicht versagen, folgende schöne Andeutung mit des Verfassers eignen Worten hervorzuheben (S. 20 f.). „Was aber die antike Kunst bestimmen konnte, eine Kopfbedeckung, die ihr von der Poesie als Hadeskappe überliefert worden war, gerade in die Form einer barbarischen Königsmütze zu kleiden, ist leicht einzusehen, wenn man nur die ältere griechische Vorstellung von der Existenz nach dem Tode im Sinne des Alterthums auffaßt, und damit die Vorstellungen combiniert, die sich für jene Zeiten mit dem Begriffe des Exils und des Aufenthalts im Auslande überhaupt verbanden. Das Exil galt der Todesstrafe gleich; aus seiner bürgerlichen Rechtssphäre herausgerissen glaubte sich der Grieche des besseren Theiles seiner selbst beraubt (vergl. Hermanns Staatsalterth. §. 9 Note 27); — was lag da näher, als umgekehrt auch den Tod als ewige Verbannung aufzufassen (aeternum exilium bei Horat. Od. II. 3. 28. vergl. gottesdienstl. Alterth. §. 40 Note 27), und den Zustand nach dem Tode, wo der Mensch nur noch sein eigener Schatten zu bleiben schien, mit der rechtlosen Stellung unter einem barbarischen Despoten zu vergleichen?" u. s. w. — Gewiß eine scharfsinnige Weise, barbarische Königsmützen in Vasenbildern aus griechisch-patriotischen Neigungen und Vorstellungen zu erklären. — Wie nun aber, wenn man sagen wollte, der melische Dichter Lasos von Hermione benannte in einem Festgesang an Demeter die Gottheit seiner Vaterstadt, den Hades, *Κλύμενος* (Symbolik IV. S. 228 und 239 und die Verse selbst jetzt in Lyrici Poetae Graecc. p. 863 ed. Th. Bergk), „weil er Alle zu sich ruft," wie man

8) S. Raoul-Rochette, Notice sur les fouilles de Capoue, Paris 1853 p. 31 sqq. p. 72 sqq. mit der Abbildung der Gräber auf der angehängten Kupfertafel Nr. 1 und Nr. 2 und mit den p. 73 Nr. 1, 2, 3 in den Text eingedruckten Frauenhäuptern und Verzierungen. Aehnliche finden sich in Gräbern vom alten Cäre. — Die folgende Auffassung von mir selbst ist belegt durch Symbolik I. S. 236 ff. 288 f. II. S. 619 ff. III. S. 288 f. und IV. S. 242 ff.

erklärte. Gerade so hatten aber die Ebräer Scheol, das personificirte Todtenreich, den Orcus (Psalm. 49. 15. Hiob. 27. 8) in ihrer Sprache so genannt, „weil er alle zu sich rufet“ —? Deßwegen fällt mir aber nicht ein, den Klymenos des Lasos vom Scheol des Hiob und des Psalmisten herzuleiten, oder so zu sagen orientalisieren zu wollen, wo so allgemein menschliche Anschauungen und Gefühle vorliegen.

Es folgt am Schluß eine Steindrucktafel und gegenüber (S. 34): Erklärung der Bildtafel

Nr. 1. Kopf des Perseus von der Vase Coghill bei Millingen 28.

Nr. 2. Derselbe bei Inghirami. Pitt. di vasi 366.

Nr. 3. Derselbe bei Jahn, Verh. d. Leipz. Gesellsch. 1847.

Nr. 4. Derselbe bei Curtius, Herakles der Satyr. Berlin 1852.

Nr. 5. Kopf des Tantalos auf der Unterweltsvase von Canosa (in der Münchner Pinakothek) bei Millin T. 3 (im Bilderheft zur Symbolik Bd. II. 2ter Ausg.; bei Guigniaut pl. CXLIX. Nr. 555. bei K. O. Müller u. A.)

Nr. 6. Kopf des Hades im Bullet. arch. Napolet. 1853. T. 6.

Nr. 7. Kopf des Priamos aus den Monum. dell' Institut. archéol. V. 11.

Nr. 8. Hadeskappe bei Raoul-Rochette Monum. d'Antiq. fig. 72 a.

Nr. 9. Münze von Sinope bei Eckhel Num. anecd. XL. 6 (vgl. die zum Theil bedeutsamern Münzen von Seriphos mit dem Perseushelm, a) mit dem Blitz, b) mit dem Adlerkopf, bei Cadalvène Méd. gr. pl. 22 et 24. vgl. Guigniaut Nro. CLVIII bis; 613 b. und anders bei Werlhof, S. 63 f.; Guigniaut Nr. CLXII. 613 c. und auf einer Nolaner Vase bei Gerhard, Vasenbilder Taf. LXXXIX. 3 und 4).

Friedrich Creuzer.

Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses éditées et commentées par J. Oppert. Paris 1851.

Zweiter Artikel.

Im ersten Artikel haben wir Herrn Opperts Erklärung des altpersischen Textes der großen Inschrift von Behistun ausführlich besprochen. Es bleiben noch die kleineren Inschriften zu betrachten übrig, die zu Murghâb, Persepolis, Elvend, Nakhsi-Rustam und sonst gefunden worden sind. Auch diese sind dreisprachig, wie jene zu Behistun, hier aber sind die Uebersetzungen bereits bekannt gemacht, wir haben also ein Hülfsmittel zur Erklärung mehr, denn diese Uebersetzungen haben bereits Dienste geleistet und werden künftighin noch wichtiger werden als bisher.

Auch in den kleineren Inschriften hat Hr. O. manche Verbesserung gemacht. So berichtigt er (T. XVIII. p. 566) die bisherige Auffassung der Worte hya siyâtim adâ martiyahyâ d. h. il a donné à l'homme sa superiorité (O. 5. 6. und sonst). Schon Rawlinson hatte p. 286 seiner Analyse bemerkt, daß nach den Inschriften der zweiten Gattung zu schließen, in dieser Verbindung der Genitiv martiyahyâ statt eines Dativs stehe. — Ibid. p. 579 erhalten wir die richtige Deutung des Wortes niba (H. 8 und sonst) auf Grund des iranischen Wortvorrathes. Gewiß mit Recht zieht Hr. O. Huzv. נירק neup. nék und nékô hieher, nur muß man diese Formen nicht unmittelbar auf niba, sondern eine gunirte Form naêbaka zurückführen. — Ibid. p. 581 verbessert Hr. O. Rawl. Lesung bartuv (II. 14) richtig in baratuv.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Mai.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses éditées et commentées par J. Oppert.

(Fortsetzung.)

Das schwierige Wort thadaya (NR. 58.) ist gleichfalls von Hrn. O. richtig erklärt worden, was ich früher (zur Interpr. des Vendidad p. 26) über dieses Wort gesagt habe, läßt sich sehr wohl damit vereinigen. Der T. XIX. p. 183 ff. gemachte Vorschlag, das von Rawl. durch naqa wiedergegebene Wort narthaha zu lesen, ist zwar sehr scharfsinnig, läßt mich aber noch zweifelhaft. — Als Verbesserungen an Hrn. O.'s Texte heben wir hervor: T. XIX. p. 152 (= NR. 7) ist wohl framâtaram und nicht framâtâram zu lesen, man vergl. darüber Rawl. p. 291 seiner Analyse. — ibid. p. 152 (= NR. 13) ist Hakhâmanisiya nach puthra beizufügen. — ibid. p. 154 (= NR. 30) ist Machiyâ statt des fehlerhaften Mâdaiyâ zu lesen, wie Rawl. in seiner note on the Persian inscriptions at Behistun p. XXI bereits bemerkt hat, auch hier dient die Inschrift zweiter Gattung zur Bestätigung dieser Correctur. Die Bemerkungen über dieses Wort bei Hrn. O. p. 164 ff. fallen demnach weg. — ibid. p. 165 muß Rawl. Ergänzung didiy statt des von Hrn. O. in den Text gesetzten dipim beibehalten werden. — ib. p. 181 (= A, 20) lese man khsâyathiyahyâ st. kshâyathiya. — ibid. p. 182 (= C. 6) lese man narthaha narthahânâm statt narthahanam. — ibid. p. 198 (= L.) lese man narthahahyâ statt narthahyâ (cf. C. 9). — In der Uebersetzung sind einige Verbesserungen von Holtzmann nachzutragen, die aber Hrn. O. unbekannt geblieben sind. I, 19 ff. (cf. T. XIX. p. 141) stehen die Worte: yadiy awathâ maniyâhy hachâ aniyanâ mâ tarçam imam Pârçam kâram pâdiy, was Hr. O. folgendermaßen übersetzt: Quand tu règnes de cette manière, je ne crains rien d'un ennemi. Protége cet état de Perse. Hier hat H. (Heidelb. Jahrb. 1849 p. 811 ff.) gewiß das Richtige getroffen, wenn er übersetzt: Wenn du so denkst, „vor keinem Feinde möchte ich zittern," so pflege das persische Heer. Maniyâhy kommt von der auch im Avesta vorkommenden Wurzel man (denken, glauben), awathâ bezieht sich nicht auf das vorhergehende, sondern auf das folgende, die Worte hachâ aniyanâ mâ tarçam sind directe Rede, die ohnehin oft genug in den Keilinschriften vorkommt. Auf die so schwierige Stelle NR. 30— 47 ist Hr. O. gar nicht näher eingegangen, weil er sie für ziemlich hoffnungslos hält, nichts desto weniger hat H. a. a. O. mehrere sehr beachtenswerthe Verbesserungen gegeben, auf die wir der Kürze wegen verweisen. — In der Erklärung des Einzelnen bemerken wir Folgendes: Hrn. O.'s Versuch (cf. T. XVIII. p. 576. XIX. 149) den iranischen Namen für Persepolis zu finden, können wir nicht beitreten. Dieser soll nach ihm Pârçatachara oder Pârçatakhra gelautet haben, daraus soll das moderne Istakhr verstümmelt sein. Ich habe bereits früher hierorts angemerkt, daß Istakhr das çtakhra des Avesta sei, Persepolis findet in dem Ausdrucke Erân-schehr sein vollkommenes Analogon. Bei dieser Gelegenheit hat aber Hr. O. die

beiden iranischen Wurzeln tak und tanj richtig geschieden. Zu der ersten, die auch in den Vedas „gehen“ bedeutet (vgl. auch paritakmya Rgv. XXXI. 6), gehört das häufig vorkommende tach, neupers. tâkhten laufen, auch das p. 161 erwähnte derezitaka, schnell laufend (Vendidad XXII. 8) hätte hieher gezogen werden sollen. Zu tanj gehört tanjista und neup. tang, enge. — T. XIX. p. 197. Statt âthañgina lese ich âthañgaina, sehe also darin ein Adjectivum des Stoffes, denn die Endung aina wird doch wohl wie aëna im Aveſta, în im Neuperſischen, einen Stoff ausdrücken, Rawl. Ueberſetzung „ſteinern“ gewinnt dadurch an Wahrſcheinlichkeit.

Eine geſonderte Betrachtung erfordert endlich auch noch die Inſchrift des Artaxerxes Ochus. Mit Recht macht Hr. O. auf ihre Wichtigkeit aufmerkſam; ſie iſt von hoher Bedeutung für die Geſchichte, denn in dem kurzen Geſchlechtsregiſter faßt ſie die Regententafel der achämenidiſchen Fürſten kurz zuſammen und beſtätigt dadurch die Nachrichten der Griechen über das perſiſche Reich. In ſprachlicher Hinſicht iſt dieſe Inſchrift, welche ungefähr aus dem Jahre 350 v. Chr. Geb. ſtammt, ein merkwürdiger Beleg des Verfalles der altperſiſchen Sprache. Hr. O. hat T. XIX. pag. 205 die einzelnen ſprachlichen Eigenthümlichkeiten dieſer kurzen Inſchrift aufgezählt, es ſind ihrer nicht weniger als drei und zwanzig. Dieſe Inſchrift kommt an mehreren Stellen vor, mit denſelben Eigenthümlichkeiten, ſo daß dieſelben nicht der Unachtſamkeit zugeſchrieben werden können. Dieſe Eigenthümlichkeiten finden aber auch im Aveſta verwandte Erſcheinungen. Die acc. bumâm, sâyatâm erinnern an die dort vorkommenden acc. auf aṅm von Wörtern auf u, va, z. B. thrishaṅm Vendidad Fg. V. 78, VI. 69, VII. 149, XVI. 7. acc. von thrishva, chathrushaṅm ibid. VI. 69, XVI. 7, von chathrusva, gâtaṅm XV. 117, von gâtu, dâdaraṅm IX. 30, von dâdaru. Wer ſich die Mühe geben will, die obigen Stellen in meinem Variantenverzeichniſſe zum Vendidad nachzuſchlagen, der wird finden, daß dieſe Lesarten gut beglaubigt und ſehr beachtungswerth ſind. — Mâm Artakhsathrâ khsâyathiya erinnert an die Appoſitionen des Aveſta, die in den Nominativ geſetzt ſind, z. B. Yaçna cap. 9. haŏmô . . . . rådhĕmcha bakhshaiti môshu. jaidhyamnô. Vendidad Fg. III. 84. friyâi. çtaretô gâtus. çayamnô und viele ähnliche, oder wie hurayâo vâ madhus vâ. ibid. XIV. 72. — Mâm könnte vielleicht für den Nominativ ſtehen wie das perſiſche mĕm cf. meine Parſigr. §. 51.

Unſere erſte Aufgabe iſt erfüllt, wir haben Hrn. O's. Erklärung beſprochen und beigefügt, was wir zur Verbeſſerung des Textes und Berichtigung der Ueberſetzung bemerken zu können glaubten. Fragen wir nun, in welchem Verhältniſſe der Dialect der Keilinſchriften zu ſeinen Schweſterdialecten, denen des Aveſta ſtehe, ſo verlohnt es ſich wohl der Mühe, bei dieſer hochwichtigen Frage etwas zu verweilen. Bei den großen Verluſten, welche die ältere perſiſche Literatur erlitten hat, iſt es hoch anzuſchlagen, daß wir aus den beiden wichtigſten Perioden der perſiſchen Entwicklung unverderbte Denkmale beſitzen, deren Abfaſſung wir faſt bis aufs Jahr beſtimmen können. Die Inſchriften und Münzen der alten perſiſchen Könige müſſen für den iraniſchen Philologen die feſten Puncte bilden, um welche er die anderen Denkmale gruppieren kann. Dieſe Monumente ſind für den ganzen Sprachſtamm rückſichtlich der Altersbeſtimmung ein weit ſicherer Maaßſtab als irgend eine Seitenverwandte. Das Sanskrit und Litthauiſche ſind Schweſterſprachen, aber welche weite Kluft trennt ihre Denkmale!

Laſſen hat es zuerſt verſucht (Zeitſchrift f. d. Kunde des Morgenl. VI. p. 529 ff.) das Verhältniß des Altperſiſchen zu den übrigen Schweſterſprachen zu beſtimmen, ſeitdem iſt die dringliche Frage ausführlich nicht mehr erörtert worden. In Europa, zumal in Deutſchland iſt bis jetzt die Anſicht ziemlich allgemein, das Aveſta ſei — ſowohl der Sprache wie dem Ideenkreiſe nach — mit den Vedas aufs innigſte verbunden. Dies nöthigt die Abfaſſung des Aveſta in eine ſehr frühe Zeit zu ſetzen, vor die Zeit des Darius. Rawlinſon dagegen hat die entgegengeſetzte Anſicht geltend gemacht. Bereits im Jahre 1840 (cf. J. Wilson: the Parsi religion p. 403) ſagt er: I can now safely assert that the Persian language of the ages of Cyrus and Darius is unquestionably the parent

of that tongue which we call the Zend. In seiner Arbeit über die Keilinschriften hat er dieselbe Meinung wiederholt ausgesprochen cf. p. 8. 9, p. 51 Not. und sonst. I am obliged to say, sagt er in der zuletzt angeführten Stelle, that M. Burnouf's arguments have altogether failed to convince me, that the Zend was immediately cognate with the Vedic Sanskrit, or indeed, that it was ever a spoken tongue. Auf diese Aeußerung des gefeierten Mannes hat meines Wissens in Deutschland noch Niemand Rücksicht genommen. Ganz in ähnlicher Art spricht sich nun auch Hr. O. aus: T. XVII. p. 280. Bei Gelegenheit der Erklärung des Wortes haraiva meint er, die Form harôyûm sei une de ces corruptions énormes qui se trouvent par centaines dans la langue du Zendavesta. Estropiée, so fährt er fort, et altérée continuellement pendant des siècles par des prêtres ignorants qui n'avaient pas la moindre connaissance de l'idiome sacré dans lequel ils murmuraient leurs prières, cette langue nous est parvenue dans un tel état de défiguration, que les peuples qui la parlaient jadis ne la reconnaîtraient plus aux lambeaux qui nous en sont transmis. Hr. O. legt dann noch weiter seine Ansicht über den Dialect des Aveſta dar, welche dahin geht, daß uns dieser Dialect nicht in seiner ursprünglichen Schrift erhalten, sondern später umgeschrieben und sein Lautsystem durch unwissende Priester verdorben worden sei. Wir werden unten wieder auf seine Ansicht zurückkommen, jetzt fragt es sich um zwei Dinge: 1) Ist das Aveſta älter als die Keilinschriften oder ist das Umgekehrte der Fall? 2) Sind die Verderbnisse der Sprache des Aveſta eine Folge der Unwissenheit der Ueberlieferer, oder eine organische Entwicklung? Um diese Fragen zu entscheiden wird es nöthig sein, den Dialect der Keilinschriften einer- und des Aveſta andrerseits genauer mit einander zu vergleichen als bisher geschehen ist.

Es muß zuerst anerkannt werden, daß die Sprache der Keilinschriften und die Sprache des Aveſta verschiedene Dialecte sind. Dies beweist vor Allem der Wortschatz. Mehrere ganz gewöhnliche sowohl den Keilinschriften als dem mittleren und neueren Persischen bekannte Wörter sind im Aveſta durch andre ersetzt, oder finden sich in andrer Bedeutung. So heißt in den Keilinschriften kaufa Berg, im Huzvâresch קוף, parsi und neup. kôh, im Aveſta (Vend. Farg. XXII. 10) wird kaŏfa für den Höcker eines Kamels gebraucht, das gewöhnliche Wort für Berg ist gairi, welches das Huzvâresch und Parsi auch noch kennen, aber seltner gebrauchen, auch im Afghanischen und andern Dialecten hat sich das Wort erhalten. Gauba heißt in den Keilinschriften „sprechen," man hat darin längst Huzv. גופתן, parsi und neup. gôftan erkannt, das Aveſta gebraucht uj, mru, vach, aber die Wurzel gauba vermag wenigstens ich nicht zu belegen. Für Erde ist in den Keilinschriften bumi das gewöhnliche Wort, im Aveſta kann ich dieses Wort nur im zweiten Theile des Yaçna belegen, die übrigen Theile so wie die neueren Dialecte gebrauchen das Wort selten. Die Wurzel raç bedeutet in den Keilinschriften, im Huzvâresch, Parsi und Neupersischen „kommen," aber im Aveſta kann ich sie nicht belegen. Taumâ ist in den Keilinschriften weiblichen, im Aveſta sächlichen Geschlechtes. Der Infinitiv geht, wie Hr. O. gezeigt hat, in den Keilinschriften auf tanaiy aus, dies ist der Locativ eine Suffixes tana, im Aveſta auf téé, der Dativendung eines Suffixes ti. Eine Form wie biyâ wird man im Aveſta vergeblich suchen, aber Parsi bét ist zu vergleichen. Diese Thatsachen werden hinreichen, um die Verschiedenheit beider Dialecte festzustellen.

Wenden wir uns nunmehr zu den einzelnen Lauten und zunächst zu den Consonanten. Was 1) die Gutturalen betrifft, so entspricht k der Keilinschriften dem k des Aveſta: kaufa und kaŏfa, kaschîy und kaçchit, varkâna und vehrkâna, seltner entspricht kh wie amâkham = ahmâkem. Ueberhaupt zeigt sich kh selten vor einem Vocale, ein Beispiel ist Hakhâmanis, im Aveſta (wo dieselbe Regel gilt) ist hakha Freund vorhanden. Das altpersische aspirirte kh zeigt sich unter gleichen Bedingungen wie kh im Aveſta cf. khsathram und khshathram, chakhriyâ und châkhraren, bâkhtris

und bâkhdhi. Das altp. g entspricht häufig genug dem g, z. B. agarbâya und gerew, gaitha und gaetha, gausa und gaosha, häufig aber auch dem gh z. B. tigra und tighra, baga und bagha, Çuguda und Çughdha. — 2) Palatale. Diese entsprechen in beiden Dialecten einander vollkommen, hachâ und hacha, chischiy und chis, chit, chakhriyâ und châkhraren. J zeigt sich in zwei verschiedenen Gestalten, in einer vor a wie jadiyâmiy und jaidhyêmi, in der andern vor i, z. B. jîwâ, jîwâhy mit jîvya, daß dieser letzte Buchstabe ein Palatal wie Rawlinson will, und nicht ein Sibilant sei, wie Hr. O. vermuthet, zeigt der Wechsel in adurujiya und daraujana. Vor u sind die Palatalen noch nicht gefunden worden und Rawlinson hat (p. 96) bezweifelt, ob sie überhaupt vorkommen. Ich sehe dazu keinen Grund, da sich im Aveſta chû, chvat, junta, jvat findet. — 3) Dele. Hier ist t = t: brâtâ und brâta, atarça und tereçenti, baçta und baçta, karta und kereta u. s. w. Schließendes t wird in den Keilinschriften bekanntlich nicht geschrieben, im Aveſta aber in dh verwandelt, denn daß das schließende t ein dh sei, erhellt daraus, daß es in den letztgenannten Buchstaben übergeht, wenn ein Vocal zutritt, cf. tbisto und adhbisto, kat und kadha, yat und yadhôit und viele andre. Die harte Aspirata tritt wieder unter denselben Bedingungen auf wie im Aveſta: awatha und avatha, gaitha und gaêtha, thuwâm und thwaŋhm, doch leidet in den Keilinschriften das Vorkommen dieses Buchstaben eine Beschränkung durch die Gruppe, die thr ausdrückt, cf. puthra und puthra, khsathra und khsathra u. s. w. Dagegen drückt d der Inschriften sowohl d als dh das Aveſta aus: dahyu und daqyu, daraga und daregha, hadis und hadhis, awadâ und avadha, yadiy und yêidhi, idâ und idha. Ueber den Wechsel des d mit z cf. unten. — 4) Labiale. Hier entspricht p dem p: upaçtâm und upaçtaŋhm, puthra und puthra, parâbara und para barenti, napâ und napât, und f dem f, z. B. kaufa und kaofa, frabara und frabereta und viele andre. Altpersisch b entspricht sowohl dem b als w des Aveſta, denn daß der letztere Buchstabe die Aspirate von b ist, bezweifle ich nicht im geringsten, wenn es auch wahr ist, daß w häufig mit v wechselt, und die Aussprache von w und v nicht sehr verschieden gewesen sein kann. Man vgl. brâtâ und brâta, bâkhtris und bâkhdhi, abara und barat, dann agarbâyatâ zu gerew, abiy zu aiwi. 5) Die Halbvocale entsprechen sich der Reihe nach a) y = y: Dahyunâm = daqyunaŋhm, awâçtâyam = avaçtaya, duvitiya = bitya, aniya = anya. Zuweilen entspricht ê im Aveſta cf. wayam und vaêm. b) r = r: paruwa = paŏurva, haruwa = haurva, abara = barat u. s. f. c) w = v wayam = vaêm, dâbyâwa = dag'hâvô, awadâ = avadha, vitha und viç. Zuweilen hat sich v im Aveſta vocalisiert, cf. awam und aŏm. d) l fehlt bekanntlich beiden Dialecten gänzlich, vielleicht ist es durch d ersetzt in dipis, wozu ich defter, diwêr in den neuern Dialecten stellen und auf fkr. lip zurückführen möchte. Hr. O. vergleicht fkr. dîp. — 6) Zischlaute: dem ç der Keilinschriften entspricht auch ç im Aveſta: Çuguda = Çugdha, awâçtâyam = avaçtaya, baçta = baçta, daçta = zaçta. S ist s. cf. Vistâçpa = Viçtâçpa, mathista und mazista, patis und paitis. Häufig entspricht auch sh dem s der Keilinschriften, cf. gausa und gaosha. Für z haben wir nur einen Laut, das zh des Aveſta ist noch nicht da, Beispiele die verglichen werden könnten, fehlen bis jetzt. 7) Nasale. Die Keilinschrift kennt deren zwei n und m, das Aveſta drei n, ñ und m, ñ wird vor Consonanten geschrieben, in diesem Falle lassen die Keilinschriften n ganz weg, Hr. O. hat diesen wahrscheinlich bloß graphischen Mangel dadurch ergänzt, daß er auch in den Keilinschriften dieses fehlende n durch ñ ausdrückt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Mai.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses éditées et commentées par J. Oppert.

(Fortsetzung.)

Es bleiben uns nur 8) noch h und uwa zu betrachten übrig. Der Laut des h muß ein sehr schwacher gewesen sein, im Anlaute entspricht h dem h des Aveſta, z. B. hadâ, hachâ, hadis, haruwa und hadha, hacha, hadhis, haurva im Aveſta. Im Inlaute entspricht dem h im Aveſta g͡h, z. B. nâha und nâog͡hana, aha und ag͡hat, athaha und çag͡hat. Häufig aber wird h gar nicht geschrieben, wo es im Aveſta ſteht, z. B. amiy = ahmi, amâkham und ahmâkem, thâtiy*) = çag͡haiti. Sehr häufig iſt beſonders der Wegfall am Anfange der Wörter, wo die verwandten Sprachen und Dialecte su und hu ſetzen, z. B. umartiya, uwaçpa etc. Daß dieſe Auslaſſung des anlautenden h bloß graphiſch ſei, zeigen die neueren Dialecte, die nicht bloß die Aſpiration erhalten, ſondern noch verhärtet haben (cf. meine Parſigrammatik §. 15, c) Anm. und Hrn. O's. Bemerkung T. XVII. p. 277). Auch im Aveſta giebt es Anzeichen, daß der Laut h ein ſehr ſchwacher ſei. Schon Burnouf hat die Bemerkung gemacht, daß der Diphthong ê, während er vor der Partikel cha gewöhnlich in aê gedehnt wird, in der Genitivendung ahê bleibt, man ſagt ahêcha nicht ahaêcha. Dies erklärt ſich meines Erachtens aus dem ſchwachen Laute des h, ahê lautete faſt wie aê, daher war die Dehnung unzuläßig. Wie u dem hu des Aveſta, ſo entſpricht uwa ſtatt huwa dem hv des Aveſta, dem sv der verwandten Sprachen, im Aveſta hat ſich hv nur theilweiſe erhalten, cf. hvarĕ, hvaṅm, hvâzâtô, gewöhnlich ſteht dafür das Zeichen, welches wir durch q wiedergeben, daß aber dieſes Zeichen eine Gruppe ſei, hat J. Müller (Journal as. Avril 1839 pag. 302) gezeigt und zugleich nachgewieſen, daß bis in die erſte Zeit des Islam herein noch deutlich die beiden Elemente: die Aſpiration und der u Laut gehört wurden. Dasſelbe zeigen die griechiſchen Wörter, denn ſie geben Uwârazmis, qâirizaṅm mit *Χοράσμιοι* oder *Χωράσμιοι*, Harauwatis, haraqaiti durch *Ἀραχώσια*, Patisuwaris durch *Πατειςχορεῖς*, Uwakhsathra durch *Κυαξάρης*, qâthra durch *χοάθρας*. Da nun auch die verwandten Sprachen einen Doppellaut zeigen, ſo darf man annehmen, daß dies auch in den älteren perſiſchen Sprachen der Fall geweſen und die Ausſprache des neuperſiſchen خو erſt ſpätere Entartung ſei. Dieſe neuperſiſche Ausſprache des خو als ein Laut läßt ſich übrigens ſchon bei Niſami belegen (cf. Vullers. inst. ling. pers. §. 30 Not. und meine Chrest. persica p. 94).

Aus obiger Unterſuchung des Conſonantenſyſtems ſtellt ſich heraus, daß beide Dialecte zwar auf einer Stufe ſtehen, daß aber die Keilinſchriften der weichen Aſpiraten gh, dh, bh und aller Wahrſcheinlichkeit nach auch zh entbehren, welche ſich aber im Aveſta finden.

*) Zuſammengezogen aus thahatiy, cf. O. T. XVII. p. 265.

Ebenso ist den Keilinschriften sh unbekannt, dem Aveśta gehört aber dieser Buchstabe an und man darf nicht mit Rawlinson schließen, daß derselbe der Sprache nicht angehöre, weil ihn einzelne Handschriften nicht zeigen. Noch ist zu bemerken, daß sich dieses sh oder s der Keilinschriften im Aveśta bisweilen in h geschwächt hat. Wir wenden uns nunmehr zu den Vocalen.

Man hat längst wohl eingesehen, daß die Keilschrift wesentlich auf semitischen Grundlagen beruhe, namentlich, daß die drei Vocale die drei semitischen matres lectionis repräsentiren. Im Allgemeinen drückt von diesen matres lectionis, besonders a nur den langen Laut aus, während kurzes a dem Consonanten inhärirt, û und î sind im Inlaute selten, im Auslaute Regel, sie werden durch iy, uw gegeben. Daß man jedoch aus ihnen nicht ganz sicher auf die Quantität schließen darf, möge das Folgende zeigen: I. A. 1) ă, dem Consonanten inhärirend entspricht dem a und ĕ des Aveśta: khsathram und khsathrem, adam und azem, mazda und mazda, dahyus und daqyus, karta und kereta. 2) â entspricht a) dem kurzen a des Aveśta im In- und Auslaute: azem und adam, amiy und ahmi, amâkhem und ahmâkem, manâ und mana, idâ und idha, hachâ und hacha u. s. w. b) â entspricht als langer Vocal den drei Vocalen â, aṅ und âo im Aveśta: napâ und napât, bâkhtris und bâkhdhi, brâtâ und brâta, mâm und maṅm, nâma und naṅma, upaçtâm und upaçtaṅm, nâham und nâog^hana, ob âha dem ag^hat oder âog^ha des Aveśta entspricht, wage ich nicht zu bestimmen. Von dieser Regel finden sich Ausnahmen. Die Genitive der Monatsnamen auf a endigen auf hya, nicht auf hyâ wie die übrigen Wörter, der Grund ist, wie Hr. O. T. XVII. p. 382 richtig angegeben hat, weil sie gewissermaßen als componiert mit dem darauffolgenden mâhyâ angesehen werden. Schwankend ist die Schreibart Auramazdâhâ und Auramazdâha in den Inschriften von Persepolis. Statt Ariyârâmna, wie die große Inschrift von Behistun zeigt, (Col. I. §. 2 l. 5) steht in den kleineren Inschriften daselbst (A, 7) Ariyâramna. Man schreibt bald utâmaiy, indem man die Dehnung des Endlautes beibehält trotz der angehängten Enklitika, bald aber auch utamaiy (cf. z. B. D, 15; E, 18 aber A, 29). Eine ähnliche scriptio defectiva sehe ich NR. 7. 8. in framâtaram statt framâtâram, ein Schreibfehler ist schwerlich anzunehmen, wie schon Rawl. zur Stelle bemerkt hat. Vielleicht darf man auch in awâçtâya eine ähnliche scr. plena annehmen und auch adânâ mit der Wurzel zan, wissen, im Aveśta zusammenstellen. Ebenso schwankt a und â in der Genitivendung auf ais z. B. Chispaîs nnd Chispâis. II I. Der Vocal i entspricht dem i und ĕ des Aveśta: bâkhtris und bâkhdhi, hadis und hadhis, Vistâçpa und Vîstâçpa, tigra und tighra, Hiñdus und hĕñdu. Langes i habe ich nur sicher im Auslaute gefunden, z. B. râdiy, das pron. demonstr. das gewöhnlich iyam gelesen wird, läßt sich auch îm lesen, doch ist dies nicht durchaus nothwendig; für niyastâya (K. 21, 23) wäre ich versucht nîstâya zu lesen, weil s statt ç nicht zu erklären ist, wenn nicht ein i vorhergeht. Wenn ein schließendes iy in die Mitte des Wortes zu stehen kommt, so kann y wegfallen, z. B. duraiâpiy NR. yadipadiy NR. 38. III U entpricht dem u und û, z. B. upâ und upa, puthra und puthra, dahyus und daqyus, dagegen duraiy und dûrê (cf. Vend. Farg. VIII. 271. XIX. 15), skr. dûra, bumi und bûmi, skr. bhûmi, in letzteren Fällen wird u defectiv geschrieben sein. Als eine scr. plena in der Mitte des Wortes betrachte ich tuwm = tûm im Aveśta, gewöhnlich tuwam gelesen, es läßt sich aber nicht absehen, warum in tuwam das w keine aspirirende Kraft haben soll wie im Acc. thuwâm. Hrn. O's. Versuch, die Verschiedenheit der Formen tuwam und thuwâm durch den Accent zu erklären, kann ich nicht beistimmen. Nach demselben Principe erklären sich paruwnâm neben parunâm (cf. NR. 6. 7), paruw neben paru. Im Auslaute wie danautuw, pâtuw ist die Dehnung das gewöhnliche. IV Ai. Dieser Diphthong entspricht den Lauten ê, aê, ôi im Aveśta, maiy = mê, saiy = shê in den Locativen der Wörter auf a u. s. w., aita = aêtat, gaitha = gaêtha, dem haraiwa der Keilinschriften würde haraêva im Aveśta entsprechen; naiy = noit, ais in Chispais etc. ist mit der Endung ôis in

mâzdayaçnôis etc. zu vergleichen. Ein Wechsel zwischen aê und ôi tritt Aveſta ziemlich häufig ein, aus vîdaêva wird der Acc. vîdôyûm gebildet, aus dem eben erwähnten haraêva der Acc. harôyûm; ich kann nicht einsehen, warum Hr. O. in der letztgenannten Form eine Verderbung sehen will, es ist dies vielmehr eine ganz regelrechte Entwicklung. V Au entspricht dem aŏ, ô des Aveſta: kaufa = kaŏfa, gausa und gaosha, huwa = hô oder besser hâu. Wenn der schließende Diphthong in die Mitte zu stehen kommt, so kann das w wegfallen, daher hausaiy H, 3, was man nicht mit Hrn. O. für einen Fehler halten darf.

Wir überblicken nunmehr den Kreis des altpersischen Lautsystemes und fragen, welcher der beiden verglichenen Dialecte der ältere und ursprüngliche sei? Die Vocale können meiner Ueberzeugung nach gar nicht in die Vergleichung gezogen werden. Ich gebe gerne zu, daß in der großen Mehrzahl der Inschriften das Lautsystem im Ganzen treu überliefert sei und daß man zur Zeit des Darius und Xerxes so sprach, wie wir lesen. Ob dies aber auch noch zur Zeit des Artaxerxes Ochus der Fall war, ob nicht mancher der Laute, die wir a und i lesen, in e und o verdunkelt war, wird Niemand mit Bestimmtheit zu sagen vermögen. Noch weniger dürfte das Vocalsystem des Aveſta für diese Frage von Werth sein, dieses ist meiner Ansicht nach sehr spät und datirt erst aus der Zeit, in welcher der Text in die Schriftart umgeschrieben wurde, in der er uns vorliegt. Es bleiben uns also die Consonanten übrig und hier haben wir gesehen, daß sich die einzelnen Consonanten im Ganzen ziemlich regelmäßig entsprechen, die Entwicklung der weicheren Spirans aber nicht als ein sicheres Merkmal des späteren Alters zu betrachten sei. Indessen deuten doch einzelne sichere Erscheinungen, wenn wir sie in ihrem geschichtlichen Verlaufe verfolgen, das spätere Alter des Aveſtatextes an. Es sind dies die Folgenden: 1) Wir haben eben gesehen, daß dem th der Keilinschriften gemeiniglich th im Aveſta entspricht. In mehreren Fällen entspricht aber dem th im Aveſta auch ç z. B. thâtiy, thaha = çaŋhaiti, çaŋhat; vith = viç; zu mathista stellen wir maçô, maçyêhi, mazista im Superlativ ist offenbar eine weitere Erweichung eingetreten. Betrachten wir diese Erscheinung in ihrem Verlaufe, so finden wir, daß sich unter den Varianten des Aveſta schon ç = th findet, z. B. pathanayâo und paçanayâo Vend. Fg. XIX. 15, jathâi und jaçâi ib. 60, çwarstanaŋm und thwarstanaŋm ibid. 78, jathaiti und jaçaiti ibid. 98. Daß dieser Wechsel nicht ein zufälliger, sondern in der nahen Verwandtschaft der Laute begründeter sei, zeigt das Huzvâresch, wo th geradezu in ç übergeht, cf. thri, çî, neup. çi; thwâsha, çpihr neup. çpihir; dôithra, doiçr u. a. m. Wir dürfen also wohl diese Erscheinung so ansehen, daß ç = th im Aveſta ein Fortschreiten der Sprache, eine Verschmelzung zweier Laute sei. 2) Eine ähnliche Bemerkung trifft das s. Wir haben oben die drei harten Zischlaute ç, s und sh angenommen und Rawlinsons Annahme abgewiesen, als sei der letzte Buchstabe überflüssig. Es ist bekannt, daß der Vocal in manchen Fällen auf den nachfolgenden Sibilanten einwirkt, man schreibt im Altpersischen daçta aber mathista, aistata, ebenso im Aveſta zaçta aber mazista, nazdista histaiti. Indeß zeigen sich im Aveſta schon gewöhnlich Varianten wie iriçta, vahiçta etc., und das Huzvâresch zeigt dieselbe Neigung zur Umwandlung des s in ç und schreibt riçt, nazdiçt, ebenso das Parsi und Neup., cf. aistatâ, histaiti mit éçtâden (cf. Vullers inst. I. p. 48). Wir treffen auch hier wieder den Anfang einer den späteren Sprachen eigenen Lautentwicklung. 3) Betrachten wir die Consonantengruppen: dem bâkhtris der Keilinschriften entspricht bâkhdhi im Aveſta, eine offenbar verstümmelte Form, r ist ganz abgefallen, die tenuis ist in die weiche Aspirate übergegangen. An analogen Beispielen im Aveſta fehlt es nicht. Cf. aŏkhta und aŏkhdha, apâkhtarat im Plur. apâkhdhraêibyo oder apâkhdharaêibyo: vâkhs Acc. vâkshem, Plur. vâghzhibyo mit doppelter Erweichung, naptârem und nafedhrô, âfs und aiwyô, çufraŋm und çuwrya, khraŏçyô und khraozhdista, maçyô und mazista, dushni und duzhni, und viele andere. Zunahme der Aspiration bemerkt man noch in den neueren Dialecten, z. B. giriften zu gerepta, kurdisch rozh zu neup. roz, afgh. nazhd für neup.

nazd. Analogien für dieſe Aſpirationen und Erweichungen innerhalb der Keilinſchriften weiß ich keine anzugeben. 4) Als eine Art von Aſpiration darf man wohl den Fall betrachten, wenn dem ſanskritiſchen Palatalen j oder h im Aveſta nicht wieder j, ſondern z entſpricht. Für dieſes z iſt in den weſtlichen Dialecten älterer und neuerer Zeit großentheils d eingetreten, cf. ſkr. jush zu daustâ, neup. doçt = zusta zaŏshô, ſkr. druh, adurujiya neup. darogh = drujaiti drukhs draogo, ſkr. aham = adam azem ἐγώ, ih, ſkr. hasta daçta neup. daçt = zaçta χειρ u. lat. gestare, ſkr. hridaya (in den Keilinſchr. nicht vorhanden) neup. dil = zarĕdhaya καρδία, cor, darayô neup. daryâ = zarayo; didâ neup. diz, daêza ſkr. deha, dih, saṁdih. Seltner iſt z aus d entſtanden, ſkr. yadi, altp. yadiy, im Aveſta yêidhi und yêzi; gauda = gûza, ſkr. guh, wozu Bopp gr. κεύθω vergleicht. 5) Iſt das Abfallen von Conſonanten zu beachten. Im Altperſiſchen wird ein ſchließendes h, t, n nicht geſchrieben, doch wurden dieſe Conſonannten wohl gehört; wären ſie gänzlich verſchwunden geweſen, ſo würden die Endvocale gedehnt worden ſein, da dies nicht der Fall iſt, ſo darf man ſicher annehmen, daß ſie für das Bewußtſein des Schreibenden noch vorhanden waren. Ebenſo iſt es gewiß nur graphiſch, daß n vor Conſonanten nicht geſchrieben wird, im Hebräiſchen iſt bekanntlich ganz dasſelbe der Fall, wenn man ſich das erſt ſpät eingeſetzte Verdopplungszeichen hinwegdenkt. Beiläufig bemerke ich hier, daß ich zu den Wörtern, wo dieſes ñ zu ergänzen iſt, auch açañbâra zähle, welches Wort bisher açbâra geleſen wird. Gewöhnlich bleibt ç vor m und n (açmânam, vaçna), nicht aber vor den weichen Conſonanten g, j, d, folglich auch nicht vor b, man müßte azbara erwarten. Aber auch zugegeben, daß die Gruppe çb erlaubt wäre, erregt Bedenken, daß nach der gewöhnlichen Erklärung des Wortes (Reiter) ſkr. açvab .. ſich aç in b verwandelt haben müßte. Dieſe Schwierigkeiten ſind ſo groß, daß Hr. O. (T. XVIII. p. 535) erklärt, die Erklärung dieſes Wortes ſei keineswegs als geſichert zu betrachten. Ich ſchlage nun vor açanbara zu leſen, açan wäre das ſtärkere Thema des im Aveſta vorkommenden Wortes açna, Schleuder (ebenſo wechſeln khshapan und khshafna im Aveſta). Sollte der Begriff Schleuderer, σφενδονήτης zu enge erſcheinen, ſo kann man açan in der weiteren Bedeutung „Geſchoß“ faſſen. Einen wirklichen Abfall muß man in viçam = viçpam annehmen, vielleicht auch in ahatiy, wenn man asyati als Grundform anſetzen darf. Im Aveſta iſt die Abwerfung der Laute y, v weiter fortgeſchritten, beſonders h, sh, z ſcheinen ſie nicht nach ſich zu lieben, z. B. Wahyazdâto gegen vag'ho (Comp.), dahyâwa und dag'hâvo, irishantaṁm und irishyêiti, zĕmô ſtatt zyĕmô, chathrushanaṁm ſtatt chathrushvanaṁm, frag'harĕnti, nizbayag'ha ſind ebenſo zu erklären. In wenigen Fällen bleibt y nach h, dann verhärtet ſich aber h in q, welcher Buchſtabe in ſolchen Wörtern bloßem h (nicht hv) entſpricht, cf. daqyus, nĕmaqyâmahy, qyât (für hyât cf. hyârĕ). D iſt abgefallen in bityô, während es ſich in âdhbitîm erhalten hat (altp. duvitiya), r in bâkhdhi = bâkhtris. Analog iſt im Aveſta nach kasha ſtatt karsha (in naçukasha) mĕsha, amĕsha, mashyô, die wohl ſämmtlich zu mĕrĕsh gehören. In den neueren iraniſchen Sprachen hat ſich bekanntlich dieſe Abſchleifung noch fortgeſetzt, cf. parshti und poscht, keresh und kasîden, ziehen. Hieher gehört endlich auch das Herabſinken der Gruppe khsh in sh, welche in den neueren Sprachen ſehr gewöhnlich, im Altp. unbelegt, im Aveſta aber im Beginne iſt, cf. shôithra, shayana, shiti neben khshôithna, ashi Auge neben aiwyakhs, tash ſtatt takhs u. a. m. Nach allem dieſen wird wohl der Schluß erlaubt ſcheinen, daß auch das Conſonantenſyſtem des Aveſta nicht mehr ganz auf derſelben Stufe ſtehe wie das der Keilinſchriften.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Mai.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses éditées et commentées par J. Oppert.

(Schluß.)

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch das Flexionssystem der beiden altiranischen Dialecte in derselben Weise mit einander vergleichen. Die nothwendigsten Belege für die Formenlehre hat Hr. O. schon früher zusammengestellt (Lautsystem p. 24 — 39), für die Sprache des Aveſta findet man das Nöthige in Bopp's vergleichender Grammatik.

Ref. hat sich bestrebt, Alles nur irgend Zweifelhafte abzuweisen, was für ein späteres Alter des Aveſta spricht, und doch sprechen, wie ihm bedünkt, mehrere Gründe dafür, daß die Sprache des Aveſta später organisch fortentwickelt, nicht bloß durch die Abschreiber verschlechtert sei. Zwei Dinge sind aber bis jetzt beim Aveſta nicht geschieden worden, die dem Raume und der Zeit nach auseinanderfallen: Abfassung und Redaction. Dem Raume nach fallen beide Factoren auseinander, denn die Abfassung weist uns nach Ost-, die Redaction aber durchaus nach Westpersien, der Zeit nach fallen sie auseinander, denn die schriftliche Abfassung des Aveſta fällt nach der ganz unverdächtigen Tradition der Parsen erst nach Alexander, also spät, die Abfassung kann älter sein entweder der Form oder dem Inhalte nach. Es läßt sich bei der so späten Schließung des Kanon von vorneherein vermuthen, daß sowohl das von Alters her Geheiligte als auch das Zeitgemäße vereinigt wurden, daß also Schriften verschiedenen Alters beisammen stehen, welche erst durch Kritik gesondert werden müssen. Die Vergleichung der Vedas mit dem Aveſta hat schon viel Licht über dieses zuletzt genannte Buch verbreitet und wird es auch in Zukunft thun, besonders was grammatische Dinge betrifft, vergesse man nur nicht, daß auch die iranischen Sprachen ein reiches so gut als ganz unausgebeutetes Material besitzen, das besonders für das Lexikon unentbehrlich ist. Gründlichkeit wird in jeder Beziehung noth thun, besonders aber überhebe sich keine der Hülfswissenschaften, die einzig heilsame zu sein, bei einem so dunklen Werke müssen alle Hülfsmittel benutzt werden. Nur so wird es gelingen, eine iranische Philologie zu erbauen, deren Gründung der jetzigen Zeit als eine zu lösende Aufgabe gegeben ist.

Fr. Spiegel.

Grundzüge der Physiologie des Nervensystems von Dr. C. Eckhard. (Gießen 1854.) gr. 8. 169 S.

Fast ein Decennium ist vorüber, seit die Literatur mit einer umfassenden Bearbeitung der Nervenphysiologie bereichert wurde. Es geschah dies in dem werthvollen Artikel Volkmanns in R. Wagners Handwörterbuch. Dieser Arbeit waren die Epoche

machenden Untersuchungen Bidder's und Volkmann's, sowie Kölliker's vorangegangen. Ist auch in dieser Beziehung unser Gesichtskreis seit der Zeit noch mehr erweitert worden, so durfte doch dazumal schon eine Vereinigung des zerstreuten, und kritische Bearbeitung des massenhaft angehäuften Materiales versucht werden. War damals der Wendepunct unserer ganzen Anschauung in den anatomischen Entdeckungen gelegen, so finden wir ihn jetzt in den physikalischen Forschungen, welchen Du Bois-Reymond's Genie und Ausdauer die mit den jetzigen Mitteln erreichbare Vollendung gegeben hat.

Es dürfte deßhalb nicht unwillkommen sein, hier auf Dr. Eckhardt's Schrift insofern hinzuweisen, als sich daraus ersehen läßt, wie sich von jenem so ganz neuen Standpunct aus unsre Ansichten über die gesammte Nervenphysiologie gestaltet haben.

Die ganze Schrift zerfällt in drei Hauptabschnitte, deren erster die wichtigsten Lehren der galvanischen Ströme als Fundament für das Verständniß der in den Nerven entdeckten enthält, so wie eine Einsicht in die passendsten Methoden der elektrischen Reizung gewährt. Der zweite enthält die Nervenphysik, d. h. das, was wir bis jetzt physikalisch von dem Zustand ihrer Ruhe und Erregung kennen gelernt haben; der dritte die specielle Nervenphysiologie. Der uns zugemessene Raum möge einer kurzen Prüfung der letzteren gewidmet sein.

Diese wird in drei Theilen betrachtet, nämlich 1) Darstellung der Erscheinungen des Thierkörpers, welche ganz oder zum Theil von dem Nervensystem abhängen. 2) Untersuchung der dabei in den Nerven stattfindenden Vorgänge. 3) Physiologie der Centralorgane und ihrer Nerven im Einzelnen.

Zu 1). Vom Nervensystem als abhängig wird das ganze psychische Leben „in allen seinen verschiedenen Aeußerungen" betrachtet. Der Verfasser hält dies als über allem Zweifel erhaben, obwohl keineswegs diese Frage schon bereinigt ist, daß man zu einem solchen Ausspruch vollkommen berechtigt wäre; wie man z. B. in diesen Blättern aus meiner Kritik der Pflüger'schen Schrift entnehmen kann.

Zweitens ist vom Nervensystem abhängig ein großer Theil von Bewegungsphänomenen, nämlich an den Muskeln, in welchen jede Nervenerregung eine gegenseitige Annäherung der Moleküle zur Folge hat. An diesem Ort wird die Frage ventiliert, ob die Muskeln sich auch für sich ohne Vermittlung der Nerven verkürzen könnten? Alle Beweise, welche hiefür beigebracht worden sind, werden von dem Verf. verworfen, weil man nicht beweisen könne, daß die feinste Nervenverbreitung in den Muskeln bei den Experimenten, welche die Nerven lähmen, wirklich und vollständig paralysiert seien. Der Verf. ist aber auch nicht im Stand das Gegentheil zu beweisen, so daß die Grundlage für die Widerlegung jenes Beweises zum mindesten eben so hypothetisch ist, wie für den Beweis selbst.

Ausbleiben der Entwicklung von Muskeln, deren Nerv nicht zur Entwicklung gekommen war, und eine gewisse Methode der elektrischen Reizung, welche den Nerv bis zu seinen feinsten Verzweigungen hin zu paralysieren vermöge, worauf sodann der Muskel unerregbar wird (wovon weiter unten), werden von dem Verf. als die Muskelirritabilität widerlegend betrachtet.

Ferner wird die Frage erhoben, ob der Nerv nicht auch im Stande sein könne wie eine Verkürzung, so auch eine Verlängerung oder Erschlaffung herbeizuführen? Die auf den Vagus bezüglichen, von Weber entdeckten Thatsachen (Herbeiführen des Stillstandes des Herzens); so wie Köllikers Vermuthung einer derartigen Wirkung auf die Muskelzellen des Penis bei der Erection werden als von complicierten Ursachen abhängig nicht als directe Beweise anerkannt, wie dieses auch wohl noch nicht mit Recht geschehen kann. Die ganze Frage hat jedoch nur dann einen Sinn, wenn man von der Voraussetzung ausgeht, daß bei der Nervenwirkung als muskelverkürzender Impuls ohne Weiteres die Attraction der festen Theile der Muskelfaser vergrößert wird. Diese, wie ich glaube, allgemein gültige Annahme bedürfte jedoch noch eines stringenten Beweises. Daß complicirtere Processe dazwischen liegen, ergiebt sich aus der von Weber entdeckten Thatsache, daß bis zu einem gewissen Grad belastete Muskeln sich unter dem Einfluß eines Reizes, der ihre Nerven trifft, verlängern. Es

ist also ausgemacht, daß die Nervenerregung unter Umständen eine Muskelverlängerung herbeiführen könne. Ich hoffe an einem andern Ort die Beweise beizubringen, daß die Veränderungen der Dimensionen an den Primitivfasern der Muskeln Folgewirkungen der durch die Nerven in der Muskelflüssigkeit erzeugten chemischen Veränderungen und damit unmittelbar verbundener Quellungsverschiedenheiten der Fasern sind.

Drittens machen sich große Reihen von Ernährungsvorgängen als abhängig von dem Nervensystem bemerklich, wobei vorläufig ihr directer und indirecter Einfluß noch zweifelhaft bleibt. Viertens wird der Einfluß des Nervensystems auf die Absonderung besprochen und folgende Möglichkeiten desselben hervorgehoben. Sein Einfluß bezieht sich auf Veränderung des sogenannten Gefäßtonus, oder auf Veränderung der die Diffusionen bestimmenden Drüsenmembranen, oder auf die Ausführungsgänge, so daß die Entleerung des Secretes wesentlich davon abhängt, oder endlich auf eine directe chemische Einwirkung auf die wesentlichen Bestandtheile der Drüsenelemente. Die letztere Annahme wird durch das bekannte Experiment Ludwigs an den Speicheldrüsen für bewiesen gehalten, während der sich auf die Entleerung beziehende Nerveneinfluß durch des Verf. Experimente an den Hautdrüsen der Kröten erhärtet wird.

Der 11te §. handelt von dem Innervationsvorgang.

Darunter werden diejenigen Vorgänge begriffen, welche im Nerv mit Ausschluß des ihm zugehörigen Centralorganes vor sich gehen, wenn das Organ, in welches er dringt, in Thätigkeit geräth. Die Aufgabe ist: die Natur dieser Vorgänge zu ergründen und zwar unter Zuhülfenahme der Erscheinungen, welche dabei an den mit dem Nerv zusammenhängenden Organtheilen beobachtet werden. Als wichtigstes Untersuchungsobject dient das Froschpräparat: nerv. ischiaticus mit dem daran hängenden musculus gastroonemius. Dabei wird untersucht: 1) Bedingungen und Gesetze, in Folge welcher das Präparat bei Application von Reizen zuckt. 2) Abhängigkeit seiner Thätigkeit von anderweitigen Umständen und die durch diese erzeugte Modification jener. 3) Die Möglichkeit aus diesen Thatsachen und den Gesetzen der Nervenphysik eine Theorie der Zuckung erregenden Nervenaction zu entwerfen.

a) Erscheinungen und Gesetze der Reizung. 1) Elektrische Reizung. Hiefür verdanken wir das Fundamentalgesetz du Bois-Reymond, welches lautet: „Nicht der absolute Werth der Stromdichte ist das die Zuckung bedingende Moment, sondern die Größe ihrer Schwankung innerhalb zweier, auf einander folgender sehr kleiner Zeittheilchen, und im Allgemeinen ist die Zuckung um so stärker, je größer die Schwankung des Stromes in der Zeiteinheit ist.“ Beginnende Elektrolyse der Nervensubstanz durch sehr starke constante Ketten ist die Ursache der scheinbaren Ausnahmen von diesem Gesetz in den Fällen, in welchen die Kette durch den Nerv continuierlich geschlossen bleibt.

Die Stärke der Zuckung wächst mit Vergrößerung der Schwankungen unverhältnißmäßig rasch und erreicht bald ein nicht mehr sich steigerndes Maximum. Außerdem ist sie abhängig von der Stromrichtung. Bei dem absteigenden Strom (die positive Elektrode näher dem Rückenmark als die negative) ist die Schließungszuckung stärker, bei dem aufsteigenden die Oeffnungszuckung. Unter gewissen noch nicht näher eruirten Umständen findet eine Umkehr dieses Gesetzes „Ritter'sche Anomalien“ statt. Vergrößerung der erregten Nervenstöcke verstärkt ceteris paribus die Zuckung. Am ungünstigsten wirkt die gegen die Längsachse des Nerv senkrechte Richtung des elektrischen Stromes.

Nun werden die Betrachtungen „der unipolaren Inductionszuckung“ und der „secundären Zuckung“ vom Nerven aus eingeschaltet.

Die unipolare Inductionszuckung hat den Grund ihrer Möglichkeit in dem oben erörterten Gesetz, daß zur elektrischen Vertheilung in einem secundären Drahtkreis der primäre nicht geschlossen zu sein braucht. Die Zuckung am Präparat entsteht also, wenn man den Nerv auf ein Ende des secundären Kreises auflegt und in dem primären irgend welche Schwankung der Stromstärke erzeugt, während man das Präparat ableitend berührt. Absolut nothwen-

dig ist dabei aber eine vollständige Isolierung des Präparates sowohl als der ganzen Vorrichtung.

Die Zuckung entsteht und zwar stärker bei ableitender Berührung des Muskels als bei ableitender Berührung des zweiten Endes des Inductionskreises. Sie tritt auch auf, wenn die Enden des durchschnittnen Nerven einander vollständig berühren. Die Erklärung dieser auffallenden Phänomene ist in der Anhäufung freier Elektricität an den Enden des offenen Inductionskreises gegeben, welcher hier gleich einer offenen Säule wirkt. Sehr wenig hievon verschieden sind die Erscheinungen, wenn man den Nerv auf einen die beiden metallischen Enden des Inductionskreises verbindenden feuchten Leiter (Enden) auflegt, dessen Richtung die des Nerv kreuzt.

Bei Unterbindung des Nervs tritt dann noch Zuckung auf, wenn man den Nerv näher dem einen oder anderen Ende des metallischen Theiles des Bogens auf den nassen Faden auflegt, und das Präparat oder den Inductionskreis ableitend berührt, weil auch bei unvollkommen geschloßner Kette noch freie Elektricität mit hoher Spannung angesammelt ist. Hieraus folgt die praktische Regel, bei feinen Versuchen an den Nerven für vollkommene Isolation des Präparates und der Vorrichtungen zu sorgen.

Die „secundäre Zuckung vom Nerven aus“ wird im Gegensatz zu der secundären vom tetanisirten Muskel aus durch den Elektrotonus in der Nervensubstanz bewirkt, vom anderen dagegen durch dessen Stromschwankung bei seinen tetanischen Zuckungen. Herbeigeführt wird diese Zuckung, wenn ein tetanisirtes Nervenstück längs dem Nerv des Froschpräparates, oder im Bogen an den letzteren so angelegt wird, daß ein Punct der Oberfläche jenes einen Punct der Oberfläche dieses, und zugleich der Querschnitt jenes einen anderen Punct der Oberfläche dieses berührt. Die erstere Anordnung ist in der Natur durch die Juxtaposition der Primitivfasern in einem Nerv gegeben. Es entsteht also bei elektrischer Reizung der Fasern aa, welche die Muskeln AA versorgen, außer in diesen, auch in den von den daneben liegenden Fasern bb versorgten Muskeln BB eine Zuckung, welche „die paradoxe“ genannt wird, weil sie die Theorie der isolierten Nervenleitung für elektrische Reize wenigstens ungültig macht. Es erklärt sich diese auffallende Erscheinung aus dem secundär elektrotonischen Zustand eines Nervenstückes, welches mit einem zweiten von einem galvanischen Strom primär durchzogenen in Contact gebracht wird, wobei das erstere selbst den Schließungsbogen für die in dem erregten Nervenstück entwickelten Ströme abgiebt, und wobei in dem anliegenden Nerv diese Ströme in der der Richtung des primär erregenden Stromes entgegengesetzten circulieren.

Die thermische Reizung hängt in ihren Folgen von den Temperaturgraden des destillierten Wassers ab, in welchem man den Nerv verweilen läßt. Zwischen 30 und 54° R. treten keine Zuckungen auf; dagegen nimmt nach einem bestimmten Gesetz nämlich von 30 bis 35° sehr rasch, dann weniger rasch bis 40° und von da ab bis gegen 54° mehr stätig die Lebensfähigkeit (Reizbarkeit) in dem Wasser ab, und von dem Punct an, wo dieselbe nur noch die kürzeste Zeit bestehen kann, fangen die Zuckungen an aufzutreten, als Folge „der momentanen Zerstörung der Nervenstructur.“

Die chemische Reizung. Der Verfasser ist der Ansicht, daß trotz der verschiedenen Natur der chemischen Reize in allen Fällen, in welchen Zuckung entsteht, diese Folge einer momentanen Zerstörung der Nervensubstanz sei. Er theilt die Agentien ein in solche, welche ohne Zuckung zu erregen den Nerv allmählich tödten: fette Oele, Lösungen vieler Metallsalze ꝛc., zweitens in solche, welche nur einzelne kurze Zuckungen bei raschem Absterben der Nerven hervorrufen: (anorganische Säuren, fixe Alkalien, Alkohol,) endlich solche, welche oft bis zu $\frac{1}{4}$ Stunde anhaltende Vibrationen in den Muskeln erzeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Mai.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Grundzüge der Physiologie des Nervensystems von Dr. Eckhard.

(Fortsetzung.)

Der Effect hängt wesentlich von der Concentration der Lösungen ab. Wird dem Nerv rasch sein Wasser entzogen (durch Einbetten in trocknes Zuckerpulver ic.), so entsteht bei Entziehung dieses Elementes, wie wahrscheinlich jedes anderen dem Nerv eigenthümlichen, Zuckung.

Der qualitative und quantitative Werth der Effecte, welche diese verschiedenen Reize hervorbringen, hängt außerdem noch von besondern Umständen ab, 1) von inneren (Ernährungs-) Verhältnissen, 2) von der Temperatur, mit deren Verminderung die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Nervenerregung abnimmt. Locale Erkältung des Nerv vermindert nicht die Hubhöhe des Muskels, wohl aber die Geschwindigkeit, mit welcher sich seine Contraction im Verlauf der Zeit entwickelt.

Am merkwürdigsten sind die Folgen des Durchleitens eines constanten galvanischen Stromes während der Application der Reize. Die von dem Verf. aufgefundenen Thatsachen sind folgende. Bei Reizung einer bestimmten nicht zu verändernden Nervenstelle durch einen constanten Strom mehrerer Elemente bleiben alle oberhalb dieser Stelle auf den Nerv applicierten, sonst Zuckung verursachenden Reize wirkungslos, so lange jener constante „hemmende Strom“ andauert. Reizung einer dem Muskel näher gelegenen Nervenstelle verlangt eine größere Stärke des hemmenden Stromes. Application eines chemischen Reizes oberhalb der hemmenden Kette bleibt bei deren absteigender Richtung leichter erfolglos, Application eines galvanischen an derselben Stelle oder auch unterhalb bei aufsteigender Richtung des hemmenden Stromes; während bei der letzteren Anordnung für den chemischen Reiz dann der aufsteigende Strom ebenfalls günstiger wirkt.

Wird ein constanter Strom vor Application der Reize durch den Nerv geleitet, so erhält man eine Modification der Erregbarkeit, z. B. nach längerer Reizung mit einem starken aufsteigenden Strom, mit Hülfe dessen sich die oben erwähnte Ritter'sche Anomalie willkürlich hervorrufen läßt.

Im letzten Abschnitt dieses Theiles stellt sich der Verf. die Aufgabe, eine Vorstellung von der Nervenerregung und deren Fortpflanzung zu geben. Betrachtungen über die Schnelligkeit und die Richtung, in welcher sich dieser Vorgang fortpflanzt, werden vorausgeschickt.

Der 12 §. handelt von der Physiologie der Centralorgane und ihrer einzelnen Nerven. Die Centralorgane werden von dem Verf. als Ausgangspuncte willkürlicher, reflectorischer und automatischer Bewegungen characterisiert, ohne daß ihre anatomischen Verhältnisse näher berücksichtigt werden. Dieses Verfahren zu definieren findet eine große Berechtigung darin, daß noch immer unbekannt ist, in welchen functionellen Beziehungen Fasern und Nervenzellen (Ganglienkugeln) zu einander stehen, so daß es wohl wahr ist, wenn man sagt: es treten jene angegebenen Thätigkeitsäußerungen des Nerven-

systems nur in dem Bezirk hervor, in welchem irgendwo gleichzeitig Nerv und Ganglienkugel angetroffen wird, ohne daß man jedoch aus diesem gleichzeitigen Auftreten derselben die Entstehungsform jener Thätigkeiten ableiten könnte.

Bei Betrachtung des Gehirns und seiner Nerven bespricht der Verf. zuerst die automatischen Erregungen des ersteren. Solcher selbst erregenden Stellen im Gehirn sind folgende experimentell genauer localisierbar: 1) die von Flourens genauer bestimmte für die Athembewegung. Sie geht oben (oder vorn) über das foramen coecum, hinten über die Verbindungsstelle der hinteren Pyramiden weg, und liegt hauptsächlich (mit einer Linie Ausdehnung) in der Spitze der grauen Masse des calamus scriptorius. Die zweite nicht so genau localisierte, auch im verlängerten Mark befindliche, ist die für die Schluckbewegungen, welche wenigstens in der Speiseröhre rein automatisch auftreten. Die dritte von Bernard entdeckte liegt mehr nach vorn als die erste der genannten, steht in bestimmten Beziehungen zu dem Gang des Stoffwandels, da sie das Auftreten von Zucker im Harn verhindert.

Der Untersuchung über die reflectorischen Erscheinungen des Gehirns schickt der Verfasser allgemeine Betrachtungen über die Reflexbewegungen voraus, deren Inhalt ich hier um so eher übergehen darf, als er aus dem in meinem Bericht über die Pflüger'sche Schrift Gesagten den Lesern dieser Blätter als bekannt vorausgesetzt werden darf.

Psychische Thätigkeiten des Hirns, so weit sie experimentell zu verfolgen sind, sind Empfindung und Willen (willkürliche Bewegung).

In Beziehung auf die Empfindungserscheinungen heben wir hier nur Einiges heraus: 1) Es ist bis jetzt noch nicht ermittelt, ob eine specifische Energie der Sinnesnerven besteht, und wodurch sie vermittelt wird. 2) Es hat sich gezeigt, daß innerhalb einer gegebenen Zeit nur eine ganz bestimmte Anzahl einzelner Empfindungen möglich ist, abhängig von der Dauer und Intensität des Einzeleindruckes. 3) Gegenüber den elektrischen Reizen zeigt Haut-, Geschmacks- und Sehnerv ein von den motorischen Nerven verschiedenes Verhalten, indem diese (wahrscheinlich alle sensiblen Nerven) nicht bloß jede hinlänglich große Schwankung der Stromdichte, sondern auch die sich gleich bleibende absolute Höhe derselben beantworten. 4) Ob das Muskelgefühl von eigenen in den Muskeln verbreiteten sensiblen, oder von den motorischen Nerven selbst vermittelt werde, bleibt unausgemacht.

Bei der Gleichartigkeit der Ergebnisse elektrodynamischer Untersuchungen an den sensiblen und motorischen Nerven muß wegen der Differenz der Empfindungsqualität, je nach Ort der Application des Reizes und Natur der Erreger angenommen werden, „daß auch je der Charakter der im Nerven entstehenden Bewegung ein verschiedener ist, dessen Besonderheit aufzufassen bis jetzt keinem physikalischen Instrument möglich war.“ Hierin liegt der Werth der elektrischen Wirkungen im Nerv, wie mir scheint, am sprechendsten dargethan. Was wir in Beziehung auf sein Verhalten gegen die Magnetnadel kennen gelernt haben, ist eine große Bereicherung unserer Kenntnisse über einen Theil seiner wichtigsten physikalischen Eigenschaften, aber nur beschränkte Einseitigkeit könnte sich schmeicheln, hiemit schon die vollkommene Erkenntniß von dem Wesen der Vorgänge in den Nerven bei ihrer Thätigkeit erforscht zu haben.

Die zweite Eigenthümlichkeit des Hirns ist die willkürliche Erregung, über deren Mechanismus zur Erzeugung des ersten Impulses nichts bekannt ist. In Beziehung auf die äußere Erscheinung des Bewegungsvorganges läßt sich aus der Entdeckung der secundären Zuckung vom Muskel aus beweisen, daß bei der künstlichen Erregung nicht eine stetige, sondern discontinuierliche Zusammenziehung und wahrscheinlich auch eine derartige Nerventhätigkeit statt finde. Ferner sind die durch künstliche Nervenerregung und durch natürliche (von Seite der Centralorgane z. B. nach Strychnin-Vergiftung) identisch. Die Menge der gleichzeitig erregbaren Primitivfasern hat zwei extreme Gränzen, so daß nie eine einzige und nie eine gewisse Summe zugleich innerviert werden kann. — Die willkürliche

Erregung der motoriſchen Nerven iſt abhängig von Sinnesthätigkeit und Urtheil wie von den wechſelnden Zuſtänden des Hirns ſelbſt.

Zuletzt werden die nach Hirnverletzungen vorkommenden Drehbewegungen beſprochen, und deren Beobachtung als noch nicht reif für eine Erklärung erachtet.

Von den Betrachtungen über die Phyſiologie der einzelnen Hirnnerven heben wir nur Einzelnes hervor. Das Intereſſanteſte iſt die Bewegungshemmung, welche durch intenſive Reize der Vagi erzielt werden kann. Sie macht ſich geltend ſowohl in Beziehung auf die Herzthätigkeit als in Beziehung auf die Reſpiration.

Durchſchneidung der beiden Vagi ruft nämlich momentan eine Beſchleunigung des Herzſchlages herbei; ihre gleichzeitige Reizung durch Inductionsſtröme verlangſamt denſelben, oder bringt ihn ganz zum Stillſtand; das Herz verharrt dabei in der Diaſtole. Reizung der mit dem Centrum noch zuſammenhängenden Schnittenden der Vagi durch einen gelinden Strom beſchleunigt, durch einen ſehr ſtarken ſiſtiert die Athembewegung unter dauernder Contraction der Exſpirationsmuskeln. Von allen Theorien wird, wie auch mir ſcheint, mit vollſtem Recht der beigepflichtet, daß die hemmende Wirkung der Nerven, welche man hier beobachtet, nicht direct die Muskeln trifft, ſondern die Centralorgane, von denen aus automatiſch die rhythmiſche Bewegung unterhalten wird. Im einen Fall alſo die in dem Herzen befindlichen Ganglien, im anderen die Portion der medulla oblongata, von welcher aus nach obigem die Athembewegung reguliert wird.

Der Mitwirkung der Vagus-Thätigkeit bei der Verdauung im Magen wird nur ein mittelbarer Werth beigelegt.

Bei Unterſuchung des Rückenmarkes und ſeiner Nerven wird zuvörderſt die Frage nach dem Faſerverlauf im Rückenmark als noch nicht gelöst angeſehen, indem ſich ſowohl gegen die Beweiſe für den continuierlichen Faſerverlauf als für das von Volkmann vermuthete intermediäre Faſerſyſtem gewichtige Gründe aufzählen laſſen, nur ſcheinen die phyſiologiſchen Experimente, ohne jedoch volle Beweiskraft zu haben, mehr für die Volkmann'ſche Annahme als die eines continuierlichen Faſerverlaufes zu ſprechen.

In Beziehung auf den Bell'ſchen Lehrſatz von den motoriſchen und ſenſiblen Wurzeln wird die dagegen erhobene Einwendung, auf der Thatſache fußend, daß bei ſtarker elektriſcher Reizung der peripheriſchen Schnittenden hinterer Wurzeln Bewegung entſtehen kann, beſeitigt durch die hiebei auftretende paradoxe Zuckung, welche wegen der Juxtapoſition ſenſibler und motoriſcher Faſern unterhalb der gereizten Stelle leicht zu Stande kommen kann.

Für die Function der Rückenmarksabtheilungen wird allein das als feſtſtehend angeſehen, daß die hintere Hälfte ſenſibel, die vordere motoriſch wirkt, und daß jede Faſer vor ihrem centralen Ende irgendwo einmal die Medianebene des Markes überſchreitet.

Das Rückenmark enthält automatiſche Erregungsſtellen, bewieſen durch die rhythmiſchen Bewegungen der Lymphherzen der Amphibien. Hingegen habe ich nur die in meinem letzten Bericht hervorgehobene Einwendung zu machen, indem ich nach Zerſtörung d. h. Entfernung des ganzen Rückenmarkes die Herzen mit unverändertem Rhythmus und Modus fortpulſieren ſah. Das Rückenmark iſt ferner der Sitz reflectoriſcher Thätigkeit, deren Ausbreitung in hohem Grad von dem Maaß ſeiner Erregbarkeit abhängig iſt; zugleich ſtehen gewiſſe Hautſtellen zu gewiſſen Muskelgruppen in einer näheren reflectoriſchen Beziehung als zu anderen; auch geſchieht die Uebertragung der Erregung viel leichter auf die motoriſchen Faſern der gleichen als der entgegengeſetzten Seite. Von den Hautverzweigungen aus laſſen ſich viel leichter und in ausgedehnterem Maaß Reflexbewegungen hervorrufen, als von ihren Stämmen und ſenſiblen Wurzeln. Als Grund hievon wird vermuthet, das je nachdem die Reize hier oder dort appliciert werden, Erregungen verſchiedener Art hervorgerufen werden, deren jede einer anderen Centralſtelle entſpräche. Wer in dem elektriſchen Verhalten der Nerven bei Reizen das ganze

Räthſel der Innervation gelöst glaubt, würde dieſer Hypotheſe nicht beipflichten können. (R) Von den ſenſiblen Rückenmarkswurzeln aus können auch in den von den Kopfnerven verſorgten Muskeln reflectoriſche Zuckungen erzeugt werden. Ebenſo kann ſich dieſe Wirkung auf die vom Sympathicus verſorgten Theile und umgekehrt von dieſen auf willkürlich bewegbare Muskeln ausdehnen. Die Frage nach dem Verlauf der einzelnen Primitivfaſern in Muskeln und Hautſtellen bis zu ihren centralen Enden hin iſt noch als unerledigt zu betrachten.

Die Ganglien und der Sympathicus. In Beziehung auf ſeine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit vom Cerebroſpinalſyſtem in anatomiſcher Rückſicht berührt der Verf. nur die obſchwebende Streitfrage und geht ſogleich zu der phyſiologiſchen Frage nach den Nervenerſcheinungen im Gebiet des Sympathicus (im Sinn der gröberen Anatomie genommen) und den in ihm als Centralorgane anzuerkennenden Theilen über. In dieſem ganzen Nervencomplex zeigt ſich eine Gemeingefühls-Empfindungen vermittelnde Thätigkeit, welche jedoch nur unter beſonderen Verhältniſſen auftritt, und abhängig gedacht wird von den in ſeinem Verlauf ſpärlich eingeſtreuten Rückenmarksfaſern.

Im Sympathicus kommen ſelbſterregende Stellen vor, deren Sitz in den Ganglien zu ſuchen iſt. Dieſe vermitteln automatiſche Bewegungen vor allem im Herzen, welches blutleer und aus dem Körper herausgeſchnitten noch fortpulſiert, ferner des Darmkanales. Die letzte Form dieſer Bewegungen ſcheint aus einem Zuſammenwirken verſchiedener Ganglienmaſſen hervorzugehen. Dieſe Centralmaſſen des Sympathicus ſind für Ernährung und Abſonderung von größter Wichtigkeit. Arnmann hat die Abhängigkeit der Ernährung der Extremitäten, die Secretion der Galle und des Urins von der Integrität der Spinalganglien experimentell dargethan, wodurch zugleich der anatomiſche Fund beſtätigt wird, daß die Ganglienzellen der Spinalganglien je eine den Nervenfaſern zum Urſprung dienen, welche theils mit dem Stamm des betreffenden Rückenmarksnerven in die Gewebe der Extremitäten, theils im ramus communicans in das Eingeweideſyſtem dringen. Endlich erweist ſich der Sympathicus auch als reflectoriſch thätig.

Zum Entſcheid der Frage, „welche einzelne Theile werden von den einzelnen Theilen des Sympathicus beherrſcht?“ liefern folgende Thatſachen ſpärliche Beiträge: Tetaniſieren des Halstheiles des Sympathicus erzeugt Erweiterung der Pupille; ſeine Durchſchneidung verändert die Ernährungsverhältniſſe am Hals und Kopf. Andere Reſultate von dieſer Stelle aus genommen ſind noch zweifelhaft. Reizung der pars thoracica ſoll Bruſtaorta, Hohlvenen, ductus thoracicus, außerdem die dünnen Gedärme contrahieren machen, Reizung der nervi splanchnici den Gallengang. Die des plexus solaris und mesaraicus ſoll die dünnen Gedärme, die der pars lumbaris und sacralis Dünndarm, Blinddarm, Grimm- und Maſtdarm, Harnleiter, Samenleiter, Urinblaſe und fallopiſche Röhren und den Uterus zur Contraction beſtimmen.

Die ganze Schrift trägt das Gepräge gewiſſenhafter Wahrheitsliebe, und iſt beſonders wegen der Klarheit, mit welcher der phyſikaliſche Theil bearbeitet iſt, allen denen zu empfehlen, welche aus Mangel an Vorkenntniß mit einer gewiſſen Scheu, ſelbſt mit einem Vorurtheil gegen die Unterſuchungsmethode auf dieſes ganz neue Gebiet der Forſchung blicken.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Mai.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Grundzüge der Physiologie des Nervensystems von Dr. C. Eckhard.

(Schluß.)

Am Schluß möge dem Leser ein möglichst gedrängter Ueberblick des gegenwärtigen Standes der Nervenphysik, des wichtigsten Theiles der Schrift, die Untersuchung der physikalischen Eigenschaften der außer allem Zusammenhang mit dem Körper befindlichen Nerven, nicht unwillkommen sein.

Ueber die chemischen Verhältnisse der Nervensubstanz geht der Verf. sehr schnell hinweg, und hat dazu ein Recht, in so ferne die Chemie bis jetzt noch nicht im Stande war, die Beziehungen der Nervensubstanz zur Nervenfunction in eine passende Relation zu bringen. Hat sich der Verf. auch die Aufgabe gestellt, einzig und allein das feststehend Thatsächliche mitzutheilen, so dürften meiner subjectiven Ueberzeugung nach in einer besonders zu Lehrzwecken bestimmten Schrift die Anregungen nicht fehlen, welche zu weiteren Ueberlegungen führend davor bewahren, in den elektrischen Erscheinungen an der Nervensubstanz ihre Function und Eigenthümlichkeit schon vollständig erschöpft zu glauben. Selbst aber in Hinsicht auf jene allein durfte die große Veränderlichkeit der Marksubstanz, ihre leichte Alteration durch die verschiedensten indifferenten Flüssigkeiten nicht verschwiegen werden. Die Theorie der Elektrolyse der Nervensubstanz bei ihrem Erregungszustand gewinnt dadurch eine weitere Stütze, zumal, wie ich gefunden habe, von isolierten Nervenbündeln nicht unbeträchtliche Quantitäten Kohlensäure entwickelt werden, wenn sie anhaltend tetanisiert werden.

Daß dagegen die Untersuchungen Wertheim's über die Cohäsions- und Elasticitätsverhältnisse der Nervensubstanz an diesem Ort übergangen wurden, läßt sich weniger tadeln.

Den einleitenden Bemerkungen zufolge kann es nicht auffallen, daß die elektrischen Eigenschaften der Nerven am ausführlichsten besprochen werden, und zwar erstens ihr Leitungsvermögen, und dann die als Elektricitäts-Erreger aufzutreten.

Der §. 7 handelt von dem galvanischen Leitungsvermögen und dem ruhenden Nervenstrom. Das Leitungsvermögen der Nerven ist circa 200 — 400 Millionenmal geringer als das des Kupfers, circa 1,6mal schlechter als das der Muskelsubstanz.

Von größerer Wichtigkeit ist das elektromotorische Vermögen der Nerven und zwar erstens dann, wenn er ohne Reiz, isoliert vom Centralorgan und peripherischen Sinnes- oder Bewegungs-Apparaten, hierauf geprüft wird. Dies geschieht mittelst eines Multiplicators von 12 — 16000 Windungen eines $0{,}15^{mm}$ dicken Kupferdrahtes und astatischem Nadelpaar. Die zu Platinplatten ausgebreiteten metallischen Enden des Kupferdrahtes tauchen in Kochsalzlösung, in der sich Fließpapierbäusche befinden, welche am Rand der Gefäße hervorragen, und auf welche, durch in Eiweiß getränkte Häutchen geschützt, der Nerv aufgelegt wird. Es erfolgt ein Ausschlag, so wie ein dritter über beide Bäusche herüber gebrückter mit Kochsalzlösung getränkter Bausch abge-

hoben wird. Sogleich auftretende, nicht zu beseitigende Polarisation der Platinplatten, läßt die bleibende Ablenkung viel kleiner erscheinen, als man dem ersten Ausschlag nach erwarten sollte.

Mit dieser Prüfungsmethode erhält man folgende Resultate:

1) In jedem (sensiblen oder motorischen) lebendigen Nerv kreist ein von der natürlichen Oberfläche (natürlicher Längsschnitt) gegen den künstlich gemachten Querschnitt des Nerv gerichteter Strom. 2) Zwei Puncte, ungleich weit vom geometrischen mittleren Querschnitt aufgelegte Puncte der natürlichen Oberfläche geben einen wenn auch sehr viel schwächeren Strom zu erkennen. 3) Jeder künstliche Querschnitt des Hirns oder Rückenmarkes verhält sich negativ gegen die positive Oberfläche. 4) Motorische und sensible Nerven, graue und weiße Hirnsubstanz verhalten sich elektromotorisch gleich. 5) Die Stärke der Ströme ist Null, wenn symmetrisch zum geometrisch mittleren Querschnitt zwei Puncte des Nerv aufgelegt werden; sie wächst in dem Maaß, als man bei gleicher Spannweite immer mehr von jenem „elektromotorischen Aequator" nach dem Querschnitt rückt und erreicht ihr Maximum, wenn einer Seits jener, anderer Seits der Querschnitt aufliegt.

Diese Thatsachen führten zu folgender von Du Bois gegebener Erklärung: „Der Nerv bestehe aus einer unbestimmten Menge überall mit feuchter Schicht umgebener peripolarer Moleküle, welche sämmtlich aus einer positiven Aequatorial- und zwei negativen Polarzonen zusammengesetzt, und deren die letzteren verbindende Axen alle der Längsaxe der Nerven parallel gerichtet seien."

Dieses Theorem wird nach Du Bois Vorgang an einem Zinkkupferschema geprüft, und durch diese künstliche Anordnung bestätigt. Hieraus ergiebt sich aber noch weiter folgende Grundanschauung: Jedes Nervenmolekül liefert Ströme, welche durch die dasselbe umgebende flüssige Schicht und die ganze Masse des Nerv *geschlossen* sind, so daß also der Nerv stets als im Zustand einer *geschlossenen* Kette befindlich gedacht werden muß. Es sind also die im Multiplicatorkreis beobachteten Ströme *abgeleitete*, deren Wirkungen auf die Nadel gar nichts über die wirklichen elektromotorischen Kräfte in der Nervensubstanz aussagen. Diesem „*elektromotorischen Verhalten*" des nicht erregten Nerv steht der „*Elektrotonus*" entgegen: nämlich der Zustand, in welchem der Nerv erregt ist.

Die Art und Weise der Erregung spielt hiebei eine wichtige Rolle.

Erster Fall. Der Nerv schließt mit einem beliebigen Stück seiner Länge eine *constante Kette*. Es fängt dann der Nerv unter Beibehaltung seines ursprünglichen Wirkungsgesetzes auf *allen* Puncten seiner Länge an im Sinne des erregenden Stromes selbst zu wirken; begreiflich, daß dann der ursprüngliche Nervenstrom einen Zuwachs erleidet, wenn der Strom der erregenden constanten Kette gleichgerichtet ist mit jenem, und eine Abnahme, wenn das Entgegengesetzte stattfindet.

Das zweite Nervenstück heißt das „erregte," das im Multiplicatorkreis befindliche das „abgeleitete." Im ersten jener Fälle sagt man, der Nerv sei in der „positiven," im zweiten, er sei in der „negativen Phase."

Die Größe des Elektrotonus ist abhängig 1) von der Lebenseigenschaft des Nerv (todte Nerven zeigen ihn gar nicht); 2) von der Länge der erregten Strecke; 3) von der Stromdichte des erregenden Galvanismus; 4) von dem Winkel, welchen dieser Strom mit der Längsachse des Nerven bildet; 5) von der Nähe des abgeleiteten und erregten Stückes, indem er auf gleiche Längen in der Nähe der Elektroden mehr als in größerer Entfernung und schließlich fast gar nicht mehr abnimmt. In Beziehung auf 1 — 4 wächst der Elektrotonus mit der Zunahme jener Umstände.

Die Vermuthung, daß der Elektrotonus der abgeleiteten Strecke directe Fortwirkung des in der erregten circulierenden constanten Stromes wäre, ist experimentell widerlegt. Die Theorie des Elektrotonus setzt für den ruhenden Nervenstrom die Gegenwart peripolarer Moleküle voraus, zusammengesetzt aus zwei mit ihren positiven Zonen aneinander stoßenden dipolaren Molekülen, welche sich im Elektrotonus säulenartig anordnen, und zwar in Folge einer Fern-

wirkung der einzelnen Molküle auf einander, was das Hinausgehen des Zuſtandes über die Gränzen der erregten Stelle erklärt.

Bei Ermittlung der elektriſchen Eigenſchaften des tetaniſierten Nerv geſchieht die Erregung des Nerv durch fortwährend unterbrochene Ströme. Der Ausdruck „tetaniſiert“ rührt von der Wirkung eines ſo gereizten motoriſchen Nerv auf den Muskel her, welcher dabei in Tetanus geräth. Sind die tetaniſierenden galvaniſchen Ströme gleich gerichtet, ſo iſt die Wirkung auf den Nerv gleich der durch Reizung mittelſt eines ebenſo gerichteten conſtanten Stromes. Geſchieht die Reizung durch ſchnell hintereinander auftretende einander entgegengeſetzte Ströme, ſo entſteht unter allen Umſtänden eine Schwächung des urſprünglichen Nervenſtroms, eine „negative Stromſchwankung.“ Dieſe tritt auch bei chemiſcher, mechaniſcher und thermiſcher Reizung auf, und nimmt zu mit der Leiſtungsfähigkeit des Nerv, der Stromdichte, der Länge der erregten Strecke, und dem Winkel, welchen die Stromrichtung mit der Längsachſe des Nerv macht.

Muskel und Nerv gleichen ſich in dieſer Beziehung in allen Puncten außer darin, daß der Muskel ſo gut wie gar keinen Elektrotonus zeigt.

Dr. E. Harleß.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortſetzung.)

Regnault-Strecker, Lehrb. der Chemie. 2te verb. Aufl. Bd. 1. Anorganiſche Chemie. Braunſchweig 1853.

Dr. J. S. C. Schweigger, Ueber ſtöchiometriſche Reihen im Sinne Richter's auf dem wiſſenſchaftl. Standpuncte der neueſten Zeit. Halle 1853.

J. G. Fiſcher, Die Einheit in der organiſchen Natur. Hamburg 1853.

A. Pouchet, Histoire des sciences au moyen âge, ou Albert-le-Grand et son époque. Par. 1853.

Dr. C. Ludw. Doleſchal, Memoranda der Zoologie und vergleichenden Anatomie. Wien 1853.

C. G. Giebel, Allgemeine Zoologie. Säugethiere. Lief. 1. Leipzig 1853.

F. Leydig, Anatomiſch-hiſtologiſche Unterſuchungen über Fiſche und Reptilien. Berlin 1853.

H. v. Meyer, Ueber die Reptilien und Säugethiere der verſch. Zeiten der Erde. Frankf. 1852.

H. Milne-Edwards, Das Verfahren der Natur bei Geſtaltung des Thierreichs. Stuttg. 1853.

Museum Heineanum. Catalog der ornithologiſchen Sammlung des Ferd. Heine, bearb. von Dr. J. Cabanis. Th. 1. enth. Oscines. Halberſtadt 1852.

Dr. R. A. Philippi, Handbuch der Conchyliologie und Malacozoologie. Halle 1852.

Rang et Souleyet, Histoire naturelle des mollusques ptéropodes. Par. 1852.

Dr. O. Schmidt, Lehrbuch der Zoologie. Abth. 1. Wien 1853.

Fried. von Tſchudi, Das Thierleben der Alpenwelt. Leipzig 1853.

Dr. A. de Bary, Unterſuchungen über die Brandpilze und die durch ſie verurſachten Krankheiten der Pflanzen. Berlin 1853.

F. Th. Bratranek, Beiträge zu einer Aeſthetik der Pflanzenwelt. Leipzig 1853.

A. de Brébisson, Flore de Normandie. 2 édit. augmentée. Caen 1849.

Dr. K. Müller, Deutſchlands Mooſe. Lief. 1. 2. Halle 1853.

Dr. L. v. Pansner, Verſuch einer Monographie der Stachelbeeren. Bearb. u. geordnet von H. Maurer. Jena 1852.

Dr. H. Schacht, Der Baum. Studien über Bau und Leben der höheren Gewächſe. Berlin 1853.

Franz Unger, Ueber den Einfluß des Bodens auf die Vertheilung der Gewächſe, nachgewieſen in der Vegetation des nordöſtlichen Tyrols. Wien 1836.

Dr. Fr. Wimmer, Das Pflanzenreich. Breslau 1853.

Dr. M. Willkomm, Sertum Florae Hispanicae. Lpz. 1852.

Dr. B. Cotta, Praktiſche Geognoſie für Land- und Forſtwirthe und Techniker. Dresden 1852.

Dr. H. v. Dechen, Geognoſt. Beſchreibung des Siebengebirges am Rhein. Bonn 1853.

Dr. C. v. Ettingshauſen, Die Tertiär-Floren der öſterreichiſchen Monarchie. Wien 1851.

Paolo Gorini, Sull' origine delle montagne e dei Vulcani. Lodi 1851.

A. Petzholdt, Silification organiſcher Körper. Halle 1853.

J. Steininger, Geognoſtiſche Beſchreibung der Eifel. Trier 1853.

Ach. de Zigno, Ueberſicht der geſchichteten Gebirge der venetianiſchen Alpen. Wien 1850.

J. C. Nesbit, Der peruaniſche Guano. Frei bearb. v. Ch. H. Schmidt. Weimar 1853.

Fr. Ott. Rothe, Die Korb-Bienenzucht. Glogau 1853.

A. Brongniart, Traité des Arts céramiques. T. 1. 2. Avec Atlas. Par. 1844.

Dr. H. Schacht, Die Prüfung der im Handel vorkommenden Gewebe durch das Mikroſcop und durch chemiſche Reagentien. Berlin 1853.

Dr. C. Hartmann, Die Fortſchritte der Bergbaukunſt ſeit den letzten 10 Jahren. Weimar 1852.

Dr. Karl Hartmann, Prakt. Handbuch der Roh- und Stabeiſen-Fabrication. Mit Atlas. Leipzig 1853.

Alb. Miller, Der ſüddeutſche Salzbergbau in techniſcher Beziehung dargeſtellt. Wien 1853.

F. E. Feller, Die Staatspapier- und Actienbörſe. Leipzig 1846.

Ch. Gouraud, Essai sur la liberté du Commerce des Nations. Examen de la théorie anglaise du libre-échange. Par. 1853.

Stern, Lehre über Wechſel und Wechſelverkehr. Gießen 1853.

Vertrag über die Fortdauer und Erweiterung des Zoll- und Handelsvereines vom 4 April 1853. Berlin 1853.

Dr. A. H. Völker, Der öſterreich. preußiſche Handels- und Zollvertrag. Neuſtadt 1853.

Vorſchlag zu einem neuen allgemeinen Münzſyſteme für Deutſchland. Buchholz 1853.

Die Wiener Zoll-Conferenzen. Wien 1852.

VI. Anthropologia.

C. G. Carus, Symbolik der menſchlichen Geſtalt. Leipzig 1853.

Fr. Weinknecht, Umriß der Phrenologie. Bunzlau 1853.

Dr. Eznig, Réfutation des différentes sectes des Païens, de la religion des Perses, de la religion des sages de la Grèce, de la secte de Marcion. Par. 1853.

R. Sp. Hardy, A manual of Budhism in its modern development: translated from Singhalese Mss. Lond. 1853.

G. Kloß, Geſchichte der Freimaurerei in Frankreich aus ächten Urkunden dargeſtellt. (1725—1830.) Bd. 1. Darmſtadt 1852.

Br. J. L. Th. Merzdorf, Geſchichte der Freimaurerlogen im Herzogthum Oldenburg. Oldenb. 1852.

A. Simon, Le culte des morts chez les principaux peuples anciens et modernes. Limoges 1852.

J. Toland, A critical history of the celtic religion, and learning: containing an account of the Druids. Edinb. 1815.

H. Weiß, Geſchichte des Koſtüms. Die Tracht ꝛc. der vornehmſten Völker der öſtlichen Erdhälfte. 1 Abth. Th. 1. Afrika. Berlin 1853.

O. Börner, Die Lehre vom Bewußtſein in ihrer pädagog. und didact. Anwendung. (Gekrönte Preisſchrift.) Freiberg 1853.

Hegel's Anſichten über Erziehung und Unterricht. Herausg. von Dr. G. Thaulow. Th. 1. Kiel 1853.

Dr. L. W. Mauthner Ritter von Mautſtein. Kinder-Diätetik. Wien 1853.

N. Tommaseo, Sull' Educazione. Firenze 1851.

Dr. Fr. Ueberweg, Die Entwicklung des Bewußtſeins durch den Lehrer und Erzieher. (Eine gekrönte Preisſchrift.) Berlin 1853.

VII. Philosophia.

Dr. F. C. Fülleborn, Kleine Schriften in Beziehung auf die Einheitslehre oder Grundwiſſenſchaft. Heft 1. Marienwerder 1853.

Dr. Noack, Geſchichte der Philoſophie. Weimar 1853.

E. Renan, Averroès et l'Averroïsme. Paris 1852.

Dr. H. Ritter, Verſuch zur Verſtändigung über die neueſte deutſche Philoſophie ſeit Kant. Braunſchw. 1853.

R. Wichmann, Die Entwickelung der Philoſophie. Berlin 1852.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Mai.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Additamenta zur Flora des Quadersandsteins in Sachsen von Ernst von Otto. 2. Heft, enthaltend meist noch nicht oder wenig bekannte Pflanzen. Mit neun lithographirten Doppeltafeln. Leipzig. Verlag von Joh. Gust. Meyer. 1854.

Wir haben im Oct. 1853 in Nr. 52 und 53 der gel. Anz. der ersten unter obigem Titel erschienenen Schrift desselben Verf. eine ausführliche Anzeige gewidmet und freuen uns, nach kurzer Frist eine Fortsetzung derselben mit der Bezeichnung als zweites Heft ankündigen zu können, indem es dem ersten Hefte nicht nur in der Eleganz der äußeren Ausstattung gleichkommt, sondern dasselbe auch in der größeren Zahl von (9) Doppeltafeln und durch die Manigfaltigkeit der darauf dargestellten zum Theil neuen Pflanzenformen übertrifft.

Dem Vorwort zufolge stammen einige derselben aus der Gegend von Niederschöna bei Freiberg und aus der Gegend von Königsstein, die meisten aber wie die des ersten Heftes aus der Gegend von Dresden und Dippoldswalde. Der Verf. rühmt in dem Vorworte die ihm von verschiedenen Gelehrten gewährte Unterstützung, welcher er auch zum Theil die von ihm benützte Literatur verdankt, in deren Verzeichniß jedoch keine der Schriften Ad. Brongniarts [1]) aufgeführt ist.

Die von dem Verf. im ersten und zweiten Hefte beschriebenen Pflanzen sind nach dem alphabetischen Verzeichnisse folgende: Abietineae, Algae, Algae dubiae, Annularia Sternb., Arundinites Wolf. v. Otto, Asterophyllites Brongn., Asterosoma radiciforme v. Otto, Banksia prototypus v. Ettingh., Carpolithes, Chondrites Sternb., Chondrites furcellatus Roem. — Coniferae, Coniferenzapfen, Conospermum cretosum v. Otto, Credneria Zenker, Cunninghamites Sternb., Cunninghamites oxycedrus Presl. C. Mantelli Gein. — Cupressineae, Cupressinea insignis Gein. — Cycadeae, Cylindrites spongioides Goepp., Dicotyledonenblätter, Dicotyledonenhölzer, Dillenieae, Flabellarienblätter, Florideae, Geinitzia cretacea Endlicher. Gramineae, Gyrophyllites Kwassizensis Glocker, Halyserites Sternb., Halyserites Reichi Sternb., Juliflorae dubiae, Keckia annulata Glock. K. cylindrica v. Otto, K. nodulosa v. Otto, K. vesiculosa v. O., Laminarites Sternb., Münsteria Sternb.

1) Seine in dem Prodromus des plantes fossiles 1828 gegebene Uebersicht der Kreideflora weist freilich gegenüber der von Unger und von dem Verf. mitgetheilten noch bedeutend wenigere Gattungen und Arten auf. Ihre Zahl ist jedoch nach der 1850 in Halle erschienenen Uebersetzung (von Dr. C. Müller) der im XI. Bande in den Annales des sciences nat. eingerückten chronologischen Uebersicht der Vegetationsperioden und der verschiedenen Floren auf der Oberfläche der Erde und nach der Uebersicht der urweltlichen Pflanzen des Kreidegebirgs überhaupt und der Aachener Kreideschichten insbesondere von Dr. Deben (Verhandl. des naturhist. Vereins der preußischen Rheinlande Jahrg. V. 1848) noch bedeutend größer, und hat nach den mündlichen Mittheilungen desselben an Ref. noch um's Doppelte in Folge neuerer Untersuchungen zugenommen.

Palmae, Palmacites varians Corda, Pecopterides, Phyceae, Phyceae dubiae, Pinus exogyra Corda. Plantae fossiles affinitatis dubiae, Proteaceae, Protopterideen, Pterophyllum Germari v. Otto, Sphaerococcites Sternb. Brongn., Spongia Ottoi Gein., Spongites saxonicus Gein. Strobili, Syringodendron ähnliche Pflanzen, Zamiostrobus Endlicher. In der nun folgenden Einleitung ist zunächst auf den Reichthum der Steinkohlenformation als einer Landflora gegenüber der Kreideformation als einer Meerflora hingewiesen, in welcher jedoch in neuerer Zeit eine größere Zahl von Pflanzen aufgefunden wurde, welche zum Theil gleichfalls der Landflora angehören. Der Verf. theilt nun zunächst die Schichtenfolge der Quaderbrüche von Paulsdorf bei Dippoldswalde mit, wo der untere Quader sich durch die reichliche Beimischung von Glimmer auszeichnet, welcher dem unterliegenden Gneuß entlehnt ist. Dieser bildet auch das unterste Glied in der Schichtenfolge des Quaders von Niederschöna bei Freiberg. Beide ziemlich entfernte Ablagerungen sind sich dennoch ähnlich, namentlich in Absicht auf die in ihnen befindlichen Schieferthone, welche sich aus dem Schlamm gebildet haben mögen, der aus den in das Quadermeer sich ergießenden Strömen oder in Folge von Ueberschwemmungen sich abgesetzt und daher auch Ueberreste von Landpflanzen mit sich geführt hat, von welchen der Verf. auch einige in sein Werk aufgenommen hat. Der speciellen Beschreibung der von ihm angeführten Pflanzen ist die kurze Charakteristik der Gattungen und Arten derselben vorausgeschickt und zwar mit den Worten der Schriftsteller, welche diese Charakteristik zuerst aufgestellt haben. Wir müssen uns indeß begnügen, auf einzelne derselben besonders aufmerksam zu machen und unsere Bemerkungen beizufügen. Von *Halyserites Reichii* Sternb. Tab. 1 Fig. 1 aus dem Schieferthone von Niederschöna hat Bronn (Lethaea Tab. 28 Fig. 1) eine nahezu übereinstimmende Abbildung eines eben daher rührenden Exemplars geliefert. Zu den schon im ersten Hefte angeführten Pflanzen ist die Beschreibung und Abbildung weiterer ausgezeichneter Exemplare hinzugekommen, namentlich von der *Keckia cylindrica v. Otto* und der *Keckia annulata Gl.*; sie scheinen jedoch noch nicht für die Frage, ob die fragliche Pflanze den Fucoiden oder den Spongien zugehöre, entscheidend, indem ähnliche Verzweigungen der Spitze des Stamms auch vielen Spongien zukommen. Ihre p. 9 angeregte Vergleichung mit Lessonia angustifolia aus der Magellanstraße scheint jedoch, wie mit einer Umbellifere überhaupt, etwas befremdend und selbst die Aehnlichkeit im Aeußeren nach der gegebenen Abbildung der Lessonia nicht deutlich. — Die grüne Färbung der Keckia annulata Gl., welche übrigens den Exemplaren des Verf. durchaus fehlt, ist ihm zufolge wohl nicht von Blattgrün abzuleiten, wie Glocker meint, sondern eher von Pinguit oder eigentlich von dem Eisengehalt des letztern. Wir bemerken hiezu, daß die im Keupersandsteine bisweilen vorkommenden grün gefärbten Calamiten durch Kupfer gefärbt sind, das auch auf der Oberfläche der Platten hin und wieder als Anflug von Malachit oder Kupferlasur erscheint, daß aber manche auch wohl durch Eisen grün gefärbt sein dürften, wie die kleinen nicht selten in ihm vorkommenden Thonnieren. Des gleichzeitigen Vorkommens mit der Keckia annulata wegen wird eines von Glöker bei Kwassitz in Mähren aufgefundenen organischen Rests erwähnt, den er mit dem Namen Gyrophyllites Kwassizensis (Nova Acta Nat. Cur. Tom. XIX. 2 Suppl. p. 322) bezeichnet. Die regelmäßige Anlagerung von 10 fast gleichen im Kreise gestellten Strahlen um einen in der Mitte befindlichen Stiel weicht doch zu viel von den Tab. IV Fig. 7 dargestellten Exemplaren von Spongia Ottoi Gein. ab, als daß wir ohne genaue Vergleichung der Originale ihrer Identität mit Hrn. v. Otto zustimmen möchten, wenn gleich das häufige Vorkommen der Spongia Ottoi mit den Tab. IV Fig. 7 abgebildeten ähnlichen Pflanzenformen sehr dafür spricht. Letztere würden wir übrigens eher für Spongien (von welchen viele eine ähnliche Theilung in Aeste zeigen, wie dies der bloße Anblick der Esper'schen Tafeln ergiebt) als für Amorphozoën Zenk. annehmen, oder da mit letzterem Ausdruck kein bestimmter Charakter verbunden ist [2]), lieber gestehen, daß wir sie noch nicht mit Wahrscheinlichkeit oder

2) Vergl. Bronn's Lethaea 3 Aufl. 1 Lief. pag. 44 Suppl. Taf. Tab. XII. Fig. 7.

Sicherheit zu deuten wüßten. Letztere Aeußerung findet vorerst wenigstens auch eine Anwendung auf den sehr merkwürdigen Abdruck, welchen Hr. v. Otto mit dem Namen *Asterosoma radiciforme* bezeichnet und durch Abbildung von einem kleinen und 3 großen Exemplaren erläutert. An den 4 bis jetzt bekannten Exemplaren zeigen sich 6 bis 7 Strahlenlappen von 3 — 4″ Länge. An dem besterhaltenen Exemplar hat jeder Strahl oder Lappen die Form eines lang gezogenen Rhombus und in seiner Mitte der Länge nach eine rundliche erhabene Wulst, welche nach dem Endpuncte zu in eine Spitze ausläuft. Diese Strahlen umweben an allen Exemplaren eine beiläufig 8‴ im Durchmesser haltende Bruchfläche, vielleicht eines abgebrochenen Stieles. Unter mehreren Deutungen spricht sich der Verf. für die Annahme aus, daß das Fossil der Abdruck des Basaltstücks einer Alge sei und führt dafür eine analoge Spaltung des Basaltstücks an einem Tab. I Fig. 2 abgebildeten Exemplar der Keckia annulata an. Den Haftlappen eines Fucoiden oder einer Spongie dürfte jedoch schwerlich bei mehreren Exemplaren eine so gleichbleibende Spaltung in Zahl und Form zukommen. Wir glauben daher eher die wenn gleich von dem Verf. zurückgewiesene Ansicht, daß der Abdruck von einem dem Geaster ähnlichen Pilze herrühre, annehmen zu dürfen, sofern z. B. der Geaster fornicatus (Nees v. Esenb. System der Pilze Tab. XI Fig. 2) bei seinem etwas festeren Gewebe wohl einen Abdruck in dem Sand zurückgelassen haben könnte, wie denn bekanntlich saftigere Pilze in feinem Sande zur Aufbewahrung getrocknet werden. Wir haben überdies früher auf das wahrscheinliche Vorkommen von pilzartigen Körpern an den Hölzern des Quadersandsteins hingewiesen, und es dürfte also, wenn diese Ansicht annehmbar sein sollte, auch das Vorkommen eines Geaster nicht gerade unerwartet sein. Eine äußere Aehnlichkeit zeigt übrigens die Form des Asterosoma mit den Lappen mancher Früchte z. B. von Gossypium und einer uns erst kürzlich aus Bahia zugekommenen unbekannten Frucht, bei welcher nur die Zahl der Lappen in der Regel geringer ist. Ebenso ließe es sich mit der sternförmigen Zusammensetzung der Schuppen einer Knospe von Cycas revoluta vergleichen, namentlich der Basis des Stamms von Cycas revoluta in der Abbildung Tab. X der 1853 erschienenen Denkschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Hiebei scheint eine Verwechslung stattgefunden zu haben, denn an der Tab. XIV Fig. 1 der Supplementtafeln von Bronns Lethaea dargestellten Chondrites bollensis sind die Aeste gegen die Spitze verschmälert, bei dem Otto'schen Exemplar verdickt, abgesehen von dem Zweifel, welchen die Verschiedenheit der Formation gegen die Identität beider Fossilien erregen muß. Von *Sphaerococcites striolatus* Presl. und von *Chondrites furcellatus* Roemer, so wie von einem weiteren *Chondrites*, der mit *Ch. bollensis* aus dem Lias die meiste Aehnlichkeit haben soll, sind Abbildungen geliefert, die dagegen von *Asterophyllum Brong.*, *Annularia Sternb.* fehlen, weil sie erst nach Vollendung der Tafeln aufgefunden worden sind. Dasselbe gilt von undeutlichen Ueberresten einer *Pecopteris* von Niederschöna, indeß mehrere abgebildete Stammstücke aldings auf eine Verwandtschaft mit dem Syringodendron der Steinkohlenformation hinweisen. Es dürfte dies nicht so befremden, als es auf den ersten Blick scheinen möchte, sofern die Wiederkehr ähnlicher äußerer Bedingungen auch wohl die Entstehung verwandter oder sogar übereinstimmender Pflanzenformen zur Folge haben kann. Bedenkt man überdies, daß solche Stämme noch mehr oder weniger vollständig erhalten oft aus weiter Ferne hergeschwemmt werden, so würde es nicht ganz unerwartet sein, wenn dieselben vegetabilischen Formen in sehr verschiedenen Formationen bisweilen vorkommen, indem die eine fossile Flora (Steinkohlenflora) an einem Orte schon völlig geschlossen sein könnte, während an einem andern Orte eine andere Formation (Quader) sich erst bildete, und somit solche andern Formationen ursprünglich eigenthümliche Pflanzenreste in sich aufnehmen könnte. Es giebt wohl ebenso Findlinge unter den fossilen Pflanzen und Thieren, wie es Findlinge unter den Anschwemmungen giebt. Finden sich ja die erratischen Blöcke und die Geschiebe der scandinavischen Gebirgsarten bis tief nach Deutschland versetzt, wo sie sogar in

einzelnen Geröllablagerungen angehäuft sind [3]). Hr. v. Otto macht selbst auf die Masse solcher Anschwemmungen verschiedener Vegetabilien in dem pag. 4 angeführten Beispiele der hölzernen Berge aufmerksam, welche Admiral Wrangel in dem sibirischen Eismeere fand, so wie auf der andern Seite (p. 26) auf die Möglichkeit, daß Sigillarien als den Euphorbiäen der Jetztzeit ähnliche Formen zur Zeit der Bildung des Quadergebirgs das Festland geschmückt haben könnten. Es läßt sich immerhin auch dafür anführen, daß die den Coniferen verwandten Pflanzen, namentlich die im Vogesensandsteine häufiger vorkommenden Voltzien in einzelnen Exemplaren im Muschelkalke, Keuper und Lias angetroffen werden. Als Belege für das Vorkommen von *Gramineen* führt der Verf. unter dem Namen *Arundinites Wolfardtii* mehrere Stämme mit queergehender Gliederung auf, welche indeß nicht so regelmäßig erscheint, daß sie als organische Gliederung, wie bei den lebenden Arundinaceen und den fossilen Calamiten mit Sicherheit angenommen werden könnte; auch ist die Form der abgebildeten Blattreste und ihre Befestigung an den Gelenken des Stamms nicht deutlich genug, um ein sicheres Urtheil über ihr Verhältniß zu dem Stamme zu gestatten. Auffallend ist überdies, daß an diesen Stämmen, wenn sie baumartigen Gramineen zugehörten, die Längsstreifung oder Furchung ganz fehlt, welche sich doch an den Calamiten der Steinkohlen- und der Keuper-Formation (ohnerachtet namentlich an den Calamiten der Keuperformation kaum eine Spur des innern Gewebes übrig geblieben ist) so vollständig erhalten hat. Es ist dies allerdings bei diesen baumartigen Equiseten nicht unerwartet, wenn die Rinde ebenso wie bei den jetzt lebenden Schachtelhalmen kieselhaltig ist, was nach dem von G. Wilson [4]) nicht bloß bei den Equiseten, sondern auch bei mehreren Gramineen nachgewiesenen Gehalte an Fluor auch bei den fossilen Gramineen angenommen werden könnte. Unter der Aufschrift *Plantae fossiles dubiae affinitatis* führt der Verf. mehrere Stämme auf, über deren Palmennatur jedoch die abgebildeten Exemplare keinen sicheren Aufschluß geben. Ueber die rippenartigen Körper, welche der Verf. schon im ersten Hefte Tab. VII Fig. 3 und 4 abgebildet hat und jetzt in Verbindung mit den Tab. VI abgebildeten Stämmen setzt, haben wir uns schon früher dahin erklärt, daß ihnen nichts organisches zu Grunde liege. Dies ist aber ohne Zweifel bei den in diese Abtheilung aufgenommenen dubiösen Pflanzenüberresten der Fall, bei welchen die Gefäßbündel des Stamms auf die Form des Petrificats allerdings von Einfluß gewesen sein konnte. Die Tab. IV Fig. 5 und 6 abgebildeten Formen mögen immerhin Ueberreste von Früchten sein, welche aber vorerst nicht näher bestimmbar sind, wenn auch ihre Uebereinstimmung mit Carboliten aus dem Eisensande von Aachen außer Zweifel wäre.

Als Repräsentanten von Cycadeen bildet der Verf. einen Stamm von Paulsdorf Tab. V Fig. 1 auf $\frac{1}{6}$ seiner natürlichen Größe verkleinert ab, welche $7\frac{1}{2}'$ Länge und 9″ Breite beträgt. Wir mißkennen den Scharfsinn nicht, mit welchem der Verfasser sowohl auf die glatte Beschaffenheit des Stamms, als auf die Fig. 2 dargestellte Durchschnittsfläche seine Ansicht gründet, glauben aber, daß dafür noch bestimmtere Belege erforderlich sein werden, wie dies aus der Vergleichung dieses Durchschnitts mit dem von Cycas revoluta (Bridgew. Bücher Tab. 59 Fig. 3) sich ergiebt. Inzwischen dient der Ansicht des Verf. einigermaßen zur Stütze das entschiedene Vorkommen eines *Pterophyllum (Germari)* Otto Tab. V Fig. 3 und 4, das von den früher von Göppert beschriebenen Arten von Pterophyllum verschieden ist.

(Schluß folgt.)

3) Glocker über die nordischen Geschiebe der Oderggegend bei Breslau. Acta Nat. Cur. T. XXIV. P. 1 p. 411.

4) Liebig Jahresber. für 1852 p. 351.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Mai.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Additamenta zur Flora des Quadersandsteins in Sachsen.

(Schluß.)

Dagegen kommt das Pterophyllum Germari Ottoi so nahe mit der von Bronn (Lethaea Tab. 28 Fig. 14) dargestellten Nilsonia Brongnarti, nam. in der Form und Anheftung der Fliederblätter überein, daß wir die allerdings bedeutendere Dicke der Rhachis nicht für zureichend für die Aufstellung einer neuen Species halten konnten. In Beziehung auf diese Pflanze glauben wir übrigens auf das Vorkommen ähnlicher Formen aus dem Keuper und Lias hinweisen zu dürfen.

Der *Zamiostrobus* Tab. V. Fig. 5 u. 6 nam. Fig. 6 dient als weiterer Beleg für das Vorkommen von Ueberresten von Zamien in der Kreideformation. Die Schuppen Fig. 5 könnten zwar auch als Ueberreste einer Coniferenfrucht gedeutet werden, inzwischen sind für das Vorkommen von Coniferen, abgesehen von den wahrscheinlich dazu gehörigen Stammsstöcken, mehrere bestimmtere Belege von dem Verf. beigebracht, zum Theil nach ihm von Cotta mitgetheilten Zeichnungen solcher Ueberreste, welche jetzt in der Berliner Sammlung sich befinden. Dies gilt nam. von der *Capressina insignis* Gein., von welcher auf Tab. VIII. Zweige, Blüthenkätzchen und Fruchtzapfen dargestellt sind, welche ebenso, wie die eigenen Exemplare des Verf., in dem Schieferthone von Niederschöna gefunden wurden. — Aus eben dieser Schichte stammen auch die unter der Abtheilung *Abietinae* aufgeführten Ueberreste von *Cunninghamia*, von welchen besonders die Zweige und Zapfen von *Cunninghamites oxycedrus* Presl. dem Schieferthone des untern Quaders von Niederschöna gleichfalls nach einer Zeichnung von Cotta und aus der eigenen Sammlung des Verf. deutlich sind. Derselben ist auch die Abbildung eines Exemplars von *Cunninghamites Mantelli* aus dem Plänerkalk zu Strehlen bei Dresden entlehnt. Das eben daher erhaltene Tab. VIII. Fig. 9 abgebildete Petrefact stellt ohne Zweifel Pinusnadeln dar, und ist daher dem von Mantell (Geology of Sussex Tab. IX. Fig. 2 und 12) abgebildeten Exemplar, das Mantell gleichfalls als von Pinusnadeln herrührend annimmt, ähnlich. Die Identität beider scheint jedoch noch zweifelhaft.

Der aus dem Schieferthone von Paulsdorf erhaltene, dem Cunninghamites oxycedrus Presl. zugeschriebene *Strobilus* Tab. VIII. Fig. 6 hat der Abbildung zufolge fast mehr Aehnlichkeit mit der Frucht einer Zamia als einer Pinus, indeß der von Niederschöna erhaltene Zapfen Fig. 10 allerdings dem von Pinus abies sehr ähnlich ist. Da beide sich indeß jetzt in der Berliner Sammlung befinden, so dürfen wir wohl von daher auf eine bestimmtere Deutung dieser Petrefacte hoffen. Die in der Abtheilung *Proteaceae* aufgeführten Pflanzenüberreste, nam. die Phylliten aus dem Schieferthone des untern Quaders von Paulsdorf bieten durch die Uebereinstimmung der Formen mit den in Niederschöna sowohl als mit den von Perutz in Böhmen und den von Ettinghausen von Sotzka in Steier-

mark und Segor in Krain gefundenen ein beſonderes Intereſſe für die Vergleichung der Formationen ſelbſt dar. Der Verf. hebt indeß hauptſächlich die Aehnlichkeit ſeines *Conospermum cretosum* mit dem Conospermum macrophyllum von Ettingh. hervor, indeß die Beſchaffenheit der von Hrn. v. Otto abgebildeten Frucht mit den generiſchen Charakteren von Conospermum, wie ſie Gärtner (de fructibus et seminibus plantarum p. 198) und mit der Tab. 215. Fig. 7 gegebenen Abbildung von Conospermum taxifolium aufgeſtellt hat, nicht übereinzuſtimmen ſcheint. Die mit *Banksia prototypos* v. Ettingh. bezeichneten Blattabdrücke von Niederſchöna Tab. IX. Fig. 2 ſtimmen allerdings mit der Beſchreibung von Ettinghauſens l. c. p. 24 überein, die ſich gleichfalls auf Exemplare von Niederſchöna gründet und unter den lebenden Arten der Banksia attenuata Rob. Br. am meiſten ähnlich iſt.

Für die Uebereinſtimmung der Formation von Paulsdorf mit der von Perutz in Böhmen könnten auch die Blätter, welche Corda einer *Dilleniacea* zuſchreibt, angeführt werden, indeß kommt die betreffende Form doch ſehr vielen Pflanzen zu. — Endlich bildet der Verf. unter einer Abtheilung *Juliflorae dubiae* Tab. IX. Fig. 8. 9. 10 Bruchſtücke von gelappten Blättern von Paulsdorf ab, welche er zu *Credneria* Zenker ſtellt unter Bezugnahme auf Bronn's Charakteriſtik und Abbildungen Tab. XXVIII. Fig. 10 u. 11. Sie ſcheinen uns jedoch vielmehr mit den von Reuß Tab. LI. Fig. 4 u. 5 abgebildeten Blättern aus dem Plänerkalk Aehnlichkeit zu haben. Es dürfte daher wenigſtens die Vermuthung gerechtfertigt erſcheinen, daß beide Arten derſelben Gattung angehören. Die von Reuß dargeſtellten Exemplare kommen aber ſehr nahe überein mit den von Viviane [5]) aus dem tertiären Gypſe von Tortona abgebildeten Blättern, welche er der Gattung *Acer* zuſchreibt und welche er zum Theil unter die Pflanzen rechnet, deren lebende Originale noch in der Gegend vorkommen. Zu näherer Vergleichung mit den von Hrn. v. Otto angeführten Pflanzen und zu Ergänzung der Quaderflora konnten wir die Abdrücke einer Reihe von Blättern und einiger Früchte aus dem zweiten und dritten oberen Quaderbruche von Altmoletein unweit Mähriſch Trübau benützen, welche das königl. Naturalienkabinet ebenſo, wie mehrere früher von uns angeführte foſſile Pflanzen Hrn. Prof. von Glocker in Breslau verdankt. Am meiſten Aehnlichkeit haben jene Blattabdrücke mit den von Göppert (N. Acta Nat. Cur. Vol. XIX. P. 2. Tab. LI. Fig. 4) abgebildeten Blattabdrücken aus dem Quaderſandſteine in der Nähe von Tiefenfurt bei Bunzlau, aus welchem auch der Blattabdruck der Flabellaria chamaeropifolia ibid. Tab. LII. Fig. 1 ſtammt. Nach Göpperts Aeußerung weicht jenes Blatt von allen ihm bekannten europäiſchen Formen ab, und es geſtattet auch wohl das Mitvorkommen der jedenfalls der außereuropäiſchen Flora angehörigen Flabellaria jene bei der Vergleichung zu Hülfe zu nehmen. Die Exemplare von Dicotyledonenblättern von Altmoletein kommen in der Hauptform mit einander überein, ſo daß ſie ohne allen Zweifel einer und derſelben Pflanze zugehören. Sie ſind lanzettförmig zugeſpitzt und verſchmälern ſich ebenſo gegen den Blattſtiel, allein ihre Breite wechſelt von $1\frac{1}{2}$ bis 4″ in der Mitte. Eines der vollſtändigſten Blätter hat bei einer Breite von 22‴ eine Länge von 8″ ohne den Blattſtiel, der in der Regel nicht über 1″ lang geweſen zu ſein ſcheint. Außer der zuvor angeführten Analogie mit den von Göppert aus dem Quaderſandſtein von Tiefenfurt abgebildeten Blättern könnten die Blätter aus den Ablagerungen von Oeningen, nam. der Juglans acuminata und Bruckmanni Al. Braun., ſo wie des Laurus primigenia, Salix grandifolia und Apocygnophyllum lanceolatum aus der Braunkohle von Queyſtein bei Bonn [6]) in Vergleichung gezogen werden, die jedoch nicht für die Identität der einen oder andern dieſer Blattformen mit jenen von Moletein ſpricht. Da indeß die Flora von Altmoletein zugleich Ueberreſte von Alnus und Pinus nach den vorliegenden Exemplaren aufweiſt,

5) Mémoires de la Société géologique de France T. II. p. 131 Tab. X. Fig. 1 u. 3. Tab. XI. Fig. 6.

6) Palaeontographica von Dunker und H. v. Meyer II. Bd. Tab. XX. Fig. 6. und Fig. 1 — 3 und Tab. XXI. Fig. 1.

welche auch in den andern Quaderablagerungen vorkommen, so dürfte das häufigere Vorkommen jener Juglans- oder Quercus-Blätter, der jetzigen Flora Amerikas am ehesten vergleichbar, nicht bloß auf ein Hinzutreten einer Landflora überhaupt zu der Meeresflora bei der Bildung des Quaders hinweisen, sondern auch auf das Hinzutreten einer den verschiedenen Quaderbrüchen entsprechenden Localflora, und vielleicht auf die Zeit des Abfallens der Blätter, nach Analogie der früher wie jetzt noch im Herbste anzunehmenden Vorgänge, indem zu dieser Annahme fast nothwendig die große Zahl dieser Blätter ohne Verbindung mit andern Theilen des Baums oder Strauchs, dem sie angehört haben mochten, führt.

Dr. G. Jäger.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Caius, Des Antibarbarus logicus 2te verb. Auflage. Th. 1. Allgemeine formale Logik. Halle 1853.

F. Dittes, Das menschliche Bewußtsein. (Gekrönte Preisschrift.) Leipz. 1853.

Francis Drake, Memoir of a Metaphysician. London 1853.

M. Droßbach, Die individuelle Unsterblichkeit vom monadistisch-metaphys. Standpuncte aus betrachtet. Olmütz 1853.

J. Kiesel, Der idealistisch-realistische Proceß des Bewußtseins. Würzburg 1852.

Dr. C. Schmidt, Harmonie der Welten. Leipz. 1853.

Dr. H. Strauss-Durckheim, Théologie de la nature. T. I — III. Par. 1852.

M. A. Sunderhoff, Die Hoffnung der Unsterblichkeit vom Standpuncte der Natur betrachtet. Nordhausen 1853.

H. M. Chalybäus, Philosophie und Christenthum. Kiel 1853.

P. V. Glade, De l'ordre moral selon le christianisme et l'histoire. T. I. Par. 1853.

L. Noack, Die Theologie als Religionsphilosophie in ihrem wissenschaftlichen Organismus. Lübeck 1853.

VIII. Aesthetica.

A. Chassang, Des essais dramatiques imités de l'antiquité au XIV. et au XV. siècle. Par. 1852.

R. Fischer, Ueber Protestantismus und Katholicismus in der Kunst. Berlin 1853.

Dr. Jos. Hillebrand, Lehrbuch der Literar-Aesthetik. Bd. 1. 2. Mainz 1827.

Dr. J. Frauenstädt, Aesthetische Fragen. Dessau 1852.

Franz Müller, Ueber Richard Wagner's Tannhäuser- und Sängerkrieg auf Wartburg. Weimar 1853.

G. Stier, Inscriptiones Vitebergae latinae. Die latein. Inschriften Wittenbergs. Abth. 1. Wittenberg 1853.

C. F. Girard, Scenes de la vie Baloise pendant la semaine de la bataille de Saint-Jacques. Bale 1844.

H. Heine, Die verbannten Götter. Aus dem Franz. Berlin 1853.

H. Kühnholtz, Des Spinola de Gênes et de la complainte, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Montpellier 1852.

H. Monin, Dissertation sur le Roman de Roncevaux. Par. 1832.

C. de Villedeuil, Légende d'Alexandre le Grand au XII. siècle d'après les manuscrits de la Bibliothèque nationale. Par. 1853.

J. Payne Collier, Notes and Emendations to the Text of Shakespeare's plays, from Early Manuscript Corrections in a Copy of the Folio 1632. Lond. 1852.

P. Collier, The poetical Decameron or ten conversations on English poets and poetry. Vol. 1. 2. Edinb. 1820.

G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. 4te gänzl. umgearb. Aufl. Bd. 1. Leipzig 1853.

Hoffmann v. Fallersleben, Theophilus. Niederdeutsches Schauspiel. Aus einer Trierer Handschrift des 15 Jahrhunderts. Erster Druck. Hannov. 1853.

Martin Opitz, Gedichte. Mit Anmerkungen von Bodmer und Breitinger. Zürich 1745.

E. Osenbrüggen, Nordische Bilder. Leipzig 1853.

K. W. Osterwald, Iwein, ein keltischer Frühlingsgott. Halle 1853.

Luc. Reich, Hieronymus. Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwald. Carlsruhe 1853.

L. Schefer, Die Sibylle von Mantua. Hamb. 1852.

Fr. Jos. Schild, Juraklänge in Solothurner Mundart. Zürich 1853.

Dr. A. Schütt, Helgoland. Freib. 1852.

A. v. Sternberg, Macargan oder die Philosophie des 18 Jahrhunderts. Leipzig 1853.

C. Stöber, Sabina, die Bleicherin. Das Buch der Armen. Dresden 1852.

Talvi, Die Auswanderer. 2 Thle. Leipzig 1852.

Jul. Wickede, Bilder aus dem Kriegsleben. Stuttg. 1853.

Lajetchnikoff, The Heretic, or the german stranger. Transl. by Th. B. Shaw. Vol. 1. 2. 3. London 1845.

A. Loosjes, Lotgevallen van den heere Reinoud Jan van Golstein tot Scherpenzeel. Deel 1—4. Haarlem 1810.

— —, Het leven van Johannes Wouter Blommesteyn. Deel 1 — 4. Haarlem 1816.

J. A. Schuller, Aus der Walachei. Romänische Gedichte und Sprichwörter. Hermannstadt 1851.

E. Tegnér, Nattvards-Barnen. Andra Upplagen. Stockholm 1821.

Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Göthe u. dem Rathe Grüner. Leipzig 1853.

C. J. Fox, Memorials and Correspondence. Ed. by Lord John Russell. Vol. 1. 2. Lond. 1853.

Buch der Sinnsprüche. Eine Concordanz poetischer Sinnsprüche des Morgen- und Abendlandes, gesammelt von W. K. Mit einem Vorwort von W. Wackernagel. Leipzig 1853.

E. v. Lengerke, Eine Vision. Königsberg 1844.

K. Simrock, Das deutsche Räthselbuch. Frankfurt 1853.

F. O. Heinrich, Leben und Werke der berühmtesten Maler aller Zeiten und Länder. Bd. I. Lief. 1. 2. Berlin 1853.

Fr. Kugler, Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte. Th. 1. Lief. 1. Stuttg. 1853.

O. Möllinger, Lehrbuch der dis-isometrischen und mono-isometrischen Parallelperspective. Zürich 1853.

J. G. v. Quandt, Verzeichniß meiner Kupferstichsammlung als Leitfaden zur Geschichte der Kupferstecherkunst. Leipzig 1853.

O. Kraushaar, Der accordliche Gegensatz und die Begründung der Scala. Cassel 1852.

Rich. Pohl, Akustische Briefe. Bd. 1. Leipz. 1853.

F. Wieck, Clavier und Gesang. Didaktisches und Polemisches. Leipzig 1853.

IX. Politica.

C. J. Demaistre, Essai sur le principe générateur des constitutions politiques, et des autres institutions humaines. Lyon 1849.

Th. Doubleday, Mundane moral Government; its analogy with the system of material government. Edinburgh 1852.

G. C. Lewis, A treatise on the methods of observation and reasoning in politics. Vol. 1. 2. London 1852.

G. Masuyer, Considérations sur l'état actuel des sociétés en Europe. Par. 1818.

Ed. v. Mildenstein, Für den Thron. Denkschrift für Fürsten und Völker. Leipzig 1853.

Du principe d'autorité depuis 1789. Par. 1853.

A. Heinsius, Handbuch der menschlichen Wohlfahrts-Oekonomie. Berlin 1853.

H. S. Hertz, Die Lehre von Arbeit und Kapital. Hamburg 1853.

Flor. Lysen, Etudes sur l'histoire de l'économie politique depuis les temps les plus reculés jusqu'au XVI. siècle. Brux. 1853.

J. R. M'Culloch, Treatises and essays on subjects connected with economical policy. Edinb. 1853.

G. K. Rickards, Drei volkswirthschaftliche Vorträge. Deutsch von L. Bucher. Berlin 1853.

H. Schulze-Delitzsch, Associationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter. Leipzig 1853.

E. Sulzer, Ein Beitrag zur Lösung einer der wichtigsten Fragen unserer Zeit. Zürich 1852.

M. L. Mezières, L'économie ou remède du Paupérisme. 2 edition. Par. 1853.

Wilh. v. Salzwedel, Das Proletariat, seine Erscheinung, seine Ursachen und seine Abwehr. Königsberg 1853.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Mai.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Theoretische, praktische und analytische Chemie, in Anwendung auf Künste und Gewerbe. Von Dr. Sheridan Muspratt, Begründer und Director des Collegiums für Chemie in Liverpool ꝛc. Ausgabe für Deutschland. Unter specieller Mitwirkung des Verfassers und mit vielen Original-Zusätzen desselben. Uebersetzt von F. Stohmann, Assistenten am chemischen Laboratorium des Professors Graham in London. Mit gegen **1000** in den Text eingedruckten Holzschnitten aus dem rühmlichst bekannten Atelier von G. Mezger in Braunschweig. Erste Lieferung. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. **1854.**

Beinahe möchte es überflüssig erscheinen, das vorliegende Werk unseren Lesern zu empfehlen, da dessen hoher Werth schon von den Koryphäen der Wissenschaft volle und verdiente Würdigung gefunden hat. Nur directe Aufforderung und die Hoffnung, vielleicht den Schatz der hier niedergelegten Erfahrungen der deutschen Technik und Wissenschaft in weiteren Kreisen zu eröffnen, hat uns veranlaßt, auch in diesen Blättern den Ausdruck dankbarer Anerkennung niederzulegen.

Es ist des Verf. Standpunct, die Erwerbung chemischer Kenntnisse, welche heut zu Tage durch den raschen Fortschritt der Künste und Gewerbe gebieterisch erfordert werden, möglichst zu erleichtern, zugleich aber auch durch die Auseinandersetzung theoretischer Entwicklungen die technischen Vorgänge zu erklären, auf ihre wissenschaftliche Basis zurückzuführen und somit geistbildend zu wirken.

Zur Lösung einer so schwierigen Aufgabe ist wohl nur der wirklich befähigt, dem neben allgemein naturwissenschaftlicher Bildung die Gelegenheit geworden, sich mit allen Zweigen der chemischen Technologie praktisch vertraut zu machen. Wo könnte dies aber besser geschehen, als in England, dessen Haupt- und Lebensnerv in seiner Industrie und Technik liegt? Dem Verf. ist es schon durch seine Stellung gewährt worden, die Materialien einer chemischen Technologie aus den besten Quellen zu schöpfen, während seine gründlichen theoretischen Kenntnisse ihn zu der klaren und scharfen Darlegung der schwierigsten Processe und der diesen zu Grunde liegenden wissenschaftlichen Axiome im hohen Grade befähigt.

Gewiß ist es zu billigen, daß der Verf. die alphabetische Eintheilung bei seinem Werke gewählt hat. Die consequente Durchführung dieser Ordnung ist nicht nur im Allgemeinen die bequemste und angenehmste, sondern da das Buch besonders für Techniker, überhaupt für solche berechnet ist, welche mit der Wissenschaft weniger vertraut sind, in der That nothwendig, um die Benützung des reichen Materials für den Einzelnen möglichst zu erleichtern.

Die vorliegende Lieferung ist mit zahlreichen und schönen Holzschnitten ausgestattet, welche den Werth des Werkes erhöhen und zur Anschaulichmachung der einzelnen Fabricationszweige wesentlich

beitragen. Man ist bei illustrierten Werken chemischen und technischen Inhaltes schon lange daran gewöhnt worden, unter den Illustrationen fast nur oft gesehene alte Bekannte wieder anzutreffen und wird hier freudig überrascht, fast nur neue und originelle, und wie es scheint von den geschicktesten Händen ausgeführte Zeichnungen zu finden.

Die Lieferung beginnt ohne weitere Einleitung der alphabetischen Ordnung gemäß mit der Abhandlung der Acetylsäure. In der ganzen technischen Chemie wird es kaum einen Artikel geben, der in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung ein so großes und allgemeines Interesse gewährt, als gerade die Essigbildung; denn während durch den täglichen Gebrauch und die manigfachste Anwendung des Essigs und der essigsauren Salze in den verschiedenen Zweigen der Industrie einerseits die Aufmerksamkeit des Technikers in besonderem Grade auf diesen Fabricationszweig hingeleitet wird, so bietet andrerseits die Theorie der Essiggährung noch manche Schwierigkeit, welche in ihren Details zu erklären der mehr und mehr fortschreitenden Ausbildung der Chemie vorbehalten bleibt. Nach unserem gegenwärtigen Standpuncte ist es kaum möglich eine Theorie aufzustellen, nach welcher sich die Essigbildung in allen Fällen erklären läßt, um so weniger, wenn man die Essigbildungsmethode, die sich auf die trockne Destillation des Holzes gründet, in den Kreis der Betrachtung hereinzieht. Deßhalb sind auch die ersten Lieferungen, da sie einen in jeder Beziehung so schwierigen Gegenstand behandeln, schon vollkommen geeignet, ein gegründetes Urtheil über die Befähigung des Verf. zu bieten, ein solches Werk mit so großer Aussicht auf Erfolg zu unternehmen.

Außer den gewöhnlichen Methoden der Darstellung reiner Essigsäure beschreibt der Verf. die von einer sehr instructiven Illustration begleitete Bereitungsart direct aus Alkohol vermittelst Platinschwamm. Der bekannte Versuch, Essigsäure zu bilden durch die Berührung von Platinschwamm mit Alkohol hat Veranlassung gegeben, ungeachtet der großen Kostspieligkeit des Platins, diese Methode zur Fabrication der Essigsäure im größeren Maaßstabe in Anwendung zu bringen. Zur Ausführung im Großen bedient man sich nach des Verf. Angabe in England gläserner oder hölzerner Kammern mit Dächern von Glas, damit die Sonnenwärme den Proceß begünstigen könne. In den Kammern befinden sich flache Porcellanschaalen mit Alkohol gefüllt, und über diesen auf Dreifüßen in Uhrgläsern Platinschwamm. Sobald durch Dampfheizung die Temperatur im Innern der Kammer auf 33° C. erhoben ist, beginnt die Säurebildung. Die Dämpfe der Säure, welche durch ihre Reinheit vor der nach andern Methoden dargestellten Säure besonderen Vorzug verdient, verdichten sich theils in der Atmosphäre des Apparats, theils an den Wänden desselben, und gelangen so entweder in die Porcellanschaalen zurück oder sammeln sich in einem am Boden befindlichen Reservoir. Nach der vom Verf. mitgetheilten Berechnung kann man mit einem Kasten von 12 Cubikfuß Inhalt und 3 bis 4 Unzen Platinschwarz täglich 1 Pfund absoluten Alkohol in Essigsäure verwandeln; hätte man daher einen Vorrath von 34 Pfund Platinschwarz zum Betriebe, so könnte man in einer Kammer von entsprechendem Raume 300 Pfund Alkohol in derselben Zeit oxydieren und dadurch in einfacher Weise Essigsäure von der größten Reinheit in bedeutender Quantität erzeugen.

Der Verf. geht hierauf zur Theorie der Essigbildung selbst über. Die Aehnlichkeit, welche der Essigbildungsproceß in manchen Puncten mit den übrigen Gährungsprocessen zeigt, ist die Veranlassung gewesen, den Ausdruck Essiggährung auch hier beizubehalten. Als feststehende Thatsache wird einfach anerkannt, daß die Verwandlung des Alkohols in Essigsäure in der Abscheidung von 2 At. H aus dem Ersteren und in Hinzufügung von 2 At. O besteht; diese Veränderungen finden aber nicht gleichzeitig, sondern nach einander statt, so daß die Bildung des Aldehyds eine Mittelstufe zwischen beiden ist.

Nach einer sehr praktischen Abhandlung über die Fabrication des Weinessigs bespricht der Verf. das Wesen der Essigmutter. Wir verdanken bekanntlich den ausgezeichneten Arbeiten Mulder's die größten Bereicherungen unserer Kenntnisse des Es-

sigferments. Den von Mulder aufgestellten Ansichten schließt sich der Verf. an und betrachtet die Essigmutter als ein kryptogamisches Gewächs, welches im Essig lebt und aus seinen Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Während diese Pflanze stets im Wein- und Biereſſig vorkömmt, Mycoderma vini und Mycoderma cerevisiae, so ist sie dagegen noch niemals im Holzessig beobachtet worden. Entzieht man der Pflanze durch lange Digestion mit Kalilauge und lange fortgesetztes Kochen mit concentrierter Essigsäure ihren ganzen Gehalt an Protein, so bleibt reine Cellulose zurück nach der Formel C_{24} H_{21} O_{21} zusammengesetzt.

Man ersieht aus dem Mitgetheilten, daß der Verf. sich nicht auf die Darlegung praktischer Regeln und Vorschriften für die Techniker beschränkt, sondern durch Beiziehung rein wissenschaftlicher Forschungen seinen Gegenstand gründlich zu erklären und ihn so durch eine höhere Weihe zu beleben gewußt hat.

Sehr ausführlich giebt der Verf. die Fabrication des Malz-, Getreide- und Biereſſigs, indem bei weitem der größte Theil des Essigs in England aus Würze gewonnen wird.

Bei Beschreibung der Schnelleſſigfabrication nimmt der Verf. mit Recht Gelegenheit zu zeigen, wie oft Entdeckungen auf dem Gebiete der theoretischen Chemie, anfangs ohne Bedeutung und werthlos für die Praxis erscheinend, in der Folge von der höchsten Wichtigkeit für den Fabricanten werden können. Die Methode der Schnelleſſigfabrication auf die Oxydation des Alkohols basiert, macht es vor Allem nothwendig, letzterem eine möglichst große Oberfläche darzubieten. Hiebei aber verflüchtigt sich eine bedeutende Menge Essig und auch der halbfertige Essig, das Aldehyd, um so mehr, da in den Essigbildern eine weit höhere Temperatur herrscht, als in den Müttern. Dieß kann unter Umständen so weit gehen, daß nach Beendigung des Processes kaum eine Spur Essigsäure zurückbleibt. Bei der ersten Anwendung der Schnelleſſigfabrication wurde dieser Verlust nicht selten so fühlbar, daß man nahe daran war, die Einführung der neuen Methode im Ganzen zu verwerfen, da damals das Aldehyd noch nicht bekannt war. Nach der Entdeckung dieses Körpers konnte über die Fehlerhaftigkeit der Fabrication, welche in einer unvollständigen Verbrennung des Aldehyds lag, kein Zweifel mehr sein. Nachdem durch Vergrößerung der Luftlöcher der Luftzutritt in den Apparat vermehrt worden, hatte der Nachtheil vollständige Abhülfe gefunden.

Hier erwähnt der Verf. der von Stenhouse gemachten interessanten Beobachtung, daß Seegewächse, wenn sie bei 35°C in Berührung mit Kalk in Gährung versetzt werden, Essigsäure liefern, die sich mit dem Kalk verbindet und sich als essigsaurer Kalk in der Lösung befindet. Verschiedene Arten von Seegewächsen liefern durchschnittlich eine Ausbeute von $1\frac{4}{5}$ Proc. wasserfreie Essigsäure. Hierin liegt offenbar die Möglichkeit einer Essiggewinnung; da an den nördlichen Küsten Europas unendliche Massen des Materials aufgehäuft sind, so ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Methode demnächst zu einer Ausführung des Fabricationszweiges im großen Maaßstabe Veranlassung geben dürfte.

So sehr auch in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Chemiker sich der Essigbereitung aus den Destillationsproducten des Holzes zugewendet hat, so ist es doch noch nicht gelungen, eine völlig genügende theoretische Erklärung dieses Vorgangs zu geben. Offenbar werden die Elementarbestandtheile des Holzes durch erhöhte Temperatur bei Abschluß der atmosphärischen Luft auf eine andere Art gruppiert und bilden theils gasförmige, theils flüssige Verbindungen. Die Bildung der Essigsäure bei der trocknen Destillation des Holzes läßt sich hypothetisch am besten so darstellen, daß man die Zusammensetzung des Holzes als C^6 H^5 O^5 annimmt.

$$2\,\text{Aeq.} = C_{12}\ H_{10}\ O_{10}$$
$$\text{minus}\quad H\quad O$$
$$C_{12}\ H_9\ O_9 = 3\ \text{Aeq.}$$

wasserfreie Essigsäure.

Es ist die anschaulichste Betrachtungsweise, daß dem Holze durch die höhere Temperatur etwas Wasserstoff und Sauerstoff, d. i. Wasser, entzogen wird, um es in Essigsäure zu verwandeln.

Hier bei der Auseinandersetzung der verschiedenen der Destillation des Holzes angehörenden Operationen zeigt es sich recht auffallend, wie sehr der Verf. durch seine günstige äußere Stellung schon zur Erfassung seines Gegenstandes befähigt wird. Mit den größten derartigen Fabriken Englands und Frankreichs in regem persönlichen Verkehr, finden wir von dem Verf. ein Bild entworfen, welches Jedermann über den genannten Fabricationszweig nicht nur von seiner theoretischen und praktischen Seite vollständig aufklärt, sondern auch durch die den gangbarsten Fabriken entnommenen Zahlenresultate in mercantilischer Hinsicht die wichtigsten Aufschlüsse gewährt.

Als eine der bedeutendsten Verbesserungen in dieser Beziehung bespricht der Verf. die in neuerer Zeit angegebene Methode, die Dämpfe der Holzdestillationsproducte schon während der Verkohlung mit solchen trocknen Körpern in Verbindung zu setzen, die von den sich dabei bildenden Substanzen nur die wasserfreie Essigsäure absorbieren, so daß auf diese Weise gleich ein trocknes essigsaures Salz erhalten wird. Nach den Localitätsverhältnissen wird hiezu Kali, Natron, Kalk, Baryt angewendet, deren essigsaure Salze bei der Temperatur nicht zerstört werden, und deßhalb dem Zwecke am besten entsprechen. Diese Methode erscheint um so bemerkenswerther, da sie bei jeder Verkohlungsweise ausgeführt werden kann; der Verf. beschreibt eine sehr einfache Vorrichtung, wodurch sie sich mit der Meilerverkohlung in Verbindung setzen läßt. Wir müssen in dieser Beziehung auf das Werk selbst verweisen.

Es folgt nun die Abhandlung des Holzgeistes, bei welchem Abschnitte der Verf. in sehr instructiver Weise die Reinigung der Destillationsproducte durch zweifach chromsaures Kali oder übermangansaures Kali mit Hülfe des Sonnenlichtes bespricht. Dieses von Wildsmith angegebene patentierte Verfahren beruht darauf, daß die Chromsäure in Berührung mit Kohlenwasserstoffen leicht einen Theil ihres Sauerstoffs abgiebt und selbst zu Chromoxyd reduciert wird.

Diese kurzen Mittheilungen werden vorläufig genügen, um über den Werth und die vorzügliche Brauchbarkeit des vorliegenden Werkes ein Urtheil zu gewinnen. Die deutsche Bearbeitung ist von F. Stohmann, Assistenten im chemischeu Laboratorium des Professors Graham in London besorgt, zu welchem Zwecke ihm von dem englischen Verf. selbst die thätigste Unterstützung zugesagt worden ist. Wenn daher, was den Inhalt und die factische Auffassung des englischen Originals anbelangt, gewiß nichts zu wünschen übrig bleibt, so könnte der günstige Eindruck des Werkes vielleicht noch dadurch erhöht werden, daß uns eine fließendere deutsche Ausdrucksweise die Uebersetzung weniger fühlbar machte.

A. Vogel jun.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

A. Schultz, Was ist bei den bestehenden Armengesetzen von einer wohlorganisirten Armenkrankenpflege ꝛc. zu verlangen? Berlin 1853.

Aus dem Tagbuch eines Soldaten aber keines Lanzknechtes. Leipzig 1853.

P. G. Bomms, Veldtogt van het Fransch-Afrikaansche Leger tegen Klein-Kabylië in de eerste helft van 1851. Hertogenbosch 1852.

H. D. v. Bülow, Militärische und vermischte Schriften. Leipzig 1853.

J. Némedy, Die Belagerungen der Festung Ofen in den Jahren 1686 und 1849. Pesth 1853.

M. Fr. Thielen, Der Uebergang über den Rhein der verbündeten Hauptarmee am 21 December 1813. Wien 1853.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Mai.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. Eine vom Vereine für siebenbürgische Landeskunde gekrönte Preisschrift von G. D. Teutsch. Kronstadt. Druck und Verlag von Johann Gött. I, II, III Heft. 388 S. 1852. 1853.

So merklich sich in Ursprung, Entwicklung und Wechselbeziehung die berühmten Colonien der Hellenen von den mächtigen Anpflanzungen unterscheiden, welche in der mittleren und neueren Zeit, namentlich von germanischen Stämmen, ausgegangen sind, so lassen sie sich doch rücksichtlich ihrer Wirkung ohne Gefahr vergleichen. Man kann ungewagt die Behauptung aufstellen: was im Alterthum die Griechen durch ihre ebenso zahlreichen als glücklich gewählten Pflanzstätten für die Civilisation der damals bekannten Erde gethan haben, das leisteten und leisten auch fürder in weiterem Kreis und mächtigerem Umfang die Colonien derjenigen Staaten, in deren Bevölkerung ein lebendiger Strom deutschen Blutes fließt. Wie jene vom Phasis und der Nordküste des Pontus Eurinus bis nach Massilia und Gades rings um den Bord des Mittelmeeres Sitte und Cultur, Wohlstand und Kunst, mildern Sinn und geistiges Leben getragen und überall befestigt haben, so wurde es, nachdem Rom in staunenswerther Weise seine Zwingherrschaft ausgespielt und sich viele Ankömmlinge in das reiche Erbthum getheilt hatten, die besondere Aufgabe deutscher Kraft, deutscher Ausdauer und deutschen Geistes, früher kaum gekannte, andere sich neu erschließende Länder und Völker, die ausgedehnten Gestade der nordischen und westlichen Meere, die ungeheuern Waldreviere und Stromgebiete im Osten unseres Continents zu öffnen, zu erobern, zu durchdringen und sie einer höheren Gesittung und einer edleren Lebensart zuzuführen.

Um das Fernliegende zu übergehen und nichts zu sagen von den blühenden Reichen jenseits der Meere, von den großartigen Handelsstaaten, vom Aufbau der neuen Welt durch sächsische Thatkraft, welche Strecken, welche Ländermassen hat nicht an den Zuflüssen der Ostsee, wie im ganzen Imperium des Donaustromes vor Jahrhunderten das gute deutsche Schwert erobert, der Fleiß des deutschen Bauers gerodet und besät, die Rührigkeit und Geschicklichkeit des deutschen Bürgers mit Städten gesichert und bereichert? Eine Geschichte der deutschen Colonien des Mittelalters würde, wie wenig anderes mehr, ein beredtes Zeugniß geben, was wir früher vermocht, was wir ehedem geschaffen haben; aber qui olim boni aequique Cherusci nunc inertes ac stulti vocantur: quia inter impotentes et validos falso quiescas. ubi manu agitur, modestia ac probitas nomina superioris sunt.

Ein merkwürdiges Beispiel von deutscher Ausdauer, Zähigkeit und Unverwüstlichkeit giebt jene Ansiedlung, welche seit dem zweiten Säculum dieses Jahrtausends in den Alpenthälern der Siebenbürger-Karpaten durch alle Stürme der Zeiten sich mannhaft erhalten hat. Die Sachsen und Deutschen Siebenbürgens haben nicht bloß die Sitze und Stät-

ten, welche sie einst begründet, tapferen Muthes behauptet und unter sich die lautere Treue der alten Eidgenossenschaft ruhmvoll bewahrt, sondern auch dem allgemeinen größern Vaterland die Pfandschaft nationaler und geistiger Angehörigkeit unverbrüchlich geleistet. Wie die Töchterstaaten von Hellas das heilige Feuer vom heimatlichen Herde auf fremdem Boden sorgsam erhielten, so nähren sie fort und fort das theure Gedächtniß der großen Mutter, und jede neue Entwicklung, zumal jede neue Frucht des geistigen Lebens am alten Stamme, treibt auch dort im „Lande jenseits des Waldes" frische und fröhliche Triebe.

So hat sich denn in unserer Zeit auch in Siebenbürgen, selbst mitten unter schwerer Drangsal und arger Verfolgung, ein reges Streben geltend gemacht, die volksthümliche Geschichte, die historische Entwicklung des eigenen Landes wahrhafter kennen zu lernen und dem Bewußtsein der Gegenwart die Vergangenheit lebendig vorzustellen. Schon 1842 traten daselbst zu gemeinsamer Förderung dieser edlen Sache die Freunde der Wissenschaft zusammen und bildeten eine feste Körperschaft in dem „Verein für Siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt". Dieser hat seitdem für die Forschung des schönen Sachsenlandes in Rücksicht auf Boden, Klima, Volk, Sprache, Sitte, Recht und Geschichte trefflich gewirkt und selbst unter den jüngsten Leiden, welche die Scenen der alten Türkenzüge greulich wiedergaben, das erlesene Amt nie versäumt. Die Veröffentlichungen dieses wissenschaftlichen Vereines haben zu verschiedenen Zweigen unserer Kenntnisse auch auswärts schätzbare Beiträge geliefert, und die Leistungen unserer fernen Landsleute, durch den Verkehr der Gegenwart schnell übermittelt, haben mit Recht die Anerkennung befugten Urtheils gefunden.

Unter den wackern Männern und Gelehrten Siebenbürgens verdient als Forscher auf dem historischen Felde eine hervorragende Stelle Herr G. D. Teutsch, der Rector des Gymnasiums in Schäßburg. Ihm verdanken wir eine Geschichte der deutschen Ansiedlungen im südöstlichen Karpatenland, im alten Dacien, und auf sie auch das deutsche Volk hinzuweisen, bezweckt diese Anzeige.

Der Verfasser hat sich schon mehrfach als sorgfältiger und strengrichtender Forscher, wie als pflichtbewußter Freund der Schule und der Bildung bekannt gemacht. So in seinen „Beiträgen zur Geschichte Siebenbürgens unter König Ludwig I 1342 — 1382 (aus dem II Heft des II Bandes des Jahrgangs 1850 des von der kais. Akad. d. W. herausgegebenen Archivs für Kunde österreich. Geschichtsquellen besonders abgedruckt). Ein interessantes Schriftchen ist ferner: „die Schäßburger Gemeinderechnung von 1522. Züge aus dem sächsischen Leben zur Zeit des Untergangs des ungarischen Reichs. Kronstadt. 1853". Daß solche statistische Actenstücke in das innere Leben eines Volks oder einer Gemeinschaft eine viel sicherere Einschau gewähren, als Berichte und Schilderungen, das weiß man heute allgemein. Noch erwähnen wir hier zwei Programme ebendesselben: „die Geschichte des Schäßburger Gymnasiums". Kronstadt 1852 u. 1853. Dieselben reichen bis jetzt bis zum Jahre 1741, und gehören sonder Zweifel durch die Reichhaltigkeit des Stoffes, durch die Gediegenheit der Behandlung und durch den klaren offenen und gesunden Sinn des Verfassers als Pädagogen zu dem besten, was wir in der Art haben. Ohne weitschweifiges, oft beliebtes Wortgepränge enthüllt der Verfasser aus Acten die Geschichte seiner Schule, stellt sie neben die wichtigen Verhältnisse des jedesmaligen politischen Zustandes oder beleuchtet diesen aus jener, und vergleicht damit in statthafter Analogie die entsprechenden Erscheinungen in deutschen Landen überhaupt.

Eine wahre Lust für einen verständigen, seiner Würde stillbewußten und rechtschaffenen Lehrer sind darin mehrere Auszüge oder Mittheilungen alter Schulrechte und Schulbücher; ich meine vorzugsweise das „Schulrecht von Deutschkreuz" bei Schäßburg v. J. 1593, und den „Kinderdonat" von Magister Valentin Greissing, Rector in Kronstadt, v. J. 1693. Da ist alles markig und wie aus einem Guß; man merkt den wahren Magister, wenn der Rector in der Vorrede „vom rechten Gebrauch dieses Kinder-Donats" mahnt: „vor allen Dingen wird auf Seiten des Praeceptoris erfordert eine große Geduld, daß man mit der Jugend mit

aller Bescheidenheit umgehe, ihrem Unverstand zu gute halte und eine Sache so lang treibe, biß er vermerket, daß sie verstanden wird". Gegen diesen ersten und letzten Satz aller Schulmeisterei kämpft freilich das Jahrhundert geistreicher Epicier:

occidit miseros crambe repetita magistros!

Oder läßt sich über den Werth und die hohe Bedeutung einer tüchtigen Schulbildung ein edleres Bekenntniß ablegen, als wenn es in einer Synode v. J. 1572 heißt: ingens thesaurus ex scholastica disciplina et pia institutione puerili ad omnes homines emanat; sunt enim *scholae bene constitutae* quasi *publicae officinae doctrinarum, prudentiae, virtutum* et *disciplinae*. —

Was nun die berührte Geschichte der Siebenbürger Sachsen betrifft, so erfüllt sie neben dem Zwecke ein volksthümliches Buch zu werden, zugleich die höheren Anforderungen der historischen Wissenschaft. So einfach und prunklos die Erzählung fortschreitet, so tritt doch überall ein genaues Studium der Quellen und eine innige Bekanntschaft mit den früheren Zuständen des Volkes hervor. Mit einem warmen Gefühle für das, was dem Manne ein heiliges Gut, ein Kleinod im Vaterlande geworden ist, paart sich eine natürliche frische Darstellung, das Bestreben der Vorfahren Tugend und Energie als kräftiges Beispiel zur Nachahmung hinzustellen trübt dabei nicht das Urtheil über jene Verhältnisse, welche den Gang der eigenen Geschichte mit bestimmt haben.

Die vorliegenden drei Hefte behandeln die Siebenbürgische Geschichte bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Nach einer kurzen Vorgeschichte von Transsilvanien giebt das erste Heft die Entstehung und den Fortgang der deutschen Colonien daselbst bis zum Aussterben des Arpadenstammes in Ungarn im Jahre 1301. Die erste und bedeutendste Einwanderung geschah auf den Ruf des Königs Geisa II (1141 — 1161). Sie faßte zunächst im Süden des Landes Fuß und verbreitete sich allmählich in das Innere desselben: vom „alten Land", wie es noch heute heißt, mit den Capiteln Hermannstadt, Leschkirch, Schenk, hinauf an den Alt, zwischen den Kukeln und im Unterwald. Bald und noch unter Geisa wurde der Bistritzer Kreis von Sachsen bevölkert, während das Burzenland erst im folgenden Jahrhunderte die deutschen Anbauer erhielt.

Geisa hatte sie gerufen ad retinendam coronam, zur Erhaltung der Krone, und diese Schrift führt das Siegel der Hermannstädter Provinz, und trägt die Fahne derselben. Es war also die Wehrkraft deutscher Männer, welcher der König zum Schutze seines Reiches und seiner Gewalt bedurfte, und eben deswegen gab er den „Gästen" bedeutende Rechte und Freiheiten; unter andern haben sie kirchliche Selbständigkeit, sie wählen ihre Priester.

Den Umfang dieser Rechte zu erkennen, ermöglicht der von Andreas II gegebene goldene Freibrief vom J. 1224, eine Urkunde, welche die eigentliche Grundlage des Sachsenthums in Siebenbürgen geworden ist, und die deshalb bis in späte Zeiten von den Königen und Landesherrn bestätigt wurde.

Diese denkwürdige Handfeste ist nicht bloß vollständig in deutscher Uebersetzung wiedergegeben, sondern sachgemäß und eingehend erläutert. Wir geben nur die Hauptstücke als Beweis, wie damals in der losgetrennten fernen Colonie bürgerliche Freiheit und nationale Einigung rechtlich und vertragsmäßig gesichert oder vorbereitet wurde, während im Mutterlande germanisches Recht und volksmäßiges Freithum fast schon ganz fremdartigem Einfluß und gewaltsamem Uebergriff feudaler Stände erlegen war.

Die Urkunde bestätigt zuvörderst die frühere Freiheit und nicht den getrennten, sondern den vereinten deutschen Ansiedlern. Sie bilden ein Volk, den Hermannstädter Gau; ihr Land ist frei und eigen; der „Sachsenboden" hat zugleich ausschließliches Bürgerrecht und vollkommene Rechtsgleichheit. Oberhaupt des Gaues ist der König und an seiner Statt der von ihm gesetzte Graf. Die übrigen Richter wählt das Volk; dies wählt auch die Pfarrer und giebt ihnen, nicht dem Bischof den Zehnten. Das Gewohnheitsrecht dient als Gesetz.

Die Sachsen haben ferner gänzliche Zoll-

freiheit im ungarischen Reich und freien Markt im eignen Land, und noch andere Vortheile im Handel und Wandel.

Für diese Zugeständnisse und Rechte leisten die Sachsen, alle ohne Unterschied, eine gemeinschaftliche Steuer, zum Nutzen der königlichen Kammer (lucrum camerae), jährlich 500 Mark Silbers. Diese Steuer ist kein Bodenzins, sondern eine Reichssteuer. Dieselben leisten ferner die Heeresfolge, 500 Mann, wenn der König innerhalb des Reiches persönlich zu Felde zieht, sonst nur 100, und bloß 50, wenn er einen Großen ins Feld schickt.

Endlich setzt die Urkunde noch fest, was das Land beim Besuche des Königs oder des Woiwoden im Dienste des Königs pflichtmäßig zu leisten hat. Auf diesem goldenen Freibrief „haben die Väter — also der Verfasser — am Ende der Christenheit durch ihre Tugenden ein Gemeinwesen errichtet, das fern von Deutschland deutsch, umgeben von geknechteten Völkern frei geblieben ist und Wohlstand und Bildung errungen hat, wie sie diese Gegenden sonst nicht kennen."

Das zweite Heft verweilt vorzüglich bei der Geschichte Siebenbürgens unter den Königen aus dem Haus Anjou-Neapel: „Das Jahrhundert der Anjou ist der Sachsen schönster Zeitraum", und führt sie dann fort bis zum Untergang des ungarischen Reichs als eines selbständigen nach der furchtbaren Schlacht bei Mohatsch 1526. Neben der Darstellung der politischen Verhältnisse, namentlich der gewaltigen und folgenreichen Einfälle der Türken, findet hier die innere staatliche und culturgeschichtliche Entwicklung des Sachsenvolkes eine ausgedehnte Erörterung. Ueberhaupt ist diese Seite des Volkslebens mit besonderer Liebe und Genauigkeit behandelt. Dem Verfasser standen hiebei offenbar schöne archivalische Hilfsmittel zur Hand.

Die Capitel: die älteste Zunftordnung, Entstehung der Städte, von der Stellung der Sachsen im ungarischen Reichsland, von ihrer Wehrhaftigkeit, dem Erbrichterthum (das allmählich an die Stelle des Gemeindings getreten war), von ihrer Innerverfassung, von ihrer Gewerbs- und Handelsthätigkeit, von ihrer Bildung und ihren Sitten während der letzten drei Könige haben nicht bloß für den Historiker, sondern auch für den Nationalstatistiker und Rechtsgelehrten vielfach Interessantes.

Zu den wichtigeren Thatsachen dieser Periode gehört ferner die Eintheilung des Gaues in Stühle, im 14 Jahrhundert, wahrscheinlich die alten Malstättensprengel, der Bund der drei ständischen Völker Siebenbürgens, der Sachsen, Sekler und Ungarn zu gegenseitigem Schutz und Trutz (i. J. 1437), und der Anfang der kirchlichen Reformen, die auch dort mit dem Hussitenthum und mit den denkwürdigen Entschlüssen der großen Concilien von Constanz und Basel innig zusammenhängen. Die sächsischen Kaufleute brachten die Basler Schriften in die Heimat, wie später die Wittenberger. So gieng auch dort die antipapistische Bewegung des Clerus in seinen Würdenträgern und Vorständen über auf niedere Geistliche und Laien. Eine eigenthümliche Erscheinung ist es dabei, daß die sächsischen Geistlichen schon im 15 Jahrhundert die Erlaubniß der Ehe haben: doch sollen sie nur einmal und nur eine Jungfrau, keine Wittwe heirathen.

Der rasche und unblutige Sieg des neuen Glaubens über den alten und die damit verbundenen Umgestaltungen des öffentlichen Lebens füllen einen Theil des dritten Heftes. 1545 wird die Confessio Augustana feierlich auf der Synode von Medwisch angenommen; 1554 erklärt der Landtag ebenda, der Glaube der Christen sei einer, wenn auch verschiedene kirchliche Gebräuche herrschten; 1557 in Thorenburg, 1563 und 1564 in Schäßburg spricht ebenderselbe Freiheit des Glaubens und gegenseitige Anerkennung der Kirchen aus, und so sehen wir dort Lutheraner und Calvinisten, Katholiken und Unitarier in Eintracht und unter gleichem Schutze des Gesetzes leben, während im Mutterlande der erste Religionskrieg entbrannte und ein zweiter, der dreißigjährige, ein Jahrhundert später eine beschränktere Christen-Liebe mit unsäglichen Opfern nationaler Kraft und Größe kaum erstreiten konnte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juni.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk.

(Schluß.)

Wie damals in Deutschland, so schmücken auch im Sachsenland herrliche Charaktere das Jahrhundert, ein Markus Pemfflinger als Führer und Rathsherr, ein Johannes Honterus als Reformator sind Männer von echtem Korn und Schrot und gereichen dem ganzen Vaterland zur Ehre. Und wenn der Fürst Stefan Bathori zwar den Jesuiten Zutritt gestattet, aber die Verfolgung Andersgläubiger zurückweist: „er sei ein Herrscher über die Völker, nicht über die Gewissen. Denn dreierlei habe Gott sich vorbehalten: aus nichts etwas zu schaffen, die Zukunft zu wissen und über die Gewissen zu herrschen", so steht er mit dieser Denkart hoch über seiner und über späterer Zeit, wie der damalige Kaiser, der edle Maximilian II.

Der andere Theil des Heftes giebt uns das Bild einer wilden wirren Zeit, wo die inneren Kämpfe, die Kriege um die Krone unter den Fürsten aus dem Hause Zapolya gegen die Ansprüche der Habsburger, die Gewebe von Heuchelei und Täuschung, die ein Martinuzzi spinnt, dem Lande viel größere Wunden schlagen, als die Türken und ihre damals alles erschreckenden Heere. Mußte doch der Führer der Truppen Ferdinands, Kastaldo, er den ein Zeitgenosse „den schlechtesten von allen Sterblichen" nennt, von seinen Söldnern gestehen: „Es hat niemals so zuchtlose, hartnäckige und bestialische Leute gegeben. Ueberall haben sie sich so grausam gezeigt, daß die Einwohner lieber Sclaven der Türken werden wollen, als sie im Hause haben!"

Daneben finden die inneren Zustände des Sachsenvolkes wieder eine besondere Berücksichtigung. Die Ausarbeitung eines geschriebenen Gesetzbuches durch Mathias Fronius „der Sachsen in Siebenbürgen Statuta oder eigen Landrecht", bestätigt unter dem thätigen Königsrichter Albert Huet durch Stefan Bathori (1583) — es enthält in vier Büchern das Gesetz über die Erwählung der Amtleute und eine Gerichtsordnung, das Eherecht, das Erbrecht, das Sachenrecht und das peinliche Recht — die Verfassung des Landes und die Verhältnisse der drei verbundenen Nationen, die Landtage der „gantzen Universitet der Sachsen" oder der „Teutschen yn Syebenburgen", d. h. die Vertretung der ganzen „Nation" „in der Hermannstadt", das Steuer- und Abgabenverhältniß, die Heeresfolge, die Vertheidigungsmittel, Handel, Verkehr und Gewerbe, die Entwicklung des Bürgerthums, das Gemeindewesen überhaupt, Kirchen- und Schulordnung — all dieses füllt einen guten Theil des dritten Heftes.

Dem Wunsche, was hier aus Urkunden und Acten zum allgemeinen Bedürfniß ans Licht gebracht ist, das in den Originalen und in ganzen beglaubigten Abdrücken vor Augen zu haben, wird, soviel Referent unterrichtet ist, später ein eigener

Codex diplomaticus der Siebenbürger Geschichte Erfüllung geben.

G. M. Thomas.

L. Schmid, Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen nach meist ungedruckten Quellen, nebst Urkundenbuch. Ein Beitrag zur schwäbischen und deutschen Geschichte. Tübingen 1853. XXXII, 606 S. Urk. Buch 293.

Voranstehendes Buch ist eine der bedeutendsten neueren Leistungen auf dem Gebiete der schwäbischen Geschichtsforschung. Da die Besitzungen der Tübinger Pfalzgrafen eine ziemlich große Ausdehnung im südwestlichen Deutschland hatten, mithin die Geschichte des Hauses vielfältig in die Local- und Adelsgeschichte dieser Gegenden verflochten ist, so gewährt das umfangreiche urkundliche Material, welches hier großentheils zum erstenmale benützt ist, eine reiche Ausbeute für die Einzelgeschichte, besonders des 13 und 14 Jahrhunderts.

Die Einleitung beschäftigt sich zunächst mit Untersuchungen über den Ursprung der Burg, welche dem pfalzgräflichen Geschlechte den Namen gegeben hat. Da hier urkundliche Nachrichten fehlen, so war der Verfasser auf Vermuthungen angewiesen, deren Ergebniß ist, daß die Burg ursprünglich ein Kastell oder Stationsplatz der Römer gewesen sein möge, wofür die in der Nähe vorbeiführenden Römerstraßen, sowie die benachbarte römische Niederlassung in Rottenburg am Nekar (Sumlocenne) sprechen. Eine weitere Vermuthung ist dann die, daß die Burg in den Zeiten der früheren deutschen Kaiser als Palatium bei Jagden im Schönbuchwalde gedient haben könnte, der, wie aus spätern Urkunden hervorgeht, ein Reichsforst war und in der Folge als Reichslehen an das nach Tübingen benannte Grafenhaus kam. Die erste geschichtliche Erwähnung der Burg als castrum, quod Twingia vocatur kommt im J. 1078 vor, wo sie nach der Erzählung der Gesta Trevirorum (ed. Wyttenbach T. I p. 157) von König Heinrich IV belagert wurde.

Der Gau, in welchem die ersten Spuren der Tübinger Grafen sich finden, ist der Nagoldgau, und der Verfasser sucht wahrscheinlich zu machen, daß ein Graf Anselm, der in einer Urkunde Kaiser Ottos I vom J. 966 als Graf des Nagoldgaus vorkommt, der Ahne der späteren Tübinger Grafen gewesen sei. Dies beruht nun freilich auf einer Vermuthung, die auf die Voraussetzung gestützt ist, daß die Gaugrafenwürde bereits um jene Zeit nach Herkommen erblich gewesen sei, und die Wiederholung derselben Vornamen auf Abstammung aus demselben Geschlechte schließen lasse. In einer Schenkungsurkunde Kaiser Heinrichs II vom J. 1007 (Monum. boica T. XXVIII p. 379) kommt nämlich ein Graf Hugo vor, zu dessen Grafschaft der Schönbuch als Huntare gehörte, im J. 1048 ein Anselm als Graf des Nagoldgaus, 1085 abermals ein Graf dieses Namens und entschieden ein Tübinger; die Söhne dieses letzteren, Heinrich und Hugo, treten 1087 und 1088 mit der Bezeichnung Grafen von Tüwingen auf und der erstere erscheint urkundlich als Graf des Nagoldgaues. Von diesen geht die Reihe der Glieder der Familie ununterbrochen fort, auch erscheint der Nagoldgau mit den dazu gehörigen Bezirken, wenn nicht als die anererbte Grafschaft, doch als Heimat der ältesten Besitzungen der Familie. Wir sehen, die Beweisführung für den genealogischen Zusammenhang mit jenem ersten Graf Hugo ruht auf etwas schwachen Füßen.

Die historisch-genealogische Sicherheit beginnt erst mit dem Grafen Hugo, der im castrum Twingen im J. 1078 vom Kaiser Heinrich IV belagert wird, und mit seinen Brüdern Anselm und Sigebot im J. 1080 das Kloster Blaubeuren stiftet. Aus den Schenkungen der drei Brüder an dieses Kloster wird nun ein Theil des ältesten Besitzstandes der Familie nachgewiesen. Da aber weder eine Stiftungsurkunde noch die einzelnen Schenkungsbriefe vorliegen, so mußte der Verfasser das Verzeichniß derselben aus der ums J. 1520 geschriebenen Chronik des Blaubeurer Abtes Tubingius entnehmen, der sie nach seiner Angabe aus sehr alten Aufzeich-

nungen, die er im Kloſter vorfand, machte. Die Annahme, daß alle dieſe Güter zur urſprünglichen Stiftung gehört haben, iſt daher nicht ganz ſicher, ſie können auch durch ſpätere Schenkung in den Beſitz des Kloſters gekommen ſein. Es werden 20 verſchiedene Güter und Ortſchaften aufgezählt, welche auf dieſe Weiſe aus dem Beſitz der Grafen von Tübingen in den des Kloſters Blaubeuren gekommen wären. Sie lagen meiſtens in der Nähe von Blaubeuren auf der Alb, nicht in dem als urſprüngliche Heimat der Familie zugewieſenen Nagoldgau. Dies weist auf einen durch Heirath gewonnenen Nebenbeſitz der Familie hin, der ſich wohl an die Burg Ruck und Gerhauſen knüpfte, wo der eine Bruder Graf Hugo's, Sigibot hauste. Da die Stiftung aber eine von den drei Brüdern gemeinſchaftlich gemachte erſcheint, ſo waren dieſe Güter auf der Alb nicht von Sigibot, ſondern von einem früheren Vorfahr der drei Brüder erheirathet, was der Verfaſſer auch deshalb für wahrſcheinlich hält, weil ſchon früher ein Graf Hugo von Grafeneck (das in der Nähe von Blaubeuren liegt) vorkommt, den er wegen des Vornamens Hugo auch für einen Verwandten des Nagoldgaugrafen hält. Eine andere Kloſterſtiftung der Familie, die Marchthals im J. 1171, giebt ebenfalls Zeugniß, daß ſie auf der Donauſeite der Alb begütert war.

Die pfalzgräfliche Würde kam etwa um die Mitte des 12 Jahrhunderts an das Tübinger Grafenhaus. Ueber die Veranlaſſung zur Erwerbung dieſer Würde vermochte der Verfaſſer keine Nachricht aufzufinden, und der Zeitpunct derſelben kann nur durch eine wahrſcheinliche Vermuthung beſtimmt werden. In einer Urkunde König Conrads III vom J. 1146 kommt nämlich ein Hugo comes palatinus vor. Daß dieſer ein Tübinger geweſen ſei, glaubt Schmid deshalb annehmen zu dürfen, weil gleichzeitig kein anderer Pfalzgraf dieſes Namens vorkommt. Uebrigens laſſen ſich nur zwei Fälle nachweiſen, daß ein Graf von Tübingen wirklich das pfalzgräfliche Amt, den Vorſitz bei dem königlichen Gericht, ausgeübt hat. Das einemal iſt es eben dieſer Hugo, der in einem Schenkungsbrief (ohne Jahr) an das Kloſter Reichenbach als der pfalzgräfliche Vorſitzer des Gerichts bei Hohenmur in der Nähe von Rottweil genannt wird, und dann ein Pfalzgraf Rudolph, der 1190 zu Hall an des Königs ſtatt zu Gericht ſitzt und eine Streitfrage entſcheidet, die ein Biſchof vor ihn gebracht hatte. Daß aber die Senioren des Tübinger Grafenhauſes den pfalzgräflichen Titel unbeſtritten geführt haben, dafür finden ſich zahlreiche Belege.

Eine Hauptbegebenheit in der Geſchichte des Tübingiſchen Grafenhauſes iſt deſſen Fehde mit dem Welfiſchen Hauſe, in welche ein Hugo II um's Jahr 1164 ſich mit Herzog Welf VII einließ und worin er zuerſt ſiegte, aber in der Folge nach einem Urtheilsſpruch Barbaroſſa's ſich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Die große Zahl der Bundesgenoſſen und Vaſallen, mit denen Hugo in dieſer Fehde auftritt, zeigt die Macht und das Anſehen des Hauſes. Schmid beſchreibt dieſe Begebenheiten als den Glanzpunct der pfalzgräflichen Geſchichte ſo ausführlich, als die Quellen es möglich machen. Dieſe beſtehen aber bloß in einem Bericht, den ein zeitgenöſſiſcher Weingartner Mönch (der Anonymus Weingartensis in Heß' monumenta guelfica) giebt, und einem anderen von einem Otto de S. Blasio, ebenfalls einem Zeitgenoſſen, deſſen Chronicon dem Hermannus Contractus einverleibt iſt.

Der Kreis der Beſitzungen des pfalzgräflichen Hauſes, der ſich unter dieſem Hugo II nachweiſen läßt, iſt um vieles anſehnlicher als früher, Hugo ſelbſt ſpricht in einer Urkunde vom J. 1171 von dem Beſitzſtand ſeines Hauſes als von ſeiner terra, die in feoda ab imperio (hauptſächlich der Schönbuch), in feoda ab principibus und in possessiones jure proprietatis beſtehe.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortſetzung.)

X. Medicina.

Dr. Ch. Daremberg, Notices et extraits des manuscrits médicaux grecs, latins et français des principales bibliothèques de l'Europe. Manuscrits grecs d'Angleterre. I. Partie. Par. 1853.

Hannoverſche Geſetzgebung über das Medicinalweſen. Hannover 1853.

C. A. Lutgert, Adnotationes ad tabulam medicinae historicam in ordinem chronol. et philos. redactam. Lugd. Bat. 1852.

Dr. S. J. Otterburg, Der dermalige Zuſtand der Medicin in Deutſchland. Aus dem Franz. von Dr. H. Hartmann. Heft 1. Weimar 1853.

S. J. Otterbourg, Aperçu historique sur la médecine contemporaine de l'Allemagne. Pathologie interne. Carlsruhe 1852.

C. Axmann, Beiträge zur mikroſkop. Anatomie und Phyſiologie des Ganglien-Nervenſyſtems des Menſchen und der Wirbelthiere. Berlin 1853.

Flaxmann, Anatomical studies of the bones and muscles. London 1833.

C. Ludwig, Lehrbuch der Phyſiologie des Menſchen. Bd. I. 1 Abth. Heidelb. 1852.

Dr. H. Luſchka, Der Nervus phrenicus des Menſchen. Tübingen 1852.

G. Meißner, Beiträge zur Anatomie und Phyſiologie der Haut. Leipzig 1853.

Dr. v. J. Nega, Beiträge zur Kenntniß der Function der Atrioventricular-Klappen des Herzens ꝛc. Breslau 1852.

E. Pflüger, Die ſenſoriſchen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere ꝛc. Berlin 1853.

Dr. O. L. Bang, Haandbog i Therapien. Kjobenhavn 1852.

R. Carmichael, An essay on the veneral diseases. P. 1. 2. Dublin 1814.

Dr. L. Fleury, Praktiſch-kritiſche Abhandlung über die Waſſerheilkunde von Dr. G. W. Scharlau. Stettin 1853.

Dr. H. J. Johnſon, Die Behandlung unheilbarer Krankheiten mittelſt der hydropath. Curmethode. A. d. Engl. von H. Hartmann. Weimar 1853.

C. Kiſſel, Handbuch der naturwiſſenſchaftlichen Therapie. Erlangen 1853.

Dr. L. Krappe, Grundriß einer Diätetik für das weibliche Geſchlecht. Berlin 1852.

S. Landmann, Ueber Erkenntniß und Heilung der Epilepſie. Fürth 1853.

Dr. H. Lebert, Traité pratiques des maladies cancéreuses. Paris 1851.

Dr. H. Lippert, Die Pathologie und Therapie der veneriſchen Krankheiten. Nach Ph. Ricords Syſtem entworfen. 2te Ausg. Hamb. 1852.

Dr. E. Martin, Ueber die Eierſtocks waſſerſuchten. Jena 1852.

Dr. W. J. Th. Mauch, Die aſthmatiſchen Krankheiten der Kinder. Th. 1. Berlin 1853.

Dr. Al. Moriſon, Phyſiognomik der Geiſteskrankheiten. Lief. 1. Leipzig 1853.

Dr. L. Nagel, Beitrag zur Erkenntniß und Heilung derjenigen Krankheiten des Magens, welche man Magenverhärtung u. ſ. w. nennt. Eiſenberg 1853.

Dr. J. Pigeaux, Traité pratique des maladies des vaisseaux. Par. 1843.

M. H. Romberg, Lehrbuch der Nervenkrankheiten des Menſchen. 3te verb. Aufl. Bd. I. Abth. 1. Berlin 1853.

Dr. G. C. Fr. Rothamel, Die Erethiſien. Caſſel 1852.

Dr. G. W. Scharlau, Theoret. prakt. Abhandlungen über den Typhus, die Cholera, die Chloroſis und die Harnröhren-Verengerungen. Stettin 1853.

De la Syphilisation, Communications à l'académie nationale de Médecine par M. Ricord Bégin etc. Par. 1853.

F. C. J. Valleix, Abhandlung über die Neuralgien. Nach der franz. Ausgabe überſ. von Dr. K. G. Gruner. Braunſchw. 1852.

Fr. Vasani, Storia singolare d'una febbre miliare. Verona 1815.

A. de Caſſis Vidal, Abhandlung über die veneriſchen Krankheiten. In's Deutſche übertragen von einem prakt. Arzte. Lief. 1 — 9. Leipzig 1853.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juni.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

L. Schmid, Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen nach meist ungedruckten Quellen, nebst Urkundenbuch.

(Schluß.)

Zu den Besitzungen in der Nähe von Tübingen und gegen den Schwarzwald hin waren durch Heirath mit der Erbtochter Graf Rudolphs von Bregenz die churräthischen Besitzungen des bregenzischen Grafenhauses auf Hugo übergegangen. Sein Haupterbe war sein erstgeborner Sohn Rudolph, der sich hauptsächlich durch die Stiftung des Klosters Bebenhausen einen Namen in der Geschichte gemacht hat, welche in den Jahren 1187 — 1191 zum Vollzug kam, nachdem in einer schweren Krankheit der Entschluß dazu gereift war. Aus dem Stiftungsbrief von 1191 ist wieder ein Verzeichniß pfalzgräflicher Besitzungen zu entnehmen, das Schmid noch aus anderen Quellen ergänzt hat. Die Zusammenstellung, die er S. 129 — 134 giebt, zeigt ein sehr ansehnliches, in verschiedenen Gegenden des südwestlichen Deutschlands zerstreutes Territorium, das an Ausdehnung in ganz Schwaben nur dem hohenstaufischen, welfischen und zähringischen nachstand. Die Bregenzer Erbschaft wurde Rudolphs jüngerem Bruder Hugo zugetheilt, die Abtheilung aber nicht so strenge durchgeführt, daß Hugo keinen Antheil an dem alten Familiengut, Rudolph dagegen gar nichts von der mütterlichen Erbschaft bekommen hätte.

Der Stifter des Klosters Bebenhausen ist der einzige Pfalzgraf von Tübingen, der auch auch in Reichsangelegenheiten eine Rolle spielte. Er erscheint öfters im Gefolge Barbarossas und später Heinrichs VI, nimmt auf dem Städtetag in Piacenza thätigen Antheil an den Verhandlungen, durch welche der Constanzer Friede eingeleitet wurde, verhandelt mit Herzog Berthold von Zähringen, um ihn zu bewegen, zu Gunsten des Hohenstaufen Philipp von der Bewerbung um die Königskrone zurückzutreten, ist später in der Umgebung Philipps zu Bamberg, erscheint aber nach dessen Ermordung unter den Anhängern des welfischen Hauses, wendet sich bald darauf wieder dem hohenstaufischen Hause zu, findet sich im März 1213 mit einigen seiner Vasallen bei dem jungen Friedrich II ein und wohnt im Juli 1215 der Kaiserkrönung in Aachen bei. Rudolphs zweiter Sohn, ebenfalls Rudolph genannt, kommt zwar öfters in Urkunden vor, aber meistens nur als Zeuge, woraus wir jedoch schließen können, daß er häufig in der Umgebung Kaiser Friedrichs war. Die Zahl der Ortschaften, welche zur Pfalzgrafschaft Tübingen gehörten, oder in welchen die Grafen wenigstens begütert waren, vermehrt sich nach Schmids Zusammenstellung für die Zeit dieses zweiten Rudolph wieder ansehnlich. Von jetzt an aber ist in Folge von Fehden und Theilungen eine Abnahme bemerklich. Schon in der folgenden Generation theilt sich das Haus in drei verschiedene Linien, Tübingen, Böblingen und Asperg, und im Jahr 1301 sieht sich Graf Gottfried genöthigt, Burg und Stadt Tübingen mit Allem, was dazu gehörte, an das durch die Schenkungen des Hauses reich gewordene Kloster Bebenhausen zu verkaufen.

Das Kloster gestattete zwar schon im folgenden Jahr, daß der Graf sein Stammgut gegen dieselbe Summe, um die es verkauft worden, und Einräumung verschiedener Vergünstigungen wieder sollte auslösen dürfen, was auch wirklich vollzogen wurde, aber das Haus konnte seinen Besitz nicht mehr behaupten; der Enkel jenes Grafen Gottfried I, Gottfried III, mußte Stadt und Burg Tübingen 1342 an die Grafen von Würtemberg verkaufen, die überhaupt als Erben der pfalzgräflich Tübingischen Macht in Schwaben eintraten. Die Familie gerieth im dreißigjährigen Krieg in große Armuth und der letzte legitime männliche Sprößling starb im J. 1634. In demselben Jahre übergab ein natürlicher Sohn des Hauses, Johann Georg von Tübingen, als würtembergischer Commandant des Schlosses Hohentübingen, dasselbe an den Herzog von Lothringen, und starb, mit einer Tübinger Bürgerstochter verheirathet, 1667.

Das Urkundenbuch enthält 230 auf die Geschichte der Pfalzgrafen sich beziehende Urkunden, theils im Auszug, theils in vollständigem Abdruck, sorgfältig redigiert. Sie gewähren auch für Sitten- und Rechtsgeschichte manche Ausbeute. In letzterer Beziehung machen wir besonders auf das Tübinger Stadtrecht aufmerksam. Die meisten derselben stammen aus dem ehemaligen Bebenhauser Archiv, das im 30jährigen Kriege nach Salem geflüchtet und von dort durch den gegenwärtigen Besitzer Salems, den Markgrafen Wilhelm, dem Carlsruher Archiv einverleibt worden ist. Auch das würtembergische Staatsarchiv, das Tübinger Hospitalarchiv, das Horber und einige Familienarchive der Umgegend lieferten namhafte Beiträge.

Der Verfasser hat bei dieser mühevollen Arbeit eben so viel Fleiß und Sorgfalt als Geschick, aus einzelnen Notizen historische Thatsachen zu combinieren, bewährt; demungeachtet kann das Buch nur für den Gelehrten Werth haben, denn um einen größeren Leserkreis zu interessieren, fehlt es ihm zu sehr an ausführlichen Nachrichten über die Persönlichkeiten seiner Helden.

Klüpfel.

Martini Minoritae continuatio suevica posterior. Herausgeg. von Oberstudienrath von Stälin. 11 S. Stuttgart bei Blum und Vogel. 1854.

Dieses kleine Fragment einer Chronik, dessen Herausgabe wir dem verdienstvollen Geschichtschreiber Schwabens verdanken, bildet einen Theil der vielen Fortsetzungen, welche sich den Flores temporum des Minderbruders Martin anschließen. Eine derselben ist der im Speirer Sprengel entstandene Johannes Fistenport, welche vom Jahr 1352 bis 1421 geht. Eine Handschrift dieses Fistenports, die sich in der Stuttgarter königlichen Handbibliothek befindet, enthält noch eine weitere Fortsetzung zu den Jahren 1423 bis 1475. Diese ist es, die Stälin hier hat abdrucken lassen. Er glaubt, sie sei in einem altwürtembergischen Kloster verfaßt, und wahrscheinlich vom Kloster Bebenhausen nach Weingarten gekommen, von wo sie in die königliche Handbibliothek kam. Der geschichtliche Inhalt giebt uns gerade keine neue Ausbeute von Thatsachen, ist aber als Beitrag und Bestätigung anderweitiger Nachrichten um so mehr von Werth, als die Chronik wahrscheinlich ziemlich gleichzeitig mit den Begebenheiten geschrieben ist. Die wichtigsten hier berührten Begebenheiten sind: der Krieg zwischen den deutschen Reichsstädten und Fürsten im J. 1449; der Romzug Kaiser Friedrichs III 1452; die Stiftung der Universität Freiburg und Basel 1460; eine Fehde zwischen Pfalzgraf Friedrich, Herzog Ludwig von Bayern und Andern auf einer, und Albrecht von Brandenburg, Carl von Baden, Ulrich von Würtemberg und Andern auf der andern Seite im J. 1462; die Zusammenkunft Kaiser Friedrichs III und seines Sohnes Maximilian mit dem flüchtigen Türken Bajazit Osman, eines angeblichen Bruders oder Sohnes des Sultans, in Regensburg; die Belagerung der Stadt Neuß durch Kaiser Friedrich III im Jahr 1474. Der Verfasser giebt hier ein Verzeichniß der Fürsten und Städte, die im Gefolge des Kaisers auftreten. Es bildet eine Ergänzung zu der Liste der Speirer Chronik, welche in Mone's Quellensammlung zur

badiſchen Geſchichte Bd. I abgedruckt iſt, und von der es hin und wieder abweicht.

Die Jahreszahlen ſind in der Handſchrift theilweiſe falſch angegeben und von dem Herausgeber berichtigt, überhaupt, wo es nöthig ſchien, kritiſche Noten beigefügt.

Klüpfel.

Dynaſtiſche Forſchungen von Leopold Frhrn. v. Ledebur. Erſtes Heft. Berlin. Verlag von Ludwig Rauch. 1853. 8.

Der Verfaſſer des vorliegenden Heftes, ſeit einer Reihe von Jahren durch ſeine kritiſchen Arbeiten auf dem Gebiete der älteren deutſchen Geſchichte und Geographie rühmlichſt bekannt, nimmt ſich damit eines lange vernachläßigten Zweiges der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften an. Nicht mit Unrecht behauptet der Verf. in der Vorrede, daß mit der außerordentlichen Anhäufung urkundlichen Materiales, welches ſeit einem halben Jahrhunderte gründlicheren Studien der Vergangenheit zugefloſſen iſt, und mit den anerkennungswerthen Bemühungen in correcterer Geſtalt die Quellenſchriften des Mittelalters zugänglich zu machen, kritiſch-genealogiſche Forſchungen ſelbſt bei den mächtigſten dynaſtiſchen Geſchlechtern offenbar nicht Schritt gehalten haben. Mit demſelben überzeugt, daß man ſolcher Forſchungen für die Territorial-Geſchichte Deutſchlands nicht entbehren könne, müſſen wir offen geſtehen, daß, wenn auch, wie der Verfaſſer behauptet, ſeit der franzöſiſchen Revolution bei den meiſten Hiſtorikern eine entſchiedene antidynaſtiſche Strömung ſich geltend gemacht hat, die Urſache dieſer Vernachläßigung nur eine Folge des geringſchätzenden Mißtrauens iſt, mit welchem Arbeiten dieſer Art betrachtet werden, wodurch Mancher abgeſchreckt wird, ſich auf dieſem Gebiete vernehmen zu laſſen, ein Mißtrauen, an welchem jedoch ein großer Theil der Schriftſteller ſelbſt Schuld trägt, indem auch ſolche, denen ein kritiſches Urtheil nicht abgeſprochen werden kann, dadurch, daß ſie zu viel beweiſen wollten, und zu ſehr zu unhaltbaren Hypotheſen ihre Zuflucht nahmen, ſtatt des Mißtrauens eine Mißachtung ſolcher Forſchungen hervorriefen, ſo daß manches wirklich Neue und Haltbare mit dem vielen Unſtichhaltigen unbeachtet liegen blieb; eine Wahrnehmung, die ſich bei der weitern Beſprechung dieſes Heftes als leidige Wahrheit herausſtellen wird.

Von den ſieben Aufſätzen dieſes erſten Heftes behandelt I. Die Grafen von Jülich und ihre Stammgenoſſen.

Mit Ritz (in v. Ledebur's allgem. Archiv XI. 129 — 131) in der Primogenitur dieſes Hauſes die Träger des Namens Gerhard in ſechs Generationen ordnend, und derſelben noch einen Wilhelm (1143 — 1176) als Sohn Gotfrieds, dieſen aber als Bruder Gerhards IV. einreihend, weist der Verfaſſer die Herrn von Wickrath und Hochſtaden ältern Stammes in den Jülichiſchen Stamm als Secundogenitur ein, als deren Nebenzweig er auch die Herren von Gladebach und Gengebach, zugleich Vögte von Soeſt, aufſtellt, für deſſen Urheber er einen Ethelger hält, welcher 1085 ohne Hinzufügung eines Beſitznamens, und 1094 mit dem Beinamen von Hengebach erſcheint, den er als Bruder des Grafen Gerhard von Hochſtaden und des Erzbiſchofes Hermann III. von Cöln, und ſomit für einen Sohn des Siegburgiſchen Vogtes Gerlach von Wickrath, zugleich aber für den Vater der Luitgard (Gemahlin des Grafen Heinrich von Katzenellenbogen und ſpäter Goswins von Stahleck) und deren Brüder hält, zu denen er auch einen Hermann von Hengebach (1122 u. 1124) rechnet. Dieſer Hermann iſt ihm Vater von Dietrich, Walter und Eberhard von Hengebach (zw. 1136 — 1166), deren letzterem er vier Söhne giebt, von denen der älteſte Hermann mit ſeiner Gemahlin Ida einen Sohn Dietrich erzeugte, der zwar ſeinen Vater überlebte, aber als Kind ſtarb, worauf Eberhards jüngerer Sohn, gleichfalls Eberhard, Erbe der Hengebachiſchen Güter und durch ſeine Gemahlin Jutta auch Erbe der Jülich'ſchen Lande wurde, worin ſich die Löſung des ſchwierigſten Knotens in

der Erb- und Stammfolge des Jülich'schen Geschlechtes findet.

Die Uebersicht des genealogischen Zusammenhanges des Jülich'schen Stammes, wie ihn der Verfasser in §. 7 entwirft, gewährt daher ein ganz anderes Bild, als die bisherigen Stammtafeln dieses Hauses. Freilich mangelt bei manchen Annahmen noch der Beweis. Wenn aber der Verfasser auch den Gerhardus Mosellensis (dessen Alpertus de diversitate temporum bei Pertz Mon. Germ. VI. 702. 710. 714. 717 erwähnt), welcher in jenem zu Anfang des 11 Jahrhundertes zwischen den beiden am Niederrhein begüterten Grafen Wichman im Hamalande und Baldrich im Cleve'schen ausgebrochenen blutigen Familienzwiste als des letztern Freund und Verwandter genannt wird, und das für unüberwindlich gehaltene Felsenschloß Hengebach (das heutige Heimbach am Einflusse der Urft in die Roer) im J. 1002 erobert hatte, für ein und dieselbe Person hält mit dem Grafen des Jülichgaues, den er als Gerhard I. (1003 — 1029) aufführt, so können wir damit nicht einverstanden sein.

Dietmar erzählt zum J. 1017 das mörderische Gefecht zwischen Herzog Gotfried von Lothringen und dem Grafen Gerhard, in welchem des letztern Sohn, Siegfried, Neffe der Kaiserin, mit Balderich und vielen andern in Gotfrieds Gefangenschaft gerieth, Conrad aber, der nachherige Kaiser, verwundet wurde. Der hier als Gerhards Parteigänger genannte Balderich ist unstreitig derselbe, welchen Alpertus als Verbündeten jenes Gerhard mit dem Beinamen Mosellensis bezeichnet.

Sind aber die von den beiden Schriftstellern genannten Gerharde identisch, so folgt aus Ditmar, der Gerhards Sohn Siegfried einen Neffen der Kaiserin nennt (unter welcher nur Cunigunde verstanden werden kann), daß dessen Vater derjenige Gerhard sein müsse, welcher Eva, die Schwester der Cunigunde, zur Gattin hatte, und somit zugleich ein Bruder der Adelheid, welche mit Heinrich aus dem sogenannten salischen Hause vermählt, Mutter des nachmaligen Königs Conrad wurde, welcher im J. 1017, wie oben bemerkt, auf seines Oheims Gerhard Seite stand. Und eben diese Adelheid wird bei Wippo als aus dem edelsten Geschlechte Lotharingens entsprossen genannt, womit der Beiname Mosellensis, welchen Gerhard bei dem Alpertus führt, trefflich übereinstimmt, da dieses Geschlecht auch zu dem mosellanischen oder lotharingischen Herzogthume gelangte.

Die Erwähnung dieses Geschlechtes giebt uns zugleich Gelegenheit zur Erhärtung der Eingangs gemachten Behauptung über die Vernachläßigung des genealogischen Studiums, eine Bemerkung zu einer Note in den Monum. Germ. zu machen. Das Chronicon. S. Michaelis in pago Virdunensi (in den Mon. Germ. VI. p. 84 b) hat uns zum J. 1034 folgende Nachricht aufbewahrt.

Die Abtei S. Michael hatte in der Gegend von Saintois (südlich von Toul) Besitzungen gehabt, welche die Herzoge als Vögte des Klosters an sich gezogen, und zum Theile wieder als Lehen vergeben hatten. Da nach dem Tode des Herzogs Dietrich, dessen Sohnes und Enkels, nur mehr zwei Prinzessinnen, Sophie und Beatrix, am Leben waren, welche von der Kaiserin, ihrer Mutter Schwester (amita) am königlichen Hofe erzogen wurden, wandte der Abt sich an den Kaiser, und erhielt auf das Fürwort der beiden jugendlichen Waisen, an die er sich gewendet hatte, des Seelenheils ihrer Eltern eingedenk zu sein, die Erfüllung seiner Bitte um Zurückstellung der entrissenen Güter, indem ihm der Kaiser zugleich den Grafen Gerhard, seinen Neffen (nepos), der in jener Gegend an Besitz und Reichthum vor Allen mächtig dastand, als Vogt und Beschützer aufstellte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juni.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Dynastische Forschungen von Leopold Frhrn. v. Ledebur.

(Schluß.)

Die Note 20 giebt hinsichtlich des Sohnes Herzog Dietrichs folgendes: Fridericus II, qui anno 1033 obierat. De eius filio nihil compertum habemus. Cum Laurentius vero in hist. Virdun. dicat, Fridericum, filium Theoderici ante patrem obiisse, quod falsum esse constat, fortasse Friderici II filium pariter Fridericum nominatum intellexit. Huic fortasse nupsit *soror quaedam Cunegundis imperatricis*, ex qua filias Sophiam et Beatricem accepit, id quod statuit Belhomme Antiq. Voges. p. 239 ut monet Stenzel Fr. K. II, p. 116.

Wäre dem Verfasser dieser Note die Genealogie der deutschen Kaiserfamilien besser im Gedächtnisse gewesen, hätte ihm sogleich erinnerlich sein müssen, daß hier nicht die Kaiserin Cunigunde zu verstehen sei, sondern Gisela, die Gemahlin K. Conrads, welche wirklich die amita der beiden Schwestern Sophie und Beatrix, Töchter aus der Ehe von Giselens Schwester Mathilde mit dem Herzoge Friedrich von Lothringen war.

Der im weitern Verlaufe der Erzählung erwähnte Graf Gerhard ist als Sohn Adelberts, des Bruders von K. Conrads Mutter Adelheid, wirklich ein nepos augusti. Auch ein von dem Verf. vorliegender Schrift gemachter Ausspruch giebt uns den Beweis, wie wenige Beachtung wirkliche Entdeckungen auf dem Gebiete genealogischer Forschung finden. Bei Besprechung der Herrn von Gladebach sagt er von Luitgard (welche mit Heinrich von Katzenellenbogen und dann mit Grafen Goswin von Staleck vermählt gewesen), „unbekannt war bisher, welchem Geschlechte Luitgard entsprossen war ꝛc.“

Gensler hat diese Entdeckung schon vor fünfzig Jahren gemacht, und selbe in seiner Geschichte des fränkischen Gaues Grabfeld, Schleusingen 1803, mitgetheilt, indem er S. 153 wörtlich aufführt: „Heinrich Gr. von Kazenellenbogen † 1102. Gem. Luitgard, deren Brüder Erlach, Theodorich und Adelger Dynasten von Gladebach im Bergischen waren, wie aus dem Zusammenhalt der 17 Urk. im Diplomatar des III Theils der Kremerischen Beiträge zur Gülch- u. Bergischen Geschichte v. J. 1102 mit der Urk. 19 vom J. 1117 l. c. erhellt, wo die in jener Urkunde mit ihrer Mutter ohne Geschlechtsnamen benannten Brüder nun mit dem Familiennamen Theodericus de Gladbach et Adelgerus frater eius erscheinen. Ein Umstand, der dem scharfsinnigen Wenk entgangen, und noch nicht bemerkt worden ist.“

In dem zweiten Aufsatze: Der Antoingsche Stamm mit seinen Zweigen, wird der Ursprung der Grafen von Wassenberg und Cleve und deren Zweige, der Grafen von Geldern, Kessel, Krickenbach, Heinsberg und Falkenburg nach den Herzogenrather Klosternachrichten von zwei Brüdern Gerhard und Rutger abgeleitet, welche, Flandern verlassend, sich unter den Schutz des römischen Königs begaben und von diesem zu Wassenberg und Cleve Besitzungen erhielten.

Gerhard wurde der Gründer des Waſſenbergiſchen Geſchlechtes, in welchem die Herrn von Antoing die Primogenitur bildeten, während die Secundogenitur ſich in die Linien von Waſſenberg (mit den Zweigen von Waſſenberg-Geldern und Keſſel-Krickenbach) und von Heinsberg-Falkenburg abſonderte. Rutger wurde der Gründer des Hauſes Cleve. Alle dieſe Zweige werden in beſondern Paragraphen weiter beſprochen, bei deren einem, welcher von den Grafen von Heinsberg und Falkenburg handelt, wir länger verweilen müſſen.

Goswin von Heinsberg, welcher in den Jahren 1051 — 1061 in den Urkunden als Zeuge erſcheint, wird als Enkel jenes Gerhard von Antoing angenommen, der um 1020 zu Waſſenberg einen neuen Anſitz erwarb, und dennoch ſoll dieſer Enkel eine Gattin gehabt haben, die mit ſeinem Großvater in gleichem Alter hätte ſtehen müſſen. Es wird ihm nämlich nach einer Stelle des Annalista Saxo, die Oda, die Tochter des am 15 März 990 verſtorbenen Grafen Siegfried von Walbeck als Gattin beigegeben, mit der er zwei Söhne, die Grafen Gerhard und Goswin den Jüngern gezeugt habe, von denen der erſtere in den J. 1105 — 1129, letzterer zwiſchen 1085 — 1166 gelebt haben ſoll. Hält man dieſe Zahlen als die Ein- und Ausgangspuncte zweier Menſchenalter zuſammen, ſo müßte daraus folgen, daß, wenn auch Oda im letzten Lebensjahre ihres Vaters geboren wäre, zwiſchen dem Jahre ihrer Geburt und dem letzten urkundlichen Auftreten ihres zweitgebornen Sohnes 176 Jahre in Mitte lägen, ein Zeitraum für zwei Generationen, der augenſcheinlich ins Unglaubliche geht.

Der Urſprung dieſes Irrthums, den auch G. W. v. Raumer in ſeinen Stammtafeln theilt, liegt auch darin, daß man die Herren von Heinsberg, die ja nach den Nachrichten des Kloſters Herzogenrath Sproſſen des Gerhards von Antoing ſind, der erſt um 1020 ſich zu Waſſenberg niederließ, mit dem ältern Falkenburgiſchen Geſchlechte für identiſch hielt, und damit auch die ältere Oda von Walbeck mit einer jüngern Oda in eine Perſon verſchmolz, während ſie doch von einander geſchieden werden müſſen. Auch giebt der Annalista Saxo ausdrücklich an, die Oda von Walbeck habe den Herrn Goswin von Falkenburg geehlicht, nicht von Heinsberg, ſo daß ſeine Angabe ganz gut aufrecht erhalten werden kann, indem zwiſchen der Oda, welche den Goswin von Falkenburg als Gatten hatte, und der Oda von Heinsberg, die mit ihren Söhnen Gerhard und Goswin (dem Gemahle der Adelheid) das Kloſter Heinsberg ſtiftete, nothwendig ein Unterſchied gemacht werden muß, da zwiſchen beiden gleichnamigen Matronen unſtreitig mehrere Generationen liegen.

Ein gleicher Irrthum liegt in der Angabe, Graf Gerhard (der Oda von Walbeck Sohn) habe ſich mit des Grafen Dietrich von Plötzecke Tochter Irmengard, der am 26 November 1154 verſtorbenen Wittwe des Markgrafen Udo der Nordmark, vermählt. Daß der Annalista Saxo, der auch hiezu angezogen wird, in der theilweiſe angeführten Stelle von zwei verſchiedenen Irmengarden ſpreche, ergiebt ſich aus der oben entwickelten Zeitenfolge von ſelber. Der Annalista Saxo ſagt: Theodericus comes de Ploceke . . genuit . . duas filias Irmingardem et Adelheidem . . . . Irmingardis nupsit Udoni marchioni totaque haereditas avi sui Conradi comitis (von Magdeburg) cessit ei, genuitque ei Henricum marchionem et duas filias. Filiam autem praenominati Sigefridi de Waldbicka nomine Odam accepit quidam illustris nomine Gozwinus de Valckenberch, peperitque illi Gerhardum et Gozuuinum comites. Gerhardus comes duxit Irmingardim marchionissam viduam Udonis marchionis, *quibus ambobus illicite nupserat*, quia utriusque neptis consanguinea fuit. Die Bemerkung des Annalista, daß die Irmengard, welche zuerſt mit einem Markgrafen Udo und dann mit dem Grafen Gerhard (den Sohn der Oda von Walbeck) verheirathet war, mit beiden in unerlaubter Ehe geſtanden ſei, kann unmöglich auf die Irmengard, Tochter des Dietrich von Plötzecke, bezogen werden. Dieſe, Udo's von Stade Wittwe, wird von dem Erzbiſchofe Adalbero von Hamburg im J. 1143 nobilis et religiosa domna genannt *), ein

*) Vide Lappenberg Hamburg. Urkundenbuch p. 159 Nr. 169.

Prädicat, das er ihr gewiß nicht beigelegt hätte, falls sie wiederholt Ehen eingegangen, welche den Kirchengeboten zuwider liefen.

Nehmen wir an, Oda von Walbeck, Gerhards Mutter, habe diesen ihren Sohn erst in sehr hohem Alter geboren, so hätte derselbe seine Ehe mit der Wittwe des im J. 1106 gestorbenen Markgrafen Udo von Stade erst im J. 1107, also 117 Jahre nach dem mindest möglichen Geburtsjahre seiner Mutter eingehen können!

Doch dieser Mißgriff ist schon ein alter, und bereits von Albertus Stadensis begangen, der die von dem Annalista Saxo gegebene Nachricht mißverstehend, die Irmengard, welche den nördlichen Markgrafen Udo zum Gatten hatte, in zweiter Ehe den Gerhard von Heinsberg heirathen läßt. Er sagt: Marchio Udo . . Helperici comitis de Ploceke . . sororem . . Ermengardim duxit, . . . mortuo Udone et filio suo Heinrico, Ermengardis nupsit Gerardo de Heinsberg, fratri Gozwini, ex qua habuit filium Sifridum . . . insuper filiam Udam, quam duxit Sifridus de Erteneburg. Durch diese Angabe würde die Ehe Gerhards mit dieser Irmengard noch weiter hinausgerückt, denn Markgraf Heinrich starb erst 1128, nach dessen Tode sich Irmengard mit Gerhard verheirathet hätte, und doch soll der aus dieser Ehe entsprossene Sohn Sigfried schon 1137 auf dem Zuge König Lothars bei Bari in Italien umgekommen sein.

Alle diese Unmöglichkeiten hat der oben erwähnte Gensler in seinem Werke aufgedeckt, und dem Gerhard eine andere Irmengard als Gattin ermittelt, auf welche die Nachricht des Annalista Saxo über ihre zweimalige gegen die Kirchengebote eingegangene Ehe vollkommen paßt, jene Irmengard nämlich, welche zuerst Otto, den Neffen des Erzbischofs Ditmar, zum Gatten hatte, und deßhalb in den Kirchenbann kam, womit des Annalista Saxo Nachricht trefflich übereinstimmt. Ditmar sagt zum J. 1017: Mense eodem et XVII Kal. April. magna fit in Niumagen synodus, et nepos meus Otto et uxor eius *Irmengard, consanguinitate proxima iniuste diu coniuncti* ob inobedientiam continua vocationis excommunicati sunt, cooperatores vero eorum ab episcopis vocantur ad satisfactionem. Die übrigen Lebensverhältnisse dieses Otto, nach seinem Schlosse von Hammerstein benannt, haben die Schriftsteller über das hessisch-conradinische Haus hinlänglich entwickelt. Gensler weist ihm auch den Besitz einer Markgrafschaft nach, die ihm seiner blutschänderischen Ehe wegen gerichtlich abgesprochen und entzogen wurde, so daß auch in dieser Hinsicht die Angabe des Annalista, der ihn Markgraf nennt, gerechtfertigt erscheint. Ob aber Irmengard, wie Gensler will, eine Tochter Conrads von Worms sei, ist eine Frage, die einer weitern Untersuchung vorbehalten bleiben muß. Aus diesen Bemerkungen geht aber hervor, daß die S. 27 gegebene Stammtafel des Heinsbergischen Geschlechtes eine bedeutende Veränderung zu erleiden habe.

In Numer III werden die Besitzungen aufgezählt, nach denen sich die alten Grafen von Cleve Antoingeschen Stammes außer ihrer Stammburg Cleve genannt haben. Es sind Tomburg an der Eiffel, Heinsberg *), Dinslacken, Meissen, Saarbrücken, Hülchrad (im heut. Kreise Grevenbroich), Kervenhem (im Kreise Geldern), Linn (im heutigen Kreise Krefeld).

*) Hier wird eines im J. 1172 verstorbenen Grafen Dietrich von Cleve und seiner Gattin Adelheit gedacht. Da der letztern Geschlecht nicht angegeben ist, wird es nicht überflüßig sein anzuführen, daß sie eine der Erbtöchter des Grafen Gebhard II. von Sulzbach war, und ihrem Gatten einen Theil des reichen Nachlasses ihres Vaters zubrachte, den sie nachher an K. Friedrich I. verkaufte, wie dies aus des Prof. Moriz Stammreihe und Geschichte der Grafen von Sulzbach in den Abhandlungen der histor. Classe der k. b. Akademie der Wissensch. Bd. I. Th. II. München 1833 ausführlich zu ersehen. Durch die von Lacomblet, Urkundenb. f. d. Gesch. des Niederrheins Bd. I. Nr. 404 mitgetheilte Urkunde ergiebt sich zugleich, — was Moriz vergeblich zu ermitteln gesucht hatte, — welcher Dietrich von Cleve deren Gatte gewesen, indem sich derselbe als der Sohn Arnolds (dessen Anniversar auf X. Kal. Mart.) und der Ida (deren Anniversar VI. Kal. Aug.) herausstellt.

IV. Die Grafen von Mörs.

Um das mit dem J. 1226 plötzlich erfolgte Auftreten eines gräflichen Geschlechtes zu erklären, das mit der schwankenden Bezeichnung comes, nobilis vir, dominus oder wohl gar bloß mit Angabe der ritterlichen Würde, als miles seine Mitglieder bezeichnet, in Lehensabhängigkeit von den Grafen von Cleve steht, und erst im 14ten Jahrhunderte durch Erbschaften, Familienverbindungen und ausgezeichnete Persönlichkeiten, besonders als Geistliche, eine große Bedeutung gewinnt, sieht der Verf. sich veranlaßt, da früher nicht eine Spur von einem dynastischen oder ritterlichen Geschlechte angetroffen wird, den ersten Träger dieses Namens, Grafen Dietrich, unter einem dynastischen Geschlechte der Nachbarschaft zu suchen, und findet durch das Wappenbild desselben die Hinweisung auf das Geschlecht der Grafen von Vianden, so daß er in dem genannten Grafen Dietrich von Mörs den Urenkel des von 1124 — 1172 erscheinenden Grafen Friedrich von Vianden zu erkennen glaubt.

In dem fünften Aufsatze: „Historisch diplomatischer Nachweis, daß die Herrn von Schöppingk in ihren älteren Vorfahren dem höhern deutschen Adel angehört haben," wird den Freiherrn op dem Hamme genannt Schöppingk, welche nach einer aus dem Ritterschafts-Archive zu Mitau beigebrachten Stammtafel durch einen Johann aus dem Amte Camen in Westphalen stammen, als ursprüngliche und Namen gebende Wiege das im Regierungsbezirke Münster gelegene Städtchen Schöppingen ermittelt, und die Träger dieses Namens ursprünglich als nobiles viri und somit als dynastischen Ursprunges, später als Ministerialen nachgewiesen, bis sie aus dieser Gegend verschwinden, indem sie sich nach einem vorübergehenden Ansitze in der Grafschaft Mark, nach Curland wandten.

VI. Die Grafen von Sayn, Dietzischen Stammes.

Zu Ermittlung der Vorfahren der beiden um die Mitte des 12 Jahrhundertes vorkommenden zwei Brüder Heinrich und Eberhard Grafen von Sayn, wird der Beweis geführt, daß Heinrich von Dietz, welcher in K. Friedrich I. Urkunden so oft erscheint, mit dem obigen Heinrich von Sayn identisch sei, und daß seines Bruders Eberhard Sohn, Heinrich, nachdem der Lehensbesitz von Saffenberg und die obere Schirmvogtei über die Kirche S. Petri, über Bonn u. m. a. von dem Erzbischofe von Cöln den mächtigen Grafen von Saffenberg entzogen worden war, sich auch Graf von Saffenberg genannt habe, und daß Bruno IV., Erzbischof von Cöln, dem Saynischen Geschlechte angehöre.

Der Aufsatz VII: „Die edlen Herren von Holte," entwickelt die Geschichte eines westphälischen Adelsgeschlechtes, früher dynastischen, später ritterlichen Standes!

Wir können diese Anzeige nicht besser schließen, als mit Stenzels Worten, die er bei Besprechung der Genealogie des fränkischen Kaiserhauses niederlegte:

> „Ich gestehe, daß ich nur einen Genealogen kenne, der zuweilen, doch selten irrte, dem man daher mit Zuversicht vertrauen kann, nämlich Johann David Köler. Möchte er doch ein Muster für neuere Genealogen geworden sein."

K. A. Muffat.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juni.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Geschichte Bayerns. Zum Gebrauche bei academischen Vorlesungen und zum Selbststudium. Von Dr. M. Th. Contzen, Prof. der Geschichte an der Universität Würzburg. Münster. Verlag der Coppenrathschen Buch- und Kunsthandlung. 1853. 8. S. VIII u. 307.

Die bayerische Geschichte hat theils im Einzelnen, theils im Ganzen von früher Zeit her viele und mitunter ausgezeichnete Bearbeiter gefunden. Doch aber stellt sich, da in der neuesten Zeit viele neue Quellen aufgeschlossen, Einzelnheiten trefflich beleuchtet, auch manche hergebrachte Irrthümer berichtiget wurden, eine wiederholte Bearbeitung als dringend nothwendig dar, eine Bearbeitung, welche vorzugsweise für die gebildeten Kreise des Volkes berechnet ist. Das größte Verdienst Westenrieders als Historikers liegt, wie Ref. dafür hält, ausschließlich darin, daß er es wie keiner vor ihm und nach ihm verstand, die Vaterlandsgeschichte zum Gemeingut des Volkes zu machen. Und eines zweiten Westenrieders bedürfen wir jetzt.

Der Verf. der vorliegenden Geschichte mußte, da er sie zunächst zu academischen Vorträgen bestimmte, eine andere Bahn gehen, und es ist nicht zu verkennen, daß er seine Aufgabe in entsprechender Weise theils schon gelöst hat, theils, wie die vorliegende erste Abtheilung erwarten läßt, in kurzer Zeit lösen wird.

In fast allen bisherigen ähnlichen Werken wurde ausschließlich nur die Geschichte Altbayerns behandelt, die der neuerworbenen Provinzen aber entweder gänzlich übergangen, oder doch nur nebenher berührt, in dem vorliegenden Werke dagegen hat die Geschichte aller Bestandtheile des Königreiches eine gleichmäßige Berücksichtigung gefunden.

Wenn der Hr. Verf. als die Aufgabe der bayerischen Geschichte die Darstellung bezeichnet, wie sich die öffentlichen Verhältnisse auf dem dermaligen Gebiete des Königreichs Bayern von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage entwickelt haben, so sind die Grenzen derselben dem Begriffe nach zu enge gesteckt. Glücklicher Weise hat sich der Verf. dieser Beschränkung in der Ausführung selbst nicht unterworfen.

Ganz besonders verdienstlich ist die Zusammenstellung der bayerischen Geschichtslitteratur, die längst dringendes Bedürfniß war. Auf Vollständigkeit kann dieselbe zwar allerdings nicht Anspruch machen, doch wird man nicht leicht ein Werk, das einigermaßen Beachtung verdient, vermissen, und besonders dankenswerth ist, daß der Verf. die urkundlichen Mittheilungen und Elaborate, welche in den verschiedenen Zeitschriften, namentlich in denen der historischen Vereine sich finden, sorgfältig und in zweckmäßiger Ordnung zusammengestellt hat. Ausführlich verbreitet er sich über die Entstehung und die Leistungen der historischen Vereine in Bayern, und giebt denselben verschiedene Rathschläge, von denen besonders der alle Beachtung verdient, daß dieselben die Mittheilung von Ausarbeitungen möglichst beschränken, dagegen vorzugsweise quellenmäßiges Material veröffentlichen möchten. Als eine vorzüg-

liche, bisher aber soviel als gar nicht beachtete Aufgabe der historischen Vereine bezeichnet der Verf. die Herstellung einer bibliotheca (historiae) Bavarica d. h. eines systematischen Verzeichnisses aller die Geschichte Bayerns betreffenden Druckschriften und zugänglichen Handschriften — ein sehr verdienstliches Werk, dessen Ausführung nicht so schwierig ist, als man sich vielleicht denkt, da, was bereits von Weber, Aretin, Reithofer (Mspt.) und hier von dem Verf. geleistet wurde, sich unschwer vervollständigen ließe.

In der vorliegenden ersten Abtheilung, welcher dem Plane gemäß noch zwei folgen sollen, behandelt der Verf. die Geschichte von den frühesten Zeiten bis zur Wiederaufstellung der Volksherzoge d. h. bis zu Anfang des 10 Jahrh. und theilt dieselbe in drei Perioden. Er hebt zweckmäßig mit den Kelten an, da dieselben die ersten Bewohner der nachher bayerischen Lande waren, geht dann von diesen über auf die Germanen und die Römer in Deutschland, stellt sodann die Berührungen und Verhältnisse beider in Kürze dar und gelangt so zu den Baiuwaren. Ueber die Abkunft derselben sind wir noch keineswegs hinlänglich aufgeklärt trotz der vielen gelehrten Forschungen, welche hierüber veröffentlicht sind. Vor noch nicht gar langer Zeit galt es als unanfechtbare Gewißheit, daß die keltischen Bojen der Bayern Stammväter seien, und als eine Versündigung an der bayerischen Nation, wenn man auch nur leise Zweifel dagegen sich zu äußern erlaubte, indem so dieselben um ihr hohes, ehrwürdiges Alter gebracht würde. Es kostete schwere Kämpfe, bis es gelang diese fixe Idee zu überwältigen, und schon schien sie für immer beseitiget zu sein, als unlängst neuerdings alles Ernstes die glorreiche Abkunft der Bayern von den Bojen als eine unangreifbare Thatsache hingestellt wurde ohne die geringste Rücksichtnahme auf die wichtigen Gründe, welche dagegen längst ans Licht gestellt worden sind. Selbst die bestimmtesten Nachrichten eines Cäsar, Tacitus und anderer Quellen-Geschichtschreiber bestehen nicht vor dem Richterstuhle dieses überschwänglichen Patriotismus. Da nämlich in der deutschen Sprache, in dem ganzen deutschen Wesen der Bayern der entschiedenste Beweis gegen die keltische Abkunft derselben liegt, so behauptet er nun im völligen Widerspruche mit den Quellenschriftstellern, die Bojen seien gleichfalls Deutsche gewesen. Der Patriotismus bedarf keines Beweises. Noch nennt man uns genau das Jahr und selbst die Stelle, wann und wo die stets landesflüchtigen Bojen, nachdem die Stürme der großen deutschen Völkerströmung ausgetobt hatten, unter Führung des Herzogs Theodo in ihre alte Heimat Bayern, welches ihnen die Germanen, die alle Provinzen des römischen Reiches überschwemmten und besetzten, offen gelassen haben sollen, wieder eingezogen, nämlich i. J. 508 bei dem heutigen Dietfurt d. h. „Theodosfurt“ an der Altmühl. Da es mehrere Ortschaften dieses Namens giebt, im Badischen allein drei, im Oesterreichischen zwei, so wird der Herzog Theodo auf seinen Wanderungen ohne Zweifel auch dorthin gekommen sein, und „Dietwege“, deren es ebenfalls mehrere giebt, z. B. in der Würzburger Markung, bei Dichtlingen im Badischen, bei Altesheim im Elsaßischen, im Hamburgischen, endlich in Speier vormals selbst eine „Dietprücke“, werden wohl die Straßen sein, auf welchen Herzog Theodo seine Bojen nach Bayern zurückgeführt hat. Wir wissen nun zwar allerdings gewiß, daß das Wort „Diet“ in gar keiner Beziehung zu Theodo steht, sondern einfach „Volk“ heißt, wie denn auch in einer Urkunde das Wort „Dietweg“ durch die Appposition „folkweg“ erklärt ist, allein der Patriotismus läßt sich durch dergleichen nicht irre machen. Das sollte jetzt, nachdem das Studium der altdeutschen Sprache so große Fortschritte gemacht hat, nicht mehr unbekannt sein. Der Verf. der vorliegenden Geschichte hat diese boische Abkunft kurz in folgenden Worten, die den Kern bilden, abgefertiget: „Abgesehen davon, daß ein Volk wie die Bojer (Bojen), das zersplittert und dessen Nationalität gebrochen war, sich nach vierhundertjähriger Knechtschaft schwerlich zu solcher Kraft erheben kann, so ist es doch unmöglich, daß ein ächt deutsches Volk, wie die Bayern, von einem keltischen Volke stamme.“

In der neuesten Zeit hat sich die Ansicht geltend zu machen gesucht, daß die Bayern von den

Markomanen abſtammen, allein ſie fand ſtarken Widerſpruch von Seite derer, welche den Bayern ein Völkergemiſche, nämlich die Skyren, Turkelinge, Rugen, Heruler und Markomanen als Stammväter anweiſen. Man ſieht, daß beide Anſichten doch nicht ſehr weit auseinander gehen, da die Markomanen auch nach dieſer Anſicht als Theilhaber erſcheinen. Der Hr. Verf. hat ſich für das Völkergemiſch ausgeſprochen und zwar hauptſächlich aus dem Grunde, weil neben dem herrſchenden herzoglichen Geſchlechte noch fünf andere bevorzugte, demſelben faſt gleichberechtigte Geſchlechter vorhanden waren, was ſich nur durch die Annahme erklären laſſe, daß dieſelben die Fürſtengeſchlechter der einzelnen zu einem Ganzen ſich vereinigenden Stämme ſeien. Giebt man dies zu, ſo muß man auch einräumen, daß die einzelnen Fürſten dieſer verſchiedenen Völker freiwillig ihre Herzogsrechte an einen derſelben abgetreten haben, da, wären ſie der Gewalt erlegen, ihnen wohl ſchwerlich ſolche Vorzüge würden eingeräumt worden ſein. Die freiwillige Entſagung hat aber ſo geringe Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß ſie ohne ein ausdrückliches Zeugniß, welches jedoch nicht vorhanden iſt, kaum wird angenommen werden dürfen. Außerdem ſteht das Daſein dieſer fünf bevorzugten Familien der Anſicht, welche die Markomanen ausſchließlich für die Stammväter der Bayern erklärt, keineswegs entgegen, da dieſelben nicht ein in ſich abgeſchloſſenes Volk, ſondern vielmehr ein Verein mehrerer unter ſich verbündeter Völker waren. Zu dieſem Vereine gehörten, wie wir namentlich wiſſen, die Quaden und die Nariſken. Iſt ſomit auch die Abkunft der Bayern noch keineswegs hinlänglich ermittelt, ſo ſteht doch ihre deutſche Herkunft feſt.

Die vielen Theodonen, welche uns die Sage vorführt, hat der Verf. wie billig dem Fabelreiche, welchem ſie angehören, nicht zu entreißen verſucht, ſondern in Uebereinſtimmung mit den Quellen die Reihe der agilolfingiſchen Herzoge mit Garibald eröffnet. Ihre Wiederbelebung hat man in der neueſten Zeit nur aus dem Grunde verſucht, um die Ankunft des heil. Rupert in den Ausgang des ſechſten Jahrhunderts hinaufrücken zu können und um ſo für die bayeriſche Nation ein ganzes Jahrhundert (freilich ein Vacuum) zu gewinnen. Der Verf. erörtert weitläufig (S. 191) die Geſchichte des noch ſchwebenden Streites. Gegen das traditionelle Syſtem hat denn auch der Verf. ſich mit Recht dahin ausgeſprochen, daß „die vorhandenen Quellen, wie ſie vorliegen, zur Annahme des kritiſchen Syſtemes zwingen.“ Eine von Nebenrückſichten freie, leidenſchaftsloſe Forſchung, eine ſolche, welche eben nur der Wahrheit nachſtrebt und welche allein der Wiſſenſchaft frommt, wird wohl kaum je zu einem anderen Reſultate führen, es müßten denn neue Quellen, welche dagegen Zeugniß geben, aufgefunden werden. Von derſelben Seite her ward uns jüngſt ohne Zweifel auch zur Bethätigung des Patriotismus verkündiget, daß die Schyren von den Agilolfingern abſtammen, eine Behauptung, welche, da ſie jeglichen Grundes entbehrt, im Ernſte gar nicht auf den Markt gebracht werden ſollte. Als ſicheren Stammvater der Schyren kennen wir den Markgrafen Liutpold, einen Abkömmling der Karlinge, ungewiß, ob von männlicher oder weiblicher Seite derſelben. Der Verf. hat die verſchiedenen Anſichten der Forſcher über denſelben bündig zuſammengeſtellt (S. 238). Paul Diaconus' liebliche Erzählung von der Werbung des Langobarden Königes Authari um die Hand der ſchönen Theodolinde wurde, da ſie mehr einem Roman, als einem hiſtoriſchen Factum ähnlich ſieht, und weil ſie ſich mit Fredegars Nachrichten nicht gut vereinigen läßt, vielfach bezweifelt, wird jedoch beglaubiget durch eine erſt in jüngſter Zeit entdeckte langobardiſche Chronik aus dem ſiebenten Jahrhundert, welche dieſelbe Thatſache und im Weſentlichen, wenn auch nur kurz auf dieſelbe Weiſe berichtet.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortſetzung.)

Dr. Fr. Wurmb und Dr. H. Caſpar, Homöopathiſch-kliniſche Studien. Wien 1852.

D. Bahrs, Die Heilung des Scirrhus und Krebs. Magdeb. 1853.

Dr. F. W. G. Benedict, Abhandlungen aus dem Gebiete der Augenheilkunde. Bd. 1. 2. Breslau 1842 — 1845.

Ch. Deval, Abhandlung über die Amaurose oder den ſchwarzen Staar. Ins Deutſche übertragen von J. Herzfelder. Quedlinb. 1854.

Dr. Rob. Dürr, Die operative Medicin und chirurgiſche Anatomie. Lief. 1. Schwäb. Hall 1853.

A. Hannover, Das Auge. Leipzig 1852.

W. Linhart, Ueber die Schenkelhernie. Erlangen 1852.

Dr. A. Smee, Das Sehvermögen in ſeinem geſunden und krankhaften Zuſtande. Weimar 1853.

Dr. A. J. van Heekeren, De operatione Rhinoplastica secundum clinici chirurgici Bonnensis Encheiresis. Bonnae 1853.

Dr. L. Verhaeghe, Mémoire sur un nouveau procédé opératoire pour la guérison des ruptures complètes du perinée. Brux. 1852.

Dr. Joſ. E. v. Wattmann, Ueber die Steinzerbohrung und ihr Verhältniß zum Blaſenſchnitte. Wien 1835.

— —, Ueber Verrenkung am Hüftgelenke und ihre Einrichtung. Wien 1826.

Dr. A. Wernher, Handbuch der allgemeinen und ſpeciellen Chirurgie. Bd. 1. 2. Gießen 1846—1851.

Dr. O. H. With, Das Ohrentönen und die nervöſe Schwerhörigkeit. Altona 1853.

Dr. Ch. Braun, Monographie des eaux minérales de Wiesbaden. I Cahier. Wiesbad. 1852.

J. Ferſtl v. Förſtenau, Die Bade- ꝛc. Anſtalt zu Luhatſchowitz in Mähren. Wien 1853.

J. Fiſchel, Prag's k. k. Irrenanſtalt. Erlangen 1853.

Dr. A. Göden, Die Cartoniſation des Blutes als Heilmittel. Berlin 1853.

Dr. Guggenbühl, Der Abendberg im Kanton Bern. Die Heilung und Verhütung des Cretinismus und ihre neueſten Fortſchritte. Bern 1853.

B. M. Lerſch, Einleitung in die Mineralquellen. Lief. 1. Erlangen 1852.

C. Hering, Amerikaniſche Arzneiprüfungen. Heft. 1. 2. 3. Leipzig 1853.

Dr. Fr. Krauß, Beſchreibung der Mineralquelle zu Mergentheim. Stuttgart 1853.

Dr. L. J. Melicher, Erſter Bericht über das Inſtitut für ſchwediſche Heilgymnaſtik und Orthopädie zu Wien. Wien 1853.

Dr. Mialhe, Die Receptirkunſt. Deutſch von Dr. R. Biefel. Breslau 1852.

Dr. Fr. Müller, Kurze Abhandlung über den Gebrauch und die Wirkſamkeit der Heilquellen zu Homburg vor der Höhe. 6 Aufl. Homburg 1853.

Will. T. G. Morton, Sulphuric Ether. 2 Reports. Boston 1852.

Dr. Fr. Oeſterlen, Handbuch der Heilmittellehre. 5te umgearb. Aufl. Tübingen 1853.

Dr. G. Porges, Specifiſche Wirkungsweiſe und phyſiologiſche Analyſen der Carlsbader Heilquellen. Deſſau 1853.

Dr. L. Posner, Encyklopädiſches Handbuch der Brunnen- und Badekunde. Th. 1. Berlin 1853.

Dr. A. Reumont, Denkſchrift über die Einrichtung vollſtänd. Apparate zum Einathmen der Gaſe und Dämpfe der Schwefel-Thermen zu Aachen. Aachen 1853.

Dr. H. G. Schneider, Handbuch der reinen Pharmakodynamik. Lief. 1. Magdeb. 1853.

Dr. X. Schöman, Lehrbuch der Arzneimittellehre. Jena 1853.

Dr. A. Schwabe, Bad Ilmenau am Thüringer Walde. Jena 1853.

L. Trautwein, Die Soolquellen zu Kreuznach. Kreuznach 1853.

B. Zanon e G. A. Cenedella, Analisi e giudizio delle acque artesiane di Venezia. Venezia 1847.

Dr. F. H. Arneth, Ueber Geburtshülfe und Gynäkologie in Frankreich, Großbritannien und Irland. Wien 1853.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juni.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Geschichte Bayerns ꝛc. von Contzen.

(Schluß.)

Mit mehr Grund wird bezweifelt, daß Waldrada ihre Mutter und Garibalds Gemahlin war. Dieser Zweifel gründet sich auf Paul Diaconus Geschichte, welcher zufolge jener Garibald, der sich mit Waldrada vermählte, ein ganz anderer war als der bayerische Herzog, indem er diesem den Königstitel giebt, während er jenen einen Vasallen des fränkischen Königs Chlotar (unum ex suis) nennt. Auch Gregors von Tours Nachricht, daß der Gemahl der Waldrada Herzog war, läßt es zweifelhaft, ob darunter der bayerische Herzog gemeint sei, da es im fränkischen Reiche viele Herzoge gegeben. Dies ist zwar allerdings richtig, allein wären damals mehrere Herzoge dieses Namens vorhanden gewesen, so darf man wohl annehmen, daß dieser Geschichtschreiber, um keine Verwechslung zu veranlassen, Waldradas Gemahl näher gekennzeichnet haben würde, daher gestattet sein mag, dieselbe auch fernerhin als die Gemahlin des bayerischen Herzogs Garibald gelten zu lassen, obgleich erst in der jüngsten Zeit wieder ernstlichst Einsprache dagegen erhoben wurde. Auf dieser Thatsache beruht die Annahme, daß damals schon, da die herzogliche Familie dem Christenthume zugethan war, wenigstens der größere Theil der Bayern dem Heidenthume entsagt haben mußte, daher denn auch die Vertreter der Ansicht, daß der heil. Rupert schon zu Ende des 6 Jahrhunderts nach Bayern gekommen, zum Erweise derselben auf sie sich berufen. Der verdiente Forscher Blumberger dagegen behauptet, wie schon früher, so erst jüngst wieder, daß weder die Bayern, noch auch die herzogliche Familie damals schon zum Christenthume sich bekannt haben, ferner, daß die Missionäre Eustachius und Agilius, welche als die ersten bekannten Heidenbekehrer der Bayern angesehen werden, gar nicht nach Bayern gekommen, indem die „Bajoarier“ oder „Bodoarier,“ zu denen sich jene begaben, nicht die Bayern, sondern eine Völkerschaft in Frankreich in der Nähe von Luxeuill gewesen. Allein die Behauptung ist nicht haltbar. Allerdings zwar ließen die Namensformen „Baioarier“ und „Bodoarier“ bezweifeln, daß darunter die Bayern gemeint seien, allein da in der Legende jener Missionäre gesagt wird, daß dieses Volk „in extrema Germania“ wohne, und daß sie, um dahin zu gelangen, ihren Weg „per Germaniae sinus“ nahmen, so ist hiemit Bayern unzweifelhaft bezeichnet. Der Hr. Verf. hat sich daher auch für die ältere wohlbegründete Ansicht ausgesprochen.

Verhältnißmäßig sehr ausführlich hat der Verf. die Rubrik „das Land und seine Gaue“ behandelt und sich hiebei von der Ansicht leiten lassen, daß die Gränzen der Gaue sich nur aus den Urkunden, aus jenen nämlich, welche neben den Ortschaften zugleich auch die Gaue benennen, zu welchen jene gehörten, ermitteln lassen, daher des Ritters von Lang Ansicht, daß die Gränzen der Gaue nur aus den Gränzen der kirchlichen Bezirke erkannt werden können, indem die Gränzen der letzteren mit denen der ersteren völlig zusammenfallen, verworfen. Allerdings haben sich mehrere der gründlichsten For-

scher von dieser Ansicht abgewendet, allein die Gründe, welche man gegen sie geltend gemacht hat, sind nicht ausreichend. Die erheblichste Einwendung ist die, daß diese kirchlichen Gebiete erst geschaffen wurden, als die Gaue sich schon aufgelöst hatten. Dies ist allerdings richtig, doch die Folgerung daraus möchte sich bestreiten lassen. Eine wichtige, bisher jedoch so viel als gar nicht beantwortete Vorfrage ist die: wie wurden die Gaue geschaffen? Sind sie ein Werk der Willkür, oder der naturgemäßen Entwicklung? Die Antwort kann gar nicht zweifelhaft sein für jeden, der nicht die organisierenden Liebhabereien der Neuzeit auf die älteren Zeiten überträgt. Und eben das, was die weltlichen Gebiete geschaffen, und was ihre Gränzen bestimmte, schuf und umgränzte auch die geistlichen Gebiete, und eben darum wird angenommen werden müssen, daß die Gränzen beider in der Regel dieselben sind. Es ist übrigens hier nicht der Platz, dies weiter auszuführen und zu begründen.

Der heftige Streit über die Gränzen des Nordgaues und insbesondere über die Frage: ob er fränkisch oder bayerisch gewesen, war unnöthig und nur dadurch veranlaßt, daß man die verschiedenen Zeiten nicht auseinander gehalten hat. Der Hr. Verf. hat dies ganz richtig erkannt. Wenn derselbe bemerkt, daß die Grafen des Nordgaues keine Gau-, sondern Markgrafen waren, so ist dies nur zum Theile richtig oder könnte doch Mißverständnisse veranlassen; denn die Markgrafen waren zugleich auch Gaugrafen, und die Grafen der Untergaue, z. B. des Gaues Rudmarsberg, waren keine Mark-, sondern bloß Gaugrafen. Die Frage: ob der Nordgau unter der Regierung des Herzogs Thassilo II zu Bayern gehörte, ist noch sehr bestritten, doch unterliegt es zufolge der Urkunde, welche von Karl d. Gr. über die Theilung des Reiches (806) unter seine Söhne ausgefertiget wurde, wohl kaum einem Zweifel, daß der Nordgau damals nicht mehr zu Bayern gehörte, sondern wahrscheinlich schon in Folge des unglücklichen Kampfes des Herzogs Odilo mit den fränkischen Gewalthabern im J. 743 abgerissen wurde. Dieser Ansicht ist auch der Verf. und mit Recht beigetreten.

Man sieht es diesem Werke leicht an, daß es auf sorgfältigem Studium der Quellen und zugleich auch auf entsprechender Benützung der einschlägigen neueren Literatur beruhe. Sollte dessen ungeachtet manches zu beanstanden sein, so verliert darum dieses Werk nichts an seinem vorzüglichen Werthe. Wenn der Verf. z. B. den Donaugau bei Straubing an den Kelsgau gränzen läßt, oder wenn er sagt, daß mansus durchschnittlich 40 Morgen umfaßt haben mochte, während mansus ursprünglich dieselbe Bedeutung hat, wie mansio, und demnach nur der Raum zu verstehen ist, auf welchem sich die Gebäude eines Hofes befanden, so sind dies kaum nennenswerthe Versehen. Etwas mißliebiger erscheint dem Ref., daß der Hr. Verf. in Schreibung der Eigennamen der erst in neuerer Zeit üblich gewordenen Orthographie gefolgt ist. So schreibt er, um nur ein Beispiel anzuführen, „Altaich," während nunmehr keinem Zweifel unterliegen kann, daß nur „Altach" die richtige Form ist. Jetzt, nachdem die Kenntniß der altdeutschen Sprache so große Fortschritte gemacht hat, darf man derlei Fehler nicht ganz ungerügt hingehen lassen, an diesem Werke um so weniger, als es sonst auf der Höhe der Wissenschaft steht.

Franz. Mich. Wittmann.

Die Jahresberichte des vaterländischen Museums **Carolino - Augusteum** der Landeshauptstadt Salzburg für die Jahre **1850 — 53**. Mit xylographirten und lithographischen Tafeln. Salzburg. 8.

Was Gemeinsinn und das redliche Streben des einzelnen Mannes zu leisten vermögen, davon giebt das Museum Carolino - Augusteum ein merkwürdiges Beispiel. Aus den kleinen Uranfängen einer Waffensammlung, die der dermalige Director des Museums, der k. k. Leihhausverwalter Süß, im Jahre 1835 anlegte, erwuchs durch die Bemühung des Gründers und den patriotischen Sinn der Bewohner des Kronlandes Salzburg, dem ehrenvolle

Anerkennung gebührt, die Sammlung zu einem höchst interessanten Antiken-, Kunst- und Naturalienkabinette. Die Geschichte des Museums zerfällt in zwei Perioden. Die erste beginnt mit dem Jahre 1835, dem seiner Gründung, und reicht bis zum Jahre 1850, in welchem Ihre Majestät, die Kaiserin Mutter Carolina von Oesterreich, das Protectorat des Museums übernahm. Während dieser Periode führt dasselbe den Namen: Städtisches Museum. Die in diese Periode fallenden Erwerbungen finden sich in den von Hrn. Süß herausgegebenen Schriften: Das städtische Museum. Salzburg 1844 und in den vom Jahre 1844 bis 1849 herausgegebenen Quartal-Berichten verzeichnet. Die zweite Periode, seit welcher das Museum den Namen Museum Carolino-Augusteum führt, beginnt mit dem Jahre 1850 und reicht bis auf die Gegenwart. Die Erwerbungen dieser Periode sind in den vier, in den Jahren 1850 — 53 erschienenen Jahresberichten, die der Gegenstand unserer Besprechung sein werden, enthalten.

Die Sammlung scheidet sich in die Alterthümer, die Gemälde und Handzeichnungen, die Modelle, Naturalien, die Bibliothek mit dem Archive und die Münzen, welche, so weit es die Räumlichkeit gestattet, systematisch geordnet, in fünf Sälen aufgestellt sind.

Die Alterthümer scheiden sich (Jahresbericht 1850 S. 15. 1851 S. 25. 1852 S. 34. 1853 S. 32) in antike und mittelalterliche. Die erstern bilden das sogenannte Antiquarium Romanum, das den ersten und fünften Saal umfaßt. Die Steindenkmäler, deren Anzahl bedeutend ist, sind theils Ueberreste der von dem Minister Manfredini aus allen Gegenden des Salzburgergebietes nach Salzburg gebrachten — viele giengen zu Grunde, einige kamen nach Wien ins Antikenkabinett —, theils sind sie Erwerbungen der neuesten Zeit. Die Lapidardenkmäler zerfallen in die inschriftlichen (beschrieben und abgebildet in der Abhandlung: die römischen Denkmäler Salzburgs und seines weitern Gebietes. I. Abtheilung, die Schriftmale von Prof. Jos. v. Hefner, im I Bande der philosophisch-historischen Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien) und in die bildlichen. Von den erstern sind zu nennen die Meilensteine der Kaiser Severus und Caracalla, nebst dem des Gordianus; von den Grabsteinen der des Q. Munatius Lupus, Soldaten der 8 Cohorte des Ligustus mit dessen Büste in Relief und der, welchen Placidus Tincius dreien aus seiner Familie errichten ließ. Der Stein hat das merkwürdige Relief eines Schwanes, der seine Fittiche zur letzten Fahrt des Erdenlebens hebt und seinen Hals emporstreckt, als sänge er sein Sterbelied.

Die bildlichen Denkmäler sind fast sämmtlich aus weißem Marmor. Referent hebt nur ein Paar von ihnen heraus, deren Bilder, wie ihm scheint, bisher nicht die richtige Deutung erhielten. Das eine Relief rührt, nach Angabe des Jahresberichtes 1850 S. 14, aus Bischofshofen her, und ist, wie die zur rechten Seite vorfindlichen Löcher für Klammern zeigen, ein Theil eines aus mehreren Stücken bestandenen Monuments. Das Hochrelief zeigt einen aus Quadern aufgeführten Thurm, an dessen unterm, vorspringendem Stockwerke zwei Männergestalten mit Lorbeer bekränzt und einem runden Schilde an der Linken sichtbar sind, wovon die eine einen Gegenstand, wie eine Fackel oder Gefäß gestaltet, in wagrechter Richtung hinaushält. Der obere Theil des Thurmes ist zerstört und man glaubt auch hier eine beschildete Figur zu erblicken. Auf der Erde links steht ein Gegenstand, den man für eine Ara halten könnte. Ref. glaubt in dem Bilde zwei Späher (speculatores) zu erblicken, die eine Siegesnachricht entfernten Kriegern mittheilen, die ara könnte auf ein Opfer, den Göttern deßhalb dargebracht, deuten. Hr. Director Arneth erklärt (in seinen archäolog. Analekten S. 3 Taf. IV) das Relief als in Bezug auf Hero, die mit einer Priesterin der Aphrodite auf dem Thurme stehend dem schwimmenden Leander den Hellespont beleuchtet. Gegen diese Erklärung streitet aber offenbar der Umstand, daß die Figuren männlich sind. Ein zweites Relief (Jahresbericht 1851 S. 27), das einen nackten Mann vorstellt, der, auf das linke Knie niedergelassen, mit der rechten Hand einen Stock gegen ein heranspringendes Thier schwingt,

wurde bisher als Mithras oder Theseus gedeutet. Die Erklärung ist aber unrichtig. Es ist Aktäon, wie er mit einem Hirtenstabe (λαγωβόλος), dessen sich auch Theseus auf dem Loiger-Mosaik als Waffe gegen den Minotaurus bedient, einen ihn angreifenden Hund niederschlägt. Die sprossenden Hörner Aktäons sah man für einen Nimbus und den Hund für den Urstier Abudad des Mithras, oder den marathonischen Stier oder die Sau Phaia, die Theseus erlegte, an.

Den Steindenkmälern reihen sich die Mosaiken an, die im Jahre 1841 am Michaelsplatze in Salzburg bei Grundsteinlegung des Mozartdenkmals gefunden wurden (Jahresb. 1851 S. 26). Der größte Theil jenes Fundes ist leider vernichtet; denn durch die schlechte Verpackung und das feuchte Local in der Winterresidenz, wo die Kisten mit den Mosaikböden nach ihrer Aushebung untergebracht waren, haben diese so gelitten, daß von 150 Kisten nur der Inhalt von 44 als unbeschädigt erfunden wurde. Unter den zu Grunde gegangenen sind leider auch die zwei schönen jugendlichen Köpfe mit den phrygischen Mützen, so wie eine der drei Ringergruppen, nämlich jene, wo der eine Ringer den andern umfaßt hält, oder, wie die lithographirte Zeichnung ungenau giebt, sich der eine auf den Rücken des andern geschwungen hat. Auch von den beiden Greisenköpfen hat derjenige, der an Gesichtsbildung der ältere ist, stark gelitten, indem die rechte Seite des Gesichtes gänzlich zerstört ist. Man glaubte bisher in diesen Greisenköpfen mit dem abgehauenen Horn, aus dem Blut träufelt, das eine züngelnde Schlange auffängt, den Achelous zu erkennen, dem Herkules im Ringkampfe ein Horn abgebrochen hatte. Näher steht es, dem Bilde eine mithrische Deutung zu geben und in dem Greisenkopfe den Pan, das Symbol der ganzen Natur, in dem Himmel, Erde, Unterwelt und alle Elemente und Geschöpfe begriffen sind (vergl. Creuzer, deutsche Schriften zur Archäologie II. S. 319), zu erkennen. Mithras, der Mittler, verstümmelt dem Pan das eine Horn, und als aus dessen Blut die Animalien und Vegetabilien hervorfließen wollten, da kam die Schlange und tauchte ihre Giftzunge leckend in das Blut und vergiftete jene schon in ihren Keimen, d. h. alle aus dem Universalkörper des Ur- und Naturgottes Pan hervorgegangenen Dinge sind schon in ihrem Schöpfungsact verunreinigt worden. Wir sehen auf unserm Mosaikbilde nur die Wirkung, nicht die Handlung. Der die Schöpfung vermittelnde Demiurg, Mithras, bleibt gleichsam hinter der Scene; er zeigt sich nicht selbst, wir sehen nur das verstümmelte Horn des Naturgottes. Pan vertritt hier den Urstier Abudad. Ersterer ist nämlich der Gott des personificierten Kriegsstreites und Schreckens. In seinem Namen und unter seinem Schutz kämpfen die Mithrasdiener, besonders aber die Mitglieder desjenigen Grades der Mithrasweihen, die sich als milites und unter diesem Namen dem heiligen Streitdienste des Parsismus besonders geweiht hatten (Creuzer a. a. O. S. 309) — und das sind die Athleten, deren Bilder, als im Faust- und Ringkampf begriffene Agonisten wir auf unserer Mosaik erblicken.

Mit den Mosaiken steht ein Modell oder eine plastische Darstellung in Verbindung, das die Gebäudeüberreste, in welchen jene gefunden wurden, veranschaulicht. Es ist nach Angabe der Schrift: das städtische Museum S. 14 Nr. 27 von dem Schloßverwaltungs-Controleur Ant. Schmid verfertigt. An dieses Modell reiht sich ein anderes an, von dem Geometer Louis Grenier im J. 1818 gearbeitet, das die von dem jetzigen Geheimenrathe Fr. v. Thiersch im J. 1815 auf den Loigerfeldern ausgegrabenen Ueberreste einer römischen Villa darstellt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juni.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Die Jahresberichte des vaterländischen Museums Carolino - Augusteum der Landeshauptstadt Salzburg für die Jahre 1850 — 53.

(Schluß.)

Dieses Modell nimmt unsere Aufmerksamkeit um so mehr in Anspruch, da bisher kein Situationsplan jener Ausgrabungen veröffentlicht wurde und man sich nach den verworrenen und unwissenschaftlichen Mittheilungen, die Kurz von Goldenstein in seinen Juvavensischen Antiken giebt, durchaus kein Bild jener Gebäudeüberreste entwerfen kann. Das seither für verloren gehaltene Modell fand sich in dem Naturalien-Cabinette des Gymnasiums wieder (Jahresbericht 1852 S. 34 Nr. 2).

Nach den Mosaiken muß der Birgelsteinschen Sammlung gedacht werden. Sie enthält jene alterthümlichen Gegenstände, welche zwischen den Jahren 1837 und 1847 in dem röm. Bustum auf dem Birgelstein von dem Kaufmanne Wilhelm Balde ausgegraben wurden. Die Sammlung, deren Kaufsumme 2083 Gulden beträgt, wurde durch patriotische Beiträge für das Museum erworben. Obwohl an Zahl der Gegenstände geringer, als die von Sr. M. König Ludwig früher erworbenen zwei Birgelstein'schen Sammlungen, kann sie doch mit diesen kühn in die Schranken treten, da sie nur antike, wirklich auf dem Bustum ausgegrabene Gegenstände enthält, während die Münchner Sammlung mit einer Unzahl moderner und gefälschter Gegenstände angefüllt ist, deren Anblick auch die wirklichen Antiken in Mißtrauen bringt. Daher man den Wunsch nicht unterdrücken kann, es möge die Sammlung in Bälde von diesem Unrathe gesäubert werden, wodurch es sich zeigen wird, daß der zurückbleibende Theil mehr werth ist, als jetzt das Ganze. Die interessantesten Stücke der Birgelsteinschen Sammlung des Museums sind unstreitig die Terrakotten aus weißem Thone (Jahresb. 1852 S. 42). Sie sind Gebilde der ars cretaria, die zwar die Classiker nicht namentlich erwähnen, deren aber häufig auf röm. Inschriften gedacht wird. Diese Thongebilde bestehen in Statuetten, Büsten und Thiergestalten, die aus zwei Hälften zusammengesetzt und von außerordentlicher Leichtigkeit sind. Es wiederholen sich hier die Göttergestalten, die in derselben Bildung auch anderwärts vorkommen, Venus, als Libitina gedacht, Merkur, als Seelenführer u. dergl. Besonders häufig ist das in Ländern, welche keltische Bevölkerung hatten, gefundene Gebilde einer in einem Sessel mit Strohgeflechte sitzenden Frau mit zwei Kindern an der Brust, die das Votiv einer Gebärenden oder Säugenden sein dürfte. Das werthvollste Stück der Sammlung ist unstreitig eine Familiengruppe, die auch in dem Wiesbadner Museum vorkommt, nämlich eine Frau, nackt bis auf einen im Rücken herabfallenden Mantel, mit 5 Kindern, die einander die Hände auf den Kopf legen, was auch die Mutter den beiden ihr zunächst stehenden thut. Unbemerkt blieb bisher, daß sich unter den Terrakotten dieser Sammlung auch die keltischen Matronen (matres) finden. Es sind drei Statuetten in sitzender Stellung, mit dem den Müttern eigenthümlichen hohen Haarputze

und den bis an die Knöchel reichenden Gewändern. Die erste hält einen Hund auf dem Arme, die zweite in der Rechten eine Schaale, in der Linken ein Füllhorn, die dritte hat dieselben Attribute und dazu noch auf dem Kniee eine viereckige Tafel. Die wahrscheinlich aus gnostischer Zeit stammenden Zerrbilder von Gottheiten in der Münchner Sammlung fehlen hier ganz. Unter den Büsten zeichnet sich eine männliche aus, die sich in der Mitte einer mit Kanellierungen verzierten Scheibe befindet.

Als Uebergang von den Alterthümern zu den Gegenständen der Neuzeit des Museums dienen die des Mittelalters. Dahin gehören die Rüstungen, die Waffen und die Fahnen. Sie haben nicht bloß das Interesse, das ihre schönen Formen wecken, sondern auch geschichtliche Bedeutsamkeit. Lederschilde, Roßschweife, orientalische Waffen rufen den Feldzug der Salzburger Truppen gegen die Pforte ins Gedächtniß. Eine hölzerne Kanone mahnt an den Bauernkrieg gegen den Erzbischof Matthäus Lang (Jahrb. 1851 S. 30, 4), eine steinerne Handmühle mit dem Wappen des Erzbischofs Leonhard von Keutschach, aus der Festung Werfen, an eine Belagerung derselben. Eine Sammlung alterthümlicher Musikinstrumente (Jahresb. 1851. S. 32 Nr. 12. 1852 S. 46. 8. 11) hat für Mozarts Geburtsstadt viel locales Interesse. Für das Studium der Trachten bieten die Marmorstatuen aus der im Jahre 1598 abgebrannten Domkirche, so wie die zweier aus dem 12 Jahrhundert (Jahresb. 1850 Nr. 8. 9. 16. 1851 S. 30, 8), so wie die Geräthschaften, Kleidungsstücke, Trinkbecher, Hüte, Glasgemälde u. dgl. (städt. Mus. S. 26 — 36) viel Bemerkenswerthes. Rücksichtlich der Technik muß eine sogenannte gegossene Steinstatue, die hl. Katharina vorstellend, ein Werk des Erzbischofs Thiemo (1090 — 1101), erwähnt werden.

Die Gemälde, für deren Aufstellung der dritte Saal bestimmt ist, liefern reichen Stoff für die Kunstgeschichte des Kronlandes. Die Sammlung zählt mehr als 200 Oelgemälde von fast allen Malern, die seit zwei Jahrhunderten in Salzburg lebten und wirkten. Unter den sehr zahlreichen Handzeichnungen nehmen Pezolts Originalhandzeichnungen zu Schöns Werke: Denkmäler der mittelalterlichen Kunst in Salzburg, eine vorzügliche Stelle ein (Jahresb. 1852 S. 62).

Für solche, die sich für Naturgeschichte interessieren, ist das im vierten Saale aufgestellte Naturalienkabinet nicht ohne Interesse. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Sammlung europäischer Schmetterlinge, ein Geschenk des Herrn Erzbischofs Fürsten von Schwarzenberg, und die Mineraliensammlung, eine Nebenbuhlerin der bekannten des Stiftes St. Peter. (Jahresb. 1850 S. 17 Nr. 7. 1851 S. 40 — 43. 1852 S. 50 — 53. 1853 S. 49 — 52. Vergl. städt. Museum S. 117 — 140.)

Die Bibliothek, wie die Jahresberichte 1850 S. 7 — 11. 1851 S. 7 — 22. 1852 S. 7 — 30. 1853 S. 3 — 30 ausweisen, aus Schankungen und Ankäufen gebildet, ist vorzüglich bestimmt Werke aufzunehmen, die in oder über Salzburg im Druck erschienen. Mit der Bibliothek ist auch eine kleine Handschriftensammlung, in der die Werke des Galenus in latein. Uebersetzung, auf Pergament, vorkommen, verbunden, so wie ein Archiv, dessen Urkunden und Siegel vom Jahre 1318 bis zum Jahre 1800 reichen. Unter den Urkunden zeichnet sich die des Igelbundes vom Jahre 1403 mit ihren etlichen und dreißig Siegeln aus. Die Bibliothek nimmt mit dem Archive den fünften Saal ein.

Die reichhaltige Münzsammlung scheidet sich in die im Gebiete von Salzburg aufgefundenen Römermünzen von Augustus bis auf Romulus Augustulus, und in die Münzen, die auf Salzburgs Geschichte Bezug haben, geprägt von Erz- oder Suffraganbischöfen vom J. 1106 — 1806.

Anlangend die den Jahresberichten beigegebenen Lithographien und Xylographien, so verdienen die an den Titelblättern angebrachten Porträte des Grafen von Herbenstein und des Fürsten von Lobkowitz als sehr gelungen genannt zu werden; untergeordneten Werthes sind die Xylographien, die manche verzeichnete Stelle enthalten, so ist z. B. das Badebecken, in dem sogenannten Römerbade im St.

Johannisspitale, eiförmig statt rund dargestellt (Jahresb. 1851), und Merkur erscheint auf der IV Tafel des Jahresb. 1852 statt mit der Flügelhaube mit verworrenen Haaren und einer Art Horn.

Alle Anerkennung verdient es, daß der Herausgeber der Jahresberichte es nicht bei der bloßen Aufzählung der erworbenen Gegenstände, der Rechnungsablage, der Namhaftmachung der Mitglieder u. dgl. bewenden ließ, sondern auch selbständige historische Aufsätze lieferte, wie im Jahresb. 1850 S. 29 — 41 die Reihenfolge der Bürgermeister der Landeshauptstadt Salzburg vom J. 1481 — 1850 und im Jahresb. 1853 S. 63 — 89 die mittelalterlichen Burgen und Schlösser im Herzogthume Salzburg.

Indem Ref. die volle Anerkennung dem verdienstlichen Unternehmen der Herausgabe der Jahresberichte des Museums Carolino-Augusteum ausspricht, kann er den Wunsch nicht unterdrücken, es möge in den fernern Jahresberichten auch Rücksicht auf den Stil genommen werden, daß er frei sei von Provinzialismen, wie beilich statt beiläufig, von Sprachfehlern wie gemalene st. gemalte Wappen, von Druckfehlern, wie Basilisken st. Basiliken, und endlich, daß eine gewisse Gränze bei Titulaturen und Lobesertheilungen beobachtet werde.

Jos. v. Hefner.

Trikupis' Geschichte des griechischen Aufstandes.

Dritter Artikel.

Der sechste Abschnitt behandelt die tragischen Ereignisse, zu welchen der Ausbruch des Aufstandes in den Donaufürstenthümern und im Peloponnes, zu Constantinopel und anderwärts geführt hat. Schon zu Anfang des Januar war der Pforte durch die bei Sendlingen des Ypsilanti gefundenen Briefe sichere Kunde von den Planen der das ganze Reich umfassenden Verschwörung zugekommen, sie gerieth aber erst in ernstliche Unruhe, als das Vorhaben der Befreundeten (φιλικοὶ) bekannt wurde, Constantinopel anzuzünden und die Türken zu ermorden. Da begannen die Maaßregeln gegen die Griechen, zuerst Ausweisung der in Stambul nicht wohnhaften Individuen dieser Nation, Nachforschung nach verborgenen Waffen und Vertheilung von Waffen an die türkische Bevölkerung, mit der Weisung, auf ein gegebenes Zeichen von ihnen gegen die Christen Gebrauch zu machen. Dieser Befehl vorzüglich war es, der später das unersättliche Blutvergießen herbeiführte, als der Ausbruch geschehen war. Am 1 (13) März (1821) kam die Meldung vom Einfall Ypsilantis. Sofort entwichen die Geschäftsführer und Verwandten der Fürsten nach Odessa, und dem Patriarchen wurde befohlen, in Hirtenbriefen die „treuen Unterthanen" von dem Verbrechen abzumahnen. Die heilige Synode folgte der Weisung und belegte die Aufständischen, vor Allem Ypsilanti und M. Soutzo (den Fürsten der Moldau) mit kirchlichem Fluch und Bann. Die Bannbulle wurde zu größerem Schrecken von den Gliedern der Synode auf dem Altare der Hauptkirche unterschrieben. Sie that vereinzelte Wirkung in den Fürstenthümern, keine in Griechenland. Die Zeiten, wo solches wirkte, waren vorüber. In Constantinopel stieg die Zahl der Glieder großer Familien, welche sich durch die Flucht retteten. Am 8ten wurde ein geheimer Ferman in allen Moscheen verlesen, in welchen „die Gläubigen" zur Abwehr des drohenden Angriffes der im Reiche eingenisteten Feinde und zum Ankauf von Waffen aufgefordert wurden. Wer kein Geld habe, solle seine Kleider dafür hingeben, denn die Gefahr sei eine allgemeine und für Alle. Am 9 wurde der Patriarch aufgefordert, Bischöfe von Ansehen an die Pforte zu senden. Es wurden nun Erzbischöfe geschickt und gefangen gehalten; keiner von ihnen kehrte zurück und sie wurden beim Ueberfluthen der türkischen Rache aus ihren Gefängnissen gezogen, um gehängt zu werden. Am 14 wurden asiatische Streitkräfte in die Stadt übergeführt und die Bevölkerung nun förmlich unter die Waffen gerufen. Damit begann die allgemeine, die gräuelhafte Verfolgung. Nicht nach besonderer Verschuldung wurde mehr ge-

fragt, der Sultan hielt alle griechiſchen Rajas der Verſchwörung ſchuldig. Alle, die in irgend einem Anſehen ſtanden, wurden ergriffen, zum Theil auf der Straße geſchlachtet, oder vor ihren Thüren, im Angeſicht ihrer Frauen und Kinder aufgehängt. Mit dem Morde gieng die Plünderung, die Schändung der Weiber, ihrer Töchter und Söhne, Entweihung der Kirchen unter Mißhandlungen und den ärgſten von der mordenden und raubenden Menge ausgeſtoßenen Verwünſchungen. Dieſe Gräuel ſteigerten ſich noch, als am 3 April die Nachricht von dem Aufſtand des Peloponnes eintraf, und am 9 d. i. am heil. Oſterſonntag traf das Loos auch den Patriarchen, den frommen und unſchuldigen Gregorios. Er ward ſeines Amtes entſetzt und während ſein unmittelbar darauf gewählter Nachfolger die Beſtätigung des Sultan und die Begrüßung der Synode empfieng, am großen Thore des Patriarchats gleich einem Miſſethäter aufgehängt. Das Todesurtheil, welches über dem Leichnam angeheftet wurde, beſagte, daß „der treuloſe Patriarch unmöglich der Verſchwörung ſeines Volkes fremd könne geweſen ſein, deſſen werde die hohe Pforte von vielen Seiten verſichert, auch ſei er im Peloponnes zu Kalabrita geboren, wo die Verſchwörung ausgebrochen. Seine Pflicht ſei geweſen, die Rajas zu belehren, daß ihr Wagniß übel und unausführbar ſei, weil „muhamedaniſche Macht und Religion vor mehr als 1000 Jahren von Gott gekommen, durch Offenbarung und Wunder beſtätiget und beſtimmt ſei, bis an der Welt Ende zu dauern“ und die Schuldigen anzugeben. Statt deſſen habe der „Uebelthäter in der Verſtocktheit ſeines Herzens von dem Vorhaben ſeiner Untergebenen nicht nur keine Anzeige gemacht, ſondern „nach allem Anſcheine“ ſei er ſelbſt geheimer Theilhaber und Führer der Verſchwörung geweſen, darum müſſe er vertilgt werden, als ſchuldig, daß das ganze Volk der Hellenen unter dem Zorne Gottes falle und vertilgt werde, wenn auch viele Unſchuldige darunter ſeien.“

Der Patriarch wußte, wie jeder Grieche und jedes Glied der türkiſchen Regierung, daß Etwas gegen die türkiſche Regierung im Gange ſei, aber er kannte weder Umfang der Verſchwörung, noch welche daran Theil hatten, und hatte, wo des Vorhabens gedroht wurde, mit aller Entſchiedenheit von ihm abgemahnt, da er es als ein hoffnungsloſes und verderbliches betrachtete. Auch war er ohne Weigerung darauf eingegangen, beim Ausbruch die Theilnehmer mit den höchſten Kirchenſtrafen zu belegen. So ſtarb er nicht als Mitſchuldiger, ſondern als Märtyrer, und ſeine nach ſolchen Gründen beſchloſſene Verurtheilung und in ſolcher Weiſe erfolgte Hinrichtung enthüllte der entrüſteten Chriſtenheit, daß ſie es noch fortwährend mit dem wilden, rückſichtsloſen und verblendeten Fanatismus zu thun habe, der dieſe barbariſche Raçe vor 400 Jahren über den Bosporus geführt hat. Dem griechiſchen Aufſtande aber gab dieſes Martyrium, welchem unmittelbar das der übrigen Biſchöfe und Erzbiſchöfe der Synode folgte, den Stempel der Weihe und der öffentlichen Meinung einen gerechten Grund, gegen die Pforte mit jener Entſchiedenheit aufzutreten, die nach allen Hemmungen, welche zuletzt den frommen Kaiſer Alexander in das Grab brachten, unter ſeinem entſchloſſenen Bruder zu dem Kriege führte, der mit dem Frieden von Adrianopel, der Anerkennung von Griechenland und mit der ſeitdem lethal gewordenen Schwächung des türkiſchen Reiches geendet hat.

Der peinliche Eindruck, welchen die Hinrichtung des Oberhauptes der anatoliſchen Kirche aller Orten hervorbrachte, wurde noch geſchärft durch die Mißhandlung des Leichnams, der in die Hände der Juden gerieth, durch die Straßen von Stambul geſchleift und in das Meer geworfen wurde. Er wurde da von einem ſlavoniſchen Fiſcher aufgefangen, nach Odeſſa entführt und auf Grund und Boden des ruſſiſchen Reiches unter der Trauer ſeiner Bevölkerung auf eine ſeinen Tugenden und ſeinen Würden entſprechende Weiſe begraben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juni.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Trikupis' Geschichte des griechischen Aufstandes.

(Schluß.)

Mit dem Tode des Patriarchen war die fanatische Wuth des Volkes nicht gesättiget, sondern noch gesteigert worden, und die Zahl der in den Häusern und auf den Straßen einzeln und schaarenweise Gemordeten überstieg nach mäßiger Schätzung in Constantinopel allein 10,000. Dabei wurden die Kirchen geplündert, das Patriarchion gestürmt und der neu gewählte Patriarch nur mit Mühe von der herbeigekommenen bewaffneten Macht auf die Polizei in Sicherheit gebracht. Gleichwohl wurde der neue Großwesier des Amtes entsetzt, weil er „des Blutes der Christen geschonet habe." — Hierauf erlitt auch der mehr als hundertjährige Bischof von Nigriopolis und sein achtzigjähriger Sohn, der Vorsteher von Rodostos, den Martyrtod. Den folgenden Tag wurden ihnen die noch übrigen Glieder der Synode nachgesendet. Sie folgten den Henkern unter dem Gesange: „Selig ist der Weg, den wir heute wandeln." Vielen Priestern wurde noch im Angesichte des Stranges Leben, Ehre und Reichthum verheißen, wenn sie ihren Glauben verleugnen würden. Keiner tauschte diese Güter um solchen Preis ein und der christliche Clerus wiederholte das Beispiel der höchsten Tugenden, welches die blutigsten Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern gegeben hatten. Das Alles geschah unter den Augen der in Stambul vertretenen christlichen Mächte. Man wird daraus schließen, was sich in andern Städten des Reiches, zumal in den großen, in Smyrna, in Thessalonich, in Adrianopel ereignet hat. In Adrianopel zierte damals Kyrillos den erzbischöflichen Sitz, ein Greis, der das Leben eines Heiligen führte und von der Bevölkerung als ein solcher verehrt wurde. Es ist derselbe, den nach Entsetzung des Patriarchen Gregorios die Versammlung der Synode, der Notablen und die Vorsteher der Gewerbe einstimmig zu seinem Nachfolger gewählt und den der Sultan eben deßhalb verweigert hatte. In ihm sollte die Tugend und die Frömmigkeit selbst mit dem Strange bestraft werden. Er erbat sich einige Augenblicke, um zu beten, verrichtete das Gebet schweigend, rief dann mit lauter Stimme: „Gedenke mein, o Herr, in deinem Reiche," und übergab seine Seele in die Hände seines Schöpfers. Dieses Alles geschah vor 33 Jahren in dem Reiche, welches zu beschützen jetzo die Flotten und Heere der westlichen Mächte der Christenheit ausgezogen sind, nachdem englische Staatsmänner unter Zuruf des Parlaments laut verkündet hatten, daß diese asiatische Barbarenmacht seitdem in der europäischen Civilisation die unglaublichsten Fortschritte gemacht habe. Den Hellenen selbst gereichte so vieles unschuldige Blut, welches vergossen wurde, weil andere desselben Geschlechtes und Glaubens in andern Eparchien gegen die Unterjochung in die Waffen getreten waren, zur Stärkung ihres Kampfes und begründete zuerst in Europa die Ueberzeugung, daß ein Zusammenbestehen innerlich so geschiedener und erbitterter Bevölkerungen in unsern Tagen eine politische und moralische Un-

möglichkeit geworden sei. „Auf solche Weise," so schließt der Verfasser diesen Abschnitt, „schleudert die göttliche Vorsehung durch ihren unerforschlichen Rathschluß auf das Haupt derjenigen, welche Unmenschliches thun, ihre Unmenschlichkeiten zurück und bereitet dadurch im Verborgenen denjenigen, welche Unrecht dulden, mitten in ihrem Ungemach das Glück ihrer Zukunft."

Im siebenten Abschnitt behandelt Hr. Trikupi die Stellung der auswärtigen Politik gegen den griechischen Aufstand, welche damals auf dem Congresse zu Laibach gehandhabt wurde und von allen Hauptmächten vertreten war. Dort kam zum erstenmale der grelle Widerspruch zum Vorschein, welchen die auf dem Wiener Congreß vollzogene Aufnahme der Türkei unter die „legitimen Mächte von Europa" in das Innere der europäischen Staatenordnung und ihre altüberlieferten Grundsätze gebracht hatte, nach welchen man die Vorfahren der Türken als den Erbfeind der Christen betrachtet und bekämpft und aus einem Theile ihrer wichtigsten Eroberungen zurückgedrängt hatte. Jeder Sieg über den Koran war als ein allgemeiner Triumph der Christenheit gefeiert worden. Nun aber, wo eine Nation aufstand, jenes schmähliche Joch zu brechen, und noch dazu eine Nation mit jener glorreichen Vergangenheit, der wir die Ueberlieferung der geistigen und der christlichen Bildung verdanken, und welche noch fortdauernd durch die Geisteswerke der Vorfahren Geist und Herz unserer Jünglinge und Männer bildet und erhebt, war es auf einmal anders geworden, und die Griechen wurden mit den Carbonari's in eine Classe geworfen. Noch dazu hatte man, wie es der erste Artikel des Vertrages über die heilige Allianz ausspricht, um dieselbe Zeit sich in der Anerkenntniß vereinigt, daß die christliche Welt allein den Allmächtigen und seinen Sohn, unsern Heiland Jesus Christus, als König anerkenne, dagegen aber und in dem politischen Artikel auszusprechen, daß keine innere Umgestaltung in irgend einem Staate, welches Glaubens und welcher Verfassung er auch sei, zulässig geachtet werde, wenn sie nicht aus dem freien Willen des Beherrschers hervorgienge.

Dieser politische Grundsatz der sogenannten heiligen Allianz, die den Congreß von Laibach beherrschte, gestattete sofort nicht den griechischen Kampf als ein Bestreben zu betrachten, sich den ersten von dem moslemitischen Joche befreiten Völkern von Spanien, Sicilien, Ungarn, Serbien und Montenegro anzuschließen und ein christliches Volk unter das Gesetz des Königes der heiligen Allianz und die Satzungen unsres Heilandes zurückzuführen. Man war durch den Widerspruch des politischen und christlichen Artikels in jenem Bündnisse genöthigt, diesen über Bord zu werfen, und die Aufgestandenen von „der Gemeinschaft an dem Reiche Jesu Christi auszuschließen und als Feinde Gottes und Uebertreter seines Gebotes zu verfolgen, als welche sie nach der Verkündigung des Laibacher Congresses vom 30 April 1821 den „morgenländischen Theil von Europa zum Schauplatz unermeßlicher Uebel gemacht hatten."

„Blind und verdammungswürdig," urtheilt der Verf. S. 122, „ist überall die Politik, so oft sie sich dem sittlichen Gesetze entgegenstellt, verabscheuungswürdig (βδελυρά) aber wird sie, wenn sie den Mantel der heiligen Religion d. i. der höchsten Sittlichkeit umhängt, um in ihn gehüllt die leidende Menschheit niederzuwerfen."

Wir sind seitdem 33 Jahre in der Weltgeschichte vorgerückt und heuer, im Jahr der Gnade 1854 sollte an demselben Volke der Griechen bei Wiederholung des Kampfes für das Kreuz und seine Befreiung Seitens europäischer Mächte gezeigt werden, wie weit wir seitdem in der neu gewonnenen Einsicht vorgeschritten sind. Wir sind zu der Höhe gelangt, auf welcher wir jenes Mantels und heiligen Vorwandes gar nicht mehr bedürfen, dessen Gebrauch noch, wie man sieht, den Unwillen des edlen hellenischen Staatsmannes und Geschichtschreibers in so hohem Grade erregt hat. — Nach jenem Beschlusse des Laibacher Congresses wurden die europäischen Consuln aus den Häfen der aufgestandenen Provinzen abgerufen, den Griechen aber jede Aussicht auf Hülfe oder europäische Theilnahme abgeschnitten, und Alexander, mit Recht erzürnt über die unbegreifliche Verkündigung Ypsilantis, daß die Bewegung von

einer großen Macht beſchützt werde, gieng ſo weit, nicht nur, wie ihm gebührte, ihn Lügen zu ſtrafen, ſondern ſogar der Pforte zu ſeiner Vertreibung aus dem Fürſtenthum Hülfe anzubieten. Es war begreiflich, daß er zumal beunruhigt durch die Schlechtigkeit der europäiſchen Aufſtände, hinter dem kecken und lügneriſchen Treiben der Hetäriſten noch nicht einen von dieſem ganz verſchiedenen Entſchluß einer ganzen Nation wahrnahm, die an ihre „heilige Sache," wenn es ſein müſſe, ihr Vermögen, ihr Leben, ihr Familie und ihre Kinder auf das Spiel zu ſetzen und zu opfern bereit war.

Jene hetäriſtiſchen Emiſſäre waren nur die ungebetenen Verkündiger und die unlautern Dolmetſche einer von ihnen ganz unabhängigen Geſinnung und verſchwanden, ſo wie dieſe ſelbſt in Handlung trat.

Als aber dieſes geſchah, als in Folge davon Europa von der Natur der hier plötzlich und unerwartet vorbrechenden Ereigniſſe mehr ergriffen wurde und der namenloſen Bedrängniß der in ſolchem Kampfe begriffenen chriſtlichen Bevölkerung ein reges und werkthätiges Gefühl zugewendet hatte, wurden auch die Mächte von dem Laibacher Programm abgedrängt. „Sie löſchten," ſagt Hr. Tr., „mit eigner Hand aus, was ſie gegen die Griechen geſchrieben hatten, vergoſſen für ſie das Blut der Ihrigen, öffneten ihnen ihre Schätze, verkündigten die Freiheit, Selbſtherrlichkeit und Unabhängigkeit des verurtheilten Volkes. Sie begrüßten die Fahne des Aufruhrs und führten ſie unter der Zuſtimmung der ganzen Welt in die politiſche Genoſſenſchaft unabhängiger Staaten ein."

„Es iſt in der That," ſo ſchließt er dieſen Abſchnitt, „der Beachtung würdig, daß die Plane der verbündeten Mächte bei dem helleniſchen Kampfe nicht nur vereitelt wurden, ſondern auch alle zu dem ihrer Abſicht und Politik Entgegengeſetzten umſchlugen. Die Verbündeten wollten die Unverletzbarkeit des ottomaniſchen Reiches und das ottomaniſche Reich wurde verſtümmelt. Sie wollten das Mißlingen und die Auflöſung der aufſtändiſchen Bewegung von Hellas und die aufſtändiſche Bewegung von Hellas gelangte mitten durch ſichtbare und unſichtbare Schwierigkeiten und Gefahren zu ihrem Triumphe. Sie wollten die Stärkung der Türkei und ſie ſelbſt brachen ihre Kraft zu Navarin. Sie ſuchten in jeglicher Weiſe den türkiſch-ruſſiſchen Krieg zu verhindern und der türkiſch-ruſſiſche Krieg brach aus. So wenig vorauszuſehen und ſo trügeriſch iſt der Erfolg politiſcher Beſtrebungen der Sterblichen, ſelbſt derjenigen, welche auf tiefe Einſicht und Erfahrung geſtützt ſind," zumal, ſetzen wir hinzu, wenn ſie gegen die Natur der Dinge und gegen die Grundſätze gehen, auf welchen die Staatenordnung gegründet iſt. Imperia iisdem artibus retinentur, quibus parta sunt. Die europäiſche Ordnung iſt eine chriſtliche durch und durch. Sie kann nur dadurch gehalten werden, daß ſie ſich als ſolche wahrt. Sie gefährdet ſich, wenn ſie das Kreuz von ſeinen Feinden mit Füßen treten läßt und ſchlägt ſich ſelbſt mit Finſterniß, wenn ſie ihnen in dieſem Beginnen mit Rath und That beiſpringt. Wird man es ſofort wunderſam finden, wenn das, was in jener Sache vor einem Menſchenalter ſich ereignet hat, ein Vorbild deſſen giebt, was ſich vor unſern Augen zuträgt? Auch jetzt ſuchen dieſelben Mächte, welche nach der Trennung von Rußland abermals mit denſelben Mitteln und Abſichten gegen Griechenland auftreten, die Stärkung der Türkei, und die Türkei zerfällt ihnen unter den Händen. Auch jetzt bekämpfen ſie, und zwar mit noch größerer Entſchiedenheit, ihren nordiſchen Feind. Sie unterdrücken den Kampf des Evangeliums gegen den Koran, und haben, ſelbſt wenn ſeine Bewältigung mit Hülfe der unchriſtlichen Barbaren ihnen gelingt, keine Ausſicht, den Stand der Dinge, welchen ſie anſtreben, durch ihren Sieg haltbar zu machen, ja ſie laufen Gefahr, unter ſeinen Trümmern die Sicherheit und Wohlfahrt der europäiſchen Staatenordnung zu begraben. Iſt das zufällig? Wer möchte, wer könnte das bei der innern Uebereinſtimmung der Lage und Begebenheiten und bei den ſich bereits offenbarenden Folgen ihres Verfahrens auch jetzo noch glauben? Es geſchieht, weil man durch politiſche und wechſelnde Intereſſen beſtimmt die innere Natur der Verhältniſſe verkennt und gegen das Verhängniß und die Wege der Vorſehung ſtreitet, die das des inneren Lebens Untheilhaften dem Tode weiht und

die Zukunft demjenigen bestimmt hat, was lebenskräftig mitten in der osmanischen Auflösung den Trieb und die Befähigung künftiger Existenz bewahrt und aus dem Verborgenen zum Leben und zum Lichte drängt. Es ist der Kampf titanischer Gewalten gegen die Berechtigung auf ein politisches und christliches Dasein, auf eine Betheiligung an dem politisch-christlichen Gesetze, was die Vorsehung allein der christlichen Lebens- und Staatenordnung vorbehalten hat. Darum soll man an dem endlichen Ausgang nicht verzweifeln, wenn auch der Kampf mit Hemmnissen und vielem Ungemach umgeben ist:

Θεὸς τὸ μέλλον σωφρόνως κρύπτει σκότῳ,
Γελᾷ δ' ἄγαν τρέσαντας εἰς ἄνδρας βλέπων.

In den folgenden Abschnitten schildert der Verfasser die vergeblichen Kämpfe und das Scheitern des Ypsilantischen Unternehmens in den Donaufürstenthümern, die Ausbreitung des Aufstandes über die drei seemächtigen Bevölkerungen von Hydra, Spezia und Psara und die Erfolge der auf einmal in die Handlung eingreifenden hellenischen Flotten, die Erhebung des Festlandes und die Fortpflanzung der Bewegung nach Euböa, Epirus, Thessalien, Macedonien und Creta, die Schlachten, Unfälle und Erfolge während des ersten Jahres des Aufstandes in den verschiedenen Provinzen des in die Waffen getretenen Landes, untermischt mit der Politik der Siebeninselregierung und des „mißgeschaffenen" Lord Obercommissär Maitland, dann die neuen Calamitäten, welche die Christen in Smyrna, Thessalonich und anderwärts zu erdulden hatten, den Untergang der blühenden Stadt Kydonia und die Ankunft des Demetrius Ypsilanti im Peloponnes, der als alter ego seines ältern Bruders Alexander dort mit den besten Absichten auftrat, aber durch seine Ansprüche, ebenso wie durch falsche Auffassung der Lage und ihrer Bedürfnisse damals mehr Verwirrung in die Maaßregeln der kaum gebildeten Regierung als Förderung des großen Werkes der Befreiung gebracht hat.

Wir glauben, daß unsere Mittheilungen aus diesem eben so lehrreichen als zeitgemäßen Werke des Hrn. Trikupi dazu beitragen werden, jeden aufmerksamen Beobachter unserer politischen Gegenwart, die sich an jenes große Ereigniß anschließt, zu einer aufmerksamen Lesung desselben, und zumal unsere Staatsmänner zu ernster Erwägung seines Inhaltes bestimmen werde, wenn das Buch aus dem ihnen unbekannten Idiom in neueren Sprachen übersetzt erscheinen wird.

Fr. Thiersch.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

C. Braun, Klinik der Geburtshülfe und Gynäkologie. Erlangen 1852.

J. N. Cerny, Beobachtungen über die Entzündung der Bauch-Aorta und der untern Hohlvene. Prag 1831.

Dr. A. Hayn, Beiträge zur Lehre vom schräg-ovalen Becken. Königsb. 1852.

Dr. J. H. G. Zwanck, Hysterophor. Hamb. 1853.

Wilh. Baumeister, Die thierärztliche Geburtshülfe. 3te von Prof. Dr. Rueff verm. Aufl. Stuttgart 1853.

XI. Jus.

M. Benech, Études sur les classiques latins, appliquées au droit romain. I Série. Par. 1853.

J. Seuffert, Praktisches Pandektenrecht. 3te Aufl. Bd. 1. 2. 3. Würzburg 1852.

Pasq. Borrelli, Della interpretazione nel diritto civile romano e moderno. Napoli 1848.

Neuner, Die Heredis institutio ex re certa. Eine civilist. Abhandlung. Gießen 1853.

Dr. K. A. Schmidt, Das Interdictenverfahren der Römer. Leipzig 1853.

C. Billich, Das württembergische Gewerbe-Recht. Stuttg. 1852.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1854 Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juni.
Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 11 März 1854.

1) Hr. Akademiker von Martius berichtet in Kürze über die Abhandlung des Hrn. Carl Traugott Sachse:

Beobachtungen über die Witterungs- u. Vegetationsverhältnisse des Dresdner Elbthals während der Jahre 1847 — 52.

Sachse hat, wie Fritzsche, die Pflanzen im Freien beobachtet und versucht, den gesammten physiognomischen Ausdruck der Vegetation mit der Succession der meteorologischen Erscheinungen in Verbindung zu bringen.

Er kommt durch die Vergleichung des Ganges der Gesammtvegetation im Elbthale bei Dresden zur idealen Darstellung des Entwicklungsganges der ganzen Vegetation dieses Bezirkes.

700 Pflanzenarten fallen in den Kreis seiner Beobachtung, wovon

Wasserpflanzen	25	Species	=	etwa 3%
Uferpflanzen	63	„	=	8%
Sumpfpflanzen	36	„	=	5%
Weg- u. Schuttpfl.	77	„	=	10%
Ackerpflanzen	93	„	=	13%
Sandpflanzen	48	„		
Gebirgspflanzen	82	„	=	11%
Waldpflanzen	124	„	=	17%
Gartenpflanzen	60	Species		
Wiesenpflanzen	97	„	=	13%

Die Waldpflanzen drücken demnach jener Vegetation das entschiedenste Gepräge auf, da sie 17 Procent des Ganzen ausmachen.

Die Dauer der ganzen Vegetations-Periode ist durchschnittlich 250 Tage, mit einer mittleren Temperatur von 11,5° R. Das Terrain von dem Elbnullpunct an der Dresdener Brücke = 313 par. Fuß bis zu einer Erhebung von 200 Fuß darüber, umfaßt etwa eine Quadratmeile Flächenraum.

Die Erhebung von 3 — 400′ über den Elbspiegel bringt schon bedeutende Differenzen hervor, so daß z. B. die Baumblüthe an diesen höheren Orten 8 — 10 Tage später eintritt.

Die ganze Vegetationszeit wird in zwei Hälften: die der Blüthen- und die der Fruchtstadien getheilt.

Die vier großen Grunderscheinungen im äußeren Pflanzenleben: Belaubung, Blüthe, Fruchtreife, Blätterfall geben der Vegetation ihr eigenthümliches Gepräge in der Zeit.

Für das Elbthal werden 10 Entwicklungsstadien festgestellt:

I. Kätzchenblüthe und allgemeine Belaubung, zuerst Corylus Avellana und Alnus glutinosa, dann die Salices und Populi.

Durchschnittlich 50 Tage Dauer mit 6 — 7° R. Temperatur.

II. Baumblüthe, durch die einheimisch gewordenen Obstbäume charakterisiert. Succession: Pfirsich, Aprikosen, Kirschbaum, Birnbaum, Aepfelbaum, und von wilden: Prunus Padus, Mespilus germanica.

Die Belaubung hält gleichen Schritt mit der Baumblüthe: Wiesen erheben den Grasteppich und zugleich weiße und gelbe Farben.

Mittlere Dauer 17 Tage, mittlere Temperatur 10 — 11° R.

III. Blüthe der Ziersträucher: Syringa, Lonicerae, Cytisus elongatus, Laburnum, Berberis vulgaris, Ribes, Crataegus Oxycantha.

Dauer 9 — 19 Tage mit 9,4 — 17° R.

IV. Gras- und Getreideblüthe.

Daneben Lychnis flos cuculi, diurna, vespertina, Orchideen.

Dauer 15 Tage, mittlere Temperatur 13 — 15° R.

V. Rosen- und Lindenblüthe (zugleich Nelken und Liliengewächse).

22 Tage Dauer mit 15° R.

VI. Kirschen- und Beerenreife.

Rubus idaeus, Ribes rubrum, Vaccinium Myrtillum; — Umbelliferae blühend.

13 Tage mit 15° R.

VII. Aehrenreife.

Die eigentliche Sommerflora: Compositae, Solaneae, Umbelliferae, Nymphaea, Nuphar, Butomus.

32 Tage mit 16,4° R.

VIII. Obstreife.

Pfirsich, Apfel, Pflaumen, Hasel- und Wallnuß, Hollunderbeeren, Kartoffel.

45 Tage mit 13° R.

IX. Weinreife.

14 Tage mit 8,5° R.

X. Blätterfall.

28 Tage mit 6,7° R.

---

2) Hr. Akademiker Dr. A. Wagner hielt einen Vortrag:

Ueber die Auffindung des Hypudaeus Nageri im bayerischen Hochgebirge, nebst einigen Bemerkungen über Hypudaeus petrophilus.

Ich habe die Ehre gehabt, in der Februar-Sitzung des vorigen Jahres *) der hochverehrten Classe die Mittheilung zu machen, daß mir Hr. Prof. Dr. Held dahier ein Exemplar einer Feldmaus, die er selbst im Oythal bei Obersdorf (Oberstdorf) im Allgäu gefangen hatte, überbrachte, in welcher ich eine neue Form erkannte, die zwar dem Hypudaeus alpinus, wie er sich am St. Gotthardt und auf dem Faulhorne findet, höchst ähnlich ist, aber doch durch geringere Größe und einen andern Farbenton sich von selbigem unterscheidet. Obwohl nun allerdings ein Exemplar bei so nahe verwandten Arten, wie es bei denen der Gattung Hypudaeus (Arvicola) der Fall, nicht ausreicht, um eine neue Species mit Sicherheit darauf zu gründen, so hielt ich mich doch einstweilen für berechtigt, bis zur definitiven Erledigung dieser Frage die differente Form mit einem besondern Namen, und zwar als Hypudaeus petrophilus, zu bezeichnen.

Die weitere Aufgabe war nun sowohl vom H. petrophilus als vom H. alpinus mehr Exemplare mir zu verschaffen, um zu sehen, in wie weit ihre differenten Merkmale ständige sind, oder ob sie nicht etwa durch Uebergänge ineinander verlaufen und somit beide als Glieder einer und derselben Art sich erweisen dürften. Bezüglich des H. petrophilus mußte ich mich schon bis zum nächstfolgenden Herbste gedulden, bevor ich auf die Acquisition neuer Exemplare zählen konnte; in Hinsicht auf den H. alpinus brauchte ich indeß so lange nicht zu warten, weil ich wußte, daß mein Freund, Hr. Prof. Blasius in Braunschweig, der mit einer neuen Bearbeitung der europäischen Wirbelthiere beschäftigt ist, die ganze Centralkette der Alpen vom Montblanc bis zum Großglockner durchforscht hatte, hauptsächlich um die kleineren Säugethiere an Ort und Stelle aufzusuchen, was ihm auch im reichlichen Maaße geglückt war.

So wanderte denn mein einziges Exemplar von H. petrophilus nach Braunschweig und ich durfte nicht lange auf eine Antwort warten, die ich mir gleichfalls erlaubt habe, der hochverehrlichen Classe in der Maisitzung des vorigen Jahres vorzulegen. **)

*) Münchn. gel. Anzeig. XXXVI. S. 292.

**) A. a. O. XXXVII. S. 105.

Aus derselben gieng hervor, daß der H. alpinus im ganzen Alpenzug von Frankreich an bis zu den östlichen Tauern verbreitet ist, und daß er mancherlei Farbenabänderungen und (nach späterer Mittheilung) auch Verschiedenheiten in der Größe darbietet, so daß nach diesen Merkmalen der H. petrophilus wohl dem H. alpinus zugetheilt werden könnte. Nur eine auffallende Differenz blieb übrig, nämlich bei dem H. petrophilus ist das dritte Prisma am zweiten obern Backenzahn vorn eingebuchtet, was bei keiner andern Art von Hypudaeus der Fall ist. Es mußte demnach weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben, durch Herbeischaffung anderer Exemplare sich zu versichern, ob das angegebene Merkmal auf einer individuellen Abweichung oder auf einer constanten Norm beruht.

Leider konnte ich zur Lösung dieser Frage in so fern nichts beitragen, als statt ins Hochgebirge, wie ich es vorhatte, zu wandern, ich dafür die Cur in Kissingen gebrauchen mußte; indeß Hr. Prof. Dr. Held war so gefällig, im verflossenen Herbste abermals eine Excursion ins Oythal zu unternehmen und es gelang ihm, durch aufgestellte Fallen 3 Exemplare von H. petrophilus zu erlangen, die in der Färbung unter sich, wie mit dem ein Jahr früher gefangenen vollkommen übereinstimmten. Von den neu acquirirten Individuen wurde das am besten erhaltene ausgestopft, doch ihm der knöcherne Schädel belassen, weil das Fell an der Schnauze beschädigt war; von den beiden andern aber, die in Bälgen conserviert wurden, der Schädel herausgenommen. Weil Hr. Prof. Blasius bereits so gefällig gewesen war, sich an der Ermittelung des Verhältnisses des H. petrophilus zu H. alpinus zu betheiligen, so überschickte ich ihm auch das neu acquirirte Material, um seine Meinung hierüber zu vernehmen, und erhielt hierauf von ihm folgende schriftliche Mittheilung.

„Ueber Arvicola petrophilus ist das übersandte Material im höchsten Grade interessant. Der eine der beiden Schädel stimmt in der Gestalt der Zähne mit dem normalen Vorkommen von A. alpinus; es fehlt die Einbucht an der dritten Schmelzschlinge des zweiten Oberkieferzahnes. Der andere Schädel ist am interessantesten: an der rechten Seite ist an diesem Zahne die Einbucht vorhanden, an der linken fehlt sie. Diese Einbucht ist also wohl nicht absolut entscheidend, auch wenn man annehmen wollte, daß A. alpinus und petrophilus im Oythal gleichzeitig vorkommen. Aber damit ist die Angelegenheit keineswegs erledigt. Der ausgestopfte Balg stimmt mit dem früheren in der Färbung so vollkommen überein, ist oben so intensiv rostfarbig, unten so intensiv weiß, wie in den Centralalpen kein A. alpinus vorzukommen scheint. Ich habe, indem ich dies schreibe, 13 Bälge und 37 Spiritus-Exemplare aus den verschiedensten Gegenden der Alpen vor mir, aber bis auf 3 alle aus den Centralalpen. Auch erreichen die Exemplare aus dem Oythale die bedeutendste Größe von A. alpinus nicht; sie liegen wohl ganz in den Grenzen der Größe von A. alpinus, überschreiten jedoch Mittelgröße nicht. Ich habe wenigstens weit größere vom St. Gotthardt und Heiligenblut. Etwas Eigenthümliches, Selbständiges, dem A. alpinus gegenüber, kann wohl nicht abgeleugnet werden. Und doch ist es bedenklich, eine Art ausschließlich durch etwas abweichende intensivere Färbung und geringere, doch in den Grenzen der Art liegende Körpergröße unterscheiden zu wollen. Mir scheint es aber auch jetzt noch wünschenswerth, von A. petrophilus mehr Material, und in dortiger Gegend vielleicht aus höheren Gebirgen zu besitzen, um zu einer ganz festen Ansicht zu kommen. Einstweilen scheint es mir wenigstens festzustehen, daß man diese Form als locale oder klimatische Varietät mindestens festhalten muß, bis ein noch größeres und vielleicht manigfacheres Material entscheidet. In dieser Beziehung wird wohl dasselbe Verhältniß wie von A. leucurus stattfinden. Ich habe schon aus den Centralalpen Exemplare, die letzteren nahe stehen; alle aber aus den niedrigen Gegenden der Schweiz, von Meiringen, vom Thunersee u. s. w. sind vollkommen identisch. So scheint mir A. leucurus eine niedrige Alpenform der westlichen Schweiz zu sein wie A. petrophilus eine ähnliche in den seitlichen Alpenzügen der östlichen Alpen sein mag.“

Nach dem Vorstehenden ist also auch Hr. Prof. Blasius der Meinung, daß der Hypudaeus (Arvicola) petrophilus eine eigenthümliche Form darstellt, von der es nur noch zu ermitteln ist, ob sie als

besondere Art oder, wie es wahrscheinlicher ist, als locale Varietät des H. alpinus betrachtet werden muß. Diese Frage kann nur dadurch zur Erledigung gebracht werden, daß die Nachforschungen nach diesen Bewohnern des bayerischen Hochgebirges im größeren Umfange vorgenommen werden, wozu ich auch die nöthigen Vorkehrungen zu treffen gedenke.

Noch ist es Hrn. Prof. Held diesmal gelungen, eine neue Alpenform in dem Oythale zu ermitteln, nämlich den Hypudaeus (Arvicola) Nageri. Er kommt ganz mit den Exemplaren überein, welche ich durch Hrn. Nager vom St. Gotthardt erhalten habe. Durch Hrn. Prof. Blasius ist das Vorkommen dieser Art in der ganzen Centralkette der Alpen nachgewiesen worden, nunmehr durch uns auch in den bayerischen Voralpen.

Es könnte auffallend vorkommen, daß zwei Alpenthiere der Schweiz und der Centralkette überhaupt bei uns als Thalbewohner an den Grenzen der Gebirgskette gefunden wurden; indeß ist hierüber bemerklich zu machen, daß das Oythal bereits einen sehr alpinen Charakter hat, wie dies aus nachstehender Schilderung, die mir Hr. Prof. Held auf mein Ansuchen mittheilte, hervorgeht.

„Im Oythal bei Oberstdorf stößt man $2\frac{1}{2}$ Stunden von diesem Markt nahe am östlichen amphitheatralisch geschlossenen und durch den „Stuiberfall“ gezierten Ende des Thals auf die „Gutenalp,“ die einzige und gewöhnlich schon vom 12 September an verlassene Alphütte *) in der Ebene dieses einsamen Hochthals. Neben ihr breiten sich vom Gehänge des „Saillinger“ herab die Trümmer eines Bergsturzes aus, dessen Ereigniß noch innerhalb des Zeitraumes der jetzigen Generation fällt. Unter den hohl liegenden größeren und kleineren Blöcken desselben sieht man auf dem vor dem Wetter geschützten felsigen Boden die Excremente des Hypudaeus petrophilus oft in Menge ausgestreut. Hier wurden Fallen aufgestellt, und zwei Exemplare gefangen.“

„Von diesem Punct aus ersteigt man in etwa $\frac{1}{4}$ Stunde den vom auffliegenden Wasserstaub stets nassen Rand des Kessels, in welchen sich der Stuiberfall stürzt. In dem Gebüsch, das man, hier angekommen zur Rechten hat, wurde in den ersten Stauden nächst dem Kesselrand — es sind Stauden der Lonicera alpigena mit ihren kirschenähnlichen Früchten — ein drittes Exemplar durch eine aufgestellte Falle erhalten. Der Boden wird hier durch stärkere Lagen von sehr feuchtem Humus gebildet, in welchem einzelne ziemlich große Löcher die Anwesenheit des gesuchten Hypudaeus verrathen.“

„Als charakteristisch für diese Gegend sei noch erwähnt, daß die Gründe dieses von Bergen hoch umragten und vermöge seiner ostwestlichen Erstreckung dem Süden verschlossenen Thales im Winter Monate lang kein Sonnenstrahl trifft, sowie für große Strecken desselben ewiger Schatten besteht. Zunächst den bezeichneten Fundorten des H. petrophilus findet man in der Thalsohle den Sommer hindurch immer größere oder kleinere Massen Schnees, die ihren Ursprung Lawinen verdanken. Die Flora der Gegend ist eine recht alpine. Oberhalb des genannten Wasserfalls sind die Abhänge in weiter Erstreckung mit Alpenrosen bedeckt, und auf den umliegenden Höhen findet man massenhaft das Edelweiß.“

Ich kann diese Mittheilungen nicht schließen, ohne nicht noch meinen besondern Dank dem Hrn. Dr. Held auszusprechen, dessen eifrigen Nachforschungen es gelungen ist, daß wir das Verzeichniß der bayrischen Säugthier-Fauna mit 3 Arten bereichern konnten, nämlich mit dem Hypudaeus petrophilus, dem Hypudaeus Nageri und dem von ihm und seinem nunmehr verstorbenen Vater schon früher aufgefundenen Sorex alpinus. Diese 3 Arten haben aber dadurch eine besondere Bedeutung, daß sie ausschließlich alpine Formen sind, d. h. zu denjenigen gehören, welche der Alpenfauna ihren eigenthümlichen zoologischen Charakter im Gegensatz zur Fauna der Ebenen verleihen.

*) Nach Hrn. Dr. Sendtner's Messungen liegt die Gutenalp bereits 3426 par. Fuß über dem Meere.

Die
Gelehrten Anzeigen der Königl. Akademie der Wissenschaften
in München

erscheinen auch für das Jahr **1855** wie bisher und wird um gefällige Erneuerung des Abonnements durch die Königl. Posten oder auf dem Wege des Buchhandels, durch G. Franz in München, gebeten. —

Die im Juni vorigen Jahres in Aussicht gestellte Scheidung der Gelehrten Anzeigen nach den **3** Klassen der Akademie muß vor der Hand unterbleiben, da sie auf Schwierigkeiten der Redaction und Versendung gestoßen ist, welche sich bisher nicht beseitigen ließen. Sie werden daher wie in der letzten Zeit ungetheilt, jedoch so erscheinen, daß die Anzeigen gruppenweise nach den einzelnen Klassen aufeinander folgen und die Gruppe jeder Klasse mit dem zu ihr gehörigen Bülletin über die Klassensitzungen verbunden bleibt. —

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juni.
Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8 April 1854.

Hr. Akademiker Dr. Vogel jun. hielt zwei Vorträge:

1) Ueber die Zersetzung einiger oxalsaurer Metalloxyde.

Zum Polieren des Glases und der Metalle wird bekanntlich allgemein Eisenoxyd und Zinnoxyd angewendet. Diese beiden Substanzen, welche sich durch ihre Härte ganz besonders zu dem genannten Zwecke eignen, bieten die Schwierigkeit, daß es nur mit Mühe gelingt, sie in dem gehörigen Grade feiner Vertheilung herzustellen, welcher zu ihrer Anwendung erforderlich ist. Auch durch lang fortgesetztes Schlämmen wird doch nie die absolute Sicherheit gewonnen, daß alle gröberen Theile aus dem Polierpulver entfernt sind, durch deren Vorhandensein nicht selten eine langwierige und mühsame Arbeit vernichtet wird. So erklärt es sich denn, daß diese an und für sich werthlosen Substanzen im präparierten Zustande einen unverhältnißmäßig hohen Preis haben. *)

*) Während 1 Pfund Eisenvitriol, der gewöhnlich zur Darstellung des Eisenoxyds verwendet wird, 4 kr. kostet, wird das daraus dargestellte Eisenoxyd mit 16 kr. das Loth bezahlt.

Zu Versuchen in dieser Richtung aufgefordert habe ich gefunden, daß die oxalsauren Verbindungen dieser Metalloxyde zur Darstellung der beiden Oxyde im chemisch reinen und zugleich höchst fein vertheilten Zustande geeignet erscheinen. Wird oxalsaures Eisenoxydul unter Abschluß der Luft erhitzt, so bleibt bekanntlich ein Pyrophor zurück, der indessen nicht, wie es bisher angegeben wird, reines metallisches Eisen, sondern vielmehr eine Kohlenstoffverbindung des Eisens ist. An der atmosphärischen Luft verbrennt dieses pyrophorische Eisen zu Eisenoxyd, ein Vorgang, der durch schwaches Erwärmen wesentlich befördert und beschleunigt wird. Es ergiebt sich demnach in diesem Verhalten ein Mittel, bei einer verhältnißmäßig sehr niederen Temperatur Eisenroth zu erhalten, zu dessen Darstellung bisher ein starkes Glühen und dann ein lang anhaltendes Waschen nothwendig war, um das durch die hohe Temperatur veranlaßte Zusammensintern der einzelnen Theile aufzuheben.

Im Allgemeinen besteht die Darstellung des Colcothars nach dieser Methode darin, daß das oxalsaure Eisenoxydul auf einem Eisenbleche oder in einem Metallkessel über sehr mäßigem Feuer, auf einer Ofenplatte oder über der Weingeistlampe erhitzt wird. Schon bei 200° C beginnt die Zersetzung des Salzes, und bei höher gesteigerter Temperatur wird das Eisenroth in der feinsten Vertheilung hergestellt. Die Vertheilung ist deßhalb eine so außerordentliche, weil durch die Entwicklung von Kohlensäure und Kohlenoxydgas die Theile auseinander getrieben werden, und endlich noch durch die Auf-

nahme von Sauerstoffgas das Volumen des Materials um das Doppelte vermehrt wird.

Auf solche Weise bereitetes Eisenoxyd steht in der Härte dem gewöhnlichen nicht nach und kann, da es eine absolute Sicherheit der feinsten Vertheilung gewährt, sogleich ohne Schlämmen verwendet werden. Versuche, welche mit diesem Pulver zum Polieren von Metallen, namentlich von Gold und Silber angestellt worden sind, haben gezeigt, daß ohne jemals zu ritzen damit die feinste Politur in kurzer Zeit erzielt werde, weßhalb es auch auf Leder aufgetragen zum Abziehen von Klingen sehr geeignet ist. Zum Polieren der Daguerre'schen Silberplatten und der Teleskope entspricht es vollkommen. Aus den Versuchen, dieses Eisenoxyd zum Polieren der Gläser anzuwenden, hat sich herausgestellt, daß bei gehöriger Manipulation in ungewöhnlich kurzer Zeit eine glänzende Politur verliehen werden könne.

Es muß der Technik vorbehalten bleiben, über die weitere Anwendung dieses Polierpulvers zu entscheiden.

Um das oxalsaure Zinnoxyd in reine Zinnasche zu verwandeln, bedarf es einer etwas höheren Temperatur, als zur Zersetzung des oxalsauren Eisenoxyduls erfordert wird. Die Masse bläht sich bei der Zersetzung sehr stark auf, das Volumen vermehrt sich um mehr als das Doppelte, und es bleibt ganz weißes leichtes Zinnoxyd zurück.

Oxalsaures Kupferoxyd wird durch ein einfaches Verfahren in chemisch reines Kupferoxyd umgewandelt, welches durch diese Eigenschaft zum Gebrauch bei Elementaranalysen sich sehr geeignet erwiesen hat.

Endlich erwähne ich noch eines eigenthümlichen Verhaltens des oxalsauren Wismuthoxyds. Dieses im frischen Zustande ganz weiße Pulver geht schon dem gewöhnlichen Tageslichte ausgesetzt schnell ins Rosenrothe über, und nach längerer Einwirkung ins tiefdunkelrothe. Dieselbe Farbenveränderung erleidet das Salz bei schwacher Erwärmung.

2) Ueber die Einwirkung der concentrierten Schwefelsäure auf organische Körper.

Wir kennen eine große Anzahl organischer Substanzen, welche die Eigenschaft besitzen, durch Behandeln mit concentrierter Schwefelsäure und Zucker eine violettrothe Farbe anzunehmen. Außer sämmtlichen sogenannten Proteinstoffen und der Gallensäure, welcher anfangs diese Reaction vorzugsweise zugeschrieben wurde, zeigen noch eine Menge Körper des vegetabilischen und animalischen Reiches diese Eigenschaft in ausgezeichnetem Grade. Dahin gehören die Harze, [1]) die ätherischen und die fetten Oele. [2]) Ueber das Verhalten der letzteren zu den genannten Reagentien sind in meinem Laboratorium zahlreiche Versuche angestellt worden, deren Resultate ich hier mittheile.

Nach Lehmann [3]) ist eine Verwechslung der Galle mit den Fetten deßhalb nicht leicht möglich, weil die Elaine und die Oelsäure mit Schwefelsäure und Zucker nur sehr langsam und unter Sauerstoffabsorption, also nur in dünnen Lagen, z. B. auf einem Uhrgläschen, jene Färbung hervorbringen sollen. Nach meinen Beobachtungen tritt diese Reaction ebenso deutlich und schnell wie mit Galle ein, und es ist nicht möglich zu unterscheiden, ob die Farbe von Gallensäure oder einem fetten Oele herrührt. Ich bringe, um den Versuch auszuführen, einen Tropfen Oel (am besten Ricinusöl) in ein Becherglas und setze unter Umrühren einen Ueberschuß von concentrierter Schwefelsäure hinzu. Ein Tropfen einer Zuckerlösung hiemit in Berührung gebracht, erzeugt augenblicklich die rothe Färbung.

Auffallend erschien die Angabe, [4]) daß nur die flüssigen Fette, die Elaine, nicht aber die festen,

1) F. Kunde, de hepatis ranarum exstirpatione. Dissertatio inauguralis. Berolin. 1850.

2) S. Schultze, über die Einwirkung von Zucker und Schwefelsäure ꝛc. Annalen d. Chemie u. Pharm. von Liebig u. Wöhler. Bd. 71 p. 266.

3) Lehmann, physiolog. Chemie. 1853. p. 122.

4) F. Kunde u. S. Schultze a. a. O.

die Stearine, Margarine ꝛc. die Reaction hervorbringen; dies wäre um so bemerkenswerther, da wir dadurch ein vortreffliches Mittel hätten, die Beimischung von weichen Fetten zum Stearin oder Wachs leicht zu erkennen. Ich habe gefunden, daß auch die festen Fette, Talg, Cacaobutter, Wachs ꝛc. die violette Färbung mit Schwefelsäure und Zucker zeigen, jedoch nicht bei gewöhnlicher Temperatur, sondern es ist nothwendig, diese Fette erst durch schwaches Erwärmen in flüssigen Zustand zu versetzen. In fester Form mit Schwefelsäure behandelt färben sie sich braun oder schwarz und verändern ihre Farbe durch Zusatz von Zuckerlösung nicht. Hat man sie aber durch schwaches Erwärmen in einer Porzellanschaale oder auf einem Uhrglase flüssig gemacht, so wird durch Uebergießen mit Schwefelsäure und Zusatz einer Zuckerlösung unter Umrühren sogleich die violette Färbung entstehen.

Indessen hat der Zucker überhaupt in dieser Reaction den nachtheiligen Umstand, daß er bekanntlich durch concentrierte Schwefelsäure selbst schwarz wird, und dadurch bisweilen die eigenthümliche rothe Farbe verdeckt. Nach meinen Versuchen ist die Essigsäure im Stande, in diesem Falle den Zucker vollkommen zu ersetzen. Uebergießt man einen Tropfen fetten Oeles mit einigen Tropfen concentrierter Schwefelsäure unter beständigem Umrühren und setzt nun Essigsäure hinzu, so entsteht eine deutlich rothe ins Violette übergehende Färbung, welche bisweilen noch entschiedener zum Vorschein kömmt, wenn nach dem Zusatz der Essigsäure von neuem einige Tropfen Schwefelsäure hinzugebracht werden. Ich habe in dieser Weise eine größere Menge fetter Oele untersucht und bei allen die Färbung erhalten. Besonders charakteristisch gelingt der Versuch mit Ricinusöl. Auch die festen Fette, Talg, Cacaobutter, Stearinsäure, weißes Wachs ꝛc. zeigen die Reaction, wenn sie vorher durch schwaches Erwärmen in flüssigen Zustand versetzt worden sind. Es dürfte daher diese rothe Färbung durch Schwefelsäure und Essigsäure als eine allgemeine Eigenschaft aller Fette, sowohl des animalischen als vegetabilischen Reiches betrachtet werden.

Die Harze, Colophon, Terpentin, Mastix ꝛc., wie auch ätherische Oele, zeigen ebenfalls mit Schwefelsäure durch Zusatz von Essigsäure eine rothe Farbe, die indessen nicht so auffallend ist, als bei den vorerwähnten Substanzen.

Eine ähnliche Erscheinung zeigt auch die thierische Substanz der rothen Korallen. Behandelt man Korallen mit Mineralsäuren, so löst sich ihr Hauptbestandtheil, kohlensaure Erden, und auch von der organischen Substanz bleiben kaum einige Flocken zurück, so daß es auf diese Art nicht möglich ist, sich von der letztern auch nur eine geringe Menge zu verschaffen. Anders verhält es sich dagegen, wenn die Korallen mit Essigsäure digeriert werden, ohne die Temperatur bis zum Kochen zu erheben. In diesem Falle bleibt ein nicht unbeträchtlicher organischer Rückstand von gelblicher Farbe, welcher auf dem Filtrum gesammelt, ausgewaschen und getrocknet durch Benetzen mittelst eines in concentrierte Schwefelsäure getauchten Glasstabes tief indigoblau gefärbt wird. Da in den zum Versuche verwendeten Korallen keine Spur von Jod nachgewiesen werden konnte, so darf diese Reaction als eine deren organischem Bestandtheil speciell angehörende betrachtet werden.

Diese Versuche führten natürlich auf die von Pettenkofer [5]) angegebene und von Will [6]) mehrfach empfohlene Gallenprobe. Wenn man sich vorher mit Sicherheit überzeugen kann, daß die auf Galle zu prüfende Substanz vollkommen frei ist von allen sogenannten Proteinstoffen, von Harzen, ätherischen Oelen, von allen flüssigen und festen Fetten, so darf die Behandlung mit concentrierter Schwefelsäure und Zucker ohne Frage als ein geeignetes Reagens auf Galle stehen bleiben, da sich mit ihr der Versuch leicht und deutlich ausführen läßt. Hier zeigt es sich aber, wie nicht alle Reagentien gegenseitig anwendbar sind, und es müßte zu den größten Irrthümern führen, wollte man Galle mit Schwefelsäure zur Auffindung von Zucker in Anwendung bringen, wie dies als eine genaue und empfindliche Methode vorgeschlagen worden ist. Abgesehen davon,

5) Annalen der Chemie u. Pharmacie Bd. 52 p. 90.
6) Müllers Archiv, 1848 p. 502.

daß bekanntlich Essigsäure [7]) ebensowohl wie Zucker diese Reaction hervorbringt, kann auch durch concentrierte Lösungen von Weinsäure und Citronensäure die Färbung mit Galle erzielt werden.

Es kömmt indessen noch ein Umstand hinzu, der die umgekehrte Reaction, nämlich durch Galle und Schwefelsäure Zucker zu entdecken, geradezu unmöglich macht. Van den Broek [8]) hat zuerst bei Gelegenheit einer Reihe von Harnuntersuchungen, die ihm alle nach der empfohlenen Methode einen Gehalt von Zucker als Resultat ergaben, die höchst bemerkenswerthe Thatsache beobachtet, daß die Galle allein mit Schwefelsäure, ohne daß irgend eine andere Substanz hinzutritt, die charakteristische roth violette Farbe erzeugen kann, und zwar durchaus auf dieselbe Weise, wie wenn man zur Probe etwas Zucker hinzugesetzt hat und mit denselben Reactionen. Wenn Lehmann [9]) angiebt, daß ihm dies zu beobachten nie gelungen sei, so erscheint dies um so auffallender, als gerade aus seinem Laboratorium die schon erwähnte interessante Arbeit über Galle von F. Kunde hervorgegangen ist. Um die van den Broek'sche Reaction sicher zu erhalten, verfahre ich auf folgende Weise. Trockne Galle wird auf einem Uhrglase nur mit so viel concentrierter Schwefelsäure zusammengerührt, daß dadurch eine breiartige Masse entsteht. Die Farbe verändert sich hiebei noch nicht; sobald nun aber ein Tropfen Wasser hinzugebracht wird, färbt sich die Masse dunkelroth, und nach 5 Minuten bis höchstens $\frac{1}{4}$ Stunde ist die ganze Flüssigkeit tief dunkelblau. Es ist absolut nothwendig, daß das Wasser vorsichtig und unter beständigem Umrühren tropfenweise zugesetzt werde, indem zu viel Wasser das Erscheinen der Farbe verhindert. Das Auftreten der Farbe durch Zusatz von Wasser steht offenbar mit einer damit zusammenhängenden Temperaturerhöhung in Verbindung, welche indeß nicht bis auf 100° C steigen darf, daher auch im Wasserbade die Farbenerscheinung gar nicht oder sehr transitorisch erscheint. Zur Gewinnung der Reaction sind die beiden Umstände, tropfenweiser Zusatz des Wassers und längere Zeit der Einwirkung unumgänglich nothwendig, und nur aus dem Uebersehen dieser beiden Umstände ist es zu erklären, daß die Färbung der Galle durch Schwefelsäure allein ohne Zuckerzusatz nicht schon länger ganz allgemein beobachtet worden ist. Ueber das Verhältniß des van den Broek'schen Versuchs zu den Fetten und Harzen behalte ich mir vor, demnächst zu berichten.

7) Lehmann's physiologische Chemie 1853 p. 121.

8) van den Broek, Holländische Beiträge 1848. Utrecht u. Düsseldorf p. 100.

9) Lehmann physiologische Chemie 1853 p. 121.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13 Mai 1854.

Hr. Akademiker Dr. Vogel jun. berichtet über eine von ihm angefertigte neue Art von Trichterröhren unter Vorzeigung des Apparates. Die Vorrichtung hat zum Zwecke die Anwendung von Wulfischen Flaschen, wie auch die doppelte Durchbohrung des Korkes bei länger fortgesetzten Gasentwicklungen entbehrlich zu machen. Dies wird mit der Construction des Apparates in der Weise erreicht, daß durch eine weitere kurze Glasröhre eine längere enge hindurchgeht, welche an einer Stelle in die erstere eingeschmolzen ist. Wird nun der Apparat mittelst eines Korkes auf ein Gasentwicklungsgefäß aufgesetzt, so kann durch die engere Röhre, welche oben eine trichterförmige Ausbiegung hat, fortwährend Säure hinzugesetzt werden, ohne die Gasentwicklung zu unterbrechen und ohne den Kork zu öffnen. Das sich entwickelnde Gas steigt durch die äußere Röhre von weiterem Durchmesser in die Höhe und kann durch ein an diese angesetztes im Knie abgebogenes Rohr vermittelst einer Kautschukverbindung weiter geleitet werden. Durch eine geringe Abänderung des Apparates, indem nämlich statt der oberen trichterförmigen Ausbiegung die Röhre etwas verlängert und umgebogen wird, kann diese Vorrichtung in einfacher Weise als Waschflasche für Gasarten benützt werden, wobei ebenfalls eine Wulfische Flasche oder ein doppelt durchbohrter Kork entbehrlich gemacht wird.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1854 Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juni.
Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 6 Mai 1854.

1. Der Secretär legt den **Prospectus** einer ***bibliotheca academica Monacensis*** vor, welche Herr Landrichter Gerstner, a. o. Mitgl. der III Cl., herauszugeben gedenkt.
2. Herr Prof. Streber liest einen Vortrag: Die Münzen des Erzbischofs Hartwich von Salzburg (**991 — 1023**), ein Beitrag zur Geschichte des Herzogthums Kärnthen.

Herr Professor Streber besprach den im vorigen Sommer zu Saulburg in Niederbayern gemachten Münzfund und brachte einige daselbst ausgegrabene Denare mit der Aufschrift: HARTVICVS EPS zur Vorlage. (Der ganze höchst wichtige Fund soll aus mehr als 3000 Stücken bestanden haben, die jedoch sogleich zerstreut und theilweise sogar eingeschmolzen wurden. Das k. Münzkabinet konnte nur noch in den Besitz von 230 Stücken gelangen.)

Nachdem er gezeigt, warum dieselben nicht, wie bisher geschehen, dem Bischofe Hartwich von Bamberg (1047 — 1053) zugetheilt werden können, suchte er zu beweisen, daß sie dem Erzbischofe Hartwich von Salzburg (991 — 1023) angehören.

Diese Denare seien die ältesten, die ein Erzbischof von Salzburg schlagen ließ, zugleich aber bezüglich der Geschichte des Herzogthums Kärnthen von großem Interesse. Der gewöhnlichen Annahme zufolge sei nämlich nach dem Tode Heinrichs des Zänkers (995) Kärnthen von Bayern getrennt und jedem Lande ein besonderer Herzog vorgesetzt worden. In Kärnthen haben der Reihe nach Otto, Graf im Speier- und Wormsgau 996 — 1004, Conrad der Aeltere, des vorigen Sohn, 1004 — 1011 und Adalbero aus dem Hause Eppenstein 1012 — 1035 regiert. Mit dieser bisher allgemein geltenden Annahme scheinen aber die Denare des Erzbischofs Hartwich von Salzburg nicht in Einklang zu stehen. Auf denselben werden nämlich gleichzeitig mit dem Erzbischofe noch drei andere Fürsten, theils mit, theils ohne beigefügten Titel genannt, und zwar HEINR.icus, CVONR.adus und ADALP.ero DVX. Hieraus ergebe sich unzweifelhaft, daß Hartwich das Münzrecht mit den hier genannten drei Herrn gemeinschaftlich ausgeübt habe. Da nun die beiden letzteren keine anderen sein können als die Herzoge von Kärnthen, Conrad der Aeltere und Adalpero, so liege nichts näher als die weitere Folgerung, daß auch der dritte derselben, nämlich Heinrich, gleichfalls dem Herzogthum Kärnthen vorgestanden habe. Heinrich der Zänker könne hier nicht gemeint sein, weil dieser schon 995 starb, Erzbischof Hartwich aber das Münzrecht erst 996 erhielt. Es bleibe demnach nichts anderes übrig als anzunehmen, daß nicht Otto von Franken, sondern ein Heinrich der Nachfolger Heinrichs des Zänkers im Herzogthum Kärnthen gewesen sei. Da nun in

den Urkunden dem Herzoge Heinrich von Bayern und nachmaligen Könige Heinrich II Handlungen zugeschrieben werden, die unzweideutig auf eine bestimmte Gewalt desselben im Herzogthum Kärnthen und in der Mark Verona hinweisen, so spreche alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß dieser Heinrich — der nachmalige König Heinrich II — es gewesen sei, der als Herzog von Kärnthen gemeinschaftlich mit dem Bischofe von Salzburg das Münzrecht ausübte oder mit anderen Worten, daß derselbe nach dem Tode seines Vaters Heinrichs des Zänkers (995) nicht bloß das Herzogthum Bayern, sondern auch zugleich wenigstens theilweise das Herzogthum Kärnthen erhalten habe.

Die Classe beschloß einstimmig die Aufnahme dieser Abhandl. in ihre Denkschriften.

Sitzung der historischen Classe am 20 Mai 1854.

Herr Major v. Sprunner trug eine kurze Denkschrift über Anfertigung historischer Karten vor. Er erörterte den Zweck seiner Arbeit dahin, daß mit also eingerichteten Karten nicht nur die Absicht Sr. Majestät des Königs für Bezeichnung der verschiedenen Perioden der Geschichte (Alterthum, Mittelalter und neuere Zeit), erreicht werde, sondern daß auch für die im Jahre 1859 bevorstehende Säcularfeier der k. Akademie der Wissenschaften eine solche Karte zur Verherrlichung derselben angefertigt werden könne, so zwar, daß nicht die historische Classe allein, sondern auch die erste und zweite Classe mit ihren wichtigsten Momenten auf derselben Raum finden dürften, die Resultate ihrer geognostischen, sprachlichen ꝛc. Forschungen darzustellen.

Die Classe beschloß diesen Ansichten und Vorschlägen die ihnen gebührende Folge zu geben.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Mai 1854.

Von der k. k. Akad. der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Philosophisch-historische Classe. Bd. XI. Jahrgang 1853. Heft III — V. October — December. Jahrg. 1854. Heft I. Wien 1853. 54. 8.

Sitzungsberichte. Mathematisch-naturwissenschaftl. Classe. Bd. XI. Jahrg. 1853. III. IV. V Heft. October. November. December. XII Jahrg. 1854. I Heft. Januar. Wien 1853. 54. 8.

Denkschriften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. 6 Bd. Wien 1854. 4.

Tafeln zu dem Vortrage: der polygraphische Apparat der k. k. Hof- und Staatsbuchdruckerei in Wien (zum V Heft des IX Bandes der mathem. Classe 1852). Wien 1853. 8.

Von der Imprimerie impériale in Paris:

Journal des Savants. Janvier — Décembre 1853. Paris 1853. 4.

Von der Royal irish academy in Dublin:

Proceedings. Vol. V. Dublin. 8.

Von der k. Akad. der Wissenschaften in Berlin:

Monatsberichte. Februar 1854. Berlin. 8.

Von der Gesellschaft für bildende Kunst und Alterthümer in Emden:

Kurzer Bericht über die Entstehung, Entwicklung und Wirksamkeit derselben. Emden 1854. 8.

Von der k. Gesellschaft der Wissensch. in Göttingen:

Götting'sche gelehrte Anzeigen. Bd. I — III auf d. J. 1853. Göttingen 1853. 8.

Nachrichten von der Georg-Augusts Universität und der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vom Jahre 1853. Nr. 1 — 17. Göttingen. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Journal Nro. CCXXXVII. Nro. VI. 1853. Calcutta 1853. 8.

Von Teylers tweede Genootschap in Harlem:

Verhandelingen XXVI Stuk. Vierde Gedeelte. Harlem 1854. 4.

Von dem Hrn. Dr. Prantl hier:

Neueſte Sammlung ausgewählter griechiſcher und römiſcher Claſſiker dritte Lieferung. Plato's auserwählte Werke dritte Lieferung. Stuttg. 1854. 8.

Ueberſicht der griechiſch-römiſchen Philoſophie. Ebenda.

Von der ſächſiſchen Geſ. der Wiſſenſch. in Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen. Philoſophiſch-hiſtoriſche Claſſe. III. IV. V. Leipzig 1853. 54. 8.

Von der Univerſität in Leyden:

Annales academici 1849 — 1850. Leyden und Batavia 1854. 4.

Von dem Hrn. Braun in Wiesbaden:

Monographie des eaux minerales de Wiesbaden. Wiesbaden. 4.

Von dem Hrn. v. Littrow in Wien:

Bahnnähen zwiſchen den periodiſchen Geſtirnen des Sonnenſyſtems. Wien. 8.

Ueber das allgemeine Niveau der Meere. Wien. 8.

Von der phyſikaliſch-mediz. Geſellſchaft in Würzburg:

Verhandlungen IV Bd. II Heft. Würzburg 1854. 8.

Von der k. k. geologiſchen Reichsanſtalt in Wien:

Jahrbuch 1853. IV Jahrg. Nr. 3. Juli. Auguſt. September. Wien. 4.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXVIII. No. 2 — 6. Janvier, Févr. 1854. Paris 1854. 4.

Von der k. k. patr. ökonom. Geſellſchaft im Königreiche Böhmen zu Prag:

Centralblatt für die geſammte Landescultur. 4 Jahrg. 1853. Nr. 40 — 52. Prag. 4.

Wochenblatt der Land-, Forſt- und Hauswirthſchaft für den Bürger und Landmann. 4 Jahrg. 1853. Nr. 40 — 52. Prag. 4.

Von dem Muséum d'histoire naturelle in Paris:

Archives. Tom. VII. Livr. I. Paris 1853. 4.

Von der pfälziſchen Geſellſchaft für Pharmacie und Technik in Speier:

Neues Jahrbuch für Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. I. Heft II. III. Febr. März. Speier 1854. 4.

Von dem Hrn. Blondlot in Nancy:

Inutilité de la bile dans la digestion proprement dite; mémoire complementaire de l'essai sur les fonctions du foie. Paris, Nancy 1851. 8.

Essai sur les fonctions du foie et de ses annexes. Paris 1846. 8.

Recherches sur la digestion des matières amylacées. Nancy 1853. 8.

Nouvelles recherches chimiques sur la nature et l'origine du principe acide.

Traité analytique de la digestion considerée particulièrement dans l'homme et dans les animaux vertèbres. Paris, Nancy 1843. 8.

Von dem zoologiſch-mineralogiſchen Verein in Regensburg:

Abhandlungen. 4 Heft. Regensburg 1851. 8.

Von dem k. k. Ferdinandeum in Innsbruck:

25 Jahresbericht vom Jahre 1851 — 52. Innsbruck. 8.

Erläuterungen zur geognoſtiſchen Karte Tyrols und Schlußbericht der adminiſtrativen Direction des geognoſtiſch-montaniſtiſchen Vereins für Tyrol und Vorarlberg. Innsbruck 1853. 4.

Von der phyſikaliſchen Geſellſchaft in Berlin:

Die Fortſchritte der Phyſik in den Jahren 1850 und 1851. VI u. VII Jahrg. I Abth. Berlin 1854. 8.

Von dem Vereine zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preußiſchen Staaten:

Verhandlungen. Neue Reihe. I Jahrgang VIII — XII. Berlin 1853. 8.

Von der naturforſchenden Geſellſchaft in Zürich:

Mittheilungen. Heft VI. VII. Nr. 66. Zürich 1852. 1853. 8.

Von dem Hrn. Grunnert in Greifswalde:

Archiv der Mathematik und Phyſik. 22 Thl. II Heft. Greifswalde 1854. 8.

Von den Herren E. Homolle und F. A. Quevenne in Paris:

Archives de physiologie de thérapeutique et d'hygiène No. 1. Janvier 1854. Mémoire sur la digitaline et la digitale. Paris 1854. 8.

Von der Société des sciences naturelles in Cherbourg:

Mémoires. 1 Vol. 3. 4 livr. Cherbourg 1853. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. X. Part I. No. 37. February I. 4854. London 1854. 8.

Von der Royal Society in London:

Philosophical transactions for the year 1853. Vol. 143. Part III. London 1853. 4.

Fellows of the society. Nov. 30. 1853. London. 4.

Proceedings. Vol. VI. No. 99. 101. London. 8.

Address of the right honorable the Eare Rosse etc. Novbr. 30. 1853. 8.

Von dem landwirthſchaftlichen Verein hier:

Zeitſchrift. April IV. München 1854. 8.

Von der Société de physique et d'histoire naturelle in Genf:

Mémoires. Tom. XIII. 2 Partie. Genève 1854. 4.

Von der fürſtlich Jablonowskiſchen Geſellſchaft in Leipzig:

Preisſchrift. IV. Zech: Aſtronomiſche Unterſuchungen über die wichtigeren Finſterniſſe, welche von den Schriftſtellern des klaſſiſchen Alterthums erwähnt werden. Leipzig 1853. 8.

Von dem hiſtoriſchen Filialverein zu Neuburg:

Collectaneen, Blatt für die Geſchichte Bayerns, insbeſondere für die Geſchichte der Stadt und des ehemaligen Herzogthums Pfalz-Neuburg. 16. 17. 18 Jahrgang. 1850. 1852. Neuburg. 4.

Von dem Verein für Vaterlandskunde in Stuttgart:

Würtembergiſche Jahrbücher für vaterländiſche Geſchichte, Geographie, Statiſtik und Topographie. Jahrgang 1852. I und II Heft. Stuttgart 1853. 54. 8.

Von dem Hrn. M. de Caumont in Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires et de renseignements sur la statistique monumentale de la France. 2 Série. Tom. 9. 19 Vol. de la collection. Paris 1853.

Annuaire de l'institut des provinces et des congrès scientifiques. 1854. Paris. 8.

Congrès scientifique de France. Dix-neuvième session. Tom. I. II. Paris 1852. 8.

Von dem Grafen v. Montalembert in Paris:

Congrès archéologique de France. Discours de Cloture. Caen 1854. 8.

Von dem Hrn. M. Ch. Richelet in Paris:

Notice sur M. de Caumont. Paris 1853. 8.

Von dem Comité zur Herausgabe der mähriſchen Landtafel in Brünn:

Die Landtafel des Markgrafthums Mähren. I Lief. Erſtes Buch der Olmützer Cuda. Brünn 1854. Fol.

Von dem hiſtoriſchen Verein zu Osnabrück:

Mittheilungen. 3 Jahrg. 1853. Osnabrück 1853. 8.

Von dem Hrn. J. M. Lappenberg in Leipzig:

Dr. Thomas Murners Ulenſpiegel. Leipzig 1854. 8.

Von dem hiſtoriſchen Verein für das Großherzogthum Heſſen in Darmſtadt:

Archiv für heſſiſche Geſchichte und Alterthumskunde. Urkundenbuch. Zweites Heft. 1279 — 1299.

Von dem hiſtoriſchen Verein für Niederbayern in Landshut:

Verhandlungen. III Band. 4 Heft. Landshut 1854. 8.

Von der Geſellſchaft für bildende Kunſt und Alterthümer in Emden:

Kurzer Bericht über die Entſtehung, Entwicklung und Wirkſamkeit derſelben.

Von dem Hrn. J. G. Droyſen in Leipzig:

Zwei Verzeichniſſe. Kaiſer Carl V Lande u. ſ. w. Leipzig 1854. 8.

Eberhard Windeck. Leipzig 1853. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juni.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

1. **Memorials of Indian Government, being a selection from the papers of Henry St. George Tucker, late director of the East India Company. Edited by John William Kaye. London 1853.**
2. **Statistical papers. India.** Gedruckt auf Befehl des Hauses der Gemeinen, **20** April **1853.**

Die große Ländermasse vom Himalaja und dem Meere, vom östlichen Persien und dem westlichen China umgränzt, ist seit dem Beginne geschichtlicher Ueberlieferung von Menschen verschiedener Herkunft, von Völkern verschiedener religiösen und staatlichen Einrichtungen bewohnt. Alle diese Völker werden nach einem alten, wahrscheinlich von den Persern stammenden Brauche, Hindu genannt, und das Land, in dem sie leben, Hindostan. Die zahlreichen von einheimischen und fremden Eroberern im Laufe der Jahrhunderte gegründeten Staaten vermochten es nicht, ihre Herrschaft über alle jene weitgestreckten Flächen und Gebirgsgegenden auszudehnen. Indien war zu den verschiedensten Zeiten in mehrere Herrschaften und Reiche gespalten. Die Vereinigung dieser Länder und Gemarken unter einem Gebieter; die Befreundung der durch Priesterinnungen und Herrschsucht getrennten Insassen unter sich selbst und ihre Zurückführung zur übrigen Menschheit; die Erlösung aus moralischer Versunkenheit zu neuem Leben, zur Selbständigkeit: dies Alles blieb und bleibt dem westlichsten Staate der alten Welt vorbehalten. Der Bau dieses in der Geschichte einzigen Reiches ward von einer Kaufmannsgilde mit List begonnen und ausgeführt mit dem Schwert in der Hand. Sie ist freilich, sobald es die Noth erheischt, von der ganzen Wucht des großen Mutterlandes getragen.

Herr Tucker, Verfasser der Denkschriften über die Regierung und Verwaltung dieses angloindischen Reiches, war während des letzten so wichtigen Vierteljahrhunderts Mitglied des leitenden Ausschusses dieser Völker-beherrschenden Kaufmannsgilde. In frühen Jahren begann er diese Laufbahn als Secretär bei Sir William Jones und widmete von nun an sein ganzes langes Leben — T. starb 14 Juni 1851 im 81 Jahre seines Alters — Indien und seinen Angelegenheiten, nach der verschiedensten Richtung. Eine Menge hierauf bezüglichen Denkschriften hatten sich in seinem Nachlaß vorgefunden, aus welchen Hr. Kaye die vorliegende Auswahl mittheilt. Tuckers Familie hätte hiezu keinen geeignetern Mann auffinden können. Kaye schrieb die beste Geschichte des Hinaufzuges der Engländer gegen Afghanistan und sein Werk über die Regierung und Verwaltung der ostindischen Compagnie, wovon vor einigen Monaten die zweite Auflage erschienen, ist das Lehrreichste auf diesem Gebiete der historisch-staatswirthschaftlichen Literatur.

Die Denkschriftensammlung beginnt mit einer neuen und belehrenden Darstellung des Ursprunges und Fortganges der Regierung Indiens. Die Aufsätze selbst zerfallen in neun Abtheilungen: das Verwaltungswesen im Allgemeinen, die hiemit zusam-

menhängenden Stellen und Ordnungen; die militärischen Einrichtungen; das Einkommen und die Hülfsquellen Indiens; die Gerichtsverfassung, die Beziehungen des angloindischen Reiches mit den benachbarten Staaten, namentlich zu Mittelasien und Rußland; indisches Religionswesen und Christenthum; die Finanzen; vermischte Aufsätze; Schlußbetrachtungen. Wir wollen nun, mit Benutzung der dem Parlamente vorgelegten statistischen Angaben über Indien, das Wesentliche der denkwürdigen Sammlung kurz zusammenfassen.

Die Herrschaft der Engländer in Asien bereichert mit jedem Jahre mehr unsere Kenntnisse in manigfacher Beziehung. Auf keinem Gebiete aber mehr als auf dem der Statistik. Die Statistik ist in Europa eine neue Wissenschaft; in Asien war sie früher nur innerhalb der Länder des chinesischen Cultursystems vorhanden. Brahmanen, Buddhisten, Dschainas und alle die andern Religionen und Secten, welche später aus dem Brahmanenthum hervorgiengen, haben sich, so viel man weiß, niemals um Volkszählungen und Staatsrechnungen, Bodencultur und Industrie der Insassen Hindostans bekümmert. Welch einen großen Fortschritt der Islam bildet, sieht man vorzüglich auf dem Gebiete der praktischen menschlichen Wissenschaften. Die muselmanischen Großmongolen erkannten bereits in der Statistik die Grundlage einer jeden vernünftigen volksthümlichen Regierung und haben ihr die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Die Institutionen Akbers, wie sie sein Freund und Minister Abul Fasel beschrieben, stehen heutigen Tags noch ebenbürtig da neben jeder statistischen Darstellung irgend eines Landes auf Erden.

Das ganze Reich war anfangs in 15, später in 18 Kreise eingetheilt worden, welche wieder in 105 Districte und 2737 Bezirke zerfielen. Ueber jeden Kreis ist ein Statthalter gesetzt, dem zu gleicher Zeit die bürgerliche und Militärverwaltung gebührt. Diese Suhbadar stehen unmittelbar unter dem Fürsten und erhalten von ihm ihre Befehle. Der Statthalter habe bloß, so lauten die Verwaltungsnormen, das Wohl des Volkes im Auge; er sei immer freundlich, und erweise jedem die gebührende Ehre. Unter den Statthaltern stehen eigene Beamte, denen der Oberbefehl über die Söldner und Lehenstruppen, dann die Leitung des Gerichts- und Steuerwesens anvertraut sind. Einem jeden ward der Geschäftskreis genau vorgezeichnet, um, so weit menschliche Vorsicht reicht, Willkür und Uebergriffe zu beseitigen. Aus diesem Grunde wurde selbst, was sonst unerhört ist im Morgenlande, das Geschäft des Untersuchungsrichters und des Urtheilsprechenden getrennt; das eine stand dem Kadi zu, und das andere dem Mir Adel, das heißt dem Herrn Richter. Nur bei Gelegenheit eines gefährlichen Aufstandes kann der Statthalter, ohne an den Hof zu berichten, Todesstrafen verhängen. Den Katwals, welchen das Geschäft unserer Polizeidirectoren und Hauptleute der Gendarmerie an einzelnen Orten und Districten zusteht, ist anempfohlen, den Herrn Richter von zwei Kundschaftern überwachen zu lassen und dem Fürsten alsbald zu berichten, wenn Jemand in seinem Rechte verkürzt würde. Unter den zahlreichen Vorschriften für die Beamten sind vortreffliche, freilich auch manche abenteuerliche und barbarische enthalten. Der Padischah wollte den Müssiggang abgeschafft wissen. Der Katwal soll nun darüber wachen, daß Jeder ein Handwerk erlerne; Niemand darf als Sklave verkauft werden; die frühere Sitte, Kriegsgefangene als Sklaven zu behandeln, war bereits (1561) aufgehoben. Der Katwal möge erforschen, wovon und wie die Leute leben, namentlich aber darauf achten, daß keine Frau nach dem Tode ihres Gemahls gegen ihren Willen verbrannt werde. Kalendermacher und anderes scheinheilige Bettlergesindel, das sich vom Schweiße der Fleißigen nährt, soll von den Polizeibeamten angehalten werden, ein nützliches Geschäft zu treiben. Das Schlachten der Thiere war an vielen Tagen und selbst während eines ganzen Monats im Jahre verboten. Metzger, Todtenwäscher und andere Leute, die unreine Geschäfte betreiben, mögen ferne von andern Leuten an einem eignen Orte beisammen wohnen. Wer mit einem Scharfrichter aus einem Becher trinkt, dem wird die Hand abgehauen; wer mit ihm aus einem Kessel ißt, verliert einen Finger.

Vorzügliche Aufmerksamkeit ward auf das Steuerwesen verwendet; denn hieran hängt, wie der

Minister Akbers treffend bemerkt, sowohl die Kraft der Regierung wie das Wohl der großen Masse der Regierten. Alle gehäßigen oder beschwerlichen Abgaben: die Kopfsteuer der Ungläubigen, die Taxen auf Wallfahrten wurden aufgehoben und bloß eine Grundsteuer angeordnet, welche freilich hoch genug angesetzt wurde, — ein Dritttheil des rohen Ertrags. Unter der einheimischen Regierung der Hindufürsten, heißt es in der betreffenden Verordnung, wurde zwar nur ein Sechstel erhoben, es waren aber überdies vielerlei Abgaben von beweglicher Habe zu entrichten. Um diese große Reform durchzuführen, wurde das Land vermessen, seine Ertragfähigkeit nach drei Classen eingetheilt und das Mittel derselben als Erträgniß eines jeden Tagwerks angenommen. Diese Natural-Abgaben sind dann nach dem Durchschnittspreis der letzten 19 Jahre in Geld verwandelt und später, damit die häufig wiederkehrende, Geld und Zeit kostende Schätzung wegfalle, die Steuern ein für allemal auf zehn Jahre festgesetzt worden. Es blieb jedoch jedem frei gestellt, seine Abgaben in Rohstoffen selbst einzuliefern. Auch ist's jedem, der da glaubt, er zahle zu viel, dessen Aecker eine schlechte Lage hatten, häufig brach liegen oder andern Nachtheilen ausgesetzt waren, gestattet, bei der Behörde eine Vorstellung einzureichen. Sie war angewiesen, die Beschwerde genau zu untersuchen und in besondern Fällen den Bauer mit Geldvorschüssen zu unterstützen. Der Rentmeister solle im Ganzen sein Amt zur Zufriedenheit der Steuerpflichtigen verwalten; dies sei die Grundnorm, nach welcher er sich zu richten habe. Ueber die Einnahmen und ihr Verhältniß zu den Ausgaben kann man, aus Unkunde des Preises der Lebensmittel, zu keinem sichern Ergebniß gelangen. Bedenkt man aber die außerordentliche Pracht des Hofes, die Freigebigkeit des Fürsten, der zwei bis dreitausend Geistliche und Gelehrte aller Völker und Secten unterhielt, so müssen die Erträgnisse der Steuern höchst bedeutend gewesen sein.

Die neuen europäischen Gebieter bewahrten auch in Hindostan wie allenthalben auf Erden, die praktische Richtung, den praktischen Blick des angelsächsischen Volkes. Noch mitten unter den Kriegsereignissen haben sie der Erforschung des Landes und seiner Hülfsquellen große Aufmerksamkeit gewidmet. Kaum war Maisor in ihren Händen, so hat der Oberstatthalter Marquis Wellesley eine wissenschaftliche Aufnahme des ganzen Reiches befohlen, in der Ausdehnung vor dem Frieden zu Seringapatam. „Der erste und wichtigste Gegenstand zur Kenntniß des Landes," so heißt es unter andern in den Instructionen, „ist der Ackerbau; die Getreidegattungen und die andern Nahrungsmittel, die Viehzucht und die Weise der Bewirtschaftung sollen erforscht werden; dann sind der mineralische Reichthum des Bodens, das Klima und die Jahrzeiten, die Fabricate und die Manufacturen, die Aus- und Einfuhr, der ganze physische und geistige Zustand der Bevölkerung zu untersuchen. Dies Alles soll erforscht und bis ins Einzelnste beschrieben werden." Der Oberstatthalter wußte auch den geeigneten Mann für dieses schwierige Unternehmen herauszufinden. Und es war, wie gewöhnlich bei allen wissenschaftlichen Untersuchungen, wieder ein Schotte. Der Arzt Francis Buchanan, welcher sich später nach einer heimatlichen Besitzung auch Hamilton nannte, hat sich und der indischen Regierung durch seine Beschreibung von Maisor, Kanara und Malabar so wie durch die Alles umfassende Darstellung mehrerer Länder Bengalens, bleibende Denkmale gesetzt. Solche statistische Untersuchungen und Aufnahmen sind der Zeit in mehreren andern Gegenden Hindostans und Dekkans vorgenommen worden.

Der Flächeninhalt des Reiches kann bis zur Vollendung der trigonometrischen Aufnahme nur annähernd bestimmt werden. Bis 1848 waren bloß 477,044 engl. □Meilen gemessen, welche 312,400 L. kosteten, die □Meile 13 S. 1 D. Indien ist 12mal so groß als Großbritannien und Irland zusammen. Das angloindische Reich mit Sindh und Pendschab, mit Tenasserim und den andern ehemals birmanischen Ländern wird von den Kundigen, ohne die einheimischen Lehensstaaten, auf 800,758 engl. □M. geschätzt; diese hingegen auf 690,247 engl. □M., im Ganzen also 1,491,005 mit einer Umgrenzung von 11 Millionen Meilen. Diese große Ländermasse zerfällt in zwei Abtheilungen: In un-

mittelbare Besitzungen, welche theils unter dem Oberstatthalter, theils unter den drei Präsidentschaften, Bengalen, Madras, Bombay und der Regierung von Agra stehen; dann in die mittelbaren Reiche und Lehensfürstenthümer, die bald dieser, bald jener Behörde untergeordnet sind. Eine auf wirklicher Zählung beruhende Bevölkerungsliste des ganzen Reiches ist ebenfalls noch nicht vorhanden; nur in einzelnen Theilen, wie in den nordwestlichen Provinzen, sind Zählungen vorgenommen worden. Nach den sichersten Angaben leben in den unmittelbaren Besitzungen an 105, in den mittelbaren Besitzungen wenigstens 55 Millionen, wornach das ganze angloindische Reich eine Bevölkerung von hundert sechzig Millionen haben würde. Ein Achtel dieser Bevölkerung bekennt sich zum Islam. In Hindostan allein, Dekkan nicht mitgerechnet, bildeten die Muselman, wie Dschehangir in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, ehemals ein Sechstel der Bevölkerung.

Die Verpflichtungen der Lehenslande, wozu wir auch Nepal rechnen, sowohl von ihrer Seite gegen Großbritannien als Großbritannien gegen sie, sind verschiedener Natur und durch Verträge festgesetzt. Bald sind die Lehensbesitzer bloß gehalten, ohne Zustimmung des Oberherrn keinen Europäer und Amerikaner in ihre Dienste zu nehmen, und englischen Residenten Zutritt zu gestatten; bald haben sie brittische Truppen aufzunehmen und bestimmte Lehensgefälle zu entrichten; bald müssen sie jede Einmischung in die innere Verwaltung zulassen und sich dem Gebote des Oberstatthalters unbedingt fügen. Aber auch wo Tractate dieser Art nicht stattfinden, verfügen die brittischen Behörden im Nothfalle unbedingt über alle Hülfsquellen der mittelbaren Besitzungen; ja diese Besitzungen können sämmtlich, was früher oder später ohne Zweifel geschehen wird, aufgehoben und mit den Präsidentschaften vereinigt werden.

Die Einnahmen aller dieser mittelbaren Reiche, Fürstenthümer und größern Lehen betragen in runder Zahl die Summe von 13 Millionen Pf. Sterling, wovon kaum 600,000 als Lehensgebühren und für die Contingente in die Kasse des angloindischen Reichs fließen, welche überdies zum großen Theile von den Residenten und ihren Gehülfen wieder verschlungen werden. Andere der Herrschaft entsetzte Fürstenfamilien erhalten jährliche Pensionen in einem Gesammtbetrage von 1,296, 258 Pfund Sterling.

Durch Einziehung oder wenigstens Verminderung dieser Pensionen und Lehensstaaten würde die angloindische Regierung einen großen Ueberschuß der Einnahmen erzielen; es könnten die Abgaben der schwerbelasteten Völker erleichtert und eine Menge allgemein nützlicher Anstalten errichtet werden.

Eine zweite Eintheilung des Reichs ist die in Verordnungsländer und Nichtverordnungsländer (Regulation provinces, non Regulation provinces). Lord Cornwallis hat nämlich (1793), kurz vor dem Ende seiner ersten Oberstatthalterschaft, für Bengalen eine Anzahl Verordnungen erlassen, welche an die Stelle der frühern Gesetze traten, und als Norm für künftige Beamte dienen sollten. Es dauerte aber nicht lange, so erkannte man das Willkürliche und Ungehörige dieser Maaßregel. Die neuerworbenen Länder blieben frei von diesem Drucke; sie wurden nach naturgemäßen Normen regiert, und hießen nun Nichtverordnungsländer, weil hier die Verordnungen Cornwallis' nicht gelten. Diese Gebiete stehen sonderbar genug immer noch unter dem auswärtigen Departement der Regierung zu Calcutta.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juni.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1854.

1. Memorial of Indian Government.
2. Statistical papers.

(Fortsetzung.)

Die Präsidentschaften zerfallen in Bezirke von 3 — 6000 englischen Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von einer halben bis einer Million, die unter Beamten steht, welche die manigfachen Geschäfte der Polizeidirectoren und Einnehmer in sich vereinigen. Die Handhabung des Rechts führen eigene Gerichtshöfe; doch ist hier und da den Einnehmern auch die untere Gerichtsbarkeit übertragen. Eine Anzahl Gehülfen theils im ordentlichen Dienste mit pragmatischen Rechten, theils gewöhnliche Diener (covenanted und uncovenanted service), ist den Beamten und Richtern beigegeben. Die Diener sind gewöhnlich Eingeborene oder Eurasier, welche nach Belieben ihrer Stellen entsetzt werden. Die untern Classen dieser Diener erhalten eine geringe Besoldung von 10 — 300 Pfund Sterling jährlich; die untersten kaum mehr als die gewöhnlichen Arbeiter, 4 bis 5 Gulden monatlich, womit sie unter jenen klimatischen Verhältnissen landesgemäß leben und sich kleiden können. Der Tageslohn in Indien trägt nämlich im Durchschnitt bloß 8 bis 9 Kreuzer. Bei diesen auf Ruf und Widerruf Aufgenommenen, deren an 2000 gerechnet werden, giebt es zwar auch Stellen von 800 bis 1000 Pfund Sterling, die jedoch selten den Eingebornen zu Theil werden. Offizierssöhne, englische Abenteurer, bankerotte Kaufleute und andere Personen der Art werden den fähigen und unbescholtenen Eingebornen vorgezogen. Und doch sind diese Beamten von größerm Einflusse, als die mit pragmatischen Rechten. In ihren Händen liegt die ganze bürgerliche Gerichtsbarkeit; sie allein (so z. B. die Classe der Tahsildar) verkehren in Betreff des Steuer- und Polizeiwesens unmittelbar mit der Bevölkerung; sie allein erheben die Zölle und besorgen alle Geschäfte bei dem Salz- und Opiummonopole. Die Besoldungen der Beamten erster Classe, wozu nur Engländer zugelassen werden, sind, wenn man das Verzeichniß vergleichen will, die höchsten, welche jemals bezahlt wurden.

Wie sorgfältig bereits jetzt schon die angloindische Statistik bearbeitet wurde, das bezeugen die zahlreichen, dem Parlamente vorgelegten Denkschriften; unter ihnen verweisen wir auf die Verbrecher-Statistik und die Gerichtspflege, weil sie den sichersten Maaßstab bilden für den Culturgrad, für die physischen und moralischen Zustände des angloindischen Reiches.

Der herannahende Ablauf des Freibriefes der ostindischen Hansa bringt immer eine große Masse Denkschriften und Werke zu Tage. Die meisten Denkschriften des Herrn Tucker sind bei der vorletzten Erneuerung (1833) entstanden. Es werden nämlich mehrere Jahre vor Ablauf eines solchen Freibriefs, nach der schönen Sitte Altenglands, die hierauf bezüglichen Verhältnisse in Vereinen und Versammlungen, in Tagblättern und Flugschriften allseitig besprochen. Auf die fieberhafte Aufregung des Krieges war in den Friedensjahren eine empfindliche Schwäche gefolgt. Die Fabriken und alle andern

kaufmännischen Geschäfte waren großartig angelegt und auf einen welthistorischen Kampf berechnet. Die neu erfundenen Maschinen hatten überdies ihre Fabricate weit über den Bedarf gesteigert. Die Unbehaglichkeit und Noth der arbeitenden Classen wuchs mit jedem Jahre. Man mußte auf Mittel denken, um die Ausfuhr zu vermehren und neue Märkte zu eröffnen. Wegräumung jeder sonderrechtlichen Hemmniß in Abgaben und Verkehr, in der Heimat wie in den Colonien, ward Feldgeschrei des Tages. Die ostindische Hansa ist hievon nicht am wenigsten getroffen; ihre Vorrechte in Handel und Wandel sollten zum Vortheile des ganzen Gemeinwesens aufhören. Dann wurden ihr neue Pflichten aufgelegt. Die Ausfuhr nach Indien und dem andern Morgenlande war in den letzten Jahrzehnten bedeutend gestiegen; die englischen Maschinen hatten zum großen Theile die einheimische Handarbeit vernichtet; es entstanden ganz neue, früher unerhörte Einfuhren. So begann ein Herr Frederic Tudor aus Boston (1805) die Einfuhr des Eises. Der erste Versuch gieng nach Martinique und trug kaum die Kosten; Tudor ließ sich nicht abschrecken. Er dehnte seinen Handel weiter aus und brachte 1833 das erste Eis nach Indien, wo es mit großem Vortheile verkauft wird. Die Eiseinfuhr nach den drei Präsidentschaften nimmt zu mit jedem Jahre;*) der Opiumgenuß in China wuchs ebenfalls mit jedem Jahre.

Durch all dies ist eine große Revolution im Weltverkehr eingetreten; die edlen Metalle und Rohstoffe strömten zum erstenmal im Verlauf der Weltgeschichte von Ost nach West, und bald fehlte es an ausreichenden Tauschmitteln im Morgenlande. Hat doch nach einer amtlichen Angabe die Ausfuhr an Waaren und in Geld, innerhalb 16 Jahren (1834 — 1850) die Einfuhr um 675 Millionen Rupien oder schwere Gulden überstiegen. „Die Compagnie," so sprachen nun ihre Gegner in und außerhalb des Parlaments, „hat lange genug vergessen, daß sie bloß einen kleinen Theil des Gemeinwesens bildet und jede Besserung des Ganzen auch ihr zu gut kommt. Sie muß die Kräfte auf eine gute Regierung des östlichen Reiches, auf Mehrung der Hülfsquellen des Landes und Tauschmittel für englische Erzeugnisse verwenden; dies ist durch die Lage der Dinge unumgänglich nothwendig geworden. Die Politik Englands, seine ganze Stellung zu den Colonien und fremden Völkern beruht ja auf dem Handelsverkehr. Was die Freunde der Compagnie, und seien es selbst so kundige Männer, wie Warren Hastings und Marquis Wellesley, zu ihren Gunsten sagen, verdient kaum der Beachtung. Es sind erkaufte Zeugnisse. Man weiß ja, wie trefflich die Hansa ihre Diener lohnt. Solche Zeugschaften haben zum Theil schon eine thatsächliche Widerlegung erfahren, werden sie künftig noch mehr erfahren." Und so ist's auch in der That ergangen.

Die Legislatur hatte sich bei der letzten Erneuerung des Freibriefes (1813) das Recht vorbehalten, in Handelssachen nachträglich Aenderungen vorzunehmen und hievon auch einigemal Gebrauch gemacht. Schon 1830 wurden von beiden Häusern Ausschüsse zur Untersuchung der Regierung und Zustände der indischen Länder, dann des Handels zwischen Großbritannien, Ostindien und China niedergesetzt und mehrmals erneuert. Diese Ausschüsse brachten die verschiedenen Geschäfte in sechs Unterabtheilungen: die Regierung Indiens und die Verwaltung der indischen Angelegenheiten in der Heimat; Handelsverkehr, Finanzen und Rechnungswesen; Abgaben und Einkommen; Gerichtsverfassung; Kriegswesen, Verkehr mit den benachbarten und auswärtigen Staaten. Ihre Berichte und Zeugenverhöre sammt den zu der Zeit dem Parlamente vorgelegten Papieren füllen dreizehn bis vierzehntausend enggedruckte Seiten in groß Quart. Dieses reiche Material enthält neben manchem Ueberflüssigen die sichersten Nachrichten, die wichtigsten Angaben zur Kenntniß aller Verhältnisse und Zustände der indischen Länder, worüber jährlich eine ungeheure Masse von Papieren und Schriften im indischen Hause und Controlamte zusammenlaufen. Nicht minder wichtig sind die Vorlagen über andere Zweige des öffentlichen Lebens Großbritanniens, seiner Colonien und der Welt im Allgemeinen. Diese Parlamentsliteratur von 1803 an, wo sie zuerst in solcher Ausdehnung

*) Vgl. American Almanack for 1849, 175.

beginnt, bis Ende 1852 füllt nicht weniger als 1721, auf öffentliche Kosten gedruckte, von ihrem Einbande so genannte Blaue Bücher, — reiche, freilich nicht selten nur im Auszuge mitgetheilte Quellen der neuen Geschichte.

Die Regierung und das ganze politische Getriebe Großbritaniens steht mit der Aemterjagd und dem Patronatswesen in innigem Zusammenhange. Die wichtigsten und einträglichsten Aemter wurden früher und werden zum Theil noch nur an Freunde der jedesmaligen Verwaltung verliehen. Dies gilt namentlich bei den auswärtigen Besitzungen. Sie bilden, gleichwie Domkapitel und Klöster im Mittelalter, herkömmliche Versorgungsanstalten für nachgeborne Söhne des Adels und der einflußreichen Mittelklassen. Dieser Mißbrauch ist die fressende Krankheit in allen Zweigen der englischen Kolonialverwaltung, der angloindischen Kriegsführung der letzten Jahre. Gleiches Unwesen herrscht in jeder Körperschaft, in jedem gesonderten Vereine; hierin bestehen die größten Vortheile ihrer Mitglieder. Die mächtigste Korporation des Landes, die ostindische Compagnie, erfreut sich aber des größten Patronats. Die Anzahl der Civilbeamten beläuft sich, bei den drei Präsidentschaften allein, auf eilf- bis zwölfhundert. Vom Jahre 1813 bis 1833 giengen 5092 Kadetten nach Indien, von 1834 bis 1852. sogenannte Schreiber 642, Hilfsärzte 798, Kadetten 5146, Marinekadetten 168, welche hier eine gute Besoldung und lebenslängliche Versorgung erhalten. Alle diese Anstellungen zerfallen nach einem alten Herkommen in 28 Theile, wovon je zwei der Vorsitzende und sein Stellvertreter im Directorium bekommen, einen jeder der 22 übrigen Directoren und zwei der Präsident der Oberaufsichtsbehörde. Durch solch eine Aemtervergebung leidet natürlich die indische Verwaltung, die indische Bevölkerung am meisten. Um nun den ärgsten Mißständen zu begegnen, ward die Schule zu Haileybury (1806) begründet, wo Söhne der Actieninhaber, der Diener und Freunde der Compagnie für die bürgerliche Verwaltung erzogen werden. Zur Heranbildung für den Kriegsdienst sind zu Woolwich und Addiscombe Schulen eingerichtet. Drei bis vierhundert junge Männer finden im Durchschnitt jährlich — von 1834 bis 1852 waren es 374 jedes Jahr — in beiden Zweigen, beim Militär- und Civilwesen, lebenslängliche Versorgung, wozu sie überdies auf Unkosten der indischen Bevölkerung ihre Erziehung erhalten. Zu Residenten bei den Lehensfürsten, zu Avancirungen im Amte und zu einer Menge Stellen in allen Zweigen der indischen Verwaltung, erheben und ernennen die Generalgouverneure und Statthalter der einzelnen Präsidentschaften.

Das Reformministerium Lord Grey wußte wohl, die Kompagnie werde sich, wenn auch mit Widerstreben, allen Wünschen des Landes fügen, sobald ihr nur das Patronat erhalten bleibt. Den Vorsitzenden im indischen Hause wurden nun, wie gewöhnlich geschieht, im Privatwege die Bedingnisse mitgetheilt, unter welchen die Regierung geneigt sei, den Freibrief zu erneuern: Alle Sonderrechte in Betreff des Handels, namentlich des chinesischen hören auf; die Compagnie ist ferner bloß eine politische Korporation ohne Länderbesitz, ihr bleibt jedoch im Namen der englischen Krone die Regierung Indiens und das damit zusammenhängende Patronatswesen, mit geringen Veränderungen, erhalten. Die Widerrede der Directoren, ihrer Freunde und Pensionäre, worunter auch Marquis Wellesley, das Kapital und die Interessen der Gesellschaft würden durch Freigebung des Handels, dessen Gewinnste bis jetzt die Dividende deckten, gefährdet, wurde leicht beseitigt. Die Dividende von zehn ein halb Prozent, eine jährliche Summe von 650,000 Pfund, soll jeder andern Leistung des indischen Schatzamtes vorausgehen; sie bleibt bis zur Rückzahlung des Actiencapitals auf den Grund und Boden Hindostans angewiesen. Und würde einstens die Hansa aufhören, so sollen 100 Pfund der Actie mit 200 eingelöst werden. Im Beginne des Jahres 1852 bestand sie aus 2322 Stimmen, wovon 311 Personen 2 Actien, 60 Mitglieder 3, und nur 42 vier Actien besaßen. Zur Sicherheit der Betheiligten werde jetzt schon eine Summe von zwei Millionen bei den Kommissären der Staatsschuld hinterlegt, welche so lange die Interessen zum Kapitale

schlagen, bis die zwiefache Summe des Actiencapitals, zwölf Millionen Pfund, beisammen sind. Dies wird aber erst 1885 der Fall sein, — so lange zahlt Indien, neben andern schweren Ausgaben, die hohe willkürlich angesetzte Dividende. Diese Anordnung ist mit ein Hauptgrund der Verarmung des Landes und der in den folgenden Jahren entstandenen Zerrüttung des indischen Finanzwesens.

Ueber die Aenderungen in der Regierung und Verwaltung Indiens, welche das Interesse der Compagnie und englischen Handelswelt, wofür jetzt hinlänglich gesorgt war, nicht unmittelbar berührten, konnte man leicht zum Verständniß kommen. Das Wohl und Weh der vielen Millionen asiatischer Unterthanen dünkte gar Manchem eine Nebensache. Man hat Indien, wie bereits 1773, 1783, 1794 und 1813 geschehen war, so gut es angehen mochte, noch einmal auf 20 Jahre verpachtet; Eigenthümer und Pächter, Krone und Compagnie suchten gute Geschäfte zu machen und sich gegenseitig so viel als möglich zu übervortheilen.

Ministerium und Compagnie verständigten sich, und der veränderte erneuerte Freibrief gieng schnell durch die beiden Häuser. Das Parlament zeigte wie immer geringe Kenntnisse und noch geringere Theilnahme — nur 80 bis 90 Mitglieder waren bei den Verhandlungen gegenwärtig — an den indischen Angelegenheiten. Auf Wellingtons Antrag ward die im Entwurf ausgesprochene Abschaffung der Sclaverei, in allen Ländern Hindostans, gestrichen. Es hieß jetzt bloß, die Sclaverei möge gemildert und sobald als möglich ganz aufgehoben werden. „Lord William Bentinck", erklärte der Marquis von Lansdowne im Oberhause, „habe man es vorzüglich zu verdanken, daß Indien für seine verschiedenen Bedürfnisse und Lasten ausreiche; es gehörte alle seine Beharrlichkeit, sein ganzer Muth dazu, die zahlreichen Ersparnisse durchzuführen." Ein Antrag Buckinghams, Herausgebers des Calcutta Journals, im Hause der Gemeinen, die Erneuerung des Freibriefes zu vertagen, fand keine Unterstützung. Vergebens wurde bemerkt, es sei ganz ungeeignet, einer Actiengesellschaft die Regierung eines Reiches von hundert Millionen — 152 Millionen nach den letzten (1852) amtlichen Angaben — zu überlassen: es sei ungeeignet, die Eingebornen Hindostans mit Steuern zu belasten um die Dividende, die vielen andern Forderungen und Bedürfnisse einer immer wechselnden Körperschaft in England zu bezahlen, — an drei Millionen Pfund jährlich, welche niemals wieder nach Indien zurückkehren.

Die Regierung des angloindischen Reiches ist nun der Compagnie (28 Aug. 1833) auf noch zwanzig Jahre, bis zum 30 April 1854 verliehen. Mit dem nächsten Jahr bereits (22 April 1834) geht all ihr sonderrechtlicher Handel, namentlich der chinesische zu Ende. Die oberste Gewalt aller bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten der indischen Regierung beruht auf dem Oberstatthalter und seinen vier Räthen. Sie verfügen unter der Formel: Der Oberstatthalter von Indien im Rathe. Die andern Präsidentschaften, aus einem Statthalter und drei Räthen bestehend, sind ihnen untergeordnet; die Präsidentschaft Bengalens mag mit der Stelle eines Generalgouverners verbunden sein, was gewöhnlich der Fall ist, oder auch nicht. Die neueingerichtete vierte Regierung für die nordwestlichen Lande erhielt bald, um die Kosten zu mindern, einen Vicegouverneur, welcher zu Agra residirt. Die Besoldung des Oberstatthalters ist 240,000, die eines Rathsherrn 96,000, des Statthalters der andern Regierungen 120,000, der Rathsherrn 60,000 Sicca Rupien, jede zu 2 Sch. 1 Den. gerechnet. Ueberdieß erhält der Oberstatthalter 5000, jedes Rathsmitglied 1200, die Statthalter 2500 Pfund zur Ueberfahrt. Der Oberstatthalter im Rathe kann bestehende Verordnungen und Gesetze aufheben und neue erlassen, welche die Kraft von Parlamentsbeschlüssen haben. Deßhalb heißen sie auch nicht mehr, wie während der letzten vierzig Jahre (1793 — 1833) Verordnungen, sondern Acte oder Gesetze der obersten Regierung.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juni.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1854.

1. Memorials of Indian Government.
2. Statistical papers.

(Schluß.)

Der Oberstatthalter im Rathe besitzt, gleichwie die Legislatur der Heimat und Kolonien, die gesetzgebende Gewalt. Es ist Sitte, die auf Eigenthum, auf Religion und andere wichtige Angelegenheiten bezüglichen Acte, drei Monate vorher im Entwurf auszugeben, um die Meinung der Einheimischen zu erforschen, ihre Widerreden und Bedenklichkeiten hervorzurufen. Diese werden der Prüfung unterworfen und nach Befund der Umstände die endliche Abfassung der Gesetze angeordnet.

Um Thatsachen zu sammeln und die Vorarbeiten zu besorgen, wurde ein Gesetzgebungsausschuß für Indien eingerichtet. Nach Verlauf einiger Jahre war bereits ein allgemeines Strafgesetzbuch vollendet; es wurde (1837) dem Druck übergeben und Rechtskundigen in Europa und Asien zur Begutachtung übersandt. Dieser Gesetzgebungsausschuß ist vom Anfang beim Hof der Directoren und den indischen Behörden ungern gesehen. Die selbständige Stellung, welche er vermöge des Freibriefs einnahm, erregte Mißwollen und Eifersucht. Bald weiß man seinen Wirkungskreis zu beschränken, später, dem Wesen nach, ihn ganz zu beseitigen. Die Gesetzbücher des Ausschusses sind, obgleich sie von Männern, der indischen Verhältnisse kundig, empfohlen wurden, bis auf diesen Tag (1851) noch nicht eingeführt.

Die Unterthanen Großbritanniens können sich in bestimmten Ländern Indiens, ohne irgend höhere Ermächtigung, niederlassen und Ländereien erwerben, in andern ist noch eine Erlaubniß nothwendig, doch ist dem Oberstatthalter im Rathe gestattet, auch diese für geöffnet zu erklären. Die Einheimischen gegen Unbill von Seiten dieser neuen Insassen zu schützen, wurden (1849) alle Engländer, mit Ausnahme der in den drei Hauptstädten, Calcutta, Madras und Bombay, gleichwie die Eingebornen, unter die Gerichtshöfe der ostindischen Compagnie gestellt. Vor 1813 waren Briten den indischen Gerichten gar nicht unterworfen, nach dem erneuerten Freibrief jenes Jahres, konnten sie in Indien nur bis zu 500 Rupien gestraft werden. Mit der freigegebenen Niederlassung, wovon zwar nur wenige Gebrauch machten — es leben (1852) außer den Bediensteten kaum 10,000 Engländer in Indien — war die Aenderung des Gesetzes unumgänglich nothwendig geworden.

Religiöses Bekenntniß, Farbe, Geburtsort und Abstammung bedingen von nun an, nach dem Wortlaute des neuen Gesetzes, keinen Unterschied mehr in den staatlichen und bürgerlichen Rechten; sämmtliche Unterthanen Großbritanniens können zu allen Aemtern und Stellen gelangen. Die Anzahl der Eingebornen, welche seit der Zeit Stellen erhalten, mehrt sich seit dem neuen Gesetze mit jedem Jahre. Es waren 1197 im Jahre 1828 und 2813 im Jahre 1849. Die Gerichtshöfe verhelfen nach spätern Anordnungen den Proselyten zu ihren bürgerlichen Gerechtsamen. So mußte durch den Ausspruch des obersten Gerichtshofes zu Bombay (1851) die brahmanische Frau eines christlichen Hindu zu ihrem

Gatten zurückkehren. „Das Gesetz von 1850“, sprach der Richter, „ist der Freibrief aller religiösen Bekenntnisse; der Religionswechsel darf von nun an keines Menschen Rechte vermindern. Wenn ein Christ Muselman würde, er könnte sein Weib zwingen, mit ihm zu leben und wenn sie auch Christin bliebe. Nach dem Hindugesetz gehört das Weib nicht mehr ihrer Familie, sie ist ein Glied des Hauses ihres Mannes geworden. Und wo wäre auch eines Weibes Tugend sicherer, als unter dem Schutze ihres Gemahls!“

St. Helena sammt den öffentlichen Gebäuden und Vorräthen wird der Krone abgetreten. Alle Handlungen und Verfügungen des Hofes der Directoren, das Patronatwesen abgerechnet, stehen unter Aufsicht des indischen Ministeriums oder Controlamtes; der Hof ist verpflichtet, jährlich einen Rechenschaftsbericht über Einnahmen und Ausgaben, über das Schulden- und Pensionswesen des indischen Reiches, so wie die Acten des Oberstatthalters im Rathe dem Parlamente vorzulegen.

Die Aufmerksamkeit Großbritanniens ist seit der Zeit in höherm Grade der innern Verbesserung und neuen Culturen Indiens zugewendet. Man sucht ehemals unbekannte Ausfuhren; man sinnt auf Erleichterung des Verkehrs mittels Kanäle und Eisenbahnen. Bereits sind während der letzten Jahrzehnte Gegenstände zur Ausfuhr gekommen, woran früher Niemand dachte: Leinsamen, Rum, Tabak, Linnen, Talg, Reis, Kaffee und Schafwolle in großen Massen. Die Hochebenen Dekkans und die Länder der Radschputen, die Provinz Delhi und die südlichen Alpenlandschaften des Himalaya sind für Schafzucht trefflich geeignet. Am wichtigsten bleibt aber immer die Gewinnung roher Baumwolle. Die Staude soll in solcher Menge gepflanzt werden, daß Indien, was auch leicht möglich ist, den Bedarf für den englischen Markt aufbringen könne. Im Jahre 1800 betrug die Einfuhr der Baumwolle in England 66 Millionen, und nach Verlauf eines halben Jahrhunderts nahe an 800 Millionen Pfund, wovon Indien bereits zwischen 70 und 80 Millionen liefert. Dies würde jedoch eine Herabsetzung der Steuern erheischen, damit die Baumwolle so wohlfeil erzeugt werden könne wie in Amerika. Der Steuerdruck lastet aber in dem Grade auf den armen indischen Bauern, daß sie jammervolle Klagen erheben: „Es wird uns bloß die Haut gelassen.“ Indien müßte in dem Falle nicht zum Vortheil eines fernen Volkes ausgebeutet, sondern für sein eigenes Beste regiert werden, — Forderungen und Wünsche, welche kaum mit einer Fremdherrschaft verträglich sind.

Karl Neumann.

Ueber den Dolichenus-Cult. Vom Custos J. G. Seidl. Wien 1854. (Aus den Sitzungsberichten der philos. histor. Classe der k. k. Akademie der Wissenschaften XII.)

Das alt-italische Schwergeld im k. k. Münz- und Antiken-Cabinette zu Wien. Beschrieben vom Custos J. G. Seidl. Wien 1854. (Aus den Sitzungsberichten der k. k. Akademie der Wissenschaften XI.)

---

1. Ein in Szlankament in Ungarn gefundenes, vor einigen Jahren in das k. k. Antikenkabinet zu Wien gebrachtes noch nicht publicirtes Monument des Juppiter Dolichenus nebst zwei auf denselben Gott bezüglichen Inschriften derselben Sammlung haben die Veranlassung zu dieser Monographie gegeben, in welcher Hr. S. mit Sorgfalt und Genauigkeit alle bildlichen Darstellungen, Inschriften und sonstigen Zeugnisse des Alterthums, welche von diesem Cultus Nachricht geben, zusammenstellt und bespricht.

Das neue Monument ist die Marmorstatue eines bärtigen Kriegers in römischer Rüstung, die mit einem Adler geschmückt ist, der Kopf war bedeckt, wahrscheinlich mit einem Helm; der rechte Arm fehlt, auch der Gegenstand, welchen die linke Hand gefaßt hielt; ohne Zweifel waren Axt und Blitz die Attri-

bute des Gottes. Er steht auf einem stämmigen schreitenden Stier, der den rechten Vorderfuß auf einen Widderkopf setzt und einen Adler auf dem Kopf trägt; ein kleiner mit einem Adler verzierter Cippus dient ihm als Stütze. Die Inschrift an der Basis

I O M DOL.
AVRELII. SABINIANVS ET MA
XIMVS ET APOLLINARIVS SAC·
VOT. L. L. POS.

giebt vollständigen Aufschluß über die Deutung der Statue.

Außer diesem sind die ähnliche in Marseille gefundene, jetzt in Stuttgart aufbewahrte Marmorstatue, ferner die interessanten beiden Bronzeplatten aus Ungarn und die verwandte aus Haddernheim genau abgebildet, sowie von den übrigen nicht mehr zugänglichen Monumenten die früheren, offenbar nicht durchaus zuverläßigen Abbildungen wiederholt sind. Mit diesen stellt Hr. S. ein Silberfigürchen des Wiener Antikenkabinets und die bekannte von Lewezow als Iuppiter Imperator herausgegebene Bronze des Berliner Museums zusammen. Die Aehnlichkeit derselben mit dem Wiener Marmor ist allerdings frappant und es wäre erwünscht, wenn eine Untersuchung der Bronze ergebe, daß sie ursprünglich auf einem Stiere gestanden haben könne.

Ferner sind hier die Inschriften, welche mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit auf Iuppiter Dolichenus zu beziehen sind, 68 an der Zahl, mit sorgfältiger Angabe der Litteratur und kurzen Erläuterungen zusammengestellt; die verdächtigen bilden den Schluß (57 — 68), unter denen besonders 62 merkwürdig ist, die aber, so lange sie nicht besser beglaubigt ist als durch Muratoris schedae, allerdings keine fides für ihre wunderbaren Angaben verdient. Entgangen ist Hrn. S. nur die interessante 1852 in Remagne gefundene Inschrift, welche Prof. Braun im Winkelsmannsprogramm des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande 1852 herausgegeben und erklärt hat. Sie lautet:

IN. H. DD
ARCIAS MARI
NVS SACERDO
S DOLICHENI
DONVM DONA
VIEQVI+BVS
CHORTIS IFDE
CIO E CRATOCOS

und gehört ins Jahr 250 n. Chr. Sehr passend hat Braun eine Inschrift bei Mommsen IRN 1116 verglichen, in welcher die cohors prima Flavia Commagenorum erwähnt wird.

Mit vollem Recht hat Hr. S. sich durch die neuesten Versuche einiger Slaven, den Namen Dolichenus aus dem Slavischen zu erklären, nicht beirren lassen, sondern hält an der Ansicht fest, daß er von Doliche, einem Ort in Kommagene, abzuleiten sei. Wir haben dafür das Zeugniß des Stephanos von Byzanz unter *Δολίχη*. — *ἔστι καὶ Δολίχη πόλις τῆς Κομμαγηνῆς· ἐθνικὸν Δολιχαῖος Ζεύς· οἱ δ' ἐωιχώριοι Δολιχηνοὶ λέγονται.* Der Irrthum in dieser Bemerkung ist wohl kaum dem Stephanos zuzuschreiben, denn die Inschriften sowie die auch von Hrn. S. angeführten Münzen lehren, daß gerade umgekehrt die Einwohner *Δολιχαῖοι* und Zeus *Δολιχηνός* genannt wurde. Hr. S. weist nach, daß aus dieser Gegend von Asien verschiedene locale Cultusformen in der Kaiserzeit allgemeine Geltung auch im Occident erhielten, welchen der Iuppiter Dolichenus durchaus verwandt ist. Auch seine Attribute, sowie seine Stellung auf dem Stiere werden als asiatische Eigenthümlichkeiten durch analoge Erscheinungen hinreichend begründet. Für den letzteren Umstand beruft sich Hr. S. mit Recht besonders auf die neuerdings mehrfach besprochenen Münzen von Tarsos, welche ein auf einem Löwen stehendes bewaffnetes Götterbild darstellen, das dem Iuppiter Dolichenus dadurch ganz verwandt erscheint. Ein Typus dieser Münze zeigt eine Pyramide auf einer viereckigen Basis errichtet, an welcher das beschriebene Idol abgebildet ist; nach R. Rochette (Herc. Assyr. p. 178 ff.) ist dies die *πυρά* des tarsischen Herakles. Es scheint nicht zu bezweifeln, daß die dreieckigen in Römlöd in Ungarn und Had-

dernheim gefundenen Bronzeplatten, welche zur Bekleidung einer dreiseitigen Pyramide bestimmt waren, von deren Basis auch die deutlichen Spuren erhalten sind, Ueberbleibsel eines Cultusgeräthes sind, welches jenem auf den Münzen von Tarsos dargestellten in der Form und gewiß auch der Bedeutung nach verwandt war. Eine vollständige Deutung der auf diesen merkwürdigen Platten zusammengestellten Gottheiten wird freilich nur aus einer sehr vollständigen Durchforschung der Monumente hervorgehen können, die sich auf den Synkretismus des späten Heidenthums beziehen.

Hr. S. zieht aus der Musterung der Inschriften das Resultat, daß der Cult des Dolichenus, den wir von der Zeit der Antonine bis Licinianus verfolgen können, durch die Soldaten, welche theils aus Kommagene gebürtig waren, theils dort im Quartier lagen, angenommen und verbreitet wurde, daher er sich meistens auf Militärinschriften und hauptsächlich in den nördlichen Provinzen erwähnt findet, ungleich seltener und später in Italien. Daß er aber auch in Rom Platz gefunden hat, beweist die Erwähnung des Dolocenum d. i. eines Heiligthums des Dolochenus, welche Form statt Dolichenus auch sonst vorkommt, nach der richtigen Lesart des curiosum und der notitia urbis, in der dreizehnten Region auf dem Aventinus.

2. Das k. k. Antikenkabinet in Wien besitzt 250 Stücke, welche dem aes grave angehören; Hr. S. hat die dankenswerthe Mühe übernommen, „das Contingent der kaiserlichen Sammlung zum Behufe einer wissenschaftlichen Discussion zu stellen, in welcher die Acten noch lange nicht geschlossen sein dürften.“ Er hat sämmtliche Stücke, genau beschrieben und gewogen, in einem Verzeichniß zusammengestellt, dem er die geographische Ordnung zu Grunde gelegt hat. Dabei sind sorgfältig sowohl die Verweisungen auf andere Abbildungen und Beschreibungen mitgetheilt, als die verschiedenen Ansichten der italienischen und deutschen Forscher übersichtlich berichtet. Hr. S. hat also nur die bescheidene Stellung eines Referenten eingenommen und behauptet, ohne eine Entscheidung geben zu wollen; allein durch die vorurtheilsfreie, zuverläßige Feststellung des objectiven Thatbestandes für die endliche Lösung schwieriger Fragen die Grundlagen zu sichern ist jedenfalls ein wissenschaftliches Verdienst, das auf dankbare Anerkennung gerechtere Ansprüche hat, als vorschnelles Absprechen.

O. Jahn.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Dr. A. v. Daniels, Dat buk wichbelde recht. Das sächsische Weichbildrecht. Nach einer Handschrift der k. Bibl. zu Berlin von 1369. Berlin 1853.

Joh. Merkel, Lex Saxonum. Berlin 1853.

Der Sachsenspiegel, nach der ältesten Leipziger Handschrift herausg. von Prof. Dr. J. Weiske. 2 Aufl. Leipzig 1853.

Dr. Sommer, Geschichtl. und dogmatische Entwickelung der bäuerlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland. Bd. 1 — 3. Hamm 1823 — 30.

Wilh. Wackernagel, Das Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel in deutscher Aufzeichnung des 13 Jahrhunderts. Basel 1852.

A. Ritter, Wechsel-, Handels- und Concurs-Gesetzbuch für Ungarn. Pesth 1852.

F. Schuster, Die Civilprozeßordnungen für d. Königr. Ungarn, Croatien und Slavonien. Lief. 1. 2. Wien 1852.

E. Persil, Des sociétés commerciales ou commentaire sur les sociétés en général. Par. 1833.

(Fortsetzung folgt.)

Das Inhalts-Verzeichniß des XXXVIII Bandes liegt bei.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1854, Band XXXVIII.

Die Ziffer verweist auf die Nummer des Blattes.

Alciphronis epistolae etc. ed. ab Aug. Meinekio. Lips. 1853. 52.

Carisch, Taschenwörterbuch der rhätoroman. Sprache in Graubünden. Chur 1848. 13.
— — gramm. Formenlehre der deutschen u. rhätoroman. Sprachen. Chur 1852. 13.
Conzen, Geschichte Bayerns. Münster 1853. 69.

D'Avezac mémoire sur Ethicus. Paris 1852. 31.

Eckhard, Grundzüge der Physiologie des Nervensystems. Gießen 1854. 59.

Gregory-Gerdings organische Chemie. Braunschweig 1854. 22.
Grisebach commentatio de distributione Hieracii generis etc. Göttingen 1852. 22.

Hermann C. Fr., die Hadeskappe. Göttingen 1853. 54.
Hough, William, political and military Events in British India from the years 1756 to 1849. London 1853. 1.

Jahresberichte des Carolino-Augusteum v. Salzburg. Salzb. 1853. 70.
Ilgeniana. Erinnerungen an Dr. K. D. Ilgen v. W. N. Leipzig 1853. 17.

Kaye, Memorial of Indian Government being a select. from the papers of H. St. George Tucker. London 1853. 76.

Lanz, Karl, Actenstücke und Briefe zur Geschichte K. Karl V. Wien 1853. 7.
Ledebur, v., dynast. Forschungen. Berl. 1853. 67.

Menzel, W., Geschichte Europa's vom Beginne der franz. Rev. 2 Bd. Stuttg. 1853. 34.
Muspratt, Chemie in Anwendung auf Künste u. Gewerbe. Uebers. von Stohmann. Braunschweig 1854. 64.

Oppert, les inscriptions des Achémenides. Paris 1851. 14. 56.
Otto, Additamenta zur Flora des Quadersandsteins in Sachsen. Leipzig 1854. 62.

Panofka, Th., zur Erklärung des Plinius. Berlin 1853. 54.
Pertz de cosmographia Ethici. Berol. 1853. 31.

Rammelsberg, Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie. Berlin 1853. 27.

Schmid, L., Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen. Tüb. 1853. 66.

Schmidt, W. Adolf, Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs des Großen. Berlin 1851. 4.
Seidl, über den Dolichenus-Cult. Wien 1854. 78.
— — das alt-italische Schwergeld. Wien 1854. 78.
Shanghae Almanac for 1852 and 1853. 38.
Stälin, Martini Minoritae continuatio suevica posterior. Stuttg. 1854. 67.
Statistical papers. India. 1853. 76.
Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789 — 1795. I Bd. Düsseld. 1853. 34.
Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Kronstadt 1852. 53. 65.
Trikupis' Geschichte des hellen. Aufstandes. London 1853. 6. 39. 71.
Wuttke, die Kosmographie des Istrier Ethicus. Leipzig 1853. 31.
Zinkeisen, der Jakobinerklub. Berl. 1852. 34.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung zur 95 Stiftungsfeier der Akademie:
v. Thiersch, Rede. 47 — 51.

Sitzungen der Classen;

Philosophisch-philologische Classe;

Sitzung am 10 Decbr. 1853:

Halm, über Ciceronis oratt. neue Ausgabe. 19.

Sitzung am 14 Januar 1854:

Haneberg, über die Schriften des Scheich Ibn Arabi. 44.

Sitzung am 11 Febr. 1854:

Prantl, über Geschichte der Logik. 46.

Sitzung am 6 May 1854:

Streber, über die Münzen des Erzbischofs Hartwich von Salzburg (991 — 1023). 75.

Mathematisch-physikalische Classe:

Sitzung am 10 Decbr. 1853:

Roth, über seine Reise nach Griechenland und Syrien. 29.

Sitzung am 14 Januar 1854:

Vogel, jun., über den chemischen Vorgang des Keimens. 41.

Sitzung am 11 Febr. 1854:

Wagner, über urweltliche Arten von Wirbelthieren nach Auffindungen in Griechenland. 42.

v. Kobell, über Chloritoid von Bregratten in Tirol u. s. w. 42.

— — über die Bestimmung von Thonerde und Eisenoxyd. 43.

Vogel, jun., über die Erzeugung hoher Temperaturen. 43.

— — über das Verhältniß des amorphen Phosphors zur Vegetation. 44.

Sitzung am 11 März:

v. Martius, über Sachse's Beobachtungen über die Witterungs- und Vegetations-Verhältnisse des Dresdner Elbthals. 73.

Wagner, über die Auffindung des Hypudaeus Nageri im bayrischen Hochgebirge nebst Bemerkungen über den H. petrophilus. 73.

Sitzung am 8 April:

Vogel, jun., über Zersetzung einiger oxalsaurer Metalloxyde. 74.

— — über die Einwirkung der concentrierten Schwefelsäure auf organische Körper. 74.

Sitzung am 13 Mai:

Vogel, jun., über eine neue Art von Trichterröhren. 74.

Historische Classe;

Sitzung am 17 Decbr. 1853:

Gerstner, über ein Manuscript des Erasmus Vend „Epitome rerum bavaricarum“ 10, 11.

Muffat, über das Rathhaus in München. 11, 12.

Sitzung am 21 Jan. 1854: 44.

Sitzung am 18 Februar:

Muffat, über ein geistliches Schauspiel vom J. 1510. 44.

Sitzung am 20 Mai:

v. Sprunner, über historische Karten. 75.

Verzeichniß der in den Sitzungen der 3 Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften. December 1853. 12. Januar 1854. 12, 21, 30. Februar. 51. März. 51. Mai. 75.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs im Jahre 1853:

4 Quartal. October — December. 9, 18, 28, 40, 61, 63, 64, 66, 69, 78.

BINDING SECT. MAY 1 8 1982

AS 182 M82 Bd.37-38
Akademie der Wissenschaften, Munich
Gelehrte Anzeigen
9

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY